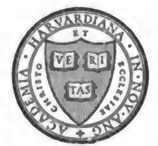


Der kaufmann zu allen zeiten: oder, Buch berühmter kaufleute

Otto Spamer




HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
ACADEMIA IN NOV·ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Gallerie

hervorragender

Kaufleute und Förderer des Handels

sowie

Erfinder und Meister

auf dem Gebiete der Industrie, Technik und Gewerbthätigkeit.

Zweite Sammlung:

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Herausgegeben

von

Franz Otto.



Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, Tonbildern, Frontispicen ꝛc.

Leipzig & Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1869.



Buch berühmter Kaufleute. II. Titelbild.

Franz Otto.

FORTUNA

Der Kaufmann zu allen Zeiten

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der

Kaufmann zu allen Zeiten

oder

Buch berühmter Kaufleute.

Zweite Sammlung.

Vorbilder,

Charakter- & Zeitgemälde, vornehmlich Schilderungen interessanter Lebensgänge

hervorragender

Kaufleute, Industrieller, sowie Förderer des Handels.

Mit Beiträgen von

Dr. Richard Andree, Insp. J. J. Binder, Dr. F. Coßmann, Professor Dr. J. Engelmann, Dr. Joh. Falke, Professor Dr. H. Göll, Dr. H. Hirschbach, G. Jaquet, Direktor Dr. H. Keferstein, Hofrath Dr. H. Kuenzel, Franz Luckenbacher, Geh. Rath Dr. J. F. Neigebaur, Dr. Oscar Peschel, K. de Roth, Professor A. E. Fr. Schäffle, O. B. Schuhmann, Dr. Karl Wartenburg, herausgegeben

von

Franz Otto.



Mit über 230 in den Text gedruckten Abbildungen, zahlreichen Tonbildern und einem Frontispice.

Leipzig & Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1869.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Als wir dieses in der ersten Sammlung unter dem bekannten Titel „Buch berühmter Kaufleute“ begonnene größere Werk in Angriff nahmen, waren wir uns der Schwierigkeiten, welche die übernommene Aufgabe mit sich brachte, wohl bewußt. Dieselben sind im Laufe der Zeit keineswegs geringer geworden, vielmehr in einem Grade angewachsen, daß wir uns nicht im Stande sehen, dem Publikum diese Sammlung noch im Jahre 1868 vollständig vorzulegen, wie dies vordem in unserer Absicht lag.

Die Hauptschwierigkeit bei Weiterführung dieses Unternehmens bestand in der literarischen Herstellung einzelner Partien, in Betreff deren das zur Hand gewesene Material sich oft unzureichend erwies oder die vorhandenen Quellen nur spärlich flossen. Nicht mindere Mühwaltungen verursachte die Beschaffung passender Illustrationen, wollte man nicht unzuverlässige Vorlagen so benutzen, wie sie eben verfügbar waren. Immerhin sind wir unseren bisherigen Freunden dafür dankbar, daß sie das hieraus erfolgende langsamere Erscheinen uns nicht in Anrechnung brachten, vielmehr zum größeren Theil bei Weiterführung unseres Werkes uns treu geblieben sind. Aber es bedarf auch, sollen größere Unternehmungen gleich der vorliegenden gedeihen, der nachhaltigsten Förderung seitens derjenigen Kreise, für die unser Buch zunächst bestimmt wurde. Leider ist jedoch bei dem deutschen Kaufmannsstande das Interesse für Literatur, ja das Bedürfniß für tüchtige Fachwerke noch immer nicht in dem Grade rege, wie es allseitig zu wünschen, wenn man an die Erhebung eines Handelsmannes mit engbegrenztem Gesichtskreise zu einem weitausschauenden Kaufmanne denkt. Ohne die Kenntniß von Welt und Menschen, höheren Geschäfts- und Gesellschafts-Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart ist die Gewinnung einer angeseheneren Lebensstellung heute fast undenkbar geworden.

Und gerade ein solches Buch, wie das vorliegende, verdient vor Allem die nachhaltige Unterstützung des Kaufmannsstandes nach allen Seiten seiner Wirksamkeit. Denn es giebt weder auf dem Gebiete der deutschen, noch in den hier einschlagenden ausländischen Literaturen ein Buch von ähnlicher Durchführung. Möglich, daß sich auch an anderen Orten das Bedürfniß nach einer Handelsgeschichte in Bildern und Biographien geltend gemacht hat: aber man ist dort wahrscheinlich vor den Schwierigkeiten zurückgetreten, die zum Theil wenigstens überwunden zu haben, wir uns zur Ehre anrechnen. Dem kundigen Leser ist es wohl

bekannt, daß es trotz aller Anregungen seit und durch L. Heeren (vergl. dessen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel") an einem hervorragenden Werke noch immer fehlt, welches eine Geschichte des Handels bis in die Gegenwart darbietet. Dr. Karl Andree's vortreffliche „Geographie des Welthandels" kann naturgemäß ihren Schwerpunkt nicht in den geschichtlichen und technisch-industriellen Beziehungen suchen wollen, unser verehrter Freund Dr. H. Scherer dagegen hat sein mit so großem Beifall aufgenommenes Werk „Geschichte des Welthandels" leider nicht weiter fortgesetzt. Was ferner nach derselben Richtung hin Baer, Engelmann und Andere leisteten, erhebt sich, den zunächst im Auge behaltenen Absichten gemäß, nicht über die Zwecke der Schule hinaus. Ein Werk gleich dem vorliegenden, eine populäre Geschichte des Handels in Biographien sowie der Industrie-Entwicklung nach ihren Hauptrichtungen und Entwicklungsphasen, zu welcher wir hiermit freilich nur den Grund gelegt zu haben glauben, ist indessen bisher von keiner Seite versucht worden.

Betrachten wir sonach das hier Dargebotene, wir betonen es nochmals, für keineswegs mehr als die gewonnene breite Basis zu einem bei Veranlassung von ferneren Auflagen weiter zu entwickelnden großartigeren und dann wohl auch noch mehr befriedigenden Werke: so ist doch in den vorliegenden Sammlungen für unsere Zwecke bereits mehr Material verarbeitet worden, als zu bewältigen die meisten der hier in Betracht kommenden Autoren bei der Natur sowie dem Umfang ihrer Werke beabsichtigen konnten.

Von der Weiterführung unseres Programms nach der technisch-industriellen Richtung hin müssen wir jedoch zur Zeit absehen, so umfassend auch das nach der Seite der Erfindungen, der Industrie und Technik uns zu Gebote stehende Material ist. Leider ist unser Publikum nicht in dem Grade für Werke gleich dem vorliegenden groß genug, um mit Sicherheit einem entsprechenden Lohne für weiterreichende Anstrengungen entgegen sehen zu dürfen, der nur in Erreichung eines außergewöhnlichen Erfolges bestehen könnte. Die in dem Vorwort zur ersten Auflage in Aussicht gestellte Fortsetzung, behandelnd die „Erfinder und Meister auf dem Gebiete der Industrie und Technik", behalten wir uns daher für eine spätere Zeit vor. Vielleicht werden bis dahin auch die beiden vorliegenden Sammlungen einer neuen Auflage bedürfen, und es stehen dann der Erweiterung dieses Werkes nicht die Bedenken entgegen, welche bis zur Stunde noch nicht gehoben sind.

In Betreff des in dieser Sammlung Gebotenen wird die in der Einleitung „Was wir wollen" zu findende Erörterung des für uns maßgebend gewesenen Standpunktes nicht überflüssig scheinen.

Inhalts-Uebersicht

zum

Kaufmann zu allen Zeiten.

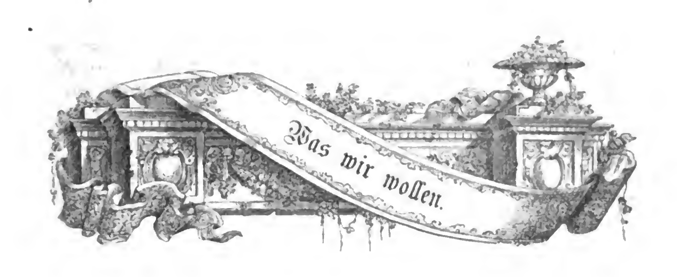
Zweite Sammlung des „Buch berühmter Kaufleute."

Das Materien-Register sammt Nachweis der Illustrationen zur ersten und zweiten Sammlung ist der zweiten am Schlusse derselben beizubinden.

Menschen- und Vaterlandsfreunde.

Die zehn Tonbilder

gehören zu folgenden Stellen des Werkes.



Als wir in der ersten Sammlung den Leser auf das Hauptgebiet des Handelsverkehrs während des Mittelalters führten, beabsichtigten wir, ihn rascher zu den vorzüglichsten Entwickelungsphasen der späteren Verkehrsbewegungen gelangen zu lassen. Aus diesem Grunde mußte der „Kaufmann im Alterthum" einstweilen unberücksichtigt bleiben. In der vorliegenden Sammlung dagegen haben wir dieses Thema an die Spitze unserer Betrachtungen gestellt und das Bild der Haupthandelsrichtung, von Südeuropa aus nach dem Morgenlande längs der Küsten des Mittelmeeres, dadurch vervollständigt, daß wir dem Leser in dem Florentiner Balducci Pegolotti und dem Franzosen Jacques Coeur mehrere der vornehmsten Förderer des Handels vorführen und in dem Lebensgange des Letztgenannten zugleich ein Bild des jähesten Schicksalswechsels während jener Periode voll Gewaltthätigkeit und Rechtsunsicherheit entrollen.

Darauf richten wir unsere Blicke nach dem Weltverkehr im Osten von Europa, indem wir den Ursprung des alten russischen Handelshauses der Strogonow aufsuchen, damit die Geschichte der Eroberung von Sibirien in Verbindung bringen und hieran wiederum den Pelz- und Theehandel des riesigen Reiches der Zaren reihen. Auch hinsichtlich der Gewinnung von Eisen und Gold empfahl es sich, im Osten die Anknüpfung an die Bergwerksindustrie des Ural zu suchen, gleichbedeutend mit dem Hervortreten der Demidow's, eines der vornehmsten unter den heutigen russischen Fürstengeschlechtern. — Wie wir für die Verarbeitung der Wolle in den Niederlanden und Deutschland, sowie für die Zeug-Industrie überhaupt, in dem Geraer Kaufherrn Nikolaus de Smit einen würdigen Repräsentanten fanden, so ließ sich die Geschichte des Tabakshandels vereinigen mit der Person und Wirksamkeit von Paul Petrowitsch Poschowsky, ein Kaufherr Rußlands wie er sein soll, in demselben Grade achtenswerth, als ein späterer Berufsgenosse, Gottlob Nathusius, der Gründer der Etablissements von Althaldensleben, für das Vorbild eines deutschen Geschäftsmannes gelten kann.

Die Schilderung der Zustände in dem aufstrebenden, während der Regierung des großen Friedrich rasch bis zum Großstaat emporsteigenden norddeutschen Königreiche wird der geneigte Leser nicht vermissen in dem Lebensbild des trefflichen Johann Ernst Gotzkowsky, eines jener unermüdlichen Menschenfreunde, wie die Annalen der Humanität und die Geschichte des Handels nur wenige von gleicher Edelsinnigkeit aufzuweisen vermögen. Die weitere Entwicklung Preußens in Bezug auf innere und äußere Verhältnisse, vornehmlich der Auf- und Niedergang von Handel und Wandel im „nordischen Venedig", konnte passend an das Auftreten des würdigen J. J. Kabrun in Danzig angeknüpft werden, dessen Vaterstadt zu einem Städtebilde recht ausgiebige Unterlagen bot. — Die Verbindung unseres Welttheils mit dem fernen Indien vermittelst Handel und Wandel ließ sich abhandeln in dem vorhergegangenen Lebensbilde des von Englands Königin geadelten Dschamsitdschi Dschischibhoy, einem Abkömmling der Parsi, jenes Volkes von Kaufleuten, das im Westen und Süden Asiens kaum eine weniger bedeutende Rolle spielt, als bei uns die Anhänger der Satzungen Mosis.

Auch diesmal bildet den Mittelpunkt dieser Sammlung die für den Gesammthandel so überaus wichtige Faden-Industrie. Zuerst ist es die Seide, deren Verarbeitung uns beschäftigt, indem wir unsern Lesern in dem Erfinder des Jacquard-Webstuhls einen ebenso verehrungswürdigen Menschen, als hervorragenden Bahnbrecher auf einem besonderen Gebiete des Manufakturwesens vorführen. An dasselbe Thema ließen sich deutsche Namen knüpfen: wie Heinrich Rapp aus Schwaben, der freilich nach kurzem Wirken schon wieder aus der kaum betretenen Arena scheidet, sowie Friedrich von Diergardt, der Begründer der fortblühenden und zu hoher Bedeutung gelangten Etablissements in Viersen und M.-Gladbach. — Wie sich die Baumwollen-Verarbeitung nach dem Süden von Italien verbreitete und bald schon nach dem Bekanntwerden des mechanischen Webstuhles weiterhin in der Schweiz sich fort und fort entfaltete: dies berichten wir in einem folgenden Abschnitte, wozu die Namen von Schweizer Industriellen, gleich J. J. Egg, Gründer der Fabriken zu Piedimonte in Neapel, Heinrich Kunz, „der Spinnerkönig", Josabe Raschle und Tobias An der Egg, die Miturheber der Industriethätigkeit im Toggenburg, passende Veranlassung boten. — Die in der ersten Sammlung bereits begonnene Geschichte eines besonderen Zweiges der Gewebemanufaktur, des Kattundrucks, vervollständigen wir durch Schilderung des Lebens und der Thätigkeit eines der ausgezeichnetsten Industriellen unter dem ersten französischen Kaiserreich, des wackern Christ. Philipp Oberkampf aus Weißenburg, des Begründers der vormals hochberühmten Etablissements von Jouy, während die Schilderung der Wirksamkeit von Johann Liebieg in Reichenberg zusammentrifft mit der Entwicklung von Handel und Verkehr im Östreiche der Habsburger, innerhalb der letzten Jahrzehnte.

Doch nicht nur auf naheliegende Gebiete allein richten wir unsere Umschau, wir wünschen vielmehr, daß sich der Gesichtskreis unserer Leser stetig erweitere. Wodurch ließe sich dies besser bewerkstelligen, als indem wir ihnen

Gelegenheit bieten, zu erkennen, zu welch tausendfach höherem Werth das Material sich steigern läßt, durch die Geschicklichkeit der Menschenhand, sowie auf dem Wege der Arbeitstheilung. Dies nachzuweisen fanden wir Anknüpfungen, indem wir unsere Leser mit Daniel Johann Richard von Bresell, dem Gründer der Schweizer Uhrenindustrie, sowie mit dem verdienstvollen französischen Uhrenverbesserer Abraham Louis Breguet bekannt machten. Und wiederum ist es die Verarbeitung der Metalle, jedoch in großem Stile, welche uns nach den Werkstätten eines der bedeutendsten unter den sächsischen Etablissements geleitet, wo wir unsern Lesern einen der vordersten unter den „Männern eigener Kraft" vorführen, Richard Hartmann nämlich, den großen Maschinenbauer in Chemnitz. An die Verarbeitung von Stahl und Eisen, sowie der Erze überhaupt, welche so große Bedeutung erlangt haben, ließen sich passend anreihen die Industriellen des Krieges: Nikolaus von Dreyse, Erfinder des Zündnadelgewehres, und Alfred Krupp, der Fürst des Stahls, Gründer der Essener Arbeiterstadt, einer der glänzendsten Vertreter der Fabrikation Deutschlands. Beide sind als bahnbrechende Industrieherolde zu hoher Bedeutung gelangt, und ihnen wird das deutsche Fabrikwesen noch lange zu großem Danke verpflichtet bleiben.

Bis dahin ist es vorzugsweise die Verwerthung und Verarbeitung der Rohprodukte gewesen, womit wir uns beschäftigten. Wir betreten nunmehr das Gebiet des Geldmarktes. Aus den Reihen der Finanziers und Staatsmänner, welche aus dem Kaufmannsstande hervorgingen, wählten wir eine der Celebritäten während der glänzendsten Periode des ersten Kaiserreichs, J. G. Ouvrard, sodann den hochstrebenden Karl Ludwig von Bruck, den genialen Gründer des „österreichischen Lloyd", in seinem Wirken als österreichischer Handels- und Finanzminister lange Jahre ebenso eifrig bewundert, als später herabgesetzt und geschmäht infolge seines erschütternden Lebensabschlusses. Dem Norden Deutschlands, aus welchem dieser denkwürdige Mann stammt, gehört ein anderer berühmter Handelsherr an, den wir nach und nach Publizist, dann Volks- und Vertrauensmann werden und endlich vom Parlamentsmitglied zum Staatenlenker emporsteigen sehen. So bietet sich in dem Wirken von David J. L. Hansemann, dem durch eine Reihe von nennenswerthen Schöpfungen im Andenken der nachkommenden Geschlechter fortlebenden Finanzier, im Hinblick auf Unermüdlichkeit und Schaffenslust bis zu einem gewissen Grade weiterhin ein Seitenstück zu Bruck's außerordentlicher Thätigkeit.

Wenn bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Kaufmann, gewissermaßen unbewußt, Kultur und Bildung unter den Völkern verbreitete, wenn sich Dasjenige, was man heute unter kaufmännischen Wissenschaften versteht, im Eigenthum nur weniger, durch Erziehung und weiter reichende Erfahrungen besonders begünstigter Handelsgrößen befand, so sind nach der Richtung allgemeinerer Bildung seit Anfang dieses Jahrhunderts überaus belangreiche Fortschritte gemacht worden. Dies verdankt der Handel den preiswürdigen Bestrebungen eines J. G. Büsch, Gründers der ersten Handels-

Akademie in Hamburg, eines E. W. Arnoldi, dessen Lebensgang schon in der vorigen Sammlung unsere ganze Theilnahme rege machte, weiterhin eines August Schiebe, des verdienten Direktors der Leipziger Handelsschule. Alle diese bahnbrechenden Männer fanden bei Verfolg ihres oft sauren Tagewerks einen natürlichen Stützpunkt in den Leistungen des deutschen Buchhandels, unter deren glänzendsten Repräsentanten mit obenan stehen: J. G. Cotta und sein Sohn Georg, als ausgezeichnetste Buchhändler Deutschlands im XVIII. und XIX. Jahrhundert, sowie jener deutsche Ehrenmann Friedrich Chr. Perthes, ein Wissensherold ersten Ranges, ein deutscher Verleger von tiefeingreifendem Einflusse auf das geistige Leben unseres Volkes. Seitdem haben unübersehbare Wandlungen in allen Branchen des Handels und des Verkehrs sowie der Industriethätigkeit immer weiter Platz gegriffen, die Nothwendigkeit vom gedeihlichen Genusse berechtigter Freiheit nach allen Seiten des gewerblichen und kommerziellen Lebens ist als eine Nothwendigkeit anerkannt, zu einer nirgends mehr bestrittenen Thatsache erhoben worden. Als vornehmster Apostel auf den hier sich vereinigenden Gebieten geistiger und materieller Interessen erscheint der deutsche Volkswirthschaftslehrer und Mitbegründer des Eisenbahnwesens unseres Vaterlandes, Friedrich List, der Mittelpunkt eines Bildes reich an Licht und Schatten.

Dieser verdienstvolle Deutsche, der leider das Werk seines Lebens nicht mehr reifen sehen sollte, steht jedoch nicht allein in seinem Kampfe gegen die Versunkenheit und Kurzsichtigkeit seiner deutschen Zeitgenossen. Unter den gleich begeisterten, ebenfalls in vorderster Linie kämpfenden Männern Englands tritt epochemachend hervor und zugleich glücklicher als unser Landsmann: Richard Cobden, der Freihandels-Apostel par excellence, welchem die Handelsentwicklung des Meer und Handel beherrschenden Albion unendlich Großes zu danken hat, denn bis zu seinem Ende blieben Sinnen und Thun dieses unermüdlichen Vorkämpfers für Verbreitung gesunder nationalökonomischer Ideen und Einrichtungen der Volkswohlfahrt und Volksbildung zugewendet. Die bedeutungsvollsten Reformen nach der Richtung des Weltverkehrs sehen wir sich vollziehen, nachdem es Rowland Hill vergönnt war, jene von ihm herrührenden großartigen Verbesserungen ins Leben zu rufen, nämlich die Umgestaltung der Briefbeförderung auf der Basis billiger und einheitlicher Sätze. Hieraus sind das in seiner Fortbildung zu so hoher Bedeutung gelangte englische „Penny-Postsystem“ sowie alle Nachbildungen desselben hervorgegangen.

Unter den Ergebnissen und Erkenntnissen, die während der Kämpfe von mehreren Jahrzehnten errungen worden, gelten vornehmlich zwei große Erfahrungssätze als feststehend, und dessen werden sich alle Theile des Volkes immer bewußter. Die Zauberformeln der Erkenntniß heißen: „Wissen ist Macht“ und „Selber ist der Mann.“ In weiter ausgesprochenem Gedankengange will dies soviel heißen, daß ohne tüchtiges Wissen und Können heutigen Tags nicht mehr an ein Vorwärtskommen zu denken und daß in allen guten Dingen Selbsthelfen Gottes Hülfe ist. In wohlangewandter

Selbsthülfe offenbart sich heute die Kraft und Tüchtigkeit des Einzelmenschen; in wohlbegründetem Zusammenwirken der vereinten Kräfte zeigt sich die schöpferische Gewalt des Genossenschaftsgeistes, und noch stehen diesem seine glänzendsten Triumphe bevor in noch Größeres verheißenden Errungenschaften, wenn die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Eintretens des Einen für Alle und Aller für Einen, wie zu erwarten, immer weiter um sich greift. Nur nach dieser Richtung ist die Lösung des Problems der sogenannten Arbeiterfrage zu suchen, in dieser Richtung leuchtet einem lebenden und kommenden Geschlechte die Sonne einer bessern Zukunft. Zu welch außerordentlichen Resultaten eine richtig verstandene Verschmelzung der Interessen zu führen vermag, dies ergiebt sich aus der von uns gegebenen Schilderung der bis dahin freilich anderswo noch nicht in gleich wirksamer Weise bethätigten Einrichtungen der vielbesprochenen Pioneers von Rochdale.

Durch Nachahmung des gegebenen Beispiels, sowie durch Benutzung der in Thätigkeit begriffenen Beförderungsanstalten der Bildung wird die Wohlfahrt und die sittliche Erhebung unserer mit der Hand arbeitenden Mitbürger zuverlässig gefördert und der zahlreichsten Klasse des Volkes ein menschenwürdigeres Dasein bereitet. Gewiß, wenn nach irgend einer Richtung von „Gemeinschaftlichkeit der Interessen" die Rede sein kann, so trifft dies hier ein, und wenn das Wohlwollen und die richtige Einsicht Seitens der Arbeitgeber mit der Pflege eines gesunden Sinnes der Arbeitsbevölkerungen sich verbindet, so wird an den Früchten gar bald die Beschaffenheit und der Körnerreichthum der ausgestreuten Saat sich kundgeben. Dies bewahrheitet sich so recht bei Darlegung der Geschichte des Hauses Dollfus-Mieg und der Leistungen der Société industrielle, vornehmlich in Bezug auf die Zustände der Mülhausener Arbeiterstadt, sowie der schwäbischen Arbeiterhauptstätte, gegründet durch die Fürsorge von A. Staub in Kuchen. Dieser werthvolle Beitrag aus der Feder des Herrn Professor Dr. A. Emminghaus traf erst ein nach Ausgabe der ersten Hälfte dieser Sammlung, welcher der Titel beigegeben ist, und es konnte der Name dieses geschätzten Mitarbeiters daher bei einer Anzahl Exemplare unter der Reihe der übrigen Förderer unseres Werkes auf dem Titelblatte desselben zu unserm Bedauern nicht erscheinen. Gleiches gilt rücksichtlich der Arbeit des Herrn Professor H. Th. Kühne, der uns in Stellvertretung eines unzuverlässigen Mitarbeiters noch in letzter Stunde die Lebensbilder von Dreyse und Krupp geliefert hat.

Der knappe, ohnehin überschrittene Raum dieses Buches hat es uns nicht vergönnt, die in Aussicht genommenen Verbesserungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens, vornehmlich durch Sir Rowland Hill, den Urheber des Penny-Postsystems, ausführlicher zur Darstellung zu bringen. Dagegen haben wir unser Werk durch ein Illustrationen-Register zu beiden Sammlungen des „Buch berühmter Kaufleute" bereichert und gesucht, hierdurch den Wegfall des zuletzt genannten Abschnitts in Etwas vergessen zu machen.

Aus dieser Beigabe wird der außerordentliche Reichthum unseres Werkes, das Ergebniß fast zehnjährigen Fleißes, ersichtlich, und hoffen wir, daß sie sich den Besitzern und sonstigen Interessenten so nützlich erweisen wird, als sie uns

Mühe verursacht hat. Bringen wir mit dem reichen Inhalt des vorliegenden Bandes Dasjenige in Verbindung, was bereits in der ersten Sammlung ausgeführt worden ist, so wird man uns das Zugeständniß nicht verweigern, daß wir trotz mancherlei unvermeidlicher Lücken immerhin noch ein leidlich zutreffendes Bild der Entwicklung von Handel und Industrie im Mittelalter bis zur Gegenwart oder doch wenigstens durch Licht und Schatten verleihende Pinselstriche den Entwurf zu einem späterhin schon leichter auszuführenden universelleren Gemälde geliefert haben. Soweit als thunlich, knüpften wir auch in dieser Sammlung an die hervorragende Wirksamkeit einzelner, bekannter gewordener Industriellen, Kaufleute und Förderer des Handels und Verkehrs an, oder wir bemühten uns, dort, wo das biographische Material zu spärlich vorhanden war, mehr den Charakter einzelner Kulturperioden hervorzuheben.

Es ist bei einem so weit angelegten und umfangreichen Werke, dessen Drucklegung mehrere Jahre erfordert, unvermeidlich und daher leicht erklärlich, wenn hier und da der engere Zusammenhang mit dem Vorhergehenden oder sonsthin Mancherlei vermißt werden sollte, was wir, wie bereits oben erwähnt, dereinst in einer letzten (dritten) Sammlung auszufüllen gedenken.

Die Schwierigkeiten zu ermessen, wit welchen ein Unternehmen gleich dem vorliegenden zu kämpfen hatte, ist in erster Linie Sache Derjenigen, welche durch Beruf und Stellung an die Spitze von literarischen Schöpfungen ähnlich dem in Rede stehenden Werke sich gestellt sehen. Möge man uns ermuthigen, an der Verbesserung und Weiterentwicklung unseres Unternehmens fortzuarbeiten, indem man uns auf Mängel hinweist oder mit dem Gange des Buches zu vereinbarende Wünsche kundgiebt, vornehmlich aber uns auf unbenutztes Material aufmerksam macht und zu dessen Erlangung die Hand bietet. Letzteres soll bestens ausgenutzt werden, sei es bei einer neuen Auflage der vorliegenden Sammlung, sei es in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit bei einer Fortsetzung dieses Buches nach der technischen und gewerblichen Seite hin, durch die beabsichtigte „Gallerie hervorragender Erfinder und Meister auf dem Gebiete der Industrie und Gewerbthätigkeit."

Leipzig, im Juli 1869.

Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Man bittet zu berichtigen:

S. XVI Zeile 7 v. o. J. F. Cotta statt J. G. Cotta.

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Zweite Sammlung

des

Buches berühmter Kaufleute.



Altägyptischer Hafenplatz.

Der Kaufmann im Alterthum.

Aegypter. — Phönizier: Seefahrten nach England, Spanien, Indien. Landhandel. — Karthager: Ausbreitung ihres Handelsverkehrs. Tauschhandel mit Eingebornen im Innern Afrika's. — Griechen: Charakter und Ansehen des griechischen Kaufmanns. Hauptstapelplätze Korinth und Athen. Ausfuhrverbote, Zölle, Monopole. Schmuggel-Agenten. Rhedereibetrieb. Betrügereien. Zinsen. Geldwechsel. Ein- und Ausfuhrgegenstände. Verkehrsrichtungen. — Römer: Etrurische Gewerbthätigkeit. Handelsgegenstände. Stellung des Kaufmanns. Handels-Compagnien. Wucher.

Unter den Völkern, welche am Mittelmeere wohnten, das für die Alten die Bedeutung des Weltmeeres hatte, liefern uns die Aegypter, bei denen Gewerbe und Handel am frühesten zur Ausbildung gelangten, doch nur die wenigste Ausbeute in Bezug auf die Kenntniß des von ihnen betriebenen Waarentausches. Arabische Karawanen führten um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. bereits Gewürze, Spezereien und Sklaven dem Reiche der Pharaonen zu und um das Jahr 1000 bezogen die palästinensischen Könige Streitwagen und Streitrosse ebendaher. Allein der Handel zur See scheint bereits im Zeitalter Salomo's in den Händen der Phönizier gewesen zu sein und als die darauf folgende, bis 670 v. Chr. dauernde Absperrung Aegyptens gegen das Ausland vorüber war, theilten sich wieder vorwiegend griechische und phönizische Kaufleute in das ägyptische Aus- und Einfuhrgeschäft.

Die Phönizier, ein aramäischer Volksstamm, haben das Glück genossen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch den Seehandel des Mittelländischen Meeres ohne mächtige Nebenbuhler zu behaupten. Ihre Kolonien, die Küsten-

stationen ihrer Flotten, umsäumten außer vielen östlichen Inseln das Süd- und Westgestade des Mittelmeeres, und von Tharschisch (Tartessus) in Südspanien aus fuhren ihre kühnen Schiffer einerseits bis zur Südküste Englands, andererseits bis an die westlichen Ausläufer der großen Sahara. Doch mag es geraume Zeit gedauert haben, bis die Phönizier ihren Beruf nur in regelmäßigem Handel und im Verbreiten friedlicher Kultur erkannten. Noch im homerischen Zeitalter erscheinen sie an den griechischen Küsten als Kaufleute und Räuber zugleich, je nachdem sich die Gelegenheit bot. Belehrend über ihr Treiben ist vorzüglich, was der treue Schweinehirt Eumäos aus seiner Jugend erzählt. Er war ein Königssohn und stand noch im Knabenalter, als ein phönizisches Schiff an seiner heimatlichen Insel anlegte, um Luxuswaaren gegen Landesprodukte umzutauschen. Im königlichen Palast befand sich eine junge Sklavin, die aus Sidon stammte und von Seeräubern dahin verkauft worden war. Diese trat in Einvernehmen mit ihren Landsleuten und wurde selbst Urheberin eines diebischen Anschlags. Als das Schiff zum Absegeln bereit war, erschien der Verabredung gemäß der gewandteste von den Fremden und bot der Fürstin eine aus Gold und Bernstein kunstvoll gebildete Halskette zum Kauf an. Während aber die Weiber das erhandelte Kleinod noch bewunderten, entwich die Verrätherin mit dem kleinen Eumäos aus dem Hause, nahm sogar noch mehrere goldene Pokale aus dem Vorhause mit und gelangte zum Schiffe, das später in Ithaka landete, wo der König Laertes den ehemaligen Prinzen kaufte, ohne sich weiter um seine Herkunft zu kümmern! Aber auch Odysseus läßt in seiner dem treuen Diener gegenüber erdichteten Biographie einen gaunerischen Phönizier auftreten, der ihn von Aegypten aus in der Absicht mitgenommen hätte, ihn in Libyen zu verkaufen. Bemerkenswerth ist dabei, daß, sowie Odysseus selbst von Kreta nach Aegypten direkt in 5 Tagen gelangt sein will, der Phönizier wieder „mitten durch's Meer über Kreta" seinen Cours nach Libyen nimmt. In sehr früher Zeit ist es wol auch geschehen, daß Schiffer aus dem kleinen Vorlande des Libanon auf einem Streifzuge nach dem Hellesponte hinauf die Insel Thasos entdeckten, wo sie reiche Goldlager auffanden und Bergwerke anlegten, die noch Herodot bewunderte.

Ein wahres Eldorado fanden sie aber bald darauf an Spanien, dessen ungeheurer Reichthum an Metallen, besonders an Silber, zu Sagen Veranlassung gegeben hat, welche ein würdiges Gegenstück zu den ersten Erfahrungen der Spanier in Peru bilden. Die gewöhnlichsten Geräthschaften der Einwohner waren aus Silber, dessen Erz zu Tage lag und leicht durch bloßes Schürfen gewonnen werden konnte. Gegen allerhand Putzsachen und Tand tauschten die Iberer das Metall um, dessen Werth sie nicht kannten und das die Phönizier sehr wahrscheinlich in den südlichen Goldländern wieder gegen Gold umsetzten.

Als sehr gewinnreich wird auch die in Gemeinschaft mit dem Könige Salomo von Elath und Ezion Geber im Rothen Meere aus unternommene Fahrt nach Indien geschildert. Der Gewinnantheil des jüdischen Königs von der ersten Expedition, die drei Jahre unterwegs gewesen war und Gold, Elfenbein und Ebenholz mitbrachte, soll 420 Talente Goldes betragen haben.

Als Phönizien unter Psammetich's Nachfolger, Necho II. (bis 605 v. Chr.), unter ägyptische Hoheit gekommen war, waren es kühne Schiffer des tyrischen

Landes, die sich bereit finden ließen, für den Aegypterkönig vom arabischen Meerbusen aus die Umseglung Afrika's zu unternehmen. Denn die glückliche Ausführung des freilich ohne praktischen Nutzen gebliebenen Wagnisses zu bezweifeln, verbietet uns gerade die Erwähnung des den Vater Herodot, der von Aequator und Elliptik nichts wußte, höchlich befremdenden Umstandes, daß die Phönizier an der Südspitze des Erdtheils die Sonne zur Rechten gehabt hätten. Herodot nahm aber trotz seines Bedenkens das Resultat der Unternehmung als ausgemacht an, während die Späteren wieder auf die unrichtige Ansicht zurückkamen. Uebrigens waren die Fahrzeuge der Phönizier bereits zweierlei Art, ein Unterschied, den später alle seefahrenden Völker des Mittelmeeres beibehalten haben.



Phönizische Händler.

Die sogenannten „langen Schiffe", deren Länge sich zur Breite wie 7—8 zu 1 verhielt, dienten zu kriegerischen Zwecken und schnellen Fahrten und hatten deshalb eine Menge von Ruderknechten, die später in mehrere Reihen übereinander vertheilt wurden, und oft auch mehrere Mastbäume. Bei den wirklichen „Kauffahrern" dagegen betrug die Länge nur das vierfache Maß der Breite und man nannte sie deshalb bezeichnend „runde Schiffe". Sie führten weniger Ruder, hatten sehr oft gar kein Verdeck und waren auf den Seiten breit ausgebaucht, um recht viel fassen zu können. Als ein recht ansehnliches Handelsschiff schildert Lukian die „Isis" aus Alexandria, die 45 Fuß in die Breite und 180 in die Länge maß. Die phönizischen Schiffe führten als Erkennungszeichen zwerghafte Götterbilder an den Schnäbeln, während sich die Nationalität der athenischen durch vergoldete Pallasfiguren kund that.

Die Waaren, welche die Phönizier den fernen Völkern zuführten, bestanden theils aus Erzeugnissen ihrer Fabriken und Manufakturen, theils aus den Produkten der asiatischen Länder, die sie entweder selbst holten oder sich zuschaffen ließen. Obenan standen unter den Artikeln eigener Fabrik die aus ihren Färbereien hervorgegangenen Stoffe, vorzüglich die mit dem Safte der Purpur- und der Trompetenschnecke benetzte Wolle. Letztere war ja im ganzen Alterthume eine Freude der Eitelkeit und des Ehrgeizes, und noch zu Plinius des Aelteren Zeit kostete ein Pfund der echten tyrischen (nebenbei übel riechenden) Purpurwolle 1000 Denare oder 290 Thaler! Natürlich ließ sich das Land auch den aus der Verfertigung der Zeuge und Gewänder selbst fließenden Gewinn nicht entgehen. Dazu kamen die gläsernen Waaren von Sidon und Sarepta und die Kunstarbeiten der Goldschmiede, der Elfenbeinschnitzer und Bernsteinschneider.

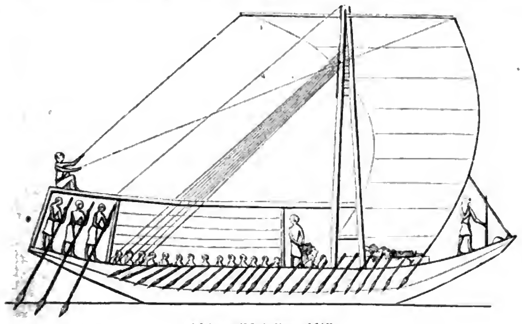
Der phönizische Landhandel hatte drei Hauptrichtungen. Die wichtigste ging nach den arabischen Küsten und durch das Innere der Halbinsel. Die Karawanen brachten von dort nicht nur die edeln Erzeugnisse des Landes, Räucherwerk, Gold und Edelsteine, sondern auch indische und äthiopische Waaren, deren Stapelplätze sich in Arabien befanden, nämlich Elfenbein, Ebenholz, Zimmet. Die nomadischen Stämme des nördlichen Theiles vermietheten ihre Kameele nebst den Führern zum Karawanendienst, weshalb es auch bei dem Propheten Ezechiel von Tyrus heißt: „Arabien und alle Fürsten von Kedar handelten mit Dir und brachten Dir ihre Dromedare"; noch häufiger geschah es aber wol, daß ganze Stämme selbst den Transithandel zwischen den arabischen und phönizischen Küsten auf eigene Rechnung übernahmen. So erzählt Diodor von den im östlichen Theil der peträischen Halbinsel wohnenden Nabatäern: „Ein nicht geringer Theil von ihnen beschäftigt sich damit, die Myrrhe und andere kostbare Gewürze, die sie von Denen erhalten, welche sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelmeere zu führen." Die Stadt Petra selbst (jetzt Wady Musa), die heute noch durch ihre wunderbaren Trümmer und Felsenbauten von dem ehemaligen Reichthum Zeugniß giebt, enthielt die sicheren Depots der aus dem Süden zugeführten Waaren.

Das benachbarte Palästina versorgte die Phönizier, wie Ezechiel ausdrücklich erwähnt, „mit Weizen und Backwerk, Honig, Balsam und Oel". Aus Aegypten aber bezog Tyrus hauptsächlich baumwollene und gestickte Webereien. Die Phönizier mögen schon im alten oberägyptischen Theben, dem Hauptsitze des äthiopischen Karawanenhandels, ihre Agenturen und Niederlagen gehabt haben; in der späteren Hauptstadt Memphis bewohnten sie sogar ein besonderes Quartier, welches nach Herodot auch einen Tempel ihrer Himmelsgöttin Ashera oder Astarte umschloß.

Der zweite Hauptzug des phönizischen Handels verbreitete sich nach Osten bis Babylonien, Assyrien und noch darüber hinaus. „Damaskus sendet Dir Wein aus Chalybon (nördlich von Palmyra) und Wolle aus der Wüste", sagt der Prophet, und die Zufuhr der letzteren war für die Webereien Phöniziens von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Ausfuhr aus den zwischen Euphrat und Tigris gelegenen Ländern aber setzt Herodot zu Anfang seiner Geschichte unter die frühesten Handelsgeschäfte der Phönizier. Doch besitzen wir fast gar keine

Nachrichten über die Bestandtheile dieses Handels. Nur Ezechiel sagt zu Tyrus: „Die von Haran, von Assur und von Kannah (am Tigris) handeln mit Dir in köstlichen Gewändern, in purpurblauen und buntgewirkten Mänteln (Musselinen); Kisten von Cedernholz voll kostbarer Gewebe mit Stricken bringen sie auf Deine Märkte.“ Doch zeugen die Trümmer der Wüstenstädte Heliopolis (Baalbeck) und Palmyra (Thadmor), über welche die Hauptstraße dieses Handelsverkehrs lief, noch heute von dem Reichthum ihrer Bewohner, von der Einträglichkeit des Karawanenverkehrs auf dieser Seite.

Auf die dritte Hauptrichtung des phönizischen Handels endlich beziehen sich die Worte Ezechiels: „Javan, Tubal und Meschech handeln mit Dir; Sklaven und Kupfergeräth bringen sie Dir. Die aus Thogarna führen Pferde und Maulesel Deinen Märkten zu.“ Javan ist Jonien, Tubal und Meschech wahrscheinlich Kappadozien und Kaukasien, uralte Sitze des Menschenhandels. Recht gut stimmt es zu den Worten des Propheten, wenn Xenophon im Lande der Kurden viele kupferne Geschirre in den Wohnungen gesehen haben will. Thogarna endlich bedeutet Armenien, dessen Pferderasse im ganzen Alterthum hoch berühmt war.



Altägyptisches Ruderschiff.

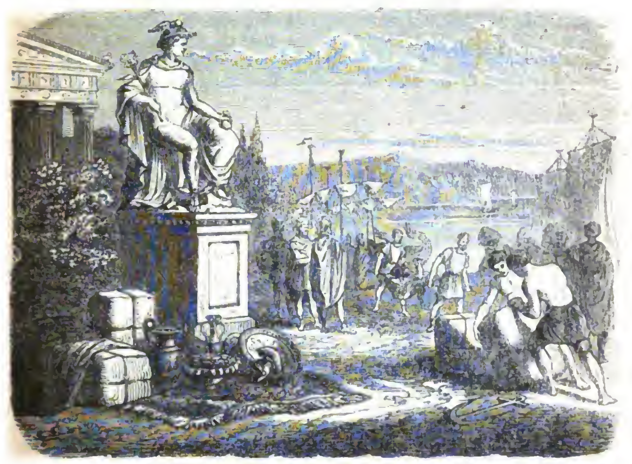
Das meerwärts gerichtete Streben der assyrischen und babylonischen Kontinentalstaaten und ihr Streit mit Aegypten über den Besitz der syrischen Küste brachten bekanntlich dem von jeher politisch passiven phönizischen Städtebunde Verderben, und der Fall des Vorortes Tyrus durch Nabuchodonosor (572 v. Chr.) raubte dem geschäftigen Volke auf immer den Welthandel und die Herrschaft über das Mittelmeer, wenn auch selbst noch in der römischen Zeit die dortigen Städte für Industrie und Handel wichtige Plätze blieben.

Die östliche Hälfte des phönizischen Handelsgebietes rissen die Griechen an sich. Im Westen aber trat als Erbin der tyrischen Handelsgröße das im 9. Jahrhundert v. Chr. von auswandernden tyrischen Edeln gestiftete Karthago (d. i. Neustadt) auf. Diese Kolonie überflügelte bald die anderen Faktoreien der Heimat auf nordafrikanischem Boden und spielte schon nach hundert Jahren die Beschützerin der phönizischen Städte in Sizilien. Bald wimmelten die Seestädte Siziliens und

Unteritaliens von ihren Handelsschiffen. Von dort holten sie Oel und Wein, um damit sich selbst und den benachbarten griechischen Koloniestaat Kyrene zu versorgen. Malta lieferte ihnen seine baumwollenen Gewebe, Korsika Wachs, Honig und Sklaven, Elba Eisen, Lipara Alaun, die Balearen Lastthiere und Früchte, Spanien edle Metalle. Daß sie von den Scilly-Inseln Zinn holten und bis in die Ostsee des Bernsteins wegen vorgedrungen sind, ist keineswegs unwahrscheinlich. Nach dem Geographen Skylax war ein Hauptplatz des karthagischen Tauschhandels die Insel Cerne an der Westküste Afrika's (wahrscheinlich die Insel Arguin am Cap Blanco), wo ägyptische Leinwand und Wein gegen Elfenbein und Felle gegeben wurde. Aristoteles erzählt, daß die Karthager in jener Gegend eine außerordentlich schmackhafte Sorte von Thunfischen fingen, die eingesalzen und nach Karthago gebracht wurden, aber kaum den Bedarf der Hauptstadt deckten. Interessant ist auch ein Bericht Herodot's über einen stummen Verkehr der karthagischen Kaufleute mit noch südlicher, wahrscheinlich am Niger wohnenden Afrikanern, der durch neuere Reisende seine Bestätigung gefunden hat. Herodot's Worte sind folgende: „Die Karthager erzählen auch, es gebe eine bewohnte Gegend außerhalb der Säulen des Herakles, wo die Schiffer nach ihrer Ankunft ihre Waaren ausladen und neben einander am Gestade niederlegen, dann aber wieder an Bord gehen und Rauch aufsteigen lassen. Sobald die Eingeborenen diesen erblicken, kommen sie an's Meer, legen für die Waaren Gold hin und entfernen sich von der Stelle. Die Karthager steigen dann aus und sehen nach, und wenn ihnen das Gold mit den Waaren zu stimmen scheint, nehmen sie es und kehren zurück, wenn nicht, steigen sie wieder in ihre Fahrzeuge und warten, bis jene mehr Gold zugelegt haben. Es verübt aber keine Partei Unrecht, denn weder rühren die Karthager das Gold an, bevor es dem Werthe der Waaren gleichkommt, noch nehmen die Anderen die Waare fort, bevor die Kaufleute das Gold in Empfang genommen haben." Die Insel Cerne soll nun auch der südlichste Punkt gewesen sein, den die vom karthagischen Suffeten Hanno wahrscheinlich um 520 v. Chr. geleitete Expedition erreichte, welche zu dem Zwecke auslief, die punischen Handelsverbindungen zu erweitern und zugleich durch Anlegung von Kolonien zu sichern. Sein Reisebericht ist in griechischer Uebertragung bis auf uns gelangt, und wenn auch manches Auffallende und fabelhaft Klingende darin vorkommt (schon die Zahl der Kolonisten, 30,000, steht in lächerlichem Verhältnisse zu den genannten 60 Pentekontoren, d. h. 90 Fuß langen, bloß mit 50 Ruderern benannten Fahrzeugen und paßt nicht einmal, wenn man Penteren, d. h. Schiffe von 168 Fuß Länge, 534 Tonnen Gehalt und 350 Ruderknechten annehmen wollte), so ist er doch eines der ältesten Denkmäler geographischer Kunde des Alterthums und die Angriffe auf seine Echtheit sind bisher nicht im Stande gewesen den Glauben an die auch von Plinius dem Aelteren bezeugte Fahrt zu erschüttern.

Der karthagische Landhandel führte südlich auf einem zum Theil noch heute bestehenden Karawanenwege in das Land der Garamanten, das jetzige Fezzan. Dorthin lockte die karthagischen Kaufleute der Ankauf von Negersklaven, Edelsteinen, Straußfedern, Elfenbein u. s. w. Ja, wenn Herodot erzählt, daß die

Garamanten auf die höhlenbewohnenden Aethiopen Jagd gemacht hätten, so stimmt damit heute noch die Gewohnheit der Fezzaner, die ebenfalls zum Theil in Höhlen lebenden Tibbo's zu erjagen und auf die Märkte von Tripolis u. s. w. zu bringen! Aus anderen Andeutungen Herodot's hat man mit viel Wahrscheinlichkeit schließen wollen, daß die Karthager vermittelst der in südwestlicher Richtung die Sahara durchziehenden Karawanen der Nasamonen auch mit den am Djoliba (Niger) in der Nähe der Goldländer wohnenden Negern in Verbindung gestanden haben. Unter den Manufakturwaaren Karthago's selbst waren besonders die Gewebe berühmt.



Griechische Hafenstadt: Landungsplatz.

Die Ursachen des Zusammenstoßes der reichen Handelsstadt mit dem kriegerischen Rom sind ebenso bekannt, wie der Verlauf des langen Kampfes. Alle Besitzungen der Karthager im Mittelmeere kamen unter römische Herrschaft und auf Gades, vielleicht die älteste Stadt Europa's, die heute noch denselben Namen führt, ging neben der jonischen Pflanzstadt Massilia ein großer Theil des merkantilen Glanzes von Karthago über.

Kein Land am Mittelmeere besaß in seiner Lage und Natur bessere Vorbedingungen zur Entwickelung und Förderung des Handelsverkehrs, als das heitere Griechenland. Während das lang und schmal in das Meer hinausragende Italien eine Küstenlänge von 580 Meilen hat, zählt die viel kleinere hellenische Halbinsel mit ihren Buchten und Vorgebirgen 720. Die an so vielen

Punkten in das Land eindringende See gewährte den Erzeugnissen der Natur und des Kunstfleißes sicheren und bequemen Absatz, erweiterte den Gesichtskreis der Bewohner und lockte in die Ferne. Schon Cicero sagt in Bezug hierauf: „Leute, welche solche Städte bewohnen, hangen nicht an ihren Wohnsitzen, sondern werden immer auf den Flügeln der Hoffnung und Phantasie weiter fortgetragen und auch, wenn sie zu Hause bleiben, enteilen sie im Geiste.“ Und wie bequem und günstig gestaltete sich die Anknüpfung des Verkehrs mit den umliegenden Staaten! Nach Kleinasien, nach Phönizien führte ein Weg von Insel zu Insel, nach Italien eine Ueberfahrt, und wie weit war es bis zu den ägyptischen Küsten? Zu dem Allen kam noch hinzu, daß ein Charakterzug der Nation selbst auf Gewinn abzielenden Unternehmungen Vorschub leistete. Man wirft unserem Zeitalter nicht mit Unrecht vor, daß es in zu unverhüllter Weise der Zaubermacht des Geldes huldige und im Jagen nach dem Mammon nicht selten die höheren geistigen Interessen vernachlässige. Allein bei aller Anerkennung, die man der hohen Begabung und Sittigung der Griechen zollen muß, läßt es sich nicht verkennen, daß Eigennutz und Habsucht, überhaupt der Hang, auf alle Weise Geld zu machen, eine Schattenseite des Volkes bildete, der zur Zeit der Entartung die häßlichen Früchte des Verraths, der Bestechlichkeit, des Meineids in Fülle entwuchsen. „Das Geld ist der Mann!“ gehört zu den ältesten griechischen Sprüchwörtern. Dem Reichen wurde mehr Achtung erwiesen als dem Armen, der stets dem Verdachte unterlag, ein schlechterer Bürger zu sein als jener. Hatte doch der Weise Phokylides unverholen gesagt, zuerst müsse man nach Vermögen streben, nach Tugend aber, wenn genug Lebensunterhalt vorhanden sei!

Die ältesten griechischen Kaufleute darf man sich nicht alle als friedsame Bürger vorstellen, die Waare gegen Waare getauscht und nur im Kampfe mit den feindlichen Meereswogen Muth und Tapferkeit bewiesen hätten: es waren meist verwegene, listige Abenteurer, die neben dem Handel darauf ausgingen, Sachen von Werth, besonders Menschen und Vieh zu rauben und an entfernten Orten wieder zu verkaufen. Am berüchtigtsten in diesem Gewerbe, welches so wenig Unehre brachte, daß man einen Unbekannten ganz naiv fragen durfte, ob er vielleicht ein Seeräuber wäre, waren die Bewohner der Insel Kreta. Doch wird von Homer das friedliche Handelsgewerbe schon ausdrücklich von dem Flibustierstande geschieden. Sagt doch der Phäake Euryalos zu Odysseus in Bezug auf die veranstalteten Wettkämpfe: „Keineswegs suche ich in Dir einen Mann, welcher der Wettspiele kundig ist, sondern einen solchen, der mit vielberudertem Schiffe umherziehend, als Oberhaupt von Schiffern, die da Handelsleute sind, auf Ladung bedacht ist und spähet nach Frachtgütern und rasch ergreifbarem Gewinn.“ Fast möchte man bei diesen Worten bereits an das Bestehen wirklicher Handelsgesellschaften denken! Die Fahrten der Kaufleute im heroischen Zeitalter erstreckten sich aber blos auf das zwischen Kleinasien und Hellas liegende Meer mit seinen unzähligen Inseln. Italien war ihnen unbekannt; lang und beschwerlich nannten sie schon eine eintägige Seefahrt. Von dem Meere zwischen Afrika und Griechenland meint der greise Held Nestor, es sei so groß, daß selbst die Vögel nur einmal des Jahres darüber fliegen wollten! Das vorzüglichste Tauschmittel bestand in Metall und Thieren. Der König Euneos von

Lemnos versorgte das achäische Lager vor Troja mit Wein und ließ sich dafür Kupfer und Eisen, Felle und Rinder zahlen. Eine Sklavin hatte den Werth von 4 bis 24 Rindern. Das Metall wurde natürlich zugewogen. Das Gold scheint dabei ungefähr den elffachen Werth des Kupfers gehabt zu haben; denn als der Trojaner Glaukos seine goldene Rüstung gegen die eherne des Diomedes vertauscht, heißt es, jene sei 100 Rinder werth gewesen, diese aber nur neun. Hundert Jahre nach Homer wird des Handels schon als eines ganz gewöhnlichen Erwerbsmittels gedacht. In seinen „Werken und Tagen" giebt der Dichter Hesiod auch Vorschriften demjenigen, welcher dem Handel die eitele Seele zugewendet habe, „um Schulden zu entfliehen oder traurigem Hunger." „Lobe das kleinere Schiff", sagt er, „doch in's größere lege die Ladung! Lade nicht in's geräumige Schiff das gesammte Besitzthum, sondern laß das Meiste zurück und nimm den kleineren Theil zur Fracht! Grauenvoll ist es in des Meeres Fluten dem Unglück anheim zu fallen, grauenvoll auch, wenn Du dem Wagen zu mächtige Last auflegend die Axe brichst, so daß die Fracht verdirbt."

Was die spätere Zeit betrifft, so stand der Landhandel in Griechenland immer bedeutend gegen den Seehandel zurück. Das Land war schon durch natürliche Grenzen in eine Menge kleiner Gebiete geschieden, zwischen deren Bewohnern oft die schärfsten Gegensätze in unmittelbarer Nachbarschaft bestanden, so daß fast immer unter einzelnen Kleinstaaten Fehden ausgefochten wurden. Diese Unsicherheit, verbunden mit der allgemeinen Gewohnheit, bei ausbrechenden Kriegen sich sofort am feindlichen Privateigenthum zu vergreifen, lähmte natürlich den Binnenverkehr. Zuweilen wurden auch mitten im Frieden die Nachbarn vom Markte ausgeschlossen, wie z. B. vor Ausbruch des peloponnesischen Kriegs den Megarensern von Seiten Athens geschah. Ueber diese Sperre heißt es beim Lustspieldichter Aristophanes bezeichnend genug:

„Hier, sag' ich, giebt's armsel'ge Männchen, falsch gemünzt,
Die spürten aus die Mäntelchen von Megara,
Und wenn sie eine Gurke wo, ein Häschen sah'n,
Ein Ferkel, Knoblauch oder auch ein Körnchen Salz,
Gleich war's megarisch und verkauft ward's noch den Tag."

Dennoch kam bald in Griechenland etwas unseren Messen Aehnliches auf. Hierzu lieferten die Festversammlungen den Anstoß, welche nicht blos in Olympia, Delphi, Nemea und Korinth, sondern überall abgehalten wurden, wo mit dem Dienste einer Gottheit eine aus Wettkämpfen und Opfern bestehende glänzende Feier verbunden war. Die bei solchen Gelegenheiten zusammenströmende vergnügungssüchtige Menge hatte mancherlei Bedürfnisse, und da der einen ganzen Monat dauernde Festfriede auch den Kaufleuten mit ihren Waaren sicheres Geleit verbürgte, so herrschte bald der merkantilische Anstrich dieser Festlichkeiten so vor, daß sie von den Römern geradezu „Märkte" genannt wurden. Die ausführlichste Nachricht über eine solche Messe besitzen wir in der Schilderung des Reisebeschreibers Pausanias, welcher über eine zweimal des Jahres beim Tempel der Göttin Isis im phokischen Tithorea stattfindende Festversammlung schreibt: „Am zweiten Tage schlagen die Kaufleute ihre Buden auf aus Rohr oder gerade

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Gallerie

hervorragender

Kaufleute und Förderer des Handels

sowie

Erfinder und Meister

auf dem Gebiete der Industrie, Technik und Gewerbthätigkeit.

Zweite Sammlung:

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Herausgegeben

von

Franz Otto.



Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, Tonbildern, Frontispicen ꝛc.

Leipzig & Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1869.



Franz Otto.
FORTUNA
DER
aufmann
zu allen
EITEN
Verlag von Otto Spamer.

Der

Kaufmann zu allen Zeiten

oder

Buch berühmter Kaufleute.

Zweite Sammlung.

Vorbilder,

Charakter- & Zeitgemälde, vornehmlich Schilderungen interessanter Lebensgänge

hervorragender

Kaufleute, Industrieller, sowie Förderer des Handels.

Mit Beiträgen von

Dr. Richard Andree, Insp. J. J. Binder, Dr. F. Coßmann, Professor Dr. J. Engelmann, Dr. Joh. Falke, Professor Dr. H. Göll, Dr. H. Hirschbach, G. Jaquet, Direktor Dr. H. Keferstein, Hofrath Dr. H. Kuenzel, Franz Luckenbacher, Geh. Rath Dr. J. F. Neigebaur, Dr. Oscar Peschel, K. de Roth, Professor A. E. Fr. Schäffle, O. B. Schuhmann, Dr. Karl Wartenburg, herausgegeben

von

Franz Otto.



Mit über 230 in den Text gedruckten Abbildungen, zahlreichen Tonbildern und einem Frontispice.

Leipzig & Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1869.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Als wir dieses in der ersten Sammlung unter dem bekannten Titel „Buch berühmter Kaufleute" begonnene größere Werk in Angriff nahmen, waren wir uns der Schwierigkeiten, welche die übernommene Aufgabe mit sich brachte, wohl bewußt. Dieselben sind im Laufe der Zeit keineswegs geringer geworden, vielmehr in einem Grade angewachsen, daß wir uns nicht im Stande sehen, dem Publikum diese Sammlung noch im Jahre 1868 vollständig vorzulegen, wie dies vordem in unserer Absicht lag.

Die Hauptschwierigkeit bei Weiterführung dieses Unternehmens bestand in der literarischen Herstellung einzelner Partien, in Betreff deren das zur Hand gewesene Material sich oft unzureichend erwies oder die vorhandenen Quellen nur spärlich flossen. Nicht mindere Mühwaltungen verursachte die Beschaffung passender Illustrationen, wollte man nicht unzuverlässige Vorlagen so benutzen, wie sie eben verfügbar waren. Immerhin sind wir unseren bisherigen Freunden dafür dankbar, daß sie das hieraus erfolgende langsamere Erscheinen uns nicht in Anrechnung brachten, vielmehr zum größeren Theil bei Weiterführung unseres Werkes uns treu geblieben sind. Aber es bedarf auch, sollen größere Unternehmungen gleich der vorliegenden gedeihen, der nachhaltigsten Förderung seitens derjenigen Kreise, für die unser Buch zunächst bestimmt wurde. Leider ist jedoch bei dem deutschen Kaufmannsstande das Interesse für Literatur, ja das Bedürfniß für tüchtige Fachwerke noch immer nicht in dem Grade rege, wie es allseitig zu wünschen, wenn man an die Erhebung eines Handelsmannes mit engbegrenztem Gesichtskreise zu einem weitausschauenden Kaufmanne denkt. Ohne die Kenntniß von Welt und Menschen, höheren Geschäfts- und Gesellschafts-Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart ist die Gewinnung einer angeseheneren Lebensstellung heute fast undenkbar geworden.

Und gerade ein solches Buch, wie das vorliegende, verdient vor Allem die nachhaltige Unterstützung des Kaufmannsstandes nach allen Seiten seiner Wirksamkeit. Denn es giebt weder auf dem Gebiete der deutschen, noch in den hier einschlagenden ausländischen Literaturen ein Buch von ähnlicher Durchführung. Möglich, daß sich auch an anderen Orten das Bedürfniß nach einer Handelsgeschichte in Bildern und Biographien geltend gemacht hat: aber man ist dort wahrscheinlich vor den Schwierigkeiten zurückgetreten, die zum Theil wenigstens überwunden zu haben, wir uns zur Ehre anrechnen. Dem kundigen Leser ist es wohl

bekannt, daß es trotz aller Anregungen seit und durch L. Heeren (vergl. dessen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel") an einem hervorragenden Werke noch immer fehlt, welches eine Geschichte des Handels bis in die Gegenwart darbietet. Dr. Karl Andree's vortreffliche „Geographie des Welthandels" kann naturgemäß ihren Schwerpunkt nicht in den geschichtlichen und technisch-industriellen Beziehungen suchen wollen, unser verehrter Freund Dr. H. Scherer dagegen hat sein mit so großem Beifall aufgenommenes Werk „Geschichte des Welthandels" leider nicht weiter fortgesetzt. Was ferner nach derselben Richtung hin Baer, Engelmann und Andere leisteten, erhebt sich, den zunächst im Auge behaltenen Absichten gemäß, nicht über die Zwecke der Schule hinaus. Ein Werk gleich dem vorliegenden, eine populäre Geschichte des Handels in Biographien sowie der Industrie-Entwicklung nach ihren Hauptrichtungen und Entwicklungsphasen, zu welcher wir hiermit freilich nur den Grund gelegt zu haben glauben, ist indessen bisher von keiner Seite versucht worden.

Betrachten wir sonach das hier Dargebotene, wir betonen es nochmals, für keineswegs mehr als die gewonnene breite Basis zu einem bei Veranlassung von ferneren Auflagen weiter zu entwickelnden großartigeren und dann wohl auch noch mehr befriedigenden Werke: so ist doch in den vorliegenden Sammlungen für unsere Zwecke bereits mehr Material verarbeitet worden, als zu bewältigen die meisten der hier in Betracht kommenden Autoren bei der Natur sowie dem Umfang ihrer Werke beabsichtigen konnten.

Von der Weiterführung unseres Programms nach der technisch-industriellen Richtung hin müssen wir jedoch zur Zeit absehen, so umfassend auch das nach der Seite der Erfindungen, der Industrie und Technik uns zu Gebote stehende Material ist. Leider ist unser Publikum nicht in dem Grade für Werke gleich dem vorliegenden groß genug, um mit Sicherheit einem entsprechenden Lohne für weiterreichende Anstrengungen entgegen sehen zu dürfen, der nur in Erreichung eines außergewöhnlichen Erfolges bestehen könnte. Die in dem Vorwort zur ersten Auflage in Aussicht gestellte Fortsetzung, behandelnd die „Erfinder und Meister auf dem Gebiete der Industrie und Technik", behalten wir uns daher für eine spätere Zeit vor. Vielleicht werden bis dahin auch die beiden vorliegenden Sammlungen einer neuen Auflage bedürfen, und es stehen dann der Erweiterung dieses Werkes nicht die Bedenken entgegen, welche bis zur Stunde noch nicht gehoben sind.

In Betreff des in dieser Sammlung Gebotenen wird die in der Einleitung „Was wir wollen" zu findende Erörterung des für uns maßgebend gewesenen Standpunktes nicht überflüssig scheinen.

Inhalts-Uebersicht

zum

Kaufmann zu allen Zeiten.

Zweite Sammlung des „Buch berühmter Kaufleute.“

Das Materien-Register sammt Nachweis der Illustrationen zur ersten und zweiten Sammlung ist der zweiten am Schlusse derselben beizubinden.

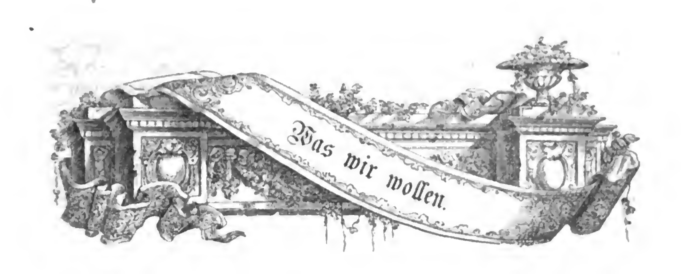
Der Kaufmann im Alterthum und Mittelalter.

Der Handelsverkehr im Osten von Europa.

Menschen- und Vaterlandsfreunde.

Die zehn Tonbilder

gehören zu folgenden Stellen des Werkes.



Als wir in der ersten Sammlung den Leser auf das Hauptgebiet des Handelsverkehrs während des Mittelalters führten, beabsichtigten wir, ihn rascher zu den vorzüglichsten Entwickelungsphasen der späteren Verkehrsbewegungen gelangen zu lassen. Aus diesem Grunde mußte der „Kaufmann im Alterthum“ einstweilen unberücksichtigt bleiben. In der vorliegenden Sammlung dagegen haben wir dieses Thema an die Spitze unserer Betrachtungen gestellt und das Bild der Haupthandelsrichtung, von Südeuropa aus nach dem Morgenlande längs der Küsten des Mittelmeeres, dadurch vervollständigt, daß wir dem Leser in dem Florentiner Balducci Pegolotti und dem Franzosen Jacques Coeur mehrere der vornehmsten Förderer des Handels vorführen und in dem Lebensgange des Letztgenannten zugleich ein Bild des jähesten Schicksalswechsels während jener Periode voll Gewaltthätigkeit und Rechtsunsicherheit entrollen.

Darauf richten wir unsere Blicke nach dem Weltverkehr im Osten von Europa, indem wir den Ursprung des alten russischen Handelshauses der Strogonow aufsuchen, damit die Geschichte der Eroberung von Sibirien in Verbindung bringen und hieran wiederum den Pelz- und Theehandel des riesigen Reiches der Zaren reihen. Auch hinsichtlich der Gewinnung von Eisen und Gold empfahl es sich, im Osten die Anknüpfung an die Bergwerksindustrie des Ural zu suchen, gleichbedeutend mit dem Hervortreten der Demidow's, eines der vornehmsten unter den heutigen russischen Fürstengeschlechtern. — Wie wir für die Verarbeitung der Wolle in den Niederlanden und Deutschland, sowie für die Zeug-Industrie überhaupt, in dem Geraer Kaufherrn Nikolaus de Smit einen würdigen Repräsentanten fanden, so ließ sich die Geschichte des Tabakshandels vereinigen mit der Person und Wirksamkeit von Paul Petrowitsch Poschowsky, ein Kaufherr Rußlands wie er sein soll, in demselben Grade achtenswerth, als ein späterer Berufsgenosse, Gottlob Nathusius, der Gründer der Etablissements von Althaldensleben, für das Vorbild eines deutschen Geschäftsmannes gelten kann.

Die Schilderung der Zustände in dem aufstrebenden, während der Regierung des großen Friedrich rasch bis zum Großstaat emporsteigenden norddeutschen Königreiche wird der geneigte Leser nicht vermissen in dem Lebensbild des trefflichen Johann Ernst Gotzkowsky, eines jener unermüdlichen Menschenfreunde, wie die Annalen der Humanität und die Geschichte des Handels nur wenige von gleicher Edelsinnigkeit aufzuweisen vermögen. Die weitere Entwicklung Preußens in Bezug auf innere und äußere Verhältnisse, vornehmlich der Auf- und Niedergang von Handel und Wandel im „nordischen Venedig", konnte passend an das Auftreten des würdigen J. J. Kabrun in Danzig angeknüpft werden, dessen Vaterstadt zu einem Städtebilde recht ausgiebige Unterlagen bot. — Die Verbindung unseres Welttheils mit dem fernen Indien vermittelst Handel und Wandel ließ sich abhandeln in dem vorhergegangenen Lebensbilde des von Englands Königin geadelten Dschamsitdschi Dschischibhoy, einem Abkömmling der Parsi, jenes Volkes von Kaufleuten, das im Westen und Süden Asiens kaum eine weniger bedeutende Rolle spielt, als bei uns die Anhänger der Satzungen Mosis.

Auch diesmal bildet den Mittelpunkt dieser Sammlung die für den Gesammthandel so überaus wichtige Faden-Industrie. Zuerst ist es die Seide, deren Verarbeitung uns beschäftigt, indem wir unsern Lesern in dem Erfinder des Jacquard-Webstuhls einen ebenso verehrungswürdigen Menschen, als hervorragenden Bahnbrecher auf einem besonderen Gebiete des Manufakturwesens vorführen. An dasselbe Thema ließen sich deutsche Namen knüpfen: wie Heinrich Rapp aus Schwaben, der freilich nach kurzem Wirken schon wieder aus der kaum betretenen Arena scheidet, sowie Friedrich von Diergardt, der Begründer der fortblühenden und zu hoher Bedeutung gelangten Etablissements in Viersen und M.-Gladbach. — Wie sich die Baumwollen-Verarbeitung nach dem Süden von Italien verbreitete und bald schon nach dem Bekanntwerden des mechanischen Webstuhles weiterhin in der Schweiz sich fort und fort entfaltete: dies berichten wir in einem folgenden Abschnitte, wozu die Namen von Schweizer Industriellen, gleich J. J. Egg, Gründer der Fabriken zu Piedimonte in Neapel, Heinrich Kunz, „der Spinnerkönig", Josabe Raschle und Tobias An der Egg, die Miturheber der Industriethätigkeit im Toggenburg, passende Veranlassung boten. — Die in der ersten Sammlung bereits begonnene Geschichte eines besonderen Zweiges der Gewebemanufaktur, des Kattundrucks, vervollständigen wir durch Schilderung des Lebens und der Thätigkeit eines der ausgezeichnetsten Industriellen unter dem ersten französischen Kaiserreich, des wackern Christ. Philipp Oberkampf aus Weißenburg, des Begründers der vormals hochberühmten Etablissements von Jouy, während die Schilderung der Wirksamkeit von Johann Liebieg in Reichenberg zusammentrifft mit der Entwicklung von Handel und Verkehr im Östreiche der Habsburger, innerhalb der letzten Jahrzehnte.

Doch nicht nur auf naheliegende Gebiete allein richten wir unsere Umschau, wir wünschen vielmehr, daß sich der Gesichtskreis unserer Leser stetig erweitere. Wodurch ließe sich dies besser bewerkstelligen, als indem wir ihnen

Gelegenheit bieten, zu erkennen, zu welch tausendfach höherem Werth das Material sich steigern läßt, durch die Geschicklichkeit der Menschenhand, sowie auf dem Wege der Arbeitstheilung. Dies nachzuweisen fanden wir Anknüpfungen, indem wir unsere Leser mit Daniel Johann Richard von Bresell, dem Gründer der Schweizer Uhrenindustrie, sowie mit dem verdienstvollen französischen Uhrenverbesserer Abraham Louis Breguet bekannt machten. Und wiederum ist es die Verarbeitung der Metalle, jedoch in großem Stile, welche uns nach den Werkstätten eines der bedeutendsten unter den sächsischen Etablissements geleitet, wo wir unsern Lesern einen der vordersten unter den „Männern eigener Kraft“ vorführen, Richard Hartmann nämlich, den großen Maschinenbauer in Chemnitz. An die Verarbeitung von Stahl und Eisen, sowie der Erze überhaupt, welche so große Bedeutung erlangt haben, ließen sich passend anreihen die Industriellen des Krieges: Nikolaus von Dreyse, Erfinder des Zündnadelgewehres, und Alfred Krupp, der Fürst des Stahls, Gründer der Essener Arbeiterstadt, einer der glänzendsten Vertreter der Fabrikation Deutschlands. Beide sind als bahnbrechende Industrieherolde zu hoher Bedeutung gelangt, und ihnen wird das deutsche Fabrikwesen noch lange zu großem Danke verpflichtet bleiben.

Bis dahin ist es vorzugsweise die Verwerthung und Verarbeitung der Rohprodukte gewesen, womit wir uns beschäftigten. Wir betreten nunmehr das Gebiet des Geldmarktes. Aus den Reihen der Finanziers und Staatsmänner, welche aus dem Kaufmannsstande hervorgingen, wählten wir eine der Celebritäten während der glänzendsten Periode des ersten Kaiserreichs, J. G. Ouvrard, sodann den hochstrebenden Karl Ludwig von Bruck, den genialen Gründer des „österreichischen Lloyd“, in seinem Wirken als österreichischer Handels- und Finanzminister lange Jahre ebenso eifrig bewundert, als später herabgesetzt und geschmäht infolge seines erschütternden Lebensabschlusses. Dem Norden Deutschlands, aus welchem dieser denkwürdige Mann stammt, gehört ein anderer berühmter Handelsherr an, den wir nach und nach Publizist, dann Volks- und Vertrauensmann werden und endlich vom Parlamentsmitglied zum Staatenlenker emporsteigen sehen. So bietet sich in dem Wirken von David J. L. Hansemann, dem durch eine Reihe von nennenswerthen Schöpfungen im Andenken der nachkommenden Geschlechter fortlebenden Finanzier, im Hinblick auf Unermüdlichkeit und Schaffenslust bis zu einem gewissen Grade weiterhin ein Seitenstück zu Bruck's außerordentlicher Thätigkeit.

Wenn bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Kaufmann, gewissermaßen unbewußt, Kultur und Bildung unter den Völkern verbreitete, wenn sich Dasjenige, was man heute unter kaufmännischen Wissenschaften versteht, im Eigenthum nur weniger, durch Erziehung und weiter reichende Erfahrungen besonders begünstigter Handelsgrößen befand, so sind nach der Richtung allgemeinerer Bildung seit Anfang dieses Jahrhunderts überaus belangreiche Fortschritte gemacht worden. Dies verdankt der Handel den preiswürdigen Bestrebungen eines J. G. Büsch, Gründers der ersten Handels-

Akademie in Hamburg, eines C. W. Arnoldi, dessen Lebensgang schon in der vorigen Sammlung unsere ganze Theilnahme rege machte, weiterhin eines August Schiebe, des verdienten Direktors der Leipziger Handelsschule. Alle diese bahnbrechenden Männer fanden bei Verfolg ihres oft saûren Tagewerks einen natürlichen Stützpunkt in den Leistungen des deutschen Buchhandels, unter deren glänzendsten Repräsentanten mit obenan stehen: J. G. Cotta und sein Sohn Georg, als ausgezeichnetste Buchhändler Deutschlands im XVIII. und XIX. Jahrhundert, sowie jener deutsche Ehrenmann Friedrich Chr. Perthes, ein Wissensherold ersten Ranges, ein deutscher Verleger von tiefeingreifendem Einflusse auf das geistige Leben unseres Volkes. Seitdem haben unübersehbare Wandlungen in allen Branchen des Handels und des Verkehrs sowie der Industriethätigkeit immer weiter Platz gegriffen, die Nothwendigkeit vom gedeihlichen Genusse berechtigter Freiheit nach allen Seiten des gewerblichen und kommerziellen Lebens ist als eine Nothwendigkeit anerkannt, zu einer nirgends mehr bestrittenen Thatsache erhoben worden. Als vornehmster Apostel auf den hier sich vereinigenden Gebieten geistiger und materieller Interessen erscheint der deutsche Volkswirthschaftslehrer und Mitbegründer des Eisenbahnwesens unseres Vaterlandes, Friedrich List, der Mittelpunkt eines Bildes reich an Licht und Schatten.

Dieser verdienstvolle Deutsche, der leider das Werk seines Lebens nicht mehr reifen sehen sollte, steht jedoch nicht allein in seinem Kampfe gegen die Versunkenheit und Kurzsichtigkeit seiner deutschen Zeitgenossen. Unter den gleich begeisterten, ebenfalls in vorderster Linie kämpfenden Männern Englands tritt epochemachend hervor und zugleich glücklicher als unser Landsmann: Richard Cobden, der Freihandels-Apostel par excellence, welchem die Handelsentwicklung des Meer und Handel beherrschenden Albion unendlich Großes zu danken hat, denn bis zu seinem Ende blieben Sinnen und Thun dieses unermüdlichen Vorkämpfers für Verbreitung gesunder nationalökonomischer Ideen und Einrichtungen der Volkswohlfahrt und Volksbildung zugewendet. Die bedeutungsvollsten Reformen nach der Richtung des Weltverkehrs sehen wir sich vollziehen, nachdem es Rowland Hill vergönnt war, jene von ihm herrührenden großartigen Verbesserungen ins Leben zu rufen, nämlich die Umgestaltung der Briefbeförderung auf der Basis billiger und einheitlicher Sätze. Hieraus sind das in seiner Fortbildung zu so hoher Bedeutung gelangte englische „Penny-Postsystem" sowie alle Nachbildungen desselben hervorgegangen.

Unter den Ergebnissen und Erkenntnissen, die während der Kämpfe von mehreren Jahrzehnten errungen worden, gelten vornehmlich zwei große Erfahrungssätze als feststehend, und dessen werden sich alle Theile des Volkes immer bewußter. Die Zauberformeln der Erkenntniß heißen: „Wissen ist Macht" und „Selber ist der Mann." In weiter ausgesprochenem Gedankengange will dies soviel heißen, daß ohne tüchtiges Wissen und Können heutigen Tags nicht mehr an ein Vorwärtskommen zu denken und daß in allen guten Dingen Selbsthelfen Gottes Hülfe ist. In wohlangewandter

Selbsthülfe offenbart sich heute die Kraft und Tüchtigkeit des Einzelmenschen; in wohlbegründetem Zusammenwirken der vereinten Kräfte zeigt sich die schöpferische Gewalt des Genossenschaftsgeistes, und noch stehen diesem seine glänzendsten Triumphe bevor in noch Größeres verheißenden Errungenschaften, wenn die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Eintretens des Einen für Alle und Aller für Einen, wie zu erwarten, immer weiter um sich greift. Nur nach dieser Richtung ist die Lösung des Problems der sogenannten Arbeiterfrage zu suchen, in dieser Richtung leuchtet einem lebenden und kommenden Geschlechte die Sonne einer bessern Zukunft. Zu welch außerordentlichen Resultaten eine richtig verstandene Verschmelzung der Interessen zu führen vermag, dies ergiebt sich aus der von uns gegebenen Schilderung der bis dahin freilich anderswo noch nicht in gleich wirksamer Weise bethätigten Einrichtungen der vielbesprochenen Pioneers von Rochdale.

Durch Nachahmung des gegebenen Beispiels, sowie durch Benutzung der in Thätigkeit begriffenen Beförderungsanstalten der Bildung wird die Wohlfahrt und die sittliche Erhebung unserer mit der Hand arbeitenden Mitbürger zuverlässig gefördert und der zahlreichsten Klasse des Volkes ein menschenwürdigeres Dasein bereitet. Gewiß, wenn nach irgend einer Richtung von „Gemeinschaftlichkeit der Interessen" die Rede sein kann, so trifft dies hier ein, und wenn das Wohlwollen und die richtige Einsicht Seitens der Arbeitgeber mit der Pflege eines gesunden Sinnes der Arbeitsbevölkerungen sich verbindet, so wird an den Früchten gar bald die Beschaffenheit und der Körnerreichthum der ausgestreuten Saat sich kundgeben. Dies bewahrheitet sich so recht bei Darlegung der Geschichte des Hauses Dollfus-Mieg und der Leistungen der Société industrielle, vornehmlich in Bezug auf die Zustände der Mülhausener Arbeiterstadt, sowie der schwäbischen Arbeiterhauptstätte, gegründet durch die Fürsorge von A. Staub in Kuchen. Dieser werthvolle Beitrag aus der Feder des Herrn Professor Dr. A. Emminghaus traf erst ein nach Ausgabe der ersten Hälfte dieser Sammlung, welcher der Titel beigegeben ist, und es konnte der Name dieses geschätzten Mitarbeiters daher bei einer Anzahl Exemplare unter der Reihe der übrigen Förderer unseres Werkes auf dem Titelblatte desselben zu unserm Bedauern nicht erscheinen. Gleiches gilt rücksichtlich der Arbeit des Herrn Professor H. Th. Kühne, der uns in Stellvertretung eines unzuverlässigen Mitarbeiters noch in letzter Stunde die Lebensbilder von Dreyse und Krupp geliefert hat.

Der knappe, ohnehin überschrittene Raum dieses Buches hat es uns nicht vergönnt, die in Aussicht genommenen Verbesserungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens, vornehmlich durch Sir Rowland Hill, den Urheber des Penny-Postsystems, ausführlicher zur Darstellung zu bringen. Dagegen haben wir unser Werk durch ein Illustrationen-Register zu beiden Sammlungen des „Buch berühmter Kaufleute" bereichert und gesucht, hierdurch den Wegfall des zuletzt genannten Abschnitts in Etwas vergessen zu machen.

Aus dieser Beigabe wird der außerordentliche Reichthum unseres Werkes, das Ergebniß fast zehnjährigen Fleißes, ersichtlich, und hoffen wir, daß sie sich den Besitzern und sonstigen Interessenten so nützlich erweisen wird, als sie uns

Mühe verursacht hat. Bringen wir mit dem reichen Inhalt des vorliegenden Bandes Dasjenige in Verbindung, was bereits in der ersten Sammlung ausgeführt worden ist, so wird man uns das Zugeständniß nicht verweigern, daß wir trotz mancherlei unvermeidlicher Lücken immerhin noch ein leidlich zutreffendes Bild der Entwicklung von Handel und Industrie im Mittelalter bis zur Gegenwart oder doch wenigstens durch Licht und Schatten verleihende Pinselstriche den Entwurf zu einem späterhin schon leichter auszuführenden universelleren Gemälde geliefert haben. Soweit als thunlich, knüpften wir auch in dieser Sammlung an die hervorragende Wirksamkeit einzelner, bekannter gewordener Industriellen, Kaufleute und Förderer des Handels und Verkehrs an, oder wir bemühten uns, dort, wo das biographische Material zu spärlich vorhanden war, mehr den Charakter einzelner Kulturperioden hervorzuheben.

Es ist bei einem so weit angelegten und umfangreichen Werke, dessen Drucklegung mehrere Jahre erfordert, unvermeidlich und daher leicht erklärlich, wenn hier und da der engere Zusammenhang mit dem Vorhergehenden oder sonsthin Mancherlei vermißt werden sollte, was wir, wie bereits oben erwähnt, dereinst in einer letzten (dritten) Sammlung auszufüllen gedenken.

Die Schwierigkeiten zu ermessen, wit welchen ein Unternehmen gleich dem vorliegenden zu kämpfen hatte, ist in erster Linie Sache Derjenigen, welche durch Beruf und Stellung an die Spitze von literarischen Schöpfungen ähnlich dem in Rede stehenden Werke sich gestellt sehen. Möge man uns ermuthigen, an der Verbesserung und Weiterentwicklung unseres Unternehmens fortzuarbeiten, indem man uns auf Mängel hinweist oder mit dem Gange des Buches zu vereinbarende Wünsche kundgiebt, vornehmlich aber uns auf unbenutztes Material aufmerksam macht und zu dessen Erlangung die Hand bietet. Letzteres soll bestens ausgenutzt werden, sei es bei einer neuen Auflage der vorliegenden Sammlung, sei es in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit bei einer Fortsetzung dieses Buches nach der technischen und gewerblichen Seite hin, durch die beabsichtigte „Gallerie hervorragender Erfinder und Meister auf dem Gebiete der Industrie und Gewerbthätigkeit."

Leipzig, im Juli 1869.

Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Man bittet zu berichtigen:

S. XVI Zeile 7 v. o. J. F. Cotta statt J. G. Cotta.

Der

Kaufmann zu allen Zeiten.

Zweite Sammlung

des

Buches berühmter Kaufleute.



Altägyptischer Hafenplatz.

Der Kaufmann im Alterthum.

Aegypter. — Phönizier: Seefahrten nach England, Spanien, Indien. Landhandel. — Karthager: Ausbreitung ihres Handelsverkehrs. Tauschhandel mit Eingebornen im Innern Afrika's. — Griechen: Charakter und Ansehen des griechischen Kaufmanns. Hauptstapelplätze Korinth und Athen. Ausfuhrverbote, Zölle, Monopole. Schmuggel-Agenten. Rhedereibetrieb. Betrügereien. Zinsen. Geldwechsel. Ein- und Ausfuhrgegenstände. Verkehrsrichtungen. — Römer: Etrurische Gewerbthätigkeit. Handelsgegenstände. Stellung des Kaufmanns. Handels-Compagnien. Wucher.

Unter den Völkern, welche am Mittelmeere wohnten, das für die Alten die Bedeutung des Weltmeeres hatte, liefern uns die Aegypter, bei denen Gewerbe und Handel am frühesten zur Ausbildung gelangten, doch nur die wenigste Ausbeute in Bezug auf die Kenntniß des von ihnen betriebenen Waarentausches. Arabische Karawanen führten um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. bereits Gewürze, Spezereien und Sklaven dem Reiche der Pharaonen zu und um das Jahr 1000 bezogen die palästinensischen Könige Streitwagen und Streitrosse ebendaher. Allein der Handel zur See scheint bereits im Zeitalter Salomo's in den Händen der Phönizier gewesen zu sein und als die darauf folgende, bis 670 v. Chr. dauernde Absperrung Aegyptens gegen das Ausland vorüber war, theilten sich wieder vorwiegend griechische und phönizische Kaufleute in das ägyptische Aus- und Einfuhrgeschäft.

Die Phönizier, ein aramäischer Volksstamm, haben das Glück genossen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch den Seehandel des Mittelländischen Meeres ohne mächtige Nebenbuhler zu behaupten. Ihre Kolonien, die Küsten-

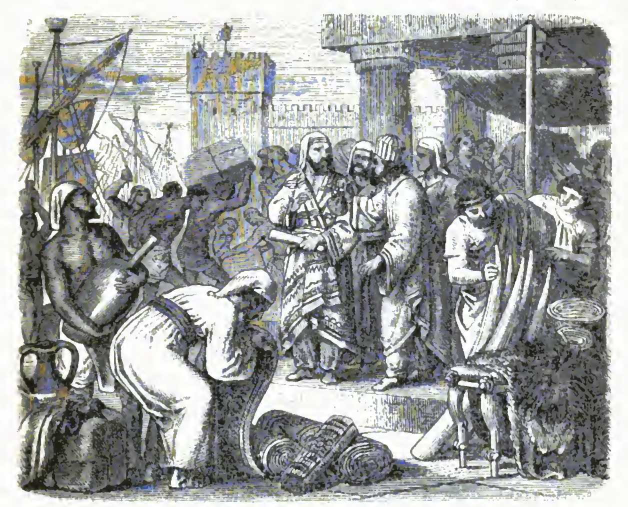
stationen ihrer Flotten, umsäumten außer vielen östlichen Inseln das Süd- und Westgestade des Mittelmeeres, und von Tharschisch (Tartessus) in Südspanien aus fuhren ihre kühnen Schiffer einerseits bis zur Südküste Englands, andererseits bis an die westlichen Ausläufer der großen Sahara. Doch mag es geraume Zeit gedauert haben, bis die Phönizier ihren Beruf nur in regelmäßigem Handel und im Verbreiten friedlicher Kultur erkannten. Noch im homerischen Zeitalter erscheinen sie an den griechischen Küsten als Kaufleute und Räuber zugleich, je nachdem sich die Gelegenheit bot. Belehrend über ihr Treiben ist vorzüglich, was der treue Schweinehirt Eumäos aus seiner Jugend erzählt. Er war ein Königssohn und stand noch im Knabenalter, als ein phönizisches Schiff an seiner heimatlichen Insel anlegte, um Luxuswaaren gegen Landesprodukte umzutauschen. Im königlichen Palast befand sich eine junge Sklavin, die aus Sidon stammte und von Seeräubern dahin verkauft worden war. Diese trat in Einvernehmen mit ihren Landsleuten und wurde selbst Urheberin eines diebischen Anschlags. Als das Schiff zum Absegeln bereit war, erschien der Verabredung gemäß der gewandteste von den Fremden und bot der Fürstin eine aus Gold und Bernstein kunstvoll gebildete Halskette zum Kauf an. Während aber die Weiber das erhandelte Kleinod noch bewunderten, entwich die Verrätherin mit dem kleinen Eumäos aus dem Hause, nahm sogar noch mehrere goldene Pokale aus dem Vorhause mit und gelangte zum Schiffe, das später in Ithaka landete, wo der König Laertes den ehemaligen Prinzen kaufte, ohne sich weiter um seine Herkunft zu kümmern! Aber auch Odysseus läßt in seiner dem treuen Diener gegenüber erdichteten Biographie einen gaunerischen Phönizier auftreten, der ihn von Aegypten aus in der Absicht mitgenommen hätte, ihn in Libyen zu verkaufen. Bemerkenswerth ist dabei, daß, sowie Odysseus selbst von Kreta nach Aegypten direkt in 5 Tagen gelangt sein will, der Phönizier wieder „mitten durch's Meer über Kreta" seinen Cours nach Libyen nimmt. In sehr früher Zeit ist es wol auch geschehen, daß Schiffer aus dem kleinen Vorlande des Libanon auf einem Streifzuge nach dem Hellesponte hinauf die Insel Thasos entdeckten, wo sie reiche Goldlager auffanden und Bergwerke anlegten, die noch Herodot bewunderte.

Ein wahres Eldorado fanden sie aber bald darauf an Spanien, dessen ungeheurer Reichthum an Metallen, besonders an Silber, zu Sagen Veranlassung gegeben hat, welche ein würdiges Gegenstück zu den ersten Erfahrungen der Spanier in Peru bilden. Die gewöhnlichsten Geräthschaften der Einwohner waren aus Silber, dessen Erz zu Tage lag und leicht durch bloßes Schürfen gewonnen werden konnte. Gegen allerhand Putzsachen und Tand tauschten die Iberer das Metall um, dessen Werth sie nicht kannten und das die Phönizier sehr wahrscheinlich in den südlichen Goldländern wieder gegen Gold umsetzten.

Als sehr gewinnreich wird auch die in Gemeinschaft mit dem Könige Salomo von Elath und Ezion Geber im Rothen Meere aus unternommene Fahrt nach Indien geschildert. Der Gewinnantheil des jüdischen Königs von der ersten Expedition, die drei Jahre unterwegs gewesen war und Gold, Elfenbein und Ebenholz mitbrachte, soll 420 Talente Goldes betragen haben.

Als Phönizien unter Psammetich's Nachfolger, Necho II. (bis 605 v. Chr.), unter ägyptische Hoheit gekommen war, waren es kühne Schiffer des tyrischen

Landes, die sich bereit finden ließen, für den Aegypterkönig vom arabischen Meerbusen aus die Umseglung Afrika's zu unternehmen. Denn die glückliche Ausführung des freilich ohne praktischen Nutzen gebliebenen Wagnisses zu bezweifeln, verbietet uns gerade die Erwähnung des den Vater Herodot, der von Aequator und Ekliptik nichts wußte, höchlich befremdenden Umstandes, daß die Phönizier an der Südspitze des Erdtheils die Sonne zur Rechten gehabt hätten. Herodot nahm aber trotz seines Bedenkens das Resultat der Unternehmung als ausgemacht an, während die Späteren wieder auf die unrichtige Ansicht zurückkamen. Uebrigens waren die Fahrzeuge der Phönizier bereits zweierlei Art, ein Unterschied, den später alle seefahrenden Völker des Mittelmeeres beibehalten haben.



Phönizische Händler.

Die sogenannten „langen Schiffe", deren Länge sich zur Breite wie 7—8 zu 1 verhielt, dienten zu kriegerischen Zwecken und schnellen Fahrten und hatten deshalb eine Menge von Ruderknechten, die später in mehrere Reihen übereinander vertheilt wurden, und oft auch mehrere Mastbäume. Bei den wirklichen „Kauffahrern" dagegen betrug die Länge nur das vierfache Maß der Breite und man nannte sie deshalb bezeichnend „runde Schiffe". Sie führten weniger Ruder, hatten sehr oft gar kein Verdeck und waren auf den Seiten breit ausgebaucht, um recht viel fassen zu können. Als ein recht ansehnliches Handelsschiff schildert Lukian die „Isis" aus Alexandria, die 45 Fuß in die Breite und 180 in die Länge maß. Die phönizischen Schiffe führten als Erkennungszeichen zwerghafte Götterbilder an den Schnäbeln, während sich die Nationalität der atheniscnen durch vergoldete Pallasfiguren kund that.

Die Waaren, welche die Phönizier den fernen Völkern zuführten, bestanden theils aus Erzeugnissen ihrer Fabriken und Manufakturen, theils aus den Produkten der asiatischen Länder, die sie entweder selbst holten oder sich zuschaffen ließen. Obenan standen unter den Artikeln eigener Fabrik die aus ihren Färbereien hervorgegangenen Stoffe, vorzüglich die mit dem Safte der Purpur- und der Trompetenschnecke benetzte Wolle. Letztere war ja im ganzen Alterthume eine Freude der Eitelkeit und des Ehrgeizes, und noch zu Plinius des Aelteren Zeit kostete ein Pfund der echten tyrischen (nebenbei übel riechenden) Purpurwolle 1000 Denare oder 290 Thaler! Natürlich ließ sich das Land auch den aus der Verfertigung der Zeuge und Gewänder selbst fließenden Gewinn nicht entgehen. Dazu kamen die gläsernen Waaren von Sidon und Sarepta und die Kunstarbeiten der Goldschmiede, der Elfenbeinschnitzer und Bernsteinschneider.

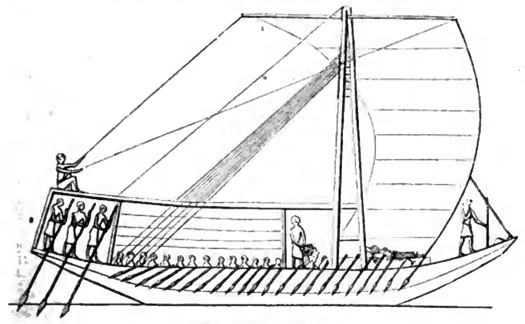
Der phönizische Landhandel hatte drei Hauptrichtungen. Die wichtigste ging nach den arabischen Küsten und durch das Innere der Halbinsel. Die Karawanen brachten von dort nicht nur die edeln Erzeugnisse des Landes, Räucherwerk, Gold und Edelsteine, sondern auch indische und äthiopische Waaren, deren Stapelplätze sich in Arabien befanden, nämlich Elfenbein, Ebenholz, Zimmet. Die nomadischen Stämme des nördlichen Theiles vermietheten ihre Kameele nebst den Führern zum Karawanendienst, weshalb es auch bei dem Propheten Ezechiel von Tyrus heißt: „Arabien und alle Fürsten von Kedar handelten mit Dir und brachten Dir ihre Dromedare“; noch häufiger geschah es aber wol, daß ganze Stämme selbst den Transithandel zwischen den arabischen und phönizischen Küsten auf eigene Rechnung übernahmen. So erzählt Diodor von den im östlichen Theil der peträischen Halbinsel wohnenden Nabatäern: „Ein nicht geringer Theil von ihnen beschäftigt sich damit, die Myrrhe und andere kostbare Gewürze, die sie von Denen erhalten, welche sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelmeere zu führen.“ Die Stadt Petra selbst (jetzt Wady Musa), die heute noch durch ihre wunderbaren Trümmer und Felsenbauten von dem ehemaligen Reichthum Zeugniß giebt, enthielt die sicheren Depots der aus dem Süden zugeführten Waaren.

Das benachbarte Palästina versorgte die Phönizier, wie Ezechiel ausdrücklich erwähnt, „mit Weizen und Backwerk, Honig, Balsam und Oel“. Aus Aegypten aber bezog Tyrus hauptsächlich baumwollene und gestickte Webereien. Die Phönizier mögen schon im alten oberägyptischen Theben, dem Hauptsitze des äthiopischen Karawanenhandels, ihre Agenturen und Niederlagen gehabt haben; in der späteren Hauptstadt Memphis bewohnten sie sogar ein besonderes Quartier, welches nach Herodot auch einen Tempel ihrer Himmelsgöttin Ashera oder Astarte umschloß.

Der zweite Hauptzug des phönizischen Handels verbreitete sich nach Osten bis Babylonien, Assyrien und noch darüber hinaus. „Damaskus sendet Dir Wein aus Chalybon (nördlich von Palmyra) und Wolle aus der Wüste“, sagt der Prophet, und die Zufuhr der letzteren war für die Webereien Phöniziens von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Ausfuhr aus den zwischen Euphrat und Tigris gelegenen Ländern aber setzt Herodot zu Anfang seiner Geschichte unter die frühesten Handelsgeschäfte der Phönizier. Doch besitzen wir fast gar keine

Nachrichten über die Bestandtheile dieses Handels. Nur Ezechiel sagt zu Tyrus: „Die von Haran, von Assur und von Kannah (am Tigris) handeln mit Dir in köstlichen Gewändern, in purpurblauen und buntgewirkten Mänteln (Musselinen); Kisten von Cedernholz voll kostbarer Gewebe mit Stricken bringen sie auf Deine Märkte.“ Doch zeugen die Trümmer der Wüstenstädte **Heliopolis** (Baalbeck) und **Palmyra** (Thadmor), über welche die Hauptstraße dieses Handelsverkehrs lief, noch heute von dem Reichthum ihrer Bewohner, von der Einträglichkeit des Karawanenverkehrs auf dieser Seite.

Auf die dritte Hauptrichtung des phönizischen Handels endlich beziehen sich die Worte Ezechiels: „Javan, Tubal und Meschech handeln mit Dir; Sklaven und Kupfergeräth bringen sie Dir. Die aus Thogarna führen Pferde und Maulesel Deinen Märkten zu.“ Javan ist Jonien, Tubal und Meschech wahrscheinlich Kappadozien und Kaukasien, uralte Sitze des Menschenhandels. Recht gut stimmt es zu den Worten des Propheten, wenn Xenophon im Lande der Kurden viele kupferne Geschirre in den Wohnungen gesehen haben will. Thogarna endlich bedeutet Armenien, dessen Pferderasse im ganzen Alterthum hoch berühmt war.



Altägyptisches Ruderschiff.

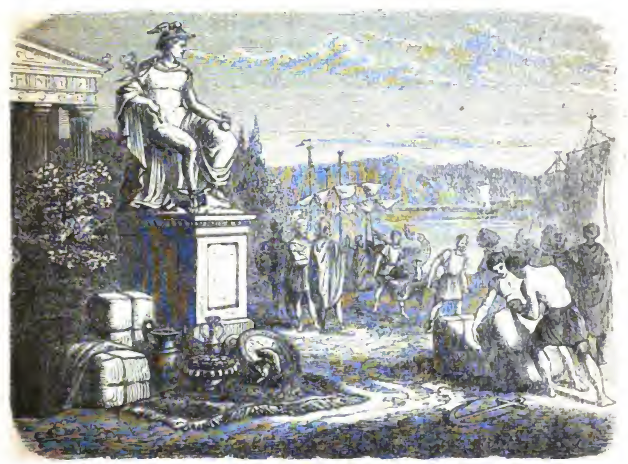
Das meerwärts gerichtete Streben der assyrischen und babylonischen Kontinentalstaaten und ihr Streit mit Aegypten über den Besitz der syrischen Küste brachten bekanntlich dem von jeher politisch passiven phönizischen Städtebunde Verderben, und der Fall des Vorortes Tyrus durch Nabuchodonosor (572 v. Chr.) raubte dem geschäftigen Volke auf immer den Welthandel und die Herrschaft über das Mittelmeer, wenn auch selbst noch in der römischen Zeit die dortigen Städte für Industrie und Handel wichtige Plätze blieben.

Die östliche Hälfte des phönizischen Handelsgebietes rissen die Griechen an sich. Im Westen aber trat als Erbin der tyrischen Handelsgröße das im 9. Jahrhundert v. Chr. von auswandernden tyrischen Edeln gestiftete **Karthago** (d. i. Neustadt) auf. Diese Kolonie überflügelte bald die anderen Faktoreien der Heimat auf nordafrikanischem Boden und spielte schon nach hundert Jahren die Beschützerin der phönizischen Städte in Sizilien. Bald wimmelten die Seestädte **Siziliens** und

Unteritaliens von ihren Handelsschiffen. Von dort holten sie Oel und Wein, um damit sich selbst und den benachbarten griechischen Kolonieſtaat Kyrene zu versorgen. Malta lieferte ihnen seine baumwollenen Gewebe, Korsika Wachs, Honig und Sklaven, Elba Eisen, Lipara Alaun, die Balearen Lastthiere und Früchte, Spanien edle Metalle. Daß sie von den Scilly-Inseln Zinn holten und bis in die Ostsee des Bernsteins wegen vorgedrungen sind, ist keineswegs unwahrscheinlich. Nach dem Geographen Skylax war ein Hauptplatz des karthagischen Tauschhandels die Insel Cerne an der Westküste Afrika's (wahrscheinlich die Insel Arguin am Cap Blanco), wo ägyptische Leinwand und Wein gegen Elfenbein und Felle gegeben wurde. Aristoteles erzählt, daß die Karthager in jener Gegend eine außerordentlich schmackhafte Sorte von Thunfischen fingen, die eingesalzen und nach Karthago gebracht wurden, aber kaum den Bedarf der Hauptstadt deckten. Interessant ist auch ein Bericht Herodot's über einen stummen Verkehr der karthagischen Kaufleute mit noch südlicher, wahrscheinlich am Niger wohnenden Afrikanern, der durch neuere Reisende seine Bestätigung gefunden hat. Herodot's Worte sind folgende: „Die Karthager erzählen auch, es gebe eine bewohnte Gegend außerhalb der Säulen des Herakles, wo die Schiffer nach ihrer Ankunft ihre Waaren ausladen und neben einander am Gestade niederlegen, dann aber wieder an Bord gehen und Rauch aufsteigen lassen. Sobald die Eingeborenen diesen erblicken, kommen sie an's Meer, legen für die Waaren Gold hin und entfernen sich von der Stelle. Die Karthager steigen dann aus und sehen nach, und wenn ihnen das Gold mit den Waaren zu stimmen scheint, nehmen sie es und kehren zurück, wenn nicht, steigen sie wieder in ihre Fahrzeuge und warten, bis jene mehr Gold zugelegt haben. Es verübt aber keine Partei Unrecht, denn weder rühren die Karthager das Gold an, bevor es dem Werthe der Waaren gleichkommt, noch nehmen die Anderen die Waare fort, bevor die Kaufleute das Gold in Empfang genommen haben." Die Insel Cerne soll nun auch der südlichste Punkt gewesen sein, den die vom karthagischen Suffeten Hanno wahrscheinlich um 520 v. Chr. geleitete Expedition erreichte, welche zu dem Zwecke auslief, die punischen Handelsverbindungen zu erweitern und zugleich durch Anlegung von Kolonien zu sichern. Sein Reisebericht ist in griechischer Uebertragung bis auf uns gelangt, und wenn auch manches Auffallende und fabelhaft Klingende darin vorkommt (schon die Zahl der Kolonisten, 30,000, steht in lächerlichem Verhältnisse zu den genannten 60 Pentekontoren, d. h. 90 Fuß langen, bloß mit 50 Ruderern benannten Fahrzeugen und paßt nicht einmal, wenn man Penteren, d. h. Schiffe von 168 Fuß Länge, 534 Tonnen Gehalt und 350 Ruderknechten annehmen wollte), so ist er doch eines der ältesten Denkmäler geographischer Kunde des Alterthums und die Angriffe auf seine Echtheit sind bisher nicht im Stande gewesen den Glauben an die auch von Plinius dem Aelteren bezeugte Fahrt zu erschüttern.

Der karthagische Landhandel führte südlich auf einem zum Theil noch heute bestehenden Karawanenwege in das Land der Garamanten, das jetzige Fezzan. Dorthin lockte die karthagischen Kaufleute der Ankauf von Negersklaven, Edelsteinen, Straußfedern, Elfenbein u. s. w. Ja, wenn Herodot erzählt, daß die

Garamanten auf die höhlenbewohnenden Aethiopen Jagd gemacht hätten, so stimmt damit heute noch die Gewohnheit der Fezzaner, die ebenfalls zum Theil in Höhlen lebenden Tibbo's zu erjagen und auf die Märkte von Tripolis u. s. w. zu bringen! Aus anderen Andeutungen Herodot's hat man mit viel Wahrscheinlichkeit schließen wollen, daß die Karthager vermittelst der in südwestlicher Richtung die Sahara durchziehenden Karawanen der Nasamonen auch mit den am Djoliba (Niger) in der Nähe der Goldländer wohnenden Negern in Verbindung gestanden haben. Unter den Manufakturwaaren Karthago's selbst waren besonders die Gewebe berühmt.



Griechische Hafenstadt: Landungsplatz.

Die Ursachen des Zusammenstoßes der reichen Handelsstadt mit dem kriegerischen Rom sind ebenso bekannt, wie der Verlauf des langen Kampfes. Alle Besitzungen der Karthager im Mittelmeere kamen unter römische Herrschaft und auf Gades, vielleicht die älteste Stadt Europa's, die heute noch denselben Namen führt, ging neben der jonischen Pflanzstadt Massilia ein großer Theil des merkantilen Glanzes von Karthago über.

Kein Land am Mittelmeere besaß in seiner Lage und Natur bessere Vorbedingungen zur Entwickelung und Förderung des Handelsverkehrs, als das heitere Griechenland. Während das lang und schmal in das Meer hinausragende Italien eine Küstenlänge von 580 Meilen hat, zählt die viel kleinere hellenische Halbinsel mit ihren Buchten und Vorgebirgen 720. Die an so vielen

Punkten in das Land eindringende See gewährte den Erzeugnissen der Natur und des Kunstfleißes sicheren und bequemen Absatz, erweiterte den Gesichtskreis der Bewohner und lockte in die Ferne. Schon Cicero sagt in Bezug hierauf: „Leute, welche solche Städte bewohnen, hangen nicht an ihren Wohnsitzen, sondern werden immer auf den Flügeln der Hoffnung und Phantasie weiter fortgetragen und auch, wenn sie zu Hause bleiben, enteilen sie im Geiste." Und wie bequem und günstig gestaltete sich die Anknüpfung des Verkehrs mit den umliegenden Staaten! Nach Kleinasien, nach Phönizien führte ein Weg von Insel zu Insel, nach Italien eine Ueberfahrt, und wie weit war es bis zu den ägyptischen Küsten? Zu dem Allen kam noch hinzu, daß ein Charakterzug der Nation selbst auf Gewinn abzielenden Unternehmungen Vorschub leistete. Man wirft unserem Zeitalter nicht mit Unrecht vor, daß es in zu unverhüllter Weise der Zaubermacht des Geldes huldige und im Jagen nach dem Mammon nicht selten die höheren geistigen Interessen vernachlässige. Allein bei aller Anerkennung, die man der hohen Begabung und Sittigung der Griechen zollen muß, läßt es sich nicht verkennen, daß Eigennutz und Habsucht, überhaupt der Hang, auf alle Weise Geld zu machen, eine Schattenseite des Volkes bildete, der zur Zeit der Entartung die häßlichen Früchte des Verraths, der Bestechlichkeit, des Meineids in Fülle entwuchsen. „Das Geld ist der Mann!" gehört zu den ältesten griechischen Sprüchwörtern. Dem Reichen wurde mehr Achtung erwiesen als dem Armen, der stets dem Verdachte unterlag, ein schlechterer Bürger zu sein als jener. Hatte doch der Weise Phokylides unverholen gesagt, zuerst müsse man nach Vermögen streben, nach Tugend aber, wenn genug Lebensunterhalt vorhanden sei!

Die ältesten griechischen Kaufleute darf man sich nicht alle als friedsame Bürger vorstellen, die Waare gegen Waare getauscht und nur im Kampfe mit den feindlichen Meereswogen Muth und Tapferkeit bewiesen hätten: es waren meist verwegene, listige Abenteurer, die neben dem Handel darauf ausgingen, Sachen von Werth, besonders Menschen und Vieh zu rauben und an entfernten Orten wieder zu verkaufen. Am berüchtigtsten in diesem Gewerbe, welches so wenig Unehre brachte, daß man einen Unbekannten ganz naiv fragen durfte, ob er vielleicht ein Seeräuber wäre, waren die Bewohner der Insel Kreta. Doch wird von Homer das friedliche Handelsgewerbe schon ausdrücklich von dem Flibustierstande geschieden. Sagt doch der Phäake Euryalos zu Odysseus in Bezug auf die veranstalteten Wettkämpfe: „Keineswegs suche ich in Dir einen Mann, welcher der Wettspiele kundig ist, sondern einen solchen, der mit vielberudertem Schiffe umherziehend, als Oberhaupt von Schiffern, die da Handelsleute sind, auf Ladung bedacht ist und spähet nach Frachtgütern und rasch ergreifbarem Gewinn." Fast möchte man bei diesen Worten bereits an das Bestehen wirklicher Handelsgesellschaften denken! Die Fahrten der Kaufleute im heroischen Zeitalter erstreckten sich aber blos auf das zwischen Kleinasien und Hellas liegende Meer mit seinen unzähligen Inseln. Italien war ihnen unbekannt; lang und beschwerlich nannten sie schon eine eintägige Seefahrt. Von dem Meere zwischen Afrika und Griechenland meint der greise Held Nestor, es sei so groß, daß selbst die Vögel nur einmal des Jahres darüber fliegen wollten! Das vorzüglichste Tauschmittel bestand in Metall und Thieren. Der König Euneos von

Lemnos versorgte das achäische Lager vor Troja mit Wein und ließ sich dafür Kupfer und Eisen, Felle und Rinder zahlen. Eine Sklavin hatte den Werth von 4 bis 24 Rindern. Das Metall wurde natürlich zugewogen. Das Gold scheint dabei ungefähr den elffachen Werth des Kupfers gehabt zu haben; denn als der Trojaner Glaukos seine goldene Rüstung gegen die eherne des Diomedes vertauscht, heißt es, jene sei 100 Rinder werth gewesen, diese aber nur neun. Hundert Jahre nach Homer wird des Handels schon als eines ganz gewöhnlichen Erwerbsmittels gedacht. In seinen „Werken und Tagen" giebt der Dichter Hesiod auch Vorschriften demjenigen, welcher dem Handel die eitele Seele zugewendet habe, „um Schulden zu entfliehen oder traurigem Hunger." „Lobe das kleinere Schiff", sagt er, „doch in's größere lege die Ladung! Lade nicht in's geräumige Schiff das gesammte Besitzthum, sondern laß das Meiste zurück und nimm den kleineren Theil zur Fracht! Grauenvoll ist es in des Meeres Fluten dem Unglück anheim zu fallen, grauenvoll auch, wenn Du dem Wagen zu mächtige Last auflegend die Axe brichst, so daß die Fracht verdirbt."

Was die spätere Zeit betrifft, so stand der Landhandel in Griechenland immer bedeutend gegen den Seehandel zurück. Das Land war schon durch natürliche Grenzen in eine Menge kleiner Gebiete geschieden, zwischen deren Bewohnern oft die schärfsten Gegensätze in unmittelbarer Nachbarschaft bestanden, so daß fast immer unter einzelnen Kleinstaaten Fehden ausgefochten wurden. Diese Unsicherheit, verbunden mit der allgemeinen Gewohnheit, bei ausbrechenden Kriegen sich sofort am feindlichen Privateigenthum zu vergreifen, lähmte natürlich den Binnenverkehr. Zuweilen wurden auch mitten im Frieden die Nachbarn vom Markte ausgeschlossen, wie z. B. vor Ausbruch des peloponnesischen Kriegs den Megarensern von Seiten Athens geschah. Ueber diese Sperre heißt es beim Lustspieldichter Aristophanes bezeichnend genug:

„Hier, sag' ich, giebt's armsel'ge Männchen, falsch gemünzt,
Die spürten aus die Mäntelchen von Megara,
Und wenn sie eine Gurke wo, ein Häschen sah'n,
Ein Ferkel, Knoblauch oder auch ein Körnchen Salz,
Gleich war's megarisch und verkauft ward's noch den Tag."

Dennoch kam bald in Griechenland etwas unseren Messen Aehnliches auf. Hierzu lieferten die Festversammlungen den Anstoß, welche nicht blos in Olympia, Delphi, Nemea und Korinth, sondern überall abgehalten wurden, wo mit dem Dienste einer Gottheit eine aus Wettkämpfen und Opfern bestehende glänzende Feier verbunden war. Die bei solchen Gelegenheiten zusammenströmende vergnügungssüchtige Menge hatte mancherlei Bedürfnisse, und da der einen ganzen Monat dauernde Festfriede auch den Kaufleuten mit ihren Waaren sicheres Geleit verbürgte, so herrschte bald der merkantilische Anstrich dieser Festlichkeiten so vor, daß sie von den Römern geradezu „Märkte" genannt wurden. Die ausführlichste Nachricht über eine solche Messe besitzen wir in der Schilderung des Reisebeschreibers Pausanias, welcher über eine zweimal des Jahres beim Tempel der Göttin Isis im phokischen Tithorea stattfindende Festversammlung schreibt: „Am zweiten Tage schlagen die Kaufleute ihre Buden auf aus Rohr oder gerade

vorhandenem Gesträuch, am letzten aber der drei Festtage verkaufen sie an die Menschenmenge Sklaven und allerlei Vieh, aber auch Kleider, Silber- und Goldwaaren, worauf am Nachmittag das Opfern beginnt."

Wie weit dagegen der Handel zur See den Binnenverkehr überwog, erkennt man schon daran, daß das Wort, womit der Grieche den Kaufmann benannte (Emporos), eigentlich den Schiffsreisenden bezeichnet. Hauptstapelplatz für die Kauffahrteischiffe war in älterer Zeit Korinth, schon von Homer „das reiche" genannt. Auch die Inseln Delos, Lemnos, Chios und Aegina bekundeten eine besondere Regsamkeit im Handel, während der spartanische Staat, dessen Tauschmittel nicht einmal in Gold und Silber bestanden, sich gegen den kaufmännischen Verkehr schroff abschloß. Aber in solchem Umfange wie Athen ist kein Staat Griechenlands als Hauptmarktplatz aufgetreten. Ohne Gefahr konnten die Schiffe in seinen drei Häfen vor Anker gehen; im Piräus besonders konnte man Waaren aller Länder antreffen. Auch sahen sich nicht die Schiffer, wie an Plätzen, deren Geld auswärts keine Gültigkeit hatte, genöthigt, Rückfracht zu nehmen, denn das attische Silbergeld war gediegener als in anderen griechischen Staaten und wurde sogar gegen Aufgeld wieder umgesetzt. In Athen genossen die Kaufleute Freiheit vom Kriegsdienst und wahrscheinlich auch von Kriegssteuern; bei ihren Rechtshändeln wurde große Rücksicht auf den Vortheil ihres Geschäfts genommen, und die fremden Geschäftsleute standen den einheimischen in allen Rechtsfragen völlig gleich.

Freilich hatte der Großhändler auch viel unter den gesetzlichen Beschränkungen des Verkehrs zu leiden. So weit man blicken kann, findet sich in Hellas keine Spur von völliger Freigebung des Handels, sondern allenthalben bestanden Ein- und Ausfuhrverbote, Zölle, Stapelrechte, Monopole u. dgl. Ja, wie selbstverständlich es den Alten zu sein schien, daß der Staat den Handel als eine gute Einnahmequelle benutzte, kann man sehen, wenn der Geograph Strabo erzählt, die Einwohner der kleinasiatischen Stadt Kyme wären dadurch in den Ruf gutmüthiger Beschränktheit gekommen, daß sie erst 300 Jahre nach Gründung der Stadt angefangen hätten, Hafenzölle zu fordern! Der freisinnige Solon hatte alle Ausfuhr aus Attika verboten, das Oel ausgenommen. Auch später blieb der Export aller zum Schiffbau nöthigen Gegenstände, sowie des für die Bewohner unzureichenden Getreides streng untersagt. Dagegen durfte kein athenischer Bürger anderswohin Weizen führen als nach Athen, und selbst Ausländer, die mit ihren Schiffen im Piräus einliefen, waren gehalten, zwei Drittheile von ihren Getreideladungen hier loszuschlagen. Auf der anderen Seite durfte der Kleinhändler niemals mehr als 50 Scheffel auf einmal aufkaufen und bei dem Wiederverkaufe nur einen Obolos (16 Pfennige) Gewinn nehmen. Wie trotz einer Anzahl wachsamer Beamten und der den Uebertretern drohenden Todesstrafe das Gesetz durch Scheinkauf und bei vorhandenem Vorrath durch absichtliche Steigerung des Einkaufspreises umgangen werden konnte, läßt sich leicht ermessen. Auf allen Waaren, selbst dem unentbehrlichen fremden Getreide lag ein Zoll von zwei Prozent, und von der Unnachsichtlichkeit und Verhaßtheit der Zolleinnehmer, die gewöhnlich Unterbeamte von ganzen Pachtgesellschaften waren, zeugen unzählige Stellen der alten Schriftsteller. Aber wenn auch alle unverzollten Waaren

sofort weggenommen wurden, scheint die Schmuggelei und Pascherei doch in Athen schon sehr in Blüte gestanden zu haben, und es gab unweit der Hauptstadt eine Bucht, die wegen ihrer zu diesem Zwecke günstigen Lage den Namen „Diebshafen" führte. Daß auch anderwärts die Zollgesetze streng gehandhabt wurden, beweist das Schicksal des Vaters vom Philosophen Bion, der in Olbia am Dnjepr um 300 v. Chr. mit seiner ganzen Familie wegen Schmuggelei in die Sklaverei verkauft worden ist!



Griechische Luxusartikel.

Doch beschränken ja dergleichen Maßregeln heute noch mehr oder weniger fast überall auf der Erde den Waarenverkehr. In ganz anderer Hinsicht herrschte aber im Alterthum ein Mangel an Bequemlichkeit und Erleichterung des Handelsgeschäfts, der jetzt nur noch bei Versendungen nach sehr fernen, uncivilisirten Ländern fühlbar wird. Wir meinen weder die Telegraphendrähte noch die Eisenbahnen und Dampfschiffe, noch die regelmäßige Postverbindung, Alles Mittel den Verkehr zu fördern, sondern den Kommissionshandel und das Wechselwesen. Wie störend würde es für ein heutiges Großhandelshaus sein, wenn der Herr des Geschäftes sich bei jeder Unternehmung genöthigt sähe, entweder selbst seine

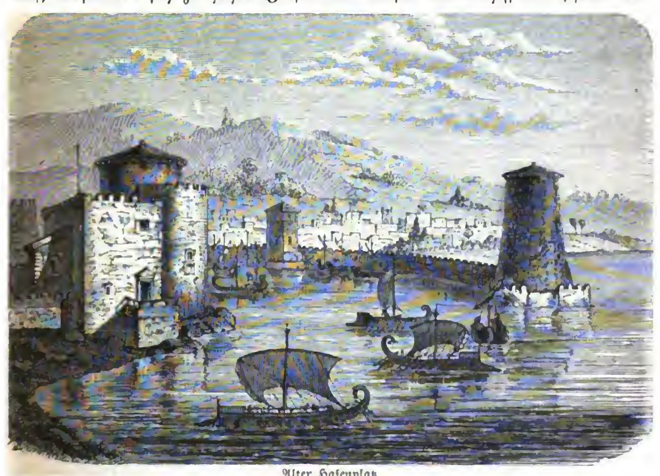
Sendungen zu begleiten oder einen zuverlässigen Bevollmächtigten mitzuschicken, um theils den Absatz der Güter zu besorgen, theils die Zahlungen einzuziehen oder Rückfracht zu erhandeln! Im Alterthum brachten es die Umstände so mit sich, daß der Eigenthümer einer Ladung nicht umhin konnte, mit an Bord zu gehen. Denn wie hätte ein athenisches Haus seine Geschäfte nach dem Schwarzen Meere oder nach Aegypten anders betreiben sollen, da es stets an Gelegenheit fehlte, Baarschaften zu übermachen? In der Prozeßrede des Demosthenes gegen Dionysodoros erzählt z. B. der Kläger: „Im August des verflossenen Jahres kam dieser Dionysodoros und sein Handelsgenosse Parmeniskos zu uns und erklärten, daß sie Geld auf ihr Schiff erborgen wollten zu einer Fahrt nach Aegypten und von Aegypten nach Rhodos, von da nach Athen, und sie machten sich zur Zahlung der Zinsen für jeden dieser Plätze verbindlich. Als wir ihnen hierauf die Antwort ertheilten, daß wir an keinem andern Orte zu zahlende Gelder ausleihen könnten als in Athen, so gingen sie die Bedingung ein, hierher zurückzuschiffen." In einer anderen Rede erzählt der Kläger: „Nachdem ich seit langer Zeit Seehandel getrieben und einige Zeit lang selbst mich den Gefahren der Seereisen ausgesetzt hatte, so habe ich seit noch nicht ganz sieben Jahren das Befahren des Meeres aufgegeben und beschäftige mich damit, von meinem mäßigen Vermögen auf Schiffe auszuleihen. Weil ich nun an vielen Orten herumgekommen bin und mich auch viel mit dem Handel befaßt habe, so bin ich mit den meisten Schiffern bekannt."

Zuweilen ließ sich der Handelsherr auch durch einen treuen Superkargo vertreten. Daneben mag es aber doch vorgekommen sein, daß bei gemeinschaftlichen Unternehmungen Mehrerer ein Geschäftstheilnehmer dauernden Aufenthalt an dem fremden Verkehrsplatze nahm und den Agenten der Firma machte. So heißt es in einer Rede des Demosthenes gegen den Schuldner Phormion: „Als er nun nach dem Pontus gereist war und ich ihm einen Brief eingehändigt hatte, um diesen an meinen Diener abzugeben, welcher dort den Winter zubrachte, und ich auch einen Geschäftsgenossen, welcher sich dort befand, schriftlich benachrichtigt hatte sowol von dem Geld, das ich hergeliehen als auch von dem Pfande, und ihn beauftragt, sobald die Waaren ausgeladen sein würden, ein wachsames Auge darauf zu haben, so unterschlug Phormion beide Briefe." —

Die Lehrjahre des athenischen Kaufmanns scheinen keine bedeutende Ausdehnung gehabt zu haben und meistens wurde wol der junge Mann, welcher sich dem Handel widmen wollte, auf gut Glück in die Welt hinausgeschickt. Wenigstens liefert zu dieser Annahme der „Kaufmann" des Plautus einen interessanten Beleg. Dort erzählt nämlich der junge Charinus, sein Vater habe nach dem Tode des Großvaters, der ihm den Beruf des Landmanns aufgezwungen hätte, das Landgut verkauft und mit dem Gelde ein Schiff erworben und sei so lange zur See gewesen, bis sein Vermögen zu einer ziemlichen Höhe anwuchs. „Mir zieme, sagte er, dasselbe zu thun, wenn ich ein Mann nach seinem Wunsche werden wollte. Als ich nun sah, daß ich meinem Vater verhaßt zu werden begann, dessen Freude ich doch eigentlich sein sollte, sagte ich ihm endlich, ich wollte, wenn er es wünschte, ein Kaufmann werden. Er dankte mir, lobte meine Sinnesänderung und zögerte nicht, mich beim Worte zu nehmen. Er läßt mir einen Schnellsegler bauen und kauft Waaren. Als das Schiff fertig ist, befrachtet er es;

außerdem händigt er mir ein Talent Silber ein und sendet einen Sklaven mit, der einst mein Hofmeister gewesen war; dieser sollte gewissermaßen mein Hüter sein. So lösten wir denn die Anker und kamen nach Rhodus. Hier verkaufte ich alle Waaren, die ich führte, nach Wunsch. Ich machte einen ungeheuren Gewinn; außerdem hatte mir mein Vater die Waare nach einer gewissen Taxe überlassen und ich hatte also dabei einen großen Profit für meine eigene Tasche."

Der eigene Betrieb des Handels brachte dem atheniſchen Bürger gerade keine Ehre, und es waren in Folge dessen größtentheils Fremde, Schutzverwandte und Freigelassene, die sich damit abgaben. Dagegen thaten sich oft atheniſche Kapitalisten zusammen, um Rhederei zu treiben und Schiffe auf eigene Rechnung zu halten, deren aus Sklaven bestehende Bemannung nebst dem Kapitän dann in ihren Diensten stand. Fehlte den Rhedern das Geld, ihr Schiff zu einer neuen Reise mit allem Nöthigen zu versorgen, so nahmen sie ein Kapital dazu auf, verstanden sich zu hohen Zinsen und wiesen das Schiff als Pfand an.



Alter Hafenplatz.

Dies ist die sogenannte Bodmerei, deren Entstehung von Manchen fälschlich in die neuere Zeit verlegt wird. Waren aber die Kaufleute selbst nicht im Stande, für die Ladung die baaren Auslagen aufzubringen, so erborgten sie ebenfalls Kapitalien und verpfändeten dafür die Waaren (der spätere Groß-Aventur-Handel). Oft war nun, wie auch bei uns, Beides verbunden, d. h. der Großhändler fuhr auf gemiethetem Fahrzeuge eine verpfändete Ladung. Da nun die Gläubiger für den Fall eines großen Unglücks vertragsmäßig auf Kapital und Zinsen zu verzichten pflegten, so war der Kaufmann gewissermaßen verassekurirt, und man begriffe nicht, wie sich stets Leute fanden, die ihr Vermögen auf ein schwimmendes Unterpfand hin wagten, wenn nicht eben die bis 36 vom Hundert für eine Unternehmung

steigenden Zinsen der Gewinnsucht Befriedigung geboten hätten. Ja es gab sogar reiche Männer, die aus Geldgier ihr behagliches Leben daheim in die Schanze schlugen und die ihnen verpfändeten Waaren oder Schiffe in Person begleiteten. Dann gewährten sie aber ihr Darlehn blos auf die Hinfahrt nach einem bestimmten Küstenplatze, ließen sich dort Kapital und Zinsen zahlen und suchten die vergrößerte Summe wieder an den Mann zu bringen, so daß dasselbe Kapital in einem Sommer mehrere Male mit großem Vortheil umgesetzt werden konnte. Die Darleiher waren allerdings bestrebt, sich bei Abschluß des Vertrags durch Berücksichtigung aller möglichen Unfälle zu sichern und schrieben den Schiffen gewöhnlich genau ihren Reisecours vor. Allein ihre Gefahr war weniger groß den Stürmen und Seeräubern, als der Gewissenhaftigkeit der Schuldner gegenüber. In einer Rede des Demosthenes wird erwähnt, daß zwei Kaufleute aus Marseille in Syrakus auf ihre Ladung eine Summe aufnahmen. Ohne jedoch die Fracht zu vermehren, schickten sie das Geld nach Hause und beschlossen unterwegs das Schiff zu versenken, weil die Schuldverschreibung die Bedingung enthielt, daß das Geld nur zurückzuzahlen sei, wenn das Schiff geborgen werde. Erinnert dieser Schelmenstreich, der übrigens durch die Passagiere verhindert wurde, nicht an oft vorkommenden Mißbrauch des heutigen Versicherungswesens? Wie sich sonst die Schuldner ihren Verpflichtungen entziehen konnten, erhellt aus folgendem Falle, den wir dem Demosthenes nacherzählen und der zugleich auf das ganze Verhältniß deutliches Licht wirft. Die Kaufleute Artemon und Apollodoros aus Lycien wollten auf einem dem Rheder Hyblesios gehörenden Schiffe Wein nach dem Schwarzen Meere bringen. Zu dem Ende borgten ihnen in Athen zwei Wechsler 750 Thlr. Die Schuldverschreibung lautete ungefähr so: „Androkles und Nausikrates haben dem Artemon und Apollodoros 3000 Drachmen geliehen zu einer Fahrt von Athen nach Mende und Skione (Macedonien) und von da nach dem Bosporus und, wenn sie wollen, an der linken Küste bis zum Dnjepr und zurück nach Athen, zu 22½ Prozent, und für den Fall, daß sie erst Anfang September aus dem Schwarzen Meere zurücksegeln sollten, zu 30 Prozent, so daß als Unterpfand 3000 Krüge Wein gelten sollen. Die Rückfracht muß auf demselben Schiffe nach Athen gebracht werden, und die Zahlung des schuldigen Geldes erfolgt binnen 20 Tagen nach der Zurückkunft. Ausgenommen dabei ist der Verlust an Waaren, die in der Gefahr über Bord geworfen oder dem Feinde überlassen werden müssen. Wenn aber das Schiff von irgend einem Unfall betroffen wird, der seinen Untergang zur Folge hat, so muß das Pfand gerettet werden, und was erhalten und gerettet wird, gehört den Gläubigern gemeinschaftlich." Anstatt der 3000 Krüge Wein kauften aber die beiden Compagnons nur 450 in Macedonien ein, borgten darauf im Pontus noch einmal 275 Thlr. und brachten das Schiff leer nach Athen zurück, behauptend, daß die Waaren bei einem Schiffbruch an der Krim verloren gegangen wären! Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn derselbe berühmte Redner in Bezug auf seine Zeitgenossen sagt: „Es ist an einem Handelsplatze und bei Leuten, die mit Geldgeschäften zu thun haben, etwas ganz Außerordentliches, wenn sich Einer thätig und betriebsam und zugleich brav und redlich zeigt."

Und derselbe Mißkredit, welchem damals der Handelsstand unterlag, findet sich noch ein halbes Jahrtausend später ausgesprochen in dem Leben des wunderthätigen Apollonios von Tyana, das aus der Feder des Philostratos stammt. Hier sagt nämlich der Weise zu einem Jüngling aus Lakedämon: „Kennst du wol eine unseligere Klasse von Menschen als Kauffahrer und Schiffer? Erstens schweifen sie umher und suchen irgend einen schlecht versorgten Markt auf; dann leben sie von Mäklern und Kleinhändlern, verkaufen und lassen kaufen, bringen ihr Kapital zu ungerechten Zinsen aus, die es in der kürzesten Zeit verdoppeln sollen. Machen sie nun gute Geschäfte und ist die Fahrt glücklich, so rühmen sie sich, daß sie weder geflissentlich noch wider Willen gescheitert sind. Reicht aber das Geschäft für die Schulden nicht aus, so setzen sie sich auf das Boot, lassen das Schiff stranden und berauben Andere auf die gottloseste Weise und gar nicht unfreiwillig ihrer Habe, indem sie die Sache der Tücke des Schicksals in die Schuhe schieben."

Wenn vorhin das Nichtvorhandensein des Wechselwesens als ein sehr fühlbarer Mangel für die Handelswelt bezeichnet wurde, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob der Geldhandel ganz gefehlt hätte; er brachte nur dem Kaufmann des Alterthums weniger Vortheil als unsere Bankhäuser, weil er im Ganzen zu viel Aehnlichkeit mit dem jüdischen und lombardischen Wuchergeschäfte hatte. Sein Ursprung ist in dem Bedürfnisse des Geldwechsels zu suchen. Das Vertauschen fremder Münzen gegen marktübliches Geld war gerade in Hellas nothwendig, wo jeder Kleinstaat seinem Gelde ein eigenes Gepräge und Gewicht zu geben pflegte. Das Aufgeld (Agio), welches sich die Wechsler zahlen ließen, war aber ihr geringster Verdienst. Sie liehen auch Geld gegen Verschreibungen und Pfänder, und da das Maß der Zinsen gesetzlich nicht beschränkt war und selbst Zinseszins genommen werden konnte (die Zinsen wurden aber im Alterthum nur alljährlich zum Kapital geschlagen), so verdoppelten die Prozente gewöhnlich in vier bis fünf Jahren das Kapital! In der Regel war nun aber der größte Theil des Geldes, womit sie wirthschafteten, nicht ihr eigenes, sondern das Eigenthum anderer Kapitalisten. Die Zinsen, welche sie dann ihren Gläubigern zahlten, verringerten freilich ihren Vortheil bedeutend. Als Phormion, der Geschäftsführer des reichen Wechslers Pasion, dessen Geschäft pachtweise übernahm, befanden sich 71 Talente oder 106,500 Thlr. fremdes Geld in demselben, und da diese nach Demosthenes blos 100 Minen = 2500 Thlr. abwarfen, so ergiebt dies kaum $2\frac{1}{2}$ Prozent Gewinn. Reiche Leute gaben sehr gern einen Theil ihres Vermögens in ein solches Geschäft, weil sie dadurch den Vortheil erlangten, nicht nur jederzeit baar über die Summe verfügen zu können, sondern auch Zahlungen, die sie zu leisten hatten, lediglich auf ihren Banquier anweisen oder bei ihm umschreiben lassen zu können. Die Anweisungen pflegten durch besondere, vorher verabredete Zeichen, z. B. Siegelringe oder durch namhafte Personen, beglaubigt zu werden. Dadurch bekommt das Geschäft ganz den Anstrich einer modernen Girobank, und etwas Anderes als bloßes Niederlegen und Umschreiben des Geldes fand auch bei den Staatsbanken nicht statt, die in einzelnen Städten Griechenlands auftauchten. Zwar kam es auch vor, daß Geldhändler verschiedener Plätze in Verbindung traten, um auf Summen, die bei ihnen niedergelegt waren, gegenseitig Zahlungsanweisungen auszustellen, und

das war sicher für den späteren Handel ein ungeheurer Vorschub; allein an den weiteren Schritt, an die Uebertragung der Anweisung auf einen Dritten, Vierten u. s. w., also an den eigentlichen Wechsel dachten weder Griechen noch Römer.

Die Geldhändler stellten ihre Tische (sie hießen davon Trapeziten, d. h. „Tischler"!) auf öffentlichem Markte auf; ihr Standort bildete die Börse für die stolze Geldaristokratie, und Leute von kleinlichem Ehrgeiz liebten es schon damals, sich dort besonders herumzutreiben, um ihren Kredit zu vermehren. Die Oeffentlichkeit dieses Verkehrs und das Vertrauen zu ihrer Geschäftskenntniß trug dazu bei, das Ansehen der Wechsler zu erhöhen, so daß man streitige Geldsummen bei ihnen niederlegte, Urkunden ihnen in Verwahrung gab, Verträge in ihrer Gegenwart abschloß. Im Allgemeinen galten sie aber als verhaßt und misachtet und zwar nicht deshalb, weil Viele von ihnen Schwindler waren, ihre Zahlungen einstellten und sich versteckten, um endlich heimlich außer Landes zu gehen, sondern weil man ihr Gewerbe als ein auf unmittelbaren schnöden Gewinn berechnetes ansah und weil sich selten Bürger, sondern meist Menschen von niederer Herkunft, Freigelassene und Schutzgenossen demselben widmeten. In einem Lustspiele des Plautus spricht einer von der Zunft zu sich selbst: „Ich gelte für wohlhabend, aber ich habe eben einen kleinen Ueberschlag gemacht, wie viel von meinem Gelde mir, wie viel Anderen gehört. Reich bin ich, wenn ich meine Gläubiger nicht bezahle; gebe ich ihnen wieder, was ich geliehen habe, so überwiegen meine Schulden. Wahrlich, überlege ich mir meine prächtige Lage, so muß ich es auf eine Klage ankommen lassen, sobald man mich bedrängt. So machen es ja die meisten Wechsler, daß sie Niemand wieder bezahlen. Sie möchten gern mit den Fäusten bezahlen, wenn das Geld zu dringend verlangt wird." Doch gab es auch Ehrenmänner unter ihnen, die sich der allgemeinsten Achtung erfreuten. Zu ihnen gehörte der oben genannte Pasion. Er begann seine Laufbahn als Sklave der Wechsler Archestratos und Antisthenes und bewies sich hier so gewandt und gewissenhaft, daß er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Herren in vollem Maße erwarb. Später freigelassen, etablirte er ein eigenes Banquiergeschäft und zeigte hierbei eben so viel Redlichkeit als Rührigkeit. Demosthenes konnte wenigstens den Sohn Pasion's, Apollodoros, von seinem Vater rühmen lassen, daß derselbe viel zu ehrgeizig gewesen sei, um irgend eine Schändlichkeit zu ersinnen, und daß sich sein Kredit über ganz Griechenland erstreckte. Auch des Redners eigener Vater hatte 600 Thlr. in der Wechselbank Pasion's stehen. Wie schnell sein Vermögen wuchs, ergiebt sich daraus, daß sich bei seinem Tode 30,000 Thlr. in Grundstücken und 75,000 Thlr. ausgeliehenes Kapital vorfanden. Auch der Staat erkannte seine Verdienste an und ertheilte ihm und seinen Nachkommen durch Volksbeschluß das Bürgerrecht. Pasion bewies sich für dieses wichtige Geschenk dankbar; er verehrte der Stadt Athen tausend Schilde (er besaß selbst eine Schildfabrik) und fünf bemannte Kriegsschiffe. Als seine Kräfte im Alter abnahmen und er sein Ende herannahen fühlte, traf er die testamentarische Bestimmung, daß nicht sein Sohn, dessen Verschwendungssucht er wol kannte, das von ihm gegründete Geschäft fortsetzen sollte, sondern sein Freigelassener und erprobter Geschäftsführer Phormion, dem er auch auftrug, seine Wittwe Archippe zu heirathen und des jüngeren Sohnes Vormund zu werden.

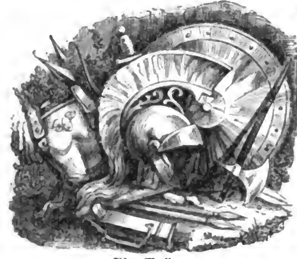
Der Alte hatte sehr richtig gesehen; kaum 20 Jahre später besaß der ältere Sohn von dem großen Erbtheil nur noch 4500 Thlr.!

Von den Natur- und Kunsterzeugnissen, welche dem griechischen Kaufmann Ladungen lieferten, können hier blos die hauptsächlichsten berührt werden. Betrachten wir zunächst, was Griechenland an Rohstoffen dem Auslande bieten konnte! Das Meiste entstammte der Pflanzenwelt. Obenan im Waarenregister des schönen Landes steht der Wein, dessen Rangliste an Mannichfaltigkeit der unserer Rheinweine nichts nachgab. Vor allen geschätzt war der herrliche Rothwein von Chios und dann die Trauben der Inseln Thasos, Lemnos, Kypros, Rhodos, Naxos, Kos. Das feurige Getränk, dem die Alten vor dem Genusse stets einen starken Beisatz von Wasser gaben, wurde meist in Schläuchen von Ziegenfell versendet. Ein anderer werthvoller Ausfuhrartikel war das Oel, welches ja im Süden auch für die Küche eine viel wichtigere Rolle spielt als bei uns und womit sogar Platon gehandelt haben soll, um die Kosten seiner Reise nach Aegypten zu erschwingen. Besonders das attische Oel war von ausgezeichneter Güte. Hatte doch die Schutzgöttin Athene selbst den edlen Baum dem Lande geschenkt! Auch der Honig vom thymianreichen Berge Hymettos übertraf an Wohlgeschmack den von Cypern und Kreta. Gesucht waren ferner die attischen Feigen; ja sie allein konnten sich rühmen, auf der Tafel des persischen Großkönigs zu prangen. Aus dem Mineralreiche wurde besonders viel Marmor von den Brüchen der Insel Paros und des Pentelikon in Attika ausgeführt. In größerer Menge bildeten noch Manufakturwaaren die Ausfuhrartikel des griechischen Handels. Wir nennen die einfachen irdenen Gefäße aus Samos und die mit Malereien korinthischer und attischer Künstler gezierten Vasen, Schaalen und Lampen von geschmackvoller Form. Die an vielen Orten bestehenden Waffenfabriken lieferten allerhand Rüstungsgegenstände, aber auch feine Gold- und Silberarbeiten gingen in's Ausland. Feine Wollenstoffe und Musseline erzeugten mehr die Kolonien und Inseln als das Festland.

Unter den Gegenständen der Einfuhr standen für Attika, wie für alle Staaten, die an bedenklicher, durch die Sklaverei erzeugter Uebervölkerung litten, die Lebensmittel obenan. Am meisten in das Gewicht fiel hierbei der Weizen. Demosthenes sagt in seiner Rede gegen Leptines: „Ihr wißt doch wol, daß wir unter allen anderen Staaten am meisten eingeführtes Getreide brauchen; alles Getreide aber, welches aus den übrigen Häfen zusammen gebracht wird, kommt an Menge dem nicht gleich, das aus dem Pontus anlangt."

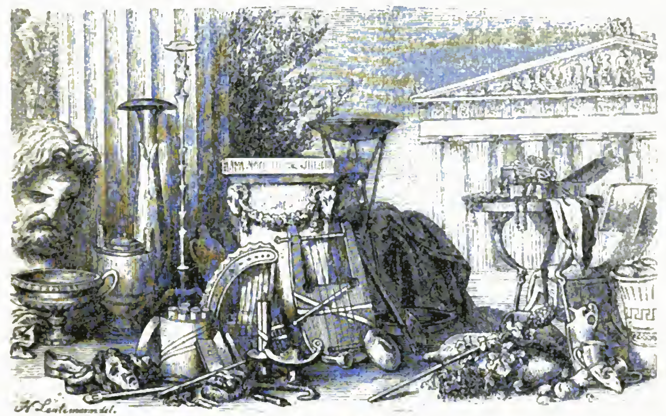
Südrußland war die Hauptkornkammer Athens, dieselbe Gegend, aus der noch heute England und Frankreich ihren Bedarf vervollständigen. Aus dem einzigen Hafen Theodosia gingen zu Demosthenes Zeit jährlich 400,000 Scheffel nach Athen, und die Regierung hatte mit dem Krimfürsten Leukon einen Vertrag auf gegenseitige Abgabenfreiheit geschlossen, während die Angehörigen anderer Staaten dort eine Ausfuhrsteuer von $3\frac{1}{3}$ Prozent erlegen mußten. Diese Abgabe war noch billig; denn der thrakische Fürst Kersobleptes erhob den Zehnten von allen Waaren und ebenso hoch war der Sundzoll, mit dem die Athener alle den Bosporus passirenden Schiffe belegt hatten. Da weder Zeitungen noch regelmäßige Posten das Publikum von wichtigen Störungen des Handels in Kenntniß setzten, so war besonders dem Getreidewucher ein weiter Spielraum eröffnet.

Der Redner Lysias zählt offen vor den Richtern die Kniffe der Kornhändler auf. „Euch betreffende Unglücksfälle“, sagt er, „erfahren sie theils eher als andere Leute, theils erdichten sie welche, z. B. daß die Schiffe im Pontus Schiffbruch erlitten hätten oder beim Auslaufen von den Feinden gekapert worden wären, oder daß Blockade über die Stapelplätze verhängt sei, oder daß ein Bruch der Verträge drohe.“ Was Macht und Geld in Verbindung mit Schlauheit schon damals in dieser Hinsicht zu leisten vermochten, zeigt das Beispiel des Kleomenes, eines Griechen aus Naukratis, den Alexander der Große zum Steuerkassier von Aegypten ernannt hatte. Dieser besaß seine besoldeten Agenten in Aegypten und in Griechenland, die in immerwährender Korrespondenz mit ihm und unter sich standen und theils die Waare abschickten, theils verschifften, theils für den Vertrieb am Bestimmungsorte sorgten. Stand nun in Attika das Getreide hoch im Preis, so wurde sofort die Einfuhr beschleunigt; fiel es dagegen, so erhielten die auf der Fahrt begriffenen Schiffe von Athen aus den Befehl, in Rhodos oder anderswo anzulegen und den Verkauf zu versuchen. Zuweilen aber, wenn anderwärts Hungersnoth eintrat, verbot er auch die Ausfuhr aus Aegypten, um dann seine Steuerzahler zu zwingen, sich einen hohen Ausfuhrzoll gefallen zu lassen!


Alte Waffen.

Beinahe ebenso sehr wie von dem Preise des Weizens hing die gute Stimmung des verwöhnten attischen Volkes von der Billigkeit der Salzfische ab; denn gepökelte Häringe, Thunfische und Störe bildeten die Hauptzukost des gemeinen Mannes. Diese kamen ebenfalls in Unmasse von den Küsten des Schwarzen Meeres und waren in Athen so billig, daß es sprüchwörtlich hieß: „Wohlfeiler als Salzfisch“. Für Leckermäuler brachten die Schiffer ebendahin den theuern Kaviar. Mastbäume, Balken und Bretter bezog man entweder aus der Krim oder aus Thrakien und Makedonien; denn das Holz des arkadischen Waldgebirges reichte bei weitem nicht aus. Auch Pech und Häute kamen aus jenen nordischen Gegenden, feinere Obstarten aber aus Persien und Armenien. Zu den gangbarsten Handelsartikeln gehörten ferner die arabischen und indischen Produkte: Weihrauch, Balsam, Elfenbein, Edelsteine, Perlen, Zimmt, Pfeffer. Aus Aegypten holte man außer Getreide auch Taue, Segeltuch, feine Leinwand und Papier. Unter den Erzeugnissen des ausländischen Gewerbfleißes eigneten sich nur Luxusartikel für die Einfuhr in Griechenland, wie persische Teppiche mit phantastischen Thierfiguren, phönizische Purpurtücher und fertige Seidenstoffe. Endlich können wir den abscheulichen Menschenhandel nicht übergehen, in welchem erstaunlich viel Geld umgesetzt wurde. Chios hat den traurigen Ruhm, den ersten Sklaven-Markt besessen zu haben. Später wurden in den meisten Städten zur Zeit des Neumonds Sklaven-Messen gehalten, wo entweder Sklaven-Händler die aus dem Ausland gebrachte Waare losschlugen oder auch Bürger solche Sklaven, deren sie sich entäußern wollten. Die berühmtesten Verkaufsplätze waren außer Chios das liederliche Byzanz und das heilige Delos.

Eine Durchsicht der Ein- und Ausfuhrgegenstände führt zugleich auf die Hauptstraßen des Seeverkehrs, die dem Großhändler bei seinen Spekulationen offen standen. Die eine ging mitten durch das ägäische Meer nach Thrakien und durch den Hellespont und Bosporus in das Schwarze Meer bis an die Mündungen der südrussischen Ströme und an die Krim. Tanais am Ausflusse des Don, Pantikapäon (jetzt Kertsch), die Hauptstadt der Könige des kimmerischen Bosporus, Phanagoria, gegenüber auf der asiatischen Seite, dann Olbia an der Dnjeprmündung waren hier die wichtigsten Stapelplätze und die Vermittlerinnen zwischen Binnenland und Meer.



Griechische Geräthe und Kostbarkeiten.

Herodot nennt zwischen Don und Wolga im südlichen Theile des Gouvernements Saratow das von Morast und Wald bedeckte Land der Budinen, eines Jägervolkes, unter dem sich Auswanderer aus den griechischen Küstenstädten niedergelassen und die hölzerne Stadt Gelonos erbaut hatten, um die Erträgnisse der Jagd, besonders Otter- und Biberfelle den Natursöhnen abzukaufen. Daß von den pontischen Städten aus bis in die jenseit des Ural liegenden asiatischen Steppen und Wüsten griechische Karawanen ostwärts vordrangen, zeigt recht deutlich folgende Stelle Herodot's: „Bis zu diesen Kahlköpfen (den nomadischen Orgiempäern) ist klare Kenntniß vom Lande und den diesseits wohnenden Völkern vorhanden; denn sowol von den Skythen kommen Einige zu ihnen, von denen man leicht Nachrichten einziehen kann, als auch von den Hellenen aus dem Stapelplatze des Borysthenes (eben Olbia), wie aus allen anderen Stapelplätzen des Pontus. Und die Skythen, die zu ihnen gehen, brauchen zu ihren Geschäften sieben Dolmetscher und sieben Sprachen". Die Skythen dienten also den Griechen wol als Wegweiser und Lieferanten der Lastthiere, während die sieben Dolmetscher darauf hinweisen, daß die Karawanen die Gebiete von sieben Völkerschaften berührten. Ein zweiter

Hauptweg führte direkt nach Osten zu dem mit griechischen Pflanzstätten gleichsam besäeten Vorlande Asiens. Ueber Ephesos und Smyrna hauptsächlich gelangten die Erzeugnisse des inneren Landes, wo die an der persischen Königs-Straße gelegene lydische Hauptstadt Sardes ein wichtiger Verkehrspunkt war, an's Meer und umgekehrt. Für den afrikanischen Handel waren die Hauptplätze das nordwestlich vom Nil-Lande liegende Kyrene und die unter Amasis an einer Nilmündung gegründete griechische Stadt Naukratis, die Vorläuferin Alexandria's, die in älterer Zeit das Privilegium besaß, daß kein ausländisches Schiff in einem anderen ägyptischen Hafen seine Ladung löschen durfte. Die Richtung des westlichen Handels bestimmten als Seestädte ersten Ranges für das reiche Sicilien Syrakus, für Unteritalien das üppige Sybaris und das mächtige Tarent.

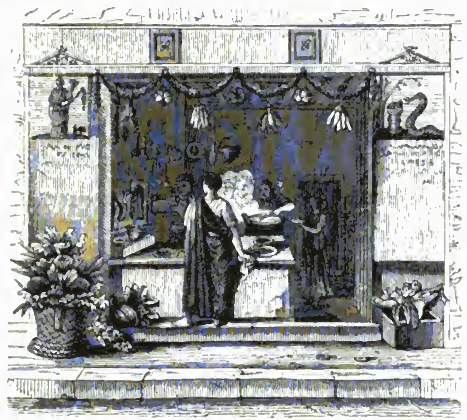
War der Kaufmann mit seinem Schiffe in den Hafen eingelaufen, hatte er den Hafenzoll entrichtet und die Ladung versteuert, so wurden die Waaren in Magazine geschafft und in einer besonders dazu vorhandenen Halle (Deigma, d. h. „Probe" genannt) Proben von den eingeführten Produkten ausgestellt. Auch mag es vorgekommen sein, daß diese herumgetragen und in der Stadt vorgezeigt wurden. Wenigstens soll Demosthenes, als seine Auslieferung von Makedonien gefordert ward, zu seinen Landsleuten gesagt haben: „Wie wir sehen, daß die Kaufleute, wenn sie in einer Schüssel die Probe herumtragen, vermittelst weniger Körner den ganzen Vorrath verkaufen, so gebt ihr mit uns, ohne es zu bemerken, Euch selbst Preis". Nach der Andeutung eines Lustspieldichters konnte es auch geschehen, daß ein Weinhändler mit der Flasche unter dem Arme herumging und zum Aerger der Kleinhändler nach dem Geschmacke des zum Kosten gereichten Schlückleins verkaufte! Was das Getreide betrifft, so weiß man, daß beim Einkauf die Einzelverkäufer sich gegenseitig zu überbieten pflegten. Die Wiederverkäufer oder Kleinhändler hielten entweder auf dem Markte in geflochtenen Buden feil oder in ihren Verkaufslokalen innerhalb der Häuser. Manche Artikel, z. B. Salzfische, scheinen ihren Stand vor den Thoren gehabt zu haben. Nebenbei ist aber das Herumtragen und Ausrufen der Waaren mindestens so gewöhnlich gewesen als bei uns. In einem Lustspiele des Aristophanes sagt ein braver Landmann:

„Die Stadt verwünschend sehn' ich mich nach meinem Dorf;
Da hör' ich niemals das Geplärr: „Kauft Kohlen! Kauft!
Kauft Essig, Oel hier!" Selbst das Wort „kauft" kennt man nicht;
Denn Alles wächst selbst, kein Geschrei zerreißt das Ohr."

Den Spartanern und Persern, welche sich gar nicht mit Handel befaßten, war das Treiben des Marktes verächtlich und, wie Herodot erwähnt, sprach der ältere Kyros von den Hellenen: „Noch nie habe ich solche Leute gefürchtet, die mitten in der Stadt einen besonderen Ort haben, wo sie sich versammeln und mit Eidschwüren betrügen". Aber auch bei dem griechischen Volke selbst stand die Krämerei und Hökerei noch in viel tieferem Mißkredit als der Großhandel. Man setzte allgemein voraus, daß der Gewinn beim Einkaufen und Wiederverkaufen zu gering sein müsse, als daß es ohne Verfälschung der Waaren und Betrug in Maß und Gewicht abgehen könne. Besonders hegte man gegen die Weinhändler den Verdacht, als ob sie von allzugroßer Neigung zur Weinverdünnung beseelt wären, und ihre Lokale zu besuchen, um etwas zu genießen, ließ sich in der guten Zeit kein anständiger Mann einfallen. Das Vorurtheil gegen

das Gewerbe wurde noch dadurch verstärkt, daß es zum Kriegsdienst unbrauchbar machte, und in dieser Beziehung sagte der weise Platon: „Man wird es in gut eingerichteten Staaten den körperlich Schwächsten und Solchen überlassen, die zu keinem anderen Geschäfte taugen!"

Die Römer besaßen keineswegs so viel Neigung und Geschick zu kaufmännischen Unternehmungen als die Griechen, und das Handelswesen war von jeher auch die schwächste Seite ihrer Staatsweisheit. Und doch haben sie an kaufmännischem Geiste auf dem Gebiete der Geldspekulation die Hellenen weit hinter sich gelassen.



Römischer Spezereiladen aus Pompeji.

Schon in der ältesten Zeit treffen wir in Latium außer den an jedem neunten Tage stattfindenden Wochenmärkten eine Art von Messen, die, ähnlich den griechischen, mit halb religiösen, halb politischen Versammlungen zusammenhingen. Die Bundesfeste der latinischen und etruskischen Städte boten treffliche Gelegenheiten zum Waarentausch und man liest bei Livius, daß zuweilen die Zurückbehaltung römischer Kaufleute Zeichen oder Veranlassung des Friedensbruches bildete. Das älteste Tauschmittel in Latium bestand aus Rindern und Schafen. Auf ein Rind gingen zehn Schafe, und das Wort für Geld (pecunia) ist aus der Bezeichnung des Viehes (pecus) entstanden. Andere Ausfuhrartikel konnte Latium den Grenznachbarn, besonders dem ihm in dieser Beziehung überlegenen Etrurien nicht bieten; es blieb immer vorwiegend eine ackerbauende Landschaft. Auch als Rom einen italischen Staat nach dem andern unterjochte, fühlte es keinen Beruf, aus seiner Unthätigkeit in Bezug auf den Handel herauszutreten. Nur auf Erweiterung der Herrschaft stand der Sinn seiner Bürger und stolz sahen sie auf Alles herab, was sich mit Handel und Schiffahrt abgab; ja selbst die Zerstörung Korinths und Karthago's lockte sie nicht, die Hauptrolle in der Handelswelt zu übernehmen. Es lag ganz in dieser Denkungsart, daß der Tribun Claudius im zweiten punischen Krieg einen Gesetzesvorschlag ein-

brachte, der den Senatoren und deren Söhnen verbot, Seeschiffe von einem größeren Gehalte als 300 Amphoren (112 Eimer) zu besitzen: kleinere genügten ja, die Früchte von ihren Gütern in die Stadt zu bringen und „jeder Gewinn schiene für die Väter der Stadt unpassend zu sein". Der ältere Cato, ein Hauptvertreter des alten Römerthums, zieht Ackerbau und Viehzucht dem Handel weit vor, den er wol für gefährlich (also Muth fördernd), aber für den Krieg untüchtig machend hielt. Am deutlichsten aber drückt sich Cicero über dieses Verhältniß aus. „Der Handel", sagt er, „wenn er Kleinhandel bleibt, ist gemein; denn die vom Kaufmann zum sofortigen Verschleiß einkaufenden Trödler kommen nicht fort, wenn sie nicht über alle Maßen lügen, und Nichts ist minder ehrenhaft, als der Schwindel. Der große Kaufmann aber, der aus den verschiedensten Ländern eine Menge von Waaren einführt und sie an eine Menge von Leuten ohne Schwindel absetzt, ist nicht gerade sehr zu schelten; ja wenn er, des Gewinnstes satt oder vielmehr mit dem Gewinnste zufrieden, wie oft zuvor vom Meere in den Hafen, so schließlich aus dem Hafen selbst zu Grundbesitz gelangt, so darf man wol mit gutem Recht ihn loben. Aber unter allen Gewerbszweigen ist keiner besser, keiner ergiebiger, keiner dem freien Manne zuständiger als der Grundbesitz." Die Verachtung des beschränkteren Handelsbetriebs hing besonders mit dem Umstand zusammen, daß es eigentlich nie einen vollkommen unabhängigen Mittelstand unter den Kaufleuten in Rom gab. Als Inhaber der kleineren Geschäfte etablirten sich meist Sklaven oder Freigelassene, denen ihre Herren oft nicht blos das Geschäftskapital vorstreckten, sondern von denen sie sich auch einen Antheil am Gewinne ausbedangen. Diese saßen dann entweder in offenen Buden, oder gingen als Hausirer in den Straßen herum. Ihr Auftreten lernen wir kennen, wenn wir lesen, wie der Dichter Properz dem wetterwendischen Gott Vertumnus die Worte in den Mund legt:

> „Soll ich, fang' ich auch Fisch' an der Angel und wandle geschniegelt
> Als Kaufdiener einher, kenntlich am langen Gewand."

So kam es denn, daß sich zur Kaiserzeit die handelsgewerbliche Thätigkeit größtentheils in den Händen solcher Leute befand, die aus nichtrömischem Blute stammten, besonders aus Griechenland und dem Oriente, und daß der Reichthum der Freigelassenen geradezu sprüchwörtlich ward. So war auch dem vom Satiriker Petron geschilderten lächerlichen Emporkömmling Trimalchio nach dem Tode seines Herrn dessen ererbtes Vermögen nicht groß genug gewesen; er mußte es durch Handel zu vermehren suchen. „Ich ließ fünf Schiffe bauen", erzählt er selbst, „befrachtete sie mit Wein, den man damals mit Gold aufwog, und schickte sie nach Rom. Doch alle — man hätte glauben sollen, ich hätte es ihnen geheißen! — scheiterten, und Neptun verschlang an einem Tage 30 Millionen Sesterzen. Ihr glaubt wol, ich habe es nun satt gehabt? Ich machte mir gar nichts aus dem Verlust, sondern ließ größere, bessere und glücklichere Fahrzeuge bauen, so daß mich Jedermann einen kühnen Mann nannte. Wiederum lud ich Wein, Speck, Spezereien, Sklaven. Meine Frau handelte dabei sehr edel; sie verkaufte ihren ganzen Schmuck und ihre Gewänder und legte mir 100 Goldstücke in die Hand. Dies war der Grundstock meines Vermögens. Eine einzige Fahrt machte die 10 Millionen voll. Endlich, da ich mehr hatte als meine ganze Vaterstadt, zog ich mich vom Geschäfte zurück und fing an, durch meine Freigelassenen zu wuchern."



Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Römische Hafenstadt.

Aber noch ein anderer Umstand schloß die Römer selbst vom Betriebe des Großhandels aus und spielte diesen den Ausländern in die Hände. Die apenninische Halbinsel zeichnete sich wol durch die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit ihrer Produkte aus, aber nur wenige brachte sie in größerer Menge hervor. Der Bedarf der Einwohner überwog und gestattete bedeutende Ausfuhren keineswegs. Selbst in den Zeiten, wo Rom ein Freistaat war, erntete man kaum so viel Getreide als zum Brote hinreichte. Als aber die Bebauung des Bodens durch freie Bauern der Sklaven-Wirthschaft wich, als die unermeßlichen Plantagen der römischen Großen in ausgedehnte Gartenanlagen, Fischteiche, Haine und Weideplätze umgeschaffen wurden und man den Oel- und Weinbau einträglicher fand als die Pflege des Getreides, blieb man auf die regelmäßige Zufuhr des ersten Nahrungsmittels von außen hingewiesen. Auch in anderen Gegenständen des einfachsten Bedarfs, wie des abgefeimtesten Luxus, wurde durch die Schuld der großen Hauptstadt Italien allmälig in die unvortheilhafte Lage versetzt, viel von auswärts zu beziehen, aber wenig dafür anderen Ländern zu liefern. Es würde uns zu weit führen, nur die wichtigsten Artikel der Einfuhr und die Bezugsquellen derselben in's Einzelne zu verfolgen. Welche Summen aber dem Lande durch die Einfuhr fremder Luxuswaaren entzogen wurden, kann man ermessen, wenn man von Plinius hört, daß die indischen Waaren Rom in keinem Jahre weniger als drei Millionen Thaler kosteten und daß die Hauptstadt für die orientalische Einfuhr im Ganzen ungefähr das Doppelte zahlte. Hervorzuheben dabei ist z. B., daß die Kameel-Last Weihrauch vom glücklichen Arabien bis an die Grenze an Transportspesen und Zollgebühren 200 Thlr. Kosten verursachte! Freilich übersteigt die Verbrauchssumme der fremden Luxusartikel in den Weltstädten der neueren Zeit diese Höhe noch um vieles. Allein welche Masse von ausländischen Nahrungs- und Kleidungsgegenständen gelten heute für unentbehrliche Bedürfnisse des Mittelstandes und haben den Charakter der Luxusgegenstände gänzlich verloren! Das Schlimmste war dort eben immer, daß die Römer Alles mit baarem Gelde aufwiegen mußten, ohne mehr als höchstens Wein und Oel dafür umzutauschen. Ja selbst die Beschaffung und der Transport jener Dinge, die sie oft mit dem Hundertfachen des Einkaufspreises bezahlten, fiel ihnen nur zum kleinsten Theil anheim. Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß auch römische Handelsleute über die Grenzen des Weltreiches hinausreisten. Im arabischen Petra wohnten zur Zeit Augusts unter anderen Fremden schon viele Römer; unter Nero waren sie bereits bis zur Bernsteinküste vorgedrungen, und als im Jahre 19 n. Chr. die Residenz des Markomannen-Königs Marbod (in Böhmen) erobert wurde, fand man nach Tacitus „römische Krämer und Kaufleute, welche


Römische Schmuckgegenstände aus Pompeji.

die Handelsfreiheit, dann die Begierde nach Geldgewinn, endlich das Vergessen des Vaterlandes aus den heimatlichen Wohnsitzen auf feindlichen Boden hinübergeführt hatte". Jedoch der einträglichste Theil des Verkehrs blieb in fremden Händen. Alexandrinische Kaufleute fuhren vom Arabischen Meerbusen aus nach Indien (Strabo sah selbst eine Flotte von 120 Kauffahrern im Maushafen die Anker lichten!) und eben dieselben brachten auf eigenen, an ihrer Bauart schon von ferne kenntlichen Schiffen die arabischen, indischen und ägyptischen Produkte in die italischen Häfen. Und geradeso kamen die spanischen Waaren, besonders von Cadix aus, durch Spanier nach Italien. „Man kann sich leicht einen Ueberschlag von der Menge dieser Produkte machen", sagt Strabo, „wenn man nur die Zahl und Größe der Handelsfahrzeuge beachtet, die alle Jahre von dorther nach Puteoli oder Ostia kommen und an Summe wie Tonnengehalt mit den afrikanischen wetteifern." Natürlich nahm auch eine Menge fremder Kaufleute ihren Wohnsitz in der Hauptstadt und die schon 259 v. Chr. gestiftete Zunft der unter dem Gotte Merkur stehenden Kaufleute bestand nicht aus Bürgern, sondern aus fremden Insassen.

Uebrigens unterschied sich das Verfahren des römischen Großhändlers von dem des griechischen nicht. Immer noch war der Kaufmann gezwungen, selbst sein Leben zu wagen auf den Wogen des Meeres oder im Sande der Wüste, wo „nach den Sternen schauend, die Karawane von Cisterne zu Cisterne zog". Ein paar Stellen des Sängers Horaz lassen dies am deutlichsten erkennen:

„Aber der Kaufmann ruft, wenn das Schiff von Stürmen bedrängt wird:
Kriegsdienst ist doch besser!"

So heißt es in seinen Satiren, und in den Briefen weiter:

„Rastlos ziehst Du zum Land der entferntesten Inder als Kaufherr
Ueber Gebirg und Meer und Wüsten, aus Scheu vor dem Armsein".

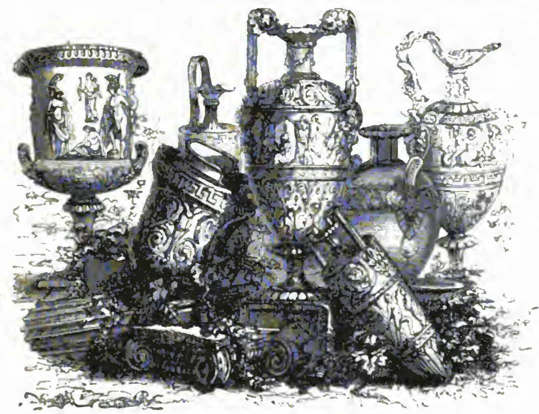
Oder der Herr des Geschäfts sendet einen treuen Diener auf dem Schiffe mit und in Bezug hierauf sagt der Dichter:

„Laß den Gefangenen leben! Bedenk, Du kannst ihn verkaufen,
Kannst ihn benutzen als Knecht; er ist stark, mag weiden und ackern,
Mag Dir als Schiffsmann dienen, als Kaufmann Winters in See sein,
Niedrigen Fruchtpreis machen und Korn beschaffen und Vorrath".

Die Geldgeschäfte gingen auch in Rom meistentheils durch die Hände besonderer Geldwechsler und Banquiers, deren Plätze auf dem Markte schon 309 v. Chr. erwähnt werden. Die Auszahlung, Anlegung, Eintreibung und Umwechslung des Geldes war, wie in Griechenland, ihre Hauptbeschäftigung, nur verbanden sie damit noch das Amt der Mäkler bei Auktionen und Käufen. Sie scheinen vom Staate besonderer Konzession bedurft zu haben und waren gesetzlich angehalten, genaue Bücher zu führen. Die Einrichtung derselben entspricht schon ziemlich den Rechnungsbüchern unserer Zeit. Es gab in jedem Geschäft ein Cassabuch, in welches nach der Zeitfolge die Einnahmen und Ausgaben des Geldmannes eingetragen wurden, dann ein Contocurrentbuch, in welchem die einzelnen Kunden mit ihrem „Soll" und „Haben" verzeichnet standen, und endlich ein Journal, aus welchem dann die Uebertragung in das Hauptbuch stattfand. Die Zinsen standen in Rom niedriger als in Griechenland. Besonders gegen das Ende des

Freistaats häuften sich die Kapitalien so, daß der Zinsfuß bis auf 6, ja auf 4% herabsank und in der Kaiserzeit wurden 12% Prozent für Wucherzinsen angesehen.

Der Wucher galt in alter Zeit für ehrlos, ja ein Gesetz vom Jahre 342 v. Chr. verbot den Römern unbedingt zu wuchern. Aber die steigende Bereicherung der großen Grundbesitzer führte bald die Vernachlässigung der von den Vorfahren überkommenen Grundsätze herbei. Außerdem war der Römer von Natur ein guter Haushalter und von Jugend auf an Pünktlichkeit in Geldsachen gewöhnt. Man sieht dies an der althergebrachten Sitte, daß kein ordentlicher Bürger unterließ, ein Kassenbuch über seine Einnahmen und Ausgaben zu führen.



Kunstreiche römische Vasen und Geräthe.

Die Erhaltung und Mehrung des Vermögens galt für eine moralische Pflicht des Mannes, und in diesem Sinne schrieb Cato an seinen Sohn: „Einer Wittwe Habe mag sich mindern; der Mann muß sein Vermögen mehren und derjenige ist ehrwürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, daß er mehr hinzuerworben als er ererbt hat". Von dieser Ansicht aus kam man bei steigendem Sittenverderbniß bald zu der Losung, die Horaz den Börsenmännern seiner Zeit in den Mund legt:

„Römer, o Römer, nur Geld, nur Geld! Das suchet vor Allem,
Dann erst inneren Werth"!

Schon Cato legte Geld in See-Unternehmungen an, ganz nach Art der griechischen Bodmeristen und Großaventuristen. Wie vorsichtig er aber bei dem Seewucher war, erzählt uns Plutarch: „Diejenigen, denen er Geld lieh, mußten mit 50 Anderen in Compagnie treten und dann mit ihnen eben so viele Schiffe ausrüsten, auf deren jedem Cato einen Theil seines Geldes stehen hatte und worüber er seinen Freigelassenen Quintion stellte, der mit den Kaufleuten und Schuldnern zu Schiffe ging und auf Alles genau Acht hatte". Dies Verfahren steht keineswegs vereinzelt da. Denn wenn auch dem griechischen Handelswesen

das Zusammentreten mehrerer Kapitalisten zu gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht fremd blieb, so war es doch erst unserer Zeit vorbehalten, die ungemeine Ausdehnung wieder zu erreichen und zu überflügeln, welche bei den Römern Aktiengesellschaften und Assoziationen besaßen.

Besondere Anregung und Nahrung erhielt dieses Vereinswesen dadurch, daß die römische Regierung ihre Geschäfte durch Mittelspersonen beschaffen ließ. Um die Verwaltungskosten zu sparen und die Höhe der Staatseinkünfte genau im Voraus zu wissen, wurden die Einnahmen, welche aus dem Zehnten der Provinzen, den Domänen, den Hafenzöllen, den Bergwerken, Salinen und Fischereien flossen, an die Meistbietenden (gewöhnlich auf fünf Jahre) verpachtet. Andererseits machte man es auch mit Lieferungen für das Heer und öffentlichen Bauten geradeso. War es doch sogar Mode, auch Privatbauten, Trauben- und Olivenernten, ja die Regelung von Konkursen und Erbschaften in Akkord zu geben! Die Staatspachtungen überstiegen natürlich oft die Geldmittel des Einzelnen, und da das Gesetz den Senatoren nicht erlaubte, sich offen an dergleichen Geschäften zu betheiligen, so kam es, daß derjenige Stand, welcher nach ihnen das höchste Vermögen nachweisen mußte, nämlich die Ritter, sich ausschließlich dieser Angelegenheit bemächtigte und nach und nach eine feste Staatspächter-Genossenschaft bildete, die in eine Menge für einzelne Pachtungen geschlossener Compagnien zerfiel. Bereits während des Krieges mit Hannibal wurde die Versorgung des spanischen Heeres mit Getreide und Kleidern an drei Gesellschaften von zusammen 21 Personen vergeben, die ihre Lieferungen der erschöpften Staatskasse vorschossen, sich aber von der Gefahr des Seetransportes entbinden ließen. Zur Zeit des Geschichtsschreibers Polybios gab es kaum einen reichen Mann in Rom, der nicht als offener oder stiller Gesellschafter bei den Staatspachtungen betheiligt gewesen wäre.

Die Einrichtung einer solchen Gesellschaft kennen wir ziemlich genau. Einer aus derselben übernahm das Bieten bei der Auktion, schloß den Vertrag mit dem Staatsbeamten (gewöhnlich dem Censor) und stellte Bürgen. Die Leitung der Geschäfte selbst hatte dagegen ein jährlich wechselnder Direktor (magister), der in Rom zu bleiben pflegte, das Rechnungswesen besorgte und das Archiv mit allen Urkunden in Verwahrung hielt. Ging das Amt an seinen Nachfolger über, so pflegte er sich zu seiner späteren Deckung und Rechtfertigung eine Abschrift von der Jahresrechnung zu nehmen. In den Provinzen gab es Stellvertreter und Gehülfen des Dirigenten, die mit ihm durch besondere Briefboten korrespondirten. Groß aber war die Zahl der Unterbeamten, welche meist aus Freigelassenen und Sklaven, zuweilen auch aus Bürgern bestanden und je nach der Art der Pachtung eingetheilt und geordnet waren.

Trotz des Vorhandenseins gesetzlicher Normen überschritten die Pächter nur zu oft ihre Befugniß und erlaubten sich allerhand Bedrückung und Plackereien. Die Einnehmer der (gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ Prozent vom Werthe der Waare betragenden) Zölle waren dem römischen Publikum aus demselben Grunde verhaßt, aus welchem sie es dem griechischen gewesen. Am schlimmsten aber gestaltete sich die Lage der Abgabepflichtigen in den Provinzen, wenn die Statthalter, entweder aus Furcht vor dem einflußreichen Ritterstande und weil sie selbst am Unrecht betheiligt oder wol gar bestochen waren, den Staatspächtern durch die Finger sahen und allen Klagen der Unterthanen taube Ohren entgegensetzten. Der

berüchtigte Verres erließ als Statthalter Siciliens eine Verordnung, daß der Landbauer dem Zehntner so viel Getreide zu entrichten habe, als dieser von ihm verlangen würde! Nach Eintritt der Kaiserzeit hörten diese Quälereien auf. Dagegen dauerte die Bevortheilung der Provinzialen von Seiten der überall wie die Juden eingenisteten Geldwucherer noch länger fort. Es ist unglaublich, mit welchem Eifer sich die Spekulation der Kapitalisten darauf warf, mit ihrem Gelde den erschöpften Kassen der Gemeinden und Privatleute unter die Arme zu greifen, um im gewöhnlichen Falle der Zahlungsunfähigkeit die Zinsen zum Kapital zu schlagen und sich zuletzt der verpfändeten Güter zu bemächtigen. Von Gallien sagt z. B. Cicero: „Das Land ist angefüllt mit römischen Geschäftsleuten, voll von römischen Bürgern. Kein Gallier macht ohne einen römischen Bürger irgend ein Geschäft; kein Groschen wird in Gallien umgesetzt, der nicht durch die Bücher römischer Bürger ginge"! Sulla legte im Jahre 84 v. Chr. der Provinz Vorderasien eine Kriegssteuer von 28 Millionen Thalern auf; allein nach zehn Jahren war die durch eine Anleihe von römischen Banquiers aufgebrachte Summe mit gezahlten und nicht gezahlten Zinsen auf das Sechsfache angewachsen. Nur noch ein Beispiel von der Gewaltthätigkeit des Verfahrens dieser Spekulanten und ihrer Geschäftsträger! Brutus, der Mörder Cäsars, ein Mann, der in Rom wegen seiner Rechtlichkeit berühmt war, lieh der Stadt Salamis auf Cypern unter fremdem Namen eine Geldsumme zu 48 Prozent. Als die Rückzahlung stockte, erschien der Bevollmächtigte des Gläubigers auf der Insel, erhöhte die Schuld mit Zinseszinsen von 150,000 auf 280,000 Thlr., erhielt vom Statthalter ein Commando Reiter und schloß den Senat von Salamis so lange im Rathhause ein, bis fünf Rathsherren vor Hunger starben! Dieses tief unsittliche Treiben war es, das dem ehrlicheren Cato die Behauptung entlockte, zwischen einem Geldverleiher und einem Mörder sei kein großer Unterschied!

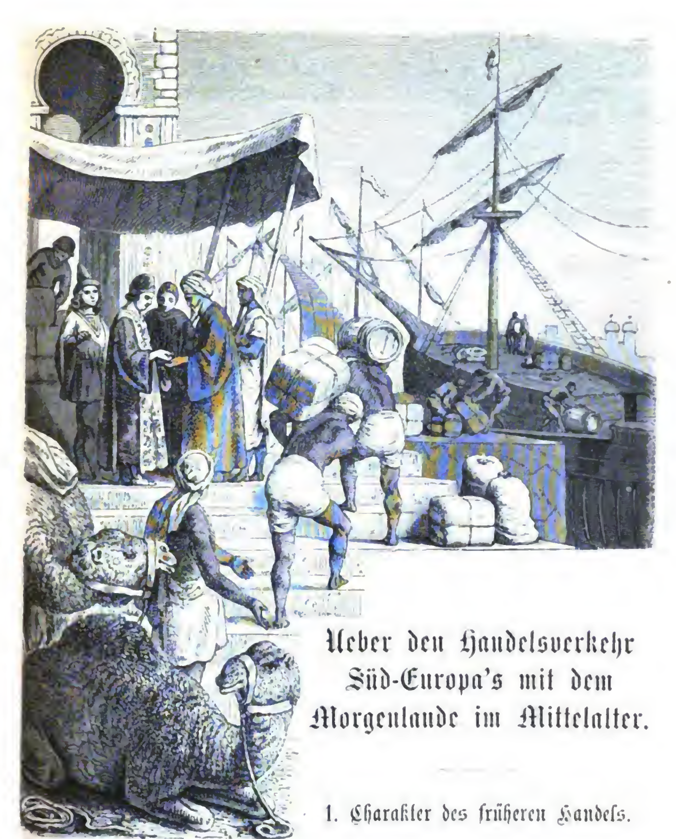
Während der Kaiserzeit blieb im Allgemeinen die frühere Art und Weise des Handelsbetriebs in Geltung. Natürlich theilte aber der Handelsverkehr und die Industrie die wechselvollen Schicksale der Monarchie, sowie sie von den Maximen und Launen der Regenten mannichfach beeinflußt wurden. Einen merkwürdigen Eingriff in die Freiheit des Handels unternahm der Kaiser Diokletian, indem er eine Art Maximaltarif für die Preise aller zum Verkauf kommenden Dinge aufstellte, eine Maßregel, die besonders der Armeelieferungen wegen ergriffen zu sein scheint, aber bald wieder einschlief. Schon unter Alexander Severus wird auch einer Besteuerung der Kaufleute gedacht. Aber erst unter Konstantin nahm dieselbe einen regelmäßigen Charakter an. Sie erstreckte sich nun auf Großhändler wie auf Krämer, Fabrikanten wie Handwerker, Banquiers wie Wucherer. Die Abgabe wurde allemal für vier Jahre am Anfange jedes fünften entrichtet, und da sie mit äußerster Strenge eingetrieben wurde, so kann man sich nicht wundern, daß, wie der Geschichtsschreiber Zosimus erwähnt, die Annäherung der Zahlungsperiode sich durch die Thränen und die Angst der Bürger ankündigte, die oft zu den abscheulichsten Mitteln griffen, um die geforderte Schätzungssumme aufzubringen. Eine arge Beschränkung erlitt der Handel zwischen der östlichen und westlichen Hälfte des Reiches gleich nach der unter Theodosius erfolgten Theilung. Als der Senat von Konstantinopel, auf Betrieb des ränkevollen Eutropius, die Einziehung der im Osten liegenden Besitzungen

Stilicho's dekretirt hatte, rächte sich der mächtige Minister des schwachen Honorius durch die Verfügung, daß in den Häfen, an den Ufern der Seen und Flüsse und in den Grenzstädten Niemand zugelassen werden sollte, der nicht mit Stilicho's Pässen versehen war. Nach seinem Tode hob die occidentalische Regierung sogleich diese Beschränkung auf, indem sie bekannte, daß der Waarenhandel beider Reiche durch die Polizeimaßregel bedeutend gelitten hätte. Der Hauptzug des Verkehrs ging nämlich damals besonders von Osten nach Westen. Die Verarmung des Mittelstandes, das Steigen des Proletariats hinderten nicht den Luxus und die Genußsucht der höheren Klassen. Die Einfuhr von Perlen, Edelsteinen und der von beiden Geschlechtern mit großer Vorliebe begehrten Seide brachte dem Kaufmanne reichen Gewinn. Oft stockte aber doch plötzlich in Folge von Einfällen der Barbaren der Aufwand und Alles, was sich bis dahin vom Luxus genährt hatte, verlor seinen Unterhalt, und als endlich alle Pforten des Reiches von den andringenden Feinden gesprengt wurden, da ergoß sich unsägliches Elend über den Occident, und mit fast der ganzen Kultur der Alten Welt gingen auch Gewerbe und Handel zu Grunde, um erst nach einem langen Neugestaltungs-Prozesse wieder aufzuleben.

Die Beschaffenheit des Handels im Alterthum wird unseren Lesern aus Vorstehendem klar geworden sein. Noch weiter werden wir sie in die Natur der Handelsentwickelung bis zur Mitte dieses Jahrtausends durch die nachfolgende Skizze über die Handelsthätigkeit auf dem Mittelmeere, dem Hauptschauplatz des damaligen Weltverkehrs einführen. Hieraus wird der gewaltige Unterschied zwischen den merkantilen Interessen und der Güterbewegung im Mittelalter, wo die Schifffahrt nicht viel anders als Küstenschiffahrt erscheint, und derjenigen der Gegenwart hervortreten, in welcher überhaupt erst von Weltverkehr im höheren Sinne des Wortes die Rede sein kann.

Herm. Göll.





Ueber den Handelsverkehr Süd-Europa's mit dem Morgenlande im Mittelalter.

1. Charakter des früheren Handels.

Nichts hat das Fortschreiten unserer Gesittung und die Erweiterung unserer Kenntnisse mehr beschleunigt als die Berührung entfernter Erdräume und der Verkehr mit ihren Bevölkerungen. Die Geschichte des Güterumtausches erscheint uns daher als ein bedeutungsvoller Abschnitt in der Kulturgeschichte, und nirgends zeigt sich klarer die Verknüpfung der höchsten Begebenheiten mit dem Gange des Handels als an den (in dem ersten Bande dieser Sammlung dargestellten) Reisen der venetianischen Poli, deren Schilderung durch Marco, den Sohn des Maffio, in dem innigsten ursächlichen Zusammenhang mit der Entdeckung Amerika's steht. Die Wanderung der Venetianer wäre unausführbar gewesen, wenn ihr nicht ein denkwürdiges Ereigniß vorausgegangen wäre, der Einbruch der Mongolen, der anfänglich verheerend, später äußerst wohlthätig wirkte als eine Verbindung

des äußersten Ostens der Alten Welt mit ihrem äußersten Westen. Um die kulturhistorischen Folgen, welche sich an die Wanderungen der drei edlen Venetianer knüpften, rasch übersehen zu können, sei es uns verstattet, ein gedrängtes Gemälde des mittelalterlichen Handels mit dem Morgenlande etwa seit den Zeiten der Kreuzzüge bis auf die Entdeckung des Seeweges um das Kap der Guten Hoffnung zu entwerfen. Jede handelsgeschichtliche Untersuchung wird aber, wenn sie durch Ordnung des Stoffes Klarheit zu erreichen sucht, sich zuerst beschäftigen müssen: mit den Waaren, welche der Handel umsetzte, hierauf mit den Wegen, welche diese Waaren einschlugen und endlich mit den Völkern, welche sie austauschten.

Wenn wir die Güter des heutigen Welthandels nach ihrem Werth oder ihrem Gewicht in eine Rangordnung bringen und den Waarenumsatz der Engländer, als der größten Handelsnation, zu Grunde legen, so treten uns als Stapelartikel von besonderer merkantilischer Wichtigkeit Baumwolle, Zucker, Kaffee, Thee, Wolle, Seide u. s. w. entgegen. Wir gewahren ferner, daß Getreide, Holz als Baumaterial, Kohlen als Brennstoff und Eisen nicht nur jetzt schon eine würdige Stelle behaupten, sondern jährlich mehr und mehr in den Vordergrund treten. Wol brachten die Italiener im Mittelalter aus dem Schwarzen Meere Getreide und Holz nach Byzanz, aber beides nur zur Aushülfe einer Großstadt, dagegen im überseeischen Handel dermaleinst die tägliche Ernährung von vielen Millionen herbeigeschafft werden sollte. Daß, wie dies jetzt mit England und Californien der Fall ist, Brotfrüchte von einer Erdhalbe nach der andern schwimmen würden auf einem Wege, der fünf Mal länger ist als die damals längsten Fahrten (nämlich von Venedig oder Genua nach Flandern oder London): das hätte im XV. Jahrhundert auch die kühnste Einbildungskraft nicht zu träumen gewagt. Gegenwärtig entscheidet der Massenverbrauch über den Rang der Stapelartikel. Nur das nennen wir jetzt groß im merkantilen Sinne, was die Alltagsbedürfnisse der Völker befriedigt, klein dagegen ist das geworden, was nur der verfeinerten Genußsucht und Prunkliebe hochbegüterter Gesellschaftsklassen dient. Gerade dieser verfeinerten Begierde war ausschließlich der Levantehandel des Mittelalters gewidmet. Doch sollten wir uns hüten, über die künstlich gesteigerten Gelüste des Ueberflusses mit Entrüstung zu sprechen, denn sie dienen als Lockmittel vortrefflich zur Erweiterung des Verkehrs, der, er mag wollen oder nicht, mit der Zeit immer demokratischer werden muß. Der wichtigste Artikel des morgenländischen Handels waren die Gewürze und unter diesen stellte alle übrigen wiederum in Schatten der Pfeffer. Nach einer Schätzung, die sich auf das Jahr 1860 bezieht, wurden in Europa und Amerika verbraucht:

an	Gewürzen	30,000	Tonnen	10	Mill.	Thlr.	Werth.
„	Thee	70,000	„	70	„	„	„
„	Kaffee	262,000	„	110	„	„	„
„	Kakao	1,000	„	8¼	„	„	„

Welche lehrreichen Ziffern! Die Gewürze, welche meist nur stimulirend und gewiß nicht sehr günstig für den Organismus wirken, sind tief im Rang gesunken; hoch gestiegen dagegen sind die narkotischen Genußmittel, welche eine höchst vortheilhafte physiologische Wirkung ausüben und denen wir auch eine Erfrischung und eine willkommene Anregung der geistigen Thätigkeiten verdanken.

Von den drei obengenannten Genußmitteln sollte der Kaffee erst am Schlusse unseres Zeitraumes „entdeckt“ werden, den Kakao mit Vanille zu einem schäumenden Getränk (unter dem Namen Chocolaltl) gemischt, schlürften zuerst die Begleiter des Ferdinand Cortez am Hofe des Kaisers Mocteuzoma (Montezuma) in Tenochtitlan, dem heutigen Mexiko. Der Thee, dessen Beschreibung bei Marco Polo vermißt wird, gelangte, obwol vorher schon gekannt, doch erst nach 1654 in den Handel nach Europa und zunächst nach Rußland. Nehmen wir an, daß in unserem Welttheile jährlich 4½ Millionen Ballen Baumwolle verbraucht werden, die beinahe 1 Million Tonnen (tons) wiegen und schon vor dem amerikanischen Bürgerkriege über 250 Millionen Thaler kosteten, so gewahren wir, daß dieser einzige Artikel an Geldwerth und Frachtengewicht alle narkotischen Genußmittel sammt den Gewürzen weit überragt.

An solche Mengen und Werthverhältnisse muß erinnert werden, wenn die veränderten Aufgaben des Handels in der Gegenwart durch Vergleiche mit der mittelalterlichen Vergangenheit uns zum Bewußtsein kommen sollen. War früher der Werth und das Gewicht der bewegten Güter verschwindend klein, so stiegen die Preise fremder Erzeugnisse für den Verbraucher auf eine abenteuerliche Höhe. Als erläuterndes Beispiel wählen wir den vornehmsten Handelsartikel unter den indischen Gütern, nämlich den Pfeffer, da wir über seinen Preis im Mittelalter sehr genaue Angaben besitzen. Als Vasco da Gama nach Indien kam, kostete der Bahar malabarischer Pfeffer auf dem Markte in Calicut 400 Fanoes nach den Angaben in den „Paesi novamente ritrovati“ (seiner Urkunden-Sammlung). Als Münzeinheit kursirte damals in Indien ein Goldstück, der Scheraffin, nur um zwei Gran leichter als die portugiesischen, die genuesischen und venetianischen Dukaten. Italienische Goldmünzen hatten längst schon auf den indischen Märkten Umlauf gefunden, doch behaupteten die Dukaten trotz ihres höheren Gewichtes keinen andern Handelswerth als die Scheraffin. Da nun auf den Scheraffin 20 Fanoes gingen, so kostete der Bahar Pfeffer 1498 in Calicut nur 20 Dukaten. In der Chronik des Königs Emanuel von Damian a Goes wird gesagt, daß der indische Bahar 3 Centner 3 Arroben und 18 Arratees portugiesischen Gewichtes schwer gewesen sei. Da der portugiesische Centner in 4 Arroben zu 32 Arratees zerfiel, so enthielt also der Bahar 498 Arratees und das Arratel (= 495 Gramm) war nur um ein Geringes schwerer als das englische Pfund Avdp. (= 454 Gramm). Der Bahar entsprach folglich nahezu 500 englischen Pfunden, und da der Dukaten wiederum fast genau so viel Gold enthielt wie 10 sh. Strl., so kosteten damals 500 Pfund Pfeffer 200 sh. Strl. oder 10 £ in Indien, das einzelne Pfund also $^2/_5$ sh. Strl.

Als die Venetianer am Beginn des XVI. Jahrhunderts Alexandrien zu vernachlässigen begannen, suchte der ägyptische Sultan die Ursachen zu erforschen. Es wurden eine Reihe von Fragen ägyptischer Seits gestellt, welche die Venetianer Punkt für Punkt beantworteten. In dieser Urkunde, welche Reinaud veröffentlicht hat, erklären die Venetianer, sie könnten keinen Pfeffer mehr in Alexandrien kaufen, weil er zu theuer geworden sei. Ehemals, das heißt in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, habe ihnen der Sultan, als Inhaber des Monopols, den Korb (sporta) Pfeffer um 80 Dukaten geliefert. Diesen Preis wollten sie noch jetzt zahlen, aber auch nicht mehr. Es sei aber nicht

nur der Preis erhöht worden, sondern die fiskalischen Beamten hätten unreine Waare geliefert und allerhand Bedrückungen ausgeübt. Ein Korb Pfeffer hielt 720 leichte (sottile) venetianische Pfunde, von denen hundert 63 englischen Pfunden entsprechen, folglich enthielt der alexandrinische Korb 454 englische Pfund Pfeffer. Hätten die Venetianer ihn wirklich für 80 Dukaten oder 800 sh. Strl. erhalten, so würden sie doch das Pfund Pfeffer mit $1,^{75}$ sh. (1 sh. 9 d. oder $17^1/_2$ Slbgr.) bezahlt haben, also mehr denn viermal so theuer als er in Calicut zu haben war. Nun sollten wir wissen, wie hoch der Verbraucher an den äußersten Grenzen des Absatzgebietes z. B. in Großbritannien schließlich den Pfeffer bezahlte. Leider reichen die Angaben in Rogers' „Geschichte der Preise" nur bis zum Jahre 1400, bis zu welcher Zeit Gewürze nicht blos aus Alexandrien sondern auch auf den kaspischen Steppenwegen bezogen werden konnten, die ägyptischen Monopolspreise also noch nicht von der Willkür der Sultane abhingen. Im Durchschnitt der Jahre 1351—1400 kostete in England das Pfund Pfeffer 1 sh. $4^3/_4$ d., woraus man wenigstens so viel gewahrt, daß die Gewürze, sobald sie einmal an Bord der fränkischen Schiffe gelangt waren, nicht mehr eine übertriebene Preissteigerung erlitten.

Es ist nicht mehr als eine billige Erwartung, wenn man voraussetzt, daß die indischen Waaren nach Entdeckung des Seeweges um das Südhorn Afrika's namhaft wohlfeiler hätten werden sollen. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Was zumal den Pfeffer betrifft, so konnte der Verfasser (D. Viertelj. Schrift 1855, Nr. 71, S. 220) einen Vertrag mittheilen, den das Haus Rovelaska am 1. Dezember 1585 mit der spanisch-portugiesischen Krone schloß. Es erklärte sich darin verbindlich, 30,000 Quintal Pfeffer in Indien für 170,000 Crusaden (Dukaten) anzukaufen, also kosteten damals auf den malabarischen Märkten 128 Pfund (Arratees) Pfeffer $5^2/_3$ Dukaten, das portugiesische Pfund also $0,^{44}$ sh. oder $4,^4$ Slbgr. Kam der Pfeffer in Lissabon an, so bezahlte ihn die Krone dem Handelshaus wieder mit 16 Crusaden, wovon je 12 an die Kaufleute und je 4 an die Rheder der Pfefferschiffe fielen. Man denke aber nicht, daß das Handelshaus einen unchristlichen Gewinn gezogen habe, denn es ist statistisch erwiesen, daß am Beginn des XVI. Jahrhunderts weit mehr als die Hälfte der Indienfahrer sammt ihren Ladungen auf ihrer ersten Reise zu Grunde gingen. Wenn sich nun das auch später etwas gebessert haben mag, so blieben doch die Schiffbrüche und mithin der Verlust an Waaren noch unberechenbar. Daß man für eine Fracht von 128 Pfund 2 £ oder $31^1/_4$ £ die Tonne zahlte, erscheint nur Anfangs übertrieben hoch. Die Schiffe gingen nämlich fast nur in Ballast nach Indien, sie bedurften für die Fahrt und Rückkehr zwei Jahre, setzten sich den höchsten Gefahren aus und mußten also ungewöhnliche Matrosenlöhne zahlen. Wir sehen also, daß wenn 128 Pfund Pfeffer in Indien an Bord der Schiffe $5^2/_3$ Dukaten kosteten, sie in Lissabon nicht unter 16 Dukaten zu liefern waren. Wie nun ehemals der Mamlukensultan den Pfeffer zum Monopol erhoben hatte, so geschah es auch von Seiten der „katholischen" Könige Spaniens, als sie Portugal besaßen.

Damian a Goes bemerkt nämlich in seiner Beschreibnng Portugals, daß um 1574 jährlich drei bis vier Millionen Pfund Pfeffer in Lissabon versteigert wurden, im Minimum der portugiesische Centner zu $34^1/_4$ Dukaten, so daß der Umsatz 1,200,000 bis 1,400,000 Dukaten (6—700,000 £) erreiche.

Ist unter dem Ausdruck Centner (centum librae) bei Goes der Quintal von 128 Pfund zu verstehen, so war der Pfeffer, wie man sieht, auf 2,7 sh. (27 Slbgr.) das Pfund im Großhandel gestiegen. Allerdings hatten aber schon damals die edlen Metalle in Europa das Dreifache von dem Werthe eingebüßt, den sie noch am Ende des XV. Jahrhunderts besaßen. Wohlfeil wurden die Gewürze erst, als die Holländer sich in Indien festsetzten. Gegenwärtig beträgt nach Carl von Scherzer die Erzeugung von Pfeffer auf der ganzen Erde 52 Mill. Pfund, deren Werth auf $8\frac{1}{4}$ Mill. österr. Gulden (Silber) geschätzt wird. Seiner Berechnung liegt daher ein Durchschnittswerth von $3\frac{1}{6}$ Sgr. oder 16 Nkr. für das Pfund zu Grunde, was beinahe neunmal weniger ist als die Lissaboner Monopolspreise am Ende des XVI. Jahrhunderts, zu welcher Zeit die edlen Metalle noch immer eine merklich höhere Tauschkraft besaßen als gegenwärtig.



Zweige von Gewürzpflanzen.
1. Gemeiner Lorbeer (Laurus nobilis). 2. Echter Zimmet (Cinnamomum ceylonicum). 3. Kassienzimmet (Persea Cassia). 4. Muskatnuß (Myristica moschata). 5. Schwarzer Pfeffer (Piper nigrum). 6. Gewürznelken (Caryophyllus aromaticus).

2. Die Waaren des indischen Handels.

Mustern wir nun rasch die Waaren, welche dem indischen Handel im Mittelalter angehörten und beachten wir vor allen Dingen ihre damaligen Ursprungsgebiete. — Heiße Nachfrage herrschte zu allen Zeiten nach Juwelen und Kleinodien, die hauptsächlich über das persische Tauris (Torissi, jetzt Täbris) vom Abendland bezogen wurden. Den Diamant jedoch schätzte man im Mittelalter bei Weitem nicht so hoch wie gegenwärtig, wahrscheinlich weil nicht früher als am Ende des XV. Jahrhunderts das Diamantschleifen erfunden wurde und seitdem erst die strahlenbrechende Kraft dieses Edelsteines vollständig sich entfalten und in bunten Lichtern aufblitzen konnte. Die Diamanten des Alterthums und des Mittelalters stammten alle aus dem britischen Indien und von den fünf dortigen

Fundgruben beschreibt Marco Polo im Kapitel, welches vom Königreich Murfili oder Madras handelt, diejenigen des späteren Reiches Golkonda. Die Rubinen, die Sapphire und die Smaragden genossen in früheren Zeiten umgekehrt eine viel größere Beliebtheit als gegenwärtig. Alle drei Edelsteine kamen von der Insel Ceylon und das höchste Kleinod der Erde war zu Marco Polo's Zeiten ein Rubin im Besitze eines der dortigen Herrscher. (Bd. 1, S. 52.)

Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß den Kaufleuten im Mittelalter der doppelte Ursprung der Perlen bekannt war, denn zur Unterscheidung von dem Erzeugniß der Süßwassermuscheln (Unio margaritifera) nannten sie die Ausscheidungen der Austern (Meleagrina margaritifera) orientalische Perlen und diese waren es, welche im morgenländischen Handel uns genannt werden. Nur drei Bänke der Perlenaustern wurden damals ausgebeutet, nämlich die im Rothen Meer, vorzüglich bei den Dahlak-Inseln, welche an Reichthum aber bei weitem hinter den Perlenbänken des Persischen Meerbusens zurückblieben, die sich an der arabischen Küste von der Insel Bahrein bis nach Oman sich erstrecken. Noch ergiebiger aber waren die Fischereien im Manaar Golfe zwischen dem indischen Festlande und der Westküste der Insel Ceylon. Das Abendland war also in Bezug auf den Pretiosenhandel der empfangende Theil und deshalb erschien ihm Indien, worunter man sich nicht etwa ausschließlich das asiatische Reich der Briten, sondern ganz Ost- und Süd-Asien, ja selbst Theile von Ost-Afrika, vor allem Habesch oder Abessinien, das Reich des schwarzen „Erzpriester Johannes“ zu denken hat, mit unerschöpflichen Reichthümern erfüllt. Zu bieten hatte dagegen das Abendland nur einen einzigen Schmuckgegenstand, nämlich die Kalkskelette der Blut- oder Edelkoralle. Zwar wird auch sie im Rothen Meere gewonnen, aber weit schönere Zweige brachen sizilianische Fischer bei Trapani und in der Meerenge von Messina, während die reichen Bänke an den afrikanischen Küsten vor Bona und la Calle bald betriebsamen Pisanern bald Catalanen von den Königen von Tunis in Pacht gegeben wurden. Ueber Alexandrien gelangten sie dann als willkommene Rimesse auf die Märkte Indiens, wo sie schon zu Plinius' Zeiten einen übertriebenen Werth besaßen.

Zu dem kostbaren Kleiderschmuck des mittelalterlichen Handels gehörte auch das Pelzwerk. Es wurde fast ausschließlich aus Rußland und Sibirien durch Vermittelung der italienischen Kolonien in der Krim und am Don bezogen. Bei der Wahl der Rauchwaaren herrschte damals der nämliche Geschmack wie heutigen Tages; denn die Felle der Wiesel und Marder wurden allen andern vorgezogen. Obenan stand der Hermelin, dann folgte der Zobel und der Edelmarder, während wir eine besondere Unterscheidung für den Nörz vermissen.

Wenn wir bei unserer Aufzählung der morgenländischen Handelsgegenstände den Angaben eines Florentiner Kaufmannes folgen, so fällt es uns auf, daß von Gewerbserzeugnissen sehr wenig die Rede ist. Wol kamen aus Damascus die berühmten gemusterten Seidenstoffe, welche wir noch jetzt Damast nennen, die prachtvollen Waffen und Stahlwaaren, welche „damascirt“ heißen, auch wurden dann und wann aus Aegypten kostbare Leinenbattiste bezogen, die in Tennis gefärbt worden waren: allein dieser Umsatz besaß keine merkantile Größe, weil die Industrie der italienischen Städte der asiatischen

mehr als ebenbürtig gegenüber stand, so daß also vorzugsweise der morgenländische Handel des Mittelalters um einen Bezug von Rohstoffen sich drehte. Von Pflanzenfasern, die sich verspinnen und verweben lassen, nahm indessen die Baumwolle keinen niedrigen Rang ein; im Gegensatz zu unserer Zeit aber wurden die Baumwollenzeuge nur zu Luxusgewändern verarbeitet. Die Baumwolle war damals längst nicht mehr ein ausschließlich morgenländisches Erzeugniß. Wohin die Araber auf ihren Eroberungszügen den Fuß gesetzt hatten, war auch die Kultur der Baumwollenstaude verbreitet worden. Das wichtigste Ursprungsland der Mittelmeer-Baumwolle war nicht, wie man doch vermuthen sollte, Aegypten, welches noch heutigen Tages eine sehr geschätzte Sorte von langem Stapel für die feineren Garne liefert, sondern Syrien. Die venetianischen Galeeren, die nach Alexandrien bestimmt waren, versäumten nicht vorher auf einem Umweg aus den syrischen Küstenplätzen die vorjährige Ernte an Baumwolle abzuholen.

Zum Färben der Stoffe bedurfte man vor allen Dingen des Alauns als Beizmittel (mordant) für solche Farben, die ohne eine Beihülfe nicht haften wollen (adjektive Farben). Die Verwendung des Alauns zur Farbenbeize wurde nach Heeren durch heimkehrende Kreuzfahrer als Neuigkeit im Abendlande verbreitet. Die damals wichtigste Fundstätte jenes Salzes lag sieben Miglien von Trapezunt (Trebisonde), während das Alaun von Kiutahia nach dem pamphylischen Setalia (das heutige Adalia) oder nach Lajazzo (jetzt Ajas) im Issischen Busen oder im Golfe von Alexandrette gebracht wurde. Zum Rothfärben bediente man sich eines Rothholzes, welches die Namen Verzino oder Brasil in der mittelalterlichen Handelssprache führt, weshalb auch der Name des Kaiserreiches Brasilien von seinen Reichthum an Rothhölzern sich herschreibt. Nach der Ansicht des gelehrten Marsden sollten wir in dem mittelalterlichen Verzino das malayische Sapanholz erkennen, welches sich noch gegenwärtig im Handel befindet und von der Caesalpinia sapan stammt; A. v. Humboldt dagegen behauptet wol richtiger, daß das Verzino das rothe Sandelholz Bengalens (von dem Pterocarpus santalinus) gewesen sei, welches die Araber unter der Bezeichnung Bakkam auf die westlichen Märkte lieferten. Krapp war als Farbmittel längst bekannt, da aber die Färberröthe im Abendlande selbst gebaut wurde, so fällt sie ebenso wenig in den Bereich unserer Untersuchungen, wie aus dem nämlichen Grunde der Waid. Dagegen gehörte der Indigo noch immer zu den morgenländischen Handelsartikeln. Zwar hatten die Araber seinen Anbau nach den Angaben des Edrisi, also um 1150, von den Oasen des Maghreb (West-Afrika) bis nach Kabul ausgedehnt, und er wurde andererseits auch auf Cypern kultivirt, aber Balducci stellt das dortige Erzeugniß am niedrigsten, am höchsten dagegen den Indigo aus Bagdad. Bengalischer Indigo scheint das Abendland nicht erreicht zu haben, auch ägyptischer wird uns nicht genannt, obgleich Indigo nach dem Zeugniß des Abd-Allatif im Nildelta, wenn auch nicht so häufig als in Indien, angebaut wurde. Die violet färbende Orseille soll um 1300 durch den levantinischen Handel wahrscheinlich von der ostafrikanischen Küste nach Florenz gekommen sein; wenigstens ist dies eine Behauptung Beckmann's in seiner Geschichte der Erfindungen. Als die Portugiesen auf den Azoren, die Spanier

auf den Kanarien die eben genannte kostbare Lackmusflechte fanden, hörte am Beginn des XV. Jahrhunderts die Abhängigkeit des Abendlandes von den levantinischen Märkten bezüglich dieses Farbstoffes auf. Zum Schluß möchten wir noch des Saffrans gedenken, den die Araber, wie man bei Edrisi finden wird, in Spanien bei Guadalaxara und um Baeza eingebürgert hatten. Er wurde übrigens auch in den Marken, in Catalonien, ja selbst im Montferrat gebaut und die beste Sorte kam nach Balducci aus Toscana, während nur eine sehr geringe aus Alexandrien bezogen wurde.

Nichts weniger als einen geringen Rang behaupteten im Handel der damaligen Zeiten die Parfümerien. Muhamed, der sonst vom Luxus nicht viel wissen wollte, gestand einmal, daß für ihn Weiber und Wohlgerüche die größten, ja unentbehrliche Genüsse seien. Da der Koran den Gläubigen das Weintrinken untersagte, entschädigten sie sich durch den Nervenreiz, den aromatische Gase zu erregen vermögen. Wenn die Khalifen, Dichter und Gelehrte, sagt Aloys Sprenger, sich Abends in ihren Palästen versammelten, wurden die Säle mit den köstlichsten Räucherwerken erfüllt, wodurch die Anwesenden in eine süße Betäubung versetzt und der Geist mächtig angeregt wurde. Den Geschmack an den aromatischen Reizmitteln brachten die Kreuzfahrer nach dem Abendland mit heim. Aber schon früher bediente sich die Kirche der Parfümerien, um auf die Sinne der Andächtigen zu wirken durch Verbrennung von Weihrauch. Die Geographen des Alterthums verlegten das Weihrauchland an das Gestade des arabischen Hadramaut, woher noch jetzt die geschätztere Sorte dieses Räuchermittels aus dem erhärteten Harz der Boswellia serrata, der sogenannte arabische oder indische Weihrauch gewonnen wird. Der nämliche Baum wächst aber auch in Vorderindien, sowol auf der Malabar- wie auf der Koromandelseite. Dagegen liefert eine verwandte Art, Boswellia papyrifera, den afrikanischen Weihrauch, der dem arabischen oder indischen beträchtlich nachsteht. In Verbindung mit dem Weihrauch nennen die heiligen Schriften die Myrrhe, das aromatische Gummi oder Harz des Balsamodendron Myrrha, welches an beiden Gestaden, an dem afrikanischen, wie an dem arabischen des Rothen Meeres wächst. Nach dem Abendlande gelangte ferner das Sandelholz, welches in Späne gerieben, als Räuchermittel gedient hat. Man darf darunter nicht das rothe Sandelholz verstehen, dessen wir schon unter den Farbhölzern gedachten, sondern das sogenannte weiße oder gelbe Sandelholz von Santalum album, welches Christian Lassen unter den Erzeugnissen Malabars und Maisors in Vorderindien aufführt. Gegenwärtig liefern die größte Ausbeute die Sunda-Inseln und namentlich Timor, wenn es sich auch weit in die Südsee verbreitet, sogar bis nach den Fidschi-Inseln, nur bemerkt man, daß der Baum sich zwar leicht unter den Tropen aufziehen läßt, dann aber ein geruchloses Holz liefert, welches für den Handel ohne Werth ist.

Zu den gesuchten Räucherwaaren zählten auch die Spikenarden, welche von den Wurzelstöcken des Nardostachys Jatamanti herstammen, der im indischen Nepal seine Heimat hat. Unter den vegetabilischen Parfümerien nahmen aber den höchsten Rang zwei Handelsartikel ein, die wir uns bis zuletzt aufgespart haben. Der eine ist das Benzoegummi (Benzoin, Benjoni), welches aus den Stämmen des Styrax Benzoin quillt und beim Verbrennen einen vanille-

artigen Geruch verbreitet. Die Mutterpflanze findet sich nicht in Vorderindien, sondern auf der Halbinsel Malakka und auf der Westküste der Insel Sumatra, in dem ehemaligen Königreiche Baros, wo im Jahre 1519 Diego Pacheco bei der ersten Umsegelung der Insel auf das Ursprungsland der besten Sorte dieses Räucherwerkes stieß. Nicht minder gesucht, schon im Alterthum, war das andere, das Aloe- oder Adlerholz, welches man nicht verwechseln darf mit einem Arzneistoff, der ebenfalls Aloe genannt wird, und dessen wir noch später gedenken wollen. Das echte Adlerholz stammt von der Aquilaria Agallochum und von der A. malaccensis, die in Cochinchina, Cambodscha, Siam und im westlichen Assam verbreitet sind, während eine geringere Sorte Adlerholz von einem ganz anderen Baume, nämlich von der Excoecaria Agallocha Ostindiens in den Handel gebracht wurde.

Noch viel höher als alle diese Parfümerien aus dem Gewächsreich wurden zwei thierische Wohlgerüche bezahlt, nämlich der Moschus, die salbenartige Absonderung eines Drüsenbeutels in der Nabelgegend des Moschusthieres (Moschus Moschiferus), eines hirschartigen Wiederkäuers, welcher die innerasiatischen Hochländer und vorzugsweise Tübet bewohnt. Einen wie hohen Werth das Abendland auf diesen Wohlgeruch legte, kann man daraus sehen, daß Marco Polo als Merkwürdigkeit Kopf und Füße eines Moschusthieres mit heimbrachte. Uebrigens diente und dient noch jetzt der Moschus als Arzneimittel. Noch gesuchter war das Ambra, dessen beste Sorte nach Balducci an ihrer goldgelben Farbe erkannt wurde. Nach dem arabischen Reisenden Masudi wurde am Beginn des zehnten Jahrhunderts in Bagdad die Unze Ambra mit drei Mitkal Gold (1 Mitkal = $6\frac{1}{2}$ Unzen) aufgewogen, und in Aegypten galt sie sogar zehn Golddinare. Man sammelte das Ambra unter den Auswürfen des Meeres, theils an den Küsten der malediwischen Koralleninseln, theils an den ostafrikanischen Gestaden bis nach Mozambique und Sofala. Der Khalif Harun el Raschid schickte Reisende nach dem arabischen Yemen, die bei den Uferbewohnern nach dem Ursprunge dieses kostbaren Parfüms sich erkundigen sollten. Er blieb aber ihnen, und lange Zeit nachher auch den Occidentalen, noch ein Räthsel; gegenwärtig aber weiß man, daß das Ambra eine krankhafte Absonderung im Darmkanal eines Potfisches, des Physeter macrocephalus ist.



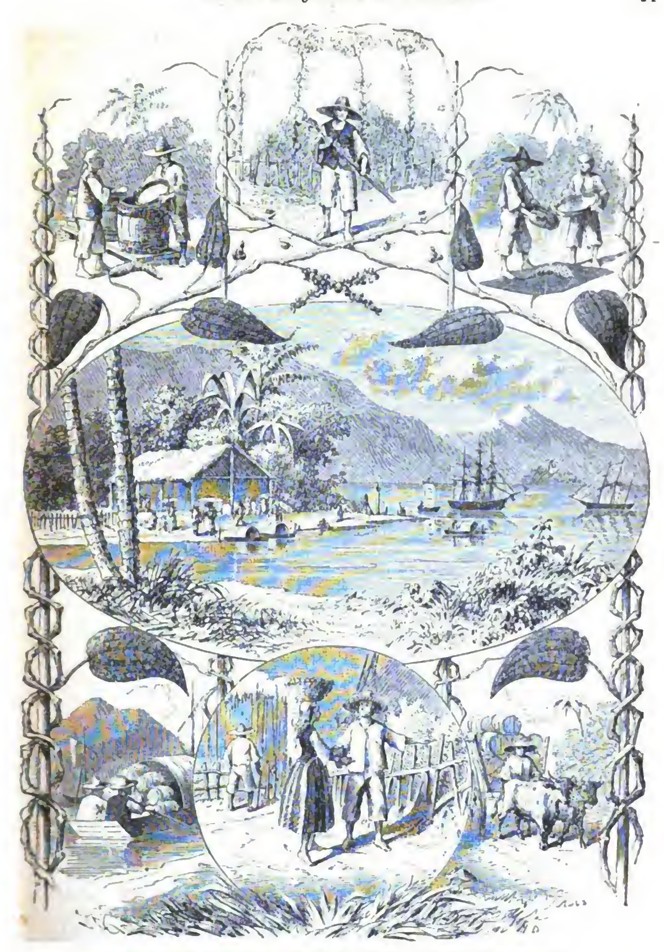
Das tübetanische Moschusthier.

Unstreitig boten aber im morgenländischen Handel die Gewürze den ergiebigsten Umsatz, und unter ihnen stand der Pfeffer obenan, daher im Munde Götzens von Berlichingen bei Goethe die Bezeichnung „Pfeffersack“ die feudale

Geringschätzung gegen den Nürnberger Kaufmannsstand ausdrücken sollte. Auch schreibt sich in Braunschweig der Name „Pfefferstraße" gewiß von der ehemaligen Bedeutung des Spezereihandels her. Der portugiesische Geschichtsschreiber Barros giebt für die Körner der Pfefferrebe (Piper nigrum) sechs Ursprungsorte in Südasien zur Zeit der Entdeckung des Seeweges um das Kap der Guten Hoffnung an, nämlich das malabarische Küstenland und Vorderindien, die zwei Reiche Pasem und Pedir im nördlichen Sumatra, den Malayenstaat Queddâh in der Malakka-Straße, endlich ein Gebiet auf der Ostküste der Halbinsel Malakka, und schließlich die Insel Java. Größere Umsätze fanden jedoch nur in sumatranischem und malabarischem Pfeffer statt, und zwar wurde der letztere, von Balducci mit dem Beiworte Beledi (Pfeffer vom Festland) bezeichnet, am höchsten bezahlt. Von den fünf Galeeren, welche die Venetianer im XV. Jahrhundert nach Alexandrien zu schicken pflegten, theilten sich drei in die Pfefferfrachten. Ein ähnliches Gewürz, der Cubebenpfeffer (Cubeba officinarum), kam ebenfalls aus Ostindien und von den Sunda-Inseln. Eine dritte Art waren die Malagueta- oder die Paradieskörner (Amomum granum paradisi), die lange Zeit ausschließlich nur aus Ostindien bezogen werden konnten. Als die Portugiesen um die Mitte des XV. Jahrhunderts an der Westküste von Afrika über Sierra Leone hinaus vorgedrungen waren, fanden sie dort die echten Paradieskörner, weshalb noch heutigen Tages der Negerstaat Liberia auf unsern Karten als Pfefferküste bezeichnet wird. Wegen ihres feurigen Aroms wollen wir auch der Pfeffergruppe die Cardamome (Amomum aromaticum) beifügen, welche der mittelalterliche Handel von der Malabarküste ausführte. Den nächsten merkantilen Rang nach dem echten Pfeffer müssen wir wol den Wurzelknollen des Ingwers (Zingiber officinale) zuerkennen. Diese ostindische Pflanze wächst sowol in Bengalen wie in Malabar. Die beste Sorte, von Balducci als Columbino bezeichnet, kam, wie es dieser Name bezeugt, von Kullam.

Hatten wir dem Pfeffer den ersten, dem Ingwer den zweiten Platz unter den mittelalterlichen Gewürzen eingeräumt, so gebührt der Zimmtrinde die dritte Stelle. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß man im Alterthume nicht den echten Zimmt, sondern nur die Zimmtcassie, d. h. die Rinde des Cassienlorbeers (Cinnamomum aromaticum), aus Afrika bezogen habe, daher die alten Geographen das Zimmtland (Cinnamomifera regio) an das Osthorn von Afrika verlegen, welches bei dem Vorgebirge der Gewürze (Promontorium Aromata), wovon der heutige Name Dschard Hafun nur die arabische Uebersetzung ist, endigte. Erst später gelangte der sogenannte Malabarzimmt in den Handel der einer weniger aromatischen Spielart des echten Zimmtes angehört. Da Marco Polo die ceylonesische Rinde noch nicht zu kennen scheint, und der Venetianer Nicolo Conti um die Mitte des XV. Jahrhunderts der erste Europäer ist, welcher den echten Zimmt, nämlich die Rinde von Laurus cinnamomum erwähnt, so hat man nicht ohne Recht geschlossen, daß erst nach Ablauf des XIII. Jahrhunderts die Zimmtrinde auf Ceylon entdeckt und in den Handel gebracht worden sei.

Alle bisher genannte Gewürze waren sämmtlich an der Malabarküste Vorderindiens oder aus nächster Nähe zu holen; die zwei noch übrigen, die wir jetzt nennen werden, führten aber nach dem äußersten Osten der damals bekannten Welt.



Im Pfefferland: Pfefferpflanzung, Pflanze und Rebe; Ernte und Versendung.

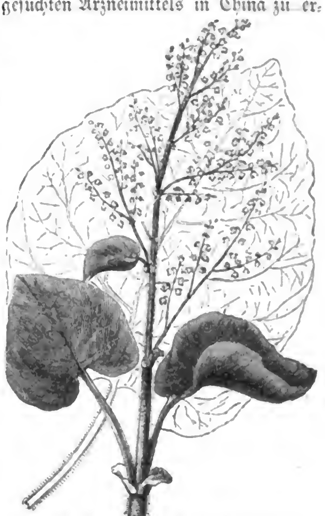
Von dem **Muskatnußbaume** (Myristica Moschata) kamen nicht blos die Fruchtkerne selbst oder die Nüsse in den Handel, sondern auch die Samenmäntel dieser Früchte, im Mittelalter Macis, von uns sehr unrichtig **Muskatblüte** genannt. Die Mutterpflanze, jetzt weit verbreitet, fand sich zur Zeit

der Entdeckung des Seewegs nach Indien nur auf den kleinen Inseln der Bandagruppe, welche den Nüssen ihre geographische Berühmtheit verdanken. Noch kleiner war das Verbreitungsgebiet der Gewürznägel, welche von der Nelkenmyrte (Caryophyllus aromaticus) stammen. Dieser Baum wuchs nämlich vor seiner Verbreitung durch die Holländer nur auf fünf kleinen Inselvulkanen vor der Küste von Gilolo oder Halmahera. Jene fünf Inseln, deren beide größten Tidor und Ternate heißen, sind die wahren Molukken und haben als ausschließliche Ursprungsländer der Gewürznelken, welche, beiläufig bemerkt, schon zur Zeit der römischen Kaiser in den abendländischen Handel gelangten, eine große geographische Berühmtheit genossen. Wären dieMuskatnüsse und die Gewürznelken nicht gewesen, die Portugiesen hätten sich wahrscheinlich mit ihren Faktoreien auf der Malabarküste Vorderindiens begnügt und wären niemals, oder doch wenigstens erst um vieles später nach der malayischen Inselwelt vorgedrungen.

Endlich müssen wir doch mit einigen Worten des Zuckers gedenken, der im späteren Mittelalter längst nicht mehr ein ausschließlich morgenländisches Erzeugniß war; denn zu den Zeiten des Venetianers Marino Sanuto, am Beginn des XIV. Jahrhunderts, wurde das Zuckerschilf bereits auf Rhodos, auf Morea, Malta und Sizilien gebaut. Der Florentiner Uzzano erwähnt auch Zucker aus Südspanien, namentlich aus Granada und Malaga. Zuckermehl kam außerdem von Cypern und aus Syrien; in Tyrus z. B. fand es der Jude Benjamin aus Tudela schon um's Jahr 1173. Der beste Zucker, krystallisirt in Brod- oder in Hutform, war dagegen nur aus Aegypten zu beziehen und wurde daher bambilonischer genannt, d. h. Zucker aus Altkairo, welches in der mittelalterlichen Geographie wunderlicherweise Babylon genannt wurde. Eine besonders geschätzte Sorte Namens Muchera wurde nur für das Seraï des ägyptischen Sultans verfertigt, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sich unter den Geschenken, die 1461 aus Kairo an den Dogen Malipieri nach Venedig gesendet wurden, auch 42 Brode Zucker befanden.

Durch arabische Heilmittellehren war das Abendland mit einer Anzahl geschätzter Arzneien bekannt geworden, die sich nur aus der Levante beziehen ließen. Indem wir uns auf die am häufigsten genannten beschränken, nennen wir zunächst die Tamarinden, den Fruchtbrei von Tamarindus Indica, welche über Südasien und das tropische Afrika verbreitet ist. Das Cassienmark, im mittelalterlichen Handel Cassia fistola geheißen, das sich in den Fächern der Röhrencassia (Catharto carpus fistula) bildet, konnte nur aus Ostindien oder China eingeführt werden. Ein verwandtes Arzneimittel, die Blätter des Sennastrauches (Cassia senna), haben dagegen in Ostafrika ihre Heimat. Nicht mehr gebräuchlich, im Mittelalter aber eifrig verwendet wurden die Myrobalanen, nämlich die nußartigen Früchte verschiedener Terminalia-Arten; unter diesen stammten die sogenannten großen Myrobalanen mit bitterem, zusammenziehendem Geschmack von T. Chebula, die schwarzen von T. horrida s. Indica; endlich gab es noch eine dritte Art von T. citrina, die jedoch wie die beiden andern ebenfalls aus Vorderindien ausgeführt wurde.Die Asafoetida, d. h. der übelriechende Milchsaft aus der Wurzel von Ferula Asa foetida, kam

aus Iran, und zwar entweder über Chorasan vom Hindukuh und aus Afghanistan, oder aus Dizful und Laristan am Gestade des Persischen Meerbusens. Der **Rhabarber**, welcher zu den populären Arzneimitteln im Mittelalter gehörte, wird schon vom heiligen Isidorus mit seinem heutigen Namen (Rheum barbarum) genannt. Der Franziskaner Ruysbroek, der Abgesandte Ludwig's des Heiligen, sah in Karacorum, dem Sommeraufenthalte des Khans der goldenen Horde, wie mongolische Aerzte mit Erfolg einen Rhabarbersaft einer kranken Gemahlin des Großkhans verordneten, und Marco Polo (II. 67) versäumt nicht, der außerordentlichen Wohlfeilheit des gesuchten Arzneimittels in China zu erwähnen. Rhabarber stammt aus den Wurzeln von verschiedenen Rheum-Arten, die mehr oder weniger reich an heilkräftigen Stoffen sind. Der beste oder sogenannte chinesische Rhabarber, von Rh. palmatum, gehört der Mongolei an, und von diesem Gewächse stammte jedenfalls diejenige Sorte, welche von den italienischen Handelsstädten am Don in das Abendland gebracht wurde. Uebrigens wächst auch eine Rhabarberpflanze (Rh. leucorrhizon) im Altai, und eine andere (Rh. Ribes) in Persien. Viel geringer waren die Rhabarbersorten, welche auf den alexandrinischen Märkten ihren Absatz suchten, denn sie wurden in Nepal und im Himalaya von Rh. Emodi und spiciforme gewonnen und werden jetzt als sogenannter indischer Rhabarber bezeichnet. Zu den hochgeschätzten Arzneimitteln gehörte ferner die **Aloë**, welche man weder verwechseln darf mit der früher genannten Aloë oder Adlerholz, noch mit der Agave americana, einem Ziergewächs unserer warmen Häuser, welches übrigens schon am Comersee und in Südfrankreich im Freien fortkommt. Die Aloë, um welche es sich hier handelt, wurde aus dem eingedampften Blättersaft einer Liliacee gewonnen und kam von der Aloë soccotrina. Je nach der Güte unterschied man Leberaloë (hepatica) und Roßaloë (cavalina), welche letztere nur von den Thierärzten verwendet wurde. Die Pflanze wuchs überall auf der Malabarseite Vorder-Indiens, die beste und kostbarste Sorte jedoch, die soccotrinische, war nur von der Insel Socotora zu beziehen, die vor dem östlichen Horne Afrika's liegt. Wir nennen endlich noch die **Zittwerwurzeln** (zedoaria), welche von der Curcuma zedoaria (C. zerumbet Salisb.) stammen und in Ostindien wachsen, die aber der mittelalterliche Handel vorzugsweise aus Malabar bezog. Bedeutsamer erscheint der **Kampher**, den man gegenwärtig von Java und China durch



Typus des Rhabarber (Rheum barbarum).

Einkochen der Blätter des Kampherlorbeers (Laurus camphora) gewinnt. In den mittelalterlichen Handel jedoch gelangte noch der viel kostbarere „Baroskampher", welchen man durch Anzapfen der Stämme des Dryobalanops Camphora erhält und den nur die Chinesen jetzt noch bezahlen. Da dieser Kampherbaum ausschließlich nur auf Borneo und auf Sumatra angetroffen wird, so hat man dadurch die Räthselnamen, welche die beiden Inseln in der mittelalterlichen Länderkunde führen, an diesem Erzeugniß zu entziffern vermocht. Das kamphererzeugende „Klein Java" des Marco Polo ist daher Sumatra und das Reich Fanfur in Klein Java das Gebiet von Baros auf jener Insel. Endlich schließen wir mit dem kostbarsten Arzneimittel der damaligen Zeit, mit dem biblischen Balsam, dem Mekkabalsam des heutigen Handels, von Balsamodendron gileadense. Da er seiner Seltenheit wegen kaum käuflich war, so befand sich als eine nicht unwürdige Gabe unter den Geschenken des Sultans von Aegypten an den Dogen Malipieri auch ein Fläschchen mit dem köstlichen Harze.



Jüngerer und älterer Zweig vom echten Balsambaum (Balsamodendron gileadense). 1. Blatt. 2. 3. Vierzähliger Blütenkelch mit Pistill. 4. Blüte. 5. 6. Frucht.

Fragt man nun, was das Abendland als Rimesse für alle diese süd- und ostasiatischen Produkte zu bieten hatte, so besteht die Aufzählung in folgenden wenigen Artikeln. Zunächst fehlte es dem Orient und vorzüglich Aegypten, wo die größten Umsätze stattfanden, an Holz, Hanf und Theer zum Bau und zur Ausrüstung von Schiffen, ferner an Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber und Eisen; außerdem fand man für Korallen, Brokate, seidene Schleier, wollene Tücher und venetianische Glaswaren günstigen Absatz, auch gingen Olivenöl, Mandeln, Honig, Mastix aus Chios, Safran, ja in Jahren des Mißwachses sogar Getreide nach Alexandrien. Zu den von den Päpsten freilich verpönten, aber hochbezahlten Einfuhren gehörten auch Sklaven, Christen oder Heiden, namentlich sogenannte Tscherkessen aus dem Kaukasus. Das Corps der Mamluken, genau so wie die türkischen Janitscharen vor ihrem Verfall, ergänzte sich nämlich nur aus ungläu-

bigen Knaben, die zum Islam übertreten mußten. Da die Kinder der Mamluken als Muhamedaner aus dem Corps heraustraten, so erneuerte sich beständig das Bedürfniß nach frischer Zufuhr. Gegen 2000 Menschen wurden um 1420 nach Aegypten gebracht, und von diesen die Tataren aus Südrußland mit je 130—140 Dukaten, die Tscherkessen aber mit je 110—120 Dukaten der Kopf bezahlt. Trotz aller Gewissensbedrohungen und Geldstrafen betrieben die Genuesen diesen einträglichen Handel, und um 1432 gab es sogar in Kaffa auf der Krim einen Agenten des Sultans zum Einkaufe von männlichen und weiblichen Sklaven.

Ungeachtet aller dieser Rimessen blieb immer noch ein guter Theil der morgenländischen Waaren unbezahlt, und der Rest mußte mit baarem Gelde, Gold oder Silber, gedeckt werden. Ganz Asien ist arm an edlen Metallen; denn abgesehen vom Altai, dessen Goldseifen erst in der neuesten Zeit entdeckt wurden, war, was in Birma, was auf der Halbinsel Malakka, auf Sumatra und Borneo an Gold gewonnen werden mochte, höchst geringfügig; Japan aber, welches im Vergleich zu Ost- und Südasien noch die größten Schätze an edlen Metallen besitzt, trat damals wenig oder gar nicht in den Kreislauf des Güterumtausches ein. Seit den Römerzeiten hat daher die Armuth Südasiens an edlen Metallen bis auf die gegenwärtige Zeit einen beständigen Abfluß von Gold und Silber in der Richtung von West nach Ost hervorgerufen. Die Erzeugung der edlen Metalle in Europa konnte jedoch im Mittelalter nicht Schritt halten mit dem Begehr des morgenländischen Handels, und es mußte daher der Baarschatz des Abendlandes an Silber und Gold beständig sinken. Seit dem XIV. und XV. Jahrhundert wurde das Verschwinden der edlen Metalle sehr stark fühlbar an ihrem gesteigerten Werthe, gemessen an den Preisen der Brotfrüchte. Es hat sich nämlich gezeigt, daß am Ende des XV. Jahrhunderts und am Beginn des XVI. dem Werth nach je eine Gewichtseinheit Weizen in Frankreich nur 0,00021 derselben Gewichtseinheit in Silber gleichkam, in Spanien 0,00025, in England 0,00023, im Ordenslande Preußen 0,00021 und sogar einmal (1508) 0,00011, während im XIV. Jahrhundert das Werthverhältniß des Silbers gegen ein Gewicht Weizen noch durchschnittlich 0,0005 betragen hatte, wie denn später, seit der Entdeckung Amerika's nicht nur der Werth der edlen Metalle auf seine frühere Höhe zurückkehrte, sondern gegen Ende des XVI. Jahrhunderts beträchtlich zu sinken begann, bis auf unsere Tage. (D. Vierteljahrschrift 1853. Nr. 64, S. 16.) Mit dieser Erscheinung hingen die Münzverschlechterungen des XIV. und XV. Jahrhunderts zusammen, die aus Uebereilung stets nur auf betrügerische Finanzstreiche der Monarchen zurückgeführt werden, während sie meistens nur das Gebot einer traurigen Nothwendigkeit waren, daher sie auch seit der Zufuhr edler Metalle aus Amerika fast überall aufhörten.

3. Die Handelswege.

Nachdem die Portugiesen unter Vasco da Gama aus Malabar zurückgekehrt waren, wurde sehr bald Europa mit dem damaligen Marktpreise der indischen Handelsgüter und ihren Ursprungsländern bekannt. Von Gewürzen werden bereits aufgezählt: Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Cardamomen, Spikenarden, Gewürznägel, Muskatnüsse und Muskatblüten; von Arzneimitteln:

Tamarinden, Zittwerwurzeln, Myrobalanen, Kampher, Cassiafistola, Rhabarber; von Räucherwaaren: Benzoin, Adlerholz, Weihrauch, Myrrhen, Moschus und Ambra; von Farbstoffen das Brasilienholz. Die Mehrzahl dieser Gegenstände waren Erzeugnisse der Westküste Indiens, vorzüglich Malabars, und was sonst noch aus dem ferneren Osten stammte, wie das Adlerholz, der Kampher, die Muskatnüsse und Gewürznelken, konnte man vorläufig nicht anders erwerben, als aus zweiter Hand, in den malabarischen Küstenplätzen. Wenn nun Jemand auf einer Erdkugel oder einer Weltkarte die möglichen Handelswege zwischen den malabarischen Häfen und Südeuropa aufsuchen wollte, so wird sein Auge unwillkürlich den Pfad nach dem Meerbusen von Aden durch das Bab-el-Mandeb und das Rothe Meer einschlagen, zumal in der Verlängerung des letzteren genau der Adriatische Golf und Venedig liegt. Es könnte fast scheinen, als habe die Natur für die Entwickelung des Menschengeschlechtes absichtsvoll diese großartigen Kanäle herstellen wollen, um die Berührung des jugendlichen Europa's mit der älteren und reiferen Kultur Südasiens zu erleichtern. In der That hat auch das Rothe Meer einen großen und günstigen Einfluß in diesem Sinne ausgeübt. Dennoch hat es Zeiten gegeben, wo das Rothe Meer gänzlich verödete, z. B. seit dem Beginne des XVI. Jahrhunderts bis zur Erfindung der Dampfschiffahrt und der Errichtung des britischen Ueberlandweges im gegenwärtigen Jahrhundert. Schon der Name, mit dem die Araber die südliche Einfahrt in's Rothe Meer bezeichnen, Bab-el-Mandeb, das Thor der Hölle, verkündet nichts Gutes. In der That, wenn es eine Hölle auf Erden gibt, so ist sie am Rothen Meere zu suchen, denn die gefürchtete indische Sonne wirft ihre tödtlichen Geschosse nicht blos auf die Gebiete zwischen Indus und Ganges, sondern sie brütet auch über dem Rothen Meere, wo der Hafen Massaua zu den heißesten Plätzen der Erde zählt, heißer selbst noch, als die Gestade des Caribischen Meeres. Die Bemannung der britischen Postschiffe, die nach Suez laufen, besteht daher nur aus indischen Matrosen, den sogenannten Laskaren. Noch hinderlicher als die hohen Temperaturen sind dem Verkehr die herrschenden Luftströmungen, denn in dem erythräischen Thale wehen das ganze Jahr über Nordwinde. Südwinde treten zwar während sechs Monaten auf, ihr Gebiet erstreckt sich jedoch nur von dem Bab-el-Mandeb bis zur halben Höhe des Rothen Meeres, nämlich bis nach Dschidda, dem Hafenplatze Mekka's. Die Schiffe, die bis Suez gehen wollen, sind daher in der nördlichen Hälfte des arabischen Golfes auf die Küstenwinde angewiesen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn der Venetianer Nicolo Conti, der einzige Europäer, der im Mittelalter jenes Meer besuchte, zur Fahrt von Berbera in Ostafrika bis nach Tor an der Sinai-Halbinsel zwei volle Monate bedurfte. Noch heutigen Tages zahlen schottische Kohlen von Newcastle nach Aden den zweifachen und nach Suez den dreifachen Frachtsatz, wie von Newcastle nach Bombay in Indien.

In den ältern Zeiten, d. h. noch am Beginn des X. Jahrhunderts, war die Stadt Kolsum, an deren Stelle jetzt Suez liegt, ein Handelsplatz ersten Ranges. Er verfiel jedoch gänzlich, seitdem die Schiffe nicht mehr die Nordhälfte des Rothen Meeres befuhren, sondern wie zu den Zeiten Edrisi's (1150) nur bis Aydab oder Adzab, gegenüber von Dschidda an der afrikanischen Küste



Das heutige Suez (das ehemalige Kolsum).

landeten und die indischen Waaren durch die Wüste bis nach der Stadt Kus am Nil gebracht wurden. Dieser Weg, dessen Länge verschieden, auf 17 oder auf 20 Tagemärsche angegeben wird, legte den Karawanen alle Beschwerden eines Wüstenpfades auf, und es war daher ein Fortschritt, wenn zu Abulfeda's Zeiten, also am Beginn des XIV. Jahrhunderts, die Schiffe im Rothen Meere wenigstens bis Kussir hinaufgingen, von wo man in wenigen Tagen die Stadt Kus am Nil zu erreichen vermag. Diese Ueberlandstrecke ist so leicht zu überschreiten, daß während des bonapartischen Feldzuges in Ägypten eine französische Division unter den Generalen Belliard und Doncelet den Nil bei Keneh, also in der Nähe von Kus, verlassen und nach Kussir marschiren konnte. Seit dem Beginn des XV. Jahrhunderts änderten aber die Waaren aus Indien wieder ihren Weg, denn um diese Zeit blühte Dschidda auf, die Hafenstadt Mekka's, wahrscheinlich weil damals die günstigen Monsunzeiten zusammenfielen mit dem Eintritt der großen Pilgerfeste in den heiligen Städten. Von Mekka selbst brachten Karawanen die indischen Güter theils nach Damaskus und Aleppo, theils wurden sie von Dschidda selbst bis nach Tor auf der Sinai-Halbinsel verschifft, von wo sie Karawanen jährlich zweimal nach Alexandrien trugen.

Die Schwierigkeiten, denen die Schiffahrt im Rothen Meere begegnete, erklären uns, daß die südasiatischen Waaren gleichzeitig den Weg durch den persischen Meerbusen einschlugen, ja zeitenweise ihn sogar vorzogen. Am Eingange zu diesem Golfe lag ursprünglich auf dem Festlande, später auf einer nahen Insel die Stadt Ormuz, einer der wichtigsten Stapelplätze des Morgenlandes, und am entgegengesetzten Ende Bassora, zur Zeit, wo das Khalifat in Bagdad blühte, noch eine

Hafenstadt, jetzt durch die Anschwemmungen des vereinigten Euphrat und Tigris weit landeinwärts gerückt. Von Bassora aus konnten die indischen Waaren nach dem Abendlande zwei Wege einschlagen, indem sie entweder dem Euphrat oder dem Tigris folgten. Der letztere Weg führte sie schließlich nach Täbris (Tauris, Torissi), der andere nach Aleppo. So lange Konstantinopel und die Zugänge zum Schwarzen Meere noch nicht in die Hände der Türken gefallen waren, belebte der Handel den Weg nach Täbris, später erhielt Aleppo den Vorrang. Von Täbris aus verzweigte sich der Waarenzug einerseits über Erzerum, Arzengan, Siwas und Manistra nach Lajazzo, der Hauptstadt von Klein-Armenien, dem heutigen Ajas am Mittelmeere oder genauer am Golfe von Iskenderun oder Alexandrette, andererseits über Erzerum nach Trapezunt (Trebisonde), welches seit 1204 zu einem Kaiserreich emporgestiegen war und wo die italienischen Handelsstädte ihre Faktoreien besaßen. Auf der letzteren Straße kehrten die Poli aus China heim, während sie den anderen Weg über Lajazzo, Täbris und Bassora auf ihrer zweiten Reise nach dem Morgenlande eingeschlagen hatten. Um jene Zeit wurde nämlich der Pfad durch den persischen Meerbusen deswegen vorgezogen, weil er theils über mongolisches Gebiet, theils durch Klein-Armenien führte, also die Herrschaft der ägyptischen Sultane vermied. Die Blüte dieser Handelsroute dauerte etwa von der zweiten Hälfte des XIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts, ja eine Zeit lang schien es als sollte sie den gesammten indischen Handel an sich ziehen. Ein edler Venetianer, Namens Marino Sanuto, der am Beginn des XIV. Jahrhunderts den Orient bereiste, hatte nämlich durch Denkschriften, die er an den Papst und verschiedene Monarchen des Abendlandes richtete, den Gedanken neu angeregt, die Macht der Mamluken dadurch zu brechen, daß man über Aegypten eine strenge Handelssperre verhängte. Er hoffte dadurch der damaligen Vormacht des Islam erstens das Schiffsbauholz, die Metalle und Metallwaaren, namentlich Waffen zu entziehen, ferner die Zufuhr von Heiden- und Christensklaven, somit die Ergänzung des Mamlukencorps zu verhindern, und endlich das Sultanat auch finanziell zu schwächen, wenn ihm der Ertrag der hohen Zölle auf die indischen Waaren entzogen würde. Da wir zufällig wissen, daß Sanuto auf Cypern mit dem Mönche Hethum (Haithon), einem Verwandten des Königs Hethum von Klein-Armenien, welcher 1254 eine Reise in die Mongolei bis zur Residenz des Khans der goldnen Horde ausgeführt hatte, viel verkehrte und auf seiner Weltkarte in Bezug auf Ostasien den Angaben jenes armenischen Mönches gefolgt ist, so scheint er unvermerkt sich zu einem Werkzeug der klein-armenischen Politik hergegeben zu haben. Der Grundgedanke seines Vorschlages bestand nämlich darin, den indischen Waarenzug nach dem Abendlande völlig aus dem Rothen Meere abzulenken, und auf die zweite Straße, durch den persischen Meerbusen, den Tigris aufwärts über Täbris nach Lajazzo zu verlegen, so daß also die Zolleinkünfte nicht in den Säckel der Sultane von Aegypten, sondern der klein-armenischen Könige geflossen wären. Wirklich erfolgten auch die päpstlichen Handelsverbote, und die Johanniter wie die Könige von Cypern, welche die Blokade Aegyptens überwachen sollten, nahmen mehr als einmal italienische Handelsschiffe weg, welche vom Gewinn verlockt, trotz aller angedrohten zeitlichen und ewigen Strafen, auf dem Wege

nach Alexandrien betreten wurden. Von den Venetianern weiß man ganz genau, daß sie in der Zeit von 1321 — 1344 Aegypten nicht besucht haben. Seit dem letzteren Jahre wurden aber mit geringen Unterbrechungen die Verbindungen mit Aegypten regelmäßig fortgesetzt, ja ihre Wichtigkeit steigerte sich am Ende des XIV. Jahrhunderts noch dadurch, daß Timur auf seinen Verheerungszügen die Kolonien der Venetianer und Genuesen am Don zerstörte und seitdem der dritte Handelspfad nach dem Morgenlande, von dem wir sogleich sprechen werden, nicht mehr betreten wurde. Noch mehr trug seit der Mitte des XV. Jahrhunderts die Ausbreitung der osmanischen Macht dazu bei, den ägyptischen Sultanen das Monopol des indischen Handels zuzuwenden; denn erstens verödete der Straßenzweig für die Waarenzüge, welcher von Täbris nach Lajazzo am Issischen Meerbusen führte, zweitens aber erstarb nach dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 nach und nach der gesammte pontische Handel, besonders seit Trapezunt und die Handelsplätze in der Krim von den Osmanen merkantil vernichtet worden waren.

Das Schwarze Meer hatte nämlich seit der Stiftung des lateinischen Kaiserreiches im Jahre 1204 rasch an handelsgeschichtlicher Bedeutung zugenommen. Zuerst zeigten dort die Venetianer ihre Flagge, dann folgten sogleich die Genuesen und Pisaner. Als größte Handelsplätze blühten Anfangs das jetzt verschwundene Matrega auf der Halbinsel Taman am Eingange zum Asow'schen Meere und Soldaja (das heutige Sudak, nicht zu verwechseln mit Solgat, dem heutigen in Trümmern liegenden Eski-Krim oder Alt-Krim, welches der Halbinsel den Namen gegeben hat), wo die Venetianer vorzugsweise ihren Sitz aufschlugen. Von Sudak aus traten sowol der Franziskanermönch Ruysbroek wie die beiden ältern Poli ihre erste Reise an den Hof der Mongolenkhane an. Die Genuesen dagegen setzten sich etwa um 1289 in Kaffa auf der Krim fest. Noch näher rückten die italienischen Handelsmächte den indischen Waaren entgegen, die sich auf den Steppenstraßen Innerasiens bewegten, als sie Faktoreien am Don (alla Tana) in der Nähe des altgriechischen Handelsplatzes Tanais gründeten. Die Stadt Tana der Italiener, von den Eingeborenen Azak genannt, lag an der Stelle des heutigen Asow und gewährte einen leichten Zutritt zum Kaspischen Meere. Marco Polo unterrichtet uns, daß kurz vor seiner Zeit, d. h. entweder bevor er seine Reise antrat, also vor 1271, oder bevor er schrieb, also gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, die Genuesen das Kaspische Meer befuhren, um Seide aus der persischen Provinz Gilan zu holen. Im Jahre 1374 führte ein Genuese, Namens Luchino Tarigo, einen Seeräuberzug im Kaspischen Meere aus, und ein ähnliches Piratenstück aus dem Jahre 1428 wird uns von einem Venetianer erzählt. Selbst wenn uns diese Zeugnisse fehlten, werden wir doch die Gegenwart abendländischer Seefahrer im Kaspischen Meere unwiderleglich beweisen können durch die Weltkarte der Brüder Pizigani vom Jahre 1367 und durch die sogenannte Catalanische Karte vom Jahre 1375. Denn wir gewahren auf beiden, daß die West- und Südküsten des Kaspischen Meeres mit der damals erreichbaren Genauigkeit durch Peilungen aufgenommen worden waren. Seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts hatten Franziskanermönche vom Don und der Wolga aus bereits den Weg bis in die Mongolei gefunden.



Karawanenzug auf dem Steppenweg.

Auf dem nämlichen Pfad, wie Plan Carpin 1246, wie Andreas von Lonjumel 1249 und Ruysbroek 1253, gingen auch die ältern Poli, der Vater und Oheim des Marco, 1254 bis nach Karakorum, der Sommerresidenz der Mongolenkhane.

Zu Balducci's Zeiten, also um 1336, entwickelte sich von Tana aus bis nach Peking ein geregelter Karawanenverkehr. Zunächst zog man vom Don an die Wolga nach Astrachan, hierauf wurde der Jaik oder Uralfluß überschritten und längs dem Ufer des Kaspischen Meeres der Weg bis zur Halbinsel Manghischlak eingeschlagen. Von dort aus kreuzte man die Hochebene Ust-urt, besuchte im heutigen Khanat Chiwa (Chowaresm), die Stadt Urgendsch (Organzi), folgte von ihr aus dem rechten Ufer des Oxus oder Amu Darja, berührte wahrscheinlich dann Buchara und zog nach der Stadt Otrar (Oltrare), bei den Arabern Farab am Syr Darja. Hierauf betraten die Karawanen die heutigen Kirghisensteppen, wenn sie nicht zuvor in der altberühmten Handelsstadt Taras oder Talas einkehrten, ließen dann den Balchasch-See zur Linken und bewegten sich am Ili aufwärts zu einer Stadt, welche die Chinesen jetzt Kuldscha nennen, die aber von den arabischen Geographen Almalik, von den fränkischen Kaufleuten dagegen Armalecco genannt wurde. Der nächste große Rastplatz, welchen

Balducci angiebt, nämlich Kan-Tschéu-fu, liegt bereits jenseit der Wüste Gobi. Wir können aber gar nicht im Zweifel sein, auf welchem Wege die Karawanen bis dorthin gelangten, da nur ein einziger damals gangbar war, nämlich von Kuldscha über den Thian-schan oder das Himmelsgebirge nach Kutscha und dann dem Südabhang des Himmelsgebirges entlang über Turfan nach der Oase Khamil oder Hamil, von wo sich die Wüste Gobi an ihrer größten Verengerung bequem überschreiten ließ, um Kan-tschéu-fu (das Camexu des Balducci) zu erreichen. Von dort aus gewann man zunächst den Hoangho (Karamuren der Mongolen), dem man wahrscheinlich bis zur großen Mauer folgte. Hinter dieser lag eine Stadt, Cassai, die nur von Balducci erwähnt wird, und für welche kein modernes Synonym bis jetzt gefunden werden konnte. Dort betrat man das wahre Nordchina oder Kataia, wie es im Mittelalter hieß, und wie es auch nicht anders von Marco Polo (Erste Sammlung S. 26) genannt wird. In Cassai mußten die Kaufleute ihre Silberbarren gegen chinesisches Papiergeld umsetzen, denn das Assignatenwesen hatte die mongolische Dynastie in China auf's Neue wieder in's Leben gerufen. Endlich war noch ein Marsch von 30 Tagereisen zu bestehen, um an das äußerste Ziel zu gelangen, nämlich nach Khan-balik (Gambalecco, Kambalu, Erste Sammlung S. 28), der Kaiserstadt, wie sie von den Mongolen, oder nach Peking, d. h. der Nordstadt, wie sie im Gegensatz zu Nanking, der Südstadt, von den Chinesen genannt wurde. Von diesem Wege muß der Verfasser der Catalanischen Karte von 1375 einige Kunde besessen haben; er wußte wenigstens, daß ein Steppenweg vom Don bis nach China führte, nur hat er die Rastplätze der Reihe nach aus Marco Polo's Beschreibung China's, also ohne jedes topographische Verständniß des merkwürdigen Pfades, entlehnt.

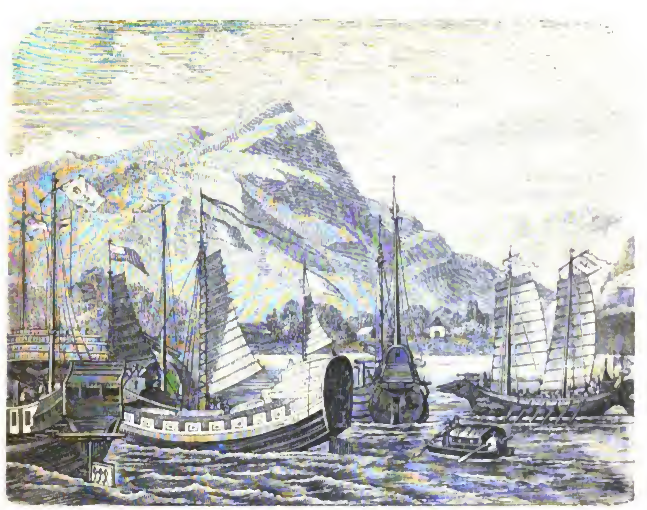
Versäume Niemand, einen Blick auf irgend ein Erdgemälde zu werfen, um die Entfernungen von Genua oder Venedig nach dem Don, vom Don nach dem Himmelsgebirge, von dort bis Peking sich einzuprägen, und versetze er sich dann zurück in die unsicheren Zustände des Mittelalters, um sich mit voller Bewunderung vor der Allmacht des Handels zu erfüllen. Ein einziges Mal zuvor, nämlich im zweiten christlichen Jahrhundert, zu Zeiten des alexandrinischen Geographen Claudius Ptolemäus, hatte das Abendland eine Karawanenverbindung mit dem Sererlande, d. h. mit dem Lande, woher die Kaufleute die Seide brachten, besessen, aber später wieder verloren. Von Neuem war der äußerste Westen mit dem äußersten Osten verknüpft worden, und die mittelalterlichen Kaufleute hatten damit ihre höchste Aufgabe gelöst. Gingen sie auch nur ihrem Gewinne nach, so diente der Handel doch zur Beförderung merkwürdiger kulturgeschichtlicher Erscheinungen, denn mit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts breitete sich das Christenthum in China aus. Die Hafenstadt Zaitun wurde zu einem Bischofssitze und Khanbalik oder Peking zum Erzbisthum erhoben.

Auf der eben geschilderten Handelsstraße durch die kaspischen Steppen über Armalecco und die Oase Khamil zog Johannes Marignola, der 1342 in Peking als päpstlicher Legat auftrat und sich das Kreuz vorauftragen ließ, als er unter Glockengeläute nach der kaiserlichen Hofburg sich begab, an welche unmittelbar das Ordenshaus der Franziskaner stieß. Diese Keime abendländischer Gesittung im Himmlischen Reiche wurden aber im Jahre 1368 beim Umsturz

der Mongolenherrschaft zertreten, auf welche die nationalchinesische Dynastie der Ming folgte, welche ihre Residenz nach der Südstadt (Nanking) verlegte und sich den Fremden wenig hold zeigte.

Der kaspische Steppenweg vermittelte aber nicht blos den Umtausch mit chinesischen Waaren, der höchstens in Seidenzeugen, Moschus und Rhabarber bestanden haben könnte, sondern er zog auch Güter aus Ostindien herbei, und zwar gelangten höchst beträchtliche Mengen von Spezereien bis an den Don. Daß in Tana Umsätze mit südasiatischen Produkten stattfanden, bezeugt uns nicht blos Balducci ausdrücklich, sondern wir wissen auch, daß, als im Jahre 1344 Dschanibeg, der Khan des Reiches Kyptschak, die Franken aus der Stadt Tana am Don zeitweilig vertrieb, in Italien der Preis der Spezereien auf das Doppelte stieg. Auf welchen Wegen aber indische Waaren bis an den Don gelangten, darüber finden wir nur auf der Karte von 1375 einigen Aufschluß. Offenbar giebt sie nur einen alten Straßenzug an, wenn sie die Städte Buchara (Bokar), Serachs (Saray) in Khorassan, dann Kabul (Chabol), Kandahar (Kantar), Multan und Delli (Delhi) nennt. Da die meisten dieser Orte den Geographen unbekannt waren, auch von Missionären nicht bereist wurden, so deutet ihr Auftreten auf einer alten Karte sicherlich eine Handelsverbindung an, zumal die Zufuhr von indischen Spezereien nur über Kabul stattfinden und von dort auf dem Wege nach Buchara Serachs kaum umgehen konnte.

Der kaspische Steppenweg verödete allmälig seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts. Zuerst störte die nationale Reaktion gegen das Mongolenthum in China den Verkehr des Himmlischen Reiches mit Central-Asien; dann aber verheerte der Eroberer Timur die Kolonien am Don, so daß seitdem die Italiener auf ihre Handelsstädte in der Krim beschränkt blieben, und diese sich wiederum mit dem Eintausch russicher Erzeugnisse begnügen mußten. Endlich erlosch auch dieser Handel, als die Krim sich den osmanischen Türken unterworfen hatte. Auf diese Weise gelangte Alexandrien seit 1453 mehr und mehr zu dem ausschließlichen Alleinhandel mit indischen Waaren, welche mit immer drückenderen Zöllen belastet wurden. Bei den Mamluken war nämlich der schädliche Unfug eingerissen, daß jeder Sultan nach seiner Ernennung dem Corps große Geschenke zufließen ließ, so daß er seine Regierung, statt mit einem gefüllten Schatze, tief verschuldet antrat. Um sich zu entschädigen, suchte er von den fränkischen Kaufleuten unerträgliche Abgaben zu erpressen. Da in Folge dessen die Preise der indischen Waaren immer unerschwinglicher, gleichzeitig aber die erforderlichen Rimessen, nämlich Gold und Silber, im Abendlande immer spärlicher wurden, so winkte die höchste Prämie demjenigen Staat, welchem es gelang, eine unmittelbare Verbindung mit Süd-Asien auf neuen Wegen, wären es auch scheinbar Umwege gewesen, zu eröffnen. Ist irgend eine Aufgabe für menschliche Fähigkeit ausführbar und wird dem Unternehmer nur eine hohe Belohnung gesichert, so muß ihre Lösung früher oder später erfolgen. Am Schluß des XV. Jahrhunderts wurde daher nicht blos der lange gesuchte Seeweg nach Ost-Indien wirklich gefunden, sondern es war auch vorher unbeabsichtigt, aber aus dem nämlichen Antriebe, Amerika entdeckt worden. So lassen sich beide Ereignisse zurückführen auf die Konjunkturen des indischen Produktenhandels am Schluß des Mittelalters.



Prauen und chinesische Tschunken.

4. Die asiatischen Handelsvölker.

Die Völker, welche den ehemaligen Verkehr des Morgenlandes mit dem Abendlande vermittelten, waren Asiaten und Europäer. Weiter als bis Täbris in Persien und Damaskus in Syrien finden wir die fränkischen Kaufleute nicht angesiedelt, wenn auch natürlich vereinzelte Reisende weiter gegen Osten wanderten. Ueber Kairo hinaus ließen die Sultane von Aegypten keinen Christen vordringen, nicht blos zu Sanuto's Zeiten, also am Beginn des XIV. Jahrhunderts, sondern auch später nicht, so lange ihre Herrschaft bestand. Es geschah dies nicht etwa aus einer Art phönizischer List, um die Mysterien des Gewürzlandes nicht entschleiern zu lassen, denn eine Schar von Missionären zog beständig über Lajazzo, Täbris und den Persischen Meerbusen nach den Ursprungsländern der Spezereien, sondern man befürchtete, daß die Franken Verbindungen mit Nubien anknüpfen möchten, dessen Bevölkerungen erst am Beginn des XIV. Jahrhunderts vom Christenthum zum Islam übertraten. Vor allen Dingen aber besorgte man Einverständnisse mit den christlichen Beherrschern Abessiniens, von deren Macht übertriebene Begriffe sich im Abendlande verbreitet hatten, wo man ihnen den wunderlichen Titel der (schwarzen) „Erzpriester Johannes" gab. Der einzige fränkische Kaufmann, von dem wir wissen, daß er auch das Rothe Meer befahren habe, war der Florentiner Nicolo Conti, der aber diese Vergünstigung nur dem Umstande verdankte, daß er Renegat geworden war.

Somit wurde die Bewegung der indischen Waaren aus ihren Ursprungsländern bis Alexandrien, Damaskus, Täbris, und später sogar bis zu den syrischen Gestadeplätzen, von Asiaten, und zwar fast ausschließlich von den

Arabern, besorgt. Zur Zeit, als Karl d. Gr. sein Kaiserreich gründete und die abbasidischen Khalifen in Bagdad herrschten, hatten sich arabische Handelsgemeinden in Malabar, im malayischen Indien und selbst in dem chinesischen Hafenplatze Chanfu (das Gampu des Marco Polo, jetzt versandet; Br. 30° 28′, Länge 117° 47′ Paris) angesiedelt. Ein Aufstand, der in China ausbrach (878 n. Chr.) und mit dem Sturze der fremdenfreundlichen Thang-Dynastie endigte, zerriß diese glücklichen Verbindungen. Nicht nur waren vor dieser Zeit arabische Schiffe bis nach China gegangen, sondern chinesische Dschunken, die vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Straße von Singapur noch nicht überschritten hatten, sollen sich damals sogar um das Südhorn Vorder-Indiens bis in den Persischen Meerbusen gewagt und vor Syraf, einer jetzt verschollenen Stadt an der Küste von Laristan, ihre Frachten abgesetzt haben. Mit dem Jahre 878 aber gingen weder arabische Seeleute bis China, noch kreuzten Chinesen den bengalischen Meerbusen, sondern Schiffe und Waaren begegneten sich Mitte Wegs in einem Hafen Kalah, ein Ortsname, der sich noch nicht durch ein modernes Synonym hat befestigen lassen, der aber jedenfalls der Halbinsel Malakka angehört und wahrscheinlich westlich von der Singapur-Straße liegt.

Unter der fremdenfreundlichen Dynastie der Mongolen in China wurde der alte Verkehr wieder erneuert. Marco Polo selbst führte ja, wie wir aus der ersten Sammlung dieses Werkes wissen, eine Prinzessin aus dem Hause der Dschingiskhaniden mit einer chinesischen Flotte bis in den Persischen Meerbusen. Er erzählt uns auch, daß Kubilai-Khan (oder Kublai-Khan) ein Entdeckungsgeschwader nach der Insel Madagascar ausgeschickt habe. Chinesische Botschafter sollen nach den Versicherungen Makrizi's 1342 v. Chr. an den ägyptischen Hof nach Kairo sich begeben haben, und gelegentlich gingen im Jahre 1429 chinesische Kauffahrer, die in Aden keinen Absatz für ihre Waaren gefunden hatten, das Rothe Meer hinauf bis nach Dschidda, dem Hafenplatze von Mekka. In der Regel aber beschränkten die Chinafahrer ihr Reiseziel auf Calicut an der Malabarküste, einen Hafenort, den Marco Polo noch nicht erwähnt, den aber ein halbes Jahrhundert später Ibn Batuta unter die fünf größten Stapelplätze der Erde zählt, die er besucht hatte und der sehr rasch das ältere und nachbarliche Kollam (Columbo) verdunkelte. Das Abendland fühlte übrigens keine großen Bedürfnisse nach chinesischen Waaren, denn von den heutigen Stapelartikeln des Himmlischen Reiches, Thee und Seide, war der eine den Europäern noch unbekannt und wurde der andere theils im Süden unseres Welttheiles selbst gebaut, theils aus Syrien und von den persischen Gestaden des Kaspischen Meeres bezogen. Dagegen verdankte man ausschließlich den Chinesen den mongolischen Rhabarber, den echten Moschus und die Porzellangeschirre. Capmany hat in barcelonesischen Urkunden aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts schon das Porzellan erwähnt gefunden, und Marco Polo spricht von dem Porzellan wie von einer allbekannten Sache. Auch muß es schon im XII. Jahrhundert das Abendland erreicht haben, denn wenn auch die arabischen Berichte aus dem IX. Jahrhundert noch etwas geheimnißvoll davon sprechen, daß in China Thongeschirre erzeugt würden, durch deren Wände man eine Flüssigkeit hindurchschimmern sehen könne, so zählt doch schon Edrisi, der

am Hofe des normannischen Königs Roger II. um 1150 schrieb, das Porzellan unter die Einfuhrartikel Adens. Zu den Geschenken, welche der Doge Malepieri 1461 aus Kairo erhielt, gehörten auch zwölf Teller und acht Schalen aus Porzellan, wahrscheinlich vergoldet und gemalt, denn die Porzellanmalerei ist in China sehr alt. Fügen wir noch hinzu, daß, wenn die Porzellanbrennerei in der Zeit von 185 v. Chr. bis 87 n. Chr. erfunden worden ist, ihre höchste Blüte doch erst nach dem Ausspruch eines Kenners, Stanilas Julien, unter die Ming-Dynastie (1368—1647) fällt.

Die Chinesen haben erst sehr spät begonnen, die Molukken-Seen zu befahren. Es fragt sich daher, durch wen das Abendland mit den ostasiatischen Gewürzen, den Nelken und den Muskatnüssen versorgt wurde. Den Arabern waren die Ursprungsländer dieser beiden Erzeugnisse schon seit dem IX. Jahrh. bekannt; allein da erst gegen das Ende des XV. Jahrh. der Islam bis zu den Molukken vordrang, so muß sich der Handel mit Muskatnüssen und Gewürznägeln in den Händen der Javanen und Malayen befunden haben, welche letztere um 1280 von Sumatra auf die Halbinsel Malakka hinübersetzten und dort die Stadt gleichen Namens gründeten, nach Calicut der zweitgrößte Hafenplatz Süd-Asiens am Schluß des von uns geschilderten Zeitabschnittes. — In den Händen der von uns genannten Völker befand sich der morgenländische Verkehr, als im Jahre 1498 die Portugiesen in Indien erschienen, um ein volles Jahrhundert lang das Monopol der südasiatischen Erzeugnisse an sich zu reißen.

5. Die Handelsvölker des Mittelmeeres.

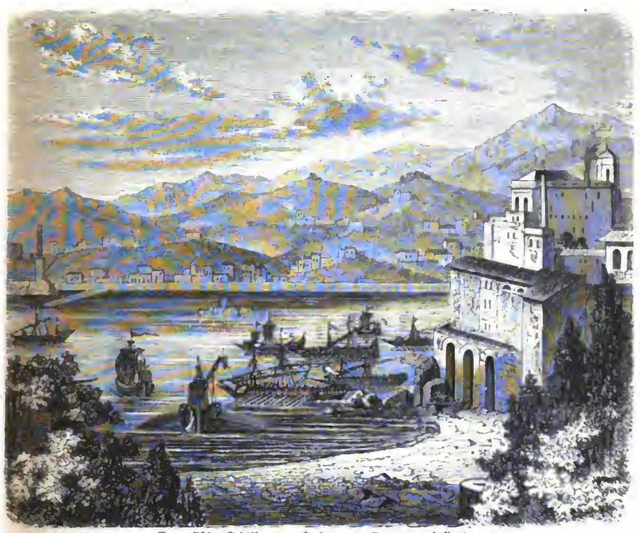
Die europäischen Handelsvölker, welche mit dem Morgenlande verkehrten, dürfen wir nur am Mittelmeere suchen, und unter diesen sind es wiederum die Italiener, welche in den Vordergrund traten. Zwar gehörte Marseille zu den Seestädten, die im frühesten Mittelalter blühten, und Südfranzosen waren während der Kreuzzüge zahlreich in den levantinischen Handelsplätzen anzutreffen, verschwinden jedoch nachher beinahe gänzlich bis zum Auftreten von Jacques Coeur, welches ausführlicher dargestellt werden soll. Weit mehr machten sich die Catalanen bemerklich, deren Seehandel sich jedoch erst am Anfang des XII. Jahrhunderts entwickeln konnte, nachdem zuvor die Balearischen Inseln den Sarazenen entrissen worden waren, die von dort aus Seeraub ungestraft verüben konnten. Die catalanische Flagge erreichte etwa um die Mitte des XIV. Jahrhunderts ihren Höhenpunkt und sank dann allmälig bis zum Jahre 1470, wo Barcelona schon zu den versandeten Häfen gehörte. Den Bewohnern des griechischen Kaiserreichs, dessen europäische Besitzungen Romanien genannt wurden, begegnen wir nicht unter den seefahrenden Völkern des Mittelmeeres; blieb es doch, wie wir bereits aus der ersten Sammlung wissen, Venetianern und Genuesen überlassen, die Märkte Konstantinopels mit südrussischem Getreide und mit Fischen aus dem Don zu versorgen. So war es denn vorzugsweise den Italienern beschieden, die Südufer des Mittelmeeres mit seinen Nordufern zu verbinden. Zu den Karolingerzeiten konnten sich noch unter den italienischen Seestädten Neapel, Gaëta und Amalfi bemerkbar machen.

Das letztere namentlich beschäftigte seine Handelsflotte mit Pilgerfrachten nach Palästina und führte auch den frühesten Kreuzfahrern auf Geschwadern Unterstützungen zu. Aber schon in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts, abwechselnd von den Normannen auf Sizilien und von den Pisanern bedrängt, wurde sein Wachsthum gestört und am Beginn des XIV. Jahrhunderts versandete sein Hafen gänzlich. Von kleinern italienischen Seemächten, die sehr spät und nur gelegentlich in den morgenländischen Handel eingriffen, sind noch Ancona und Florenz zu nennen. Das Auftreten beider war jedoch nur ein episodisches. Wenn man daher von den italienischen Seemächten im Mittelalter spricht, so sind darunter nur die Pisaner, Genuesen und Venetianer zu verstehen. So lange es galt, die Araber von den Inseln Corsica und Sardinien zu vertreiben, waren die Pisaner und Genuesen natürliche Bundesgenossen. Allein nachdem der gemeinsame Feind verdrängt worden war, entspannen sich auch die gegenseitigen Zwiste, und in der Seeschlacht bei der Insel Meloria am 6. August 1284 empfing die Republik Pisa von ihrer Nebenbuhlerin einen Stoß, von dem sie sich nie wieder völlig erholen konnte. Pisa blieb deswegen immer noch eine Handelsmacht und Pisaner besuchten auch im XIV. Jahrhundert den Pontus, wo mittelalterliche Karten im Asowschen Meer unweit der Donmündung einen Porto Pisano angeben. Im XIV. Jahrhundert tritt aber Pisa immer mehr in den Hintergrund, und die Erwähnungen der Anwesenheit von Pisanern in Alexandrien werden immer spärlicher.

So standen sich zuletzt nur noch Genua und Venedig gegenüber. So sehr man fehlgreifen würde, wenn man sich das Schwarze Meer den Genuesen zur Zeit des lateinischen Kaiserreiches von 1204—1261 verschlossen denken wollte, ebenso irrig wäre die Vermuthung, daß nach dem Sturze des lateinischen Kaiserreichs die Genuesen den Venetianern die Zugänge zum Pontus hätten verbieten dürfen. Die Fahrten beider nach ihren Töchterstädten in der Krim und am Don dauerten vor- wie nachher fort, aber es kam zu beständigen Reibungen. Im Jahre 1256 brach der erste Seekrieg zwischen Venedig und Genua aus, hundert Jahre später der letzte, der 1380 die Venetianer zu einem entschiedenen Sieg und zur Befestigung ihrer Uebermacht gelangen ließ, die Genuesen dagegen einem unaufhaltsamen Verfall entgegenführte.

Die Art, wie man damals den überseeischen Handel betrieb, unterschied sich völlig von der heutigen, insofern zur See noch nicht eine Theilung der Arbeit zwischen Krieg und Handel eingetreten war. Nachdem die Araber im VIII. Jahrhundert Nord-Afrika sich unterworfen und nach Spanien eingefallen waren, setzten sie sich auch auf den meisten Inseln des Mittelmeeres, auf Malta, Sizilien, Sardinien, Corsica, den Balearen, ja selbst an günstig gelegenen Küstenpunkten, wie bei Fraxinetum in der Grafschaft Nizza fest, um von dort aus den Seeraub zu betreiben; einmal liefen sie sogar in den Tiber hinein und beängstigten den Papst in Rom. Die völlige Säuberung des Mittelmeeres von sarazenischen Inselpiraten gelang erst im Laufe des XII. Jahrhunderts vollständig. Deswegen hörte die Gefahr vor Seeräubern niemals gänzlich auf, selbst nicht in solchen Meeren, wo sich die Araber nie gezeigt hatten. In Folge dessen verwilderten alle internationalen Beziehungen, so weit sie den Seehandel

betrafen. Wo nicht ganz besondere Verbriefungen zwei Nationen enger verbanden, galt jedes fremde Schiff für einen Feind und jedes gestrandete Fahrzeug für eine rechtmäßige Beute der Küstenbewohner, sobald es nicht eine besondere Vertragsbestimmung schützte. Noch jetzt leiden wir unter diesen vererbten Rohheiten, denn während zu Land die Kriege nur gegen die Streitkräfte des Gegners und nicht gegen das Eigenthum des Bürgers gerichtet werden, gelten die Feldzüge zur See fast ausschließlich dem bürgerlichen Eigenthum der kriegführenden Völker.



Genuesische Schiffe, den Hafen von Genua verlassend.

Die Rechtsunsicherheit zur See hatte im Mittelalter die Folge, daß Schiffe zu langen Fahrten nur kriegsgerüstet ausliefen und zwar selten allein, sondern karawanenartig zu Geschwadern vereinigt. So sendeten die Venetianer jährlich eine Galeerenflotte nach Flandern und zwei Mal Flotten nach Syrien, Aegypten und den Berberküsten. Es war ferner nothwendig, daß sie an den Orten, wo sie ihre Waaren gegen die Landeserzeugnisse umtauschen wollten, Niederlassungen gründeten. Es wird dies stets geschehen müssen, so lange der Handel noch nicht beständige, sondern nur periodische Umsätze hervorruft. Noch jetzt wird im Nigerdelta und an der ehemaligen Sklaven- und Goldküste der Palmölhandel auf ähnliche Weise betrieben. Agenten kaufen im Laufe des Jahres zusammen, was an kleinen Lieferungen eingeht, damit in den gesammelten Vorräthen die eintreffenden Schiffe eine genügende Ladung finden.

Die gleichen Bedürfnisse nöthigten die Italiener, an den Stapelplätzen, wo die morgenländischen Erzeugnisse zur Ausfuhr gelangten, entweder eigene

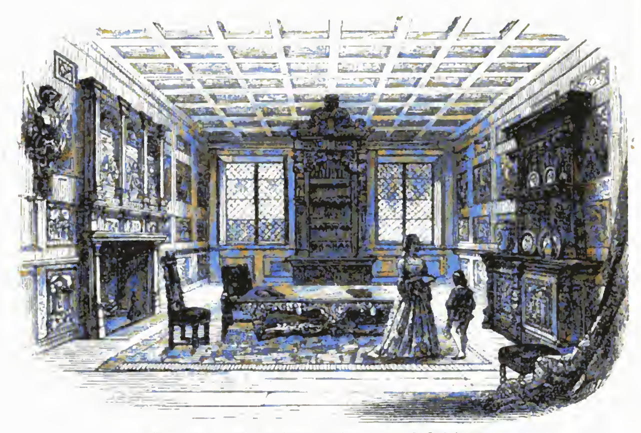
Städte zu gründen, wie Tana am Don, Porto Pisano am Asow'schen Meer und wahrscheinlich auch Sudak und Kaffa in der Krim; oder sie ließen sich als Lohn für ihre Kriegshülfe von den Kreuzfahrern Theile oder Quartiere von syrischen Städten verleihen, oder endlich sie kauften oder erwarben durch Vertrag von den Territorialherren Grundstücke zur Anlegung von Faktoreien. Jedenfalls besaßen die italienischen Handelsgemeinden eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden, nämlich eine oder mehrere Kirchen, ein Gerichtshaus, eine Kaufhalle, ein Schlachthaus, einen oder mehrere Backöfen, ein Bad, sowie Amtswohnungen, Häuser und Marktbuden, welche letztere zur Messezeit vermiethet wurden, die immer mit der Ankunft der Schiffskarawanen zusammenfiel. In Alexandrien bestanden diese Faktoreien oder Fondachi aus palastartigen Häusern mit gewölbten Waarenmagazinen im Erdgeschoß und Wohnungen für die Kaufleute im obern Stock. Im Viereck gebaut, umschlossen sie einen weiten Hofraum, in welchem Waaren aus- und umgeladen werden konnten. Die Umgebungen dieser Gebäude wurden mit tropischen Pflanzen geziert und zugleich Thiere menagerieartig gehegt. Bei Einbruch der Nacht wurden die Fondachi von der ägyptischen Polizei geschlossen, so daß niemand mehr aus- und eingehen konnte. Auch am Freitag, zur Zeit des Hauptgottesdienstes, mußten sich die Franken während zweier Tagesstunden in ihre Fondachi einsperren lassen. Verwaltet wurden solche Töchtergemeinden von einer Art Bürgermeister, den die Venetianer Bailo, die übrigen Italiener aber Konsul nannten, und den die Mutterstadt auf eine Reihe von Jahren nach den überseeischen Plätzen sendete. Waren günstige Verträge vorhanden, so besaßen die italienischen Kaufleute ihre eigene Gerichtsbarkeit, und es wurden die Streitsachen nach heimatlichem Rechte entschieden; doch mußte natürlich der Kläger stets das Forum des Beklagten aufsuchen. In den Städten, über welche die Mutterrepublik die volle Landeshoheit besaß, lag die Strafrechtspflege in den Händen des Konsuls, in andern Gemeinden war seine Befugniß nur auf Vergehen und geringere Verbrechen beschränkt. Auf fremden Territorien besaßen die angesiedelten Kaufleute Handelsverträge, welche die Ein- und Ausfuhrzölle und sonstigen Abgaben feststellten.

Zum Schluß wollen wir noch mit einigen Worten eines Florentiner Kaufmanns gedenken, der zwar keinen Namen von solchem historischen Glanze führt, als wie in seiner Heimatstadt die Bankhäuser der Pitti und Medici, der aber dafür zu der Klasse der gelehrten Kaufleute gezählt werden darf. Eben deswegen dürften sich für ihn die meisten Leser interessiren, da diese Sammlung von Lebensbeschreibungen „berühmter Kaufleute" wol meist in die Hände von gebildeten Kaufleuten fallen wird.

Wir meinen nämlich den oft genannten Francesco Balducci Pegolotti oder Pegoletti (vgl. Erste Sammlung S. 96), von dem wir freilich nicht viel mehr wissen, als was er uns selbst mitgetheilt hat. Glücklicherweise trieb er die Bescheidenheit nicht allzuweit, sondern hat sich überall, jedoch stets mit Anstand in Scene gesetzt. Balducci Pegolotti war Commis und Bevollmächtigter des Florentiner Bankhauses der Bardi. In ihren Aufträgen befand er sich 1315 in Antwerpen, 1317 in England, 1325 in Cypern, wo er einen günstigen Handelsvertrag für seine Firma abschloß, und 1336 in Lajazzo, wo

er von dem Könige Klein-Armeniens für die Firma Bardi eine vollständige Befreiung von allen Zöllen erwirkte. Man erinnere sich, daß damals ein Zweig des indischen Waarenzuges, der durch den Persischen Meerbusen über Täbris sich ergoß, seinen mediterraneischen Ausmündungspunkt bei Lajazzo erreichte. Die Vergünstigung, welche Balducci erwarb, erscheint uns daher von hoher Bedeutung, zumal die übrigen handeltreibenden Nationen 4 % bei der Ein- und ebensoviel bei der Ausfuhr zahlen mußten. Wahrscheinlich während seiner Anwesenheit in England hatte er mit der dortigen Krone Verbindungen angeknüpft, die für seine Firma verhängnißvoll werden sollten. (Vgl. Erste Sammlung S. 101 u. f.) Im Verein mit einem andern Florentiner Handelshaus, den Peruzzi, hatten nämlich die Bardi England ein Anlehen vorgestreckt, die Einen von 180,000, die Andern von 135,000 Mark Sterl. Da jede Mark damals so viel wie 4½ Goldgulden oder Dukaten betrug, so belief sich das Anlehen auf 1,365,000 Dukaten, eine großartige Summe nach mittelalterlichen Begriffen, da nicht nur die edeln Metalle einen fünf- oder sechsfach höhern Werth als gegenwärtig besaßen, sondern auch das Aufbringen von Kapitalien viel häufigeren Schicksalsschlägen unterlag als gegenwärtig, so daß viel seltener sich große Schätze in Einer Hand anhäufen konnten. 550,000 Goldgulden hatten jene beiden Häuser von florentinischen Bürgern aufgebracht, alles Uebrige aber aus eigenen Mitteln vorgestreckt. Nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war, erfolgte 1339 der Bankerott der beiden Bankhäuser. Die Bardi versprachen Anfangs ihren Gläubigern 9 Soldi und 3 Denari für die Lira zu ersetzen, vermochten aber später nur 6 Soldi, d. h. 30 Prozent aufzubringen, die Peruzzi zahlten sogar nur 4 Soldi oder 20 Prozent; alles Uebrige in englischen Obligationen. Die Bardi müssen übrigens später wieder zu Vermögen oder wenigstens zu Kredit gekommen sein, denn es gelang ihnen noch ein zweites Mal, im Jahre 1345, in Konkurs zu gerathen.

Unser Balducci nun verfaßte ein Handbuch für Kaufleute (Pratica della mercatura), worin er die an allen großen Handelsplätzen eingeführten Maße und Gewichte, die Valuten und ihre Werthe vergleicht. Er zählt dann die vorzüglichsten Handelsgüter auf, welche Umsatz fanden, und beschreibt einige Straßen, namentlich den Karawanenweg vom Don bis nach Peking. Er verzeichnet ferner die Zolltarife der verschiedenen Plätze, die Usancen des Wechselrechts, die Schnelligkeit der Couriere oder der „Postreiter", wie man ehemals sagte; er giebt einen eigenen Abschnitt über Waarenkunde und sogar einige Rezepte zur Ausscheidung der edlen Metalle. Wir sehen daraus, daß schon damals zum Berufe des Kaufmanns nicht unbedeutende Kenntnisse gehörten. — Haben wir an dem Beispiel der Bardi zu zeigen versucht, daß es auch damals nicht an fürstlichen Kaufherren (merchant-princes) fehlte und in ihrem Dienste das merkantile Genie Gelegenheit genug fand, sich auszuzeichnen, so sei uns jetzt erlaubt, noch einen andern Lebenslauf anzuschließen, der besser als jeder andere ein Sittengemälde jener Zeiten uns entrollt und durch seine dramatischen Wandlungen uns den Kaufmann im Vollgenuß der höchsten Macht und zugleich seinen Sturz vom tarpejischen Felsen zeigt.



Prunksaal eines französischen Reichen im XV. Jahrhundert.

6. Jacques Coeur.

(† 1456.)

Jacques Coeur wurde in Bourges im letzten Jahrzehnt des XIV. Jahrhunderts geboren. Eine genauere Zeitangabe hat sich bisher nicht ermitteln lassen, sondern beglaubigt ist allein, daß er im Jahre 1418 sich verheirathete. Seine Gemahlin, Macée de Léodepart, war die Tochter des Prévôt von Bourges, er selbst der Sohn eines wohlhabenden Pelzhändlers, beide also Patrizierkinder. Gehört auch Jacques Coeur nicht zu den Günstlingen des Glückes, die mit Nichts anfangen und sich dennoch zu Reichthum emporschwingen, war ihm vielmehr die sauere Mühe des ersten Ansammelns eines Vermögens erspart gewesen, so grenzte es doch an das Wunderbare, wie es sich unter seinen Händen beständig verdoppeln konnte. Wie ihm dies Anfangs geglückt sein mag, bedeckt das Dunkel der Geschichte. Wir erfahren nur, daß er seit 1427 in einen Gesellschaftsvertrag mit Ravout le Danois trat, welcher eine Münzfabrik betrieb, ein sehr schwunghaftes Geschäft in jenem Jahrhundert und zumal in Frankreich, wo die Münzen so oft ihren Werth wechselten. Ueber die Mittel, deren sich die beiden Geldschläger bedienten, giebt es allerlei zu denken, daß 1429 gegen Ravout le Danois die Anklage erhoben wurde, 300 Mark Silber mit einem geringeren als dem vorgeschriebenen Feingehalt ausgebracht zu haben, und er sich durch richterliches Urtheil eine Geldbuße deshalb zuzog. Entweder aber beurtheilte man solche Ungenauigkeiten bei den Münzschlägern nicht mit gleicher Strenge wie jetzt, oder andere Umstände mochten jenes Vergehen minder strafbar erscheinen lassen, gewiß ist, daß beide Gesellschafter sich nicht ihre Zukunft verscherzt hatten, denn die Krone schenkte dem Einen wie dem Andern später wiederum ihr Vertrauen und erhob sie abermals zu Münzmeistern.

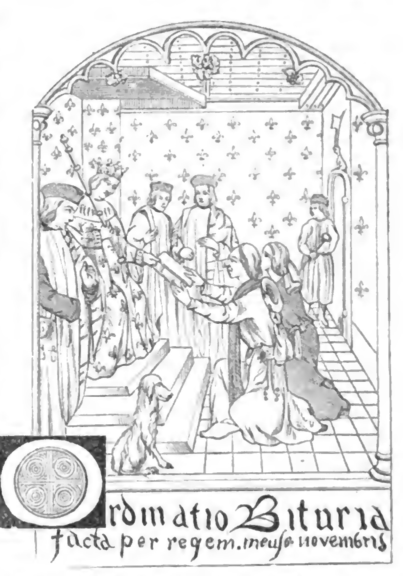
Erst im Jahre 1432 wird der Name Jacques Coeur von Neuem genannt und zwar von einem Pilger, der ihm in Damaskus begegnet war. Jene levantinische Reise scheint eine kaufmännische Auskundschaftung gewesen zu sein, denn bald nachher gründet Jacques Coeur ein Importgeschäft für indische Waaren in Montpellier. Warum er gerade diesen Platz erwählte, könnte einigermaßen befremden, denn man erwartet viel eher, daß er Marseille vorgezogen haben sollte. Marseille, welches in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Freistadt gewesen war und seltsamerweise damals auch dem norddeutschen Hansabunde angehört hatte, wie man in Julliany's Geschichte des Marseillaiser Handels finden wird, war seitdem an das Haus Anjou gefallen und wurde erst 1481 eine französische Stadt. Von den drei Mittelmeerhäfen, die Frankreich damals besaß, Narbonne, Aigues-Mortes und Montpellier, war der letztere immer noch am günstigsten gelegen, und deshalb scheint Jacques Coeur ihm damals noch den Vorzug gegeben zu haben. Neben seinem „indischen" Geschäfte betrieb er seit 1435 wieder eine Münzmeisterei in Bourges und verlegte sie im nächsten Jahre nach Paris, welche Stadt nach vierzehnjährigem Besitze den Engländern just im Jahre 1436 entrissen worden war. Vier Jahre später steigt unser Held zum Amte eines königlichen „Argentarius" auf. Selbst nach der Erklärung dieses Wortes im Glossarium von Ducange ist es schwer, dafür einen geläufigen und passenden Ausdruck aus unserer jetzigen Sprache zu finden, denn der französische Argentier schwebte in der Mitte zwischen einem Hofbanquier und einem Finanzminister. Seine Hauptsorge bestand in der Füllung der königlichen Kassen, seine nächste, sich wieder durch die Steuererheber für seine Vorschüsse entschädigen zu lassen. Gleichzeitig finden wir Jacques Coeur als Hoflieferant für Seidenwaaren, Sammt, Pelze und kostbare Waffenstücke thätig, sowie sich auch rasch seine Töchtergeschäfte vermehrten. Unter seinen neuen Filialen sollte aber sehr bald sein Haus in Marseille den ersten Platz behaupten. Es stand unter der Obhut des trefflichen Jean de Village, dem Coeur seine Nichte zur Ehe gegeben und wahrscheinlich sein Glück damit begründet hatte. Die Chroniken der damaligen Zeit behaupten, daß sich die Zahl der von ihm beschäftigten Commis auf 300 belaufen habe, doch lassen sie uns im Ungewissen darüber, ob schon damals oder erst zehn Jahre später der indische Handel die Veranlassung zu jener Geschäftsausdehnung geworden war. Immerhin sendete Coeur bereits seine Waaren nach Catalonien, und in der Zeit von 1444—1448 eröffnete er ihnen auch nach England einen Absatz. Gewiß greift man nicht fehl, wenn man in den Handelsgeschäften mit dem Morgenlande die Quelle sucht, welche das Vermögen des thätigen Kaufmanns so rasch vervielfältigte, denn wenn er auch jenen Geldgewinn wiederum zu einträglichen Kreditgeschäften mit der Krone benutzte, so mußte im Waarenhandel erst das erworben worden sein, was in zweiter Stelle als Kapitalanlage sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Jedenfalls hat Jacques Coeur seine Reichthümer nicht in den Bergwerken gefunden, deren er drei in der Nähe von Lyon besaß und wo auf Silber, Eisen, Schwefelkies, Kupfer und Bleierze gebaut wurde; denn als diese Gruben bald nachher an die Krone fielen, ergab sich, daß unter ihrer Verwaltung der Aufwand die Reinerträge überstieg.

Im Jahre 1447 erscheint uns Jacques Coeur im höchsten handelsgeschichtlichen Glanze, denn er trachtete danach, in unmittelbare Beziehungen zu Aegypten zu treten, welches, wie wir oben zeigten, den indischen Handel völlig beherrschte. Gelang ihm dies, so brauchten die Franzosen nicht mehr die Gewürze aus zweiter Hand von Genuesen und Venetianern, oder vertheuert aus den nordsyrischen Stapelplätzen zu beziehen, sondern holten sie sogleich aus Alexandrien nicht blos für den eigenen Bedarf, sondern auch zur Ausfuhr nach spanischen und englischen Märkten. Ein solches Unternehmen ließ sich aber viel leichter entwerfen, als ausführen. Zunächst hatte der Papst allein das Recht, einen Handel mit den Ungläubigen zu erlauben. Wenn aber auch der Papst leicht sich gewinnen ließ, wie wir bald sehen werden, und ebenso König Karl VII. ohne Zweifel die Vortheile für sein Land erfassen mußte, um nicht lebhaft einen solchen Versuch zu billigen, so durfte man doch auf Schwierigkeiten in Kairo gefaßt sein, denn von allen Franken waren die Franzosen wegen ihrer uralten Gelüste auf Aegypten dort verhaßt, und seit den Tagen Ludwig des Heiligen hatte kein Verkehr zwischen ihnen und den Sultanen in „Babylon" bestanden. Als geeigneten Unterhändler bezeichnete Jacques Coeur seinen Neffen, den Verstand des Marseiller Zweiggeschäftes, Jean de Village, der 1447 mit Vollmacht und Geschenken an den Sultan zum Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Frankreich und Aegypten abging. Glücklicherweise begriff man in Kairo, daß ein neuer Kunde auf den alexandrinischen Märkten nur willkommen sein könnte, und vergaß, daß vor zwei Jahrhunderten dieser Kunde bewaffnet am Delta des Nils gelandet war. So erreichte Jean de Village das Höchste, was sich erreichen ließ, nämlich eine Gleichstellung der Franzosen mit den meistbegünstigten Nationen. Im Jahre 1447 war freilich schon die Zeit abgelaufen, in der Frankreich zu einer mediterraneischen Handelsmacht hätte emporwachsen können, weil überhaupt das Mittelmeer als Verkehrsmittel des Welthandels nur noch fünfzig Jahre den höchsten Rang behaupten sollte. Aber Niemand konnte so etwas voraussetzen, und daher darf man von Jacques Coeur das Höchste aussprechen: daß er seinem Lande und seiner Nation den Pfad geöffnet habe, auf dem allein sich damals zur höchsten Handelsblüte gelangen ließ. Als Kuriosität müssen wir noch beifügen, daß Jean de Village für den König einige Gegengeschenke des Sultans heimbrachte, unter denen sich, wie bei einer ähnlichen Sendung an den Dogen von Venedig, ein Gläschen Balsam, etliche Porzellangeschirre, indische Gewürze und ein Centner Zucker befanden.

Schon seit 1444 war Jacques Coeur vom König zu verschiedenen diplomatischen Sendungen als Begleiter von andern Botschaftern benutzt worden. In jenem Jahre verweilte er in Genua, 1447 aber wurde er zu Amadeo von Savoyen, d. h. zum Gegenpapste Felix V. gesendet, um ihn zum Verzicht auf die Tiara und zur Beilegung der Kirchenspaltung zu bewegen. Die Unterhandlungen glückten, und es galt jetzt auch die Einwilligung des römischen Papstes, Eugen's IV., oder da dieser eben damals starb, Nikolaus' V. zu erwirken. Karl VII. gab der Gesandtschaft, die er nach Rom abfertigte, wiederum unsern Jacques Coeur bei, und als dieser im April 1448 die heilige Stadt erreicht hatte und dort erkrankt war, ließ ihn der Papst in den Palast St. Peter

bringen und ihn dort verpflegen. Die Botschafter erfüllten ihre Aufträge dem Wunsche des Königs gemäß, Jacques Coeur aber benutzte die Gelegenheit und ließ sich von Nikolaus V. das Privilegium, mit Aegypten Handel treiben zu dürfen, auf's Neue bestätigen.

Seit 1440 geadelt und bei Hofe in höchster Gunst, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch die Seinigen mit sich emporhob. Seinen Bruder Nikolaus hatte er durch seinen Einfluß zum Bischof von Luçon erwählen lassen. Seine älteste Tochter verheirathete er 1447 an Jacquelin Trousseau, Sohn des Vicomte de Bourges. Von seinen vier Söhnen blieben nur zwei weltlich, und Ravaut, der eine von ihnen, war nie verheirathet, wohl aber Geoffroy, der andere, mit dessen Sohne die absteigende männliche Linie des großen Handelsmannes bereits erlöschen sollte. Zwei andere Söhne, Henri und Jean, traten in den geistlichen Stand, und der Letztere wurde schon 1446 im Alter von 25 Jahren, in Bourges vom Kapitel zum Erzbischof gewählt. Mit Recht verzögerte der Papst die Bestätigung des allzu jugendlichen Prälaten bis zum September 1450, wo Jean seinen feierlichen Einzug in seine Vaterstadt hielt.



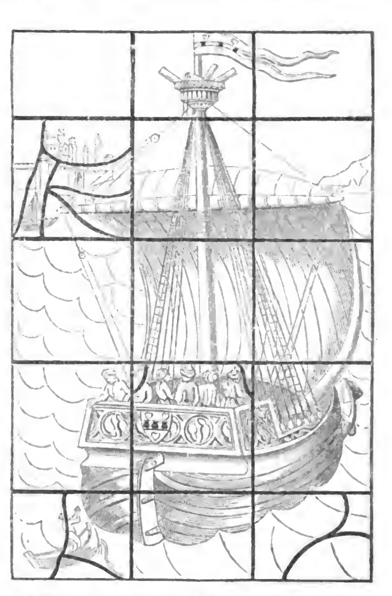
Karl VII. empfängt in der heil. Kapelle von Bourges die vom heil. Vater zurückkehrenden Gesandten. Nach einem Miniatur-Bilde des General-Archivs.

Damals hatte Jacques, der Vater, den Gipfel seines Glückes erreicht. Nie vor ihm, nie nach ihm, verfügte in Frankreich irgend ein Mann über größere Geldkräfte. Nach und nach hatte er mehr als zwanzig Schlösser, Herrschaften und Edelsitze erworben. In Paris besaß er zwei Häuser, in Lyon deren vier und zwei Paläste, ebenso hatte er Häuser zu Beaucaire (berühmt wegen seiner Messen), Béziers, Saint Pourçain, Marseille und Montpellier. In Bourges dagegen beschloß Jacques Coeur einen Prachtbau aufzurichten, wie er eines fürstlichen Kaufherrn würdig sein sollte. Er kaufte dazu die Ruinen eines gallo-römischen Tempelbaues in der Nähe und ließ aus seinen Trümmern in Bourges im Spitzbogenstyl einen Palast aufführen, von dem man, wie sich aus den Chroniken der damaligen Zeit ergiebt, in ganz Frankreich sprach, der noch jetzt zu den merkwürdigsten Bauten von Bourges gehört und sogar eine kunstgeschichtliche Bedeutung genießt, da er als Muster von späteren Nachahmern benutzt wurde.

Unter dem reichen Bildhauerschmuck dieses Gebäudes kehrt nicht nur das Familienwappen, ein sogenanntes redendes Wappen, nämlich drei Muschelschalen zwischen drei Herzen, sondern auch die Sinnsprüche des Erbauers wieder, darunter die schönen, aber herausfordernden Worte: a vaillans coeurs riens inpossible (was man entweder „Den Beherzten“ oder „Den wackeren Coeurs ist nichts unausführbar“ übersetzen kann). Ein anderer Spruch lautete: dire, faire, taire, womit etwa gesagt sein sollte: „auf das Wort die That, nach der That das Schweigen“. Endlich ein dritter: en bouche close nentre mousche oder: „Schließe den Mund, dann fliegt dir keine Mücke hinein“. Der Palast ward nach einer Inschrift im Juli 1450 äußerlich vollendet. Die innere Einrichtung jedoch sollte nie ganz vollständig werden, theilweise weil Jacques Coeur seine Habe vor seiner eigenen Gemahlin behüten lassen mußte, welche ihre Verschwendungen damit deckte, daß sie das Hausgeräthe heimlich verscheuderte. Vielleicht war dies auch der Grund, warum bei allen Reichthümern Jacques Coeur, so oft er eine große Tafel veranstaltete, die Küchengeräthe bei einem Zinngießer miethete. Bis zum Jahre 1450 hatte der Palast, so weit er damals vollendet war, 100,000 Ecus gekostet. Der Ecu, damals Kronenthaler geheißen, war ein Goldstück, dessen Nennwerth in der Zeit von 1437—1457 zwischen 25 und 27½ Sous schwankte. Die neueren französischen Nationalökonomen nehmen an, daß die edlen Metalle damals einen sechsfachen Tauschwerth wie heute besaßen, daß man unter andern sechsmal so viel Getreide, Fleisch, Leinewand, Tuch u. s. w. für 1 Pfd. Silber oder Gold in der Mitte des XV. Jahrhunderts kaufen konnte als gegenwärtig. Fügt man sich diesen Aussprüchen, so vertrat der Sou seinem Tauschwerth nach 2 Francs und das Livre 40 Francs des heutigen Geldes, der Ecu entsprach daher 10 heutigen Fünffrankenthalern, und der Palast des Jacques Coeur hätte also 5 Mill. Francs gekostet.

Alle Waarenniederlagen des großen Kaufmannes waren wohl gefüllt. Außerdem gehörten ihm nicht weniger als sieben Galeeren, die zwischen der Levante und den südfranzösischen Häfen liefen. An baarem Gelde allein nahmen sie zu einer Fahrt nach Alexandrien zwischen 16—20,000 Dukaten mit, eine kleine Summe in unsern Tagen, damals aber ganz sicherlich dem Werthe einer Grafschaft entsprechend. Wir bitten dies buchstäblich zu verstehen, denn der Kredit, den Jacques Coeur gewährte, entschied das Schicksal von Provinzen, wie wir an einem großen Beispiel noch zu zeigen haben. Als nämlich Karl VII. seine Regierung begonnen hatte und bevor durch das Auftreten der Jeanne d'Arc eine Wendung erfolgte, war er als König von Frankreich ein armer Schelm, denn die Engländer, die in Paris festsaßen, gaben ihm nicht mit Unrecht den Spottnamen „König von Bourges“. Aber bald gewann er ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab, bis die ermüdeten Gegner, um wieder zu Kräften zu gelangen, einen Waffenstillstand schlossen, der sich über mehrere Jahre erstreckte, bis um 1448 König Karl eine günstige Gelegenheit erspähte, die Fremden auch noch aus der Normandie hinauszuwerfen. Die Gelegenheit war allerdings vorhanden, ob man sie aber ausnutzen konnte, hing davon ab, daß man rasch das Geld für den Krieg auftrieb. Karl VII. wandte

sich also an seinen Argentarius, und dieser erwiederte ohne Zögern: „Sire, was ich besitze, gehört Ihnen". Jeder Patriot wird Jacques Coeur beneiden, daß er durch ein Wort seinem Vaterlande eine Provinz zurückgeben, sein Volk von einer Fremdherrschaft fast gänzlich erlösen konnte. Er streckte dem König 200,000 Ecus oder 250,000 Livres der damaligen Zeit vor. Da nun die Kroneinkünfte Frankreich's unter Karl VII. nur 2,300,000 Livres betrugen, jenes Anlehen daher sich auf ein Neuntel der französischen Jahreseinkünfte belief, so würde es nach den gegenwärtigen Finanzzuständen 200 Mill. Frcs. entsprechen. Da jedoch Karl VII. an Land und Volk nur den dritten Theil des jetzigen Kaiserreichs besaß, so kann das Darlehen des Jacques Coeur, als finanzielle That gewürdigt, nur mit einer Baarzahlung von 66 Mill. Frcs. in unsern Tagen verglichen werden. Wirklich wurde auch damals die Normandie den Briten entrissen, die im Jahre 1451 auf zwei feste Plätze eingeschränkt blieben. Welche Macht das baare Geld überhaupt in jenen Zeiten auszuüben vermochte, davon können wir uns jetzt nur schwer eine richtige Vorstellung bilden. Damals war Marie von Anjou, die Gemahlin Karl's VII., eine Königin von Frankreich, genöthigt, ihrem Kammerdiener (valet de chambre) eine kostbare Bibel zu verpfänden gegen eine Summe von 343 Livres 15 Sous tournois, und in den Büchern von Jacques Coeur fand sich 1440 Madame Aragonde von Frankreich, Tochter des Königs, mit 80 Livres parisis eingetragen, die ihr „zum Ankauf eines Kleides" vorgeschossen worden waren. Auch sonst waren in den Kreditbüchern des reichen Bürgers von Bourges gar manche vornehme Namen, wie der eines Biron und eines Grafen de Foix, aber noch öfter die von kleinen Hofbeamten zu finden, deren Schuldposten von ein paar tausend bis zu zehn Ecus schwankten. So sollte man fast meinen, daß ein Mann wie Jacques Coeur ganz Frankreich in der Tasche gehabt hätte. Und doch sind Geld und Geldeswerth armselige Dinge in Zeiten und Ländern, wo der bürgerlichen Gesellschaft ihr höchstes Kleinod fehlt, die Rechtssicherheit.



Schiff des Jacques Coeur. (Nach einem Glasgemälde im Museum von Bourges.)

Dies sollte Jacques Coeur durch seinen jähen Sturz erproben. Daß er durch das pilzartige Wachsthum seines Reichthums den Neid auf sich zog, war unvermeidlich gewesen. Er wurde aber auch von dem französischen Handelsstand durchgängig gehaßt, wie dies allen Inhabern von Monopolen stets widerfahren wird. Er allein hatte den Schlüssel der Levante in den Händen; wem er Kredit gab, war ein geborgener, wem er ihn entzog, ein vernichteter Mann. Als Emporkömmling blieb er stets den Aristokraten zuwider.

Den Leichtsinnigen, die ihr Vermögen zerrütteten, hatte er zu oft schon gegen hohe Zinsen geborgt und in seine Hand schon zu viele Edelsitze vereinigt. Selbst vom König nahm er 15—20 Prozent, und er müßte uns daher, an dem sittlichen Zollstab des XIX. Jahrhunderts gemessen, als ein Erzwucherer erscheinen, wenn diese Elle für das XV. Jahrhundert passen würde. Da ihm jedoch seine Zeitgenossen aus seinem Zinsfuß keinen Vorwurf gemacht haben, so sah man in jenen Tagen ebenso wenig ein Unrecht in solchen Darlehnsgeschäften wie wir, wenn Jemand in Frankfurt das österreichische Nationalanlehen zu 54 oder 55 kauft, also beinahe 10% Zinsen vom Kaiserstaat sich zahlen läßt.

Am 9. Februar 1449 war die schöne aber freche Agnes Sorel, die, wie so viele andere historische Personen, sehr wenig der Schiller'schen Theaterfigur ihres Namens glich, nachdem sie dem König zu seinen zwölf ehelichen Kindern noch drei Bastarde geboren, in ihrem vierten Wochenbette gestorben.

Man sprach von Vergiftung, und der König schien einen Verdacht gegen Ludwig XI., den damaligen Kronprinzen, zu hegen, welcher aus seinem Aergerniß an dem Lebenswandel seines Vaters kein Hehl gemacht hatte. Doch verstummte dies Gerücht wieder, um nach 18 Monaten von neuem aufzutauchen, diesmal aber gegen Jacques Coeur sich zu richten. Im Sommer 1451 befand sich das Hoflager in Taillebourg, und unser Held, der beim König verweilte, erhielt von diesem am 22. Juli als Gnadenzeichen eine Erhöhung seines Beamtengehaltes, so daß er darauf hin an seine Frau schreiben konnte „er stehe mit dem Könige auf so gutem Fuße wie jemals, allen umlaufenden Gerüchten zum Trotze“.

Plötzlich wurde er am 31. Juli 1451 am Hoflager verhaftet. Eine seiner aristokratischen Schuldnerinnen, Jeanne de Vendome, im Bündniß mit einem Italiener Namens Jacques Colonna, hatte den Argentarius angeklagt, die „schöne Agnes“ durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Die Angabe war schon deswegen sehr wenig glaubhaft, weil die Sorel auf ihrem Sterbebette Jacques Coeur zu einem der drei Vollstrecker ihres Testamentes erwählt hatte. Im späteren Laufe der Untersuchung wurde auch die Schuldlosigkeit des Verhafteten klar begründet und beide Angeber wegen Verleumdung verurtheilt, öffentliche Abbitte zu leisten. Ehe aber dieser Richterspruch reifte, hatten sich bereits andere Ankläger gemeldet, so daß bald noch sechs weitere Beschuldigungen vorlagen, über welche die Verhöre am 10. September 1451 begannen.

Zuerst wurde Jacques Coeur beschuldigt, Waffen nach den Sarazenenländern ausgeführt zu haben. Der Angeklagte wies aber nach, daß die Waffen, von denen die Zeugen sprachen, just die Geschenke des Königs an den Sultan betrafen, die sein Faktor Jean de Village überbracht hatte; außerdem legte er auch Bullen von Eugen IV. und Nikolaus V. vor, die ihm zu dem Levantehandel

die nothwendigen Indulten gewährten. Ferner wurde ihm vorgehalten, daß er baares Geld nach der Levante den königlichen Verboten zuwider ausgeführt habe, und ein Zeuge erzählte, daß man die Silberbarren in Rhodos umgeschmolzen, den üblichen Feingehalt aber durch Zusatz um acht Prozent verringert habe, so daß die arabischen Kaufleute in Alexandrien schworen, noch nie eine ähnliche Prellerei erlebt zu haben. Jacques Coeur konnte die Ausfuhr von Edelmetallen aus Frankreich, ohne welche sich überhaupt ein Handel mit der Levante nicht betreiben ließ, und die für alle Betheiligten ein öffentliches Geheimniß war, nicht leugnen, doch behauptete er, das Geld aus Deutschland und Lothringen, nicht aus Frankreich bezogen zu haben. Wenn man ihn ferner anklagte, daß er Leute zum Dienste auf seinen Galeeren gewaltsam gepreßt habe, unter andern einen deutschen Pilger, der sich aus Verzweiflung über seine Lage schließlich in's Meer gestürzt hatte, so zog der Angeklagte eine Ordonnanz Karl's VII. vom 22. Januar 1443 hervor, die ihn ermächtigte, beim Mangel an Schiffsvolk „Tagediebe, Landstreicher und andere Canaillen" (et autres cahyniniens) aufgreifen zu lassen. Weiter brachten seine Ankläger vor, daß sich einst in Alexandrien an Bord eines seiner Fahrzeuge ein Sklave gerettet hatte und nach Frankreich mitgenommen worden sei, wo Zeugen ihn die Kirchen besuchen und das Paternoster wie Ave Maria sprechen hörten. Auf Jacques Coeur's Befehl wurde dieser Mann den Mamluken wieder ausgeliefert, wozu der Großmeister von Rhodos und die im Orient angesiedelten Kaufleute dringend gerathen hatten, weil Repressalien sonst nicht ausgeblieben wären. Der Angeklagte behauptete, nicht gewußt zu haben, daß der Ausgelieferte ein Christ gewesen sei, übrigens berief er sich auf die Staatsverträge mit dem Sultan, welche eine Entführung ägyptischer Unterthanen ausdrücklich untersagt hatten. Der sechste und siebente Punkt der Anklage betraf die wucherische Höhe der Zinsen, welche der Angeschuldigte sich von der Krone hatte zahlen lassen, angebliche Bestechungen durch städtische Gemeinden, welche Jacques Coeur unter der vorgeschriebenen Höhe besteuert haben sollte, sowie Erpressung ungerechter Abgaben in Languedoc.



Jacques Coeur.
(Nach einem Gemälde in der Mairie von Bourges.)

In Bezug auf diese letzteren Anschuldigungen gesteht selbst Clément, der begeisterte Lebensschilderer unseres Helden, daß die Vertheidigung des Angeklagten etwas matt gelautet habe.

Da der Verfolgte zu keinem gutwilligen Geständniß zu bewegen war, wurde das Verhör am 23. März 1452 durch zweimaliges Befragen auf der Folter verschärft, um endlich nach fast zweijähriger Verschleppung am 29. Mai 1453 mit einem Urtel zu endigen, welches den Gefangenen aller Anklagen, mit einziger Ausnahme des Giftmordes, schuldig erkannte und ihn zur Strafe der Majestätsverbrecher, nämlich zum Tode verurtheilte, die ihm jedoch „in Gnaden" früherer Verdienste wegen nachgesehen wurde. Dagegen mußte er am 5. Juni 1453, also wenige Tage nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, vor dem Generalprokurator öffentlich „entblößten Hauptes, ohne Kappe und ohne Gürtel, knieend, in der Hand eine zehnpfündige Wachskerze", sein eignes Schuldbekenntniß sprechen und um Gnade bitten. Ferner verfügte das Urtel die Konfiskation über sein gesammtes Vermögen und seine Verbannung aus dem Lande, jedoch wie zum Hohne außerdem eine Zahlung von 100,000 Ecus „als Rückerstattung" und von 300,000 Ecus „als Buße" an den König, sowie die Verpflichtung, den ausgelieferten Sklaven oder einen andern Christen aus sarazenischer Gefangenschaft zurückzukaufen, endlich, daß der Verurtheilte bis zur Erfüllung dieser Vorschriften in Kerkerhaft zu verbleiben habe.

Wir brauchen nicht viel Worte zu verlieren, um diese grobe Justizgaukelei zu charakterisiren. Karl VII. bedurfte 1451 zur völligen Vertreibung der Engländer noch eine letzte Geldsumme und er schlachtete daher die Henne, die ihm bisher goldene Eier gelegt hatte. Wie man zu anderen Zeiten „des Reiches Kammerknechte" sich vollsaugen ließ wie einen trockenen Schwamm, um sie dann bei der nächsten Judenhetze auszudrücken, so erging es hier einem christlichen Kaufherrn. Schon dadurch wird das Verfahren gegen Jacques Coeur gerichtet, daß zuvor ein eigener Gerichtshof zusammengesetzt wurde, an dessen Spitze zwei erklärte Gegner des Angeklagten standen. Der eine von ihnen, Otto Castelani, hatte sich um die erst durch das Urtel zu erledigende Stelle eines Argentarius beworben, und dem andern, Antoine de Chabannes, Graf von Dammartin, schenkte der König die schönsten der Herrschaften, die Jacques Coeur entzogen werden sollten. Da die letztere Verfügung doch zu viel Aergerniß erregt hatte, wurden die Güter dem Grafen zum Schein wieder entzogen, um bei einer öffentlichen Versteigerung ihm wieder zugeschlagen zu werden, während der Kaufschilling vom König ihm geschenkt wurde.

Fünfmal hatte man Jacques Coeur aus einer Stadt in die andere und aus einem Kerker in den andern, zuletzt nach Poitiers geschleppt, als es ihm, man weiß nicht wann und von wo, gelang zu entspringen. Er kam jedoch nur nach Beaucaire, wurde dort erkannt und mußte sich in ein Franziskanerkloster retten, welches das Asylrecht besaß, das aber sogleich von Wächtern umstellt wurde. Ein freundlicher Mönch vermittelte indessen einen Briefwechsel mit dem Faktor Jean de Village in Marseille, der, treu seinem Schwiegeroheim, nach Tarascon eilte, dort in der Nacht mit einem Boote über den Rhône setzte und in der Morgendämmerung Jacques Coeur aus dem Kloster entführte.

Der Rückzug nach dem Boote endigte mit einem Gefechte, bei dem etliche der Wächter tödtlich von der bewaffneten Bande verwundet wurden, mit der Jean de Village seinen Streich ausgeführt hatte. Nach Tarascon übergesetzt, befanden sich Onkel und Neffe zwar auf provençalischem Boden, doch war für Beide selbst dort kein Bleiben mehr, sondern sie flüchteten über Nizza und Pisa eilig nach Rom. Jean de Village hatte als getreuer Verwalter die Galeeren und die Habe seines Onkels vor den französischen Prokuratoren rechtzeitig in Sicherheit gebracht und ebenso ließen die Marseiller Magistrate die Konfiskation von Coeur's Stadtgebäuden nicht zu. Auch sonst hatten viele Getreue ihm werthvolle Besitzthümer gerettet und heimlich zurückgegeben. Wenig kümmerte sich auch Papst Nikolaus V. um die entehrende Strafe, welche Jacques Coeur erlitten hatte, sondern empfing ihn mit ungeschwächter Huld; ja sein Nachfolger Calixtus III., der zur Vertreibung der Türken eine Flotte gerüstet hatte, übertrug den Oberbefehl über dieselbe an den französischen Flüchtling. Mit diesem Geschwader begab sich Jacques Coeur nach Rhodos und von dort nach Chios, wo er erkrankte und am 25. November 1456 verschied. In der Franziskanerkirche von Kastro auf Chios liegt er begraben. Nach seinem Tode trat für seine Erben eine mildere Stimmung ein. Jean de Village, dessen Familie wegen der von ihm begangenen Gebietsverletzung mittlerweile im Kerker geschmachtet hatte, erhielt Begnadigung, und den Söhnen Jacques Coeur's, die ebenfalls gerichtlich verfolgt worden waren, weil sie gegen die Konfiskation protestirt hatten, wurden etliche väterliche Vermögensstücke, unter andern der Stadtpalast in Bourges herausgegeben. Aber alles geschah nur auf dem Gnadenwege.

Preisen wir uns glücklich, daß vier Jahrhunderte uns vor Uebergriffen, wie sie zu den Zeiten Jacques Coeur's möglich waren, sichern; preisen wir uns noch glücklicher, daß unsere Geschichte einen ähnlichen Justizstreich nicht kennt, während bis auf die neuesten Zeiten die Souveräne Frankreichs von ihrer Gewalt zu Konfiskationen noch Gebrauch machen durften.

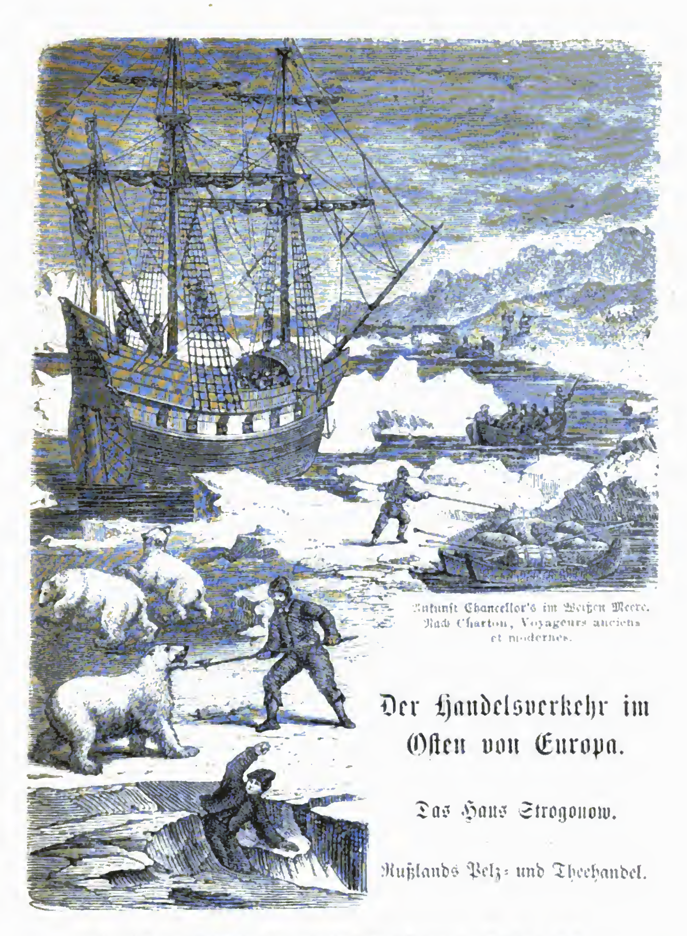
Um auch über die hier in Betracht kommenden Quellen einige Fingerzeige zu geben, fügen wir noch hinzu, daß Balducci nach hundert Jahren einen jüngern Nachfolger in dem Florentiner Giovanni Uzzano erhielt, der 1442 ebenfalls ein Handbuch für Kaufleute veröffentlichte, das aber an Ausführlichkeit dem andern nachsteht. (Vgl. I. Sammlung S. 96.) Außerdem besitzen wir über den mittelalterlichen Handel viele Aufschlüsse von fränkischen Reisenden, namentlich Pilgern, die in's heilige Land zogen, sowie bei den Geschichtschreibern des Mittelalters, die von Muratori gesammelt herausgegeben wurden. Ueber den venetianischen Handel insbesondere schrieb Marin seine Storia civile, über Genua Canale, über Florenz Pagnini, über Barcelona Capmany. Auf diese älteren Urkunden gestützt, verfaßte De Guignes seine Denkschrift über den französischen Handel in der Levante, entwarf L. Heeren seine Ideen über die Kreuzzüge und Depping seine Handelsgeschichte. Silvestre de Sacy veröffentlichte weitere Urkunden aus den genuesischen Archiven und Reinaud einzelne Verträge zwischen italienischen Handelsmächten und afrikanischen Fürsten. Den wichtigsten Inhalt

der urkundlichen Stoffe ordnete zu einem Bilde des mittelalterlichen Handels Wappäus als Einleitung zu seiner Geschichte Heinrich's des Seefahrers. Eine eigene Untersuchung über die italienischen Pflanzstädte am Schwarzen Meere besitzen wir von La Primaudaie, die aber kürzlich durch die französisch verfaßte Denkschrift eines Petersburger Gelehrten Philipp Bruun über die Kolonien in Gagarien weit überholt worden ist. In neuerer Zeit hat man auch die Angaben arabischer Geographen und Reisenden auszubeuten begonnen, nachdem der hohe Werth und die Verlässigkeit ihrer Angaben anerkannt worden war. In einer kleinen Arbeit des Verfassers über die Handelsgeschichte des Rothen Meeres (D. Vierteljahrsschrift 1855) war dies bereits versucht worden. Gegenwärtig aber finden wir in A. Sprenger's Post- und Reiserouten des Orients eine Uebersicht von Allem, was die arabische Literatur an Aufschlüssen über den asiatischen Verkehr bietet. Die Herausgabe von Urkunden aus dem venetianischen Archiv durch Tafel und Thomas bezeichnete einen neuen Fortschritt in der Kenntniß mittelalterlicher Handelsverhältnisse. Neue Aufschlüsse gewannen wir auch, als Friedrich Kunstmann in München vor mehreren Jahren eine Reihe von Abhandlungen über die mittelalterlichen Missionen nach Indien und China veröffentlichte, da sie doch in inniger Wechselwirkung zu dem Verkehr mit weltlichen Gütern standen. Endlich besitzen wir seit dem vorigen Jahre eine neue vortreffliche Ausgabe des Marco Polo von dem französischen Sinologen G. Pauthier, welche nur noch wenige Zweifel in der Erklärung des schwierigen Textes übrig läßt. Auch zwei vortreffliche Arbeiten von Flückiger über den Kampher- und den Moschushandel dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Sollte sich aber Jemand durch unsere flüchtige Skizze angeregt fühlen, den mittelalterlichen Handel nach Indien zum Gegenstand ausführlicher Erforschungen zu wählen, dem rathen wir sich zunächst in die zuverlässigen und die gegenwärtig vorhandenen Quellenschätze erschöpfenden Abhandlungen W. Heyd's über die italienischen Kolonien in Griechenland, in Syrien sowie Klein-Armenien, am Schwarzen Meere und in Aegypten zu vertiefen, welche in der Zeitschrift für Staatswissenschaft seit 1860 erschienen und bereits in's Italienische übersetzt worden sind. Einmal auf dieser Fährte, wird man überall die erforderlichen Nachweise finden, um zu den Quellen selbst hinaufzusteigen.

Oscar Peschel.



Französische Münzen unter Karl VII.



Ankunft Chancellor's im Weißen Meere. Nach Charton, Voyageurs anciens et modernes.

Der Handelsverkehr im Osten von Europa.

Das Haus Strogonow.

Rußlands Pelz- und Theehandel.

1. Das Erwachen der Handelsbeziehungen zwischen dem Westen und Osten Europa's.

Während im Süden und Westen Europa's Staaten blühten und vergingen, um neugestaltet wieder aus der Asche zu erstehen, als die Kultur und Civilisation schon festere Grundlagen gewonnen und der völkerverbindende Handel seine Segnungen über aufstrebende Länder ausgoß, lag Europa's Osten noch in der Dunkelheit der Barbarei. Dort hatte sich über die weiten, von großen Strömen durchzogenen Ebenen die gleich uns zum indo-germanischen Stamme gehörige

Nation der Slaven in einer großen Anzahl von Völkern und Stämmen niedergelassen, welche, allmälig sich dem Westen zuwendend, bereits zur Zeit der Völkerwanderung bis über die Elbe und Saale vordrangen und, vom Eismeer bis zur Halbinsel Morea sich ausbreitend, mehr als die Hälfte unsres Erdtheils besetzt hielten. Vorzugsweise ein ackerbautreibendes Volk, waren ihnen doch Künste und Gewerbe keineswegs fremd, und die eigenen Worte, welche sie für alle verschiedenen Zweige derselben besitzen, bezeugen uns zur Genüge, daß schon in den frühesten Zeiten, von denen heute keine schriftliche Quelle, wol aber die Sprachkunde und alte Gräber uns Kunde geben, auch bei ihnen die Anfänge einer Kultur vorhanden waren, die unter verhältnißmäßig ungünstigen Bedingungen jedoch nicht zu der gleichen Entwicklung gelangen konnte, wie bei den westeuropäischen Nationen. Namentlich ist hier hervorzuheben, daß die Slaven bis zum heutigen Tage ein wesentlich kontinentales Volk geblieben sind, dem der befruchtende Einfluß des Weltmeeres ziemlich fern blieb.

Indessen fehlt es auch bei ihnen in den frühesten Zeiten keineswegs an Lichtblicken. Auf der heutigen Insel Wollin entfaltete die Stadt Vineta oder Julin, wie wir aus der ersten Sammlung dieses Werkes wissen, jener vormals berühmte Centralsitz slavischen Handels, im X. Jahrhundert ihre reichste Blüte. Wie weit damals ihre Handelsbeziehungen reichten, davon zeugt die Menge altarabischer Münzen, die man dort ausgegraben. Jene Münzen rühren aus dem VIII., IX. und X. Jahrhundert her, d. i. aus dem Zeitalter der Abassiden (in Bagdad) und der Samaniden (in Samarkand). Das XI. Jahrhundert bezeichnete für Vineta's Glück und Macht einen Wendepunkt: es begannen die bösen Tage der dänischen Invasionen und Verheerungen. Vineta's Handel, Reichthum und Bedeutung erlitten dadurch einen um so empfindlicheren Stoß, als gleichzeitig auch im fernen Osten das Khalifat Bagdad zerfiel. Indeß erholte sich die Stadt im Laufe zweier Dezennien wieder, ja sie gedieh zu einer bemerkenswerthen Nachblüte. Adam von Bremen berichtet von ihr als Zeitgenosse (im XI. Jahrhundert) wörtlich: „Sie ist die größte aller (ihm persönlich bekannten) europäischen Städte, bewohnt von Slaven und daneben von anderen Nationen, theils griechischer, theils barbarischer Zunge; denn auch die Sachsen haben die Erlaubniß erhalten, sich dort niederzulassen, nur dürfen sie das Christenthum nicht zur Schau tragen, da die Einheimischen noch in den Irrthümern des Heidenthums befangen sind. Doch dieses abgerechnet, kann es kein milderes, gastlicheres, freundlicheres Volk geben, als das dortige. Reich an Handelsgütern aller nördlichen Nationen, vereinigt diese Stadt in sich alles Seltene und Angenehme." Sicher war Vineta damals schon die natürliche Handelspforte zum stammverwandten slavischen Osten. Allein die kurze Nachblüte wurde von den Dänen zerstört, die unter König Waldemar im Jahre 1172 die Herrlichkeit für immer vernichteten. Zur Ohnmacht und Verschollenheit verdammt, ragte Vineta fortan wie sein eigener Schatten aus dem herumliegenden Getrümmer, um welches die Sage rasch ihre üppigen Ranken flocht. Der pommersche Fischer, der im Kahne leise auf der glatten Fläche des klaren Meeres dahinzieht, will zuweilen tief unten auf dem Boden die alten Straßen und Häuser noch sehen.

Mit dem Pflug und dem Schwerte hatten die Deutschen unterdessen die ihnen entfrembeten Ostmarken bis zur Oder wiedererobert und den slavischen

Wellenandrang gestaut. Das Volk der Wenden ging unter, und germanische Staaten erhoben sich auf den von ihm bewohnten Stätten. An der Nord- und Ostsee (an letzterer die „wendischen Städte") entfaltete die deutsche Hansa ihre Blüte und dehnte ihre Handelsbeziehungen, in Vineta's Fußtapfen tretend, auch nach dem slavischen Osten aus (vergl. die erste Sammlung dieses Werkes, S. 195), wo sie namentlich mit Nowgorod in Verkehr trat.

Von Bulgaren gedrängt waren Slaven im VI. Jahrh. bis an den Wolchow hinaufgezogen, wo sie Nowgorod-Weliki d. h. Groß-Neustadt, oder, wie die Hansen sagten, „Naugarten" anlegten. Allein hier trafen sie auf die skandinavischen Waräger oder Wäringer vom Baltischen Meere, welche bald ihre Unterdrücker wurden.



Altnormannische Familie.

Diese, ein stolzes, kühnes, rauf- und raublustiges Volk, unterjochte die umwohnenden finnischen und slavischen Völker weit und breit; im IX. Jahrhundert bemächtigten sie sich der heutigen Gegenden von Reval, Petersburg und Olonez, wo sie auf ein stammverwandtes, nordisch-germanisches Volk, die Russen, stießen, deren Namen zuerst in diesem Jahrhundert auftaucht. Verschmolzen mit diesen, rückte 862 das warägisch-russische Volk unter seinem Fürsten Rurik und dessen Brüdern Sineus und Truwor in die slavische Republik Nowgorod ein, von deren Bewohnern sie herbeigerufen worden waren. Unter ihnen gelangte der Staat, welcher als Kern des heutigen Rußland anzu-

sehen ist, zu großem Aufschwung; dieser verlor jedoch, da die Bewohner in ihrer Mehrheit Slaven waren, bald seinen germanischen Charakter, und slavische Sitte und Sprache erhielten die Oberhand. Eine Glanzzeit kam für Nowgorod, als dort die Hansa ihre Niederlassungen und Kaufhöfe errichtete, von denen wir zuerst um 1229 sichere Nachrichten besitzen. Nowgorod wurde ein Stapelort des weströstlichen Handels, nahm zu an Bewohnern und konnte stolz von sich ausrufen: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod"! Zu derselben Zeit schloß die Hansa auf Gothland mit Abgeordneten des russischen Fürsten von Smolensk einen Vertrag über die Beilegung von Streitigkeiten ab, und viele deutsche Kaufleute, selbst aus den westfälischen Binnenstädten, zogen in eigener Person nach dem nordwestlichen Rußland, da sie es in jener Periode noch nicht wagen durften, ihre Waaren Fremden anzuvertrauen. Mit Rostocker, Danziger, Greifswalder u. s. w. Schiffen reisten Soester, Dortmunder, Braunschweiger Kaufleute nach Nowgorod und weit in's Innere nach dem Fürstenthum Smolensk, dessen gleichnamige Hauptstadt, welche mittels des Dnieprs mit Kiew und dem Schwarzen Meere verkehren konnte, die Vermittlerin des Handels zwischen den Ostseeländern und den Anwohnern des Schwarzen Meeres wurde. Auf solchen Wegen gelangten westfälische und niedersächsische Fabrikate, Wollenwaaren, Leinwand, Garn, Metallarbeiten, Bier und Rheinweine nach Rußland, wofür dieses Wachs, Felle, Leder, Pelzwerk, Talg — lauter Rohprodukte — zurückgab. Immer weitern Fuß faßte die deutsche Hansa und ihr Handel in Rußland; Witebsk, Plaskow, Alt-Ladoga wurden, weil sie Wasserverbindung hatten, mittels der Düna und Newa in die Beziehungen zum Westen Europa's gezogen; später, als Livland den Ordensrittern gehörte, wurde auch der Landweg eingeschlagen. Als aber Nowgorod im Jahre 1478 eine Beute des Großfürsten Iwan I. Wasiljewitsch und die Einwohner in's Innere versetzt wurden, empfand der norddeutsche Handel diesen Schlag schwer. Wir haben aus der I. Sammlung gesehen, wie die ausschließlichen Privilegien der Hanseaten verloren gingen und daß in Narwa, wo nun das Haupthandelsemporium (1532) hinverlegt wurde, auch Holländer und Engländer neben ihnen Theil am russischen Handel nahmen. So sah es im Nordwesten Rußlands aus, und auch der Südosten erlitt nach kurzer Handelsblüte eine schwere Störung.

Wie die Italiener vom Schwarzen und Asowischen Meere aus bis nach Peking hin Verbindungen unterhielten, ist bereits im vorhergehenden Abschnitt (S. 49 ff.) dargethan worden. Durch die Eroberung der Küstenländer durch Mongolen, Tataren und Türken wurden die Russen schließlich vom Seehandel ganz abgeschnitten und verschwanden für uns überhaupt, da seit dem Falle Konstantinopels (1453) der gesammte pontische Handel erstorben war, besonders seit die Osmanen ihre Herrschaft am Schwarzen Meere immer weiter ausbreiteten. Es bedurfte ganz neuer Anregungen, um Rußland mit Europa wieder in regelmäßige Verbindung zu bringen, und diese kamen von einer Gegend, von der man sie am wenigsten vermuthet hatte, nämlich aus dem äußersten Norden.

Den Anstoß dazu, daß Rußland wieder aufs Neue und zwar auf einem neuen Wege mit dem Westen Europa's in Handelsverbindungen trat, gab ein deutscher Edelmann, Sigismund von Herberstein aus Wippach in Kärnthen. Zwei Mal verweilte er als kaiserlicher Gesandter, 1517 sowie 1526, am Hofe

der moskowitischen Großfürsten, wo er weitreichende Erkundigungen über Land und Leute des bis dahin so wenig genau gekannten Rußland einzog. Die Frucht seiner Studien war die erste neuere Karte des großen Reiches, auf der auch Theile West-Asiens erscheinen und der Fluß Ob in einem See in der Nähe Pekings entspringt. Damals waren die Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu finden, gescheitert, und Herberstein's Karte, die im Oblaufe den direkten Weg nach Katai, d. h. China zeigte, gab nun die Richtung an, auf welcher man vorgehen müsse. Also in nordöstlicher Richtung, längs der Küste Lapplands, wollte man vordringen, und das Volk, welches hier zuerst bahnbrechend auftrat, war das britische. England suchte neue Absatzwege für seine Erzeugnisse, die damals — in der Mitte des XVI. Jahrhunderts — nur zu sehr gedrückten Preisen auf den kontinentalen Märkten anzubringen waren, wo doch, in Folge der Einströmung edler Metalle aus Amerika, der Geldwerth aller Güter gestiegen war. So stiftete man denn 1553 zu London eine moskowitische Handelscompagnie zur Ermittelung neuer überseeischer Abzugswege für die einheimischen Ausfuhren, welche erst am 6. Februar 1555 auch von der Regierung bestätigt wurde. Doch schon am 10. Mai 1553 lichteten drei kleine Schiffe auf der Themse die Anker, um die nordöstliche Passage aufzufinden. Am Nordkap wurde durch einen mächtigen Sturm eines derselben von den andern getrennt, die unter dem Befehle Sir Hugh Willoughby's ihre Reise weiter fortsetzten und wahrscheinlich Nowaja Semlja erreichten. Das Eis wehrte hier jedes weitere Vordringen und zwang die Schiffe zur Umkehr nach den öden Küsten des russischen Lapplands, wo nach zwei Jahren russische Fischer die Leichen Willoughby's und der ganzen Mannschaft fanden, die dort vor Kälte und Hunger umgekommen waren. Das dritte, von ihnen getrennte Schiff unter Richard Chancellor's Befehl kam in seinem nördlichen Laufe, wie der Bericht sagt, „in eine unbekannte Gegend der Welt und so weit, daß endlich gar keine Nacht mehr war, sondern immer Helle und Sonnenschein über der mächtigen See“. Man gelangte in's Weiße Meer und bei der Mündung der Dwina zu einem Kloster an der Stelle, wo jetzt die Stadt Archangel steht. Die Fischerbevölkerung empfing die Nordlandfahrer ungemein freundlich, reichte ihnen Salz und Brot nach slavischer Sitte und klärte sie darüber auf, daß sie sich auf moskowitischem Grund und Boden befänden. Chancellor dachte nun nicht weiter an China und Indien, sondern bat um die Erlaubniß, Moskau besuchen zu dürfen, wo er beim Großfürsten Iwan II. Wasiljewitsch gute Aufnahme fand und Verbindungen anknüpfte, die als der erste Anfang eines geregelten Handelsverkehrs zwischen England und Rußland anzusehen sind. Nichts konnte für beide Völker günstiger sein als dieses Ereigniß. Die Russen, welche erst vor Kurzem an die Küsten des Eismeers vorgedrungen waren, sahen nun, daß dasselbe einen Ausweg habe, auf dem sie ihre Produkte absetzen konnten, wofür die Engländer wieder im Austausch ihre eigenen Erzeugnisse dorthin brachten. Eine englische Faktorei wurde gegründet, und ein britischer Konsul entfaltete hier zum ersten Male auf russischem Boden seine Flagge. Da gleichzeitig (1552) Astrachan dem Großfürsten in die Hände gefallen und der alte Ueberlandweg nach dem Morgenlande hierdurch wieder eröffnet wurde, vermittelte nun die englische Faktorei an der Dwinamündung den Handel über Moskau nach Persien und Ostindien.

Der sich immer lebhafter entwickelnde Verkehr, dem die russischen Großfürsten ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten, veranlaßte 1584 die Erbauung eines Forts an der Nikolausbucht des Weißen Meeres und der sich dabei erhebende Ort wurde nach dem dabei befindlichen Kloster des Erzengels (archangelus) Michael nun Archangelsk genannt. Noch heute blüht die 35,000 Einwohner zählende, unter 64 1/2° nördl. Br. gelegene Stadt, die 120 Jahre lang der einzige Seehafen Rußlands und der einzige Stapelplatz für die Ausfuhr russischer Produkte und die Einfuhr europäischer Waaren und Kulturgegenstände in das Moskowiterreich war, bis Peter der Große die nach ihm benannte Hauptstadt des Zarenreiches gründete, welche allerdings den Handel in andere Bahnen lenkte.

Von ihrer Faktorei in Archangelsk aus besuchten die Engländer die Hauptmärkte im Innern Rußlands, namentlich Moskau, und kauften dort die bekannten russischen Artikel: Häute, Leder, Hanf, Flachs, Tauwerk, Thran, Pech, Theer u. s. w. gegen Tücher, seidene und baumwollene Zeuge, Zucker, Papier, Kupfer, Zinn und Blei ein. Das Land selbst brachte nichts hervor als die genannten landwirthschaftlichen Rohprodukte, die Gewerbthätigkeit stand auf der niedrigsten Stufe und von Kunstfleiß war gar keine Rede. Einzelne von den Großfürsten herbeigezogene deutsche Handwerker wirkten allerdings wohlthätig, doch im Allgemeinen blieb das europäische Rußland abgesehen von dem quantitativen Aufschwunge der Ausfuhr stationär, bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts mit Peter dem Großen eine neue Aera sich geltend machte und die schlummernden Kräfte allmälig in Bewegung kamen.

Ein Ereigniß fällt indessen noch in die Zeit vor Peter dem Großen, welches für den russischen Handel von außerordentlicher Wichtigkeit ward, der Geschichte und Politik des Zarenreiches aber für Jahrhunderte hinaus die Bahnen vorschrieb, in denen sie zu wandeln hätten. Wir meinen die Eroberung Sibiriens.

Vom Höhenrücken des Ural, der eine Scheide zwischen Europa und Asien bildet, bis zur Behringsstraße, die Asien wiederum von Amerika trennt, erstreckt sich das ungeheure Gebiet dieses Landes, mit dem sich kein anderes unserer Erde an Größe messen kann. Wie groß es eigentlich ist, darüber läßt sich mit Sicherheit nur wenig feststellen, denn seine nördliche Grenze liegt im eiserstarrten Polarozean und die südliche rückt elastisch unaufhaltsam nach dem Kerne Inner-Asiens, nach Tibet und Afghanistan vor; über 263,000 deutsche Quadratmeilen ist das geringste, was man für dieses „asiatische Rußland" annehmen darf, in dem z. B. die Vereinigten Staaten bequem Platz finden, wobei für Deutschland, Italien und Frankreich nebenbei auch noch ein Paar Winkel abfallen. Zur Zeit als die Russen in dieses Land einrückten, mag es so gut wie todt erschienen sein, denn jetzt nach Verlauf von 300 Jahren, während deren Rußland viel für Sibirien gethan, zählt dieses kaum soviel Einwohner als das Königreich Bayern, nämlich nur 4 3/4 Millionen Menschen. Und auch diese kärgliche Bewohnermenge ist sehr ungleich vertheilt: größtentheils aus Russen und Mongolen bestehend, siedelt sie namentlich längs der Hauptstraßen, der Ströme und im milderen Süden und Westen, den Norden und Osten fast ganz frei lassend. Alles, was mit diesem Lande verknüpft war, erschien grauenhaft und abschreckend: ewiger Schnee, so stellte man sich vor, deckte den Boden, den die eisige Kälte nicht zum Aufthauen gelangen ließ, und auf der weiten öden Tundra, den moosüberzogenen

Heidestrecken mit schwankendem Grunde, zeigte sich höchstens im Sommer von Millionen blutgieriger Stechmücken verfolgt, das scheue Rennthier in gewaltigen Herden. Nomadisirend zieht die wilde eingeborene Bevölkerung, der Samojede, Jakute, Tunguse, der Tschuktsche, Jukagire und Koriäke von Ort zu Ort, bald hier, bald da seine Jurte im Schnee aufschlagend, mit Hunde- oder Rennthierschlitten über die weite Fläche dahineilend. Aber nicht alle Gegenden des ausgedehnten Landes sind von der Natur gleich stiefmütterlich behandelt worden. Im Süden und Südwesten finden wir fruchtbare, reiche Ländereien mit fast italienischem Klima, die ganz dazu geeignet sind, dereinst eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, wenn sie erst von fleißigen Bewohnern besiedelt sind. Dort gedeiht das Korn, dort ließe sich die Viehzucht verhundertfachen und selbst das Klima würde sich mildern, wenn erst der Fleiß des Landmanns die wilde Natur gebändigt hätte.

Aber abgesehen von den Produkten der Landwirthschaft, die theilweise auf den Riesenströmen des Landes zur Sommerzeit verschifft werden können, bietet Sibirien noch viel. Außer dem Ural, dem Grenzwalle, bergen der Altaï, die nertschinskischen Gebirge und der großentheils gefrorene Boden der Taiga nicht minder eine Fülle werthvoller Metalle und Edelgesteine; Gold, Platina, Eisen, Graphit, Blei, Kupfer und Silber werden in unerschöpflicher Menge gewonnen. Sie gehören zu den wichtigsten Erzeugnissen des Landes und sollen in einem der folgenden Abschnitte ausführlich besprochen werden. Allein sie waren es nicht, die den Russen zuerst weiter nach Osten lockten und ihn das Land erobern ließen; der Grund war ein scheinbar geringerer: ein Thier nicht größer als unser Marder, der Zobel, führte einen kühnen Räuber mit einer Schar Spießgesellen über den Ural, und wenige Jahre vergingen, so legte er, wie einst Cortez Karl V., seinem Zaren ein mächtiges Reich zu Füßen, das er im Sturme erobert hatte.



Russische Schiffer und Bauern.



Aufnahme der Nordfahrer bei den Moskowitern.

2. Die Strogonow und die Eroberung Sibiriens.

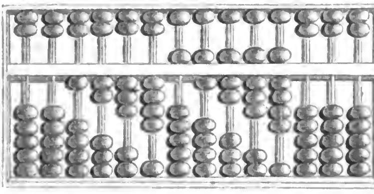
Im Kreml zu Moskau, auf dem Throne der russischen Großfürsten saß in der Mitte des XVI. Jahrhunderts Iwan II. Wasiljewitsch, der zweite unter Rußlands Herrschern, welcher den Titel Zar führte. Unter ihm, dessen Name nur in Verbindung mit den Beiworten „grausam" oder „schrecklich" genannt wird, befestigte sich das heutige Rußland und warf die letzten Reste der Mongolenherrschaft zu Boden. Mehr als alle seine Vorgänger that aber dieser thatkräftige, wiewol blutgierige Tyrann für die Beförderung der Civilisation seines halbwilden Volkes. Er war es, der deutschen Gelehrten, Künstlern und Handwerkern den Weg nach Rußland zeigte und sie zu dessen Segen herbeirief, eine That, in welcher ihm fast alle Zaren, die im Kreml und an der Newa thronten, bis herab auf Alexander II. gefolgt sind, wol einsehend, daß nur von seinen westlichen Nachbarn Rußland auf die Bahnen abendländischer Kultur zu leiten sei. Unter Iwan wurde die erste Buchdruckerei in Rußland angelegt und, wie wir gesehen haben, fügte es ein glücklicher Zufall, daß unter seiner Regierung der Handel mit England zur Blüte gelangte. Wurde er solchergestalt ein Vorläufer seines großen Nachfolgers Peter, so suchte er auch gleich diesem sein Reich zu erweitern, was ihm auch mit Hülfe der Strelitzen, des von ihm gegründeten ersten stehenden Heeres in Rußland, gelang, namentlich gegen Osten hin, wo mongolische Khanate bis tief in das heutige Rußland hineinreichten. Am mittleren Laufe der Wolga und längs ihrem Nebenflusse Kama, da wo heute sich die

Gouvernements Kasan, Wiatka, Ufa, Simbirsk und Pensa ausdehnen, lag das tatarische (mongolische) Khanat Kasan, das seit 1438 vom Geschlechte der Scheibaniden regiert wurde. Gegen dieses zunächst zog im Jahre 1552 Iwan, und nach kurzem Kampfe fiel der letzte mongolische Hort. Das griechische Kreuz triumphirte über den Halbmond und Kirchen erhoben sich an Stelle der Moscheen; das Volk aber, welches jene Gegenden bewohnt, ist heutzutage nur zum kleinsten Theile slavisch. Die mongolische Art schlägt in Gesichtszügen und Sprache noch immer mächtig durch. Zwei Jahre darauf fiel auch Astrachan an der Wolgamündung, und russische Boote wagten sich hinaus auf das Kaspische Meer, den größten Binnensee Asiens.

Noch ein Jahrhundert vor diesen Eroberungen war ein Tataren-Häuptling, ein Mursa der goldenen Horde, zu den Russen übergegangen. Er hatte sich taufen lassen und empfing den christlichen Namen Spiridion. Hoch oben im Norden, fast an der äußersten Grenze der russischen Macht, da wo die Witschegda in die Dwina fällt, siedelte sich der ehemalige Mongolenfürst an, gründete die Ortschaft Solwytschegorsk und begann sich durch einen schwunghaft betriebenen Pelzhandel Reichthümer zu sammeln. In ihm muß ganz der intensive Handelsgeist gelebt haben, den wir noch heute an den Chinesen bewundern. Es ist keine Frage, daß der Neubekehrte in geistiger Hinsicht weit über denjenigen stand, die ihn bekehrt hatten. Ueber Rußland leuchtete damals kaum ein Strahl der Civilisation; wüste Barbarei und Wissensarmuth charakterisirten Land und Volk, dem gegenüber die oft geschmähten Anhänger des Koran als civilisirt erscheinen mußten.

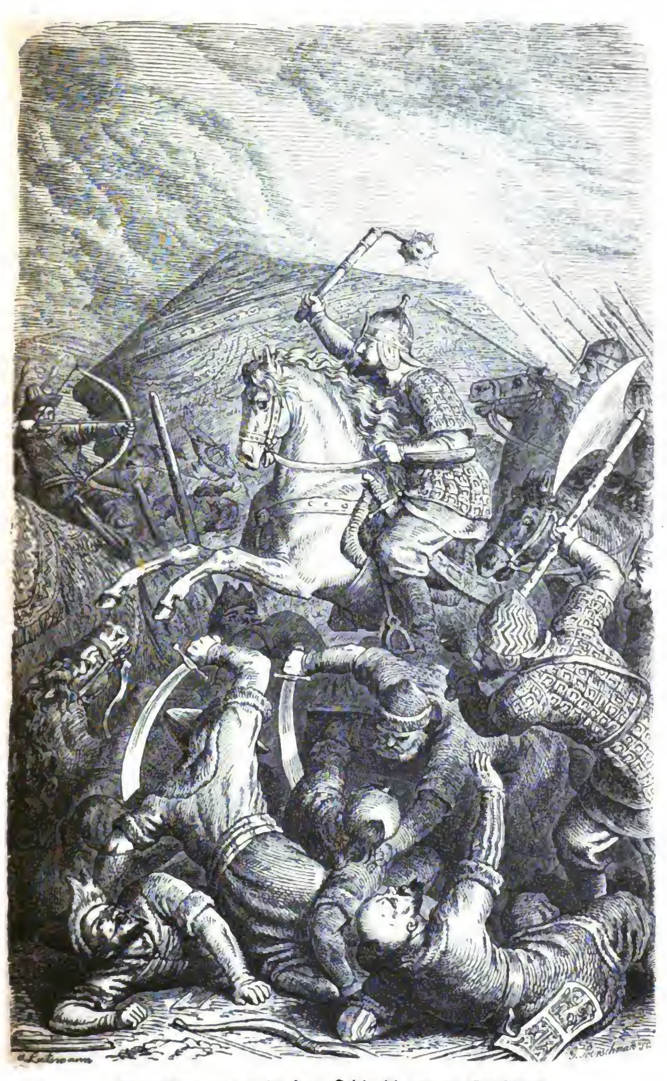
So konnte der Mongole rechnen, der Russe aber nicht, und indem Spiridion damals das Rechenbret einführte, das der gemeine Mann in Rußland wie in China noch heute benutzt, erwarb er sich entschiedene Verdienste um den Verkehr im Volke. Auf den Messen und Jahrmärkten sieht man den russischen Händler noch jetzt mit dem flachen, länglichen, hölzernen Kästchen vor sich sitzen, welches durch ein querlaufendes Stück Holz in zwei ungleiche Abtheilungen zerlegt ist, in deren größerer auf metallenen Querstäben je fünf, in der kleineren je zwei hölzerne Kugeln aufgereiht hängen. Jeder Stab bildet mit den auf demselben gereihten sieben Kugeln eine einzige Reihe und in jeder dieser Reihen ist eine Kugel der kleineren Abtheilung an Zahlenwerth den fünf ihr entsprechenden Kugeln der größern Abtheilung gleich, während überhaupt jede Reihe einen zehnmal größern oder geringern Werth vorstellt als die beiden ihr zunächst stehenden. Will man nun eine Rechnung ausführen, so legt man das Rechenbret quer vor sich hin, indem man die größere Abtheilung gegen sich kehrt, stößt die Kugeln beider Abtheilungen in die Ränder des Rahmens und schiebt sie darauf, je nachdem der Gang der Rechnung es fordert, in die Mitte, gegen die Scheidewand, oder zieht sie wieder zurück. Um 1, 2, 3, 4 zu legen, muß man die entsprechende Anzahl Kugeln in der größern Abtheilung vor sich schieben, um 5 auszudrücken, eine Kugel der kleinern an sich ziehen, und da 6, 7, 8, 9 aus der Verbindung von 5 mit 1, 2, 3, 4 entstehen, so muß man, um diese zu legen, zu einer Kugel der kleineren Abtheilung die entsprechende Kugelzahl der größeren Abtheilung heranrücken; die Zehner werden durch die Kugeln des nächstfolgenden Stabes zur Linken vorgestellt, nach ihnen die Hunderte u. s. w.

Wie ein Wunderwerk staunten die Russen diese Maschine an, aber mit der den Slaven eigenen Gelehrigkeit und schnellen Auffassungsgabe machten sie sich bald die Kunst des Tataren zu eigen und verpflanzten sie auf Kind und Kindeskind. Als Spiridion sich einige Gehülfen herangezogen hatte, gründete er verschiedene Handelsposten längs der Dwina und Witschegda, drang an letzterem Flusse nach Osten zu vor bis in die Gegend des heutigen Ust Syssolsk, legte Salzsiedereien an, aus denen er guten Gewinn zog und kam schließlich, immer weiter auf seinen Handelszügen nach Osten strebend, bis zu den Quellen der Kama, ja zum Ural, den er überstieg, um im Osten des hohen Katschkanar hinab zu steigen in das Thal der Tura, die schon auf sibirischem Boden fließend, ihre kalten Gewässer dem Irtysch zuwälzt.


Chinesisches Rechenbret.

Spiridion wurde der Pionnier des russischen Pelzhandels; denn wie später in der Neuen Welt unser Landsmann Astor (man vergleiche die erste Sammlung des Buches berühmter Kaufleute, Seite 469—488) über die Felsengebirge Nord-Amerikas hinüberstieg und aus dem Gebiete des Fraserflusses kostbares Pelzwerk holte, so zog der christliche Tatare in die Schluchten des Ural und darüber hinaus, um unter Mühen und Gefahren, aber vom Gewinne gelockt, der Vorläufer jenes Pelzhandels zu werden, der lange Zeit, bis ihm in der Hudsons-Bay-Compagnie ein mächtiger Rival entstand, einen guten Theil der Welt beherrschte. Aber jenseit des hohen Landrückens lauerte der Feind, dort erhoben sich die ehemaligen Glaubens- und Stammesgenossen gegen den immer reicher werdenden Pelzhändler. Auf einem seiner Entdeckungszüge fiel er ihnen in die Hände und verlor Beute und Leben. Die immer geschäftige Sage, die gern an Aeußerlichkeiten anknüpft, bemächtigte sich auch dieses Falles und berichtet, daß Spiridion mit einer Art Hobel von seinen Feinden bei lebendigem Leibe zu Tode gehobelt worden sei, und von dieser barbarischen Handlung erhielten seine Nachkommen den Namen Strogonow, was aus dem russischen Worte für Hobel abgeleitet sein soll.

Mit dem Leben des Gründers seines Hauses erlosch aber keineswegs dessen thatkräftiger Geist; was jener begonnen, die Erben setzten es in seinem Sinne fort, vergrößerten es und gelangten zu Würden und Ansehen, wie neben ihnen nur noch wenige andere russische Familien. Der Sohn trat in die Fußtapfen des Vaters und Anika Strogonow setzte sich, von dem Großfürsten Iwan I. Wasiljewitsch unterstützt, zu Beginn des XVI. Jahrhunderts immer mehr an der Kama und ihrem vom Ural herabströmenden Nebenflusse Tschussowaja fest, wo er zahlreiche Russen-Familien ansiedelte, Salzwerke ausbeutete, den Pelzhandel noch schwunghafter betrieb und von dem Großfürsten schließlich jene weiten Domänen zum Lehen mit dem Rechte der Nachfolge für seine Söhne erhielt. Diese, drei an der Zahl, waren es, welche auf das kräftige Fundament den groß-



Die Strogonow in der Schlacht gegen Kutschum.
(Eroberung von Sibirien durch Jermak.)

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

artigen Riesenbau setzten, als dessen Krönung die Eroberung des größten Landes der Erde angesehen werden muß. Wieder einmal zeigt sich hier der Handel in seiner Allgewalt als Bahnbrecher und Kulturträger, um den Anstoß zur Verbreitung abendländischen Wesens über einen halben Erdtheil zu geben, dem viel naturgemäßer von den Kulturvölkern im südlichen Asien die Segnungen höherer Gesittung zugeführt worden wären. Allein die Chinesen kannten den asiatischen Norden kaum; setzten sie doch bis ins Ende des XVII. Jahrhunderts auf ihren Karten das Eismeer fast an den Fuß der großen Mauer!

Die drei Söhne Anika's hießen Jakow, Grigory und Semen Anikitsch Strogonow. Zar Iwan II. Wasiljewitsch, der ihre Tüchtigkeit zu schätzen und die Schutzmauer, die sie gegen Osten hin bildeten, zu würdigen wußte, ertheilte ihnen neue Privilegien, auf Grund deren sie nun befestigte Dörfer, sogenannte Ostrogs, und kleine Städte im Gebiete der westuralischen Ströme erbauten. Zur Vertheidigung derselben brauchten sie Soldaten, und da der Ruf ihres Reichthums und ihrer Freigebigkeit bis weithin durch das Zarenreich erschallte, kamen zu ihnen bald abenteuerliche Gesellen, bald ehrbare Männer, die ihr Glück zu machen suchten, um sich einreihen zu lassen. Großartige Bestellungen auf Kriegsmaterial ergingen an die russischen Waffenschmiede, Kolonisten und Handwerker wurden herbeigerufen, und in den einst öden Gegenden am Westabhange des Ural herrschte bald reges Leben, erklang die Axt, zog der Pflug seine Furchen, weideten Herden und ritt, von Bewaffneten begleitet, der Handlungsdiener nach Osten zu, um Pelzwerk in die verpallisadirten Ostrogs heim zu bringen. Das gute Beispiel, welches Iwan II. Wasiljewitsch mit der Herbeiziehung deutscher Handwerker und Lehrmeister gegeben, befolgten auch seine Unterthanen, die Strogonow.

Damals wol haben die ersten blonden Germanen den wilden Ural gesehen und die fremden Völker, die an seinem Fuße hausen. Die Handelsdiener der Strogonow, ihre „Waibel", welche die Truppen einexerzirten, die Korrespondenten, welche in den Faktoreien die Rechnungen zu führen hatten, die Beamten und Zahlmeister waren fast durchweg Deutsche. Und diese fleißigen, ehrlichen Männer entsprachen ihrer Aufgabe. Die Ordnung, die durch sie eingeführt ward, die Thätigkeit, welche nach allen Seiten hin sich kundgab, trugen nicht wenig zu den großen Erfolgen bei, welche das Werk der Strogonow krönten. An der Mündung der Tschussowaja in die Kama entstand 1558 das Städtchen Kankor, weiter hinauf in der Quellengegend 1564 das feste Kergedan, und zwischen beiden dehnte sich eine lange Reihe befestigter Blockhäuser, Magazine und Waffenplätze aus. Nicht müßig war das kleine Heer, denn immer eifersüchtiger wurden die benachbarten Völkerschaften, immer unwilliger trugen sie das russische Joch. Im Jahre 1572 brach eine große Empörung der Tscheremissen, Ostjaken und Baschkiren aus, die auf flinken Rossen, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, gegen die Fremdlinge anstürmten, aber mit blutigen Köpfen zurückgeworfen und zur Ruhe gebracht wurden. Der Nordosten Rußlands war solcher Gestalt in guten Händen, und immer neue Wohlthaten häufte Zar Iwan auf die mächtigen Kaufherren, welche die Interessen des Handels so vortrefflich mit der Politik des Staates zu verknüpfen wußten. Diese Kämpfe waren aber nur das Vorspiel zu größeren Thaten, die sie über den Ural hinüberführen sollten.

Im Süden von Sibirien, in der Nähe des heutigen Urga, lag die uns bereits bekannte altberühmte Mongolen-Hauptstadt Karakorum. Dort thronte zu Ende des XII. und zu Anfang des XIII. Jahrhunderts Dschingiskhan, der Schrecken der Alten Welt. Wie ein Wirbelwind erhob sich, von seinem Dämon getrieben, das Volk der Mongolen und wurde zur weltverheerenden Macht. Asiens und Ost-Europa's Kultur erlag diesen wilden Horden, die aus dem gelben Sandmeere hervorbrausten und sich nach Westen zu bis an die Oder, nach Osten bis zum Japanischen Meer ergossen und zugleich vom Persischen Golf bis zum Eismeer fluteten! Nach dem Tode des gewaltigen Weltstürmers zerfiel aber das mächtige Reich, dem der innere Halt fehlte, in einzelne Glieder und Trümmer, welche jedoch unter mongolischen Herrschern als selbständige Theile noch forterîstirten. Ein solcher Theil war das Khanat Turan, welches Scheibani um die Mitte des XIII. Jahrhunderts in der jetzigen Kirgisensteppe gegründet hatte und durch Eroberungen nach Norden zu immer weiter ausdehnte. Seine erste Residenz stand an der Tura, da, wo sich jetzt Tjumen erhebt, und hieß zu Ehren des mongolischen Großkhans Dschingidin. Späterhin verließ man diese Stadt und die Khane nahmen ihren Sitz am Ostufer des Irtysch, wo sie die Stadt Iskir, die in der Folge Sibir genannt wurde und darauf dem ganzen ungeheuren Lande den Namen gab, in der Nähe des heutigen Tobolsk gründeten. Dieses mongolisch-tatarische Reich erhielt sich bis in die Zeit, welche wir in diesem Aufsatz zu schildern versuchen. Der letzte Khan von Turan war Kutschum, ein Abkömmling des Dschingiskhan aus der Kiptschakischen Linie. Er führte zuerst den Islam nach Sibirien und suchte ihn durch alle Mittel auszubreiten, stieß hierbei aber auf die Strogonow. Durch deren Vermittlung hatte bereits 1555 Indiger, Khan von Turan, die Oberherrschaft Iwan's anerkannt, ihm einen jährlichen Tribut von 1000 Zobelfellen verheißen und so Veranlassung gegeben, daß der Titel eines „Herrschers aller sibirischen Lande" auf die Gewalthaber von Rußland überging, ehe diese noch einen Fußbreit Landes jenseit des Ural besaßen. Doch diese Verbindung war nur von kurzer Dauer, da schon nach einigen Jahren Indiger von Kutschumkhan besiegt wurde. Jetzt, nachdem Rußland den ersten Einfluß auf asiatischem Boden gewonnen, erschien durch Kutschum's Auftreten dieser wieder in Frage gestellt und die Wage schwankte, ob Nord-Asien dem Christenthum oder dem Islam anheimfallen solle. Da warf ein vogelfreier Mensch, Jermak, sein Schwert zu Gunsten des ersteren in die Schale und errang dem Christenthum den Sieg.

Kutschum verabscheute die mächtigen Kaufherren, die an seiner Westgrenze ein kleines aber schlagfertiges Heer in Bereitschaft hielten, und da er sich mit Recht von ihnen bedroht glaubte, trachtete er danach, ihre Niederlassungen in der Kama und Tschussowaja zu zerstören. Um ihm zuvorzukommen baten die Strogonow den Zaren um einen Ukas, im sibirischen Lande Festungen bauen zu dürfen. Sie erhielten nicht nur diesen, sondern auch einen am 30. Mai 1574 ausgestellten Schenkungsbrief, der ihnen ganz Sibirien verhieß, vorausgesetzt, daß sie es eroberten. Speziell beauftragte sie der Zar, dem volkswirthschaftliche Rücksichten keineswegs fremd waren, in dem feindlichen Lande Bergwerke anzulegen und Eisen, Blei, Zinn, Schwefel und Silber überall auszubeuten.

Die beiden älteren Brüder Jakow und Grigory erlebten jedoch die Blüteperiode ihres Hauses nicht mehr; sie starben vor der Eroberung Sibiriens und hinterließen zwei Söhne, Maxim Jakowlew und Nikita Grigoriewitsch, die vereint mit ihrem Oheim Semen Anikitsch das große Werk vollbrachten. Semen Anikitsch, der sich auch durch vortreffliche Verbesserungen im Berg- und Salinenwesen auszeichnete, war fortan die Seele der Familie. Seiner sorgsamen Hand glückte Alles und kaum minder als in den Werken des Friedens war er im Kriege erfahren. Persönlich führte er mehr als ein Mal sein kleines Heer in den Schluchten des Ural gegen die Mongolen und bekundete dabei seinen strategischen Blick. Deutsche, Polen, Lithauer ließen sich bei ihm anwerben, vor Allem aber die von Iwan II. versprengten Kosaken, die bis dahin die Geißel Süd-Rußlands gewesen waren.



Kosaken-Station bei Tobolsk.

Es wurde bereits erwähnt, daß Iwan Astrachan erobert und den Handel Rußlands nach Persien, der Bucharei und Ostindien ins Leben gerufen hatte. In langen Zügen kamen schwerbeladene Kameele auf den Straßen, die einst Marco Polo gewandert, nach dem Kaspischen Meere, um von da aus die Produkte des fernen Morgenlandes weiter nach Rußland zu schaffen. Allein am Don und der unteren Wolga wartete ihrer ein wilder Feind, der nicht üble Lust zeigte, den gesetzmäßigen, segenbringenden Handel zu zerstören. Dort hausten nämlich die donischen Kosaken, die, umgeben von feindlichen Völkern, stets darauf angewiesen waren, kampffertig auf Händel zu lauern, und auf ihren kleinen ausdauernden Pferden, nur mit Lanze und Säbel bewaffnet, bald hier bald da in die Nachbarländer einfielen und reiche Beute heimbrachten. Der neu erwachende Handelsverkehr zwischen Rußland und dem Südosten war so recht nach ihrem

Geschmack, denn nun winkte reiche Beute, und das Steppenvolk vom Don zögerte nicht über die Karawanen herzufallen. Nur eine kurze Zeit konnten sie ungestört ihr Wesen treiben: da ergrimmte der Löwe im Moskauer Kreml und Iwan sandte seine wohlorganisirten Strelitzen gegen die leichten Reiterscharen, die wie die Spreu vor dem Winde zerstoben und als Flüchtlinge sich in die umliegenden Gebiete ergossen.

Bei weitem den größten Widerstand leistete aber Jermak Timofejew, der über 6000 kühne Kosaken gebot. Er wußte, daß sein Leben auf dem Spiele stand, wenn er in die Hände des Zaren fiel, und diese Aussicht trieb ihn zu einem Zuge oder vielmehr zu einem Akte der Verzweiflung. Wohin sollte er sich wenden? Von Westen her drängten die Strelitzen Iwan's, im Süden lag das Schwarze Meer und die eisige Mauer des Kaukasus mit ihren kriegerischen Bergvölkern, im Osten der weite Kaspische See und halb unbekannte Länder, nur im Norden schien ein Hoffnungsfunken zu glimmen. Dort standen wie selbständige Herrscher reich und geachtet die Strogonow da, die gerade damals an der Ergänzung ihres Heeres arbeiteten und tüchtiger Kräfte bedurften. Dorthin zog es Jermak. Die Kosaken schwingen sich auf ihre flinken Rosse; Jermak an der Spitze der Schar. Längs der Wolga geht der Zug nach Norden; in der Gegend von Simbirsk schwimmen die kühnen Männer auf ihren treuen Rossen durch die reißende Flut, sie gelangen zur Kama und finden gastliche Aufnahme bei den gleich Fürsten schaltenden Kaufherren.

Aber nicht zu müßiger Ruhe, zum Erholen von den Strapazen des Krieges war Jermak hier angelangt. Sein Thatendurst, sein Hang zu Abenteuern trieben ihn weiter, nicht wollte der kampfgeübte Arm ruhen. Bald sollte sich auch Gelegenheit finden zu großer, blutiger Arbeit, denn Kutschumkhan hatte gerade neue Streifzüge gegen die Strogonow in Bewegung gesetzt und sich gleichzeitig bei seinen Unterthanen durch den fanatischen Eifer, womit er ihnen den Koran aufdringen wollte, nicht weniger als durch seine Bedrückungen verhaßt gemacht. Hierauf baute Jermak seinen Plan. Hinter ihm, so schloß er, stand Iwan der Grausame, der ihn hängen ließ, falls er ihn erhaschte, vor ihm stand Kutschum, der über Unzufriedene herrschte, in dessen Lande aber kostbare Zobelpelze in Menge zu erbeuten waren. Rückwärts konnte Jermak nicht, also hieß es vorwärts! Die Strogonow ihrerseits hatten gute Gründe das Unternehmen, welches ganz in ihre Politik paßte, zu fördern. Gelang es, so waren sie in Kutschum ihren schlimmsten Feind los und konnten sicher darauf rechnen, daß der dann immer mehr erblühende Pelzhandel den Weg durch ihre Hände nehmen werde. War dagegen das Unternehmen ein unglückliches, so hatten sie nichts verloren und waren von dem Gaste Jermak befreit, der sie bei ihrem Gönner, dem Zaren, in Mißkredit bringen konnte. Also rechneten sie schlau vom politischen und kaufmännischen Standpunkte, und die vortrefflich angelegte Kalkulation lieferte auch ein ganz vortreffliches Facit.

Als im Sommer des Jahres 1578 die Ströme vom Eis befreit waren und die vom Schnee des Ural hoch geschwollenen Fluten der Tschussowaja sich zu besänftigen begannen, um in ihr altes Bett einzulenken, da hielt der kühne Kosak den Augenblick zum Losschlagen für gekommen. Längs den Ufern des Flusses drang er in die Berge vor, durch die damals noch nicht wie heute gebahnte

Kunststraßen führten, auf denen die leichte Tarantasse im Fluge dahin zu eilen vermag. Kein Führer war in dem dünn bevölkerten Gebirge aufzutreiben und Jermak verirrte sich. So wie dritthalb Jahrhunderte nach ihm Hunger und Kälte den großen Korsen zum Rückzug aus Rußland zwangen, so waren es auch dieselben Feinde, die Jermak besiegten und ihn mit Verlust eines großen Theiles seiner Parteigänger wieder auf die Besitzungen der Strogonow führten. Weit entfernt aber vor den Gefahren zurückzuschrecken, erwachte jetzt erst recht der Vorsatz in ihm, sein Vorhaben auszuführen, denn nun hatte er Erfahrungen gesammelt und war überzeugt, daß bei besseren Vorbereitungen die Sache gelingen müsse.

Zunächst galt es die Strogonow mehr als bisher geschehen in sein Interesse zu ziehen und diese, vom Handelsgewinn getrieben, beschlossen sich ganz mit ihm zu vereinigen. Kriegsbedarf und Lebensmittel fehlten dem kühnen Kosaken und diese lieferten nun in reicher Fülle die wohlversehenen Magazine der reichen Kaufleute, die sich des Schenkungsbriefes vom 30. Mai 1574 erinnerten und von dem ihnen zustehenden „Rechte" auf Sibirien nun Gebrauch zu machen beschlossen. Verstärkt durch einen Theil der Strogonow'schen Truppen bricht nun Jermak zum zweiten Male auf.

Unter großen Schwierigkeiten, im Kampfe mit den Eingeborenen, dem Hunger und der Kälte gelangte Jermak endlich zu Ende des Jahres 1580 bis an die Tura. Aber die ungewohnten Anstrengungen hatten sein Heer fast aufgerieben, so daß er nur mit 1500 Mann die Winterquartiere beziehen konnte. Ein zweiter sibirischer Winter mußte überstanden werden und was der zu bedeuten hat unter 58 Grad nördlicher Breite, ersieht man daraus, daß dort über einen Monat lang das Quecksilber zu den festen Körpern gehört. Als das Frühjahr hereinbrach, da standen von dem Anfangs 5000 Mann zählenden Heere nur noch 700 unter den Befehlen Jermak's und der beiden jüngeren Strogonow. Doch diesen sank keineswegs der Muth und was sie mit dem größeren Heere nicht vollbracht, führten sie mit der kleinen, wohlbewaffneten und leicht beweglichen Schar aus, deren Marsch einem wahren Siegeslaufe glich. Auch Kutschum hatte gerüstet und war ihnen entgegengezogen. Am Zusammenflusse des Irtysch und des Tobol dehnte sich Meilen weit sein Zeltlager aus; so weit das Auge reichte, sah man die mongolischen Jurten den ebenen Boden bedecken und die Zahl der Krieger, welche sie beherbergten, schien aller feindlichen Anstrengungen zu spotten. Doch muthigen Streitern hilft das Glück! Der 26. Oktober 1581 sollte über Sibiriens Zukunft entscheiden, das Christenthum über den Islam triumphiren. Fest entschlossen zu siegen oder zu sterben fielen die Kosaken im Sturme über das befestigte Zeltlager her und ein furchtbarer Kampf entspann sich, der lange Zeit unentschieden blieb. Hier feste Disziplin und Feuerwaffen, aber eine winzige Schar; dort lose Reihen, Bogen und Pfeile, aber eine wogende Menschenmasse, zahlreich wie der Sand am Meere. Hin und her wogt der Kampf, immer neue Massen führt Kutschum in die Schlacht, aber sie müssen vor dem Musketenfeuer weichen und endlich in wilder Unordnung fliehen. Der ehemalige Räuber aber windet den Siegeskranz um die Schläfe und stürmt, ohne einen Augenblick zu verlieren, weiter nach Sibir, der Residenz des geschlagenen Kutschum. Man fand den Ort leer, besetzte ihn sofort und dehnte nunmehr die Herrschaft auf die umliegenden Völkerschaften aus, die herbeiströmten, um der neuen Sonne zu huldigen und ihre Pelze als Tribut darzubringen.

Jermak, welcher einsehen mochte, daß er sich auf die Dauer mit seiner kleinen Schar doch nicht halten könne, suchte nun die Gunst Iwan's wieder zu erringen, wobei ihn die Strogonow eifrig unterstützten; denn mit Iwan's Hülfe im Rücken konnte er das begonnene Werk fortsetzen und getrost etwaigen Versuchen Kutschum's, wieder auf seinen Thron zu gelangen, entgegentreten. Wie groß war daher das Erstaunen des Zaren als ein Abgesandter des geächteten, für vogelfrei erklärten Räubers ihm 2400 Zobelfelle aus der neuen, für ihn eroberten Provinz zu Füßen legte. Iwan vermochte in solchen Momenten groß zu denken; er verzieh dem Feinde und setzte ihn zum Gouverneur des „Zarenthums" Sibirien ein, wohl erkennend, daß derjenige, welcher es erworben, auch der rechte Mann sei, es fernerhin zu behaupten. Auch die Hülfsvölker wurden zugesagt und schleunig in Marsch gesetzt. Für Jermak aber sandte Iwan eine Ehrenrüstung, die er einst selber getragen, als die größte Auszeichnung, welche er gewähren konnte. Diese königliche Gunst sollte aber für jenen verhängnißvoll werden; das Gewicht dieser Rüstung zog ihn auf den Grund, als er, um bei einem Ueberfall sein Leben zu retten, durch den angeschwollenen Irtysch schwamm. Jermak, der dem Henkerstode und dem Zorne seines Herrn entgangen, sollte an den Gnadenbezeugungen desselben zu Grunde gehen. Er war offenbar nicht geboren, um am Galgen zu sterben. Zu Tobolsk, das 1587 an der Stelle gegründet wurde, wo am Einflusse des Tobol in den Irtysch Jermak den Kutschumkhan schlug, wurde von dem „dankbaren Vaterlande" dem früheren Räuber ein Denkmal gesetzt, auf dem dessen Name und das Datum 26. Oktober 1581 eingegraben sind.

Hatten die Russen auch nach Jermak's Tode in Sibirien noch manchen harten Strauß zu bestehen, so befestigten sie doch, immer weiter siegreich vordringend, überaus rasch die neu gewonnene Macht. Schon Feodor I. pflanzte seine Fahne am Baikal und Jenissei auf; 1639 unterwarfen sich die Jukagiren, Burjäten, Tungusen und andere Völkerschaften dem russischen Schutze, und das ganze ungeheure Land kam nach und nach mehr durch die Kunst der Ueberredung als durch Gewaltthat unter die russische Herrschaft, bis 1698 auch Kamtschatka in Besitz genommen, die Grenzen des Reichs bis zum Stillen Weltmeer ausgedehnt und 1713 endlich die Kurilen zinsbar gemacht wurden. Auch unser Jahrhundert, ja unser Jahrzehent sieht die Russen noch im Vordringen: 1860 wurden im Traktate von Peking die Amurländer von China an Sibirien abgetreten, nachdem sie schon fast zehn Jahre faktisch zu letzterem gehört hatten.

Als Jermak seine Thaten vollbrachte, trieb auf der anderen Erdhalbe der Golddurst die Spanier immer weiter von Land zu Land, von Entdeckung zu Entdeckung. In Sibirien aber zog der kleine Zobel den Kosaken immer weiter nach Osten und führte ihn schließlich bis zum Behringsmeer. Noch war die goldene Zeit des sibirischen Pelzhandels nicht vorüber. Man erzählt sich, daß die nachströmenden Promyschleniks (die den amerikanischen „Voyageur" vertreten, vgl. I. Sammlung S. 474), den Jakuten die Zobel gegen eiserne und kupferne Kessel abzuhandeln pflegten — so viele Felle als das Geschirr bis an den Rand gefüllt fassen konnte.

Es ist nicht mehr als natürlich, daß alle günstigen Verhältnisse zunächst auf die Stellung der Strogonow zurückwirken mußten, die zwischen Rußland und Sibirien in der Mitte saßen und denen nun reife Früchte in Menge in den

Schoß fielen. Sie hatten vollen Anspruch darauf; sie waren es, die Jermak nach Sibirien gesandt, die ihn unterstützt, die in der Schlacht am Tobol an seiner Seite gekämpft hatten. In ihre Hände wurde vom Zaren der ganze Handel Sibiriens gelegt, der ihnen königliche Reichthümer einbrachte. Sie traten nun als Zwischenhändler im größten Maßstabe auf und bewirkten in ihren Magazinen den Austausch der sibirischen Rohprodukte, vorzüglich des Pelzwerks, gegen allerhand aus dem Westen kommende Kulturbedürfnisse. Ortschaft auf Ortschaft, Fabrik auf Fabrik, Ostrog auf Ostrog entstand und in Rußland wurde, kaum den Zaren ausgenommen, Niemand den Strogonow an Reichthum gleichgestellt. Als dann noch große Goldwäschereien — die später besonders besprochen werden — hinzutraten, da stiegen die Schätze der Kaufmannsfamilie ins Unendliche, und diese Flut des Reichthums wirkte segenbringend, da jene keinen engherzigen Gebrauch von ihrem Gelde machten. Wenn das Vaterland rief, wenn der Feind nahte, sei es Pole oder Mongole, dann standen die Strogonow da, mit Rath und That, mit Geld und angeworbenen Truppen. Ganz Rußland kannte ihre Verdienste und ihre patriotische Gesinnung. In Anerkennung derselben beschlossen bei der Thronbesteigung der Romanow (1613) sowol der junge Zar Michael Feodorowitsch als die Kammer der Gemeinen und der Bojarenhof, ihnen das Vorrecht, eigene Truppen und Festungen zu besitzen, ungeschmälert zu belassen. Außerdem wurde ihnen freie Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen zuerkannt und die Vergünstigung, für ihre Person selbst nur vom Zaren und den beiden vorerwähnten Kammern gerichtet werden zu können. Diese außerordentlichen Privilegien führten deren Inhaber nicht zur Ueberhebung. Sie lebten gleich einfachen Bürgerlichen, blieben thätige Kaufherren und wurden nicht etwa Drohnen im Staatshaushalte, wie ein guter Theil des russischen Adels damaliger Zeit, der sich aber darum nicht im Geringsten scheute, Heirathen mit Gliedern jener tüchtigen und reichen Kaufmannsfamilie einzugehen. So kam es, daß schon zu Ende des XVII. Jahrhunderts die bedeutendsten Geschlechter Rußlands mit den Strogonow verschwägert waren. Damals lebte aber nur ein einziger männlicher Repräsentant jenes Hauses, Grigory Strogonow, welcher sich meist zu Moskau aufhielt und dort in wahrhaft fürstlicher Weise von seinen ungeheuern Reichthümern Gebrauch machte. Als ihm seine Gemahlin dann drei blühende Söhne, Alexander, Nikolaus und Sergius gebar, da ward der Stamm wieder aufgefrischt und vermehrt, denn von jenen stammt das heute noch sehr zahlreiche Geschlecht der Strogonow ab.

Daß Fürstenlaunen wandelbar seien, sollten auch jene erfahren. Peter der Große, der abendländischem Wesen Thür und Thor öffnete, der seine Russen zur Civilisation führen und seinen Staat in kräftiger Weise centralisiren wollte, duldete es nicht, daß in Rußland noch ein Reich mit besonderen Privilegien, mit Festungen, Truppen und eigener Gerichtsbarkeit bestehe. Mit einem Federstrich, durch Ukas vom 6. Mai 1722, entzog er den Strogonow alle ihre Vorrechte in der Anwandlung einer jener Launen, die ihn so oft unberechenbar machten. Sicher mußte einst die Zeit kommen, in der jene Privilegien von selbst fallen mußten, aber für die, deren Ahnen eine solche Stellung durch Thätigkeit, Intelligenz und ihr Blut erworben, war dieses Vorgehen hart und kränkend.

Die Entschädigung von Seiten Peter's war eine ärmliche: sie bestand in dem Barontitel. Der Grafentitel kam dann in doppelter Weise erst in der folgenden Generation an das nun 300 Jahre alte Haus. Der 1734 geborene Sohn des Sergius, Alexander Strogonow, war mit einer Verwandten der Kaiserin Elisabeth vermählt, und ihm verlieh im Jahre 1761 der deutsche Kaiser Franz I. die Grafenwürde im heiligen römischen Reiche, worauf 1798 Kaiser Paul ihn auch in den russischen Grafenstand erhob.

Rußlands Selbstherrscher haben auch in den zahlreichen Nachkommen der beiden noch fortbestehenden Strogonow'schen Linien tüchtige Diener gefunden; als Gesandte, Generäle, und in den verschiedensten Zweigen des Staatsdienstes erwarben sich viele derselben einen geachteten Namen. Kraft, Thätigkeit und Umsicht zeichnet auch Graf Sergius Strogonow aus, das gegenwärtige Haupt der Familie. Unermüdlich fördert er die von den Ahnen ererbten Besitzthümer im Ural: ausgedehnte Salzsiedereien, Eisenhütten, Goldwäschen. Freilich gilt er als einer der bedeutendsten Anhänger der altrussischen Partei, als solcher fördert er das Nationalwohl nach besten Kräften. Er unterhält auf eigene Kosten eine große Zeichenschule in Moskau, deren Stifter er ist. Auch als Schriftsteller hat er sich durch einige archäologische Werke einen geachteten Namen erworben.

Seit dem Eindringen der Russen in Sibirien hat die Kultur und die Erschließung des Landes immer größere Fortschritte gemacht. Oscar Peschel hat den geistreichen Ausspruch gethan: „daß die örtliche Verbreitung der edlen Metalle wie ein Naturgesetz die Besiedelung des spanischen Amerika und den Gang der Entdeckungen beherrscht habe". Setzt man für edle Metalle „Pelzwerk" und für spanisches Amerika „Sibirien", so läßt sich mit einigen Einschränkungen dieser Satz auch auf unser in Rede stehendes Gebiet anwenden.



Inneres eines russischen Grenzbauernhauses.



Fort an der chinesischen Grenze.

3. Der russische Pelzhandel.

Die Abgaben — Jasak, — welche die Völkerschaften Sibiriens nach der Eroberung des Landes dem Zaren entrichten mußten, wurden nicht in Geld, denn sie hatten keins, sondern in Pelzen bezahlt, und da der Fang der Pelzthiere das einzige Mittel war, durch welches Jakuten, Ostjaken, Jukagiren, Tschuktschen, Tungusen und Samojeden sich etwas Vermögen verdienen konnten, so nahm er ihre ganze Thätigkeit und Erfindungskraft in Anspruch. Daher giebt es nirgends wol noch eine solche Menge von Fallen und Fangapparaten als in Sibirien, wo fast jede Völkerschaft ihre eigenen Systeme von Schlingen, Selbstschüssen und Sprenkeln besitzt. Ein fleißiger Jukagire stellt gewöhnlich mit dem ersten Schnee bis 500 verschiedene Fallen auf, die er fünf bis sechs Mal im Winter umgeht, um den Fang herauszunehmen, der gar zu leicht in die gefräßigen Zähne des Vielfraßes fällt. Die Manguns am unteren Amur, ein tungusisches Volk, bedienen sich beim Zobelfang einer Armbrust, die in einen aufrechtstehenden Pfahl eingeklemmt und an deren gespannter Sehne ein Roßhaar befestigt ist, das gerade unter der Mündung des Geschosses ausläuft und mit einem Köder versehen ist. Zieht der Zobel an diesem, so fliegt der Pfeil auf ihn und durchbohrt ihn. In neuerer Zeit sind auch bei den Eingeborenen immer mehr Flinten eingedrungen, namentlich Luntenmusketen, mit welcher sehr unvollkommenen Waffe sie unglaublich genau zu zielen und zu treffen vermögen, denn unter Tausenden von Eichhörnchen- oder Wieselfellen, die in den Handel kommen, ist kaum eines, das nicht durch

den Kopf geschossen wäre. Aus den kleineren Ortschaften und dichten Wäldern bringen russische Händler das gegen Branntwein oder Pulver u. s. w. erkaufte Pelzwerk nach den großen Handelsstationen, nach Jakutsk, Nertschinsk, Tobolsk, Kiachta, von wo es einerseits nach Europa (Nischni Nowgorod, Moskau, Petersburg, Leipzig), anderseits nach China versandt wird, (vergl. I. Sammlung S. 487).

Nicht der Wirklichkeit, sondern dem Namen nach ist der **Zobel** noch immer das bedeutendste Pelzthier Sibiriens. Seit die Strogonow die ersten Felle den russischen Großfürsten brachten bis zum heutigen Tage hat es immer den Ruhm des Landes ausgemacht, und als Pojackow 1614 zum ersten Male in der Nähe der Mündung des Amurstromes überwinterte, wußte er von dort nichts Kostbareres zurückzubringen, als eine reiche Ladung Zobelfelle. Noch jetzt bildet er in Ostsibirien die Einheit in der Werthschätzung aller Pelzwerke, ist die gangbarste Münze im Tauschhandel jener Völker und ein Faktor ihres Wohlstandes. Auch die Chinesen erhoben am Amur und dessen Zuflüssen von den Tungusen Tribut in Zobelfellen und traten das „reiche Zobelland" nur ungern an die Russen ab.



Selbstschuß für Zobel.

Der Zobel hat keine gleichmäßige Farbe; er bietet eine Reihe von Schattirungen dar, von einer beinahe schwarzen bis zu einer hellbraunen, röthlichen und gelblichen. Bei der Beurtheilung des Handelswerthes kommen diese Verschiedenheiten sehr in Betracht. Je dunkler das Fell, um so theurer, je heller, um so wohlfeiler ist es. Ein geübter Zobelkenner vermag beim ersten Blick auf ein Fell die Gegend Sibiriens oder den Fluß zu bezeichnen, von welchem das Thier herrührt. Die besten jagt man an der Olekma und am Aldan, dann folgen jene vom Amur und Nertschinsk; die geringste Sorte liefert die Insel Sachalin. Die Zobel haben sich vor den verfolgenden Jägern immer weiter nach Osten zurückgezogen und sind viel seltener geworden, doch beläuft sich der jährliche Ertrag noch immer in Sibirien auf 45,000 Stück. Der Werth ist in Rußland für das Fell mittlerer Qualität 8—10 Rubel; für einzelne der besten, namentlich die schwarze mit weißem Grannenhaar versehene Art, den Silberzobel, werden bis 60 Rubel gezahlt, und da das Thier kaum 1½ Fuß lang und 1 Fuß hoch ist, der Bauchtheil aber geringeren Werth hat, so gehören zu einem vollständigen Pelze 80 Stück, wonach ein solcher auf 5000 Rubel zu stehen kommen kann.

Der Verwandte des Zobels, das **Hermelin**, einst das gepriesenste Pelzthier, ist jetzt eine gesunkene Größe, seit die tyrannische Mode es von den Pelzkragen unserer Damen verbannt hat. Das kleine weiße, mit schwarzer Schwanzspitze gezierte Winterfell gilt in Jakutsk jetzt nur fünf bis acht Kopeken, und das ganze Jagdertrāgniß Sibiriens wird auf 200,000 Rubel veranschlagt. Ebenso ist die Ausfuhr von Wiesel- und Iltisfellen nicht mehr von der Bedeutung wie früher. Dagegen stellt das Hundegeschlecht in den Fuchsarten und ihren Fellen ein ziemlich bedeutendes Kontingent zum sibirischen Pelzhandel. Der **schwarze Fuchs** liefert das allerkostbarste, noch den Zobel übertreffende Rauchwerk, denn der Durchschnittspreis eines Balges ist 60 bis 70 Silberrubel, während einzelne Prachtfelle von Liebhabern mit 300 Rubeln und noch höher bezahlt werden. Jermak schickte als größte Seltenheit 20 Bälge an den Zaren Iwan II. Wasiljewitsch, während jetzt in Jakutsk allein jährlich mindestens 200 auf den

Markt kommen. Nur russische Große können sich den Luxus eines schwarzen Fuchspelzes gönnen, während die Pelze des Brandfuchses, blauen Fuchses und Eisfuchses, die zu 20, 10 und 6 Rubel per Stück durchschnittlich im Handel erscheinen, auch anderen Leuten zugängig sind.

Weiterhin liefern Ziesel, Bär, Vielfraß, Eisbär, Luchs, Wolf mehr oder weniger werthvolle Beiträge zur sibirischen Pelzernte.



Zobel.

Uebertroffen werden sie jedoch alle durch den Werth, welchen die Eichhörnchenfelle (Petit gris) im Handel einnehmen, denn die Summe mit welcher diese auf den Märkten erscheinen, übertrifft wohl sieben Mal jene, zu der sich die Zobelfelle versteigen. Von Jahr zu Jahr gestaltet sich dieses Verhältniß für die Eichhörnchenfelle günstiger, je mehr der Mensch den Zobel, den grimmigsten Feind des Eichhörnchens, ausrottet. Vier Millionen Eichhörnchenfelle gehen im Durchschnitt jährlich über Kiachta nach China, während die Ausfuhr nach Europa bis zu drei Millionen Stück beträgt, abgesehen von dem, was im Inlande bleibt. Dort bildet Eichhörnchenfell das gemeinste Pelzwerk und v. Baer dürfte wohl kaum irren, wenn er die Jahresausbeute an diesen Thieren auf funfzehn Millionen Stück anschlägt. Auch der sibirische Hase, eine andere Art als unser heimischer Lampe, spielt im Pelzhandel eine bedeutendere Rolle als man glauben sollte. Schon 1793 belief sich der Betrag des aus allen russischen Häfen versendeten Pelzwerks auf 396,377 Silberrubel, worunter allein 266,215 Rubel für Hasenfelle, deren Ausfuhrwerth jetzt auf eine halbe Million Rubel gestiegen ist.

Wie der Zobel die Russen nach Sibirien lockte, so führte sie ein Verwandter desselben, der Seeotter, über die 1654 von Deschnew entdeckte und später nach Behring benannte Straße hinüber nach dem Nordwesten Amerika's. Hundert und mehr Rubel werden für den Balg dieses immer mehr verschwindenden Küstenbewohners bezahlt, der unsern braunen Fischotter bedeutend an Größe übertrifft und dessen sammtschwarzer, langhaariger, äußerst weicher und dichter Pelz für das alleredelste, selbst den schwarzen Fuchs noch übertreffende, Pelzwerk gilt. Bis zum Herbste des Jahres 1866 hatte dort die 1799 unter Kaiser Paul gestiftete „Russisch-amerikanische Pelzcompagnie" das Monopol auf Ausbeutung der Pelzernte. Im genannten Jahre jedoch verkaufte Rußland um den Preis von 7½ Millionen Dollars seine sämmtlichen amerikanischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten, und die Pelzcompagnie trat ihre Privilegien an ein aus 12 Mitgliedern bestehendes Consortium von Kaufleuten in San Francisco ab, welche bestrebt sind, mit dem zähen Eifer echter Yankees neuen Schwung in den dort erlahmten Pelzhandel zu bringen.

Den ganzen Pelzhandel Rußlands zusammenfassend, finden wir, nach v. Baers Schätzung, daß die russisch-amerikanische Compagnie für eine halbe Million, das europäische Rußland für anderthalb, Sibirien aber für drei Millionen Silberrubel Pelze auf den Markt bringt. Diese Zahlen beziehen sich auf die inneren Märkte und, wie die klimatischen Verhältnisse es mit sich bringen, blieb der größte Theil dieses Pelzwerkes im Lande selbst; nur etwas über ein Viertel konnte ausgeführt werden und zwar erreichte 1865 der Gesammtexport russischer Pelzwaaren (meist nach Deutschland) einen Werth von 1,293,366 Rubeln, im Gewichte von 91,096 Pud.

Sind dies auch bedeutende Summen, so verschwinden sie doch gegenüber dem Handel Rußlands im Großen und Ganzen, namentlich auch vor der landwirthschaftlichen Produktion. Man stellt sich den Pelzhandel des kolossalen Reiches nach Außen hin gewöhnlich bedeutender vor, als er wirklich ist, was durch folgende auf das Jahr 1865 Bezug habende statistische Daten am besten erläutert wird. An landwirthschaftlichen Produkten kamen aus Rußland zum Export:

Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte	für 60,942,035	Rubel
Hanf, Flachs und Werg	„ 38,923,020	„
Oelsamen und Kräuter	„ 17,600,341	„
Tabak	„ 189,466	„
Produkte der Viehzucht (nebst Seide)	„ 35,532,434	„
Zusammen:	153,187,296	Rubel.

Wie verschwindend klein ist daneben die Ausfuhr an Pelzwerk! Jene Ziffer aber beweist, wie Rußland im eminentesten Sinne ein Agrikulturland ist, denn obige Summe umfaßt Dreiviertel aller russischen Ausfuhren, die im Jahre 1865 sich auf 203,352,282 Rubel beliefen, bei einer Einfuhr von 141,660,520 Rubel. Die Stellung, welche die Metallproduktion Rußlands einnimmt, wird in einem folgenden Abschnitte eingehend erörtert, während wir hier noch auf ein für Rußlands asiatischen Handel überaus wichtiges Erzeugniß, den Thee, näher eingehen.



Russische Theeschenke. Aus dem „Globus“.

4. Der Theehandel Rußlands.

In der lebhaftesten Wechselwirkung mit dem Pelzhandel steht auch der Theehandel und gleich jenem wurde auch dieser mittelbar durch die Regsamkeit der Strogonow hervorgerufen, denen es der russische Muschik in letzter Instanz zu danken hat, daß er heute sein geliebtes Täßchen Thee hinunterschlürfen kann, wenn auch nicht ohne Zuthat, denn ein wenig von dem gleichfalls geliebten Wodka (Kornbranntwein) wird gern darunter gemischt. Man kann die wetterfesten Bauern, Taglöhner oder Kutscher, eingehüllt in ihre Schafpelze, die sie auch im Zimmer bei der größten Wärme anbehalten, fast ebenso viele Tassen des anregenden und doch nicht trunken machenden Gebräus schlürfen sehen, wie bei uns eine feinfühlende Dame in der Soirée. Diesen sprudelnden Theemassen, der ofengleichen Atmosphäre und dem Schafpelz gegenüber bildet die Temperatur der äußeren Luft einen so scharfen Gegensatz, daß der Muschik, wenn er sich in seinen Schlitten wirft und dort in Schlaf versinkt, die in ihm steckende Wärme aushaucht wie eine Lokomotive den Ueberschuß ihres Dampfes. Dieser Zustand wird durch den Satz geschildert: Pey do tretiavo pota, „Trinken bis zum dritten Grade.“ Wirklich behält auch der in seinen Schafpelz dicht eingehüllte Trinker auf der Fahrt seine Wärme, trotz aller Transspiration bis zum nächsten Haltepunkte, wo das Trinken zweckmäßiger Weise von Neuem seinen Anfang nimmt. Die gewöhnliche deutsche Bitte um ein „Trinkgeld“

wird in Rußland meist zur Bitte um einen Trunk Thee, d. h. seinen Geldwerth. Wir finden den Theekessel (Samovar) überall schäumen und sehen den ganzen Tag hindurch den wohlriechenden Trank fließen. Daher besitzen die Städte Rußlands eine Menge Theeschenken, die stets mit durstigen Seelen angefüllt sind, so daß in einigen derselben täglich 80 bis 100 Pfund dieses aromatischen Blattes in zahllosen Kannen verbraut werden. Allein in Petersburg gibt es nahezu 700 solcher Schenken oder Traktirs. So sehr beliebt nun auch der Thee unter den Russen ist, so gering ist doch im Ganzen der Konsum; denn auf etwa 60,000,000 Russen kommen jährlich blos 28 Mill. Pfund Thee, oder weniger als ein halbes Pfund auf den Kopf, während der mäßigere Brite siebenmal so viel schlürft, da, wie die „Times" im Dezember 1867 in einem Artikel über den russischen Theehandel nachweist, dem wir hier in einzelnen Thatsachen folgen, der jährliche Theeverbrauch Großbritanniens 100 Millionen Pfund übersteigt. Die Lösung der Frage liegt nicht etwa in der Armuth der Russen — denn auch der ärmste Irländer trinkt seinen Thee — sondern in dem Schutzzollsysteme Rußlands, dem es nahezu gelungen ist, dem gesetzmäßigen Theehandel aus mißverstandener Vorsorge für denselben den Untergang zu bereiten. In der That läßt sich nicht blos der russische Theehandel, sondern der russische Handel im Allgemeinen unter zwei Hauptabtheilungen bringen, den gesetzmäßigen Handel und den Schmuggel. Monopol, Schutzzölle, Prohibitivtarife haben so unnatürliche und ungeheure Dimensionen angenommen, daß unter ihrem Einfluß der Schmuggel eine Größe und eine Wichtigkeit erlangt hat, die sich nur schwach andeuten lassen durch den Umstand, daß es thatsächlich „Konterbande-Versicherungs-Anstalten"*) giebt, unter deren Verantwortung selbst die schwersten und umfangreichsten Gegenstände z. B. Fortepianos sicher über die Grenze gepascht und zollfrei in St. Petersburg oder Moskau unter den Augen der Regierung selbst abgeliefert werden. Schutzzölle schützen in Wirklichkeit nur den Schmuggel; der gesetzmäßige Handel leidet darunter und stirbt endlich ganz ab. Allein die Russen, sowol Volk als Regierung, scheinen endlich den Uebeln des Schutzzollsystems und den Wohlthaten freien Handels gegenüber ihre Augen zu öffnen.

Wie Jermak's Eroberungen den Grund zum Pelzhandel legten, so gaben sie auch den Anstoß zum Theehandel mit China; allein erst zur Zeit Peter's des Großen fing dieser Handelszweig an eine geordnete Form anzunehmen durch die Gründung von Kommerz-Gesellschaften. In diesen alten Zeiten bestanden die Ausfuhren Rußlands hauptsächlich aus Pelzen, welche die Chinesen mit Edelmetallen und Edelsteinen, Seide und Porzellan, Baumwolle und anderen Stoffen, hauptsächlich aber mit Thee bezahlten. Allein der Begehr nach Thee nahm so überaus schnell zu, daß es bald nicht Pelze mehr genug gab, denselben zu bezahlen, und Rußland hatte daher seinerseits für andere Waaren Vorsorge zu treffen. Die Mode herrscht selbst in China und in Folge einer launenhaften Veränderung dieser wankelmüthigen Gottheit gaben die Chinesen ihren Pelzen den Abschied, so daß die Einfuhr grauer Eichhörnchen-Pelze, welche im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts allein schon auf zehn Millionen gestiegen war, bedeu-

---

*) In Leipzig weiß man z. B. zur Zeit der Messen recht gut, was es mit diesen „Assekuranzen" auf sich hat.

tend sank und endlich auf anderthalb Millionen Stück zusammenschrumpfte. Baumwollen- und Wollenwaaren sowie zugerichtete Häute liefern ungefähr drei Viertel der russischen Ausfuhren nach China, während der Thee als Monopol 19 Zwanzigstel der Einfuhren ausmacht. Hier können wir eins der eigenthümlichen Uebel des Schutzzollsystems anführen. Die russische Regierung hatte beschlossen, den Thee nur mit Pelzen zu bezahlen und ihr Silber für sich zu behalten. Da aber die Chinesen keine Pelze mehr haben wollten und die russischen Händler nicht geneigt waren, die Läden zu schließen, so verfielen sie auf folgenden scharfsinnigen Kunstgriff. Nur die Edelmetalle in der Form von Barren und Baargeld unterlagen dem Embargo; die russischen Händler, welche Gewissensbisse fühlten oder die Strafen des Gesetzes fürchteten, verwandelten daher ihr Gold und Silber in Becher und Schüsseln, Löffel und Teller und andere Hausgeräthe oder selbst in Schmucksachen und Zierrath und bezahlten damit den Chinesen ihren Thee. Als die Regierung diesem schlauen Ausweg auf die Spur kam, ward ein anderes Gesetz gemacht, um die Bezahlung in Manufaktur-Artikeln auf ein Drittheil der gekauften Waaren zu beschränken. Dies führte zu einem seltsam verwickelten Tarif, in welchem der Preis einer Kiste Thee von 90 Rubeln repräsentirt sein sollte durch ein halbes Dutzend silberner Löffel im Werthe von 20 Rubeln, durch ein Stück Calico zu 30 Rubel und ein Stück Tuch zu 40 Rubel oder durch eine silberne Schüssel im Werthe von 45 Rubeln, neben Katzenfellen zum Werthe von 45 Rubeln. Diese theilweise Milderung hatte die Folge, daß der fast ganz erloschene Handel wieder auflebte und im Jahre 1854 auf 5,810,000 Rubel stieg, wovon mehr als ein Fünftel in Silber, der Rest in Waaren. Jetzt aber erkannten die Russen, daß sie bei diesen Geschäften die Verlierenden seien; denn die Chinesen wertheten die Hausgeräthe und Zierrathe nach dem Metall und wollten für Arbeit und Mühe nichts vergüten, die sonach weggeworfener Werth waren. Zur Verminderung dieses Verlustes wurden die Artikel aufs roheste ausgeführt und konnten nur nominell und mit großer Anstrengung der Einbildungskraft als Löffel, Schüsseln und dergl. betrachtet werden. Endlich ward im Jahre 1861 freier Handel in Gold und Silber eingeführt, allein selbst das konnte dem Kiachtaer Theehandel, des nachtheiligen Monopols wegen, nicht wieder aufhelfen. Der Schmuggel ward bereits in solchem Umfange betrieben, daß alljährlich Millionen Pfund Konterbande-Thee ihren Weg in das Herz des Landes fanden, ohne auch nur eine Kopeke Zoll dafür bezahlt zu haben. Die Engländer z. B. brachten den Thee massenweise nach Hamburg, von wo er durch Juden nach Rußland eingepascht wurde, so daß der Canton'sche Thee nicht allein in den westlichen Grenzdistrikten, sondern auch auf der Messe von Nischni-Nowgorod zu finden war. Hierdurch wurde die Regierung allmälig empfänglicher für die Idee des Freihandels in Thee sowol als in Silber, und im Jahre 1861 ward das Monopol insoweit gemildert, daß die Abgaben bei den feineren Sorten um die Hälfte, bei den geringeren um vier Fünftel herabgesetzt wurden; letzteres kam einer Verminderung im Preise von ungefähr 100 Prozent gleich. Noch immer indeß bezahlen die russischen Theetrinker 10,000,000 Silberrubel jährlich zum Vortheil des Kiachtaer Handels. Der gemeine Thee, welcher in China 4½ Groschen das Pfund kostet, steigt, wenn er auf dem Karawanenwege durch die

Mongolei nach Kiachta gelangt, auf 9 ½ Groschen und weiter in Moskau auf 21 Groschen. Der nämliche Thee kann aber von London aus — wohin die Theeklipper aus Schanghai in hundert Tagen jetzt ums Kap der guten Hoffnung fahren — wenn er über Königsberg nach Petersburg oder Moskau gesendet wird um 19 Groschen verkauft werden. Die natürlichen Hindernisse, welche sich dem Landtransporte von China aus in Folge der Länge und Schwierigkeiten des Weges entgegenstellen, sind wahrlich groß genug, so daß man sie nicht noch durch künstliche in Gestalt von Zöllen zu erhöhen braucht.



Ankunft der Theekarawane in Kiachta. Aus Andree, „Das Amur-Gebiet“.

In 30 bis 40 Tagen zieht die Theekarawane mit ihren Kameelen von Kalgan an der großen Mauer in China bis nach Kiachta an der sibirischen Grenze. Das weite, nur von nomadisirenden Mongolen bewohnte „Land der Gräser“, die große Steppe, die nur von niedrigen Bergen oder Salzebenen unterbrochen wird, liegt vor ihr. Kuhdünger, sogenannter Argol, ist dort weit und breit der einzige Brennstoff, der Hammel die einzige Nahrung des Jurtenbewohners. Mark und Bein zerschneidend weht der oft dem Verschmachten nahen Karawane der Tschoinar saltschin, der kalte Steppenwind, entgegen und ehe Urga, die erste Stadt, erreicht wird, ist noch der reißende Fluß Tolla zu durchwaten. Endlich werden am fernen Horizonte die Kirchthürme Kiachta's sichtbar, die ersten Vorposten europäischer Civilisation, wenn auch in Sibirien.

Zunächst hat man noch die chinesische Grenzstadt Maimatschin zu passiren, welche mit einem modernen Palissadenwall umgeben ist und von außen sehr unbedeutend aussieht, deren Straßen aber regelmäßig, ja, nach chinesischen Begriffen breit und erträglich sauber sind. Drei Thore führen aus dem Innern auf eine Wiese, die als neutraler Grund und Boden zwischen Rußland und China gilt und auf welcher mancherlei Geschäfte abgemacht werden. Von hier aus schreiten wir durch ein Thor und sind in Kiachta, unter den Fittichen des russischen Doppelaars, der uns überall entgegenblickt. Schwarzweiße Grenzpfähle, Häuser mit weißgetünchten Mauern und weite menschenleere Straßen, die wir alle mit einem Blicke vom Thore aus übersehen können, lassen uns nicht ahnen, daß wir einen so bedeutenden Handelsort vor uns haben. Die eigentliche Grenzbevölkerung wohnt in Troizkosawsk, eine Stunde nördlich von Kiachta. Beide Städte zusammen hatten 1862 nur erst 5400 Einwohner, unter welchen die Beamten und Kaufleute die gebildeten Stände vertreten. Daß die Kiachtaer Kaufleute sehr reich sind, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch nicht gerade alle ihre Mittel zur Erlangung der Glücksgüter als ehrenhafte bezeichnet werden können. „Wenn", so berichtet Alexander Michie, der 1863 Kiachta besuchte, „ein solcher Kaufmann glaubt, daß sein Geschäft etwas wacklig stehe, so macht er eine Reise nach Nischni-Nowgorod und Moskau, um seine Kreditoren zu besuchen und ihnen 50 Prozent anzubieten. Der Antrag muß aus vielerlei Gründen angenommen werden, denn vor allem ist die Entfernung zu ungeheuer, um mit Erfolg eine Klage anzustellen."

Fast jeder Kaufmann hat in den Bazaren von Troizkosawsk und Kiachta einen Laden und sein erstes Geschäftsprinzip lautet: Lieber wenig mit großem Gewinn zu verkaufen, als bei ausgedehnterem Geschäft mit kleinerem Profite sich zu begnügen. Die in Europa so wohlthätige Konkurrenz ist dort unbekannt; die Händler vereinigen sich gemeinschaftlich über hohe Preise, welche stets, selbst wenn man die hohen Frachtspesen in Rechnung bringt, über alle maßen unverschämt ausfallen. Auch die Chinesen in Maimatschin gelten als reiche Leute und nach ihrem stattlichen Aeußern zu schließen, sind sie es auch. In China ist der wohlgerundete Bauch ein sicheres Zeichen von Reichthum, und „Rollen in Geld" und „Rollen in Fett" sind gleichbedeutende Ausdrücke. Sowol in politischer wie in kommerzieller Beziehung passen Russen und Chinesen außerordentlich gut zusammen. Einer kennt den Charakter des andern ganz vortrefflich, zumal sie sich auch sonsthin so ähnlich sehen. Wenn ein Geschäft abzumachen ist, so versteht es sich von selbst, daß jeder von ganz etwas Anderm zu sprechen anfängt. Ueber einen Schwall von Umschweifen geht eine Menge Zeit verloren, was jedoch Chinesen wie Russen als durchaus unwesentlich erscheint. Schließlich kommt man doch zum Ziele.

Kiachta wurde im Jahre 1728 als Zwischenplatz für den Karawanenhandel mit China gegründet, und diesem allein verdankt es seine Wichtigkeit. Thee war stets der Hauptartikel, und obgleich die Stadt vermöge ihrer Lage fortfahren wird, den Handel zwischen China und Ostsibirien zu beherrschen, so ist doch namentlich der Theehandel durch die direkten Einfuhren nach den Ostseehäfen jetzt bedeutend beschränkt worden. Man sucht zwar die Konkurrenz, wie oben gezeigt, aufrecht zu erhalten, doch kann der meist auf den Tauschhandel basirte

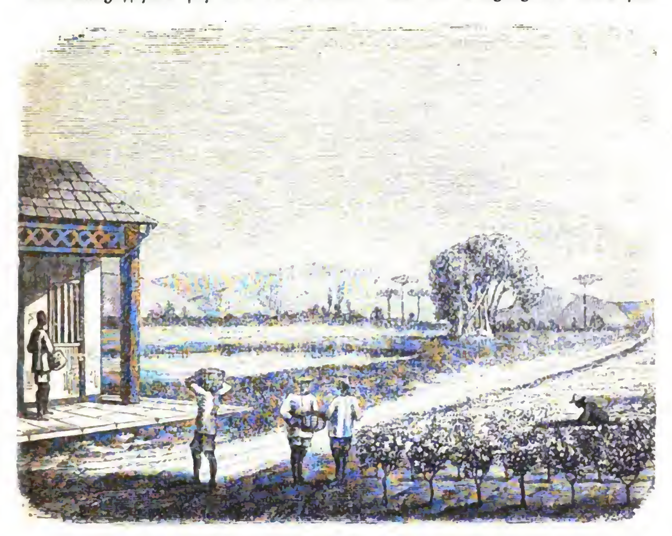
Karawanenverkehr den Wettbewerb gegenüber der Seereise nicht mehr aushalten. Folgendes ist hinsichtlich des Theehandels von Kiachta noch von besonderem Interesse und hervorzuheben.

Aller Thee kommt dort nur in Kisten zu Markte. Die sogenannten Quadratkisten (Kwadratnije) sind 63 bis 67, die Halbkisten (Polutornije) 87 bis 93 Pfund schwer. Aber der Blumenthee feinerer Sorte wird in kleine Kistchen verpackt, von denen 32 eine Vollkiste bilden. Der Käufer in Kiachta nimmt vor dem Abschlusse des Handels eine Probe vermittelst einer kleinen Schaufel, nachdem er ein Loch in die Kiste gebohrt. Diese wird, wenn ihm die Waare gefiel, in feuchte Kuhfelle genäht und so geht sie nach den europäischen Märkten. Hier wird der Thee aus den Originalkisten genommen und in Bündchen von verschiedenem Gewichte umgepackt, wenn er für den russischen Verbrauch bestimmt ist.


Theepflanze.

Bevor Rußland von der chinesischen Regierung die Abschaffung der frühern Handelsbeschränkungen erwirkt hatte, kam der Tschai baichowy, der Karawanenthee besserer Sorte, nur über Kiachta, und in kleinen Quantitäten auch über Semipalatinsk, nach Europa. Von Kiachta ging er zunächst nach Irkutsk und von dort zumeist nach der Messe von Nischni-Nowgorod. Die bisherige Gestalt nahm der Theehandel erst 1792 an und seitdem ist die Thee-Einfuhr fortwährend gewachsen. Damals betrug sie nur 6851 Pud (zu 40 Pfd.); dann verbreitete sich der Theeverbrauch immer mehr und 1820 kamen schon 101,000 P. nach Rußland, 1847 schon 226,400 P.; jetzt sogar über 250,000. Dieses gilt vom feinen Thee. Aber auch die geringeren Sorten sind von Wichtigkeit. Von den sibirischen Nomaden und den Russen jenseit des Baikalsees, sodann westlich von demselben auch bei Kalmücken und Tataren, wird der sogenannte Ziegel- oder Backstein-Thee verbraucht, der in der ganzen Mongolei ein Hauptnahrungsmittel der Mongolen ist. Dieser Kirpitschni tschai geht seit 1830 zollfrei ein, und die Einfuhr stieg 1847 auf mehr als 130,000 Pud, allein über Kiachta. Aber die Blütezeit Kiachta's ist jetzt vorbei. Noch 1860 wurden 159,316 Kisten Blätter- und 43,658 Kisten Ziegelthee eingeführt — dann war Kiachta's Rolle vorüber. Gegenüber China ist Rußland wie ganz Europa noch immer bedeutend im Nachtheil; denn 1863 betrugen die Ausfuhren dorthin über Kiachta nur 3,333,094 Rubel, die Einfuhren dagegen mehr als das Doppelte, nämlich 7,039,408 Rubel. Der bedeutende Ueberschuß war in baarem Gelde zu decken.

Um das Bild des Theehandels zu vervollständigen, der jetzt, vorzüglich seit Eröffnung der chinesischen Häfen, den Seeweg eingeschlagen hat, sei hier noch ein kurzer Blick auf das „Blumenreich der Mitte" geworfen. China kennt den Gebrauch des Thees als Aufguß zu Getränken schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts; in Europa dagegen ist derselbe erst seit 200 Jahren bekannt und zwar kam der erste über Holland auf dem See- und über Rußland auf dem Landwege in den Handel. Als ein besonders kostbares Geschenk wurden die 2 Pfund Thee hervorgehoben, welche 1664 der König von England zum Geschenk erhielt. Aber nicht nur in China, auch in Japan, Korea, auf den Lutschu-Inseln, in ganz Hinterindien, auch auf Java gedeiht die Theepflanze, deren Hauptverbreitungssphäre sich über 28 Breiten- und 30 Längengrade ausdehnt.



Thee-Plantage.

Im allgemeinen scheint ihr aber das nördliche China am besten zu behagen, wo man die niedrigen Büsche in regelmäßigen Reihen am liebsten an der Mittagseite von Hügeln und in der Nähe von Gewässern anpflanzt. Der beste schwarze Thee, welcher acht Zehntel der Gesammtausfuhr nach England ausmacht, kommt aus der Provinz Fukien von den berühmten Wui- oder Bohea-Hügeln; derselbe führt im Handel unzählige Namen, die sich hauptsächlich auf Lokalitäten beziehen. Con-gou, Su-schong, Pe-koe sind die beliebtesten Sorten. Der grüne Thee dagegen wächst auf den Hügeln von Tschi-kiang. Die Theeausfuhr aus China erreicht gegenwärtig beiläufig 165 Millionen Pfund jährlich, im Werthe von 43 Millionen Thalern. Hauptausfuhrhäfen sind Schanghai (1865: 471,565 Pikul), Futscheu (1865: 519,000 Pikul), Canton (1865: 108,421 Pikul); geringer sind die

Ausfuhren von Amoy, Hankau, Kiukiang, Ningpo. Bei weitem der meiste Thee geht nach Großbritannien und hier sind die Londoner Docks der Stapelplatz für fast ganz Europa, Rußland ausgenommen, das jedoch auch, wie erwähnt, bereits einen guten Theil seines Bedarfs gleichfalls auf diesem Wege erhält.

Vom 1. Juli 1865 bis 30. Juni 1866 (so läuft das chinesische Geschäftsjahr) wurden an Thee (schwarzer und grüner) ausgeführt:

nach Großbritannien.	141,669,000 Pfund.
„ Nordamerika	14,569,000 „
„ Australien	9,126,000 „
„ dem europäischen Kontinent	236,000 „
	165,600,000 Pfund.

Man sieht wie bedeutend das Uebergewicht Englands im Theehandel ist; China aber bezieht fast nur baares Geld (Silber) und keine Manufakturen dafür; ebenso für seine Seide. Hierin lag ein Grund des englischen Opiumkrieges 1844 und hierin liegt auch die Ursache, weshalb Europa China gegenüber sich beim Handel so sehr im Nachtheile befindet.

Die neue Zeit sah deshalb auch Anpflanzungen des Thees in Assam, Java, Ostindien, Brasilien und den nordamerikanischen Südstaaten entstehen. Alle zusammen liefern aber höchstens 8 Millionen Pfund Thee in den Handel, eine Summe, die dem chinesischen Export gegenüber geradezu verschwindet. Wie groß China's Produktion an Thee überhaupt ist, läßt sich gar nicht ermessen, da das Gewicht des im Lande selbst verbrauchten Thees nicht bekannt ist.

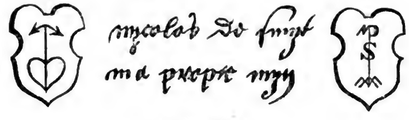
Der Welthandel bildet eine große viel verschlungene Kette ohne Ende, in der ein Glied fest an das andere sich reiht. Einen Beleg für diese Thatsache liefert vorstehende Darstellung; denn ungezwungen sind wir von den Nordlandfahrern und der Gründung der Stadt Archangelsk zur Geschichte der Strogonow, der Eroberung Sibiriens, dem Pelz- und Theehandel dieses Landes gelangt, um, nach den Ursitzen des letzteren forschend, unsern Lauf mit den Theeklippern wieder nach Europa und den Häfen der Ostsee zu nehmen.

Aber während unsere Blicke auf Sibirien gerichtet blieben, hatten in Rußland selbst sich großartige Veränderungen zugetragen. Peter der Große war dort zur Regierung gelangt; er hatte erkannt, was seinem Reiche noth that, und mit der Eroberung der schwedischen Ostseeprovinzen und der Gründung Petersburgs dem Lande auch den unerläßlich nöthigen Zugang zur See eröffnet. Handwerker und Künstler strömten aus Deutschland, Holland, England berufen und unberufen ein, Kanäle wurden gegraben, Straßen gebaut und der Grund zu einer Flotte gelegt, nicht minder aber der Gewerbsthätigkeit im Bergbau eine erweiterte Rührigkeit eröffnet. Hier treffen wir nun wieder auf den Ural und auf die Begründer der Eisenindustrie und Goldwäscherei daselbst, die Demidow, von deren Verdiensten um Rußland einer der nächsten Abschnitte handeln soll.

Ehe wir uns jedoch einem so ausgedehnten Gebiete zuwenden, wollen wir unsere Aufmerksamkeit zuvor einem in den Zeiten des Mittelalters und nachmals hochwichtigen Industriezweige widmen, zu dessen Betrachtung wir unsere Leser auf den Boden unseres Vaterlandes zurückführen.

R. Andree.





Nikolaus de Smit.

Nikolaus de Smit,

Schöpfer der mitteldeutschen Zeugwaaren-Industrie.

Es ist fast unmöglich, von dem Handel und dem Gewerbfleiß früherer Zeiten zu berichten, ohne dabei jenes Meeres zu erwähnen, welches, die Küsten Europa's, Afrika's und Asiens bespülend, das Taufbecken der alten und mittelalterlichen Kultur genannt zu werden verdient: das Mittelländische Meer.

Mit Recht bezeichnet H. Göll (S. 3) dieses nur 40,000 □Meilen große Wasserbecken als das Weltmeer des Alterthums. Diese Bedeutung behielt es auch im Mittelalter, nachdem der Sturm der Völkerwanderung über die Reiche der alten, klassischen Welt verwüstend gezogen und mit den Staaten zugleich auch die antike Kultur unter dem Schutte des großen Zusammensturzes begraben hatte.

Während im Alterthum Phönizier, Aegypter, Karthager, Griechen und Römer die einander ablösenden Beherrscher des Meeres waren, das man jetzt einen französischen See nennt, waren es im Mittelalter vorzugsweise Italiener und Franzosen, welche den Verkehr Südeuropa's mit dem Morgenlande (S. 55 und folg.) vermittelten. Pisa, Genua, Venedig und Marseille, das alte Massilia, dessen phokäischer Ursprung bis in das VI. Jahrhundert vor Chr. Geb. zurückreicht, waren die großen Hafen- und Stapelplätze am Mittelländischen Meere. Erst die Entdeckung des Seewegs nach Indien durch den Portugiesen Vasco da Gama (1498) und die Entdeckung Amerika's wand diesen italienischen und französischen Städten das Scepter des Welthandels aus den Händen und legte es in die jener westeuropäischen Nationen, deren Küsten von den Fluten des Atlantischen Ozeans bespült werden. Die Niederlande und England waren die Nachfolgerinnen jener stolzen und mächtigen Handelsrepubliken; sie, die einst die Schüler jener meerbeherrschenden Städte gewesen, wurden jetzt ihre Meister.

Wir sagen das mit gutem Grunde: ihre Schüler, wenigstens beziehentlich der Niederländer. Denn Niederländer waren es, welche zuerst unter den nordwestlichen Völkern Europa's die Verbindung mit Südeuropa und dem Morgenlande aufsuchten, die Produkte des Orients gegen die Erzeugnisse des westeuropäischen Gewerbfleißes einhandelten und jene Handelsbeziehungen zwischen Italien, Frankreich und den Niederlanden knüpften, die von dem größten Einfluß auf die Entwicklung bedeutender Industriezweige werden sollten. Insofern wir jedoch der Handelsentwicklung in den Niederlanden einen besondern Abschnitt zu widmen und damit die Geschichte des Weltverkehrs bis zu einem gewissen Punkte abzuschließen beabsichtigen, so können wir uns hier kürzer fassen.

Die nächste Veranlassung zu jenen erweiterten Verbindungen mit dem Osten hat eines jener ritterlichen Abenteuer gegeben, an welchen das Mittelalter so reich ist. Man kennt die Fahrt flandrischer, französischer und italienischer Barone gegen Konstantinopel, die unter dem Namen des vierten Kreuzzugs oder des der Lateiner in der Weltgeschichte aufgezeichnet ist. Diese Kreuzfahrt endete bekanntlich mit der Erstürmung der griechischen Hauptstadt am 13. April 1204 und der Gründung des lateinischen Kaiserthums, als dessen erster Beherrscher einstimmig Graf Balduin von Flandern und Hennegau gewählt wurde. Die Wahl dieses Mannes veranlaßte viele seiner flandrischen Landsleute als Krieger oder Kaufleute nach dem Orient zu gehen. Auf dem Wege dahin besuchten sie mit ihren Schiffen die italienischen Hafenplätze, und der Reichthum und die Macht dieser kleinen Republiken, deren Gebiet oft nur wenige Quadratmeilen groß war, und die alles nur dem Meere, ihrem kühnen Unternehmungsgeist und ihrer hochentwickelten Industrie verdankten, reizte diese niederländischen Männer und stachelte sie an, einem so glänzenden Vorbilde nachzueifern. Begünstigt durch die politischen Verhältnisse, die den niederländischen Städten eine selbständige, auf Grundlage der Selbstverwaltung beruhende Entwickelung gestatteten, hob sich in diesen Gemeinwesen die Industrie rasch zu einer Höhe, die selbst wir bewundern müssen, welche wir in dem Zeitalter des Dampfes, der Eisenbahnen und der Maschinen leben. Wir könnten endlose Schilderungen des Reichthums und der Pracht geben, die sich durch das Gedeihen dieser fabrikmäßig betriebenen

Industrie in den Niederlanden aufhäuften. Es würde dies jedoch sowol den uns zugemessenen Raum übersteigen, als auch uns von der eigentlichen Aufgabe dieser Schilderung zu weit entfernen. Nur das Wort einer Königin wollen wir anführen; dieses eine Wort giebt uns einen Begriff von dem Glanze und dem Luxus, der über diesen wallonischen und flandrischen Städten ausgebreitet war.

Philipp IV., König von Frankreich, auch der Schöne genannt, derselbe, welcher den Tempelorden aufhob, kam 1301 mit seiner Gemahlin Johanna zum Besuch nach Brügge. Dieser Industrieplatz, gegenwärtig eine Stadt von vielleicht 50,000 Einwohnern, zählte damals eine Bevölkerung von 160,000 Menschen in seinen Mauern. Die Metropole des niederländischen Gewerbfleißes gab dem königlichen Paar mehrere Feste und auf einem dieser Feste sagte Königin Johanna beim Anblick der von Gold und Edelsteinen funkelnden Bürgerfrauen von Brügge unmuthig: „Ich hatte geglaubt, daß ich hier die einzige Königin wäre, allein ich finde, daß es in dieser Stadt über 600 Königinnen giebt.“

Unter den Industriezweigen dieser niederländischen Städte gab es aber einen, der besonders gepflegt wurde und dort zu einer außerordentlichen Blüte gedieh. Es war dies die Wollenweberei.

Die Hauptsitze dieser Industrie befanden sich zu Brügge, Cambray, Valenciennes, Arras, Tournay, Gent, Mecheln, Brüssel und Löwen. Daß gerade jenes Gewerbe in Flandern eine so bedeutende Entwicklung nahm, war keine Zufälligkeit. Es beruhte dies vielmehr darin, daß die Niederlande dasjenige Land waren, welches im nordwestlichen Europa dem Lande am nächsten lag, welches das beste Rohprodukt für diese Industrie lieferte: England. Die englische Wolle, die beste unter den Erzeugnissen aller nördlichen europäischen Länder, wetteiferte mit der Spaniens und der Berberei. Einen wie bedeutenden Ausfuhrartikel für England die Rohwolle bildete, geht daraus hervor, daß im Jahre 1355 aus England 31,651 Säcke oder 3036 Centner Wolle, welche einen Werth von 277,606 £ hatten, ausgeführt wurden. Das Haupterzeugniß der niederländischen Wollenweberei war daher Tuch. Indessen wurden neben dem eigentlichen Tuch auch noch andere feinere, dünnere Stoffe aus Wolle gefertigt, welche die verschiedensten Namen führten. So hießen einige dieser Stoffe: Saja, Serge, Rasch (eine verstümmelte Abkürzung von Arras, wo dieser Stoff fabrizirt wurde), Flausch, Flashard, Kersey. Einzelne dieser Namen haben sich bis in die neueste Zeit erhalten.

Aber nicht nur in den Niederlanden, auch im nördlichen und mittleren Deutschland blühte im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert die Wollenweberei. Aus jener Zeit stammen die nord- und mitteldeutschen Gewandhäuser, in welchen die Tuchhändler während der Messen und Märkte ihre Waaren feilboten und wo sie ihre Niederlagen hatten. Selbst geistliche Ritterorden, wie die Deutschherren in Preußen, widmeten sich dem einträglichen Tuchhandel und errichteten große Gewandhäuser in Danzig, Elbing und Thorn.

In Mitteldeutschland wurde die Wollenindustrie hauptsächlich in Sachsen und dem Voigtlande betrieben. Kleine Städte, die heute kaum 3000 Einwohner haben, wie z. B. das reußische Städtchen Lobenstein, zählten über 400 Tuchmachermeister, und die voigtländischen Tuche von Lobenstein, Greiz, Plauen,

Gera, Weida, Reichenbach u. s. w. waren auf den deutschen Märkten gesuchte Artikel wegen ihrer Kernhaftigkeit. — Es war eine starke, grobe, dauerhafte Waare, die sich indeß weder hinsichtlich der Feinheit des Gewebes, noch der Farbe auch nur annähernd mit den niederländischen Wollenzeugen messen konnte.

Die Farbe aber hatte im Mittelalter bei den Kleiderstoffen noch eine größere Bedeutung, als heutzutage. Unser moderner Geschmack fühlt sich durch die Zusammenstellung schreiender Farben, wie Scharlachroth, Zeisiggrün und Citronengelb verletzt. In unserer Tracht, wenigstens in der der Männerwelt, ist der dunkle Grundton überwiegend. Schwarz, Braun, Grau sind bei uns die vorherrschenden Farben. Anders im Mittelalter.

An Sonn- und Festtagen stolzirten die wohlhabenden Leute in scharlachrothen Gewändern mit citronengelbem Unterfutter umher und je schreiender eine Farbe, desto beliebter war sie. Allerdings konnten sich nur die Reichern diesen Luxus gestatten, denn diese bunten Stoffe waren kostbar, und welchen Werth man auf diese bessern Zeuge legte, wird man vielleicht mit daraus erkennen, daß Graf Heinrich von Schwerin, der Schwarze genannt, dem von ihm besiegten Dänenkönig Woldemar (regierte v. 1202—1241) unter andern Bedingungen auch die auferlegte, ihm tausend Ellen flandrischen Scharlachs zu Kleidern für hundert Ritter zu liefern.

In der Herstellung dieser glänzenden Farben blieben die Niederländer Meister. Kein Volk vermochte darin mit ihnen zu wetteifern. — Vornehmlich in Nord- und Mitteldeutschland stand die Färberei der Wollenstoffe noch auf einer niedrigen Stufe. Grau, Schwarz, Braun, Grün, Blau waren die Hauptfarben. In diese Farben kleidete sich die große Masse des Volkes.

Die Weltgeschichte wählt sonderbare Wege, um die Entwicklung der Kultur zu fördern. Selbst die Brandfackel des Krieges macht sie ihren Zwecken dienstbar, und religiöser Fanatismus, bigotte Verfolgungswuth haben mehr denn einmal dazu beitragen müssen — wenn auch wider Willen — der friedlichen Arbeit neue, große Provinzen zu erobern. Wer erinnert sich nicht der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) und der Austreibung der Hugenotten, von denen Hunderttausende ihren Gewerbfleiß, ihre Bildung mit nach Deutschland und England brachten und durch Erhöhung des Wohlstandes der Gegenden, in welchen sie sich niederließen, den Schutz reichlich vergalten, den ihnen die protestantischen Regierungen angedeihen ließen!

Ein ähnliches Ereigniß, wie das der französischen Hugenotten-Austreibung, sollte die Veranlassung zur Hebung der Wollenindustrie Mitteldeutschlands werden. Es war im Jahre 1567, als König Philipp II. von Spanien den Herzog Alba nach den Niederlanden schickte, um diese reichen und blühenden Provinzen, welche durch Heirath und Erbschaft an die spanische Krone gekommen waren, zu einem einheitlichen Königreich zu verschmelzen. Ausrottung des protestantischen Glaubens und Vernichtung der Provinzialrechte waren die Vorbedingungen eines Unternehmens, zu welchem der bigotte, auf seine königliche Machtvollkommenheit eifersüchtige Souverän sowol durch seine politischen, wie religiösen Grundsätze gedrängt wurde. Er ging damit um, einen Staat zu gründen, in welchem nur ein Wille gelten sollte: der seinige, nur ein Glaube

herrschen durfte: der römisch-katholische. In diesem Sinne gab Philipp II. seinem Feldherrn die weitgehendsten Vollmachten und Instruktionen mit. Er legte Tod und Leben der Niederländer in des harten Alba blutbefleckte Hand, er gab ihm die Brandfackel mit, die den Scheiterhaufen anzündete, wie das Richtschwert zur Vernichtung der Widerspenstigen.

Und der Herzog war der Mann, von diesen Werkzeugen den furchtbarsten Gebrauch zu machen. Aber er, wie sein Gebieter hatten sich in dem Glaubenseifer, in der Vaterlandsliebe, in dem Freiheitssinn, wie in der Widerstandskraft der Niederländer verrechnet. Ein blutiger Volksaufstand antwortete auf die Greuelthaten Alba's. Wilhelm von Oranien stellte sich an die Spitze der Bewegung, und nach einem langjährigen Kriege wurde Spanien 1609 genöthigt, die Unabhängigkeit der Niederlande, die sich zur Republik konstituirt hatten, anzuerkennen.

Während dieses vieljährigen Krieges verließen Tausende von Niederländern, besonders aus den südlichen Provinzen Flandern und Brabant, ihr Vaterland, um sich in England und Deutschland eine neue Heimat zu gründen. Zu diesen Flüchtlingen reformirten Glaubens gehörte auch ein Bürger von Tournay (Doornik) Namens Nikolaus de Smit. Ueber das Jahr, in welchem dieser seiner Vaterstadt Tournay den Rücken kehrte, läßt sich nichts Sicheres feststellen. Vermuthlich, daß er zu jenen Reformirten Tournay's gehört, welche Ende des Jahres 1581 aus ihrer Vaterstadt wegwanderten.

Tournay (im Hennegau an der Schelde gelegen, noch gegenwärtig eine befestigte Stadt mit großer Industrie und etwa 36,000 Einwohnern) war am 29. November 1581 nach zweimonatlicher tapferer Vertheidigung durch die Frau des abwesenden Kommandanten, die Dame von Lalaing, in die Hände des spanischen Oberfeldherrn Prinz Alexander Farnese gefallen. In der Kapitulation, die zwischen diesem und Marie von Lalaing abgeschlossen wurde, sicherte Farnese der Besatzung und den reformirten Einwohnern freien Abzug zu und Hunderte von reformirten Bürgern verließen ihre Heimat.

Daß sich Nikolaus de Smit unter ihnen befand, ist meinerseits allerdings nur eine Vermuthung, indessen diese Vermuthung wird fast zur Gewißheit, wenn man dabei noch einen andern Umstand berücksichtigt. Nikolaus de Smit war, wie die Aufschrift seines Leichensteines auf dem Gottesacker zu Gera sagt, am 5. November 1541 zu Tournay geboren. Er ist, wenn meine Annahme richtig ist, als er seine Geburtsstadt verließ, gerade 40 Jahre alt, also im kräftigsten Mannesalter gewesen, in welchem der Unternehmungsgeist sich noch lebhaft und nachhaltig äußert. Wohin sich Nikolaus de Smit nach der Auswanderung aus der Heimat zunächst gewendet, ist unbekannt geblieben.

Erst zu Anfang der neunziger Jahre, um 1593 und 1594, finden wir ihn in Leipzig wieder, wo er eine Wollenzeugfabrik zu begründen suchte. In mancher Hinsicht mochte Leipzig für ein solches Unternehmen als ein günstiger Boden erscheinen. Es war nicht nur einer der Hauptplätze des deutschen Binnenhandels, sondern auch in der Mitte eines Landes gelegen, in welchem damals schon eine äußerst zahlreiche Weberbevölkerung lebte. So giebt Böttiger in seiner Geschichte von Sachsen (II. Bd. S. 51) an, daß unter dem Kurfürsten August (regierte von

1553—1586) sich die Zahl der Zeugmacher um 11,000, die der Leinen-, Zwillich- und Damastweber um 21,000 vermehrt habe. Der Unternehmungsgeist de Smits kam jedoch Leipzig nicht zugute. Möglich ist es, daß sein Vorhaben an de Smit's calvinistischer Glaubensrichtung scheiterte. Gerade damals zeigte sich Sachsen in dieser Hinsicht äußerst streng. Genug, Nikolaus de Smit verließ Leipzig und siedelte 1595 nach Gera über.

Gera, an der weißen Elster im Fürstenthum Reuß j. L. an der alten Reichsstraße gelegen, die aus Schwaben und Franken nach Sachsen und Schlesien führte, war damals eine Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern. Enge, dunkle Straßen und Gäßchen um das stattliche Rathhaus am Hauptmarkte gruppirt, dieses Gewirr von Straßen, Gassen und Plätzen umschlossen von einer hohen Mauer und einem tiefen, theilweise mit Wasser gefüllten Graben, die Mauer besetzt mit einer Anzahl hoher, starker Thürme und von fünf überwölbten Thoren durchbrochen, an welchen Scharwächter mit Hellebarden und Seitengewehr nach allen Seiten hinausschauten, unweit der Stadt der vom Voigtlande herabkommende Elsterfluß vorbeifließend, der einen Theil seines Wassers an den mitten durch die Stadt geleiteten Mühlgraben abgiebt, dicht vor den Thoren Wiese und Wald und alles dieses umsäumt von mäßig hohen Bergen, deren südliche und westliche Höhen von dichten Wäldern besetzt waren: also war das Bild Gera's und seiner nächsten Umgebung am Ende des XVI. Jahrhunderts, zur Zeit der Niederlassung des de Smit. Was es heute geworden ist, darüber berichten wir in aller Kürze am Ende dieser Darstellung.

Nikolaus de Smit war nicht der erste Niederländer, der sich in Gera niederließ. Schon im Jahre 1570 hatten sich mehrere niederländische Weber und Wirker hierher gewendet. Anfänglich mußten dieselben heftige Streitigkeiten mit den inländischen Weberinnungen, besonders mit der zahlreichen Tuchmacherzunft bestehen. Die Tuchmacher klagten, daß die niederländischen Weber die Spinnerinnen und Arbeiter besser bezahlten, diese Leute dadurch stolzer und ihnen selbst die Arbeitskräfte theurer machten. Wiederholt wandten sie sich mit ihren Beschwerden über die fremden Einwanderer an den Landesherrn und erwirkten endlich auch ein Verbot, nach welchem den fremden Zeugmachern untersagt wurde, ihre Wolle in der Stadt spinnen zu lassen. Es darf uns ein derartiges Verbot aus dem Jahre 1570 nicht befremden. Wir haben ja noch im XIX. Jahrhundert in deutschen Staaten ähnliche Dinge erlebt, und die Siege der Gewerbefreiheit und der damit zusammenhängenden Freizügigkeit sind in Deutschland von sehr jungem Datum.

Es war daher natürlich, daß die Niederlassung de Smit's, der nicht allein kam, sondern von Leipzig eine Anzahl niederländischer Wirker mitbrachte, von neuem die Mißgunst und die Vorurtheile der inländischen Zünftler aufregte. Vervettert und verschwägert mit dem Magistrat der Stadt, gewannen sie den Stadtrath für sich und veranlaßten diesen bei dem Landesfürsten, Graf Heinrich Reuß Posthumus, die Ausweisung des Nikolaus de Smit und der niederländischen Weber zu beantragen. Einen eifrigen Bundesgenossen fanden die Zünftler bei diesem Vorgehen gegen de Smit an der städtischen Geistlichkeit. De Smit war, wie die meisten Niederländer, Reformirter oder Calvinist.



Gera in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Die Bevölkerung Gera's huldigte jedoch dem lutherischen Glaubensbekenntniß. Zwischen Calvinisten und Lutheranern bestand aber damals, besonders in Sachsen und Thüringen, ein Haß, der noch leidenschaftlicher tobte, als jener zwischen Protestanten und Katholiken. An der Spitze dieser orthodoxen Geistlichkeit stand der Hofprediger Friedrich Glaser und nährte von der Kanzel herab die Abneigung der Bürgerschaft gegen die Fremdlinge. Die Beschwerdeschrift wurde daher auch vom Magistrat beim Landesfürsten unterstützt und folgende vier Punkte besonders hervorgehoben: 1. Nikolaus de Smit möchte in der Religion nicht rein sein; 2. mache er die Arbeiter und Spinner stolzer und theuerer; 3. kaufe er viel an Trank und Speise auf; 4. kaufe er, weil er Geld habe, anderen vorweg.

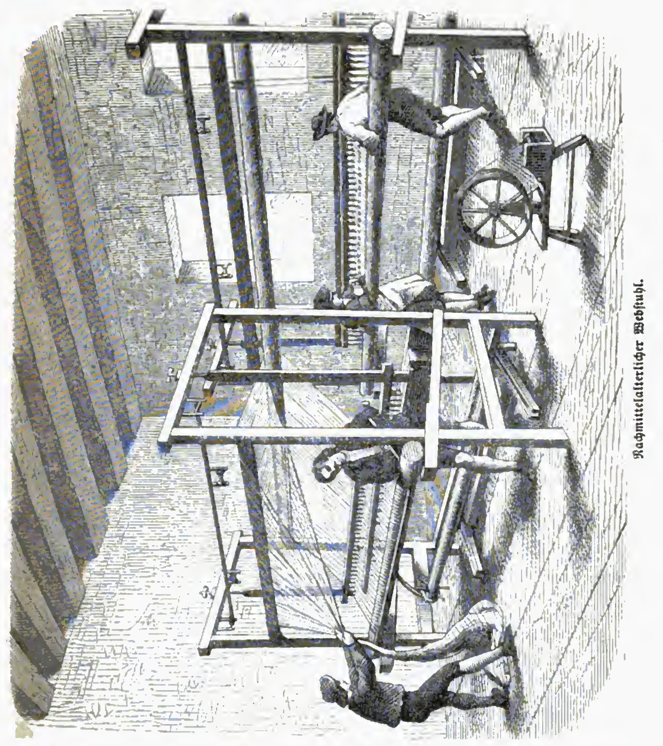
Diese Beschwerden sind in mehr als einer Beziehung interessant für den Kulturhistoriker, besonders der dritte Punkt. Die Verproviantirung kleiner Städte muß darnach im Anfang der Neuzeit eine noch sehr ungenügende gewesen sein, wenn die Einwanderung einer Anzahl Familien und der dadurch erwachsende Mehrbedarf an Lebensmitteln derartige Besorgnisse wachrufen konnte. Graf Heinrich Posthumus, so genannt weil er nach dem Tode seines Vaters geboren, wies indessen die Beschwerdeführer ab. Er war ein einsichtiger Mann, dessen Scharfblick den Nutzen erkannte, welcher der Stadt und seinem kleinen Lande aus der Ansiedelung dieser niederländischen Kolonie erwachsen mußte. Er antwortete dem Rath, daß ihm die Beschwerden weder so begründet, noch so triftig erschienen, um die Niederländer aus der Stadt zu weisen. Und nun begann Nikolaus de Smit eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln.

Die Wollenwaaren, die man vor seiner Niederlassung in Gera fertigte, waren sehr einfacher Natur gewesen, einfach in Bezug auf Weberei, Muster, Farbe, Zurichtung. Wir reden hier nicht von der Tuchmacherei, die hierbei gar nicht in Frage kommt und auf welche de Smit keinen Einfluß ausübte, sondern meinen jene Gewebe, welche man aus Kammwolle fertigt und die man im Gegensatz zum Tuch und den tuchartigen Stoffen schlechthin wollene Zeuge oder glatte Wollenzeuge nennt. Derartige Fabrikate wurden zwar schon vor de Smit's Niederlassung in Gera gewebt, und es bildeten besonders zwei Stoffe unter den Namen Grobgrün und Tripp viel begehrte Artikel, indessen diese Waaren zeichneten sich keineswegs durch Feinheit ihres Gewebes oder ihrer Farbe aus.

Nikolaus de Smit's großes Verdienst besteht nun darin, diesen Industriezweig gehoben und dergestalt den Anstoß zu jener Entwickelung gegeben zu haben, die solche Fortschritte machte, daß schon hundert Jahre nach seinem Tode die Geraer Zeugwaaren eine hervorragende Rolle auf dem Weltmarkte spielten und daß Gera der Mittelpunkt dieser Fabrikation wurde, von wo aus sich dieselbe nach den angrenzenden mitteldeutschen Ländern, namentlich Sachsen, verbreitete.

De Smit war ein Kaufmann im großen Stil. Seine umfassende Thätigkeit vereinigte alle Branchen des Geschäfts in sich. Er ließ nicht nur die Gespinnste von seinen niederländischen Wirkern und den dazu angelernten inländischen Gehülfen weben: er besorgte auch die Zurichtung und das Färben der Stoffe und gründete eine eigene Färberei, aus welcher zum ersten male in Mitteldeutschland jene Wollenstoffe hervorgingen, die sich durch Weichheit und Milde ihres Gewebes, Eleganz ihrer Zurichtung und Pracht der

Farben bald als Lieblingsstoffe besonders der Frauenwelt einschmeichelten. Vor de Smit's Niederlassung hatte man in Gera meistens nur in Schwarz, Braun, Grün und Blau gefärbt. Die letztgenannte Farbe wurde aus dem Waid gewonnen, einer Pflanze, deren Anbau in Thüringen vor dem Dreißigjährigen Kriege sehr gepflegt wurde. Doch die Verwüstungen dieses furchtbaren Kriegs vernichteten zum großen Theil auch diese Waidanpflanzungen, die natürlich nur gedeihen konnten bei friedlichem Erblühen der Gewerbe.



Nachmittelalterlicher Webstuhl.

De Smit färbte Blau meist mit Indigo. Er färbte aber auch in Scharlach und Karmoisin. Die rechte Art der Farbenmischung hatte er in den Niederlanden gelernt. Noch heutzutage wird in vielen Fabriken von den Koloristen die Farbenmischung und Farbenrezeptur geheim gehalten. Diese Geheimnißkrämerei war im Mittelalter, in der Aera der Goldköche und des Steins der Weisen, eine ganz allgemeine. Auch de Smit hielt seine Farbenbereitung geheim, und dieser Brauch erbte sich

lange Zeit in den Fabriken Gera's fort. So mußten noch im Jahre 1669 die Kauf- und Handelsleute Graf, Joh. Müller, Koch und Eichmann, als sie Privilegien zur Handlung und zur Schön- und Waidfärberei erhielten, folgenden Revers ausstellen:

„Und weil das Schön- und andere Färben und Bereiten gleichsamb das Hertz bei der Zeughandlung iß, wir damit alßo umgehen wollen, daß solche Wissenschaft soviel als möglich geheimb gehalten und durch Offenbarung derselben gedachte Handlung nicht von hiesiger Stadt weggebracht werde.“ . . .

Was aber für jene Zeit ein Geheimniß war, das ist es nicht mehr für die unsrige. So wissen wir, daß de Smit zum Scharlachfärben die sogenannten Scharlachbeeren, Grains d'écarlarts, auch gewöhnlich nur Grana genannt, benutzte, zum Karmoisin jenen Pflanzenstoff, der aus Asien, Spanien und Südfrankreich bezogen wurde und der den Namen Kermes hatte, ein ursprünglich armenisches Wort, welches von den Arabern, die diese Pflanze in Spanien anbauten, adoptirt worden war. Aus „Kermes“ wurde Kermesiny, Karmesin und schließlich Karmoisin. Außerdem verwandte de Smit zum Rothfärben: Krapp, Brasilholz, rothen Sandel, Orseille und Lecanora tartarea. Die beiden letzten Farbestoffe sind zwei Felsenflechten, die besonders in Spanien vorkommen.

Es war im Jahre 1596, als Nikolaus de Smit zum ersten male mit seinen Waaren die Leipziger Messe bezog. Sein Fabrikat erregte Aufsehen, und von da an verbreitete sich rasch der Ruf der Geraer Zeugwaaren. Blieb die Fabrikation dieser Stoffe später auch nicht auf Gera beschränkt, sondern breitete sie sich in den benachbarten Ländern Mitteldeutschlands aus, so war doch hier ihr Ursprung zu suchen und de Smit der eigentliche Begründer dieser Industrie. Zum Beleg dafür mag folgende Stelle dienen, die wir einem Gutachten der Kurfürstlich sächsischen Oekonomie-, Manufaktur- und Kommerzdeputation vom Jahre 1774 entnehmen.

„Wenn wir in die früheren Zeiten zurückgehen“, heißt es darin, „so belehren uns diese, daß der Grund zu den nützlichen Spinnereien hauptsächlich in denen benachbarten Gräflich Reußischen Landen sich etablirten Fabriken gelegt worden, die durch ihren überaus starken Vertrieb der wollenen Zeugwaaren in die entferntesten Weltgegenden den Anwuchs der Chursächsischen und Sächsisch-Gothaischen Spinnereien möglichst befördert, und nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gebracht haben; wie man denn sowol in Italien, Spanien, Frankreich, ja in ganz Europa alle Arten dieser Zeuge, sie mögen nun schon in Chursachsen oder in den Fürstlich Gothaischen Ländern verfertigt worden sein, mit dem Namen Geraer Zeugwaaren als von ihrer ersten Schöpfung her belegt.“

Die technischen Namen dieser weltbekannten Geraer Zeugwaaren lauteten zur Zeit des Nikolaus de Smit sonderbar genug. Da gab es, außer dem schon angeführten Grobgrün und Tripp, Bubensammet, Harras, Vorstadt, Calcebrey und Hundskoth. Von letzterem Stoffe gab es „zweiflechtigen“ und „schmalen“ Hundskoth. Gegenwärtig führen die Geraer Zeugwaaren, vervollkommnet durch die Fortschritte der Industrie, andere Namen, als vor zweihundert bis dreihundert Jahren. Welche Dame kennt nicht den wollenen Atlas, Satin, Rips, Alepine und wie diese weichen, eleganten Frauenkleiderstoffe alle heißen, die von Gera aus nach allen Weltgegenden versendet werden und trotz der vielfältigen

Konkurrenz, die im Laufe der Zeit aufgetaucht ist, noch immer den ersten Ruf im Handel behaupten und besonders wegen ihrer Solidität gesucht sind!

Nikolaus de Smit lebte und wirkte volle 28 Jahre in Gera. Er erreichte ein hohes Alter, denn er starb erst im 81. Lebensjahre am 7. März 1623. Er hinterließ ein für damalige Zeiten beträchtliches Vermögen. Dasselbe wurde, Grundbesitz und bewegliche Habe eingeschlossen, auf 7400 Thaler gerichtlich abgeschätzt. Nach unseren jetzigen Begriffen und dem gegenwärtigen Geldwerth allerdings eine sehr mäßige Summe, aber für jene Zeit, in welcher Wittenberger Professoren ihren Knechten, wenn sie nach Leipzig fuhren, als Zehrpfennig einen Groschen mitgaben, der zur Bestreitung des Unterhalts von Mann und Roß reichen sollte und auch reichte, eine sehr beträchtliche Summe.

Fassen wir am Schluß dieser Skizze die Verdienste unseres Nikolaus de Smit noch einmal zusammen, so finden wir, daß er einestheils die niederländische Wollenzeug-Manufaktur in ihrem ganzen Umfange in Gera und damit in Mitteldeutschland heimisch gemacht hat; anderentheils die Kunst der Schönfärberei ebendaselbst einführte, weiterhin sowol die Wollkämmerei wie Garnspinnerei vervollkommnete und endlich durch Anlegung eines kaufmännischen Etablissements im großen Stil die inländische Fabrikation in den Weltverkehr einführte.

Wer jetzt in schönen Sommertagen, auf der Gößnitz-Geraer Bahn von Osten oder auf der Thüringer Bahn von Nordwesten kommend, in das reizende Thal einfährt, in welchem Gera liegt, der erkennt sofort an den zahllosen hohen Fabrikessen, daß er in eine Stadt kommt, die einen hervorragenden Platz in der deutschen Industrie einnimmt. Diese Industrie arbeitet längst nicht mehr blos mit Menschenhand. Sie hat den Dampf und die Mechanik in ihre Dienste genommen und ein Gang durch die Arbeiterviertel Gera's, in welchen die hohen Fabrikgebäude stehen, läßt uns das markerschütternde Rasseln der stählernen Klingen von tausend und wieder tausend mechanischen Webstühlen hören, welche die Dienste der Menschenhand übernommen haben. Doch wenn die Handweberei sich auch sehr vermindert hat, so ist sie doch noch nicht ganz erloschen und besonders gewisse feinere Stoffe werden noch immer durch Handweberei gefertigt. Aber die Zeit wird einst kommen, wo die Maschine, die jetzt schon den Jacquardstuhl treibt, die Handweber vollständig verdrängt haben wird....

Das Saatkorn, welches Nikolaus de Smit gelegt, hat hundertfältige Frucht getragen. Ein großes, volles Industrieleben pulsirt jetzt in Gera's Mauern. Es gehört heute mit zu den bedeutenden Fabrikstädten Deutschlands.

Die Namen der Firmen Morand und Comp. und Ernst Weber zählen zu den ältesten und solidesten der deutschen Handelswelt. Beide sind Wollenwaaren-Fabrikanten, also recht eigentlich die Nachfolger des Nikolaus de Smit. Im allgemeinen ist aber die Zahl der Wollenwaaren-Fabriken in Gera nicht groß. Die gesammte Fabrikation zählt vielleicht 20 Firmen. Aber der Umfang einzelner Geschäftsthätigkeit ist ein ganz bedeutender; denn einige der hier in Betracht kommenden Häuser beschäftigen Tausende von Arbeitern, nicht nur in Gera, sondern auch in Sachsen, sogar weit hinten in der Lausitz.

Einen altbewährten Ruf genießt die Geraer Leder-Fabrikation. Die Weiß- und Rothgerber gehören zu den wohlhabendsten Gewerbtreibenden, und Geraer Kalbleder ist auf den Leipziger Messen ein gesuchter Artikel.

Bis weit hinunter in die Südsee hat ein anderer Fabrikationszweig Gera's seine Erzeugnisse vertrieben. Wir meinen die Harmonika- und Akkordions-Fabriken. Ein deutscher Reisender — es war wol Gerstäcker — sah auf einer der Südsee-Inseln die Eingeborenen nach den Tönen einer Harmonika tanzen; überrascht ließ er sich das Instrument zeigen und las den Namen der Geraer Harmonika-Fabrik Wagner und Comp. Tausende und aber Tausende dieser Instrumente werden hier gefertigt; von der kleinen Mundharmonika, von denen das Stück mit sechs Pfennigen bezahlt wird, bis herauf zum melodischen Akkordion, von denen das Stück 50 bis 60 Thaler kostet.

Die Eisengießerei und Maschinenbauerei zählt auch ihre Vertreter. Das Etablissement von M. Jahr hat vor allem durch seine hydraulischen Pressen, die durch ganz Europa hin versandt werden, sich ein weites Renommée erworben.— Auch die Pechsiederei hat einen nicht unbedeutenden Umfang.

In neuester Zeit hat sich ein Industriezweig hier entwickelt, von dem zu wünschen wäre, daß er unbekannt geblieben, die Roßhaarspinnereien nämlich, von denen hier drei existiren und eine große Anzahl Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen. Es ist diese Fabrikation leider eine äußerst menschenmörderische, da leicht Lungenschwindsuchten und äußerst rapid verlaufende Blutvergiftungen die Arbeiter dahinraffen. Die Beschäftigung in Arsenikhütten ist kaum gefährlicher, als die in diesen Roßhaarspinnereien. Nicht unbeträchtlich ist auch die Rauch- und Schnupftabak-Fabrikation, in welcher Branche vor allen die Firmen A. Schwenker und Wieprecht und Hauschild zu nennen sind.

So arbeitet und regt sich die Industrie Gera's auf den verschiedenartigsten Gebieten. Begünstigt durch zwei Eisenbahnen, von denen die eine nach Norden, die andere nach Osten führt und zu denen eine dritte nach Süd-Westen (Gera-Eichigt) sich hinzugesellen wird, nimmt es von Jahr zu Jahr einen immer kräftigeren Aufschwung und zeigt wie deutscher Fleiß und deutsche Bildung aus kleinen Anfängen Großes und Dauerndes schaffen kann. —

Auf dem Gottesacker Gera's, rechts vom Eingange, steht das alte in Stein gehauene Bildniß de Smit's in Lebensgröße unter einem tempelartigen Vorbau, dessen Frontispiz in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt: „Er lebt in seinem Werke fort".

Oft habe ich sinnend vor diesem alten Bilde des Niederländers gestanden und über die seltsamen Fügungen der Vorsehung nachgedacht, welche den reformirten Bürger Tournay's aus seiner flandrischen Heimat in das mitteldeutsche Städtchen trieb, wo er der Begründer einer neuen industriellen Kulturperiode werden und Millionen von Menschen die Quellen friedlicher, einträglicher Arbeit erschließen sollte. . . . Mit Fluch beladen stieg der gekrönte Peiniger der Niederlande, Philipp II., hinunter in die Gruft des Escurials; dagegen von tausend Segenswünschen begleitet wurde der alte Niederländer, den jener Philipp II. aus seiner Heimat getrieben, auf dem Friedhofe der kleinen deutschen Stadt, die durch ihn zu ihrer Bedeutung emporwuchs, zur letzten Ruhestätte getragen!

Karl Wartenburg.



Tschernostoi Tinskoi Sawod mit der Ansicht des Ural. (Originalzeichnung v. R. Ludwig.)

Die Demidows

und

die Bergwerks-Industrie des Ural.

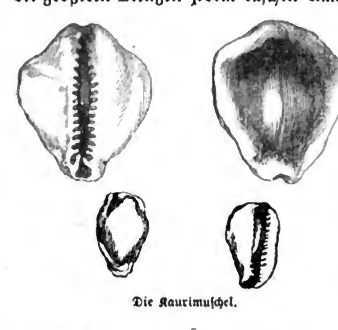
1. Das Gold.

Die einzige und wahre Großmacht der Gegenwart, in deren Reiche nach Hansemann's bewährtem Ausspruch alle Gemüthlichkeit aufhört, das Geld, leitet mit bald zwingendem, bald verlockendem Einflusse das Schicksal der Völker wie der Beherrscher des Erdballs. Von ursprünglich geringen Anfängen erhob sich jene Gewalt sehr schnell zu einem Souverän des allgemeinen Verkehrs, um immer mächtiger und unwiderstehlicher alle Triebräder des sozialen wie politischen Lebens in Bewegung zu setzen, alle geheimen und offenen Kräfte im Bereich der Politik, des Handels und der Industrie zu durchdringen, sie in ihrem Gange zu hemmen oder in der Entwicklung zu beschleunigen.

Die Erfordernisse des täglichen Lebens zu erlangen, bedurften in Ermangelung eines bestimmten Werthmessers schon die ältesten Völker eines Tauschmittels, das nach der höheren oder niederen Kulturstufe jedes einzelnen Volkes in den Gütern seiner eigenen Produktion bestand, d. h. in dem, was es aus der Pflege seines Bodens zog, dem Schoße seiner Berge abgewann oder aus den Erzeugnissen seiner Thier- und Pflanzenwelt schöpfte. So bedienten sich Griechen und Römer in den ersten Perioden ihres Kulturstandes meist des Viehes, während deutsche und andere Völker Getreide oder Thierfelle als Tauschmittel benutzten. Bei den Mexikanern vertraten vor Ankunft der Spanier Kakaobohnen, in Federkiele gefüllter Goldstaub zc. die Stelle des Geldes, und noch heutigen Tages werden z. B. in Virginien Tabak, in Island Kabeljau, an der

Westküste Afrika's Glasperlen und Eisenstangen, in Abessinien Salzstücke, in einigen ostindischen Kolonien Zucker, in Siam, Bengalen sowie durch ganz Centralafrika eine Art kleiner Muscheln („Kauris") als Zahlungsmittel verwendet.

Mit dem Vorwärtsschreiten der Völker auf den Bahnen der Civilisation mehrten sich die Schwierigkeiten, den Werth der Tauschmittel genauer zu bestimmen; denn begreiflicherweise fehlte es, wie dies selbst heute noch der Fall ist, an allgemein anerkannten und gleich hoch gewertheten Gebrauchsgegenständen. Die hierdurch verursachten Werthschwankungen auszugleichen, sah man sich genöthigt, nach einem leicht beweglichen, allgemein brauchbaren Ausgleichmittel zu suchen. Von der zunächst liegenden Benutzung unedler Metalle zu diesem Zwecke stand man bald ab, da das Gewicht des Eisens, des Kupfers &c. bei größeren Mengen jedem raschen Umlauf hindernd im Wege stand, andere Materialien aber wie Leder (im alten Karthago) oder Glas (in Altägypten) allzu vergänglicher Natur waren. Man wendete sich nun der Verarbeitung der „edlen" Metalle, Gold und Silber, in einzelne kleine Stücke als Werthzeichen unter dem Allgemeinbegriff „Geld" zu und überzeugte sich gar bald von der Zweckmäßigkeit dieser alle Vortheile im Verkehr darbietenden Einrichtung. Härte und Dauerhaftigkeit, Schmelzbarkeit und Leichtigkeit der Prägung, eigenthümlich blendender und sich erhaltender Glanz und die hiermit zusammenhängende Tauglichkeit für Schmuck- und Luxusgegenstände, ferner die mit nur wenigen Schwankungen überall gleichartige Werthschätzung, endlich die leichte Handhabung und bequeme Versendungsart vereinigten sich zu unschätzbaren Vorzügen, welche in demselben hohen Grade keinem andern Material eigen waren.

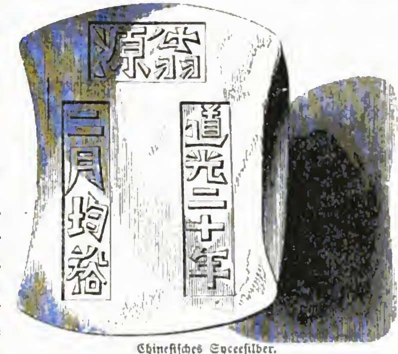


Die Kaurimuschel.

Die erste Verwendung der edlen Metalle geschah in der jetzt noch im Großhandel und internationalen Verkehr vorzüglich in China vorkommenden Gestalt von Gold- und Silberstangen (Barren), deren Gewicht und Gehalt stets einer Prüfung bedurfte. Diese zeitraubende Mühe wußte man aber als einen fühlbaren Uebelstand zu beseitigen, indem man auf gleichmäßig abgeschnittene Gold- und Silberstücke Gewicht und Feingehalt durch ein Zeichen aufprägte und die also gekennzeichneten Metallstücke als geprägtes Geld oder Münzen in Handel und Wandel brachte.

Die Einführung dieses wichtigen Fortschrittes in den Völkerverkehr läßt sich ihrem Zeitpunkte nach nicht genau bestimmen; denn man findet das Metallgeld schon bei den meisten alten Völkern in den ersten Perioden ihrer Geschichte. Der Vater der Geschichtschreibung, Herodot, gesteht den Lydiern, einem Völkerstamme Kleinasiens, den ersten Gebrauch von Gold- und Silbermünzen zu; auf dem klassischen Boden Griechenlands finden wir solche zur Zeit Solon's

(594 v. Chr.), und bei den kriegerischen Römern unter der Herrschaft des Königs Servius Tullius (550 v. Chr.). Diese Geldstücke, denen meist die Bilder der vorher als Zahlung gebräuchlich gewesenen Thiere aufgeprägt waren (daher der lateinische Name Geld: „pecunia" von pecus das Vieh), wurden anfänglich nur nach ihrem Gewichte benannt, so z. B. Sekel bei den Hebräern, Talente bei den Griechen, As in Rom, Marken unter den deutschen Stämmen. Mit der Zeit verloren diese Gewichtsbezeichnungen ihre ursprüngliche Bedeutung und damit ihren Werth, und Namen wie Thaler, Gulden &c. traten an deren Stelle.



Chinesisches Syceesilber.

Obwol nun das gemünzte Metall in beträchtlicher Menge und zwar fast in allen Ländern vorhanden war, so reichte sein Vorrath für den im Laufe der Zeit sich in immer riesenhafteren Verhältnissen bewegenden Handel nicht aus, und ein fühlbarer, stets empfindlich berührender Mangel mußte auf neue und erleichternde Verkehrsmittel denken lassen. Wechsel und Anweisungen, deren erste Spuren sich schon in der Geschichte der alten Zeit vorfinden, traten an die Stelle sofortiger oder Baarzahlung; die landesväterliche Fürsorge einzelner Regierungen, deren Beispiele fast alle civilisirten Länder freiwillig oder durch die Macht der Umstände gezwungen folgten, brachte als Umlaufsmittel die gewünschte Vermehrung der Werthzeichen in Form von staatlich garantirtem Papiergelde auf den Markt oder berechtigte zu einer Gemeinschaft vereinigte Privatpersonen hierzu. Als die jüngsten Kinder der Neuzeit, den Wehen und Krisen des Handels und der Industrie entsprossen, erblicken wir das mächtige und ansehnliche Hülfscorps der Banknoten, Staatsobligationen, Checks, Prioritäten-Aktien u. s. w. Der Werth dieser an die Stelle des Metalls getretenen Werthzeichen stützt sich Gold und Silber gegenüber einzig und allein auf den Kredit,


Amerikanisches Silber.

dessen sich sein Aufgeber erfreut, und ist daher öfteren Schwankungen unterworfen, welche, je tiefer die Grundlagen dieses Kredits und des allgemeinen Vertrauens erschüttert sind, desto beträchtlicher und andauernder werden. Von der zeitweilig alles Maß überschreitenden Entwerthung des Papiergeldes liefern die Schreckensjahre der französischen Revolution ein erschütterndes Beispiel. Millionäre, die sonst im Ueberfluß geschwelgt, waren damals oft nicht im Stande, mit den Assignaten ihres Staates (französ. Papiergeld), deren Werth bis auf wenige Sous herabgesunken war, sich auf Zeit ein frugales Gabelfrühstück zu garantiren. Auch die Enttäuschungen der letzten Jahre liefern ein beträchtliches Kontingent dieser furchtbaren Entwerthungen, und die Courszettel der Gegenwart veranschaulichen zu Zeiten ein düsteres Panorama der papiernen Schätze.

Sind jedoch bei der großartigen Ausdehnung des heutigen Verkehrs dergleichen Schuldverschreibungen und Werthpapiere als die zweckentsprechendsten und nothwendigsten Verkehrsmittel allgemein anerkannt, so bleibt doch das Metallgeld, sei es in Gold oder Silber, der eigentliche internationale Werthmesser, das alleinige Ausgleichsmittel im Völkerverkehr. Zu manchen Zeiten unterliegt zwar das Gold, seinem minder bevorzugten Bruder dem Silber gegenüber, einer unbedeutenden Preisschwankung; aber beständig ist es seiner größeren Härte und Dehnbarkeit, sowie seines tiefer leuchtenden Glanzes wegen der Götze aller Zeiten und Völker gewesen. Der Durst nach diesem „König der Metalle" war bisher noch ein nie zu stillender, ein unauslöschlicher! Die Leidenschaft, Gold zu erzeugen, unter dem Kunstausdrucke „den Stein der Weisen" aufzusuchen, datirt aus den klassischen Zeiten des Alterthums und pflanzte sich mit unwiderstehlicher Zaubergewalt bis auf unser Jahrhundert fort. Eine förmliche Zunft bildete das hieraus hervorgegangene Gewerbe der „Alchymisten"; Abenteurer, Gelehrte, selbst die Mächtigen der Erde scheuten sich nicht, in die Reihen dieser Götzendiener zu treten. Großartige Geldbeträge, wahre Schätze wurden der Verblendung, dem blinden Glauben in unzähligen Experimenten geopfert, denen zwar manche werthvolle Entdeckung, wie des Meißner Porzellans, des Schießpulvers u. s. w. zu danken ist, — der „Stein der Weisen" blieb jedoch ungehoben im dunklen Schose des Geheimnisses, des Aberglaubens. Die Entdeckung, Gewinnung und Verwendung des Goldes reicht zurück bis in die ersten Zeiten des Menschengeschlechts. Unter sieben, den alten Völkern bekannten Metallen war Gold das erste, welches durch sein Vorkommen im gediegenen Zustande, durch seine keine mühsame Bereitung erfordernden Eigenschaften in allgemeinen Gebrauch kam. Schon damals, als es galt das goldene Vlies zu erringen, folgte Noth, Elend und Verbrechen den Entdeckungen des Goldes auf dem Fuße; das lehren die Beispiele seit den Tagen des Alterthums. Diodor berichtet uns von den Goldminen an den Grenzen Aegyptens (wol am Blauen Nil), in denen Verbrecher und Unschuldige Tag und Nacht im Schweiße ihres Angesichts arbeiten mußten, um die Schatzkammer der Könige zu füllen. Söldlinge aus barbarischen Nationen, deren Sprache sie nicht verstanden, waren ihre hartherzigen Aufseher, und weder Alter noch Geschlecht wurde geschont, sodaß infolge schlechter Behandlung mancher todt zwischen den erbeuteten Schätzen niederstürzte. Der Jude, der heute noch seine besondere Freude an dem edlen

Metalle hat, kannte es auch von allem Anfange an. In den Schriften des Alten Testaments heißt es von Israel's Stammvater Abraham: „Er war reich an Herden, Silber und Gold" und „alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren gülden". Der Goldreichthum des Königs Ninus, Ninive's Gründer, der alle Schätze Baktriens besaß, des Perserkönigs Darius Hystaspis, Alexander's von Makedonien und des sprüchwörtlich gewordenen Krösus ist historisch festgestellt. Griechenland hatte nach Herodot's Angaben Goldwäschen, das handeltreibende Karthago verkehrte durch Goldsand mit einem dunkelfarbigen Stamme Afrika's, in Spanien, Portugal und Gallien erweiterten die kriegskundigen Römer die ersten Anfänge des Bergbaues und entdeckten später in Illyrien, Ungarn, Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei reichhaltige Goldgruben und Wäschen. Als aber das gewaltige Reich der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt im dritten und vierten Jahrhundert in Trümmer zerbarst und Asiens wilde Horden einer verheerenden Sindflut gleich über den Osten Europa's hereinbrachen, da waren die Bergwerke theils durch übermäßige Ausbeutung erschöpft, theils die noch ergiebigen mit ungezügeltem Vandalismus zerstört.



Eintritt in Kremnitz.

Heutzutage, wo man ganz methodisch beim Aufsuchen des Goldes zu Wege geht, ist man in der Erkenntniß weiter als im Alterthum, denn man weiß jetzt, was früher nicht geahnt wurde, daß das Gold in geographischer Beziehung an keinerlei Grenzen gebunden erscheint. Es herrschte allerdings die irrige Meinung, daß die edlen Metalle in den heißen Ländern am besten „wüchsen". Doch schon ein Blick auf die Goldbergwerke in der Taiga Sibiriens genügt, um das Unstatthafte dieser Ansicht darzuthun; dort treibt der Golddurst die Menschen hinauf bis zum 70. Breitengrade, um den ewig gefrorenen Boden zu durchwühlen. Ebenso wenig bestimmt die physikalische Konfiguration oder die Bodengestaltung den Goldreichthum eines Landes. Es kann ans Meer grenzen wie Kalifornien, tief im Innern liegen wie der Ural, flach oder bergig sein — das

alles hat keinerlei Einfluß. Einzig und allein die geologische Beschaffenheit der Gebirge wirkt hier bestimmend, und auch der große Humboldt war im Irrthum, als er annahm, daß Gold in größerer Menge nur in Gebirgen vorkäme, die parallel den Längengraden verlaufen. Mit all den neuen Thatsachen an der Hand, welche in den letzten zwei Jahrzehnten bekannt wurden, können wir jetzt sagen, daß die sogenannten azoischen und paläozoischen Formationen unter den geschichteten Gesteinen die einzigen großen Fund- und Lagerstätten des Goldes sind. Warum? Darauf freilich müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Tappte man daher früher beim Goldsuchen im Dunklen, so läßt sich jetzt, wenn die Geologie eines neuentdeckten Landes bekannt wird, mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, ob dasselbe goldhaltig ist oder nicht. Allein hierauf wartete man im Mittelalter nicht.

Der stets aufs neue erwachende Golddurst überließ das kostbare Metall dem dunklen Schose der Erde keineswegs; hervor an das Licht des Tages sollte es aus seiner vieltausendjährigen Ruhe gezogen werden. Im VIII. Jahrhunderte bereits wurden bei Eule in Böhmen wiederum ergiebige Goldgruben bebaut, und der Grubenbesitzer Rothlow daselbst erbeutete im XIV. Jahrhundert allein aus 12 von seinen 48 Kuxen in drei Monaten eine Summe von 300,000 Goldgulden. Schemnitz in Ungarn und Kremnitz (daher die Kremnitzer Dukaten), die früher schon mit Goldwäschen versehen waren, betrieben ebenfalls im VIII. Jahrhundert den Abbau von Goldstätten; im XI. bis XIII. Jahrhundert schloß Schlesien sich erfolgreich diesen Ländern an, und das Saifenwerk bei Goldberg lieferte wöchentlich 150 Mark Gold; nach Georg Agricola's Berichten wurde bei Goldkranach im Fichtelgebirge gegen das Ende des XV. Jahrhunderts wöchentlich für 1500 Goldgulden Gold ausgewaschen. Der Welser und Fugger großartiger Antheilnahme an der Förderung edler Metalle haben wir früher schon gedacht. Daß auch „der Vater Rhein" seit unvordenklichen Zeiten fleißigen Händen seinen Zoll an Gold darreichte, ist eine bekannte Thatsache. Oft gab beim Auffinden des Goldes ein glücklicher Zufall den Ausschlag, wie im Harze, dessen Bergwerke schon im X. Jahrhundert eröffnet wurden. Hier entblößte das ungeduldig scharrende, an einen Baum gebundene Pferd eines Jägers die Gold- und Silberadern, wie die Wagen hallescher Salzhändler bei dem nun blühenden Freiberg in Sachsen in ihren Gleisen das silberglänzende Metall aufrissen.

Asien war, wie bereits erwähnt, als goldreiches Land den ältesten Kulturvölkern bekannt und lieferte anfänglich ungeheure Massen des edlen Metalls, aber die gänzliche Unbekanntschaft der Asiaten mit dem regelmäßigen Abbaue der Goldlager und goldführenden Adern ließ diese ergiebigen Quellen bald dem Versiegen nahe bringen. Japan, Hinterindien, die Sundainseln, von diesen namentlich Borneo, brachten allein noch Goldsand in den Handel. Seit Bearbeitung der ergiebigen Erzgänge des Schlangenberges im Altai (1736) und nach Auffindung der goldführenden Quarzgänge am Ostabhange des Ural (1743) strömen Asiens fast ausgetrocknete Quellen wieder reichlich und anhaltend.

Zum kleinsten Theile nur dem Weltverkehr erschlossen, mögen wol Afrika's verborgene Goldschätze sein; dem Forscherdrange unerschrockener Reisender ist es noch nicht gelungen, ganz den Schleier zu heben, welcher das Innere, den Hauptkern dieses wundersamsten Länder- und Völkerräthsels verhüllt. Am

Nordrande seines innern Hochlandes, an der Goldküste des Westens und an den Küstenländern im Südosten, sowie im Osten am Blauen Nil und Kordofan, dem alten Aethiopien, welches den Pharaonen schon seinen Tribut an Gold steuerte, finden sich die Hauptlager dieses Erdtheils. Auch diese wichtigen und etwas bekannteren Punkte leiden unter einer stiefmütterlichen Behandlung ihrer Einwohner, deren Kulturzustand einer regelrechten Abbauung sich durchaus abgeneigt zeigt.



Sutter's Sägemühle. Stelle der ersten kalifornischen Goldauffindung.

Als das reichste Goldland Afrika's muß Bambuk im Süden des Senegal angesehen werden, wo sich alles, alt und jung, mit Goldwaschen beschäftigt, denn es giebt dort kein einziges Dorf, wo man nicht aus den Flüssen, trockenen Bächen oder gegrabenen Brunnen und Schachten Gold gewinnt. Frankreich trachtet danach, sich dort ein zweites Kalifornien zu schaffen, denn von den Mündungen des Senegal aus vordringend, hat es in Bambuk bereits festen Fuß gefaßt.

Amerika's Entdeckung erschloß dem Handel Mexiko's, Peru's, Bolivia's, Brasiliens u. s. w. unergründliche Gold= und Silberlager und gab Veranlassung zu einer nähern Kenntniß der Eigenschaften und vielfachen Untersuchungen über Aufbereitung, Schmelzung und Scheidung des Goldes. Immer weiter trieb der Golddurst die Conquistadoren und immer neue Goldfelder wurden entdeckt, die eine Zeit lang die Alte Welt mit dem edlen Metalle förmlich überschütteten und eine Wandlung, beziehentlich Steigerung aller Waarenwerthe hervorriefen. Erst nach Jahrzehnten empfindlicher Schwankungen machten sich Stockungen

bemerkbar. Sowie im geistigen und staatlichen Leben der romanischen Völker Amerika's stoßen wir hier auch im Gebiete des Verkehrs, der Entdeckungen und des Handels jetzt nur auf Rückschritte. Seit den Tagen, als Spanien Weltmacht war und seine Silberflotten, von Bukaniern verfolgt, den Ozean durchkreuzten, um die reichen Schätze der Neuen Welt heimzuführen, sind auf dem Gebiete der Goldentdeckungen im Grunde Fortschritte nicht vorgekommen. Die Ausfuhr an edlen Metallen hat in dem daran so reichen Brasilien jetzt gänzlich aufgehört, und so weit ist man dort herabgekommen, daß man für den Bedarf der Münze Gold zur Hälfte, Silber aber gänzlich aus dem Auslande bezieht, und daß nur eine einzige Münze, zu Rio Janeiro, besteht. Bolivia lieferte im Jahre 1862 die ärmliche Summe von 39,420 Dollars Gold in den Handel; Mexiko vor den letzten Bürgerkriegen für 1 bis 2 Mill. Piaster; Erschöpfung einzelner Minen, noch mehr aber die Trägheit der Eingeborenen und die schlechte Beschaffenheit der Arbeit in den Bergwerken haben es bewirkt, daß Peru, das ob seiner Schätze so viel gepriesene, im Jahre 1865 nur für 105,936 Dollars Gold exportirte. Chile liefert, neben vielem Silber, eine halbe Million Piaster Gold. So sind die früheren spanischen Kolonien, deren Goldreichthum einst von der ganzen Welt angestaunt wurde, und mit ihnen die Ausbeute an edlen Metallen gesunken. Von dort kamen seit ihrer Entdeckung im Jahre 1492 bis zum Jahre 1809, also in 317 Jahren, nach Alexander von Humboldt 2,071,530,000 Thaler nach Europa, während Kalifornien und Australien von 1848—1864, also binnen nur 16 Jahren, weit über die Hälfte dieser Summe lieferten.

Bei der Entdeckung des kalifornischen Goldes hatte die blinde Göttin ihre Hand im Spiele. Als nach der Abtretung dieses Landes an die Vereinigten Staaten statt kreolischer Jesuitenväter und brauner Indianer angelsächsische Kolonisten einrückten und das Sternenbanner entfaltet hatten, fand ein gewisser Marshall im April 1848 in dem Mühlgerinne einer Sägemühle des Kapitän Sutter am American Fork, einem Nebenflusse des Sacramento, die ersten Goldblättchen.

Nach drei Monaten arbeiteten dort schon über 8000 Menschen in den Goldwäschereien, und ein halbes Jahr später waren beide Seiten des Atlantischen Ozeans in Bewegung und Kalifornien in jedermanns Munde. Dort ist mittlerweile nun ein großes Agrikulturland entstanden, in dem das Gold bereits auf die zweite Stufe herabgedrückt erscheint. Seewärts haben sich neue Handelswege nach China, Japan und dem Amur eröffnet, der Ackerbau wird immer bedeutender und dasselbe gilt von der Gewerbthätigkeit. Die Handelsschiffe aller seefahrenden Nationen flaggen jetzt im Hafen von San Francisco, das sich zu einer blühenden Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern entwickelt hat.

Neben Kalifornien sind die andern pazifischen Staaten der amerikanischen Union in die Reihe der Goldländer getreten, wie sich denn überhaupt herausgestellt hat, daß der ganze weite Nordwesten Amerika's, bis hinauf zu den ehemals russischen Besitzungen, dem heutigen Aljaska, goldhaltig ist. Arizona, Nevada, Oregon, Washington, Idaho — alle diese Staaten und Territorien, nicht minder Britisch-Columbia und die neue britische Kolonie Steckin sind alle reich, sehr reich an dem edlen Metalle, und wenn auch der Ertrag aus den Goldwäschen im Sande im Abnehmen, ja im gänzlichen Erlöschen begriffen ist, so

liefern doch die festen Quarzriffe, die nach der hydraulischen Methode bearbeitet werden, noch auf Jahrhunderte hinaus Gold. Der deutsche Mineralog v. Richthofen, der beste Kenner des kalifornischen Bergbaues, stellt einen Gesammtwerth der Goldausfuhr San Franzisko's auf, welche auch einen bedeutenden Theil der Produktion der oben angeführten Staaten enthält. Nach seiner Schätzung beläuft sich die Gesammtausfuhr des kalifornischen Goldes für die 16 Jahre von 1848 bis 1864 einschließlich auf 755,636,355 Dollars, was mit Einschluß der seitdem bekannt gewordenen Ausfuhren von 1864 und 1865 (beinahe 54 und 43 Mill. Doll.) die ungeheure Summe von 852,494,958 Dollars ausmacht.

Ganz anders wie in Kalifornien verhielt es sich mit der Entdeckung der australischen Goldlager, bei denen nicht der Zufall, sondern die Wissenschaft den ersten Antheil hat. Der englische Geolog Roderich Murchison, welcher den Ural bereist hatte, wies die große Aehnlichkeit desselben mit Australien in geologischer Beziehung nach und gelangte durch mancherlei streng aneinandergereihte Schlüsse zu der Annahme, daß auch im jüngst entdeckten Erdtheile Gold sich finden müsse. 1845 verkündigte er diese Ansicht, und am 12. Februar 1850 fand Eduard Hammond Hargraves die ersten Goldblättchen. Alle Scenen, die in Kalifornien gespielt, wiederholten sich in Australien, dessen Aufschwung seit jener Zeit geradezu ein fabelhafter genannt werden muß und dem in der ganzen Weltgeschichte, weder in den Tagen des Alterthums noch in der Neuzeit irgend etwas in Bezug auf die Großartigkeit der Entwicklung auch nur entfernt an die Seite gestellt werden kann. Auch Neuseeland und Tasmania sind in die Reihe der goldspendenden Länder getreten, und das Gold, das edelste der Metalle, ist dadurch zu einem der gemeinsten geworden. Bis Ende des Jahres 1862 betrug, nach einer annähernden Schätzung, der Werth des seit 1851 aus sämmtlichen australischen Kolonien in den Handel gekommenen Goldes 120,110,000 Pfd. Sterling, wozu noch 540,000 Pfd. Sterl. für Neuseeland hinzuzurechnen sind, mithin in zehn Jahren 800 Millionen Thaler! Und dieser Ertrag ist, seit man die Quarzriffe in Angriff genommen, im steten Steigen begriffen. Die neueste Exportliste der australischen Kolonien vom Jahre 1865 weist an Gold auf aus

Victoria	6,190,317	Pfd. Sterling,
Neu-Süd-Wales	2,647,688	„ „
Neu-Seeland	2,226,474	„ „
Queensland	101,352	„ „
	11,165,831	Pfd. Sterling,

Können wir auch unsere Zeit nicht eine goldene nennen, so hat doch unsere Erde solche Reichthümer seit ihrem Entstehen nicht erblickt. Der gewaltige Aufschwung der Goldproduktion erscheint um so augenfälliger, wenn man in Betracht zieht, daß die Menge Goldes, welche während eines Zeitraums von vierthalbhundert Jahren der Erde entrungen wurde, nur um die Hälfte größer ist, als jene Masse, welche innerhalb der letzten 16 Jahre aus den Bergwerken und goldführenden Flüssen Amerika's, Australiens und Asiens zu Tage gefördert und dem Handel und der Industrie dienstbar gemacht wurde.

Leider gestattet uns der Raum nicht, hier Betrachtungen über den Umschwung im Weltverkehr anzustellen, der Platz griff, seit das Gold in so unend-

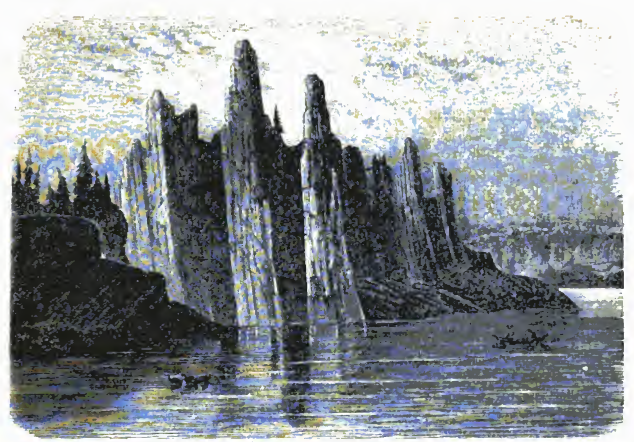
lichen Massen auf den Markt geworfen wurde. Nur einiges sei anzudeuten erlaubt: Wie auf einen Zauberschlag haben wir in den neuen Goldländern Städte aus dem Boden emporwachsen sehen, Straßen und Eisenbahnen wurden erbaut; ein Menschenstrom ergoß sich in Gegenden, die vor kurzem noch Wüsteneien glichen und nun in blühende Kulturlandschaften umgewandelt wurden. Der Pulsschlag der latenten Südsee ward belebt, sie erwachte gleichsam, und das Meer, in dem der große Entdecker Cook nur friedliche Eilandsfluren kennen gelernt hatte, wird seitdem von Tausenden stolzer Handelsdampfer durchkreuzt, die zwischen den australischen und amerikanischen Goldländern kreuzen. An Stelle der braunen und schwarzen Ureingeborenen rückten weiße Menschen ein, die sich mächtig vermehrten, während das einheimische Geschlecht in Australien sowol wie in Amerika und Ozeanien dahinstirbt vor der Kultur, die im Gefolge des gelben Metalles einrückt.

Ein Engländer, Dr. Balfour, hat die Rechnung aufgestellt, daß überhaupt von den frühesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1863 der Werth sämmtlichen der Erde entrungenen Goldes 10,936 Millionen Dollars beträgt, eine Rechnung, die natürlich kaum als annähernd richtig betrachtet werden kann. Nach sichereren Daten beträgt die ganze Goldproduktion von 1500 bis 1848 nicht weniger als 4094 Millionen Thaler; dann trat der große Umschwung durch die kalifornischen und australischen Entdeckungen ein. Jetzt übersteigt der Werth der jährlichen Ausbeute an edlen Metallen schon 380 Mill. Thaler, von welchen 1863 auf die einzelnen Länder entfallen:

Kalifornien	98,000,000	Thlr.
Die übrigen Theile der Union	42,000,000	„
Britisch-Columbia	8,400,000	„
Mexiko	35,000,000	„
Südamerika	18,200,000	„
Ganz Amerika	201,600,000	Thlr.
Rußland	30,800,000	„
Andere Theile Europa's	9,520,000	„
Asien und Afrika	8,085,000	„
Australien	105,000,000	„
Neuseeland und Tasmanien	16,800,000	„
Uebrige Länder	8,400,000	„
Zusammen	380,205,000	Thlr.

Erfahrungsgemäß entfallen von dieser Summe 75,33 Prozent oder 286,412,000 Thlr. auf das Gold und 24,67 Prozent oder 93,793,000 Thlr. auf das Silber. Das Gold ist also hiernach das häufigere von den beiden Metallen.

Rußland steht unter den Goldländern nach der angeführten Liste in vierter Reihe unter allen Ländern da, ja es war im Stande, als die Produktion der Edelmetalle im spanischen Amerika infolge schlechter Verwaltung ins Stocken gerieth und Kaliforniens und Australiens Goldsegen sich noch nicht über die Welt ergossen, allein den Ausfall zu decken.



Die vier Brüder. (Felsen-Ufer der schiffbaren Tschussowaia.)

2. Die Familie Demidow.

Der Aufschwung der russischen Goldproduktion, wie der Bergwerks-Industrie des Zarenreichs überhaupt, ist keineswegs ein alter; er fällt zusammen mit dem politischen Aufschwung des nordischen Kolosses unter Peter dem Großen, ja, er wurde mittelbar sogar durch diesen selbst hervorgerufen. Dieser große Herrscher verstand es, stets die richtigen Werkzeuge für seine Pläne ausfindig zu machen, und so ist es hier der Name der Familie Demidow, deren seltsame Schicksale wir zu besprechen haben, welcher für alle Zeit mit der Entwicklung des Bergwesens am Ural wie in Sibirien in ehrenvollem Zusammenhang genannt werden wird.

Während bei manchen großen russischen Adelsfamilien das kolossale Vermögen, welches sie aufzuweisen haben, von den Vorfahren gerade nicht auf die ehrenhafteste Weise erworben wurde, stammen die Reichthümer der Demidow aus der reinsten Quelle, aus der der gewerblichen Arbeit, und der edle Gebrauch, den viele Glieder der Familie von diesen Schätzen machen, erhöht noch den Werth derselben. Demid Grigoriewitsch Antuféew, ein Kronbauer aus dem Dorfe Pawtschino, zog im siebzehnten Jahrhundert mit seinen Brüdern in die südlich von Moskau gelegene Gouvernementsstadt Tula, wo die Nachkommen der letzteren, die Antuféew, heute noch unter den Kleinbürgern zu finden sind. Demid's Sohn, Nikita, geboren im Jahre 1656 zu Tula, heirathete die Tochter des Waffenschmieds Feodot in Tula. Im Jahre 1679 ließen Vater und Sohn, Demid und Nikita, sich in die Zunft der Tulaer Waffenschmiede aufnehmen, unter denen sie bald durch Geschicklichkeit hervorragten. Als der alte Demid im Jahre 1690 starb, hinterließ er seinem Sohne eine wohleingerichtete Werkstätte mit zahlreichen Arbeitern und zugleich ein hübsches Kapital, das allerdings den heutigen Reichthümern der Demidow gegenüber winzig erscheint, aber doch den Grundstock derselben bildete. Vier Jahre später kam Peter der Große nach Tula.

In seinem Gefolge befand sich der junge Schafirow, ein leidenschaftlicher Jäger und ausgezeichneter Schütze. Dieser wollte sich eine der berühmten Kuchenreuterschen Pistolen, der besten Waffen ihrer Zeit, ausbessern lassen und trug sie auf den Rath einiger Bürger Tula's zu Nikita Antuféew. Wiewol man dem Waffenkünstler Tula's bedeutet hatte, daß er sich zur Reparirung Zeit nehmen, dagegen ja das Möglichste leisten solle, brachte derselbe doch schon nach einigen Tagen die Pistole dem Schafirow zurück, welcher seine Lieblingswaffe genau untersuchte und über die vollständige Wiederherstellung derselben sich höchlichst befriedigt erklärte. Er belobte den Meister, doch dieser bat Se. Gnaden um Verzeihung, daß er die alte Pistole nicht habe wiederherstellen können, da sie diese Wiederherstellung nicht würde haben aushalten können; er habe daher vorgezogen, lieber eine ganz neue Pistole zu machen. Entrüstet sprang Schafirow mit den Worten auf: „Wie kannst du Bart-Russe zu behaupten wagen, diese Arbeit gemacht zu haben?" Demüthig zog Nikita nun eine zweite Pistole aus der Tasche mit den Worten: „Herr, sieh, hier ist die alte Pistole." Schafirow war außerordentlich erstaunt, schließlich überzeugte er sich jedoch von der Richtigkeit der Sachlage und setzte den unterdeß angekommenen Zaren davon in Kenntniß, welch ein Meister in der Kunst der Waffenherstellung in dem kleinen Städtchen seines Reiches lebe. Peter verstand es, überall seine Leute an den rechten Platz zu stellen, und in dem Schmiede von Tula erkannte er alsobald das angeborene Genie.

Bald darauf, während des Türkenkrieges im Jahre 1696, wurden die Schmiede von Tula zur Lieferung von Waffen aufgefordert. Mit vielen andern seiner Zunft erschien auch Nikita vor dem Zaren. Als Peter die stattliche Figur des jungen Mannes erblickte, meinte er, daß er gut unter die Preobraschenskischen Garden passe — Worte, die damals so gut wie Befehl zur Ausführung waren. Nikita stürzte zu den Füßen des Zaren, bat um Schonung und erklärte, daß er der einzige Sohn einer alten Mutter sei. „Beruhige dich", antwortete der Zar, „mache mir 300 Hellebarden, so gut wie dieses Muster, und bringe sie mir nach Woronesch." — „Ich werde sie besser machen", erwiederte Nikita stolz und hielt Wort. Peter bezahlte ihn höher als ausbedungen und beschenkte ihn außerdem mit einem silbernen Becher, sowie deutschem Tuch zu einem Anzug.

Auf seiner Heimkehr nach Beendigung des Feldzuges, infolge dessen Azow 1699 an Rußland abgetreten werden mußte, wodurch der Kaiser seinen Lieblingsplan erreicht hatte, festen Fuß am Schwarzen Meere zu fassen, berührte Peter auch Tula. Der Waffenschmied Nikita war hochbeglückt, als er den Zaren bei sich eintreten sah und aus kaiserlichem Munde vernahm, wie zufrieden man mit seiner Waffenlieferung gewesen. Der Meister bat nun den Kaiser, ihm ein Glas Malvasier anbieten zu dürfen. Damit aber kam er schön an. Peter's Stirn röthete sich bei den Worten: „Wie kommt solch ein simpler Handwerksmann dazu, dergleichen theuren Wein zu trinken?" Unser Nikita jedoch erwiederte demüthig, daß er denselben blos für Se. Majestät angeschafft habe, da der Kaiser selbst ihm seinen Besuch versprochen und er ihn ganz bestimmt erwartet habe. Ihn und seine Ehefrau gelüste nicht nach Malvasier, er trinke nur russischen Branntwein und Meth. „So ist's recht", sagte besänftigt der Kaiser,

„eure Ehefrau soll mir das bringen, was ihr beide trinkt." Und siehe, dieser Trunk mundete auch dem Kaiser so trefflich, daß er zum Dank Nikita's Frau herzhaft küßte. Wenn man weiß, wie der Kaiser bei seinen Besuchen an deutschen Höfen Prinzessinnen, die ihm gefielen, ohne alle Umstände abschmazte, wird man sich hier nicht wundern, wo es nur eine Unterthanin betraf.

Seitdem blieb Nikita in solch hoher Gunst bei dem Kaiser, daß dieser bei Veranlassung der Geburt eines Sohnes des Nikita demselben im Molinow'schen Forste bei Tula ein großes Stück Land sammt Wald, wo sich ausgiebige Erzlagerstätten befanden, behufs Errichtung einer Fabrik im Jahre 1701 zum Geschenk machte.



Grigorij Demidow's Geburtsstätte an der Tschussowaia.

Nikita Antuféew fuhr indessen fort, billige und gute Waffen für die Armee zu liefern. Das gefiel dem Zaren so, daß er den fleißigen Mann zu sich nach Moskau kommen ließ. Hier erschien er mit seinem Söhnchen in Bauernkleidung, wurde aber trotzdem zur kaiserlichen Tafel gezogen und erhielt das Eisenwerk Nevianska unter der Bedingung, fortwährend gute und billige Waffen zu liefern, außerdem aber ward ihm noch das Recht verliehen, im Ural auf Kupfer schürfen zu können, während von ihm etwa zu entdeckende Silberminen dem Staate anheimfallen sollten.

Peter überließ ihm weiterhin große Ländereien mit vielen Leibeigenen, oktroyirte ihm 1707 den persönlichen Adel unter dem von seinem Vater

Demid hergenommenen Namen Demidow und verlieh ihm am 21. Oktober 1720 die erbliche Adelswürde. Nikita durchzog mit zahlreichen Arbeitern und Bergleuten die Wildnisse des Ural und drang längs den Flußläufen immer weiter nach dem Innern des mächtigen Bergrückens vor. Auf einem dieser Züge war es, daß ihm seine Frau mitten in einer bergigen Gegend, fern von allen Stätten der Kultur und unfern von dem heutigen Kajeka an der Tschussowaia sein zweites Söhnchen Grigorij gebar, dessen Geburtsort später durch ein einfaches Kreuz gekennzeichnet wurde. Die großen Bergwerke zu Schuralinsk, Werchne-Tagilsk und Nischne-Tagilsk wurden nun nach und nach von dem ehemaligen Schmied und seiner Familie eröffnet, der erst am 17. November 1725 starb. Der Großadmiral Apraxin hatte noch zu Lebzeiten des Mannes einmal gegen Peter geäußert, wie gut es für Rußland wäre, wenn dort etwa zwei Dutzend solcher Leute lebten. „Ich wäre schon glücklich, wenn ich ein halbes Dutzend hätte", antwortete der Zar, welcher den Werth eines solchen Unterthanen vollkommen zu würdigen wußte.

Die ersten Arbeiter, welche in den Demidow'schen Bergwerken und Eisenhütten am Ural arbeiteten, waren auf kaiserlichen Befehl vom 9. Januar 1703 von der türkischen Grenze, aus dem Ajanskischen und Krasnopolskischen Kreise, sowie aus den Pokrovskischen Klosterdörfern bis an die asiatische Grenze versetzt worden. Ein Wort des Zaren genügte und sie durchmaßen den ganzen weiten Raum des europäischen Rußland, um am Aufschwunge der Hütteninduſtrie ihren Antheil zu nehmen. Natürlich war die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Demidows hauptsächlich der Eisenerzeugung gewidmet, allein dieses hinderte sie keineswegs, auch andere nützliche Sachen zu fördern. So war die Schiffbarmachung der Tschussowaia ihr Werk; nicht minder die Anlegung vorzüglicher Landstraßen in jenen Gegenden, für deren Besiedlung durch ihre Anregung ebenso viel geschah, wie vorher durch die Strogonows, und mit Recht kann behauptet werden: die Strogonows und die Demidows waren es, welche den Ural russifizirten. Beide Familien haben dieses wichtige Gebiet erst den Zaren gewonnen und deren Macht hier befestigt, theils auf dem Wege kriegerischer Unternehmungen, theils auf dem der friedlichen Arbeit.

Allein der Ural blieb nicht die einzige Stätte ihrer Thätigkeit, sie strebten weiter fort, eröffneten alte, unter dem Namen „Tschuktschen-Werke" am Irtysch bekannte Schmelzhütten wieder von neuem und drangen 1725 bis zum Koliwansee mit ihren Eisenhämmern vor. Hier konnten die thätigen Demidows jedoch nicht selbst die Arbeiten leiten, weshalb sie einen ihrer besten Werkmeister, den Demetrius Semenow, genannt Ziegenfuß, als Direktor der am Flusse Sokschewka gelegenen Koliwan'schen Bergwerke einsetzten. Die Technik beim bergmännischen Gewinnen, sowie beim Verhütten der Eisenerze war aber eine durchaus rohe und nahm erst einen größeren Aufschwung, als in den Jahren 1743 und 1744 mehrere Deutsche — die ja überhaupt die Lehrmeister der Russen und die Kulturträger nach Osten sind — nach den Werken am Koliwansee und Ob gesandt wurden. Rechten Zug brachte aber erst die Regierung durch Ukas vom 17. Mai 1744 in die Sache, als diese gleichfalls einen Deutschen Namens Beier beauftragte, die Koliwan'schen Bergwerke zu inspiziren und darüber

Bericht zu erstatten. Kurz vorher war nämlich durch die Demidows auch Silber und Gold in der Gegend von Barnaul entdeckt worden, die jedoch nach dem Gesetze der Krone gehörten. Beier brachte im Jahre 1745 die ersten zu Barnaul gewonnenen Erzstufen im Gewichte von 44 Pud 6 Pfund nach Petersburg zurück und gewann daraus 12 Pfund 32 Solotnik reines Gold im Werthe von 7877 Rubel 38 Kopeken.

Von da aus datirt der Aufschwung Barnauls, das den Demidows nun von der Regierung abgenommen wurde und unter Beier's Verwaltung blieb. Die großartigen Eisenwerke, wie die später eröffneten Goldbergwerke im Ural blieben jedoch im Besitze der Demidows.

Auf diese Weise gelangte eine ganze ober- und unterirdische Welt mit ihren Schätzen in den Besitz der Nachkommen des Werkmeisters von Tula, und es sind seitdem die Enkel und Urenkel zu einer Bedeutung sowie zu einem Reichthum gelangt, der sich aller Berechnung entzieht.

Daß die immer mehr emporstrebende und vom Glück überaus begünstigte Familie sich gar bald auch in dem verliehenen Adelstand zurecht fand, ist ganz natürlich in Rußland, wo neben dem giltigen Rechte der Geburt auch Amt, Verdienst und Auszeichnung jeder Art zum Adel berechtigt oder denselben verleiht. Denn mit Verleihung der meisten Orden ist dort die Adelsertheilung verbunden; das Amt adelt, der Doktor hat den Rang des Majors und ist adelig, der Professor an der Universität erst recht, er steht in dem Range eines Oberstleutnants, der je nach den Dienstjahren bis zu dem des Generals steigt und mit dem Titel Excellenz verbunden ist, eine Auszeichnung, welche auch der Frau Professorin zukommt. Die Demidows zählten seit ihrer Erhöhung zu den betriebsamsten Industriellen der östlichen Gebiete Rußlands, und das Haupt des Hauses gehörte bereits dem Grafenstande an, als Napoleon im Jahre 1812 mit einer halben Million Kriegsvölker in Rußland einfiel. Damals war der Urenkel des Büchsenmachers von Tula, Graf Nikolai, schon im Stande, auf seine Kosten ein eigenes Regiment zum Schutze seines Vaterlandes auszurüsten und nach siegreichen Kämpfen nach Paris zu führen. Es ist vielleicht hier der Ort und auch nicht uninteressant, auf den Unterschied der gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland und Deutschland aufmerksam zu machen. Denn man wird schon daraus erkennen, weshalb es dem Intelligenteren in Rußland viel leichter wird vorwärts zu kommen, als bei uns. Ein Regiments-Büchsenmacher in Rußland hat den Rang des Offiziers. Und weil im Grund und in Wirklichkeit auch in der That bei den meisten europäischen Heeren der Leutnantsrang nichts als ein um eine Stufe höherer Grad über dem des Feldwebels ist, so scheint es uns durchaus nicht nothwendig, daß in unserm deutschen Norden eine Menge dergleichen junge Leutchen zugleich auch infolge ihrer Stellung die großen Herren spielen, es sei denn, daß Vermögensverhältnisse an sich den Begünstigten in Stand setzen, eine vornehme Rolle zu spielen; die Leutnantscharge aber berechtigt dazu nicht. So etwa denkt man wenigstens bei unsern östlichen Nachbarn, und von demselben Standpunkte aus wird auch der Regiments-Büchsenmacher in den russischen Offiziergesellschaften nach dem Grade seiner Tüchtigkeit und Bildung geachtet. Niemand wundert es dort, im Gegentheil, man findet es ganz natür-

lich, daß die Nachkommen des Büchsenmachers Nikita Antufeéw nach hundert Jahren bereits zu den ersten Familien Rußlands in verwandtschaftliche Beziehungen getreten waren. Eine ganz besonders achtungswerthe Eigenschaft der Demidows war es, daß sie, einmal zu hohem Ansehen und ungewöhnlichen Reichthümern gelangt, doch nicht sich trägem Genuß und zerrüttender Ueppigkeit ergaben, sondern ebensowol persönlich es sich angelegen sein ließen, die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst sich dienstbar zu machen, wie sie andererseits auch ihre Unterthanen hierin zu fördern suchten und gleichzeitig das materielle wie geistige Gedeihen derselben im Auge behielten. Diese Grundsätze bewährten Enkel und Urenkel Nikita's. Sein 1786 gestorbener Enkel Prokop Demidow, anderweitig als einer der excentrischsten Charaktere seiner Zeit bekannt, erwarb sich dadurch für alle Zeiten den Ruhm eines Menschenfreundes, daß er die königliche Summe von 1,100,000 Rubel für die Gründung des Moskauer Waisenhauses aussetzte, wofür ihn Kaiserin Katharina II. zum wirklichen Staatsrath ernannte. Dessen Enkel wieder, der 1774 zu Petersburg geborene Fürst Nikolai Demidow, welcher an der Spitze seines Regiments nach Paris gelangt war, konnte sich nach hergestelltem Frieden nicht wieder von Frankreichs Hauptstadt trennen. Er ließ sich in Paris nieder, vorzugsweise in der Absicht, seinem Sohne Anatol, dem gegenwärtigen Haupte des Hauses Demidow (geboren 1813), eine ausgezeichnete Erziehung geben zu lassen. Später wandte sich der kaiserliche Geheime Rath jedoch nach Italien und wählte Florenz zu seinem Wohnsitze. Hier erbaute er jene vielbewunderte prachtvolle Villa S. Donato, deren Kunstschätze und reizende Umgebungen zu den Sehenswürdigkeiten von Florenz gehören. Florenz selbst beschenkte der Kunstmäcen mit einer Armenschule, nachdem er bereits zu Moskau und Petersburg ebensolche Erziehungsanstalten in großartigem Maßstabe errichtet hatte.

Das jetzige Haupt der Familie, Fürst Anatol Nikolajewitsch Demidow, Graf von San Donato und Herr des Gebietes Nischnei-Tagilsk, ward 1813 in Moskau geboren. Wie wir wissen, kam er schon als Knabe nach Paris, um dort seine Ausbildung zu erlangen. Hier widmete er sich seinen Studien mit einem solchen Eifer, als gälte es, sich damit den Lebensunterhalt zu erwerben. Er besuchte die Kollegien St. Barbe und St. Louis, dann die Rechtsschule, zuletzt die polytechnische Schule und war ein begeisterter Schüler Arago's.

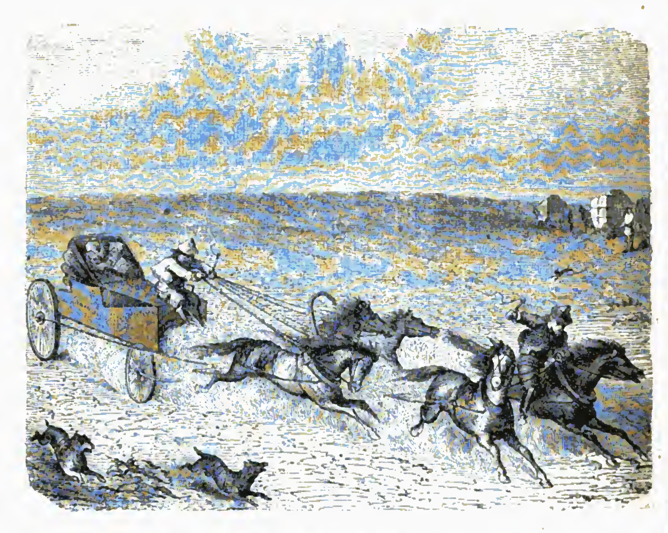
In seinem 18. Jahre kehrte er nach Rußland zurück und übernahm kurz nachher beim Tode seines Vaters die Verwaltung seiner ungeheuren Besitzungen. Der Gebrauch, den er von seinem großartigen Vermögen machte, zeigte, wie sehr er Herzensgüte mit umfassendem Wissen verband. So kaufte er in Petersburg ein großes Gebäude und richtete es zu einer großartigen Wohlthätigkeitsanstalt mit fünf, zu verschiedenen Zwecken bestimmten Abtheilungen ein; einer, wo jährlich 200,000 Mahlzeiten ausgetheilt werden; dann für 150 verlassene Knaben und Mädchen; weiterhin zweien Asylen für Frauen aus besserm sowie aus niederm Stande, und endlich einem „Frauenschutz" für Mädchen bis zum 16. Jahre. Zu jener Zeit, als die Cholera in Petersburg wüthete, errichtete er ein großes Krankenhaus und setzte sich bei der Pflege der Kranken ungescheut persönlichen Gefahren aus.

Gegenüber einer oft erdrückenden Menge von Geschäften heißt es bei Fürst Anatol, seine Zeit wohl einzutheilen und auszunützen. Seine umfassenden industriellen Unternehmungen und Anlagen wollen geleitet, überwacht, weiter ausgebaut werden. Der Mittelpunkt derselben ist Ni-tag im Ural, von wo aus die Leitung des Ganzen erfolgt. Dort unterhält der Fürst eine Menge tüchtiger Oberbeamten, Räthe, Inspektoren, Aufseher, Techniker, Werkführer und ein Heer von Bergleuten, Schreibern, Fuhrleuten, Schiffern u. s. w. Die Natur seiner Bergwerksanlagen erheischt es, daß er sich fortwährend des Beiraths ausgezeichneter Sachverständigen bedienen muß, unter denen wir nur den berühmten Gelehrten Le Play erwähnen wollen, welcher der obersten Leitung des Bergwesens in Frankreich vorstand. Fürst Anatol hat sich den vorerwähnten lieblichen Landsitz S. Donato zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt erkoren. Zum Grafen von S. Donato durch den Großherzog von Toscana ernannt, heirathete er im Jahre 1841 die Tochter Jerome Napoleon's, des ehemaligen Königs von Westfalen und Schwiegersohns von Friedrich, König von Württemberg. Durch diese Verbindung sind die Demidows mit den Kaisern von Frankreich und Rußland in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Jedoch ist jenes Ehebündniß nicht von langem Bestande gewesen, vielmehr durch die Verschiedenheit der Neigungen der Betheiligten bereits nach vier Jahren wieder aufgelöst worden.

S. Donato aber blieb ein Tempel der Musen. Die dort aufgehäuften Schätze der Malerei und Bildnerkunst wurden vermehrt und der prächtige Palast noch mit einer Menge Sehenswürdigkeiten ausgestattet. All den Reichthum an Vasen, Tischen und Kaminen von Malachit und kostbarem Gestein aus den Demidow'schen Bergwerken in Sibirien muß man gesehen haben, um zu einer Vorstellung von dem Besitz und Geschmack des Fürsten zu gelangen; man muß in jenen Zaubergärten der Armida unfern des Arno lustgewandelt, muß eingeathmet haben die Wohlgerüche der weitläufigen mit den seltensten tropischen Gewächsen angefüllten Glashäuser, deren Inhalt meist von dem bekannten Reisenden Baron v. Hügel aus Wien gesammelt worden ist und deren Verpflanzung nach S. Donato mehr als 15,000 Francs kostete, will man zu Vergleichen Veranlassung finden. Trotz seiner vielfachen Geschäfte, sowie seiner entschiedenen Vorliebe zur Kunst folgt Fürst Anatol mit Interesse den Fortschritten der großartigen Demidow-Stiftungen im Erziehungsfache in Rußland wie zu Florenz, deren Zustand er stets verbessert. Indem er seine Zeit zwischen seinen Liebhabereien und ernsten Pflichten sorgsam abwägt, behält er stets in erster Linie seine großartigen industriellen Unternehmungen im Auge, kehrt jedoch, sobald er sich etwas freier weiß, immer wieder nach Italien zurück, wo er fortwährend 14 Räthe, Cassabeamte und Sekretäre u. s. w. beschäftigt. Dieser wahrhafte Edelmann ist in Bezug auf Hochherzigkeit und Menschenfreundlichkeit durchaus in die Fußtapfen seines wackern Vaters getreten. Bei jeder Gelegenheit zeigt er das lebendige Interesse, welches er am Erziehungs- und Bildungswesen nimmt. Er hat insbesondere die Florentiner Anstalt in ganz außerordentlicher Weise gefördert und ermöglicht, daß sie sich, besonders auch mit Rücksicht auf die Erfordernisse der heutigen Industrie fortzuentwickeln vermochte. Zu diesem Zwecke schickte dieser seltene Menschenfreund schon im Jahre 1842 den Anstaltsdirektor sechs Monate

lang auf Reisen, um die Kunst- und Handwerksschulen zu Lyon, Paris, Versailles, London, Battersey, Norword, Lindfield, Stockport, Edinburg, Glasgow, Brüssel, Genf, Lausanne, Hofwyl u. s. w. kennen zu lernen und sich mit Sachverständigen in Verbindung zu setzen. Seitdem ist das großartige Institut Demidow in Florenz dergestalt erweitert worden, daß in demselben eine Menge armer Kinder nicht allein den ersten Unterricht empfangen und unterhalten werden, sondern daß außerdem auch eine Anzahl junger Leute eine etwas höhere Unterweisung erlangen. Sie haben Gelegenheit, zum Spinnen und Weben sowie zu solchen Gewerben angelernt zu werden, zu denen sie ganz vorwiegendes Geschick und Neigung zeigen. In einem besondern Flügel der Anstalt befinden sich Laboratorien sowie Lehranstalten für Seidenweberei, Schuhmacherei, Buchdruckerei, Buchbinderei u. s. w. Fürst Anatol interessirt sich lebhaft für alle Fortschritte auf den Gebieten der Wissenschaft; ihn beschäftigt natürlich vorzugsweise Mineralogie, Geognosie und Geographie. Zu diesem Behufe unternahm er vielfache Reisen und trat mit den namhaftesten gelehrten Gesellschaften in den regsten Verkehr. Er legte Sammlungen an und sendet noch jetzt jährlich acht junge befähigte Männer, nachdem sie besonders und praktisch vorgebildet worden sind, ins Ausland, um sich dort auf seine Kosten zu Baumeistern, Berg- und Hüttenbeamten auszubilden. Durch jährliche Preise von 5000 Rubel muntert er diejenigen russischen Schriftsteller auf, die sich durch gemeinnützliche Werke auszeichnen, und fördert auf ähnliche Weise gelehrte Gesellschaften, besonders solche, die sich die Pflege der Naturwissenschaften als Ziel gesetzt haben. Als sich in den holzärmeren Theilen des russischen Reichs das Bedürfniß nach Steinkohlen geltender machte, veranstaltete Demidow während der Jahre 1837 bis 1840 eine ausgedehnte Untersuchung Südrußlands, die er persönlich leitete. Dieselbe ward zu einer genauen naturhistorisch-geographischen Erforschung des ganzen Pontischen Beckens. Hauptsächlich wurden die Umgebungen des Don und Donetz untersucht, wo bereits längst gemachte Beobachtungen das Vorkommen jenes wichtigen Brennmaterials angedeutet hatten, wie denn auch schon Peter der Große, die Bedeutung jener Gegenden ahnend, in Bezug auf den Steinkohlenreichthum ausrief: „Dies Material wird für unsere Nachkommen eine Quelle des Reichthums werden.“ Zu jener hochwichtigen wissenschaftlichen Expedition wurden mehr als 20 Gelehrte hinzugezogen, und es sind deren Ergebnisse in vier starken Bänden: „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimmée de Anatol de Demidow“ (Paris 1842) veröffentlicht worden. Ein Theil der Mitarbeiter des Fürsten begab sich über St. Petersburg und Moskau nach Neurußland, ein anderer mit dem Fürsten selbst durch Deutschland, Ungarn, die Moldau und Walachei nach dem südlichen Rußland und der Krim. Diesen letztern Theil der Demidow'schen Expedition hat der Fürst selbst in dem ersten Bande jenes umfassenden Berichts beschrieben. Die andern zwei Bände besprechen die sachverständige Erforschung der Kohlenlager von Donetz von dem Vorstand der Bergwerksverwaltung Frankreichs, dem gelehrten M. F. Le Play, berichten über Gegenwart und Zukunft der Mineralindustrie der Donetzkette, über die Bohrversuche und Erzschürfungen von Donetz und enthalten weiterhin verdienstvolle Abhandlungen über Geographie, Meteorologie und Be-

getation jener Gegenden, nebst vielen andern naturhistorischen Untersuchungen, angestellt am Dora und in der Krim von dem Geologen Huot, dem Botaniker Leveille, sowie durch den Begleiter des Fürsten, Professor v. Nordmann, ferner durch Rousseau, Gaubert u. a. m. Ein stattlicher Atlas erläutert und illustrirt den dreibändigen Bericht, und es besteht jener aus 95 Kupfertafeln und Karten in groß Folio nebst einem Album von 100 Folioblättern, lithographirt nach Zeichnungen von dem ausgezeichneten Historienmaler Raffet, welcher den Fürsten zu diesem Zweck begleitete. Das Demidow'sche Werk ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. Wohl dem Lande und dessen Industrie, wo dergleichen fördernde Geister und weit ausschauende Gönner gleich Anatol Demidow leben und im Interesse des Ganzen wirken, wozu freilich sich Demidowsche Mittel mit den erforderlichen Geschäftskenntnissen und dem rechten Willen, der was Großes schafft, vereinigen müssen. Daß die wissenschaftliche Tüchtigkeit des größten Bergwerksbesitzers Rußlands auch im Auslande gewürdigt worden, geht aus dem Umstande hervor, daß derselbe nicht als Fürst, sondern als Gelehrter zum Mitgliede des Instituts von Frankreich, der berühmtesten gelehrten Körperschaft unseres Nachbarlandes, ernannt wurde, in welchem Fürst Anatol längere Zeit neben Alexander von Humboldt einen wohlverdienten Sitz einnahm. Diese Ernennung erfreute den hochgebildeten russischen Industriellen mehr als alle Orden und Titel, welche er besitzt, denn er wurde bei dieser Gelegenheit den verdienten Seefahrern Franklin und Parry vorgezogen. Der Fürst steht mit beinahe allen wissenschaftlichen Körperschaften in Europa und Amerika in Beziehungen und ist unter andern auch Mitglied der Akademien zu Petersburg, Stockholm, München und der deutschen Leopoldo-Karolinischen Akademie der Naturforscher, welche er einige Jahre hintereinander durch nennenswerthe Unterstützungen mehrfach in den Stand setzte, Preise für wissenschaftlich-tüchtige Arbeiten auszutheilen. Der Fürst war eine Zeit lang der Vertreter Rußlands zu Rom und später zu Florenz. In der letzten Zeit hat er öfters Wien auf längere Zeit zu seinem Aufenthaltsort gewählt, Paris dagegen ist ihm seit dem 2. Dezember gründlich verleidet worden. Wenn man in Deutschland schon hat hören müssen, daß die Industriellen hinter ihren hohen Schornsteinen, gleich den früheren Inhabern mittelalterlicher Raubburgen, in der Neuzeit darauf lauerten, das Publikum oder den Arbeiter auszubeuteln, so ist es tröstlich, zu wissen, daß Fürst Demidow einst einen hochtrabenden Grafen, der sonst nichts ist, nichts hat und nichts kann, mit den Worten abfertigte: „Ich bin stolz darauf, Herr Graf, von einem Tulaer Schmiede abzustammen“. Der Fürst soll in seinem äußern Wesen viel Aehnlichkeit mit Peter dem Großen haben. Er wird als ein ernster, geistreicher Mann geschildert, welcher der Etikette, Schmeichelei und Hohlheit gänzlich abgeneigt ist.



Fahrt auf der Tarantasse nach dem Ural.

3. Rußlands Goldproduktion und die Bergwerks-Industrie des Ural.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Dies Wahrwort gilt auch in Bezug auf die Demidow, und so viel Ansprechendes und Rühmenswerthes die voranstehenden biographischen Skizzen auch erkennen lassen, die volle Würdigung dieser Familie ist erst dann möglich, wenn wir uns auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit, nach dem Ural begeben und sehen, was dort von ihr in anderthalbhundert Jahren geschaffen worden ist. Dabei verlohnt es sich schon, einen Blick auf die gesammte, so überaus wichtige Metallproduktion Rußlands zu werfen, die im wesentlichen den Demidow's ihre Begründung verdankt. Ihr Hauptsitz ist noch immer der Ural, welcher uns, die wir im Herzen Europa's wohnen, in der That gar nicht mehr so ferne liegt und so schnell wie etwa Spanien zu erreichen ist. Seit in ununterbrochener Linie die Eisenbahn von der Südspitze der pyrenäischen Halbinsel bis zu der berühmten Meßstadt Nischni-Nowgorod an der Wolga führt, ist uns der äußerste Osten Europa's gleichsam vor die Thür gerückt. Von der Wolga aber gelangen wir theils zu Schiffe, theils auf leicht beflügelter Tarantasse oder auf dem Schlitten über Kasan und Perm an den Fuß des breiten uralischen Landrückens, der die Grenzscheide zwischen Europa und Asien bildet.

Reicht der Ural auch bis in südliche Breiten herab, welche mit jenen Mitteleuropa's zusammenfallen, so herrscht doch im allgemeinen dort ein rauhes, winter-

liches Klima, namentlich im nördlichen oder ostjakischen Ural. Nach der Meinung der Alten konnte freilich, wo ein solches vorkommt, das Gold nicht „gedeihen“. Allein sehen wir uns die Verhältnisse an, wie sie in der That vorliegen!

Vom Ural an fast durch ganz Sibirien bis zum japanischen Meere strecken sich die Goldfelder aus, um dort gleichsam über das Meer hinweg dem Golde an der amerikanischen Westküste die Hand zu reichen! Im Gouvernement Perm, am Ural, im Orenburgischen, in den verschiedenen Bergketten, die zum Altaisystem gehören, am Stanowoi- und Jablonoi-Gebirge, am Amur, am obern Ussuri und endlich im hohen Norden Sibiriens, in der Taiga, dem Urwalde, unter dem fast stets gefrorenen Boden ist das edle Metall sowol in den Wäschen, als im festen Gestein gefunden worden. Was zunächst den Ural anlangt, so zeigen sich in ihm besonders diejenigen Thäler goldreich, in denen unter einer Decke von torfartigem Humus ein dunkelrother Letten liegt, und die Bewohner dort behaupten nicht mit Unrecht, daß jener rothe Lehm, der sich an die Räder des Wagens auf der Bergstraße hängt, stets etwas goldhaltig sei. Die der russischen Krone gehörigen Bergwerke im Ural sind: Jekaterinburg (eröffnet 1754), Goroblagodat (1823), Bogoßlowsk (1823), Slato-Usk (1825); diese lieferten seit ihrer Gründung bis zum Schlusse des Jahres 1864 zusammen 5608 Pud und 12 Pfd. reines Gold, das Pud zu 40 Pfd. à 1,75 kölnische Mark gerechnet. Im Privatbesitze sind die Wsewolojski'schen Minen im Norden (seit 1828) und im Süden (1825); Krestowozdwijensky (1825); Nischni-Tagilsk (erneuert seit 1823), Werch-Isset (1819); Schaïtan (1823); Bilimbiewsk (1823); Sergiewsky (1826); Kischtwimski und Kassilinski (1823); Newianski (erneuert 1820); Werchne-Ufalk (1823); Sissertsk (1823). Diese dreizehn Privatwerke lieferten gleichfalls seit ihrer Eröffnung bis zum Schlusse 1864: 6710 Pud 3 Pfd. Gold. Weiter nach Süden zu, wohin Rußland, dem Herzen Asiens zustrebend, seine Besitzungen immer mehr ausdehnt, begegnen wir dem Golde wieder am Tarbagataigebirge, am Tschingis-tau und Balkaschsee. Am Daisan sind es die nomadischen Kirgisen, die, zuwider ihrem eigentlichen Charakter, sich ansässig machten, ihre Jurten bei den Goldminen aufschlugen und mit Weib und Kind das Goldwaschen betrieben. In Barnaul endlich am obern Ob konzentrirt sich das altaische Gold, um alljährlich sechsmal in großen Karawanen nach Petersburg geschafft zu werden, wo es nach einer zweimonatlichen Reise anlangt.

Unter der Glut der Tropensonne, in den gesunden Klimaten Australiens oder Californiens können wir uns den Menschen wohl vorstellen, wie er unter Mühen und Entbehrungen aller Art im Schweiße des Angesichts nach dem Golde sucht, aber den Menschen unter Eis und Schnee nach dem gelben Metalle wühlen zu sehen — das ist eine Vorstellung, zu der wir uns so leicht nicht erheben können. Und doch ist dem so! In den obdorischen Bergen reichen die Minen bis zum 67. Grade nördlicher Breite hinauf, und im Gouvernement Jenisseisk zwar nicht unter so hohen Breitengraden, aber in fast ebenso kalter Gegend, finden wir den Mittelpunkt der ganzen Goldgewinnung Ostsibiriens. Dort leidet aber die Ausbeute in hohem Grade unter unzweckmäßigen und mangelhaften Berggesetzen, und das größte Hinderniß eines freien Aufschwunges

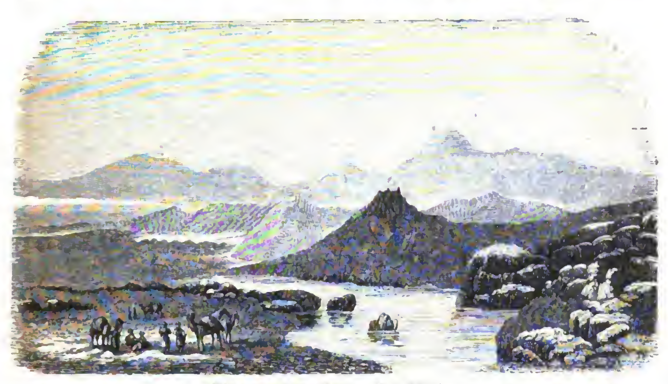
besteht darin, daß alles Gold an den Staat eingeliefert werden muß. Allerdings war vor der Goldentdeckung so gut wie gar kein Leben in Ostsibirien, wenn man von dem Handel mit China absieht, der über den einen Punkt Kiachta vermittelt wurde. Im übrigen blieb allein die Jagd auf Pelzthiere von Bedeutung; durch die Goldentdeckungen überkam jedoch das ganze Leben eine förmliche Umwandlung, und der sibirische Urwald, die Taiga, wurde nach allen Seiten hin durchzogen. Mit Hunderten von Arbeitern ziehen die Unternehmer in die fast unzugänglichen Berge, in die dichten Wälder oder auf die Tundren, diese mit Moos und Flechten bewachsenen Moore, wo sie den Torf aufwühlen, nicht selten bis an die Hüften im Wasser oder Schnee stehend und weder Kälte noch Nässe scheuend. Wir sehen sie in Felsenlabyrinthen und Waldöden, wo sie alle möglichen Entbehrungen ertragen und weder Gesundheit noch Leben schonen. Dieselben Schlemmer, die einige Monate vorher in Jenisseisk, Krasnojarsk oder Tomsk sich an Trüffeln eine Güte thaten und Champagner tranken, stillen jetzt ihren Hunger mit einer Suppe, die vielleicht aus dem Leder alter Stiefeln gekocht wurde. Die Thorheiten, die von diesen Leuten begangen werden, sind unglaublich, und wenn nicht die durchaus beglaubigten Memoiren Skarjatin's uns Bericht darüber erstatteten, wir müßten an der Möglichkeit solcher Verschwendung und solchen Wahnsinns zweifeln. „Ein Mann besaß eine der ergiebigsten Priisken (goldhaltige Schicht). Als eines Tages aus dem Schürfe eine 11 Pfd. wiegende Goldmasse zu Tage gefördert wurde, warf der Mann sich der Länge nach in den Schlamm hin und ließ sich von seinem Diener mit Champagner begießen. Dabei rief er: Gieß nur immer zu, Wenzel, ich mache dich zum Edelmann. Ein Arbeiter in Jenisseisk bezahlte einige hundert Rubel für ein Stück Seidenzeug und ließ dasselbe quer über die Straße legen, damit er sich die Stiefeln nicht beschmutze." Das sind Tollheiten, Schlagschatten moskowitischer Barbarei, welche diejenigen der californischen Golddigger weit übertreffen. Wie schwer muß es aber auch bei Kohl und Schwarzbrot aufgewachsenen Menschen fallen, die vordem ihr Vermögen nach Kopeken zählten, wenn sie plötzlich in Besitz von Hunderttausenden gelangen, Ziel und Maß zu halten! Die Häuser jener Goldjäger, so erzählt der oben angezogene Gewährsmann, glichen Gasthöfen, in denen jeder, der schmausen und spielen wollte, bereitwillig Zutritt fand. Das Kartenspiel war an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, und Skarjatin weiß, daß 45,000 Rubel auf eine Karte gesetzt wurden; dabei trank man fortwährend Champagner, da man von anderem Wein gar nichts wissen wollte.

Mit den Goldentdeckungen nahm der Verbrauch von Gewerbs- und Luxusartikeln in großartigem Maßstabe zu. In den kleinen Städten, die rasch anwuchsen, war gleichsam immerwährender Jahrmarkt, und der Absatz der Erzeugnisse des Landbaus und der Gewerbe stieg von 700,000 Rubel auf 10 Millionen. Wie viel aber eine vom Goldbergbau ausgegangene allgemeine Entwicklung der Industrie in der Osthälfte von Rußland noch zu wünschen übrig läßt, beweist unter andern die Thatsache, daß noch während des Jahres 1860 die Förderungs- und Wascharbeiten sowol in West- wie in Ostsibirien ohne jede Dampfmaschine, in den Privatwäschen am Ural aber nur mit einer Maschine betrieben wurden.

Ueber die Gesammtgoldproduktion des europäischen und asiatischen Rußland theilt „Erman's Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" (1865) einen umfassenden Bericht über die Jahre 1814—1860 mit. Die Größe und Wichtigkeit derselben — Rußland ist nach Nordamerika und Australien das dritte Goldland der Erde — kann schon daraus ermessen werden, daß der Staat nur von den Privatwerken von 1820—60, also innerhalb 40 Jahren, die enorme Summe von 67 Millionen Rubeln allein an Steuern erhob. Im ganzen wurden nach der angeführten Quelle von 1814—60 erzeugt 35487,2 Pud Gold (à 40 Pfd. wie oben). Darunter befindet sich das Jahr 1857 mit dem höchsten Ertrage von 1733,6 Pud. Das allmälige Steigen der Ausbeute in den vier Jahrzehnten 1820 bis 1860 ergiebt sich aus folgender Uebersicht:

1820	19,6	Pud
1830	360,2	„
1840	558,0	„
1850	1453,8	„
1860	1457,4	„

Die Ausbeute des Jahres 1866 betrug 1406 Pud 16½ Pfd.; es scheint also eine weitere bedeutende Steigerung vorerst nicht zu erwarten zu sein.



Minen am Tschingis-tau. Nach Atkinson.

Nachdem wir das edelste Metall des Uralgebirges, das, an der Grenzscheide Europa's und Asiens gelegen, diese beiden Erdtheile von den Tundren des Eismeeres bis zu den Kirgisensteppen am Kaspischen Meere einem riesigen Felsengürtel gleich zusammenhält, seinem Werthe nach gewürdigt haben, erheischt es der handelsgeschichtliche Entwicklungsgang unseres Werkes, bei diesem Gebirgsstocke und seinem Erzreichthume einige Augenblicke noch zu verweilen. Ueber einen Flächenraum von mehr als 100,000 englischen Geviertmeilen

ausgebreitet, ist sein Boden bis zu großer Tiefe durchgehends mit Kupfer geschwängert, während Eisen und Blei, Kupfer, Silber, Gold und Platina sich bald da, bald dort zeigen, abwechselnd mit den seltensten Edelsteinen, Diamanten und Rubinen, Topasen, Sapphiren, Chalcedonen und Achaten von ungewöhnlicher Größe. —

Eisen und Platina, der älteste und jüngste dem Schose des Ural entstiegene Sproß, verdienen, das erstere seines reichen Vorkommens, das letztere seines hohen Werthes halber hier eine besondere Erwähnung.

Das Jahr 1623 sah an den Felsenabhängen des mittleren Ural die erste Eisenhütte, die Verarbeiterin des nützlichsten aller Metalle, entstehen, der sich siebzehn Jahre später der erste Kupferhammer zugesellte. Der Reichthum des Erdinnern trat im Laufe der Zeit immer mächtiger zu Tage und förderte, dem Golde ähnlich, ungeheuerliche Klumpen hervor, dessen größter im Jahre 1772 von dem kühnen Reisenden und Naturforscher Pallas zu Krasnojarsk 1600 Pfd. schwer aufgefunden wurde und welcher eine große Menge flächenreiner Olivin-Krystalle einschloß. Fleiß und Ausdauer fanden Ersatz für ihre Mühen; Staat und Privatunternehmer wandten sich mit erfolgreicher Thätigkeit diesem neuerblühten Industriezweige zu, sodaß im Jahre 1830 trotz der dortigen Bodenhemmnisse die ansehnliche Zahl von 90 Hütten im Betriebe standen. Von diesem Jahre an aber nahm die Eisenproduktion einen mächtigen Aufschwung, die Zahl der Arbeiter befand sich in fortwährender Progression, und im Jahre 1838 wurden nicht weniger als

8,320,000 Pud = 2,773,000 Centner Gußeisen
7,495,459 Pud = 2,498,000 Centner Schmiedeeisen
5,271,000 Centner,

zwölf Jahre später dagegen, anfangs des fünften Jahrzehents schon gegen 10 Millionen Centner in etwa 500 Hohöfen von 20,000 Arbeitern dem Handel und Verkehr überliefert.

Weniger große Dimensionen nahm zwar die Ausbeute des Platina (d. h. „kleines Silber") der Menge nach an, hielt aber durch seinen größeren, das Silber übersteigenden und dem Golde fast gleichgeachteten Werth dem Eisen gegenüber die Wagschale in gleicher Schwebe. Dieses seltne Metall ward am Flusse Pinto in Peru zuerst im Jahre 1736 entdeckt und gelangte fast ein Jahrhundert hindurch nur aus Borneo, Brasilien, Neugranada und St. Domingo, wo es sich in kleinen platten Körnern im Sande, zugleich mit Gold und Magneteisenstein zeigte, zu uns. Seit 1819 fand man es auch in den Goldwäschen auf der nach Asien neigenden Abdachung des Ural eingelagert vor und erkannte es 1822 als Platina an. Später erschien es weiterhin in zerfallenen Gründen am Ural; doch findet man es in der neuen Zeit in fast allen Silbererzen. Das reine Platin ist silberweiß, aber weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer und nächst dem Golde das dehnbarste Metall. Die Lenker des Zarenreichs verfielen dieser trefflichen Eigenschaft wegen auf den Gedanken, das Platina zu Münzen zu verwenden und ließen bis zum Jahre 1845 die ansehnliche Summe von 8,186,620 Rubel prägen. Die rasche Abnutzung dieser Geldstücke im täglichen Verkehr legte den gethanen Fehlgriff jedoch sehr bald dar,

sodaß in dem eben erwähnten Jahre alle Platina-Münzstätten geschlossen wurden, eine Verordnung, welche auch die Einstellung vieler Wäschereien zur Folge hatte. Von dieser Zeit ab wendeten sich jedoch die Wissenschaft und ebenso die Bedürfnisse der Industrie um so mehr der Ausbeutung dieses Metalles zu. Es ist fortwährend gesucht wegen seiner Unschmelzbarkeit, Feuerbeständigkeit und Unzerstörbarkeit durch die meisten Reagentien und wird vielfach angewendet bei chemischen und physikalischen Geräthschaften, wie Schmelztiegeln, Retorten, Teleskopspiegeln, Blitzableiterspitzen u. s. w.

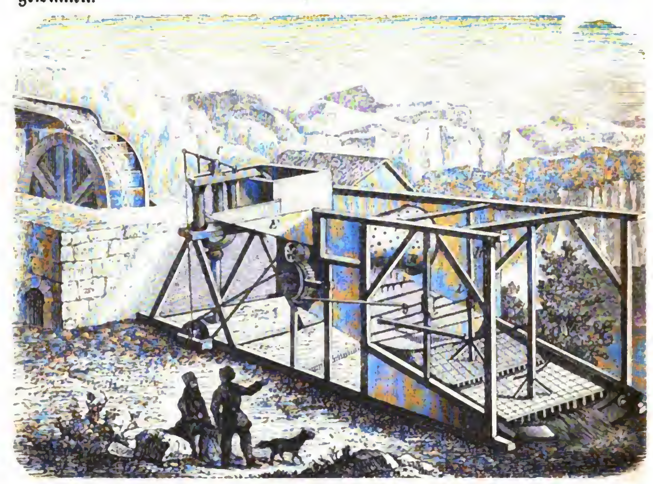
Anfänglich nur in Körnern und kleinen Stückchen bekannt geworden, erweckte ein in Südamerika gefundenes 3½ Pfd. schweres Stück allgemeines Erstaunen, das aber durch einen 20 Pfd. wiegenden Nebenbuhler aus dem Ural bald wieder in den Schatten gestellt wurde. Rußland lieferte in den Jahren 1850 und 1852 von diesem Metalle im Durchschnitt jährlich über 3000 Pfd. und hat von der ersten Auffindung bis Ende 1852 einen Gesammtertrag von 678 Centnern Platina dem Verkehr überwiesen. In den Exportlisten für 1865 finden wir nur 21,1 Pud Platina aufgeführt.

Mögen auch alle die hier angeführten Summen groß erscheinen, so sind sie doch im Vergleiche zur Produktion anderer Länder, das Gold ausgenommen, immer noch klein. Bei dem natürlichen Reichthume Rußlands aber an Mineralstoffen wird deren Erzeugung sich sicher verzehnfachen lassen, wenn die vielen Kommunikations-Hindernisse erst wegfallen und die technischen Einrichtungen mehr vervollkommnet werden. Mit Ausnahme von Graphit, Zinn, Bernstein, Naphtha, deren Produktionsziffern nicht vorliegen, hatte die Gesammterzeugung Rußlands im Jahre 1863 einen Werth von fast 80 Millionen Rubeln, die sich auf die wichtigsten Erzeugnisse folgendermaßen vertheilen:

Gold	1459 Pud	18 Pfd.	im Werthe von	22,090,000 Rubeln
Silber	1078 „	25 „	„ „ „	1,080,000 „
Platina	30 „	21 „	„ „ „	97,680 „
Kupfer	294,169 „	— „	„ „ „	3,297,150 „
Blei	150,000 „	— „	„ „ „	235,000 „
Zink	150,000 „	— „	„ „ „	325,000 „
Eisen, Gußwaare, Stahl	30,548,000 „	— „	„ „ „	11,603,800 „
Kohlen	17,210,000 „	— „	„ „ „	— —
Salz	— — „	— „	„ „ „	14,000,000 „

Der Mittelpunkt des ganzen Minenbetriebs im Ural, der wichtigste Ort nächst Jekaterinburg ist der 1725 von Akinfij Demidow gegründete Marktflecken Nischni Tagilsk, der eine Fläche von mindestens 6 Quadratwerst bedeckt und im Jahre 1864 nicht weniger als 28,133 Einwohner zählte, darunter 260 Kaufleute. Nischni-Tagilsk enthält 221 industrielle Etablissements, 326 Handelshäuser, 132 Gasthäuser und Speisewirthschaften und neuerdings hat man ein prächtiges Kaufhaus im Mittelpunkte der Stadt erbaut. Wir erwähnen diese Daten — die bei unsern Städten als selbstverständlich gelten — hier geflissentlich, weil sie den Aufschwung einer sibirischen Stadt zeigen, denn wenn der Ort auch offiziell zum Gouvernement Perm und Europa gerechnet wird, so liegt er doch am Ostabhange des Ural und somit nach geographischen Begriffen in Sibirien. Durch Nischni-Tagilsk gehen alle Arten von Waaren, deren Werth ungeheure

Summen beträgt. Ueber 4 Millionen Pud (à 40 Pfd.) Eisen aus den Bergwerken von Wysoko-Gorsk, außerdem $2\frac{1}{2}$ Millionen Pud Kupfer passiren den Ort. In den direkt zu ihm gehörigen Hüttenwerken wurden im Jahre 1864 erzeugt: 906,013 Pud Eisen verschiedener Qualität, 101,448 Pud Kupfer und 9593 Pud Stahl. Außerdem gegen 30 Pud Gold. Seit 1865 wurde auch angefangen Platina aus den Bergwerken von Nischni-Tagilsk zu gewinnen, und man hoffte schon im ersten Jahre 100 Pud des kostbaren Metalls zu gewinnen.



Centrifugal-Waschmaschine der Platina- und Goldseifen.

Man findet die Platina ähnlich wie das Gold in sogenannten Seifen, d. h. kleinen Schichten, schmalen Gebirgsthälern, in denen mitunter Bäche entlang rieseln. Die Sohle jener Thälchen ist von Sand und Steingrus erfüllt, besonders Brocken von Serpentin und Chloritschiefer. Diese wäscht man entweder auf einfachen hölzernen Waschherden aus, oder man bedient sich neuerdings in einzelnen Seifen auch der Centrifugalmaschine, durch welche das schwerere Metall von dem tauben Gestein gesondert wird. Gold und Platina kommen vorzugsweise in Gestalt kleiner Körner vor, nur in seltenen Fällen findet man ansehnlichere Stücke. Niemals ist jedoch das Platin ganz rein und frei von fremden Beimischungen, sondern stets von einer Reihe eigenthümlicher Metalle begleitet, die man kurzweg Platinmetalle nennt. Diese, das Palladium, Rhodium, Osmium, Iridium und Ruthenium, werden bei der reinen Darstellung des Platins ausgeschieden und geben werthvolle Rückstände, die in der Chemie verschiedenartige Anwendung finden.

Sehr interessant ist bei Tagilsk zwischen Magnethügeln das Vorkommen eines Kupfererzlagers, das man im Jahre 1812 entdeckte. Es liegt zwischen

krystallinischem Kalk und einem kalkreichen Diabas, hat eine elliptische Gestalt, ist ungefähr 1800 Fuß breit, 290 Fuß lang und keilt sich in einer Tiefe von 500 Fuß in einen dünnen Stock aus. Das hier liegende Erz ist der prächtig-grüne Malachit. Man sieht deutlich, daß sich dasselbe um kleine Anfänge herum schalenförmig angelegt hat. Viele solcher Stücken sind zwar nur mäßig groß, andere dagegen desto bedeutender, sodaß sie sich zu prachtvollen Schleifarbeiten verwenden lassen. Die wunderschönen Säulen der Isaakskirche in Petersburg stammen aus diesem Bruche. Ein Stück hat man unter anderen gefunden, das 720 Centner schwer und gegen 1,200,000 Thaler werth ist. Es sind aus diesem Lager binnen 47 Jahren über 103 Millionen Pud Erz gefördert und aus denselben mehr als 3,600,000 Pud reines Kupfer hergestellt worden.

Die Erze der Magnetberge und Kupfergruben werden in Schmelzhütten, Gießereien, Blechhämmern, Prägwerken u. s. w. verarbeitet, und die Erzeugnisse derselben können mit denjenigen unseres Vaterlandes wetteifern. Man stellt Eisenbleche von der Dünne von Postpapier dar, die sich wie Messingblech rollen lassen, ohne zu brechen. Ebenso versteht man allerliebste Gußwaaren und geprägte Sachen herzurichten. Fürst Anatol Demidow sendet jahraus, jahrein intelligente junge Männer ins Ausland, und läßt sie auf seine Kosten sich ausbilden, damit auch in Bezug auf Geschmack in den Formen die Erzeugnisse seiner Etablissements nicht hinter andern zurückstehen. Die Blechwaaren versteht man zu lackiren, daß sie den japanischen und chinesischen Arbeiten dieser Art nichts nachgeben, und weiß sie so herzustellen, daß sie in der Hitze nicht verderben.

Fürst Demidow besitzt über 200 □Meilen Wald. Um die Hüttenwerke regelmäßig im Gange halten zu können, sind seine ausgedehnten Forsten in Schläge von 60—80 Jahren eingetheilt und unter Aufsicht gebildeter Beamten gestellt. Ganze Dörfer ehemaliger Leibeigener haben sich zu Lieferungen von Kohlen verpflichtet. Jeder Mann hat jährlich 100 Körbe (à 20 Pud) herbeizuschaffen.

Nächst Nischni-Tagilsk ist das alte Werk Newiansk, wo die Demidows ihre hüttenmännische Thätigkeit begannen, noch immer ein Hauptsitz der Minen-Industrie des Ural. Newiansk, das jetzt etwa 11,000 Einwohner zählt, wurde im Jahre 1700 durch Nikita Demidow begründet, und das alte Schloß erinnert mit seinen sonderbaren Verzierungen und seinem alterthümlichen inneren Schmuck an jene längst vergangenen Zeiten, in denen der geistige Einfluß Hollands sich im Reiche des großen Zaren geltend machte.

Von den Wänden des Saales schauen die Bildnisse der Demidows in alterthümlichen Trachten herab auf das eiserne Möblement, das die Zimmer schmückt. Doch vor dem erstaunten Gaste steht ein Tisch mit Wildbraten, Burgunder, Rheinwein, Madeira, Champagner und ähnlichen Herrlichkeiten, sodaß er glaubt, er sei in das Märchen vom Tischchen-decke-dich oder in 1001 Nacht versetzt und werde beim Abreisen mindestens durchgeprügelt werden. Er hat nichts zu befürchten. Ein altes Herkommen bringt es mit sich, daß der Fremde so aufgenommen und fürstlich traktirt wird. Der Verwalter überreicht dem Fürsten jährlich eine anständige Rechnung für „Lebensmittel, Vorspann 2c. für nützliche Fremde.“

Unweit des Schlosses steht ein ansehnlicher Thurm aus Backsteinen. Sein Grund hat sich gesenkt und das Gebäude ist schief geworden, als habe es eine Ahnung von den kommenden Zeiten, welche den Grund jener Fürstenmachten Rußlands unterminiren. Ehedem diente es als Gefängniß für Sträflinge und der Weg zu ihm führte unter der Erde hindurch.



Schloß Demidow und schiefer Thurm in Newiansk.

Das gewerbliche Leben in Newiansk ist nicht ganz so lebhaft wie in Tagilsk. Die Eisenerze werden hier auf höchst leichte Weise gewonnen. In der Nähe befindet sich ein Lager Rotheisenstein, das durch einfache Steinbrucharbeit ausgebeutet wird. Es liegen dort die Erzstücken scherbenweise in einem gelben und grünen Letten eingebettet, aus dem sie ausgelesen und in Körben oder auf Tragbahren gebracht werden. Unter den Metallarbeiten ist vorzüglich die Fabrikation gezogener Büchsen stark im Gange. Außerdem aber werden auch zahlreiche Holzarbeiten hergestellt, besonders Kisten, die man blau oder roth anmalt und mit schwarzlackirtem Eisenbeschlage versieht. Dieselben gehen über Irbit jährlich

in großen Mengen nach den verschiedensten Theilen Sibiriens, da sie ein unentbehrliches Möbel in jeder Hütte bilden.

Als die Hauptstadt des ganzen Ural, als der wichtigste Vermittlungsplatz europäischer und sibirischer Beziehungen muß jedoch Jekaterinburg angesehen werden, das heute über 21,000 Bewohner zählt. Der Ort macht einen ganz stattlichen Eindruck. Acht Kirchen erheben sich mit zahlreichen Thürmen über die meist niedrigen Häuser. Eine große Anzahl Privatgebäude sind in so eleganter Weise aufgeführt, daß sich ihrer keine europäische Großstadt zu schämen brauchte. Die Straßen sind zwar nicht gepflastert, aber doch in leidlichem Stande und für die Bequemlichkeit der Fußgänger ist durch erhöhte hölzerne Trottoire gesorgt, die an den Seiten entlang gehen. Ein öffentlicher Garten mitten in der Stadt gewährt einen angenehmen Spaziergang, und nicht wenige reiche Privatleute gestatten dem Publikum ebenfalls Zutritt zu den Parkanlagen und Gewächshäusern, auf deren Instandhaltung sie ansehnliche Summen verwenden.

Sehr hübsch nimmt sich die Stadt von der Seite des Isetsees aus, dessen Ufer theils mit Baumschlag, theils mit schönen, ansehnlichen Gebäuden geschmückt sind. An dem genannten See liegt auch der Hüttenort Werchne Isetzkoi mit seinen schönen Kirchen und zahlreichen öffentlichen Gebäuden, dem Grafen Jakowlew gehörig. Mitten durch Jekaterinburg fließt die Iset, von einer zierlichen Brücke überwölbt, und treibt die zahlreichen industriellen Werke, welche an ihren Ufern errichtet sind. Zu den interessantesten zählen unstreitig die der Krone gehörigen Etablissements, in denen die geschätzten Steine des Ural bearbeitet werden. Hier sägt, schleift, bohrt und polirt man die Granite, Marmorarten, Porphyre, Malachit, Achat und Jaspisstücke, Bergkrystalle, Amethyste, Topase und jene seltenen Edelsteine, die ab und zu aufgefunden werden. Die größeren derselben formt man zu Säulen, Portalgewänden, Tafeln, Vasen u. dgl., die kleinen zu Gemmen, Schmucksteinen der verschiedensten Formen u. s. w. Alle diese Edel- und Halbedelsteine liefert der gold- und erzreiche Ural gleichsam noch als Zugabe, denn so werthvoll diese Juwelen im einzelnen genommen auch sind, im ganzen treten sie sehr zurück vor der Ausbeute, welche das Gold und Eisen liefern.

Der Ural ist in der That ein Schatzkästchen für den Juwelier, ein Paradies für den Mineralogen! Im Jahre 1830 ging ein Bauer bei Jekaterinburg durch den Wald, — der Sturm hatte eine mächtige alte Tanne umgeworfen, — siehe, da lagen zwischen den bloßgelegten Wurzeln die prachtvollsten Smaragde, schimmernd in herrlichstem Grün! Der damalige Direktor der Steinschleifereien, Kokowin, ließ der Sache weiter nachforschen und eine Smaragdgrube ward erschlossen. Kostbare Steine liegen nesterweise im Glimmerschiefer und in ihrer Gesellschaft manch anderes ebenbürtiges Mineralkleinod; so der Phenakit, ein Edelstein neueren Datums, wasserhell, blaßweingelb oder rosenroth, der geschliffen im Feuer dem Diamant wenig nachsteht. Hoch gehalten sind die Berylle mit ihrem schönen gelblichgrünen Glanze, die bei Minsk und Nertschinsk auftreten. Fand man 1828 bei Mursinsk doch einen solchen Stein 9 Zoll lang und 3 Zoll dick, der allein auf 47,000 Thaler an Werth geschätzt ward. Auch

die Aquamarine sind hoch gehalten, und im Jahre 1796 traf man an einer einzigen Stelle ein Lager von 175 Pfund beisammen. Es wird unsern Lesern vielleicht bekannt sein, daß Alexander von Humboldt bei seiner Reise im Ural es als wahrscheinlich bezeichnete, daß hier auch Diamanten vorkommen könnten und daß sich seine Vermuthung auch glänzend bestätigte. Von dem gelbbraunen Zirkon, der durch Glühen farblos gemacht werden kann und dann geschliffen mit dem Diamant leicht zu verwechseln ist, wurden Stücke gefunden, die $1/2$ bis $3/4$ Pfund an Gewicht hatten. Hyazinthe kommen ebenso vor wie Topase. Letztere sitzen als Krystalle in Granitdrusen beisammen, wechseln von Grünlich, Bläulich und Gelb bis zum Wasserhellen und sind bei Jekaterinburg und Nertschinsk schon in Exemplaren von 25 bis 30 Pfund Gewicht entdeckt worden. Der Granat entwickelt hier eine wahre Musterkarte von Farben, nach denen sein Name wechselt. Eine schöne, smaragdgrüne Sorte, der Chromgranat, ward einem russischen Minister zu Ehren Uwarowit genannt, andre geschätzte Formen sind der Almadin, Allochrat und Großular. Von den Turmalinen werden die schwarzen gern zu Trauerjuwelen geschliffen und die rosenrothen Rubellite von Schaitansk zu bräutlichem Schmuck. Unter den Arten des Korund, die an Härte dem Diamanten am nächsten stehen, sind die blauen Saphire im Ural die geschätztesten, die man zuerst 1828 bei Miask auffand. Wer möchte vollends die zahlreichen interessanten Gebilde und Gesteinformen aufzählen, welche für den Mineralogen so höchst anziehend hier auftreten. Das Auge des Laien wird ja genügend schon bestochen durch die mehrfarbigen Achate und Jaspisarten, aus denen die Steinschleifer von Jekaterinburg nach antiken Mustern die herrlichsten Luxus- und Ziergegenstände herzustellen verstehen und für einen mäßigen Preis auch dem weniger bemittelten Fremden anbieten, während die mühevollen Mosaiktafeln nur für die Paläste von Fürsten zugänglich werden. Petersburg, die Schlösser des Kaisers und der Magnaten, selbst nicht wenige Residenzen des westlichen Europa, haben die überraschendsten Kunstwerke der Steinarbeiten von Jekaterinburg aufzuweisen.



Russische Schiffer und Handelsleute.



Kreml zu Moskau.

Paul Petrowitsch Poschowsky.

Russlands Jahrmärkte und der Tabakhandel.

---

1. Paul Petrowitsch Poschowsky.

Zum dritten Male geleiten wir den Leser nach dem Osten unseres Erdtheiles, um mit der Schilderung eines wackeren russischen Kaufmanns, den ein vielbewegtes Leben durch die weiten Räume des Zarenreiches nach Nord und Süd führte, unsere Darstellungen aus den Handelsverhältnissen des asiatisch-europäischen Uebergangslandes zu beschließen.

Während wir in den Strogonow und Demidow Männer kennen lernten, die, aus niedrigem Stande emporsteigend und theilweise in die politischen Verhältnisse des Landes eingreifend, durch Fleiß, Ausdauer und industrielle oder Handelsthätigkeit zur Fürstenwürde und zu kolossalen Reichthümern gelangten, sehen wir in Poschowsky umgekehrt einen Mann von Adel, dem von Haus aus die höchsten Kreise der Gesellschaft offen standen, der aber, indem er in politische Intriguen verwickelt wurde, jener bequemeren Stellung den Rücken kehren und als Kaufmann seinen Lebensunterhalt zu gewinnen suchen mußte. Aber die neue Laufbahn, in welche ihn die Umstände hineingezogen, wurde ihm

nicht zur Last, im Gegentheil er ergriff sie mit Liebe, erkannte mit klarem Blicke das Hohe des neuüberkommenen Berufs und wurde der tüchtigste, bedeutendste Handelsherr Rußlands im vorigen Jahrhundert, ja, er erklomm, eisern fortarbeitend, eine Stufe, zu der ihn seine frühere gesellschaftliche Stellung auf dem Wege kriegerischer oder staatsbeamtlicher Beschäftigungen wol kaum geführt haben dürfte.

Nochmals greifen wir zurück in die Zeit, als Peter der Große zur Regierung gelangte. Das alte und das neue Rußland lagen miteinander im Streite; es handelte sich darum, ob die dem Fortschritt abgeneigten, widerwilligen Altrussen von der Partei der Großfürstin Sophia, oder die fremdem Einflusse günstige Partei des jungen Zaren Peter ans Ruder kommen sollte. Die geist- und charaktervolle, aber intrigante Sophia, Peter's Stiefschwester, hatte die Regentschaft an sich gerissen und regierte mit Hülfe ihres Günstlings Galitzin, indem sie ihren Bruder bei Seite schob, welcher in Preobraschensk unterdessen seine Gardisten einübte und sich mit talentvollen Fremdlingen, wie Lefort und Timmermann, umgab. Das Verhältniß zwischen beiden Geschwistern war immer feindseliger geworden, und im Jahre 1689 veranlaßte Sophia eine Verschwörung der Strelitzen oder Palastgarden gegen Peter, die, unter Führung ihres Generals Schaklowitoi und mit Hülfe Peter Poschowsky's, den jungen Zaren ermorden sollten. Die Verschwörung mißlang; Sophia wurde in ein Kloster verbannt und die meisten der Schuldigen wurden hart bestraft. Unter denen, die frei ausgingen, befand sich auch Peter Poschowsky, dem auf die Fürsprache mächtiger Freunde hin verziehen wurde. Ueber diesen Vater unseres Poschowsky wissen wir wenig mehr, als daß er sehr begütert und aus altadliger Familie war, daß er aber auch nach seiner Begnadigung eine Hauptstütze der altrussischen Partei blieb. Statt nun sich dankbar für die ihm zu Theil gewordene Begnadigung zu beweisen und sich wenigstens vom Schauplatze der politischen Thätigkeit zurückzuziehen, fuhr Peter Poschowsky fort, gegen den Zaren zu konspiriren. Er machte aus seinen altrussischen Gesinnungen kaum ein Hehl und suchte dieselben auch seinem im Jahre 1700 geborenen Sohne Paul Petrowitsch Poschowsky einzuimpfen, der, dem allgemeinen Zuge der jungen Adligen folgend, im Begriffe war, als Kadett in eines der neuerrichteten Regimenter Peter's des Großen sich aufnehmen zu lassen. Trat nicht ein Zwischenfall ein, so wurde unser Mann ein Soldat, vielleicht ein ganz brauchbarer, — Rußland aber wäre um einen tüchtigen Handelsherrn ärmer gewesen.

Dieser Zwischenfall war die Flucht des Zarewitsch Alexei im Jahre 1717, die so tragisch verlief und mehr als einen Dichter zur dramatischen Behandlung des dankbaren Stoffes verleitete. Alexei, der Sohn Peter's des Großen, stand mit seinem Vater auf dem schlimmsten Fuße, sodaß eine weite Kluft zwischen beiden sich aufthat, die durch Anhänger der altrussischen Partei, welche den Prinzen für sich zu gewinnen wußten, nur noch mehr vergrößert wurde. Zar Peter zwang seinen Sohn, auf die Krone Verzicht zu leisten und Mönch zu werden. Allein bald darauf benutzte der junge Mann die Abwesenheit seines Vaters auf der Reise nach Westeuropa, um heimlich nach Neapel zu entfliehen. Durch Ueberredungskünste zur Rückkehr veranlaßt, wurde ihm in Moskau der Prozeß

gemacht und das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Begnadigte der Vater den unglücklichen Prinzen auch noch, so starb er doch kurz darauf im Gefängnisse. Sein Tod, noch immer nicht genügend aufgeklärt, bildet eines der schwarzen Blätter in der Geschichte des großen, aber brutalen Gründers der russischen Macht.

Weit schlimmer aber noch verfuhr Peter gegen diejenigen, welche dem Sohne zur Flucht verholfen und ihn in seiner konservativ-altrussischen Thätigkeit unterstützt hatten. Er führte einen mächtigen Schlag, um mit einem Male die widerstrebenden Elemente zu vernichten. Peter's geschiedene erste Gemahlin und Alexei's Mutter, Eudoxia Lapuschin, viele hohe Geistliche und Staatswürdenträger, darunter der Bischof von Rostow, die Fürsten Scherbatow und Dolgorukow, der Admiral Kikin und der General Glebow, wurden theils eingekerkert, theils hingerichtet. Es kam eine Erregung und ein Grausen vor des Zaren Zorn über Moskau, wie es seit der Niederwerfung der von der Großfürstin Sophia angezettelten Verschwörung nicht wiedergekehrt war. Wer nur im entferntesten sich in freundschaftlichen Beziehungen zum Prinzen Alexei wußte oder auf irgend eine Weise Theil an der Unterstützung seiner Flucht genommen hatte, floh weit weg, um Peter's Zorn und Rache zu entgehen. Unter diesen Fliehenden, welche Deutschland oder Polen zu erreichen suchten, befanden sich auch Peter Poschowsky der ältere und sein damals achtzehnjähriger Sohn. Beide hatten lebhaft für Alexei Partei genommen und sahen sich nun von russischen Gardereitern verfolgt auf ihrer Flucht.

Gleich dem gehetzten Wilde strebte die kleine Schar immer weiter von Moskau fort nach Westen zu. Sie war nothdürftig bewaffnet, hatte oft kleine Scharmützel mit feindlichen Bauern zu bestehen und litt in empfindlichster Weise Mangel an Nahrungsmitteln und Bekleidung. In der Nähe des Städtchens Roslawl, unfern der litauischen Grenze, machten die Flüchtlinge Halt, schlugen nach Zigeunerart ein Lager auf und wollten sich von ihren Strapazen eben etwas erholen, als sie von den nachsetzenden russischen Reitern überfallen wurden. Es entspann sich ein harter Kampf, dessen Ausgang bei der Ueberlegenheit der Gardisten nicht zweifelhaft sein konnte. Viele kamen im Gefechte um, der ältere Poschowsky wurde gefangen, seinem Sohne Paul aber glückte es, zu entrinnen. Er erreichte Mohilew und gelangte von dort über Minsk nach Warschau, wo damals August II., Kurfürst von Sachsen, als König über Polen regierte. Seine Versuche, in der polnischen oder sächsischen Armee eine Leutnantsstelle zu erlangen, blieben infolge der Bemühungen des mächtigen russischen Gesandten erfolglos, der sogar auf die Auslieferung Poschowsky's drang und Veranlassung wurde, daß dieser, mit Empfehlungsbriefen an das Handelshaus Valasky und Comp. in Presburg versehen, sich nach letzterer Stadt wandte.

Rußlands Handel war damals in bedeutendem Aufschwunge begriffen. Die segensreichen Folgen der Politik Peter's, der sein Land dem westlichen Einflusse eröffnete, zeigten sich recht deutlich auf kommerziellem Gebiete. Schiffsbaumaterialien, Talg, Flachs, Hanf, Getreide, ja selbst schon Eisen wurden ausgeführt, um gegen die verschiedenartigsten europäischen Industrieprodukte eingetauscht zu werden. Die russische Sprache, damals noch weit mehr als jetzt

den Westeuropäern unbekannt, bildete freilich hüben und drüben ein großes Hinderniß des Verkehrs und an eine Entwicklung des „Korrespondenzwesens", das heute einen so wichtigen Zweig in unserm Geschäftsleben einnimmt, war zu jener Zeit noch gar nicht zu denken. Ein junger, aufgeweckter Mann, wie Poschowsky, welcher die deutsche Sprache schnell erlernt hatte und der russischen, als seiner Muttersprache, vollkommen mächtig war, mußte daher, wenn er sich sonst zum Kaufmann eignete, einem Handelshause, das mit Rußland lebhafte Verbindungen unterhielt, ein willkommener Mitarbeiter werden. Und so verhielt es sich auch in der That. Der Säbel wurde mit der Feder vertauscht. Poschowsky kalkulirte, addirte, korrespondirte und wußte sich seinem Chef bald unentbehrlich zu machen, der mit Hülfe des eifrigen, dem neuen Berufe mit Leib und Seele ergebenen jungen Mannes, sein russisches Import- und Exportgeschäft von Tage zu Tage wachsen sah.

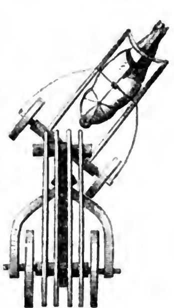


Russischer Frachtwagen

Man überblicke auf einer Karte die Entfernung zwischen Presburg und Moskau, man bedenke die Unsicherheit der Landstraßen in damaliger Zeit, die mangelhafte Einrichtung der Verkehrsmittel und man wird sofort erkennen, welche Schwierigkeiten ein geregelter Handelsverkehr zwischen beiden Städten zu überwinden hatte. Quer durch Polen hindurch, von unendlichen Grenz- und Durchgangszöllen belästigt, mußten die Waaren gesandt werden, und das Transportmittel, welches sie führte, war der alte russische Frachtfuhrwagen, wie er heute noch in einem großen Theile des Zarenreiches im Gebrauche ist. Oft traten natürlich Stockungen ein, sei es, daß die politischen Verhältnisse sich drohend gestalteten oder Regen und Schnee die Straßen unfahrbar machten. Dann reichte in jener Periode der „reisenden und reitenden Handlungsdiener" das geschriebene Wort nicht mehr aus und persönliche Dazwischenkunft wurde nothwendig. Poschowsky erhielt daher von seinem Hause den Auftrag, nach Rußland zu reisen, dort die Kunden zu besuchen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Für den „politischen Verbrecher" war ein solches Unternehmen jedoch mit großen Gefahren verknüpft. Allein er baute darauf, daß er älter und unkenntlich geworden, änderte seinen Namen, vermied die Städte, in welchen er Bekannte

hatte, und durchzog nun über ein Jahr lang das ganze weite Rußland im Interesse seiner Firma. Jetzt erst erkannte er, wie man mit den Russen den Handel betreiben müsse; er sah die großen Messen und Märkte des Landes, richtete den Versand der Waaren nach diesen ein und verschaffte seinem Hause ein solches Ansehen, daß er nach der Rückkehr von seiner Rundreise mit einem Antheil am Geschäfte bedacht wurde — dem gebührenden Lohne aufopfernden Fleißes. Doch nicht nur als Kaufmann war der ehemalige Kadett tüchtig geworden; er war auch als Mensch höchst achtbar und erfreute sich bei seiner geordneten Lebensweise des besten Rufes. Als er daher in sein dreißigstes Jahr trat und auf die Ergebnisse seiner Thätigkeit zurückschaute, konnte er einmal innerlich mit sich zufrieden sein und dann auf die ersparten 15,000 Gulden als Ergebniß ausdauernden Fleißes mit gerechtem Wohlgefallen blicken.

Alle Slaven zeichnen sich durch eine große Heimatliebe aus, die in ihren Volksliedern und Sagen mächtig wiederklingt und durch die Brust eines jeden Mitgliedes dieser großen Völkerfamilie ihre wehmüthigen Akkorde zieht. So ging es auch Poschowsky. Die Verhältnisse in Rußland waren andere geworden. Dort saß jetzt eine Nichte Peter's d. Gr., Kaiserin Anna, auf dem Throne, und diese gestattete auf Andringen einflußreicher Freunde dem Kaufmann Poschowsky die Rückkehr in die Heimat. Dem Edelmann jedoch blieb sie verschlossen. Sein Adel war verfallen, seine Güter konfiszirt, und so kehrte er denn als neuer Mensch, auf dem Boden des Erworbenen, nicht des Ererbten stehend, zurück in das Vaterland, wo man ihn vor zwölf Jahren ausgestoßen. Er kam nicht mit leeren Händen; Herz, Kopf und Säckel waren gefüllt; rüstig ging er, im besten Mannesalter, daran, den Bau weiter auszuführen, indem er die Erfahrungen des Westens nach dem Osten übertrug und das erste große russische Handelshaus nach europäischem Zuschnitt in Moskau begründete.



Russischer Frachtwagen im Grundriß.

Nicht wie jene Glücksritter, die, am russischen Hofe auftauchend, dort manchmal in sonderbarer und das Land schädigender Weise Vermittler westeuropäischen Wesens im Osten wurden, nein, mit dem Gefühle des gereiften Schülers, der aus der Fremde goldne Früchte in die Heimat bringt, trat Poschowsky gegenüber seinen Landsleuten auf, die in ihm mit Stolz einen der Ihrigen sahen und dem Russen offener entgegenkamen, als je dem Fremdling. Unter solchen Verhältnissen gedieh das neue Haus zu Ansehen und Bedeutung, umsomehr als Poschowsky nie von der weisen Grundlehre abging, stets nur dann sein Geschäft zu vergrößern und neue Spekulationen zu unternehmen, wenn für diese aus der Realisirung der alten das nöthige Geld beschafft war. Er begann mit der Einführung von Droguen und Färbereiwaaren, wogegen er Pelzwerk und Felle exportirte. Neue Reisen machten ihn immer mehr mit Rußlands eigenthümlichen Verhältnissen bekannt und mehr als eine Messe oder ein großer Jahrmarkt sahen ihn oder seine tüchtigsten Vertreter persönlich die Interessen seines Hauses wahrnehmen. Nicht geringe Verlegenheit bereitete ihm anfangs das russische Kreditsystem.

Man war an lange Zahlungsfristen gewohnt, verlangte Kredit von einer Messe zur andern — oft auf ein Jahr und darüber — und brachte dadurch Poschowsky's Importgeschäft in nicht geringe Gefahr, da dieser stets dem Auslande gegenüber an kurze Zahlungstermine gebunden war. Schon dachte der thätige Mann daran, aus diesem Grunde sein ausgedehntes Geschäft zu beschränken, als das Glück ihm gerade zur entscheidenden Stunde zu Hülfe kam und ein reicher Verwandter, der ihn bisher auch oft unterstützt hatte, starb, nicht ohne ihn in seinem letzten Willen mit der anständigen Summe von 30,000 Rubeln Silber bedacht zu haben. Das Glück traf einen Würdigen, und Poschowsky konnte nun, indem er jene Summe seinem Geschäft zuwandte, dieses zu jenem Standpunkte emporheben, welcher ihm stets als Ziel vorgeschwebt hatte. Ein damals noch ziemlich neuer, aber immer unentbehrlicher werdender Artikel, der Tabak nämlich, war es, den Poschowsky als eine Waare von unbegrenzter Zukunft und Verbrauchsfähigkeit erkannte, und der fortan im größten Maßstab von ihm auf den Markt, namentlich nach Sibirien, gebracht wurde, wogegen er Thee, Felle und Pelzwerk erhandelte. Auch unterstützte Poschowsky die Kultivirung des Tabaks im südlichen Rußland, sowie in der benachbarten Ukraine und unterhielt an den hervorragenden Tabaksplätzen Agenten, welche ihm von allen Ergebnissen der Ernte, wie von den Schwankungen der Preise sofort Mittheilung zu machen hatten. Als daher im Jahre 1737 die Tabaksernte besonders ergiebig ausfiel und die Preise ganz ungewöhnlich herabgingen, wagte Poschowsky einen großen Wurf. Er setzte nämlich sein halbes Vermögen ein, kaufte dafür billigen Tabak und legte ihn auf Lager. Diese Spekulation krönte ein ungemein schneller Erfolg, denn einmal bauten die Tabakspflanzer eben wegen der billigen Preise im Jahre 1738 nur sehr wenig Tabak und dann folgte 1739 eine vollkommene Mißernte, sodaß die Preise ebenso sehr in die Höhe schnellten, wie sie früher gesunken waren. Jetzt schien für Poschowsky der Augenblick gekommen, um loszuschlagen; seine Vorräthe fanden raschen Absatz und sollen ihm nicht weniger als 80 Prozent Gewinn eingebracht haben. Er hatte demnach durch diese eine Spekulatien sein Vermögen fast um die Hälfte innerhalb zweier Jahre vermehrt. Der Tabak blieb nun für einige Zeit sein Hauptartikel, und da sich durch richtige Behandlung und Verarbeitung des Rohstoffes der Werth desselben verdoppeln und verdreifachen ließ, legte er die erste Tabaksfabrik in Moskau an, die schon ein Jahr nach ihrer Gründung 200 Arbeiter beschäftigte. So gründete dieser Mann auch die jetzt so blühende Tabaksfabrikation Rußlands, die in der Firma La Ferme zu Petersburg und Moskau ihren berühmtesten — wenn auch ursprünglich ausländischen — Vertreter besitzt. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß bei dem hohen Stande, welchen die Tabaksfabrikation in den Rußland benachbarten Ländern, Deutschland und Oesterreich, erlangt hat, im Jahre 1865 allein an präparirten Tabaken (meist in Cigaretten- oder Papirossenform) dennoch für 39,175 Rubel ausgeführt wurde.

Während heute der Gelehrte, der Handwerker, der Geschäftsmann nur dann bei der großen Konkurrenz oder der Ueberfüllung des Marktes zu einer gedeihlichen Stellung, zu einem angesehenen Namen gelangen kann, wenn er sich auf eine Spezialität wirft und diese ganz inne hat — sei es auf dem

Gebiete der Forschung, des Gewerbes, des Handels — so war dies vor hundert Jahren besonders auf dem kaufmännischen Gebiete noch nicht in dem Maße wie jetzt der Fall. Es gab weniger Großhandelshäuser, und diese konnten daher auch ungefährdeter ihre Geschäfte nach den verschiedensten Seiten ausdehnen. So auch das erste Moskauer Haus Paul Petrowitsch Poschowsky. Bald erstreckten sich seine Beziehungen weit über Rußlands Grenzen hinaus und reichten von Täbriz in Persien bis nach Frankreich. Es war eben die hohe handelspolitische Mission Rußlands: die Verbindung zwischen Centralasien und Westeuropa herzustellen, die sich in der Thätigkeit der Firma P. P. Poschowsky verkörperte. Nach Sibirien ging der Tabak, um Thee oder Pelze als Aequivalent dafür zu holen, und in Persien, dessen Beziehungen zu Rußland unter Peter d. Gr. erst feindseliger Natur gewesen, folgte unter dem kräftigen Schah Nadir eine kurze Zeit des Friedens und der Blüte, welche Poschowsky ergiebig auszubeuten verstand; auf dem Karawanenwege holte er über den Kaspischen See Seide und Teppiche, um dafür russische Produkte auszuführen.

Eine neue und gleichfalls reichen Nutzen abwerfende Quelle der Spekulation eröffnete sich ihm zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Als Rußland sich mit Oesterreich verband und seine Heere gegen Preußen marschirten, als es die Siege bei Großjägerndorf und Kunersdorf erfocht, war das russische Verpflegungswesen in einer für die damalige Zeit guten Art organisirt, und es zeigte sich, daß die noch kein Jahrhundert alte russische Armee den westlichen Heeren zu widerstehen vermochte. Die im großartigen Maßstabe betriebene Verproviantirung war aber Niemandem als Poschowsky zu verdanken, der sich auch auf diesen Geschäftszweig geworfen. Nicht mit unredlichen Mitteln, sondern in durchaus ehrenhafter Weise besorgte er die großartigen Lieferungsgeschäfte, die ihm und dem Heere zum Nutzen gereichten, denn seine zahlreichen und weitgreifenden Handelsbeziehungen ermöglichten es, überall die besten und zugleich billigsten Stoffe zur Heeresverpflegung einzukaufen. Wagen auf Wagen mit Tuch, Schuhwerk, Leder, Leinwand, Getreide beladen, gingen zur Armee ab, nicht minder große Transporte südrussischen Viehs. Die Vertreter unseres Handelsherrn beim General Fermor, welcher 1758 in das unbeschützte Ostpreußen eingefallen war, ließen sich indessen Unredlichkeiten zu Schulden kommen, und um diese zu begleichen, machte Poschowsky die weite Reise von Moskau bis ins russische Lager an der Oder. Er kam hier gerade an, um die gänzliche Niederlage seiner Landsleute in der Schlacht bei Zorndorf (25. Aug.) durch die tapfern Scharen Friedrich's d. Gr. mit anzusehen, und gerieth auf dem Rückzuge in preußische Gefangenschaft. Allein Poschowsky war eine viel zu wichtige Persönlichkeit für Rußland geworden, als daß man ihn lange in den Händen des Feindes hätte lassen können; gegen ein beträchtliches Lösegeld wurde er frei gekauft. Er behielt nun die Lieferungsgeschäfte bis zur Beendigung des Krieges bei und soll während der siebenjährigen Dauer desselben nicht weniger als 500,000 Rubel dabei erübrigt haben.

Der Abend des Lebens war nun für unsern wackern Poschowsky gekommen. Er führte ein großes Haus und stand nicht nur als Kaufherr, sondern auch als Mensch geehrt und geachtet da, dem das Vertrauen seiner Mitbürger im höchsten Grade zu Theil wurde. Er, der selbst unter den schwierigsten

Verhältnissen von der Pike auf gedient und den höchsten Gipfel von Wohlstand durch eigne Kraft und Ausdauer erklommen, erwies sich, eingedenk des Glückes, das ihn begünstigt, auch immer hülfreich und förderlich gegen aufstrebende Talente, wie er andererseits der Jugend gegenüber als Warner auftrat. Die Worte, welche er in dieser Beziehung niedergeschrieben, können noch heutigen Tages gelten, denn leider findet sich gerade unter der kaufmännischen Jugend auch jetzt eine immer erhöhte Genußsucht, die wir, durchaus keine Freunde der sogenannten „guten alten Zeit", doch als sehr bedenklich bezeichnen müssen. Eine Besserung in dieser Beziehung dürfte kaum stattgefunden haben, denn Poschowsky's Warnungen finden noch ihre volle Anwendung. Er sagt: „Sehen wir nicht oft solche junge Leute, die sich die Bahn zu einer glücklichen Zukunft bereiten sollten, anstatt durch ein würdiges Benehmen sich Achtung und Liebe zu erwerben, in Leichtsinn und Unmäßigkeit ihre schöne Jugendzeit verbringen? Sie gewöhnen sich an, nur zu genießen, verrichten ihre Geschäfte nur flüchtig, sammeln keine Kenntnisse; bald verlieren sie die Freude an ernsten Geschäften, entschlagen sich aller Sorgen, suchen jede Anstrengung zu vermeiden. Von keiner Klugheit zurückgehalten, schwärmen sie gewissen- und zügellos die Laufbahn aller sinnlichen Neigungen durch, keine Gefahren ahnend, keine Kosten scheuend; für Spiel, Theater, Bälle und Ausschweifungen aller Art wird das Geld verschwendet. Die Folgen sind gewöhnlich Zerrüttung der Gesundheit, Abnehmen des Vertrauens, Verlust des Vermögens. Sie gerathen in Zahlungsverlegenheiten, machen Schulden. Nicht selten veruntreuen sie ihnen anvertrautes Gut, um ein unmäßiges Leben fortzuführen. Die Freude an Gott, Religion und Tugend erstirbt nach und nach unter den sinnlichen Neigungen und bei unglückseliger Gesellschaft; das Gewissen wird übertäubt durch Sinnengenüsse, und es ist nur ein kleiner Schritt, um in der Noth falsche Wechsel und Handschriften zu fertigen, zu betrügen, wortbrüchig zu werden, Meineide zu begehen!" Ein trostloses Bild, zu dem wir leider immer noch Belege finden.

Um Poschowsky's Alter recht freudig zu gestalten, fehlte ihm nur Eines, nämlich ein Erbe seiner Thätigkeit, der in des Vaters Fußtapfen getreten und das Geschäft in seinem Sinne fortgeführt hätte. Schon im Jahre 1738 hatte sich Poschowsky verheirathet, allein seine Gemahlin beschenkte ihn nur mit zwei Töchtern, welche an hohe Regierungsbeamte verheirathet waren, die wohl für die Staatscarrière, nicht aber für den Großhandel Sinn bezeigten. Als daher nach vierzigjährigem Bestande der Firma, nach siebzigjährigem Leben ihres Chefs, der letztere die Augen zuthat und sein reichgesegnetes, ehrenhaft verbrachtes Dasein im Jahre 1770 beschloß, erlosch auch die erstere, die bedeutendste russische Firma, auf die man heute noch in der moskowitischen Kaufmannswelt mit Stolz zurückblickt.

Poschowsky als russischer Handelsherr, als Gründer eines Großhauses, steht noch in einer andern Beziehung merkwürdig und hervorragend da. Nicht seine unermüdliche, von Erfolg gekrönte Thätigkeit ist es, welche wir zu rühmen haben, er erscheint fast als eine Ausnahme gegenüber dem Umstande, daß es bekanntlich der russischen Nation, wie den Slaven überhaupt, an Großhändlern im rechten Sinne des Wortes fehlt, wie groß auch sonsthin der Schacher-

und Handelsgeist des Volkes sein mag. Daß aber der große Styl in Würdigung und Pflege des Verkehrs nicht ganz fehlt, dafür ist neben manchen neueren Firmen eben Poschowsky ein sprechender Beleg. Bekanntlich ist der Großhandel Rußlands, namentlich jener in Petersburg, Riga, Odessa meistentheils in den Händen fremder Häuser, zumal der Deutschen sowie der Juden. Diese Erscheinung, die für die Bedeutung eines Landes wieder von unendlicher Wichtigkeit ist, beruht aber in der ganzen Kulturentwicklung der Slaven, die von jeher der Schaffung eines Bürgerstandes, eines Städtewesens abhold war und fast ganz zwischen Adel und Bauer stehen blieb. Darum konnte auch der Jude, der berufen war, das fehlende Mittelglied zu ersetzen, zu so bedeutendem Einflusse in ganz Osteuropa gelangen und dort sich vermehren, wie in keiner andern Weltgegend. Der slavische Boden ist eben für den Juden der ergiebigste. Hic Rhodus, hic salta!

Erst hatte die Hansa, darauf Holländer und Engländer das Uebergewicht im russischen Handel, dann treten wieder Deutsche und Juden auf. Wir wollen zum Beleg dieser Anführung hier unverfängliche Daten beibringen und berufen uns dabei auf die Import- und Exportliste des Hafens von Petersburg, die 1862 für die Ausfuhr einen Werth von 80,754,391 Silberrubeln (das baare Geld eingeschlossen), für die Einfuhr von 60,657,399 Rubeln aufweist. Die bedeutendsten Importeure waren aber deutsche Kaufleute. Voran steht die Firma Müller und Hauff mit 5,396,750 R., Katharina Hoff und Comp. mit 3,572,500 R., J. E. Güntzberg mit 2,968,863 R., L. Knoop und Comp. mit 2,521,800 R. Unter den größern Importhäusern befindet sich nur ein russisches, Gebrüder Elipejew mit 4,233,232 R. Die eben erwähnten deutschen Häuser stehen aber auch in der Exportliste voran und zu ihnen gesellt sich noch Wyneken und Comp. mit 2,436,216 Silberrubeln. Das Sturmlaufen der Altrussen gegen die fleißigen, nüchternen und ihnen so vielfach überlegenen Deutschen in neuer Zeit, denen sie doch wesentlich den Aufschwung ihres Landes zu verdanken haben, der ungerechtfertigte Vorwurf „sie essen russisches Brod", beruht eben zum guten Theil mit auf Neid.

Aber Rußland hat ja einen bedeutenden Handel mit eigenen Produkten, der Aufschwung desselben ist auch von uns (S. 137) gebührend hervorgehoben worden, — wie kommt es nun, daß hier dem Lobe ein Dämpfer aufgesetzt werden muß? Der scheinbare Widerspruch löst sich leicht. Wir müssen eben unterscheiden zwischen dem meist fremden und durch Fremde betriebenen, nach Westen gerichteten, mehr europäischen Großhandel und dem eigentlich national-russischen, dem die Vermittlung nach Asien obliegt und welcher namentlich durch die Periodizität charakterisirt wird, gegenüber dem deutschen, englischen, amerikanischen, französischen Handel, der eben ein stetiger ist. Wir haben gesehen, wie Poschowsky von Jahrmarkt zu Jahrmarkt reisen mußte, wie ihm das damit verknüpfte Kreditsystem Verlegenheiten genugsam bereitete. Dabei aber treffen wir auf den Kern des russischen Handels, wie er durch die Lage des Landes und durch den Kulturgrad seiner Bewohner bedingt ist.



Markt in Riga.

2. Rußlands Märkte und Messen.

Wie seltsam klingt das Wort stetiger Handel in unser Ohr! Wo giebt es bei uns Städte, in denen man nicht zu allen Stunden wenigstens die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorfindet? Luxusartikel und die täglichen Verbrauchsgegenstände sind immer zu haben und was fehlt, wird binnen wenigen Tagen beschafft. Bei uns sind alle wirthschaftlichen Verhältnisse reich gegliedert und mannichfaltig entwickelt; jedes neu auftauchende Bedürfniß läßt sich rasch befriedigen, während in Rußland ganz andere Beziehungen herrschen und oft noch eine in den Anfängen stehende Naturalwirthschaft vorwaltet. Die spärliche Bevölkerung, namentlich am Nord-, Ost- und Südrande des Landes, ist noch weit davon entfernt, die Nothwendigkeit ununterbrochener Handelsverbindungen zu erkennen; auch könnten dieselben schwerlich gedeihen bei 120 Menschen auf die Quadratmeile im Gouvernement Astrachan oder gar 20 im Gouvernement Archangel. Zudem nehmen auch, was hier wesentlich mit ins Spiel kommt, die Bedürfnisse immer mehr ab, je weiter wir nach Osten vordringen und die meisten, den Europäern zur zweiten Natur gewordenen kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens sind den Söhnen des Ostens noch fremd. Austausch der Erzeugnisse findet aber nur dann statt, wenn das Verlangen nach Fremdländischem sich geltend macht, denn der Ueberschuß der eigenen Erzeugnisse veranlaßt noch keinen großen Handel. So erklärt es sich, weshalb bis jetzt in einem großen Theile Rußlands der An- und Verkauf der zu verbrauchenden Gegenstände auf eine bestimmte Zeit im Jahre beschränkt ist. Der Handelsmann fände bei ununterbrochenem Angebote keinen Absatz, der Verbraucher aber zeigt kein ununterbrochenes Bedürfniß, deshalb auch muß man den Bedarf eines ganzen Jahres vorzugsweise von einem

großen Mittelpunkte holen, von einer mit allem möglichen versehenen Messe, wo man eben Alles findet und das Beliebige aussucht.

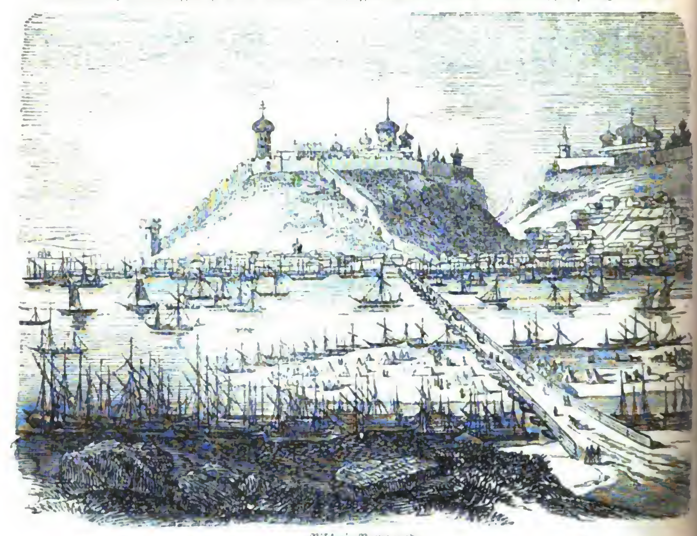
Wie ganz anders gestaltet sich dagegen das Bild in den erwähnten großen Städten, wo der Handel nach europäischer Art stetig betrieben wird. Voran die deutschen Orte des Landes.

Riga z. B. zählte im Jahre 1867 nicht weniger als 102,000 Einwohner, unter denen sich 46½ % Deutsche, 24½ Russen, 23½ % Letten und 17 % Esthen befanden. Das protestantische Element betrug unter diesen verschiedenen Völkern 62 %. Aber alle die übrigen Nationalitäten bestimmten dort, wie in den ganzen baltischen Provinzen, weder den Handel noch die Steuerzahlung, beides bleibt dort fast allein den Deutschen überlassen. Die Ostseeprovinzen sind die höchstbesteuerten des ganzen heiligen Rußland, indem sie per Kopf um 1⅓ Rubel höher belastet sind, als durchschnittlich das Innere des Reichs. Schon aus diesem Grunde ist in Riga ein periodischer Handel kaum denkbar — wenigstens nach russischer Weise nicht — und der Markt daselbst gestaltet sich ebenso wie die Märkte in unsern großen Städten auch. Freilich erhält er durch die äußere Erscheinung der lettischen Bauern, die in ihren Pelzen dort Einkäufe machen, einen Anstrich, der von unsern Märkten, auf denen Volkstrachten immer seltner werden, gar sehr absticht.

Die Zahl der Ortschaften in Rußland, welche kleinere Jahrmärkte abhalten, wird auf 4000 geschätzt, wenn man alle Woll- und Viehmärkte hinzurechnet. Die großen Märkte finden wir dagegen vorzugsweise im Süden des Reichs, in den Stromgebieten des Don und des Dnjepr; die wichtigsten werden in den östlichen Gegenden in Irbit und Nischni-Nowgorod abgehalten. Von den bedeutenderen Messen seien hier nur aufgeführt; die Iljiusnaja oder Eliasmesse zu Poltawa; die Korenaja oder Wurzelmesse bei Kursk; die Onufriew'sche zu Berdytschew; die Romen'sche; der Jahrmarkt von Krotowetz und die Messe von Jekaterinoslaw — alle im Gebiete des Dnjepr, der von Orsha bis Krementschug schiffbar ist und den Binnenverkehr begünstigt. Fast ebenso groß ist die Anzahl der bedeutenderen Märkte im Gebiete des Don; gleich an der Mündung liegt der Getreidehafen von Rostow mit bedeutender Messe; berühmter sind aber noch die vier Charkower Märkte. Wir können hier nicht auf die Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Messen eingehen, wenn auch manche Stoff zu Schilderungen aller Art liefert, sondern begnügen uns hier, die wichtigste und bedeutendste Rußlands, jene von Unter-Neustadt oder Nischni-Nowgorod, ausführlicher zu beschreiben, da die andern Märkte nur Diminutivbilder dieses großen Jahrmarkts sind.

Vor allem muß die geographische Lage der Stadt ins Auge gefaßt werden, will man den Grund ihrer Bedeutung richtig erkennen. An der Lebensader des russischen Reiches, der breiten, majestätischen Wolga gelegen, welche hier die Oka aufnimmt, kann Nischni-Nowgorod als der Mittelpunkt von ganz Rußland betrachtet werden, denn von hier hat man gleich weit nach dem Weißen wie nach dem Schwarzen Meere, nach Astrachan wie nach Lappland. Nischni-Nowgorod ist auch der Endpunkt aller europäischen Eisenbahnen, wenigstens zur Zeit noch, denn die von hier ausgehende sibirische Linie ist vor der Hand noch Projekt, aber

das große russische Kanalnetz, das alle Gewässer Osteuropa's untereinander verbindet, vermittelt das Versenden der auf der Messe umgesetzten Waaren in ungemein bequemer Weise. Also zwei schiffbare Flüsse, die Eisenbahn und ein Kanalnetz vereinigen sich an dem bevorzugten Brennpunkte des russischen Handels.



Nischni-Nowgorod.

Nischni Nowgorods Lage ist noch in anderer Beziehung von Bedeutung, denn es liegt nicht fern von der ethnographischen Grenze, der Markscheide russischen und mongolischen Wesens. Hier, am mittleren Laufe der Wolga, wurden seit Jahrhunderten schon die Handelsgeschäfte beider Völker abgemacht. Die Mongolen jedoch legten den russischen Händlern mancherlei Hindernisse in den Weg, sodaß die moskowitische Regierung sich entschloß, ihren Unterthanen den Handel mit dem Reiche Kasan zu verbieten und einen neuen Handelsplatz, **Makariew** an der Wolga, zu begünstigen. Hier zeigt sich wieder einmal, wie aus Wallfahrtsorten Meßplätze entstanden, denn wie Mekka, dessen Handelsbedeutung bekanntlich nur eine Folge der aus allen Weltgegenden herbeiströmenden Pilgerscharen ist, ward Makariew, anfangs Sammelpunkt von Krämern, die ihren Vortheil während des Jahrestages des heiligen Makarius, des Schutzpatrons der Stadt, suchten und fanden, zum großen Meßplatze. Als diese Wallfahrten bedeutendere Ausdehnung gewannen, erschienen zum Feste auch russische und asiatische Kaufleute in immer größerer Anzahl, und zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde Makariew ein wichtiger Handelsplatz.

Als im Jahre 1816 der Bazar von Makariew niederbrannte, verlegte die

Regierung den Markt an die Mündung der Oka in die Wolga, nach der Stadt Nischni-Nowgorod, deren Lage allerdings weit günstiger war.



Markt in Nischni-Nowgorod.

Schon im folgenden Jahre wurde für den Meßhandel eine große Ebene, die sogenannte Strelka eingeräumt, wo anfangs Breterbaracken errichtet wurden, bis

1822 ein großartiger aus Steinen aufgeführter Bazar entstand, der aus sechzig Gebäuden mit 2500 Verkaufsstellen besteht und zugleich Postgebäude, Börse, das Comptoir der Petersburger Bank, Polizeigebäude, Hospital, zwei Kirchen und eine Moschee einschließt. Ein breiter, schöner Boulevard trennt die Verkaufslokale, welche das Centrum des Meßverkehrs bilden, in zwei Hälften. Man umgab das Ganze mit einem Kanalgürtel, außerhalb desselben noch 4000 hölzerne Buden, Balanganen, sich befinden, in denen namentlich schwere Güter aufgespeichert liegen. An der Hauptpromenade, dem Boulevard, stehen zu beiden Seiten Läden für ausländische Galanteriewaaren; die übrigen Güter, mit Ausnahme des Thees, sind jedoch russischen Ursprungs, nämlich fünf Sechstel der ganzen Zufuhr. In den Buden darf wegen der Feuersgefahr nicht Licht gebrannt werden. Die Versuche, alle Waaren gleicher Art, z. B. Pelze, in besondere Reihen zu vereinigen, hat man aufgeben müssen, da sie nur theilweise durchgeführt werden konnten. Am Kanale zeigt man die sogenannte chinesische Reihe, weiterhin am Ufer der Wolga die sibirische Reihe, wo ganze Haufen von Thee, Baumwolle, Bast, hölzerne Geräthschaften ihre Abnehmer erwarten. Die Kornkammern Rußlands, die wohl angebauten Gouvernements Orel, Tula, Rjasan, Tambow und Pensa gehören sämmtlich dem Stromgebiete der Wolga an und spenden freigebig zur Zeit der Messe ihre Getreideschätze, die in unzähligen Schiffen herbeigeführt werden, welche die Wolga förmlich bedecken. Das Gerichtsverfahren zur Zeit der Messe ist summarisch. Die Oberaufsicht führt ein Direktor; zur Beilegung der kleineren Streitigkeiten wählen die Kaufleute jeder Budenreihe einen Starosta oder Aeltesten, während die wichtigen Fälle vor den Gouverneur kommen, der sofort entscheidet.

Die Zeit der Eröffnung des Marktes (15. Juli) naht heran. Sobald die Ströme frei von Eis sind, schwimmen von allen Seiten schwer beladene Schiffe heran. Die Eisenbahn wälzt Güterzug an Güterzug herbei, auf den Straßen von Sibirien, Orenburg, Taganrog, Tiflis, Archangel wird es lebendig, denn Fuhrwerk reiht sich an Fuhrwerk. „Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Aus dem europäischen Rußland allein kommen dreißig verschiedene Nationalitäten, denn so viel und noch mehr umfaßt dieser „Einheitsstaat". Deutsche, Schweden, Letten, Samojeden vom Eismeer, Wogulen aus Perm, Tscheremissen aus Wiatka, Bulgaren aus Bessarabien, Griechen aus Cherson, Armenier aus Tiflis, Zigeuner, Finnländer, Kalmücken, Baschkiren, sie alle sind neben den verschiedenen slavischen Nationalitäten erschienen und gehören dem europäischen Rußland als Bürger an. Dazu gesellen sich Perser, beturbante Bucharen, sibirische Völkerschaften und Vertreter der westeuropäischen Kulturnationen. Sie alle sind versammelt und warten auf Gewinn. Einer amtlichen Verordnung zufolge darf die Messe erst am 15. Juli alten Styls beginnen. Sie wird mit Glockengeläute eröffnet und dauert 40 Tage, nämlich bis zum 25. August. Die Hauptthätigkeit konzentrirt sich jedoch in den letzten vierzehn Tagen. Die Kaufleute halten ihre Waaren feil, allein die wenigsten Käufer sind mit baarem Gelde versehen und die wenigsten Geschäfte werden gegen baar, die meisten gegen Wechsel abgeschlossen. Derselbe Usus, der schon zu Poschowsky's Zeit bestand und diesem in seinen Handelsunternehmungen

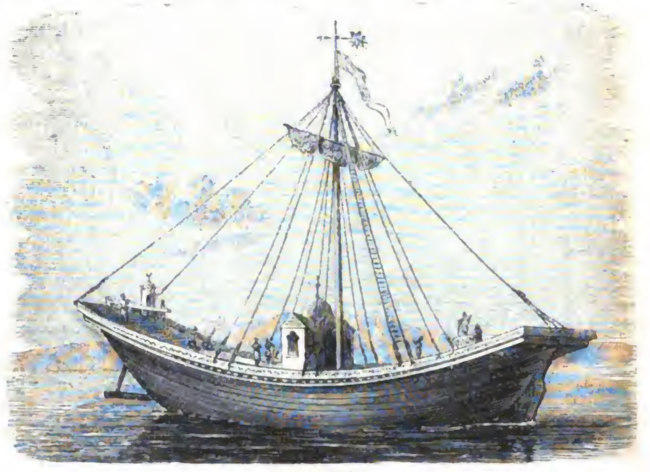
so hinderlich war, herrscht noch bis zur Stunde. Die Wechsel laufen häufig ein Jahr und darüber. Sie werden, nachdem sie von den während der Messe in Nischni-Nowgorod zahlreich vorhandenen öffentlichen Notaren für richtig befunden und kontrasignirt worden sind, von der Kommerzialbank, die hier eine Filiale hat, meist gegen 6% eskomptirt, sodaß der Verkäufer, der seinen Preis in Berücksichtigung des zu gewährenden Kredits von Haus aus gleich entsprechend erhöht, eigentlich gar keinen oder wenigstens nur geringen Verlust hat. Trotzdem bleibt das Entnehmen der Waaren auf 6, 12, oder gar 18 Monate Kredit immerhin eine üble Sache und erschwert den russischen ausländischen Handel ungemein. Der Werth der Wechsel beträgt auf jeder Messe zwischen 15—16 Millionen Siberrubel; die Einnahme der Regierung für Stempelpapier beläuft sich auf die artige Summe von 10,000 Rubeln.

Wechselnde Marktscenen hier zu schildern, liegt uns ferne. Wer den Leipziger Brühl zur Meßzeit gesehen, kann sich einen schwachen Begriff von dem Leben und Treiben in Nischni-Nowgorod machen, wo das Rechenbrett (vgl. S. 80) bei einem großen Theile der Marktbesucher Papier und Feder ersetzt, wo fünfzig bis sechzig Sprachen durcheinander schwirren und die Dolmetscher mit am meisten gesuchte Leute sind. Fast der ganze asiatische Handel ist in den Händen der Armenier, namentlich der Theeverkauf. Dieser übt großen, nicht selten entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Handelsthätigkeit zu Nischni Nowgorod, denn jedermann kauft Thee. Andererseits bedürfen die sibirischen Theehändler entschieden der Manufakturprodukte des europäischen Rußland, und um dazu die Mittel zu gewinnen, muß mit dem Thee, namentlich wenn das Ende des Jahrmarkts herannaht, geräumt werden.

Um das Bild der Messe zu vervollständigen, müssen wir hier noch einen Blick auf die verschiedenen Waaren, sowie deren Absatz werfen. Sämmtliche zugeführte Güter kann man in drei Klassen eintheilen, welche durch den Charakter der Messe bedingt werden, die man mit Recht eine Weltmesse nennen kann, denn es sind nicht nur europäische oder speziell russische Waaren, die hierher zum Verkaufe gelangen; die Messe dient vornehmlich zur Begünstigung des russisch-asiatischen Handels, der noch immer von ziemlicher Bedeutung ist. Hiernach theilt man die Waaren ein in russische, westeuropäische und asiatische. Von europäischen Fabrikerzeugnissen, welche nur die geringe Summe von 3 Prozent aller angebrachten Waaren ausmachen, finden wir Baumwollen-, Seiden-, Tuch-, Filzwaaren, Messerschmiedearbeiten, Uhren, Instrumente, Bijouterien, Parfümerien, namentlich auch Champagner, angeblich französischen, meist aber fränkische oder rheingauer Waare. Damit sind die europäischen Erzeugnisse erschöpft. Asien liefert den Karawanenthee, Pelzwerk, Teppiche, Seide, Baumwolle, letztere drei Gegenstände sind persischen Ursprungs. Abgesehen von Thee und Pelzwerk, die allerdings quantitativ sehr in die Wagschale fallen, sind auch die asiatischen Produkte nicht von Bedeutung und bilden einschließlich jener beiden im Durchschnitte 21½ Prozent der Anfuhren.

Somit entfallen drei Viertheile der umgesetzten Güter auf russische Fabrikate und Rohprodukte, die in der That die Messe beherrschen und bestimmen. Sehen wir uns die verschiedenen Stoffe in den Bazaren an. Von Moskau, dem

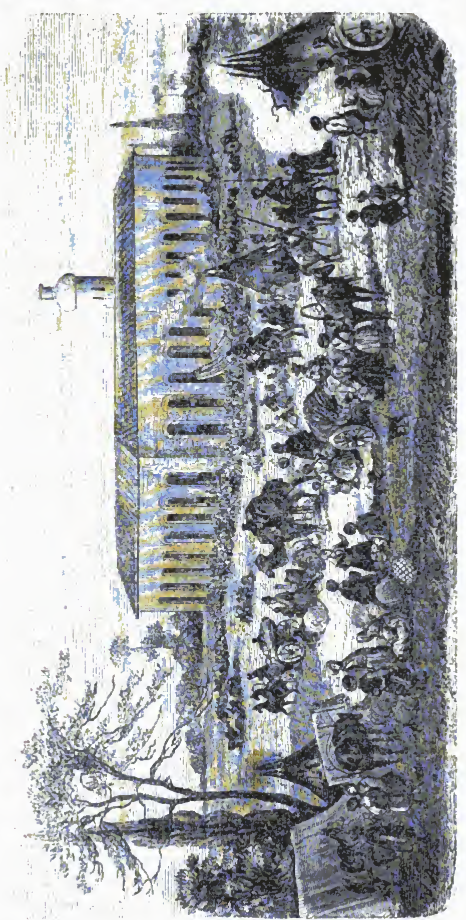
alten Zarensitze, ging strahlenförmig die russische Industrie nach allen Seiten vor; sie umfaßt namentlich das ganze Stromgebiet der Oka bis hinauf nach dem Gouvernement Orel. Hervorragend in dieser Industriegegend ist das Gouvernement Wladimir mit dem Dorfe Iwanowo, dem „russischen Manchester!" Natürlich dürfen die Fabrikate dieses Ortes, die wir in Nischni-Nowgorod treffen, weder in Qualität noch Quantität mit englischen Produkten verglichen werden, aber der russische Bauer macht auch an das von dort stammende baumwollene Hemd geringe Ansprüche, wenn es nur recht grell roth gefärbt ist, dann ist seinen Forderungen genügt. Neben diesen Kattunen sehen wir Hanf, Flachs, Segeltuch, grobe Wolltuche, Roßhaare und feine Leinwand von Jaroslaw an der Wolga. Dies alles beträgt im Durchschnitte 37 % der russischen Erzeugnisse.



Tataren-Schiff.

Dann folgen die Metallwaaren. Was der Ural an Kupfer und Eisen liefert, geht zum guten Theile auf den plumpen weitbauchigen Tatarenschiffen, zu Wasser auf der Tschussowaja, Kama und Wolga hinab. So lange der Lauf jener Frachtschiffe dem Strome folgt, überlassen sie sich ausschließlich dem Wasser als bewegende Kraft; sollen sie aber auf der Wolga ihren Weg stromaufwärts fortsetzen, so müssen sie andere Hülfe in Anspruch nehmen und meist durch Menschen an der Leine gezogen werden. Man hat zwar Ueberfluß an Pferden in jenen Gegenden, allein ihre Verwendung wird dadurch erschwert, daß das Fahrwasser in häufigem Wechsel bald in der Nähe dieses Ufers, bald am entgegengesetzten aufgesucht werden muß. Die Schiffszieher setzen in Kähnen ohne Beschwerde über, mit Pferden läßt sich ein solcher Wechsel dagegen ebenso schwierig ausführen, wie das Ueberschreiten der brückenlosen Nebenflüsse. Dagegen sind auf der Wolga

eine eigenthümliche Art Zugschiffe mit Pferdekraft in Gebrauch, die man anderwärts nicht kennt. Jene Fahrzeuge enthalten Stallung für zahlreiche Rosse, und es lassen sich durch letztere eine Winde in Bewegung setzen, welche ein Tau aufhaspelt. Ein leichtes Boot schafft den Anker der Pferdebarke eine Strecke stromaufwärts und versenkt ihn daselbst.



Der Kaufhof in Nertschinsk.

Zunächst windet sich nun das Zugschiff selbst bis zu jenem Punkte hin und zieht dann durch den Pferdegöpel das Lastschiff nach. Letzteres ist oft von großen Dimensionen und bedeutender Tragkraft. Es kommen Wolgaschiffe vor, die 400—500 Fuß lang und 30—40 Fuß breit sind. Dieselben haben einen hohen Bord, sind oben mit einer Plattform bedeckt und führen hohe Masten mit starkem Segelwerk. Am Fuß des Mastbaums ist stets ein Kapellchen für den Schutzpatron des Schiffers errichtet, an den vor der Abfahrt Gebete um Beistand gerichtet werden. Daß gegenwärtig auch Dampfschiffe zum Schleppen der der Lastfahrzeuge verwendet werden, ist bei einem Strome natürlich, der bereits über hundert Dampfer auf seinem Spiegel trägt. Letztere werden noch immer vorzugsweise mit Holz

geheizt, allein wenn auch die Wälder nicht mehr so reichliches Brennmaterial zu liefern im Stande sein werden, so wird dies doch der Dampfschiffahrt keinen Einhalt thun, denn es sind mächtige Steinkohlenlager an der Westseite des Ural zwischen dem Gebirge und der Kama entdeckt, wenn auch bis jetzt noch sehr wenig ausgebeutet. Man hat bereits fünf Kohlenfelder von großer Ausdehnung, mit Kohlenschichten bis zu 15 Fuß Mächtigkeit kennen gelernt, und die Zeit wird vielleicht gar nicht mehr fern sein, wo nicht blos Metalle und Holz, sondern auch Steinkohlen einen Ausfuhrartikel nach den an Brennstoffen und mineralischen Schätzen ärmeren Gegenden bilden und ihren Weg auf den Gewässern des Ural thalwärts nehmen. Zu den Handelsartikeln, welche diese Fahrzeuge aus weiter Ferne heranführen, gesellen sich Waffen von Tula, das noch immer den alten Ruf wie zur Zeit der Demidows bewahrt und auch die gemüthlich summenden Theekessel (Samovar) liefert — alles zusammen gegen 23 Prozent. Russisches Pelzwerk aus dem Norden kann freilich mit dem sibirischen nicht konkurriren, doch macht es mit dem reichlicher vertretenen Leder zusammen über 13 Prozent aller russischen Waaren aus. Den Schluß bilden die Eßwaaren. Weine, in der Krim von Deutschen oder am Kaukasus von Georgiern gekeltert, Getreide aus den erwähnten Kornkammern, Rübenzucker aus den neuen Fabriken in der Ukraine und Podolien, Fische aus den herrlichen Strömen und dem Schwarzen Meere, geräuchert, getrocknet und eingesalzen, endlich der leckere Kaviar in grauer groß- körniger Waare von Astrachan — sie umfassen 11 Prozente aller Artikel. Natürlich schwanken diese Ziffern je nach der Produktion, Ernte oder dem Bedürfnisse, so gut wie die Totalsumme aller verkäuflichen Waaren und ihr Absatz. Wie der Theehandel durch die Einfuhren zur See eine andere Gestalt bekommen hat und dadurch empfindliche Rückwirkungen auf die Messe zu Nischi-Nowgorod hervorgerufen wurden, ist schon früher gezeigt worden. Für den Umsatz mögen die neuesten statistischen Daten vom Jahre 1865 sprechen. Nach den Berichten des Meßgouverneurs wurden an russischen Industrieprodukten, Getreide, Pferden und Hornvieh zugeführt für 83,139,350 Silberrubel, an europäischen und Kolonialwaaren für 9,856,000, an Droguen für 3,873,100, an chinesischen Waaren für 7,255,000, an Waaren aus Buchara und Khiwa 2,312,000, aus Persien für 2,280,700 aus Transkaukasien für 2,788,550 Silberrubel, zusammen für 111,457,000 Silberrubel Waaren, von denen für 98,270,320 Rubel verkauft wurden. An Thee befanden sich unter den chinesischen Waaren 49,000 Kisten, von denen 7000 unverkauft blieben, da die Konkurrenz des auf der See importirten Thees zu stark drückte. Im Allgemeinen hat die Messe von Nischni-Nowgorod einen nachhaltigen Aufschwung gezeigt, welcher die russische Regierung — der es vor allem andern daran gelegen sein muß, die wirthschaftlichen Kräfte des Reichs zu entfesseln — veranlaßte, zu Gunsten der Kaufleute, welche die Messe besuchen, Erleichterungen bezüglich des Verkehrs zu schaffen. Viele alte Hemmnisse wurden beseitigt und zur Meßzeit, um die Ordnung unter der oft wilden Menge aufrecht zu erhalten, eine Besatzung in die Stadt gelegt. Unter diesen Umständen wird die Messe von Nischni-Nowgorod noch lange ihre große Bedeutung beibehalten und entscheidend auf einen Theil des asiatischen Handels einwirken.

Was Sibirien und die turkmanischen Länder im Osten des Kaspischen Sees, die immer mehr unter russische Herrschaft gerathen, betrifft, so ist der Handelseinfluß der Nischni-Nowgoroder Messe unbedingt maßgebend, anders hat sich dieser jedoch mit China gestaltet, seit dessen Produkte auf dem Seewege weitergeführt werden, wodurch der Ueberlandweg größtentheils entbehrlich geworden.

Mit einigen unwesentlichen Abänderungen gestaltet sich das Leben auf den sibirischen Jahrmärkten ganz so wie auf den russischen, nur treten hier neue, noch wildere und uncivilisirtere Völkerschaften mit roheren Bedürfnissen auf. Allein auch für diese ist die Periodizität des Handels entscheidend, denn Sibirien, das größte Land der Erde, ist mit seinen $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern noch unendlich schwächer bevölkert als das europäische Rußland.

Unter den vielen Jahrmärkten des Landes, von denen der bedeutendste zu Irbit (das politisch jedoch noch zum europäischen Rußland gerechnet wird) abgehalten wird, können wir hier nur zwei schildern. In der neugeschaffenen Provinz Transbaikalien, jenseit des Baikalsees, da wo die Quellströme des in neuer Zeit so viel genannten Amur*) fließen, liegt am Einflusse der Nertscha in die Schilka die berüchtigte Bergwerkstadt Nertschinsk, jetzt ein blühender Ort von 6000 Einwohnern. Wenn das Eis auf dem Amurstrome aufgegangen und Schiffe die Schilka hinauffahren können, dann findet gegen Mitte Juli dort ein bedeutender Jahrmarkt statt. Vor dem nach Art der morgenländischen Karawanserais gebauten Kaufhofe, dem Gostinoi Dwor, sehen wir ein wirres Durcheinander von Russen, Turkmanen, Mandschus und andern mongolischen und tungusischen Völkerschaften. Der Kosak handelt einen Reitzaum oder ein Messer ein, Kameele stehen beladen, um die Waaren bis zum Baikalsee zu bringen, und den Amur aufwärts kommen deutsche und amerikanische Händler aus Californien hergezogen, das den Handel mit dem Amur seiner Lage wegen vorzugsweise beherrscht. Auch beturbante Bucharen aus den westasiatischen Chanaten finden sich ein, deren bleiches Antlitz vortheilhaft von den gelben Gesichtern der Mongolen absticht. Der Haupthandel bewegt sich im Tauschgeschäft um Thee, Pulver, Blei und Pelze. Weit charakteristischer für Sibirien als diese Messe ist jedoch der wildeste Jahrmarkt der Erde, der alljährlich in einem eisigen, entlegenen Winkel Sibiriens abgehalten wird, jener von Ostrownoje. Dort treffen wir auf das wilde Volk der Tschuktschen, das dem Tabaksrauchen auf das leidenschaftlichste ergeben ist. Bei diesem östlichsten Volke des großen russischen Reiches geht die Leidenschaft des Rauchens so weit, daß es seine kostbarsten Tauschartikel an Pelzwerk, Walroßzähnen, Walfischbarten, ja selbst seine nothwendigsten Kleider und, wenn es nichts zu tauschen hat, sogar die Frauenehre dem Tabak reichenden Matrosen opfert.

*) Vergleiche hierüber: „Das Amurgebiet und seine Bedeutung" von Dr. Richard Andree. Leipzig, O. Spamer 1867.



Englische heimliche Raucher unter Jakob I.

3. Der Tabak als kosmopolitisches Kraut und seine Bedeutung im Welthandel.

Als Poschowsky seine bedeutenden Tabaksgeschäfte abschloß und in diesem Handelszweige einen großen Theil des europäischen Rußlands monopolisirte, war die amerikanische Pflanze kaum hundert Jahre im Zarenreiche von Deutschland aus eingeführt und stellenweise im südlichen Rußland angebaut worden. Eine kurze Zeit aber hatte genügt, um sie ihren erobernden Zug bis an das östliche Ende der alten Welt halten zu lassen und alle Völkerschaften vom Ural bis zur Behringsstraße sich zu unterwerfen. Im Gefolge der Pelzhändler und Kosaken drang der Tabak unaufhaltsam nach Osten vor und wurde zu einem der wichtigsten Tauschmittel, das selbst über die Grenzen Asiens hinüberreichte bis zu den Eskimos im Norden Amerika's, solchergestalt einen Rundgang um die Erde haltend, der einem vollkommenen Siegeszuge glich. Noch früher aber als den nordasiatischen Völkern war durch Vermittelung des Orients den Persern, Chinesen und übrigen Ostasiaten das duftige Kraut übermittelt worden. Als die Holländer und Portugiesen auf dem Seewege nach Ostindien gelangten, war ihnen der Tabak auf dem Landwege bereits zuvor gekommen, sodaß die hierüber erstaunten Forscher wohl die Frage aufwerfen konnten, ob er in Ostasien nicht etwa seit alten Zeiten schon heimisch oder gar durch den Stillen Ozean früher von Amerika nach Japan oder China eingeführt worden sei?

Wie der Tabak die eisigen Gegenden im nordöstlichen Sibirien beherrscht, wie er dort den wichtigsten Anstoß zum Pelzhandel abgiebt und als Zaubergewächs einem freien, wilden Urvolke einen lebhaften Handelsbetrieb einpflanzt, erkennen wir am besten an einer Schilderung des Jahrmarkts von Ostrownoje, der die nördlichste und östlichste Messe der Alten Welt bildet. Nach diesem Orte, welcher an dem drei Viertheile im Jahre zugefrorenen Flusse Aniuj liegt, kommen Ende Januar die wilden Tschuktschen auf Rennthierschlitten gefahren, nachdem sie im Sommer zuvor in ihren ledernen Baidaren (kajakartigen Booten) über die Behringsstraße gesetzt und dort von den Eskimos gegen Tabak Walroßzähne und Pelzwerk eingehandelt haben, welche sie gegen die gleiche, ihnen un-

entbehrlich gewordene Waare zu Ostrownoje wieder umtauschen wollen. Rennthierschlitten an Rennthierschlitten mit Menschen, Lagergeräthschaften, Pelzwerk und Moos zur Fütterung der Zugthiere beladen, setzt sich an dem Meere, welches die Alte von der Neuen Welt trennt, in Bewegung, um erst nach fünf Monaten am Ziele einzutreffen, wo der russische Händler bereits ihrer harrt und die verschiedenen eingeborenen Bewohner der Umgegend, die Jukagiren, Lamuten, Tungusen, Koriäken sich zu gleichem Zwecke eingefunden haben. Wenn der Reisezug der Tschuktschen in ihren Rennthierschlitten einen eigenthümlichen Anblick gewährt, so nicht minder eine heranziehende Hunde-Karawane der benachbarten Koriäken, die weither aus dem nördlichen Theile Kamtschatka's aus dem gleichen Antriebe wie jene auf dem gemeinsamen Sammelplatze eintreffen. Unter dem 68. Grade nördlicher Breite, bei einer Temperatur, die sich mit dem Quecksilberthermometer nicht mehr bestimmen läßt, da dessen Inhalt gefriert, ist nun diese barbarische Menge in Zelten versammelt, aus denen rother Torfqualm und der dumpfe Klang der Trommeln ihrer heidnischen Priester hervorquellen. Ein Regierungs-Kommissär mit einigen Kosaken sorgt für Ordnung und kassirt für Rechnung des Kaisers eine Marktabgabe ein. Die Tschuktschen stellen ihre Schlitten mit den Waaren im Halbkreise auf, während ihnen gegenüber die Russen und übrigen Marktgäste in athemloser Stille des Glockengeläutes harren, auf dessen Zeichen erst das Geschäft beginnen soll. Hier die Pelze, dort der Tabak, und nun beginnt das Feilschen und Mäkeln. Obgleich er keine Wage mit sich führt, so läßt sich der Tschuktsche nicht betrügen, denn er weiß durch das Gefühl recht gut zu bestimmen, ob an einem Pud (40 Pfund) Tabak auch nur zehn Loth fehlen. Die ganze Messe dauert selten länger als drei Tage, und Ostrownoje bleibt dann wieder seiner ursibirischen Einsamkeit überlassen. Die abgeschlossenen Geschäfte sind bedeutend und wirken zurück auf die Märkte von Irbit und Nischni-Nowgorod. Der Gang des Handels aber, der hier vermittelt wird, ist folgender. Gewöhnlich ersteht der Tschuktsche von den Amerikanern für ein halbes Pud oder zwanzig Pfund Blättertabak eine Partie Felle, die er dem Russen für zwei Pud desselben Tabaks in Ostrowonje wieder verkauft. Dem Russen kosten diese im höchsten Falle 160 Rubel, dafür erhält er aber Felle, die er in Jakutsk (Ostsibirien) für 260 Rubel wieder verkauft und die endlich, wenn sie ganz Sibirien durchreist haben, in Petersburg oder Leipzig 500 Rubel werth sind. Der Tschuktsche hat aber dem Eskimo dafür nur den Werth von 40 Rubel in Tabak bezahlt. So ist durch die Entfernung, den Gang des Handels und durch


Blatt und Blüte des edlen Krauts.

den Gewinnzuschlag die ursprünglich billige Waare über das Zwölffache ihres Werthes in die Höhe geschraubt worden. Der Zauberer aber, der diesen Handel im Eis und Schnee vermittelt, ist eben der Tabak.

Wir dürfen jetzt nicht mehr die Frage aufwerfen: Welche Völker kennen den Tabak und bedienen sich seiner als narkotisches Reizmittel, sondern wir müssen fragen, welches Volk etwa kennt ihn noch nicht? und hier fehlt uns in der That die Antwort. Mag die englische Lady sich noch so sehr sträuben und die Regierung Großbritanniens noch so hohe Zölle auf den Tabak legen — old England raucht doch. In Spanien sieht man die Señora mit der dünnen Cigarette zwischen den schwellenden Lippen, der Papst im Vatikan nimmt seine Prise Tabak so gut wie seine Kardinäle; der deutsche Philosoph und der russische Bauer, der ungarische Roßhirt und der bärtige Türke, sie alle stimmen in das Lob des edlen Krautes ein, das Fürsten zu Tabakskollegien begeistert und Bettler für Augenblicke den Hunger vergessen macht. So bei uns in Europa.



Altmexikanische Tabakspfeife.

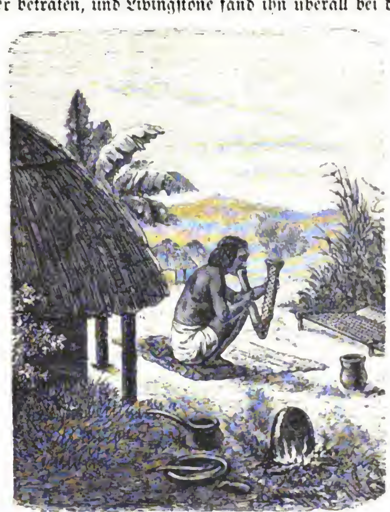
Es kann nicht unsre Absicht sein, hier eine Geschichte des Tabaks zu geben und dessen Verbreitung bei verschiedenen Völkern nachzuweisen, allein da wir seine Wichtigkeit im Handel hier betonen und seine Statistik beibringen, so wollen wir doch, um das Trockne der letzteren etwas zu heben, wenigstens einige Andeutungen geben und beginnen hierbei mit der Urheimat des Tabaks, Amerika. Bekanntlich fand Columbus die Sitte des Rauchens 1492 bei den Einwohnern der von ihm entdeckten Neuen Welt vor und ebenso nahmen die Conquistadoren sie in Mexiko und Yukatan wahr, während sie in Südamerika erst später bekannt wurde. Jetzt raucht aber der ganze Kontinent von dem eisigen Archipel der Eskimos bis zu den Pescheräs an der Magelhaensstraße. Wer hörte noch nicht von der Friedenspfeife der Rothhäute, dem mit Adlerfedern geschmückten Calumet? Auch der Mexikaner von heute raucht wie sein Vorfahr, der alte Azteke, dessen oft künstlich gestaltete, Tabaco genannte Pfeife noch heute in den Ruinenstätten der ehemaligen Prachtorte gefunden wird. Leidenschaftliche Schnupfer sind die aussterbenden Indianer am oberen Amazonenstrom geworden, wo z. B. die Antis sich gegenseitig den Liebesdienst erweisen, sich das kitzelnde Pulver mit einer Röhre in die Nase zu blasen, während der Patagonier, dessen rauhes Land die Tabakspflanze nicht mehr zeitigt, gegen Straußenfedern oder Felle von den Argentinern einige Blätter des edlen Krautes



Friedenspfeife der Indianer.

einhandelt und dann widerliche Orgien feiert, wobei er den Rauch in die Lungen zieht und darauf in heftige, an Epilepsie erinnernde Krämpfe verfällt, die ihm aber das höchste Wohlbehagen erregen.

Daß auch Völker, welche bisher nie einen Weißen gesehen, und deren Land zum ersten Male von Europäern betreten wurde, auf dem Wege des Handels schon lange den Tabak empfangen und ihn auch angebaut hatten, dafür giebt uns Afrika Belege in Hülle und Fülle. Die durch Burton, Speke und Baker neu entdeckten Völker im Nilquellengebiete, sie alle kannten bereits den Tabak, als jene zum ersten Male ihre Länder betraten, und Livingstone fand ihn überall bei den kaffernartigen Völkern am Zambesi. Aus ungeschlachter Pfeife, von der Größe eines Mannesarmes, z. B. raucht der Mangandscha ein Kraut, das von unserm „Kneller" nicht sehr verschieden ist, während die weiter westlich wohnenden Batoka einen so starken Tabak lieben, daß dieser jeden Europäer — selbst einen englischen Matrosen oder deutschen Fuhrmann — sofort umwerfen würde. Die Batoka glauben eine verbesserte Methode des Rauchens erfunden zu haben, indem sie einen Zug thun, den dickern Rauch ausstoßen und das Uebrigbleibende, „den wahren Tabaksgeist", verschlingen. In Ballen geformt, stapeln sie am Zambesiflusse große Mengen einheimischen Tabaks auf, der weit und breit hin verhandelt wird und in dem Verkehre Südafrika's neben Sklaven und Elfenbein eine hervorragende Rolle spielt. Eine neue Manier, den Tabak zu genießen, haben die Wadschidschi am Tanganyikasee erfunden. Dieses Volk, das wir erst 1858 durch Burton kennen lernten, raucht selten, aber jedermann führt einen kleinen Topf mit Tabak stets bei sich. In diesen füllt er etwas Wasser, drückt dann die Brühe davon in die hohle Hand und schlürft sie in die Nase ein. Dann kneipen sie letztere mit einer eisernen Zange oder Holzklammer zu, damit der ätzende Saft nicht gleich wieder herauslaufen kann! Auch die heidnischen Kaffern und Buschmänner an der Südspitze des schwarzen Kontinentes sind ebenso leidenschaftliche Raucher als die Fetischanbeter am Golf von Guinea oder die muhamedanische Bevölkerung im Süden und am Mittelmeer. In der That: Ganz Afrika raucht.



Rauchender Mangandscha.

Australien, jetzt ein germanisches Kulturland, es raucht, seit Leute unsres Stammes dort wohnen, von welchen der schwarze, aussterbende Urbewohner das Rauchen lernte, so gut wie der Polynesier brauner oder schwarzer Farbe auf den idyllischen Eilandfluren der Südsee. Und Asien? Der Japanese am häuslichen Herd stopft mit dem gelben, fadendünn geschnittenen Weltkraute wol täglich zwanzig- oder dreißigmal das fingerhutgroße Metallköpfchen und schlürft durch Bambusrohr den narkotischen Dampf; ihm thut es der weizengelbe Chinese gleich, der kopfabschneidende Dajak oder der Buddhist Hinterindiens, der Mongole des „Landes der Gräser" in Innerasien, vor Allem aber der Tunguse am Amur. Dort raucht Mann, Weib und Kind, Alles, ja der Säugling erhält hin und wieder die Pfeife gerreicht. Der Iltschik oder Gürtel mit Rauchrequisiten, wie Pfeifenräumer, Tabaksbeutel u. s. w., wird wachend oder schlafend von ihm nicht abgelegt und bildet in der That eine seiner wichtigsten Geräthschaften.

In welch verschiedenen Formen nimmt man den Tabak jetzt nicht zu sich! Man raucht, schnupft, kaut ihn und beschäftigt in der That alle Sinne, vielleicht das Gehör ausgenommen, mit demselben. Der Orientale liebt den Tschibuk, der Perser die Wasserpfeife, der Oesterreicher den Meerschaumkopf, der Fuhrmann im blauen Kittel dampft aus seinem „Ulmer Maser", der Studiosus aus Porzellan — aber alle diese Formen müssen der bequemen Cigarre weichen, die mit der Zeit allein das Feld behaupten dürfte. Unter allen Rauchinstrumenten möchte aber die Wasserpfeife (Narghile oder Kalian), die bei den Orientalen im Gebrauche ist, das sinnreichste sein, denn der Rauch wird hier, bevor er durch den langen elastischen Schlauch in den Mund gelangt, in einem Gefäße mit Wasser gewaschen. Er kühlt sich dadurch ab und verliert gleichzeitig die theerigen Bestandtheile, welche der Gesundheit keineswegs förderlich sein können. Der Perser verwendet je nach Stand und Vermögen oft ungeheure Summen auf diesen Rauchapparat. Das Wassergefäß ist nicht selten aus Gold oder Silber und reich mit Edelsteinen besetzt; gleich kostbar ist der Schlauch ausgestattet, dessen Spitze aus Ambra oder Bernstein besteht. Der Tabak wird mit Rosenwasser befeuchtet und mit allerhand theuren Spezereien untermischt. Die vornehmen Perser rauchen beständig, sogar in der Moschee und beim Reiten, wo ein Diener das Gefäß nebenher tragen muß.

Wenn wir solchergestalt sehen, daß „der ganze Erdkreis" qualmt und kaum ein Volk sich dem magischen Dampfe zu entziehen wagt, dann ist es nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß der Tabak kein Luxusartikel mehr ist, daß er vielmehr und in der That zu einem Bedürfniß wurde, und daß nur das Salz ihn im allgemeinen Gebrauche übertrifft. Wir wenigsten wüßten keinen zweiten Stoff, der so sehr wie diese beiden — abgesehen von Wasser und Brot — zu des Leibes Nothdurft begehrt würde. Und vom Standpunkte des Bedürfnisses, von keinem andern muß auch die wichtige Frage des Tabaksmonopols oder der Besteuerung desselben aufgefaßt werden.

Ehe aber der Tabak soweit kam, die Welt zu beherrschen, hat er eine lange Geschichte zurücklegen und viele Feinde besiegen müssen.

In Deutschland, wohin der Tabak durch die spanischen Soldaten unter Karl V. kam, wird derselbe seit 1569 gebaut. In Frankreich erwarb sich Verdienste

um die Verbreitung desselben Jean Nicot de Villemain, welcher 1560 Tabaksamen nach Paris an die Königin Katharina von Medici sandte und dessen Namen dadurch unsterblich gemacht wurde, daß man die botanische Benennung der neuentdeckten Pflanze (Nicotiana) von ihm entlehnte. In die europäische Türkei drang der Gebrauch im Jahre 1600; in England kannte man bereits 1585 „Tabakshäuser" und die früheste Kultur fand 1615 zu Amersfort in Holland statt, worauf bald die Pfalz, Elsaß, Hessen und Brandenburg, später Ungarn folgten. Als nun zu Anfang des XVII. Jahrhunderts das „Tobaksaufen" bereits allgemein geworden war, fehlte es nicht an heftigen Anfeindungen, und die Kirche hielt mit ihrem Bannstrahl so wenig zurück wie die weltliche Macht mit Leibes- und Lebensstrafen. Papst Urban VIII. exkommunizirte 1624 jeden, der da rauchte; Jakob I. von England vertrieb rauchende Edelleute von seinem Hof und schrieb einen „Misokapnos", d. h. Rauchfeind, in welchem er die neue teuflische Sitte unbarmherzig geißelte; deutsche Geistliche und Moralisten, z. B. Moscherosch, waren nicht minder eifrige Feinde des edlen Krautes als der Türkensultan Amurath, der 1605 das Rauchen bei Todesstrafe verbot, oder der wohlweise, hochgelehrte Rath der Stadt Bern, der die zehn Gebote in seine Polizeiordnung aufnahm und ein elftes hinzufügte, das da lautete: „Du sollt nicht rauchen". Heiter erscheinen uns auch die Berichte des Pfarrers Joh. Fecht zu Sulzburg an das Baden-Durlachsche Konsistorium vom Jahre 1662. Da heißt es wörtlich: „Christe Lehmann zu Bahlingen ist ein Säufer und Verschwender, daneben dem Tabaktrinken ergeben. Da er am heiligen Ostertag zum Tische des Herrn gegangen, hat er den Pfarrer dermaßen angestunken, daß er schier nit bleiben können. Hans Kopp in Brazzingen hält unordentlich Haus, sauft Thapak, fängt Händel an und schlägt seine Frau u. s. w." Wollten wir alles aufführen, was gegen den Tabak unternommen, fruchtlos unternommen wurde, wir könnten einen Band allein damit füllen und verweisen deshalb den wißbegierigen Leser lieber auf ein vortreffliches, mit deutscher Gründlichkeit abgefaßtes Werk, nämlich, Tiedemann's „Geschichte des Tabaks" (Frankfurt a/M. 1854), welches alles Wissenswerthe enthält.

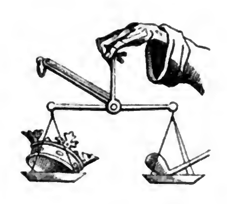
Daß der Siegeslauf trotzdem nicht zu hemmen war, wissen wir alle aus eigner Erfahrung, und nur die Steuerbehörden setzen einen ergiebigen Kreuzzug gegen denselben fort. Beträgt doch z. B. in Frankreich das Ergebniß desselben gegen 200 Millionen Francs, in Oesterreich 20 Millionen Gulden jährlich. Als ein wesentlicher Grund für die Ausbreitung des Tabaks ist seine hohe Kulturfähigkeit anzusehen, denn unter allen Pflanzen verträgt er am leichtesten große Temparatur-Unterschiede und Wechsel des Standortes. Wenn auch die feineren Sorten am besten zwischen dem 15. und 35. nördlichen oder südlichen Breitengrade gezogen werden, so gedeiht die Pflanze doch im allgemeinen bis zum 50 Grade auf beiden Seiten des Aequators, umfaßt also einen Raum von 100 Breitengraden und darüber hinaus.

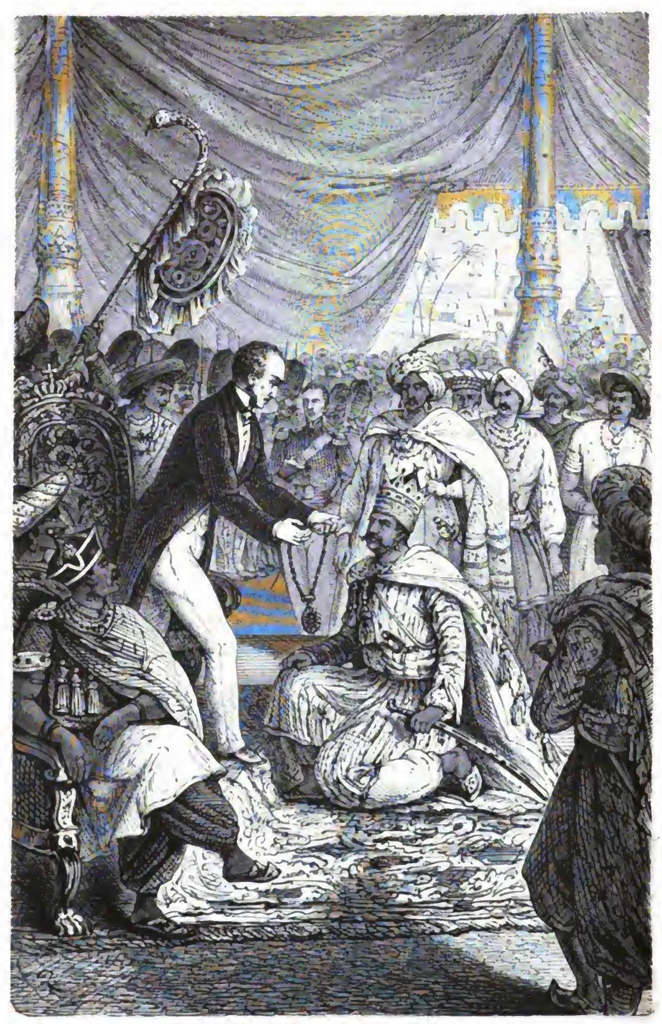
Indem wir die Würdigung des deutschen Tabakshandels und Tabaksbaues auf einen folgenden Abschnitt (Gottlob Nathusius) versparen, liegt es uns hier ob, einen kurzen Ueberblick über die Gesammtproduktion zu zu geben, wobei jedoch nicht zu erkennen ist, daß die einzelnen Schätzungen

derselben sehr untereinander abweichen. Zur Grundlage bei der Aufstellung folgender Ziffern nehmen wir, was Karl von Scherzer in seinen „Statistisch-kommerziellen Ergebnissen der Novarareise" (Leipzig 1867, S. 319) anführt. Danach lieferten: die Nordamerikanischen Freistaaten 2,000,000 Ctr.; Oesterreich 1,000,000 Ctr.; Insel Cuba 610,000 Ctr.; die Philippinen 200,000 Ctr.; Rußland 150,000 Ctr.; Centralamerika 100,000 Ctr.; Ostindien 100,000 Ctr.; Porto-Rico 70,000 Ctr.; Holland 60,000 Ctr.; Italien 33,000 Ctr.; Walachei 12,000 Ctr.; Belgien 10,000 Ctr.; Schweiz 3000 Ctr. und Dänemark 2000 Ctr.; zusammen 4,850,000 Ctr. Die Gesammtproduktion aller übrigen Länder, unter denen China, Japan, Java, Brasilien, die Argentinische Republik obenan stehen, zu demselben Betrage angenommen, erhält man eine Tabakserzeugung von 10 Millionen Centnern, eine Quantität, welche mit einer amerikanischen Schätzung sehr genau übereinkommt, welche für die ganze Erde die Summe von 9,950,390 Centnern Tabak als Gesammtprodukt anführt.

Ebenso wenig genau wie die Erzeugung können wir trotz Benutzung der besten statistischen Quellen auch den Verbrauch des Tabaks in den einzelnen Ländern anführen, der namentlich von Interesse wird, wenn man berechnet, wie viel Pfunde jährlich ein Individuum in den verschiedenen Formen verbraucht. Daß nicht viel von der Produktion „auf dem Lager" bleibt, wissen wir ja Alle, je mehr wir den Mangel an „abgelagerter" Waare empfinden; es dürfte also der Konsum hier auch gleichen Schritt mit der Erzeugung halten. Beschränkt wird er nur durch die Steuer, die denn zu Verfälschungen treibt, welche namentlich in England überall an der Tagesordnung sind. Je geringer die Abgaben vom Tabak sind, desto größer ist auch sein Verbrauch per Kopf. Er ist steuerfrei in der australischen Kolonie Neu-Süd-Wales und deshalb kommen dort auch angeblich jährlich 14 Pfund auf den Einwohner, während derselbe Angelsachse im Mutterlande, wo der Tabak stark mit Abgaben belegt ist, nur jährlich 1 Pfund raucht. Das volkswirthschaftliche Exempel ist hieraus leicht zu ziehen. Ebenso beträgt der Verbrauch in Frankreich nur $1\frac{1}{10}$; in Oesterreich 2; in Deutschland 3; in Nordamerika 4; in Belgien $4\frac{1}{2}$ Pfund per Kopf täglich. Fürwahr lehrreiche und vielsagende Ziffern.

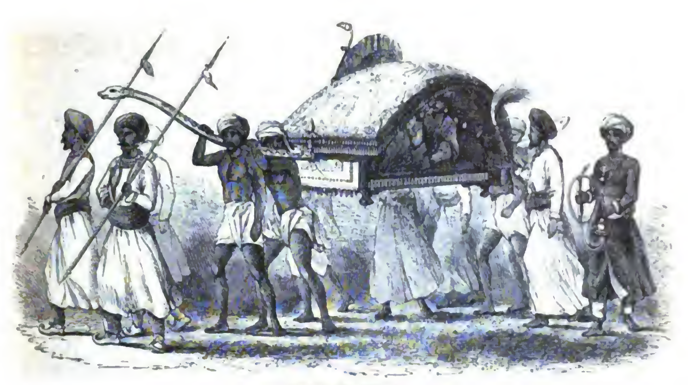
Richard Andree.





Großer Durbar bei Ernennung des Dschamschitdschi Dschischibhoy zum Baronet.

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Indischer Palantin.

Menschen- und Vaterlandsfreunde.

Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy, Baronet,

der berühmte Parsi-Kaufmann, Indiens Wohlthäter.

Geboren 1783, gestorben 1859.

Unter allerlei Volk, wer recht thut und
Gott scheut, ist ihm angenehm.

Die wahren Menschenfreunde gehören eigentlich weder einem Glauben, noch einem Volke, sie gehören der ganzen Menschheit an. Um ein edler Mensch genannt zu werden, braucht man nicht gerade ein Bekenner des Christenthums zu sein. Der edle Mensch, welcher wie ein Christ handelt, ist — sei er Jude oder Heide — vor dem Herrn ein Christ. Hat es doch zu allen Zeiten solche „Wohlthäter der Menschheit" gegeben, deren bewundernswürdige Herzensreinheit und aufopfernde Nächstenliebe solch ein christliches Gepräge zeigte, daß sich ihnen mit Recht unsere Verehrung in gleichem Grade zuwendet, als der Handlungsweise und dem Beispiele der vornehmsten Bekenner unseres christlichen Glaubens.

Zu diesen edlen und verehrungswürdigen Menschen gehört im Alterthum der Chinese Con-fu-tse, gehören die heidnischen Philosophen Sokrates und Plato,

gehören der edle Moses Mendelssohn, der treffliche Moses Montefiore, gehört jener arme Wilnaer Jude, über dessen Hingang seiner Zeit eine große Anzahl deutscher Blätter Mittheilung gemacht haben.

Berichten aus Wilna zufolge hat dort vor etwa einem Jahrzehnt ein Leichenbegängniß stattgefunden, bei dem, wie die Einen versichern, drei Viertel, laut Anderen mindestens die Hälfte der lithauischen Metropole betheiligt war. Der so geehrte Mann, bei dessen Bestattung alle Läden sich schlossen, war nicht etwa ein gewaltiger Kriegsheld, ein altadeliger Staatsmann, oder ein reicher Kaufmann, es war ein jüdischer — Bettler Namens Schimmel (Szymel), auch Kaftan genannt. Dreißig Jahre lang ist derselbe in der elenden Kleidung eines polnisch-jüdischen Einwohners der niederen Klasse, mit einem Stab in der einen und einer Sammelbüchse in der andern Hand, Tag für Tag in den Straßen Wilna's unter dem Ausrufe: „Denkt der Armen, Witwen und Waisen!“ herumgewandert. Im Laufe dieser Zeit hatte Schimmel über hunderttausend Thaler zusammengebracht und von dieser bedeutenden Summe auch nicht einen einzigen Groschen für sich selbst verwendet. Er wußte jederzeit, wo ein hülfsbedürftiger Kranker in seinem Wohnorte darniederlag, und half allemal persönlich. Für arme Kinder Schulgeld zahlen und sie mit Büchern versehen, war einer der Hauptzwecke seiner Thätigkeit. Zu jeder Zeit hielt er Nahrungsmittel vorräthig, die er täglich an einem bestimmten Orte vertheilte. Seinen eigenen Unterhalt gewann der unermüdliche Menschenfreund dadurch, daß er Abends Schnupftabak verfertigte und verkaufte. Jeder Groschen, den er von seinem äußerst kümmerlichen Gewerbe erübrigte, gehörte den Armen, ebenso bekleidete jedes bessere Kleidungsstück, das ihm ein Freund der Nothleidenden schenkte, sehr bald die Glieder eines Armen, von dem Schimmel jedesmal wissen wollte, daß er es nöthiger als er selbst brauche. Familie hatte dieser seltene Mensch nicht. Eine Warschauer Zeitung bemerkt über seine eigenthümliche Fürsorge sehr richtig: wenn sich auch vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus gegen die Wirksamkeit Schimmel's Manches einwenden lasse, so verdiene doch eine solche ausdauernde, beispiellose Selbstverleugnung um so mehr Bewunderung und Verehrung, als Schimmel ein höchst einfacher, ja ein ungebildeter Mann gewesen sei, dem nicht einmal die Triebfeder des Ehrgeizes zugeschrieben werden könne. Seine selbstlose Wirksamkeit war einzig und allein der Ausfluß eines an Menschenliebe unendlich reichen Herzens.

Jener Klasse seltener Menschenfreunde, deren ganzes Leben, Schalten und Walten in der That im Worte „Wohlthun“ aufging, ist auch jener vielgenannte Feueranbeter, der erste indische Baronet beizuzählen, der als größter Wohlthäter Indiens zugleich dem Kaufmannsstande zur höchsten Ehre gereicht.

---

1. Die Parsis.

Die Völker Asiens haben sich fast alle der abendländischen Kultur gegenüber ablehnend verhalten. So lange es irgend möglich, suchen sie heute noch allen Verkehr mit den Europäern zu meiden; nur die Macht der Kanonen hat die Chinesen, die Japanesen und vordem die Völker Ostindiens zwingen können, die europäischen Nationen bei sich aufzunehmen. Heute wie vor Jahrhunderten benutzen sie jede günstig scheinende Gelegenheit, um die mit Fremden eingegangenen Verträge zu brechen oder die ihnen aufgezwungene Oberherrschaft derselben zu vernichten. Nur in Ostindien giebt es ein Volk, die Parsis, welches sich freiwillig und in richtiger Erkenntniß der höheren englischen Kultur den Briten ohne Rückhalt angeschlossen hat. Aber auch in anderer Beziehung unterscheiden sich die Parsen auf das Vortheilhafteste von den übrigen Orientalen.

In Bombay, ihrem Hauptsitze, geben sich fast alle Nationen Asiens und Europa's ein Stelldichein. Neben dem Engländer, dem Gebieter Indiens, der von seinem Palankin aus ordnet, befiehlt, nachschaut und Zucht und Ordnung, wenn auch nicht immer in gewinnender Weise, hält — arbeitet, lebt und strebt der sich abschließende Bramine und der Bekenner des Buddha, der glaubenseifrige Muselmann und der Welthandelsmann, der Jude. Dort hält ein persischer Kaufmann aus Ormús oder Basra edle Stoffe oder süße Datteln feil; weiterhin sieht man den Araber, mit seinem ernst-dunklen Antlitz und dem langen, schwarzgefärbten Bart, Kaffee und Myrrhen zum Verkauf anbieten. Auch sein Stammvater, der Beduine, hat aus Liebe zum Gold sein Zelt und die Wüste verlassen; er ist zu Schiffe gegangen und der Handelsgeist hat ihn, der doch kein Kaufmann von Handwerk, bis nach Bombay getrieben. Daß dem so ist, dies lehrt der erste Blick, ebenso wie man es dem kleinasiatischen Armenier sofort ansieht, daß er ein Mann des Handels, ein „geborner Kaufmann" ist, für ihn ist lediglich „Soll" und „Haben" die Losung. An der hohen schwarzen Mütze und dem lose flatternden schwarzen Rock leicht erkenntlich, bildet er einen scharfen Gegensatz zu dem Bewohner des Reichs der Mitte, dem chinesischen Schiffsrheder, mit seinem gelben, von einem mächtigen Strohhut beschatteten Antlitz. Diesem fehlt weder das blaue Kleid, noch das charakteristische chinesische Prachtstück, der nationale Zopf. Der Jude ist, wo er sich zeigt, also auch hier, nicht zu verkennen, so wenig wie der Eingeborne von der Küste Abessiniens. Die bei weitem interessanteste Erscheinung aber von Allen, die da feilschen und kaufen, schachern und wuchern, ist der Parse.

Er ist aber auch mit der Achtbarste unter den Handeltreibenden. Mit Lebhaftigkeit drängt der gewandte Kaufmann sich durch das Gewühl; seine purpurfarbige Kopfbedeckung und sein weißes, durchaus sauberes Kleid machen ihn leicht erkenntlich. Blicken wir dem Mann ins Gesicht, so finden wir ernste, regelmäßige Züge und einen energischen Gesichtsausdruck, wie ihn kaum noch ein anderer Orientale hat. Der Parsi, der einzige Eingeborne des Morgenlandes, welcher für den Fortschritt im europäischen Sinne empfänglich ist, zeigt immer mehr Verständniß für denselben und steht dem Europäer geistig nicht nach.

Die Bevölkerung Bombay's, welche 1664 aus nur 15,000 Menschen bestand, zählt heute mindestens 780,000 Einwohner. Ein Viertel derselben, genauer über 114,000, bestand nach dem genau durchgeführten Census von 1849 aus Parsis, neben 296,000 Hindus aller Kasten, 124,000 Muhamedanern und etwa 20,000 Christen, Juden u. s. w.

Bombay muß, dem ungesunden Calcutta gegenüber, als die wahre Hauptstadt Ostindiens angesehen werden, denn dort mündeten die großen Eisenbahnen des Landes, die längs dem Indus quer durch das Dekkan laufen und hier, in einem Hafen, der an Schönheit sich mit der Bai von Neapel vergleichen kann, ist Raum für eine der größten Flotten der Welt. Man nehme dazu das produktenreiche Hinterland, die prächtige Handelslage und man wird begreifen, wie ein kommerzielles Volk, gleich den Parsis, sich hier vor allen andern Orten Hütten bauen mußte.

Wann die Parsis nach Bombay gekommen sind, ist genauer nicht anzugeben. Sie selbst behaupten, daß schon zu der Zeit, als die Stadt noch den Portugiesen gehorchte, also noch im oben genannten Jahre, ihre Vorfahren bereits in derselben gelebt hätten. Gewiß ist, daß schon 1671 auf dem sogenannten Malabarhügel eine ihrer Begräbnißstätten, ein „Thurm des Schweigens“, gestanden hat.

Die Geschichte des parsischen Volkes ist eine sehr wechselreiche. Die Parsis sind die Nachkommen jenes hochwichtigen Volkes des Alterthums, der Perser, die zur Zeit des großen Cyrus und seiner Nachfolger einen so bedeutenden Einfluß auf den Gang der alten Geschichte ausübten. Nachdem um die Mitte des siebenten Jahrhunderts n. Chr. mit der Niederlage des letzten Königs Yezdedscherd, des XLVII. Herrschers nach Cyrus, das Reich der Sassaniden zu Grunde gegangen, blieb unter der Herrschaft der arabischen Khalifen den Bewohnern jenes alten Kulturlandes nur die Wahl zwischen Verleugnung ihres väterlichen Glaubens und Annahme der Religion Muhamed's, oder — Tod und Flucht. Die große Mehrzahl fügte sich, äußerlich wenigstens, dem Zwang und ließ es zu, daß die Feuertempel und heiligen Stätten von den moslemischen Weltstürmern, die hierin ganz den späteren christlichen Eroberern Amerika's gleichkamen, zerstört oder in Moscheen verwandelt wurden. Aber selbst im Drange der Zeiten blieben viele Perser den erhabenen Lehren Zoroaster's getreu und noch heutzutage befinden sich gegen 9000 solcher Guebern oder „Zerduschti“, wie sie sich selber nennen, in ihrem alten Heimatlande in den Städten Yezd und Kirman, wo sie, von ihren indischen, sehr einflußreichen Glaubensgenossen unterstützt, als Kaufleute wie als Landwirthe in gutem Rufe stehen und vorzugsweise den Handel mit Indien vermitteln, zu welchem Zwecke sie besondere Karawanserais in Teheran, Ispahan und Schiras haben. Andere und jedenfalls die meisten jener Glaubenstreuen entzogen sich der Unduldsamkeit durch die Flucht in die Gebirge von Chorassan, wo sie lange Zeit ungestört blieben. Endlich vom Fanatismus auch hier vertrieben, begaben sie sich nach der kleinen Insel Ormus am Eingange zum Persischen Meerbusen. Doch wurde ihnen auch da nur kurze Rast vergönnt, und so verließen sie endlich im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Land ihrer Väter. Sie wandten sich nunmehr zu Schiffe nach

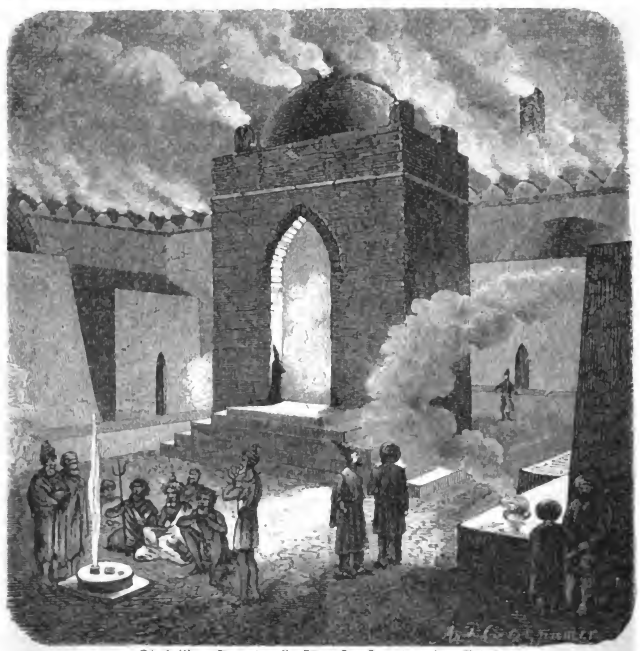
Ostindien und stiegen wahrscheinlich zuerst auf der kleinen Insel Diu, im Südwesten der Halbinsel Kattiwar, ans Land, von wo aus sie, wie es scheint, dem Ausspruche eines alten angesehenen Priesters folgend, nach Gudscherat übersiedelten. Dort herrschte als wohlwollender Gebieter ein Hindu, Dschadoa Rana. Diesen baten die vertriebenen Parsis um Aufnahme und um Ueberlassung einer ruhigen Aufenthaltsstätte. Die Parsis fügten sich bei ihrer Ansiedelung in Sandschan (seit 721 n. Chr.) der Bedingung, die Sprache und Kleidung des Landes anzunehmen und ihre Waffen abzulegen und lebten nun Jahrhunderte lang in ungestörter Ruhe. Nachdem aber die Muhamedaner auch Indien überflutet und 1507 einen Angriff auf ihre Niederlassung unternommen hatten, legten die friedlichen Bebauer des Bodens die Pflugschar bei Seite und griffen zu den Waffen. Anfangs glücklich kämpfend, trugen sie selbst in einer heißen Schlacht den Sieg davon; doch nach dem Verlust einer zweiten verfiel das Land der Herrschaft des Khan Aluf. Den wiederum hart bedrängten indischen „Lichtfreunden" blieb keine andere Wahl, als wie vor Jahrhunderten ihren Vorfahren. Aber auch sie blieben ihrem Glauben und ihren Ueberlieferungen treu — sie verließen ihre zweite Heimat und flüchteten vor dem muhamedanischen Drucke in das Gebirge von Baharut. Hier blieben sie zwölf Jahre und zogen dann nach Banka, Nausari und Surat, wo schon viele ihrer Stammesgenossen in guten Umständen lebten.

Wohlhabend und einflußreich sind die Parsen erst geworden, nachdem sie sich von Sandschan aus zerstreut hatten. Am muhamedanischen Hofe von Surat fanden sie wohlverdiente Gunst und gelangten infolge ihrer unbestechlichen Redlichkeit zu hohen Ehren als angesehene Diener und Beamte des Fürsten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren aus dem ackerbautreibenden Parsivolk geschäftige Handelsleute geworden. Als die Europäer in Surat Faktoreien gründeten, verbesserte sich die Lage noch mehr. Holländer und Engländer erkannten gar bald den Unterschied zwischen den intelligenten, fleißigen Parsis und den übrigen Eingebornen. Jene zeigten sich namentlich als Mäkler außerordentlich tüchtig, in welcher Stellung sie heute noch hoch geschätzt, besonders in Bombay leben. Seitdem Bombay ein Welthandelsplatz geworden ist und auch Surat immer mehr an Bedeutung gewinnt, ist Nausari unterdessen mehr und mehr gesunken.

Die Gesammtzahl der Parsen in Indien übersteigt die Ziffer von 150,000 nicht; sie leben heute außer in Bombay noch vorzugsweise in der Provinz Gudscherat. Einzeln, als Kaufleute, erscheinen sie auf allen Märkten des fernen Morgenlandes, namentlich in Calcutta, den hinterindischen und chinesischen Häfen, und selbst von London und Liverpool aus, wo sich bereits eine große Anzahl, doch ohne ihre Frauen, niedergelassen, vermitteln sie den Handelsverkehr mit der östlichen Welt. Sobald sie an den beiden eben genannten Orten festen Fuß gefaßt, lassen sie sich die eigenen Söhne oder arme Anverwandte nachschicken, um denselben die Segnungen europäischer Bildung zu Gute kommen zu lassen und dadurch wieder auf die Heimat anregend zu wirken.

Die Religion der Parsis ist noch heute fast ganz dieselbe, wie sie 500 Jahre v. Chr. aus den erhabenen Lehren ihres Stifters, Zoroaster — von alten Irr-

thümern und Verfälschungen allerdings vielfach gereinigt — hervorgegangen ist. Durch ihre äußeren Gebräuche sowie durch ihre Ceremonien irre geführt, hat man lange Zeit die Parsis für Anbeter des Feuers, also für Götzendiener gehalten. Dem ist nicht so. Die Parsis weisen diese Nachrede ganz entschieden zurück und behaupten: „Wir glauben ebenso gut wie ihr Christen an einen einzigen, unsichtbaren Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls.



Die heiligen Feuer der Parsis. (Der Feuertempel zu Baku.)

Die Verehrung anderer Wesen halten wir für Gotteslästerung. Wir betrachten Gott als ein ewiges Licht, welchem alles Leben, Wirken, Wachsen und Gedeihen, alle Güte und Macht entfließt, und deshalb ist es uns vorgeschrieben, während des Gebets das Gesicht immer der Sonne, irgend einem feurigen Lichte oder einer Flamme zuzuwenden, da wir diese als Symbol der höchsten Allmacht betrachten."

Doch mögen sich mancherlei abergläubige Irrthümer in ihre religiösen Gebräuche und Anschauungen eingeschlichen haben; ja, es ist anzunehmen, daß die Unwissenden ihre Gebete nicht an den unsichtbaren Lichtgott, sondern an das Sinnbild selbst richten. Ihre Sittenlehre ist rein und edel. In den unter dem Namen Zoroaster's an das Licht getretenen „Zend Avesta", den heiligen Schriften

der Parsen, verlangt dieser hohe Geist von allen Bekennern seiner Religion Reinheit des Denkens, der Sprache und des Handelns. „Die Tugend ist das einzige wahre Glück in dieser Welt; die angenehmsten Opfer für Gott sind gute Handlungen und gute Absichten. Aufrichtigkeit ist die Grundlage der Vervollkommnung, die Lüge aber ein verabscheuungswerthes Laster. Jede gute That trägt ihre gute Frucht, wie jede Arbeit eine Schutzwehr für die Unschuld ist, ein Wall gegen die Versuchungen des Bösen. Müssiggang ist die Mutter der Armuth und der Schande. Zu den höchsten Pflichten des Menschen gehört Wohlthätigkeit und Ausübung der Gastfreundschaft."

Von Seiten der Christen ist ihrer Religion daher niemals die wohlverdiente Anerkennung vorenthalten worden. Dekan Prideaux sagt:

„Die Parsis verabscheuen alle Bilder und verehren Gott nur unter der Gestalt des Feuers. Licht und Feuer gelten ihnen für heilige Symbole. Deshalb brennt in ihren Tempeln und in ihren Häusern ein ewiges Feuer, vor welchem sie ihre Andacht verrichten. Sie verabscheuen die Finsterniß, weil sie für den Repräsentanten des bösen Gottes gilt, welchen sie verabscheuen, wie wir Christen den Teufel." — Sir William Ouseley äußert: „Es ist meine feste Ueberzeugung, daß auf den ersten parsischen Altären das Feuer zur Ehre des einigen Gottes loderte, wie das noch heute bei den Anhängern Zoroaster's der Fall ist. — Sie lehren den reinen, allmächtigen Gott, welcher gütig gegen die Menschen ist; sie verabscheuen Ahriman, das böse Prinzip, den Anstifter aller bösen Gedanken. Ihre Moral ist rein und auf Nächstenliebe gegründet."

Das heilige Feuer der Parsis, für den Kundigen lediglich ein Sinnbild der allmächtigen Quelle des Lichtes, darf nicht verlöschen; die Priester bewachen dasselbe Tag und Nacht; es brennt in einer großen Pfanne und wird mit Sandelholz und andern wohlriechenden Stoffen unterhalten. Die Unkundigen nur und die gemeinen Leute verehren diese heilige Flamme, wol auch Sonne, Mond und Sterne, ohne ihre Gedanken zum unsichtbaren Schöpfer zu erheben.

Die erhabenen Morallehren der heiligen Bücher der Parsis haben durch alle Zeiten ihre Geltung behalten; nur in den Ceremonien ist durch äußerenEinfluß und Druck manches Fremdartige, namentlich aus der Hindureligion, mit in den Parsikultus übergeführt worden. Während des Aufenthaltes unter den Hindus in Sandschan verwuchsen diese Gebräuche allmälig mit dem Volksleben.

Von da an entschuldigten sie sich mit dem Troste: „Unsere Väter haben es so gemacht", und da der Asiate sehr gern annimmt, daß Alles recht sei, was und wie es Vater und Großvater gethan, so hält es jetzt sehr schwer, die eingeschlichenen Mißbräuche wieder zu entfernen. Ein Verein reicher und gebildeter Parsen, der „Rahnumai Madiasma", d. h. „die Gesellschaft für religiöse Bildung", hat sich die Wiederherstellung der reinen Lehre durch Verbreitung guter Bücher und Flugschriften zur Aufgabe gemacht und wirkt mit sichtlichem Erfolg.

Die verrotteten Mißbräuche fanden ihre entschiedensten Vertheidiger an den Priestern — und an was für Priestern! Die wenigsten unter diesen verstehen auch nur ihre gottesdienstlichen Bücher; sie vermögen kaum mehr, als die verschiedenen bei den Feierlichkeiten üblichen Formeln papageiartig herzuplappern; die meisten von ihnen sind so unwissend wie die ärmeren Laien. Zum Unglück

ist dies Priesterhandwerk noch dazu erblich. Ein junger Mann wird nicht Priester, weil er sich die dazu erforderlichen Kenntnisse erworben, sondern weil der Vater zum Priesterstand gehört. Ein Laie kann nie Priester werden; dagegen ist dem Sohne des Priesters erlaubt, irgend einen andern Beruf zu ergreifen. Somit bilden die Parsipriester eine besondere Kaste, obgleich dies den Lehren Zoroaster's und den Religionssatzungen durchaus zuwider ist.

Weil die Priester in ihrer Mehrzahl ungebildete Menschen sind, so genießen sie natürlich in der Gemeinde auch nur geringe Achtung: ist doch der größte Theil der vornehmeren Laienwelt bei Weitem unterrichteter als sie und daher auch aufgeklärter. Infolge dessen hat man eine Anstalt für Ausbildung junger Priester gegründet, in welcher die Zendsprache, Pehlwi und Persisch gelehrt wird. Wie allerwärts, so macht auch hier eine kleine Anzahl ehrenwerther und gebildeter Geistlicher eine achtungswerthe Ausnahme und begünstigt alle löblichen Bestrebungen im Geiste unsrer Zeit.

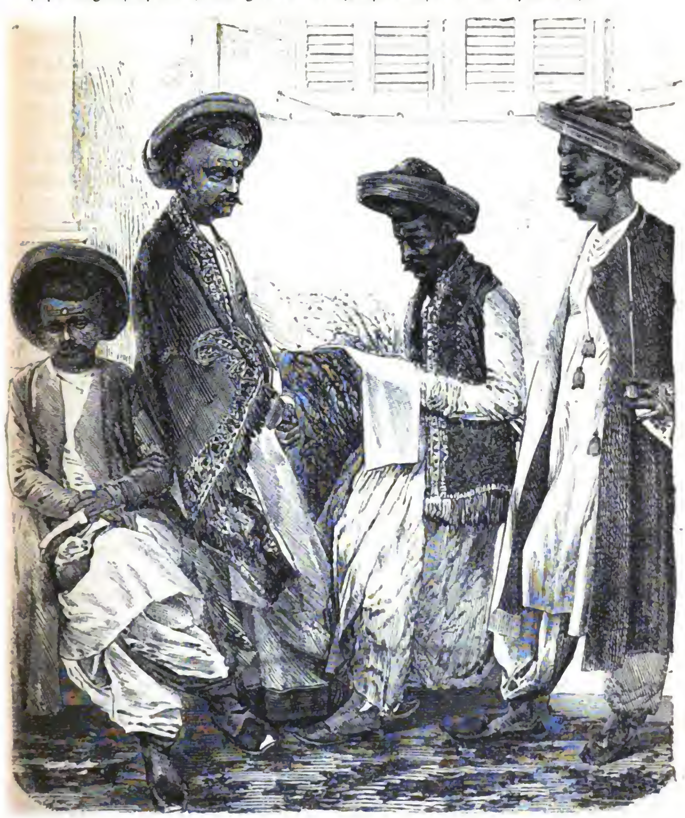
Die äußere Erscheinung der Parsis ist einfacher und prunkloser als die der Muhamedaner sowie der Eingebornen Indiens.

Ihre Kleidung paßt ganz zu dem heißen Klima des Landes. Bis zum sechsten Jahre tragen die Kinder die Dschablah, eine Art Kittel, vom Halse bis zum Fußknöchel reichend, und auf dem Kopfe die Topi. Wie bei uns an Festtagen, so wird auch die Parsi-Jugend an solchen recht stattlich herausstaffirt; ihre Kleider sind alsdann von Seide, mit Gold- und Silberstickereien ausgeputzt. Wenn das Kind sechs Jahre und drei Monate alt ist, zieht man ihm die Sudra und den Kusti an; ehe dies aber noch geschieht, wird es vor den Oberpriester gebracht und von diesem gesegnet. Die Sudra ist von Leinen oder Seide; es wird dies Gewand im Zendavesta als das Gewand des guten Wandels bezeichnet; der Kusti ist eine dünne, wollene Gürtelschnur aus 72 Fäden; jeder derselben bezeichnet eines der Kapitel des heiligen Buches „Isaschne". Während der Kusti drei Mal um den Leib geschlungen wird, ertönt Gesang und man unterläßt es nicht, die üblichen vier Knoten während dieser Ceremonie anzubringen.

Zu Hause trägt der Parsi baumwollene Beinkleider, einen langen Rock mit Musselingürtel, pantoffelartige Schuhe und eine seidene Mütze. Zum Ausgehen zieht er einen Angrakha an, einen weiten Rock ohne Gürtel, dessen Aermel noch einmal so lang sind wie der Arm, aber über dem Handknöchel aufgekrämpelt werden. Ueber die Mütze oder das Käppchen setzt er einen meist dunklen Turban. Wohlhabende tragen lange Strümpfe, seidne Beinkleider und europäisches Schuhwerk. Bei Festen wird noch eine weiße Dschama übergeworfen und der Pitschori, eine ellenbreite Schärpe, um den Gürtel geschlungen. Die Tracht der Priester ist mit Ausnahme eines weißen Turbans die der Laien.

Wo immer Parsen in Hindostan leben, da stehen sie auch an der Spitze der politischen Bewegungen und fördern eifrig alle Einrichtungen zum geistigen und bürgerlichen Fortschreiten. Sie sind der britischen Herrschaft aufrichtig ergeben, denn sie gewährt ihnen Freiheit und Schutz und läßt sie ebenso ungestört ihren Bestrebungen wie den Geschäften sich hingeben, für welche sie, wie wir wissen, eine ausgezeichnete Begabung besitzen. Als Kaufleute arbeiten sie am liebsten in großem Stile.

Die Parsen sind meist von schöner und kräftiger Gestalt, fleißig und redlich, klug und entgegenkommend; keineswegs kleinlich in ihrem Thun und Treiben legen sie, wo es nur geht, einen größeren Maßstab an. Bei solchen Eigenschaften stehen begreiflicherweise die Firmen der Parsi-Kaufleute im besten Rufe.



Indische Handlungsgehülfen in Bombay.

Es war etwas Unerhörtes, als 1862 ein Parsi-Haus zu Kanton Bankrott machte, nachdem es sich in bedenkliche Opium-Schmuggelgeschäfte eingelassen. Im Allgemeinen herrscht unter den Parsis solcher Biedersinn, daß alle Geschäfte ohne schriftliche Urkunden, nur auf Wort, Treu und Glauben abgemacht werden.

Auch vielen Europäern gegenüber beobachten die Parsi-Kaufleute dasselbe Verfahren. Bombay hat zu nicht geringem Theil gerade ihnen seine heutige Handelsblüte zu danken. Geht doch ein großer Theil des Verkehrs von ganz Indien und China durch die Hände jener thätigen Menschen, unter denen Millionäre genug genannt werden.

Unerreicht im ostindischen Verkehrsleben steht ihr Unternehmungsgeist da. Bis auf den heutigen Tag gilt der Parsi Dschamsitdschi Dorabdschi für den ersten Eisenbahnbau-Unternehmer Hindostans. Er hat zuweilen schon 17,000 Menschen beschäftigt, für deren Unterhaltung und Gesundheit er große Sorge trägt. Die größten Viadukte und Brücken hat der thätige Mann ausgeführt, obgleich ihm vormals alle Fachkenntnisse abgingen. Seine Zuverlässigkeit ist sprüchwörtlich geworden, denn stets waren selbst die schwierigsten Arbeiten bis zum festgesetzten Tage vollendet. Allerdings erlitt er an den beiden ersten Bahnbauten, welche er übernahm, beträchtlichen Schaden, bei dem dritten aber hatte er schon ganz anständigen Gewinn. Auch zur Gründung indischer Banken und Aktiengesellschaften haben die Parsis den Anstoß gegeben; kurz, wo es gilt, thätig einzugreifen und das Verkehrsleben, Handel und Wandel zu heben und zu fördern, da sind auch die Parsis mit ihren Kapitalien bei der Hand.

So stehen sie, vermöge dieser ihrer großartigen Begabung fürs praktische Leben, weit über den Eingebornen Indiens. Unter den 114,000 parsischen Einwohnern Bombay's befinden sich 2657 Rentiers und Großhändler, 328 Tuchhändler, 347 Hausirer, 5227 Likör- und Weinhändler, 61,298 Kaufleute, Banquiers und Mäkler, 1535 Geldwechsler und Münzwardeine, 11,028 Schreiber und Rechnungsführer u. s. w. Man sieht, weit mehr als die Hälfte der Parsibevölkerung Bombay's gehört zum Handelsstande. Man findet unter ihnen keinen Soldaten, woher die Ansicht, die man lange hegte, entstanden sein mag, daß sie infolge ihrer Verehrung für das Feuer Anstand nähmen, eine Flinte abzufeuern. Die Sache liegt ganz einfach so: Läßt sich ein Parsi nicht zum Soldaten anwerben, so weiß er eben nur ebenso gut zu rechnen, wie der Jude. Wenn er sieht, daß man eben kein Schlaukopf zu sein braucht, um durch gewerbliche Thätigkeit mehr zu verdienen als die sieben Rupien, welche der indische Soldat monatlich erhält, so zeigt er einfach nur den allergewöhnlichsten gesunden Menschenverstand. Aber auch zu Beamtenstellen drängt sich der Parsi so leicht nicht, wiewol einzelne hervorragende Männer vielfach als Beisitzer den obersten Landeskollegien angehören und als solche eine ersprießliche Thätigkeit entfalten.

Der Raum erlaubt uns nicht, weiter auf die Eigenthümlichkeit dieses interessanten Volks einzugehen; doch der Einfluß, den es auf den europäisch-ostindischen Handel ausübt, und die Großartigkeit desselben müssen hier noch gebührende Berücksichtigung finden, damit das, was wir früher über die Ostindische Handelsgesellschaft sagten *), bis auf die neueste Zeit ergänzt und der immer großartiger anschwellende Verkehr mit dem Osten, der tief eingreift in die politische Haltung unserer Großmächte, auch in diesem Werke seine Würdigung erhalte.

---

*) Erste Sammlung, S. 305.

2. Der Orienthandel in unsern Tagen und die indische Ueberlandroute.

Wechsel, von Parsis ausgestellt, haben auf der Börse zu London denselben Kredit, wie die Anweisungen irgend einer gut fundirten Bank zu Kalkutta oder Bombay. Spricht diese Thatsache einerseits für die Solidität und den guten Ruf des merkwürdigen Volks, so zeigt sie andererseits wieder, wie eng die Beziehungen zwischen England und Ostindien sind, wie sehr diese im Verlaufe der Zeit sich gehoben haben. Dafür sind auch die ansehnlich schwellenden Zahlen in den Ausweisen der letzten 15 Jahre ein weiterer Beleg. Im Jahre 1852 betrug der Ausfuhrwerth nach Ostindien 6,483,627 £, im Jahre 1857 war diese Summe bereits auf 11,666,714 £ angewachsen; 1862 zeigt 14,617,673 £ und das Jahr 1866 weist die höchste Summe 19,957,842 £ auf.

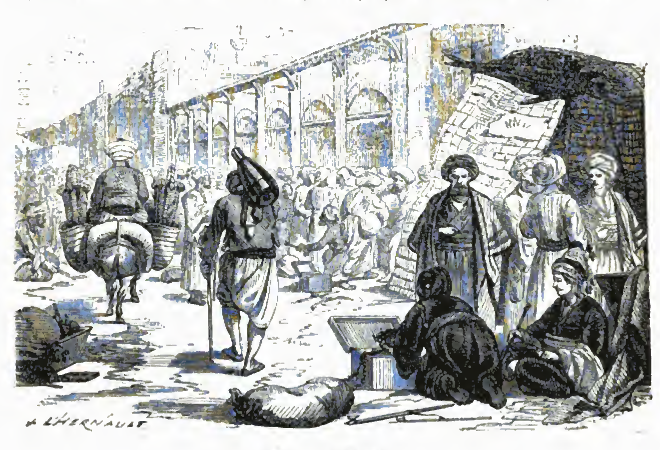
Diesen Ziffern gegenüber wird man wieder an das bekannte Wort eines englischen Meisters erinnert, daß Großbritannien nicht mehr eine europäische, sondern eine asiatische Macht sei, und die Zeit liegt wol nicht mehr allzufern, wo auch andere Staaten diese Bezeichnung zu verdienen suchen. Amerika und Australien, Kinder unsres Bluts und unsres Geistes, werden mit der Zeit die volle germanische Kulturentwicklung aufweisen, die das Mutterland schon besitzt, und sich auch in ihrer Industrie unabhängig von diesem gestalten. Im Oriente dagegen, wo keine europäische Bevölkerung die heimischen Nationen verdrängen wird, sind noch viele Aufgaben für uns zu lösen, und dorthin werden unsere Interessen mit erneuter Macht gedrängt werden.

Schon jetzt spielen die Fragen der großen Politik auf jenem Felde, schon jetzt schauen sich dort England, Rußland, Frankreich feindlich in die Augen, eines eifersüchtiger auf jeden Erfolg des andern. Immer weiter dringt, von Norden kommend, der Kosak nach Indiens Grenzen vor, zugleich eine Schutzmauer gegen alles fernere Vordringen europäischer Erzeugnisse nach Innerasien bildend, wo heute noch die rohen, russischen Industrieprodukte den Markt beherrschen sollen. Im Mittelmeer erringt Frankreich eine immer bedeutendere Stellung, greift, von Marseille und Toulon aus, stets tiefer in die orientalischen Verhältnisse ein, und nicht ohne weitblickende Voraussicht wendet es sein Augenmerk auf Aegypten und den Suezkanal, deren Bedeutung in den dort zusammengedrängten Verkehrsinteressen beruht, von welchen die Zukunft mehrerer europäischen Großstaaten abhängt. Frankreich hat daselbst bereits festen Fuß gefaßt und sucht den Handel des Rothen Meeres dort in ihm günstige Bahnen zu lenken, während England, in Abessinien sich einnistend, sich jenes Alpenland zur Vormauer Indiens erkoren hat, das seinen Lebensnerv bildet. Die speziell orientalische Frage, das Schicksal des kranken Mannes, das Vordringen Rußlands nach dem Bosporus, ein englisch-französischer Krieg — das alles hängt auf das innigste mit den europäisch-asiatischen Verkehrsinteressen zusammen.

Alle kräftig entwickelten europäischen Völker verlangen heute ihren Antheil an jenem Verkehr, indem sie ihre Produkte nach dem fernen Osten abzusetzen suchen oder Gewinn vom Zwischenhandel und Transport zu ziehen trachten. Deutschland ist dabei nicht zurückgeblieben, und jeder Waarenballen unserer Erzeugnisse, welcher unter norddeutscher Flagge nach China, Japan oder

Indien geht, macht Propaganda für unsere Nation. Und diese Aufnahme neuer Handelswege ist um so nothwendiger, als die Ansprüche, welche die europäischen Finanzminister an die Leistungen der Bürger stellen, immer größer werden, sodaß nur eine hohe Blüte von Handel und Industrie die Deckung jener Erfordernisse zu bewirken vermag. In dem sich immer mehr aufschwingenden Orienthandel ist aber eine neue Wohlstandsquelle gegeben, die freilich sorgfältig kultivirt sein will.

Alle Länder am Mittelmeer sind gegenwärtig in einer politischen und wirthschaftlichen Revolution begriffen. Die wirthschaftliche Umwälzung kann man als eine Fortentwicklung von den Gewerben zur landwirthschaftlichen Produktion bezeichnen, denn die uralten Gewerbe des Orients sind im raschen Verfall begriffen, wozu die mit Dampfkraft ausgerüstete europäische Industrie das Meiste beiträgt. Durch den somit herbeigeführten Zerfall seiner Gewerbe ist der Orient verarmt und seine einst märchenhafte Pracht ist verschwunden.



Bazare von Bagdad.

Nicht schwer hält es, uns dieses an einem Beispiele zu erläutern. Bagdad, unfern dem alten Ninive gelegen, ist noch immer eine der bedeutendsten Städte Asiens, ein wichtiger Stapelplatz und Mittelpunkt für den Verkehr, wo die Güter aus Indien und Persien, aus den türkischen Landen und Europa aufgespeichert liegen, um weit und breit über Asien vertheilt zu werden. Auf den reich mit Waaren aller Art versehenen Bazaren sieht man Musterarbeiten von dem, was die Gewerbsamkeit und die Kunst der Orientalen zu schaffen versteht. Karawanen ziehen zu den verschiedenen Thoren herein; auf dem Tigris liegen Frachtschiffe, ja sogar Fahrzeuge, die von Bombay hierher kamen. Außer den zahlreichen orientalischen Kaufleuten finden wir in diesem Centrum des Verkehrs nicht weniger als 60 europäische Handelshäuser. Und doch ist Bagdad eine gesunkene

Größe. Wer denkt hier nicht zuerst an die große Zeit des Islam, in welcher der Ruhm der Khalifen die weite Welt erfüllte? Geschichtliche Erinnerungen blühen auf, man erinnert sich der Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" und der schönen Scheherazade. Die Gebäude, in denen Harun al Raschid und seine Sobeide wohnten, sie liegen in Trümmern und sind mit Schutt und Staub bedeckt. So sind sie ein Bild des Orientes und seines Verfalls.

Aber die träge Starrheit wird in unsern Tagen gebrochen. Die Wellen europäischer Civilisation fangen an das Morgenland zu bedecken, ja zu überfluten, dringen alljährlich weiter vor, strömen immer gewaltiger ein. Auch dort ist der Handel die oberste Großmacht geworden und er weiß zu erzwingen, was er gebraucht. Er verlangt vor Allem ungestörte Sicherheit und Ruhe, eine geordnete Verwaltung und fleißige Menschen. Darin liegt der Schwerpunkt. Der alte Orient, welcher nun einmal unwiderruflich in die große Verkehrsbewegung hineingerissen ist, weil er zwischen Europa einerseits und Indien andererseits in der Mitte liegt, kann sich auf die Dauer einer Umgestaltung nicht entziehen. Er wird den rastlosen Abendländern gegenüber zusammenbrechen und untergehen mit seiner traumhaften Herrlichkeit, mit seinen Schönheiten, Turbanen und Kaftanen; er wird verloren sein — wenn er nicht arbeitet. Das Mittelalter unternahm Kreuzzüge mit dem Schwert; unsere Zeit hat erfolgreichere Waffen: den elektrischen Draht, die Lokomotive, das Dampfschiff, die Waarenballen und die Handelsreisenden. Das sind die Faktoren unserer Kreuzzüge nach dem Orient, und diese wirken nachhaltiger für die Civilisation als jene fanatischen Glaubensritter des Mittelalters.

Aus allem geht hervor, daß eine Rettung für den Orient nur in Förderung und Sicherung der Verkehrsanstalten sowie in Hebung der Landwirthschaft liegt. Die Anfänge zu dieser neuen Entfaltung lassen sich auch in der That schon erkennen, und sie ist hervorgerufen durch die Baumwollennoth im Beginne unsres Jahrzehnts. Schnell entwickelte sich der Baumwollenbau im Orient und in seinem Gefolge, als man den günstigen Absatz bemerkte, die Seidenzucht und Indigoproduktion. Ganz besonders schnell trat aber in diese Entwicklung Aegypten ein. Auch hier ging die Anregung von der Baumwolle aus, deren Export sich von 14,000,000 Pfd. im Jahre 1860 auf 150,000,000 Pfd. im Jahre 1864 erhoben hat. Dadurch ergoß sich ein Strom von Segen in das Land, welcher den größten Grundbesitzer des alten Wunderlandes, den Vizekönig, zu einem der reichsten Privatleute der Welt machte.

Ganz besonders sehen wir aber in Ostindien eine Umwandlung vor sich gehen. Bis 1860 zahlte Europa für die gesammte Baumwolle, die es aus Indien bezog, nicht über 50,000,000 Thlr., wovon etwa 45,000,000 baar, während der drei folgenden Jahre aber betrug die Einfuhr von Gold und Silber allein in der einen Stadt Bombay schon über 300,000,000 Thlr. und mit Hinzurechnung des Imports von 1864 ist in vier Jahren über diese eine Stadt eine Summe von ungefähr 400,000,000 Thlrn. in klingender Münze nach Indien geströmt. Dadurch sind viele der Parsis und Hindus, sowie einige englische und schottische Kaufleute, zu mehrfachen Millionären geworden. Der Reichthum aber beschränkt sich nicht auf den Kaufmann, der als Mittelsperson zwischen dem Produzenten und dem Liverpooler Importeur auftritt, er erstreckt sich auch auf den einheimischen Landbebauer. Nächst Madras hat die Präsidentschaft Bombay

die ärmlichste, elendeste Landbevölkerung in Indien, die fast erdrückt war unter der Last der Schulden, ein Opfer eingeborner Wucherer. Dem scheint für die Zukunft gesteuert zu sein, je größer der Aufschwung Indiens in landwirthschaftlicher Beziehung ist und die Verkehrsmittel sich nachhaltig und rasch vermehren.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß, wo der Engländer sich niederläßt, er sofort der Verbreiter europäischer Einrichtungen wird. Oede Wildnisse werden in fruchtbares Ackerland verwandelt, Wälder gelichtet, Landstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen- und Dampferlinien eröffnen sich. So durchbricht er nun durch ein ausgedehntes Bahnnetz die Schranken des indischen Kastengeistes und bringt dadurch die Bevölkerung wieder in Fluß. Interessant ist es zu erfahren, daß ungefähr 94 Prozent der bei den indischen Eisenbahnen angestellten Personen, darunter selbst Lokomotivführer, aus Eingebornen bestehen. Gegenwärtig sind schon über 3000 englische Meilen im Betrieb, ohne die im Bau begriffenen, wozu Lokomotiven, Wagen, Schienen und alles übrige Material aus England eingeführt wurde. Neben diesen Eisenbahnen läuft ein entwickeltes Telegraphennetz durch das Land, das mit dem wichtigen, 1865 eröffneten indischen Ueberlandtelegraphen in Verbindung steht, der schon bis Rangun in Pegu (Hinterindien) reicht, von wo Telegramme bis nach San Francisco in Californien gesendet werden können, d. h. um etwa zwei Drittel unsers Erdballs herum. Das Kabel, welches von Bombay bis zur Mündung des vereinigten Euphrat und Tigris reicht und durch den indischen Ozean und persischen Golf führt, ist eines der längsten untermeerischen (natürlich vom transatlantischen Kabel abgesehen). Von dieser Mündung geht der Draht dann über Bagdad nach Mossul und Konstantinopel. Die Störungen, welche anfangs durch arabische Beduinen veranlaßt wurden, sind jetzt glücklich beseitigt, sodaß die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Indien eine vollständige und gesicherte ist.

Mit der Zunahme der Produktion und Ausfuhr, welche infolge der Erweiterung dieser Verkehrsmittel, wie durch die enge Dampfschiffahrts-Verbindung immermehr sich heben, ist aber in jenen asiatischen Ländern auch die Einfuhr und der Verbrauch europäischer Waaren größer geworden — ein ganz wesentlicher Fortschritt; denn früher wurde unsere europäische Bilanz mit Indien bekanntlich fast ganz mit Edelmetall gedeckt, wie es bei China und Japan größtentheils noch immer der Fall ist. Die Silber- (und auch Gold-) Versendungen nach dem Osten, Aegypten, Indien, China, Japan betrugen in runden Summen 1860: 13½ Mill. £; 1863 schon 21½, 1864 gar 24⅓ Mill. £, fielen dann aber 1866 auf 10 Millionen £, was durchaus nicht der Abnahme des Handels an sich — die zu Anfang dieses Abschnitts mitgetheilten Zahlen ergaben ja eine Zunahme — sondern dem weit größern Verbrauche europäischer Fabrikate zuzuschreiben ist. Wie unendlich tief einschneidend aber dieser Gold- und Silberabzug in alle unsere Verhältnisse ist, möge man daran erkennen, daß sogar die internationale Münzkonferenz zu Paris im Jahre 1867 genöthigt war, sich damit zu beschäftigen. Die Mitglieder derselben thaten den Ausspruch: „die Annahme der Goldwährung des französischen Systems in Ostindien bilde einen neuen Ring in der Kette, welche nach ihrem Wunsch die ganze Erde umschließen soll, und helfe ein Vorurtheil beseitigen, welches der allgemeinen Einführung der Goldwährung

entgegenstehe, nämlich die Befürchtung einer allmäligen Verminderung des Goldwerthes, welche Verminderung zum Theil aus dem steten Silberabfluß nach Hinterasien entspringe."

Wir erhalten erst eine richtige Anschauung von dem indischen Handel in unsern Tagen, wenn wir einen Blick auf die Ueberlandroute werfen, welche eine förmliche Revolution rücksichtlich jenes Verkehrs hervorbrachte und noch hervorbringt, insofern ein großer Theil desselben nicht mehr den Weg um das Kap der guten Hoffnung, sondern über die Landenge von Suez und das Rothe Meer einschlägt.



Karte des Suezkanals.

Für die Völker am Mittelmeer mußte der Weg um das Kap nur ein Auskunftmittel sein, so lange die dem Ueberlandweg entgegengestellten Schwierigkeiten nicht überwunden waren. Sobald aber, namentlich seit Anwendung des Dampfes auf Seetransport, jene Hindernisse mehr und mehr schwanden, mußte auch die Route über Aegypten wieder mehr in den Vordergrund treten, da selbst für nordische Häfen — falls sie eben per Dampfer verkehren — fast $^{2}/_{5}$ des frühern Wegs um das Kap erspart werden. Der Seeweg von England um das Kap nach Kalkutta beträgt nämlich 13,600 Seemeilen, der Weg über den Isthmus von Suez nur 7960. Für Dampfer wird dies immer maßgebend bleiben — anders gestaltet sich jedoch das Verhältniß für Segelschiffe, da für diese das klippenreiche, zwei Drittel des Jahres windlose Rothe Meer eine kaum zu überwältigende Schranke bleiben dürfte, falls die Fahrzeuge nicht eine sogenannte Hülfs-

schraube einführen und sich der überaus theuern Kohlen bedienen wollen, die aus Indien erst nach Suez oder Aden transportirt werden müssen. Der scheinbar kürzeste Weg ist für Segelschiffe nicht immer der wirklich kürzeste, da hier Strömungen und Winde den Ausschlag geben. Die vielen gefährlichen Straßen, — Meerenge von Gibraltar, das Mittelmeer, der Kanal von Suez mit seinen hohen Abgaben, das Rothe Meer, die Bab-el-Mandeb — die ein Segelschiff zu passiren haben würde, lassen diese die Fahrt auf dem offenen Meere vorziehen, um so mehr, als jetzt schon Klipper aus den chinesischen Theehäfen in 100 Tagen nach Portmouth fahren. Für die Post sowie den Verkehr der Reisenden behält jedoch die Ueberlandroute allemal den Vorzug, um so mehr als deren Vortheile seit ihrer Eröffnung 1837 sich immer bedeutender herausstellen. Seit jener Zeit hat sich auf der neuen Weltstraße eine ganz außerordentliche Bewegung eingestellt. Schon längst fällt es keinem Reisenden mehr ein, auf dem Wege ums Kap nach Indien zu gehen. Alle werthvollen, eiligen und minder voluminösen Waaren suchen den ägyptischen Weg auf und zur Zeit der Baumwollenklemme gingen selbst große Züge mit den Ballen des gesuchten Materials von Suez nach Alexandrien und zwar mittels der Eisenbahn, da der Kanal des Hrn. von Lesseps noch längere Zeit mit der Vollendung auf sich warten lassen dürfte. (Er soll 1879 fertig sein; die Arbeiten wurden im Jahre 1856 begonnen und schon für 1862 ward die Vollendung zugesagt.)

Neben dem Suezkanal haben wir jedoch ein andres kaum minder großartiges, namentlich von den Engländern protegirtes Unternehmen zu erwähnen, das nun seit etwa zehn Jahren in Aussicht genommen ist und gleichfalls der Verwirklichung entgegengeht. Wir meinen die Euphratthal-Bahn. Am 25. November 1867 wurde zwischen der Pfortenregierung und Hrn. Randolph Stewart, als Repräsentanten der betreffenden Konzessionäre, ein Uebereinkommen bezüglich der Bahnlinie von Scutari bei Konstantinopel bis zum Persischen Golf, mit einer Abzweigung nach Seleucia oder Alexandrette, zum Abschluß gebracht. Der Lauf dieses neuen Schienenwegs wird wahrscheinlich über Ismit, Kutahia, Afinn, Kara Hissar, Konia, Ak Seraï, Jenischeïr, Kaisaria, Aleppo, das Euphratthal, Bagdad und Basra gehen. Innerhalb zweier Jahre, vom Tage des Uebereinkommens angefangen, ist das Endergebniß der durch Fachmänner vorzunehmenden Studien der Pfortenregierung vorzulegen. Diese letztere verpflichtet sich, innerhalb des ersten Jahres mit der Gesellschaft über Konzessionirung der genannten Linie auf Grundlage einer Garantie von fünf Prozent bei einer durchschnittlichen Ausgabe von 300,000 Frcs., beziehentlich einer Einnahme von 15,000 Frcs. vom Kilometer, zu unterhandeln. Zur Bezahlung dieser Garantie soll der Ertrag von dem durch die Bahn bewerkstelligten Depeschentransport, von der Europa mit Indien verbindenden Telegraphenlinie, sowie endlich von einem Prozent des Werths aller mittels jener Bahn durch das türkische Kaiserreich transitirenden Waaren verwendet werden. Wie dem aber auch sein möge, ob zuerst die Euphratbahn oder der Suezkanal vollendet werde und den Waarentransport nach und von Indien an sich zieht, an der endlichen Ausführung des Kanalwerkes dürfte kaum zu zweifeln sein, wenn die nöthigen Summen dafür nur aufgebracht werden, die allerdings jetzt schon sich fast der Berechnung

entziehen. (Der Vizekönig von Aegypten allein besitzt Aktien im Nennwerth von 300,000,000 Frcs.) Wird dasselbe auch schwerlich für seine Gründer von Rentabilität sein, so wird doch der wohlthätige Einfluß im Falle des Gelingens auf die benachbarten Länder nicht ausbleiben. Der Suezkanal wird, indem er zwei Meere verbindet, im Fortgange der Zeit von überaus anregendem und belebendem Impuls für alle Länder am Mittel- und Rothen Meere werden und wesentlich dazu beitragen, Gesittung in bis dahin wenig hierfür zugängige Länder zu tragen. Der arabische Golf wird dann zur noch bedeutenderen Handelsstraße; an seinen Küstenplätzen werden neben ägyptischen und indischen Kaufleuten auch europäische Geschäftsmänner ihre Häuser haben, wie schon jetzt in Aden oder Massaua. Das Innere Arabiens mit seiner fanatisch-muhamedanischen Bevölkerung wird freilich so bald noch nicht für uns erschlossen werden, doch die reichen Produkte Innerafrika's werden auf den Karawanenstraßen nach Sauakin am Rothen Meere in bedeutenderer Menge als heute abströmen. Dieser Verkehr muß vorzugsweise in die Hände der mediterraneischen Europäer gelangen; diese werden besondere Vortheile von dem neuen Kanale haben, weil er hier einen kürzern Weg nach Süden und Osten eröffnet. Im Welthandel greift Alles ineinander; er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt, mittelbar oder unmittelbar, in Berührung stehen und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. Nicht der Missionär, wohl aber der Handelsmann ist der größte Bahnbrecher der Kultur, welcher die Völker näher zusammenführt und die Schranken zwischen ihnen aufhebt. Je mehr Mittel ihm zu Gebote gestellt werden, desto kräftiger wird dieses Niederreißen der Hindernisse auch sein, und immer näher werden uns dann auch jene Völker des Ostens rücken, auf die viele von uns aus Unkenntniß noch mit einer Art Geringschätzung herabblicken. Doch es ist an der Zeit, daß man die Augen öffne und zur rechten Zeit gewappnet dastehe, denn allzu lange dürfte es nicht mehr dauern, daß unsern Großhändlern an den Hauptemporien des Welthandels in den Hindus oder Parsis ebenbürtige Konkurrenten entgegentreten. Damit aber auch der letzte Funken dieses Hochmuthes verlöscht werde, wollen wir unsere Leser jetzt mit der Thätigkeit und dem würdig verbrachten Leben des edlen und bedeutenden Mannes bekannt machen, den die Ueberschrift dieses Aufsatzes nennt. Man wird erkennen, daß „hinter dem Berge auch noch Leute wohnen".





Ansicht von Bombay.

3. Dschamsitdschi Dschischibhoy.

Wahrhaftig großartig steht der erst vor einem Jahrzehnt verstorbene parsische Kaufmann und spätere englische Baronet, der sogenannte „Flaschenfürst" Dschamsitdschi Dschischibhoy, unter allen Berufsgenossen der alten Kulturwelt Europa's und Asiens, wie der neuen Staatenbildungen Amerika's da.

Kaum kann irgend ein europäischer Volksstamm einen edelsinnigeren Privatmann namhaft machen, der Wohlthaten in solch hochherziger Weise und in so großartigem Maßstabe gespendet hätte, und nur die Nordamerikaner haben in dem trefflichen Peabody einen Rivalen und zwar nach großartigstem, echt amerikanischem Zuschnitt aufzuweisen. Um so lieber machen wir unsere Leser mit dieser ausgezeichneten Persönlichkeit näher bekannt, in der Hoffnung, daß das edle Beispiel dieses thätigen Kaufmanns und seltenen Menschenfreundes zur Nachfolge ansporne.

Dschamsitdschi Dschischibhoy wurde zu Bombay am 15. Juli 1783 von durchaus armen Eltern geboren, die sich ihr Leben recht sauer werden ließen, aber stets ihrer Herkunft sich würdig zeigten. Denn unter den Parsis giebt es weder Bettler noch Vagabunden; alle gesunden Leute arbeiten, die Schwachen und Kranken werden von der Gemeinde verpflegt. Unter den Reichen findet ein wahrer Wetteifer statt, sich nützlich zu machen und der Noth zu steuern. Diese oft gering geschätzten „Feueranbeter" thun ihre Nächstenliebe nicht nur in salbungsvollen Worten, sondern durch Thaten der Menschlichkeit, in Beweisen ihrer

praktischen Denkweise kund. Als im Jahre 1790 in Bombay Hungersnoth herrschte, speiste ein Parse, Sorabtschi Mondscherschi, allein täglich zweitausend Nothleidende, ohne Unterschied der Kaste oder Religion; ein anderer gar, Ardeschi Dady, nicht weniger als fünftausend. Zu jener Zeit mag es auch den Eltern Dschischibhoy's nicht allzu wohl geworden sein. Kaum sechzehn Jahre alt, verlor unser junger Parse innerhalb zwölf Monaten Vater und Mutter, welche ihm als einziges Erbtheil, wie man erzählt, ein paar Weinflaschen hinterließen, Alles, was vom Flaschenhandel des Vaters übrig geblieben. Doch sind das in Indien schon einigermaßen beachtenswerthe Dinge, denn es wird mit diesem Artikel ein bedeutender Handel in den Hauptstädten getrieben. Dem Herkommen gemäß ward Dschischibhoy, was sein Vater gewesen: Flaschenhändler.

Als Knabe schon durchwanderte er in seinen spitzen Pantoffelschuhen mit emsiger Geschäftigkeit die Straßen der Stadt von Morgens früh bis Abends spät, bekannt durch sein Goldpapierkäppchen von besonderer Form. Er erhielt von seiner ersten Beschäftigung her den Beinamen „Bottle-Wallah" (Flaschenhändler), der ihm bis zu seinem Ende in den Bazars der Eingebornen geblieben ist. Unser junger Freund war schon sehr zeitig verheirathet; denn es ist ein uralter Gebrauch Indiens, die Kinder im frühesten Alter miteinander zu verbinden.

Es ist begreiflich, daß ein so junges Ehepaar in diesem Alter noch keinen eigenen Hausstand bilden kann. Die jungen Leute blieben bis zur angemessenen Zeit in der Wohnung ihrer Eltern. Erst nach des alten Dschischibhoy Tode vereinigten sich die Gatten.

Unterdessen hatte sich, und zwar schon einige Jahre vor dem Heimgange des Vaters, unser Held, von seinem Schwiegervater dazu überredet, dem Handel zugewendet. Er konnte damals bereits die Sprache lesen und schreiben, welche unter dem Kaufmannsstande Bombay's gebräuchlich ist, und erwarb sich späterhin noch einige Kenntnisse im Englischen. Das war aber auch Alles, was zu seiner Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf als nothwendig erachtet wurde. Unser strebsamer Parse gehörte indessen zu den kräftigen Geistern, welche, obgleich in der großen Armee von Handelsjüngern nur gemeine Soldaten, dennoch den Marschallsstab im Tornister bei sich tragen. Alle Leute dieses Schlages sehen wir meist im Sturmschritt vorwärts eilen. Der junge Parse betrieb sein Flaschengeschäft nicht ohne Gewinn; bald sah er sich im Besitz von 120 Rupien oder 12 £, und mit dieser Summe in der Tasche wagte er es, behufs einer Spekulation nach Calcutta zu wandern. Als er ein Jahr später von dort zurückkehrte, war sein Kapital auf 18 £ angewachsen; hiermit begann er nun ein Handelsgeschäft nach dem Innern Indiens. Damals muß er sich schon ein beträchtliches Vertrauen auf seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erworben haben, denn es gelang ihm, in Besitz eines größeren Darlehns zu kommen, wodurch ihm, in Verbindung mit einem von seinem Schwiegervater erhaltenen Fonds, eine gerade nicht unbedeutende Summe zur Verfügung stand. Er unternahm jetzt verschiedene lohnende Reisen, hatte aber das Unglück bei seiner vierten Rückkehr, zur Zeit der großen Kriege, sammt dem Schiff, auf welchem er sich befand, in die Hände der Franzosen zu gerathen. Zum Gefangenen gemacht und abgeführt, verlor er sein kleines Vermögen und seine Rolle schien ausgespielt.

Die härteste Prüfung wartete seiner angesichts der Küste des Kaps der guten Hoffnung. Hier litt das Fahrzeug, von welchem aus er oft genug sehnsüchtige Blicke nach der Richtung der Heimat gesendet hatte, Schiffbruch. Nur mit Mühe und Noth gelang es ihm, das nackte Leben zu retten, und dennoch datirte von diesem Unglücksfall für ihn der Beginn eines günstigeren Schicksalswechsels. Denn mit dem Betreten der holländischen Küste — ein neutraler Boden — war der Parse wieder ein freier Mann! —

Freiheit! Herrliches Wort! Derjenige, der nie in Banden gelegen, der stets treiben konnte und durfte, was er thun mochte, weiß freilich nicht, was dies heißen will; aber ein Gefangener, der kennt das beseligende Gefühl, das in dem Worte Freiheit liegt! Zu seinem weiteren Glücke interessirten sich für den Schiffbrüchigen der wackere englische Konsul, sowie einige Damen der Kapstadt, und von ihnen wurden die Mittel zur Rückfahrt nach Kalkutta beschafft. Gewiß hat keiner dieser Menschenfreunde geahnt, daß der Mann, dem man diese Wohlthat erwies, sie dereinst an Tausenden wieder abtragen werde. Wir aber sind der festen Ueberzeugung, daß die Erinnerung an das ihm in der Kapstadt widerfahrene Gute den braven Mann nie verlassen hat. Und so bestätigt sich auch hier die Wahrheit des alten Satzes, daß kein gutes Werk jemals verloren gehe, daß vielmehr aus jeder guten Saat hundert-, ja tausendfältiger Segen entsprieße.

In Kalkutta glücklich angekommen, eilte Dschischibhoy vor allem in den Tempel, um ein inbrünstiges Gebet des Dankes für seine Errettung Demjenigen darzubringen, der seine schützende Hand über Christen und Heiden, Parsen und Indier ausbreitet; dann erst begab er sich zu seinen Freunden, die den Verlorengeglaubten herzlich empfingen. Der erlittene Vermögensverlust scheint jene nicht abgehalten zu haben, dem bewährten Manne wiederum und zwar noch größeres Vertrauen zu schenken; denn bald sehen wir den unternehmenden Parsen auf neuen, immer ausgedehnteren Reisen nach Ostasien, bis nach China hin begriffen, ja nach wenigen Jahren unterhält er bereits Beziehungen mit allen großen Handelsplätzen, selbst nach den entferntesten Welttheilen hin. Die leeren Flaschen waren den vollen gewichen, die leeren Theekisten reich beladenen Theeschiffen und was Indiens und Asiens Produkte und Schätze nur dem Handel darbieten, das suchte auch der kluge Geschäftsmann in den Bereich seiner Spekulation zu ziehen. Denn von nun an beschäftigen ihn große und weitausschauende Unternehmungen, welche er in der Regel gemeinschaftlich mit mehreren Theilhabern einleitet, wobei seine Vorsicht und Klugheit gar oft die Fehler seiner Partner wieder gut zu machen haben. Durch Umsicht weiß er immer neue Erfolge herbeizuführen, durch ein pünktliches und geregeltes Ineinandergreifen aller der unter seiner unmittelbaren Oberleitung stehenden einzelnen Geschäftszweige sie zu sichern. Oft mit den kleinsten Hülfsmitteln gelingt es ihm, die großartigsten Unternehmungen zu beginnen und glücklich durchzuführen. Das allgemeine Vertrauen, welches seine Rechtschaffenheit und Vorsicht, sein freundliches Entgegenkommen und seine Gewandtheit erwecken, fördert mächtig das rasche Emporkommen seines Geschäftes. Von nun an durchstreifen seine Ostindienfahrer zu Dutzenden die Meere und Alles ist sein Eigenthum bis zur Spitze der Masten: Schiff und Inhalt; er unterhält außerdem eine Menge kleinere Fahrzeuge, die er aussendet, um seine Verbindungen mit Hinter-

indien, China und dem indischen Archipel zu unterhalten. Seine Perlfischerbarken kehren mit reichen Ernten heim, und eine größere Anzahl, als ausgelaufen war, beginnt von neuem die Schätze der Meerestiefe zu heben. Als Millionär und später als „Nabob der Börsen" kennen ihn Bombay, London, Amsterdam, Kairo, Madras, Ceylon, Java u. s. w., aber in seinem Vaterlande sowie an allen indischen Handelsplätzen und Märkten bleibt er, obgleich hochgeehrt von jedermann, der „Bottle-Wallah", ein Beiname, der zu einem Ehrentitel für diesen Mann eigner That wird, für einen Self-made-man (selbstgemachter Mann), wie die Engländer sagen.



Indischer Markt.

„Die Art, in welcher Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy seinen Reichthum erwarb und verwendete", sagte Lord Elphinstone 1856 als Präsident eines Meetings aller Religionssekten und aller Parteien, welches die Errichtung eines Standbildes für den ausgezeichneten Parsi beschloß, „sind beide ebenso ehrenhaft für ihn, als der Gesammtheit nützlich. Durch strenge Rechtschaffenheit, durch außerordentliche Thätigkeit und Pünktlichkeit in allen Beziehungen hat er ganz besonders dazu beigetragen, den guten Ruf der Kaufleute Bombay's bis in die entlegensten Orte der Welt zu verbreiten."

„Sein ganzes Leben ist ein praktischer Beweis für die Wahrheit des Sprüchwortes: „Rechtschaffenheit ist die beste Politik", und in dieser wie in

vieler anderer Hinsicht ist er ein Vorbild, dessen Beispiel noch auf lange Zeiten hinaus zur Nachahmung auffordern wird."

Ungeachtet seiner ausgedehnten Handelsverbindungen ist dieser Ehrenmann nicht ein einziges Mal in eigner Angelegenheit in einen Prozeß verwickelt gewesen. Dagegen wurde seine Vermittelung oft von Freunden und Bekannten in Anspruch genommen, um ihre Rechtsstreitigkeiten zu schlichten. Hierdurch ist er denn auf den Gedanken gekommen, behufs rascherer Ausgleichung solcher Streithändel mittels Schiedsgerichten — den Pantschayats — einen Fonds zu stiften, und er hat damit unendlich viel Gutes bewirkt. Wo überhaupt Geld zu nützlichen und ehrbaren Zwecken nöthig war, da gab er es mit vollen Händen. Niemals hat er jedoch dergleichen für unlautere Dinge verschwendet. Er war ein erklärter Feind des Bestechungssystems, „Khutput", welchem viele der Kaufleute und der hohen Regierungsbeamten Indiens nicht fremd sind. Er hielt sich davon unter allen Umständen fern, so großen Vortheil es ihm auch hätte bringen können.

Schon 1822 hatte Dschamsitdschi Dschischibhoy durch seine außerordentliche Wohlthätigkeit und die Art derselben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als aufrichtiger und eifriger Anhänger des Parsi-Glaubens hat er allerdings zunächst die Wohlfahrt seiner Glaubensgenossen im Auge behalten, nie aber darüber die Forderungen der Humanität gegen Andersdenkende verleugnet. Auf der langen Liste seiner Stiftungen finden sich Gaben für kirchliche Anstalten, zum Bau von Tempeln für sein eignes Volk, und daneben wieder eine ungeheure Summe zum Bau eines Hospitals für Kranke aller Länder und Konfessionen. Bald läßt er Straßen, Brücken, Wasserwerke, Dhurmsallahs (Zufluchtsstätten für arme Arbeiter) bauen, bald hilft er Schulen errichten, die Allen, ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens, zugute kommen, Hunderte von Brunnen hat er an wüsten Orten graben lassen, er hat Wälder angelegt, ganze Ortschaften sind auf seine Veranlassung und durch seine Unterstützung dem Erdboden entstiegen, ganze Straßen der Parsistädte verdanken seiner Beihülfe ihre Entstehung, und zahlreiche Asyle in denselben bieten den armen und obdachlosen Landsleuten und Glaubensgenossen, aber auch Andersgläubigen, die ersehnte Unterkunft. Hatte er also seinem Herzen Genüge gethan, so wendete sich sein Sinnen und Trachten vom Mitmenschen dem Mitgeschöpfe zu, dem Thiere, für dessen Leiden der Edle dasselbe Mitgefühl zeigte, wie für seinen Nächsten. Die Summen, welche dieser Mann nach dem Herzen Gottes allein in etwa zwanzig Jahren zu wohlthätigen Zwecken verausgabt hat, stellen ein fürstliches Vermögen dar, denn sie belaufen sich auf 2,219,810 Rupien (à 20 Sgr.), also auf 2¼ Mill. Oesterr. Gulden! Darunter befinden sich Posten wie: für nothleidende Familien 44,000 Rupien, für arme Hindus in Gudscherat 39,000, für die Abgebrannten in Surat 30,800, für Brunnen- und Brückenanlagen in Bombay 19,000, für ein Hospital 160,500, für eine Hebammenschule 30,000, für die Mahim-Chaussee und andere Verbindungswege 177,000, für ein allgemeines Einkehrhaus in Bombay 150,000, für eine Wasserleitung in Puna 180,270, für Trinkwasserbehälter 29,500, für eine Erziehungsanstalt armer Parsikinder 440,000, an europäische Wittwen und hülfsbedürftige Schott- und Irländer 10,000 Rupien u. s. w. Die Zahl der Beamten seiner eigenen ver-

schiedenen Wohlthätigkeitsanstalten beläuft sich auf zweihundert! Nur vom Gerüchte bezeichnet, aber nicht genau genug gekannt, lassen sich zahllose Liebeswerke stillgeübter Wohlthätigkeit verzeichnen, wodurch verschämten Armen jedes Standes, in Asien wie selbst mitten in London, das er mehrere Male besuchte, Trost und Hülfe gewährt wurden. „Der große Heide mit dem Herzen eines großen Christen", wie ihn eine Londoner Zeitung nennt, „wußte mit der einen Hand Gold zu machen, gleichzeitig aber streckte er die andere Allen gefüllt entgegen, die mit einem Weh oder einem Lebensjammer zu ringen hatten." Bei den meisten zahllosen kleinen Gaben und Unterstützungen hat er ebenso wenig wie bei den meisten seiner großen Stiftungen gefragt, zu welcher Nation, Kaste oder Religion die Bedürftigen gehören; ihm war der Mensch die Hauptsache, gleichviel, ob Heide oder Christ, ob Muhamedaner oder Parsi; denn er verwarf alle Ausschließlichkeit und Engherzigkeit im Leben.

In allen seinen wohlthätigen Handlungen wurde Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy von seiner edlen Gemahlin eifrigst unterstützt. Man sagt, daß diese vortreffliche Dame, welche gleich vielen anderen parsischen Frauen eine europäische Bildung besaß, ihre Juwelen hergegeben, um den Bau der mit einem Kostenaufwand von 18,000 £ erbauten Brücke zwischen Bombay und der Insel Salsette zu fördern, welche ihren Namen trägt. Zu der Summe von 5000 £, welche ihr Gemahl für die Unterhaltung eines Dhurmsallas aufwandte, fügte sie eine Gabe von über 25,000 Fl. bei. Die Summe aller von Beiden gespendeten Unterstützungen und Verausgabungen für Stiftungen wird verschiedenartig, von Einigen zu über 5,000,000 Thlr., von Andern sogar auf 12½ Mill. Fl. (über 8 Mill. Thlr.) veranschlagt.

Längst ward der Name dieses merkwürdigen Handelsfürsten in seinem Lande wie außerhalb desselben mit Achtung und von Unzähligen mit Liebe und Ehrfurcht genannt; seine so seltenen Eigenschaften waren in den höheren Kreisen der englischen Gesellschaft in Indien vielfach gepriesen worden, und in der Metropole Altenglands wußte man nicht minder seinen, in dieser Ausdehnung selbst dort seltenen Wohlthätigkeitssinn zu würdigen. Jetzt drang die Kunde von den Verdiensten des Parsi-Kaufmanns auch in die höchsten Regionen. Die Beherrscherin Großbritanniens vernahm mit Staunen und voll tiefer Rührung durch Sir James Carnac, einen hohen englischen Beamten, das großartige Wirken und den Edelsinn ihres indischen Unterthans. Man rühmte ihr mit Recht seine unvergleichliche Menschenliebe sowie seine Anhänglichkeit an die englische Regierung. Die Monarchin suchte nach einer besonderen Anerkennung für den Biedermann und glaubte sie in der Verleihung des englischen Verdienstadels gefunden zu haben.

Man darf behaupten, daß jeder brave Mann von Herzen beistimmte, als man noch während des Jahres 1842 erfuhr, daß Königin Victoria den edlen Parsen zunächst durch Verleihung der Ritterwürde ausgezeichnet habe, welcher Ehre späterhin der Baronet-Titel nachfolgte. Ein Jahr darauf sandte sie dem Wohlthäter Indiens eine goldene Medaille mit ihrem eignen Bilde auf der einen Seite, während auf der andern die seine Verdienste anerkennende Inschrift sich befand: „Sir Jamsetjee Jeejeebhoy, Bart. from the british Government in honour of his munificence and his patriotism".

Der „Bottle-Wallah" hat zu verschiedenen Zeiten in London verweilt. Die hier bestehende Parsi-Gemeinde hält es für ihre Pflicht, nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, was sie in Bezug auf die Menschenfreundlichkeit und den Edelsinn ihres Glaubensangehörigen in Erfahrung gebracht. So erzählt man sich: Einst sei ein englischer Bischof am Hofe mit Sir Dschamsitdschi ins Gespräch gekommen und habe ihm seine Bewunderung über seine unerhörte Freigebigkeit ausgesprochen. Da habe der Feueranbeter dann etliche Minuten lang bewegt in die untergehende Sonne, welche die hohen Fenster des Buckingham-Palastes gerade mit ihrem Purpurgolde überflutete, geblickt und gesagt: „Alles kommt vom Lichte und schuldet also dem Lichte! Wir kennen in Indien eine Fabel unserer Nachbarn, der Perser, und ich glaube an diese Fabel. Einst erschien ein Engel „des Gottes des Lichtes" dem Nuroji, einem vornehmen Perser. Der Engel schrieb mit einem Demantgriffel auf einer goldenen Tafel. „Was schreibst Du?" fragte der Perser. „Ich schreibe", entgegnete der Engel, „die Namen aller derer, welche Gott lieben." „Ist der meinige darunter?" fragte Nuroji, aber der Engel schüttelte das Haupt. „Dann schreibe wenigstens nieder", fuhr jener fort, „daß ich meine Mitmenschen mein ganzes Leben lang geliebt habe, mit Herz, Seele — und Hand." In der nächsten Nacht erschien der Engel wieder mit Tafel und Griffel. Und oben an der Spitze derer, die Gott lieben, stand der Name „Nuroji", des Persers, leuchtend in Strahlen!"

Der christliche Bischof schüttelte ihm in stiller Rührung die Hand.

Die Art und Weise, wie die Parsen die Erhebung ihres Stammesgenossen, des ersten indischen Mitglieds des englischen Ritterstandes, feierten und gewissermaßen verewigten, ist für die Zoroastergläubigen höchst bezeichnend und ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben; als sie aber bei dem allseitig geliebten Manne sich einfanden, um ihre Freude über die wohlverdiente Auszeichnung auszusprechen, übergaben sie ihm eine belangreiche Summe, welche sie unter sich aufgebracht hatten, mit der Bestimmung, einen „Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy's Uebersetzungsfond" zu begründen, aus dessen Zinsenertrage nützliche Bücher in die Guzeratisprache übertragen werden sollten, um selbige dann unentgeltlich oder wenigstens zu billigem Preise unter dem Volke zu verbreiten. Eine solche Stiftung war ganz nach dem Herzen Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy's. „Diese Ihre That", sagte der edle Parsi zu seinen Verehrern, „ist mir mehr werth als alle die weltlichen Ehren; sie wird in der Todesstunde meine erhebendste Erinnerung sein. Die Standeserhöhung, die mir zutheil geworden, hat nur vom volksthümlichen Standpunkt aus für mich einen Werth, insofern sie eine Ehre für Indien ist. Vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit der Königin noch mehr unserm Lande zugewendet. Uebrigens werde ich Eurem Fonds noch 3 Lack Rupien (200,000 Thaler) zulegen." So sprach und so handelte der hochherzige Mann.

Die vereinigten Bemühungen seitens vornehmer Parsen zu Hebung, Bildung und Erziehung des Volkes datiren übrigens nicht erst aus den letzten Jahrzehnten, vielmehr hatten seit geraumer Zeit gleichgesinnte Männer der Verbesserung des Erziehungswesens unter ihren begabten Landsleuten ihre fördernde Aufmerksamkeit zugewendet, und die Früchte jener Aussaat treten bereits in erfreulicher Weise zu Tage.



Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy.

Während die Aussprüche eines Ardasir Cursatschi und eines Dschewandschi Pestondschi über indische Zustände schon zur Zeit der Revision der indischen Grundgesetzgebung verdiente Anerkennung fanden, hat auch seitdem die jüngere parsische Generation nach mannichfachen Richtungen hin eine ersprießliche Thätigkeit entfaltet und eine ungewöhnliche Anstelligkeit kundgegeben. Ein Parse bekleidet seit 1851 bereits die Professur für Mathematik und Naturwissenschaften am Elphinstone-Kollegium zu Bombay. Andere arbeiten auf englischen Schiffswerften oder stehen als Ingenieure im Dienste der britischen

Regierung. Ja, obgleich die Religion Zoroaster's ihren Bekennern das Reisen zur See verbietet, dienen dennoch junge Parsen in gleicher Eigenschaft in der englischen Marine, und ein Ardasir hat sich kürzlich erst mit zwei Genossen nach England und weiter nach Amerika begeben, um die Fortschritte in den technischen Etablissements beider Hemisphären kennen zu lernen. Die Engländer können die anstelligen „Feueranbeter" zu Allem gebrauchen, doch widerstrebt es dem praktischen Sinn dieses merkwürdigen Volkes, sich einer Thätigkeit hinzugeben, welche weniger einzutragen verspricht, als jene im Handel und Wandel.

Auch einem gleichberechtigten Zweige des Erziehungswesens, der Frauenbildung, hat der parsische Baronet seine Fürsorge Jahr für Jahr zugewendet. Um die Erziehung der weiblichen Jugend stand es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Parsen so mißlich, wie bei den andern Völkern Hindostans. Die jungen Parsimädchen lernten noch vor wenigen Jahrzehnten so gut wie nichts. Die reichen, so meinte man in Indien, brauchten nichts zu wissen und die Töchter des Armen lehre die Noth — beten, arbeiten und was der Druck der Verhältnisse und des Kastenwesens eben noch weiter mit sich führt. Aber gerade die Bildung der hochbegabten Parsitöchter, welche geistig so himmelweit verschieden sich zeigen von den Frauen der Hindu, verspricht große Rückwirkung auf die geistige Hebung des ganzen Parsivolkes.

Die Parsinnen sind begabter als irgend andere Töchter der zahlreichen Völkerschaften Ostindiens. Sie sind von schlankem und anmuthigem Wuchse und ihr weißer Teint unterscheidet sie vortheilhaft von den dunkleren Gestalten der Hindufrauen. Die Mathabana hält ihr schönes Haar gefesselt oder versteckt, wie man will, und ein dünnes, weißes Linnentuch, um den Kopf geschlagen, verknüpft vermittelst seiner Enden das Haar zu einer Art Knoten.

Wie die Männer, so tragen auch die Frauen Hemden und Kosti nebst seidenen Beinkleidern. Das Obergewand, Sari, ist gewöhnlich mit Figuren bestickt oder mit Goldspitzen besetzt und von hellfarbiger Seide. Unter dem Sari sitzt die Kanschri oder Scholi, eine seidene Jacke mit kurzen Aermeln. Alle Parsifrauen gleichen darin den europäischen, daß sie sich über alle Maßen gern, je nach ihren Vermögensverhältnissen, mit Gold und Juwelen schmücken. Zu ihrem Ausputz gehört in erster Reihe der oft mit Edelsteinen reich besetzte Nasenring, ein goldnes Halsband und breite Reifen an Fuß- und Handknöcheln. Im Allgemeinen sind die Parsi, Männer wie Frauen, musterhafte Eheleute, ihr Familienleben ist glücklich und friedlich. Im Hause wie nach Außen nehmen die Parsifrauen vergleichsweise eine viel höhere Lebensstellung ein als diejenigen der Hindu und Muhamedaner, welche nicht viel mehr sind als Sklavinnen. Es ist Gebrauch, daß die Kinder der Parsen das Licht der Welt zu ebener Erde erblicken müssen; ebenso ist es üblich, daß die Mutter vierzig Tage in dem Gemach verbleibt, wo sie geboren hat, dann erst darf sie wieder im Familienkreise erscheinen. Fünf Tage nach der Geburt wird dem Kinde von einem Priester das Horoskop gestellt; er zählt hierbei alle Namen auf, welche dem Kinde gegeben werden können, und verkündet meist, daß es ein Glückskind sei und den Eltern Segen bringen werde. Die Männer lachen allerdings über diesen Firlefanz; doch die Mehrzahl der Frauen horcht andächtig zu und legt Werth darauf.

Der Hauptanstoß zu einer höhern Frauenerziehung erfolgte vor einigen Jahrzehnten durch einen oft genannten Freund des Erziehungswesens, Mr. Framdschi Cowatschi. Er wies wiederholt und immer wieder auf die leidige Unwissenheit der Parsifrauen und Töchter hin und wußte menschenfreundliche Herzen unter den Parsen zu vereinen, um den Mißständen der Nichtbildung energisch entgegenzutreten. Von allen den Vornehmen und Einsichtsvollen aber, die seine Bemühungen unterstützten, griff keiner eifriger ein, diese Verhältnisse zu verbessern, als Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy. Obgleich streng an den Sitten und Gebräuchen seines Volkes festhaltend, war er doch vorurtheilsfreier denn je ein Indier vor ihm. Für die Erziehung seiner eigenen Tochter ließ er eine ihm empfohlene junge Dame aus England als Gouvernante kommen, und das Beispiel einer jungen Parsin aus reicher und angesehener Familie, welche bereitwillig vieles Nachahmungswerthe aus dem englischen Bildungsgange in sich aufgenommen, ohne hierdurch den charakteristischen Sitten des eignen Volkes abtrünnig geworden zu sein, wirkte auf ihre Stammesgenossen wahrscheinlich nachdrücklicher, als alle schönen und beherzigenswerthen Worte über Frauenerziehung.

Jedes Jahr ward in den Annalen Bombay's durch neue, fürsorgliche Schöpfungen jenes unermüdlichen Menschenfreundes bezeichnet. Der Polytechnischen Anstalt, welche er ins Leben rief, schloß sich eine Zeichenschule an, mit einem Aufwand von 10,000 £ errichtet. Es war eines der letzten Geschenke des unvergeßlichen Mannes an seine Vaterstadt. Die größte Wohlthat aber hat er derselben durch Gründung des bereits genannten Hospitals, sowie durch die großartige Unterstützung einer Medizinischen Schule erwiesen. Man darf hierbei nicht übersehen, daß er damit ein Werk gefördert, dessen Wohlthaten erst die kommenden Generationen im ganzen Umfange seiner Bedeutung zu würdigen wissen werden. Denn die medizinische Wissenschaft stand und steht noch in Indien auf einer sehr tiefen Stufe und namentlich ihr wundärztlicher Theil existirt kaum erst. Die Ausübung der Chirurgie geschieht seitens der eingebornen Indier nur höchst ungern, denn sie ist den Hindu durch ihre Gesetzbücher verboten. Es gab daher keine oder nur schlechte wundärztliche Hülfe für Unbemittelte, und selbst der Reiche konnte sich nur mit Mühe eine etwas bessere Pflege verschaffen. Lange Zeit schien es fast unmöglich, diesem Uebelstande abzuhelfen. Was aber selbst die vereinigten Kräfte der angesehensten Männer nicht zu Stande brachten, das gelang Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy's Klugheit und Beharrlichkeit.

Die Inschrift an dem von ihm gestifteten Hospitale kennzeichnet am besten den Charakter dieses aufgeklärten Menschenfreundes sowie seine Glaubensreinheit. Sie besteht im Wesentlichen aus Folgendem:

„Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy, des ersten indischen Eingeborenen, welcher zum britischen Ritter erhoben wurde. Hiermit meint er eine ihm angenehme Pflicht gegen die Regierung, sein Land und sein Volk erfüllt zu haben. Zugleich diene es als Zeugniß frommer Dankbarkeit gegen den allmächtigen Gott, den Vater im Himmel, den Vater der Christen, der Hindu, der Muhamedaner und Parsen, dargebracht mit demüthigem, inbrünstigem Gebete um dauernden Schutz und Segen für seine Kinder und seine Familie, für sein Volk und sein Vaterland."

Längst hatten die Parsen eingesehen, von welchem Segen das Walten der britischen Regierung und der praktische Sinn der Engländer für Indien und seine Fortentwicklung geworden war. Und in der That, Indien ist niemals besser regiert worden, als unter der Herrschaft der Königin Victoria. Kein geringer Theil der vielfach kundgegebenen Anhänglichkeit seitens der Parsen ist dem Einfluß Sir Dschamsitdschi's zuzuschreiben. Seine Ergebenheit und sein Beispiel führten auch bei dem indischen Aufstande seine Glaubensgenossen auf die Seite der Briten, denen sie ihre volle Mitwirkung zur Unterdrückung der Rebellion liehen.

Die Parsi sind ungemein gesellig und gastfreundlich; wo es irgend angeht, feiern sie und sehen gern Freunde und Bekannte bei sich. Ihre Lebensweise ist zum Theil noch indisch, zum Theil europäisch; doch nähern sie sich immer mehr den englischen Gewohnheiten. Ihre Häuser — die Land- und Gartenhäuser der Parsis sind die schönsten in der Umgegend von Bombay — sind in einem vortrefflichen Geschmack erbaut und werden ohne Ausnahme reiner gehalten und reichlicher gelüftet als die der Indier. Die Gemächer, in denen unser parsischer Baronet seine Freunde empfing, gaben Zeugniß von dem edlen Geschmacke ihres Besitzers; Gemälde zierten die Wände und an der üblichen glänzenden Beleuchtung fehlte es nicht. Beim Speisen hielt man früher an dem Brauche der Hindu fest, auf platter Erde zu sitzen; im Hause des Baronets speiste man nach europäischer Weise. Der Parsi bringt bei jeder seiner täglichen drei Mahlzeiten der Vorsehung für das gegebene tägliche Brot seinen Dank, und an dieser ehrwürdigen Sitte hielten auch unser Handelsherr und seine Hausgenossen fest, wie er denn überhaupt den durch Ueberlieferung und Herkommen geheiligten Volksgebräuchen seines Landes sein ganzes Leben lang treu blieb. Er beging mit den Seinen das Neujahrsfest, das Pappati, zu Ehren des Königs Yezdedscherd, ein Brauch aus der alten Perserzeit, wo es als Gesetz galt, mit dem Regierungsantritt eines jeden Königs auch einen neuen Zeitabschnitt zu beginnen. Da nun Yezdedscherd der letzte Monarch der Perser war, so datiren die Parsen von dessen Thronbesteigung ihre Zeitrechnung. An diesem Tage ging der hochgeachtete Mann, in neue Kleider gehüllt, in den Tempel zum Gebet; hierauf nahm er den Besuch zahlreicher Freunde an, bei welcher Gelegenheit das übliche Handineinanderlegen, Hamma i dschur, vor sich ging, worauf man sich ein frohes und glückliches Neujahr wünschte. Die Armen werden an diesem Tage nicht vergessen, die Dienerschaft erhält neue Anzüge und am Abend finden allerlei Lustbarkeiten statt. Tags darauf fand bei Veranlassung der Feier von Zoroaster's Geburtstag, Chordad Sal, eine Nachfeier, Amardad Sal, statt, welche wiederum zahlreiche Gäste in das Haus des gastfreien Handelsherrn führte. Auch am Tage Farrohardin Dschasan, dem Allerseelentag der Parsen, sah man den Bekenner der Religion des Lichtes die üblichen Gebräuche vornehmen, sowie am Feste des Engels Ardibehest, als dem Schutzgeist des heiligen Feuers. Ebenso wurde der 21. März, der Königstag der Parsen, an welchem ehemals den Königen von Persien der Jahrestribut dargebracht wurde, von ihm festlich begangen. Endlich schloß er sich nicht aus, wenn an der Meeresküste dem Schutzgeiste des Wassers Kokosnüsse, Zucker und Blumen geopfert wurden, obgleich dieser Gebrauch erst von den Eingeborenen Indiens entlehnt worden war: nicht

minder wohnte er dem Abdar Dschasan, dem Feuerfeste bei, er warf sein Sandelholz in die heilige Flamme und spendete den Priestern reichliche Gaben.

Außer seiner Tochter umgaben Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy noch drei Söhne und eine große Anzahl blühender Enkel. Dem alten Brauch der Väter treu, wohnte die ganze Familie, auch nach Verheirathung der Kinder, in einem und demselben Hause. Oft konnte man hier den ehrwürdigen Baronet, von seinen Enkeln umringt, sich den Familienfreuden hingeben sehen. Häufiger noch erblickte man den Greis mit einem Theile seiner Nachkommenschaft im eignen offenen Wagen spazieren fahrend, oder sah dieselbe in einem zweiten Wagen dem seinen nachfahren. Er war ein glücklicher Gatte, Vater und Großvater. Sein ältester Sohn, Cursetdschi Dschamsitdschi, wie auch dessen Brüder, sind hochbegabte und angesehene Männer. Als Friedensrichter, als Mitglieder hoher englischer Kollegien, sowie als begeisterte Förderer der Erziehung der Eingeborenen, sind die Brüder würdige Nachfolger ihres Vaters geworden.

Nach dem vorhandenen Bilde waren die Gesichtszüge Sir Dschamsitdschi Dschischibhoy's voll Geist, Güte und Wohlwollen. Ein Berichterstatter im New-Yorker „Merchants Magazine", welcher ihn 1850 besuchte, sagt: „Die weiße Farbe seiner Haare und ein leichtes Zittern der Hände deuten sein hohes Alter an; aber sein Auge ist lebendig und strahlt von Güte, sein Benehmen ist freundlich und heiter, denn sein Herz ist warm und seine Seele fleckenlos. Er lebt umgeben von Allem, was das Alter verschönern kann, geehrt von seinem Volke, geliebt von seinen Freunden. Das wohlthuende Bewußtsein beseelt ihn, daß seine Bestrebungen, das Elend zu mildern, von demselben Erfolg gekrönt waren, wie seine großen Handelsunternehmungen. Er hat den schönsten Ruhm erworben, den Ruhm guter Thaten und rechtschaffenen Handelns!" — —

Erst in hohem Alter gab der edelsinnige Mann seine Handelsthätigkeit auf.

Er starb am 14. April 1859. Treten wir an das Sterbelager dieses Gerechten. Der Arzt hat ihn aufgegeben; der Sterbende wirft unsichere Blicke umher, während man seinen Körper bereits wäscht und salbt und ihm reine Kleider anzieht, denn so will es die Sitte seines Volkes. Der Priester an seiner Seite spricht mit erhobener Stimme: „Möge der Allmächtige Dir Alles verzeihen, was Du gegen seine Gebote und gegen die wahren Lehren Zoroaster's gethan hast! Möge der barmherzige Gott Dir einen glücklichen Aufenthalt gewähren in der Welt, in welche Du nun eingehen wirst! Möge er Dir gnädig sein!" Der sterbende Menschenfreund nahm noch bei vollem Bewußtsein an dem Gebete Theil, sonst hätte der Sitte gemäß sein Sohn ihm die Gebetsworte ins Ohr flüstern müssen; dann hauchte der erste indische Baronet seinen letzten Seufzer aus.

In der Parsenstadt Guzerat erhebt sich der „Thurm des Schweigens", einer der Tempel der Feueranbeter. Auf dessen oberes Plateau soll die Leiche des Verstorbenen dem Ritus der Parsen gemäß gebettet werden, dem „Feuer der auf- und untergehenden Sonne" überlassen. Folgen wir der Beisetzung der Leiche. Gesenkten Blickes umstehen den Todten die Angehörigen und Viele, denen er Wohlthaten erwiesen. Die Trauer ist tief, wahr und allgemein.

Der Sitte gemäß wird der Leichnam eines Verstorbenen in reine Gewänder gehüllt, auf einen länglich runden Stein gelegt, bevor die Gebeine in den Feuer-

tempel übergeführt werden. Dann umgeben die weiblichen Verwandten den Todten, während die männlichen draußen in der Veranda auf Bänken Platz nehmen. Etwa 12 Stunden darauf kommen die Nassifadars, Todtenbestatter, und legen den Verstorbenen auf eine eiserne Bahre; Priester sprechen Gebete eine Stunde lang. Darauf wird die Leiche im Dhama, dem „Thurm des Schweigens", beigesetzt, der auf einer einsamen Anhöhe liegt.

Verwandte, Angehörige des Hauses und Alle, die den Edlen liebten und ihm zu Dank verpflichtet waren, geben der Leiche des dahingeschiedenen Parsi-Kaufmanns das Geleit. Am „Thurm des Schweigens" enthüllt man das Antlitz des Verstorbenen noch für einige Minuten. Dann bringen die Träger den entseelten Körper zum Dhama. Denn erst wenn Raben, Geier und „das Gefieder, welches in den Wolken wohnt", das Fleisch des Todten abgenagt haben und die Knochen durch einen eisernen Grat in eine Grube gefallen sind, dann nimmt man sie heraus und trägt sie in das dafür vorgerichtete Gewölbe. So will es die Sitte bei den Nachfolgern Zoroaster's. —

Voll Trauer über den Heimgang dieses ausgezeichneten Menschen kehren die Tausende, die ihm die letzte Ehre erwiesen, heim, dann waschen sie sich Gesicht und Hände und beten zu Gott um Gnade für den Dahingeschiedenen. Vier Tage wiederholt sich die Fürbitte in der Tempelhalle. Das Wehklagen verstummt nach und nach und macht einer stillen Trauer Platz .... Vergessen ist der Edle nicht; sein Andenken lebt fort in seinen Werken.

So wie er gelebt, so ist dieser würdige Indier auch gestorben. Das Gute im Leben ausübend, allüberall, ohne Ansehen der Geburt und des Glaubens, hat er bis zu seinem Tode Sitte und Herkommen geachtet und darauf Bedacht genommen, daß selbst nach seinem Hingang nirgends Anstoß gegeben werde. Er ist auch dadurch zum Beispiel für sein aufstrebendes Volk geworden.

Als sein Testament eröffnet wurde, enthielt es noch lange Listen, „wem zu geben in Asien und Europa". Der City von London übermachte sein Sohn und Erbe von Bombay aus 150,000 Thlr. als Legat seines Vaters für gewisse Wohlthätigkeits-Anstalten christlicher Liebe in der Stadt, und die City verlieh dem Sohne ihr Ehrenbürgerrecht. „So endete selbst der Tod nicht die Güte dieses Nabobs!" erzählen die englischen Blätter. „Keiner gab fürstlicher, keiner wohlgefälliger; wohl dem, der auch den Trunk Wassers belohnt."

Der Name dieses Mannes nach dem Herzen Gottes würde von seinen Glaubensgenossen, wie überhaupt von den Edeldenkenden aller Nationen, immerdar in Ehren gehalten werden, auch wenn ihm, dem Wohlthäter der indischen Menschheit, nicht auf einem der öffentlichen Plätze Bombay's jenes prächtige, von Marochetti modellirte Denkmal von seinen dankbaren Landsleuten errichtet worden wäre. Denn an ihm hat sich erfüllt das Wort der Schrift:

„Das Andenken des Gerechten bleibet in Segen!"



J. E. Gotzkowsky.

Johann Ernst Gotzkowsky,

deutscher Kaufmann und Patriot, gleich unermüdlicher Geschäftsmann wie Menschenfreund.

Ein Lebensbild aus der Zeit der Entwicklung vaterländischer Industrie im vorigen Jahrhundert.

(Mit Benutzung einer größeren Arbeit des Verfassers.)

1.

Am 31. Mai 1740 hatte Friedrich II. (geb. 12. Juni 1712, gest. 17. Aug. 1786), von seinen Zeitgenossen der Große, von der dankbaren Nachwelt der Einzige genannt, den Thron seiner Väter bestiegen.

Preußen war damals nur ein Schatten von dem, was es theils unter diesem großen Fürsten, theils unter seinen Nachfolgern geworden ist. Heute zählt

es fast 24 Millionen Einwohner, damals höchstens ein Zehntel dieser Volkszahl, nämlich nur $2^2/_5$ Millionen; Berlin mit seinen nahe an siebenhunderttausend Einwohnern ist gegenwärtig die größte Stadt Deutschlands, während vor hundert Jahren deren Bevölkerung kaum ein Achtel dessen betrug. Jetzt stehen theils unter den Waffen, theils des Winks gewärtig nöthigenfalls 1,200,000 Krieger; zur Zeit seiner Thronbesteigung konnte Friedrich II. nur 72,000 Soldaten mustern, wovon mehr als das volle Drittheil aus fremden Ländern herbeigeführt, nicht selten durch List, Betrug und Gewalt zum Dienst gezwungen war, während jetzt fast jeder preußische Soldat ein Landeskind ist. So fand denn Friedrich II. nur ein mäßiges, schwachbevölkertes Reich vor. Jedoch Alles ist groß und klein, schwach und kräftig nur im Vergleich mit andern Dingen, und ein Blick auf den damaligen Zustand der übrigen Staaten Europa's läßt freilich die Macht des jungen Königs und die Kräfte seines Landes in anderm Lichte erscheinen.

Die Staatseinkünfte hatten sich schon unter Friedrich Wilhelm I. sehr gehoben. Derselbe hatte, wie ein kluger Wirth, gar manchen Thaler angelegt oder hingegeben in der Erwartung, dereinst wieder reichliche Zinsen davon zu ziehen. Moore waren ausgetrocknet, Wälder niedergeschlagen und bedeutende Güter angekauft worden; daselbst hatte sich eine beträchtliche Zahl Bauern, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute angesiedelt, welche man aus andern Ländern — zum Theile ihres Glaubens wegen — vertrieben hatte. Tuchmacher aus den Niederlanden, Seidenarbeiter aus Frankreich waren schon unter dem großen Kurfürsten eingewandert. Neue Tuch-, Sammet- und Seidenmanufakturen, Papier-, ebenso Gewehr-, Waffen-, Tabakfabriken entstanden und hoben sich unter seinem Sohne und seinem Enkel. Ununterbrochen hatten sich Franzosen und Schweizer, Böhmen und Mähren, Schwaben und Franken, Sachsen, Nassauer u. s. w. nach Preußen gewendet; zehn Jahre vor Friedrich Wilhelm's I. Tode nicht weniger als 17,000 redliche Salzburger, welche der dortige Erzbischof Firmian ihres Glaubensbekenntnisses wegen unbarmherzig verfolgte, bis des Königs kräftige Fürsprache es dahin brachte, daß der unduldsame Kirchenfürst die armen Leute wenigstens fortziehen ließ.

Alle jene hausväterlich sorgsamen Verbesserungen hatten den königlichen Kassen erst nur knappe, bald aber ansehnlichere jährliche Ueberschüsse gewährt. Wenn heutzutage jeder Fürst schon bei der Thronbesteigung mit Staatsschulden kämpfen muß, die er nicht verursacht hat, so fand dagegen Friedrich II. bei seinem Regierungsantritt im Staatsschatze nahezu 9 Millionen harte Thaler vor.

Vor Allem aber sah sich Friedrich II. zuerst im eigenen Hause um. Die Freuden und Kunstgenüsse, welchen der Kronprinz in seinem lieben Rheinsberg sich hingegeben, mußten jetzt zurücktreten hinter den wichtigen Pflichten des Staatsoberhauptes. Der junge König, der überall mit eigenen Augen sehen und prüfen wollte, gestattete keinen andern Einfluß, als den der Tüchtigkeit. Schon zwei Tage nach der Thronbesteigung eröffnete er seinen Ministern: „Es ist Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen bedrücken sollt, — im Gegentheil muß des Landes Vortheil den Vorzug vor Unserem eigenen haben." In Uebereinstimmung hiermit erklärte er fast um dieselbe Zeit den mit der Verwaltung der großen Güter beauf-

tragten Behörden, „daß er jeden seiner Unterthanen vergnügt und glücklich sehen wolle, am wenigsten aber durch Kränkung der Unterthanen bereichert zu werden wünsche." Darnach handelte denn auch der König von seiner Thronbesteigung an bis zu seinem Tode, in den glücklichen Zeiten des Friedens, wie während der verhängnißvollen Kriegsjahre. Und wenn er in gar Manchem zu wenig that, in Anderem zu kräftig einschritt, oder hier und da Mißgriffe unterliefen, so muß ihn die Zeit hier entschuldigen und dort rechtfertigen, denn in Allem, was der Mensch thut, ist immer mehr sein Wille, seine gute Absicht, als der Erfolg ins Auge zu fassen. Für den letzteren kann oft die größte Weisheit nicht Bürge sein!

Ein großes Heer zu haben — dahin ging damals das eifrige Trachten aller Fürsten. Friedrich wollte vermittelst seines Heeres aber auch die Bevölkerung des Landes schonen oder heben. Je mehr er Soldaten aus dem Auslande in sein Königreich zog, desto weniger brauchte man im Lande selbst auszuheben. Letzteres, dachte er, bringe doppelten Gewinn. Ein guter Theil der fremden Soldaten waren ja früher oder später als ebenso viel Ansiedler zu betrachten. Hierdurch, sowie durch den königlichen Befehl, „so viel Fremde von allerhand Gewerben, Charakter und Gattung ins Land hereinzuziehen, als es sich nur thun lasse," — endlich durch die Begünstigungen, welche er „allen nützlichen und geschickten Leuten, den Künstlern und Ouvriers," wie sich ein Patent vom 27. Juli ausdrückt, angedeihen ließ, — griff der Monarch der industriellen Thätigkeit mächtig unter die Arme, und der Wohlstand des Landes hob sich zusehends.

Vier Jahre nach seinem Regierungsantritt fiel Friedrich II. eine fruchtbare neue Provinz auf friedlichem Wege durch Erbschaft zu: Ostfriesland, mit mehr als 97,000 Einwohnern, an der Nordsee gelegen, mit der schönen Hafenstadt Emden. Friedrich legte viel Gewicht auf diese Erwerbung. Schon sah er im Geiste Preußen zu einem mächtigen Handelsstaate emporwachsen. Und wirklich segelte 1752 ein preußisches Schiff nach Canton in China, dem bald nachher ein zweites folgte. Jedoch beide Schiffe verunglückten und brachten der preußischen Marine überhaupt wenig Ehre.

Zu den obersten Regierungsgrundsätzen des Königs gehörte der Gebrauch, alljährlich in eigener Person sich von den Fortschritten seines Landes zu überzeugen und durch persönliche Aufmunterungen, welche er dem Ackerbau, der Industrie, der Gewerbthätigkeit zuwandte, den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben. Hier ließ er königliche Freigebigkeit walten und für dergleichen Zwecke war der sonst so haushälterische Monarch durchaus nicht zurückhaltend. Millionen und abermals Millionen wurden aufgewendet, um Manufakturen anzulegen oder zu begünstigen, den Grundbesitz des Adels zu heben und einen tüchtigen Bauernstand zu schaffen.

Als Friedrich den Thron seiner Väter bestieg, gab es in Preußen noch große Strecken Landes, welche wenig mehr als Moore, Moräste oder sogenannte Brüche waren. Sein Vater hatte, wie wir bereits erwähnt haben, gar Manches gethan, sie trocken zu legen und in fruchtbare, von fleißigen Menschen bewohnte Gegenden umzuschaffen, allein Friedrich fand noch soviel zu thun

übrig, daß auch er nicht Alles zu bewältigen vermocht hat, indem selbst heute noch in Ost- und Westpreußen recht wohl manches tausend Menschen angesiedelt werden könnte. Ungemein viel ist aber in dieser Hinsicht von ihm angebahnt und bewirkt worden. Besonders gewannen die sumpfigen Ufer der Oder dadurch, daß hier ein ganzes „Fürstenthum“ erworben wurde, „welches ihm nicht einen Soldaten gekostet habe“, wie sich der König rühmte. Es entstanden dort nicht weniger als 280 Dörfer binnen jenen zehn Jahren, die zwischen dem zweiten schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege lagen.

An der Warthe gab es Sümpfe, Moräste und Wälder, wo Bären, Wölfe, Ottern, Biber hausten. Auch dort wurden mehrere tausend Menschen angesiedelt. In gleicher Art gewannen noch viele andere Gegenden, denn „Meliorationen“ des Landes blieben ein steter Gegenstand der Aufmerksamkeit des Königs.

Die großen Bauten in Berlin, Potsdam und Sanssouci hatten viel brauchbare Handwerker, vornehmlich aus Sachsen, in das Land gezogen. Fleißige Arbeiter pflegten aus der Nachbarschaft zur Zeit der Ernte ins Magdeburger Land zu kommen, und diese wurden ebenfalls ermuntert, sich anzusiedeln. Auch ein großer Theil der angeworbenen ausländischen Soldaten blieb nach dem Frieden im Lande und vermehrte die Zahl tüchtiger Kräfte.

So willig der König die Tapferkeit seiner Waffengefährten und ein erfolgreiches Wirken seiner Beamten anerkannte, so freigebig er überhaupt jedes Verdienst zu würdigen geneigt war, so hat er doch niemals Geld verschwendet, vielmehr war er ein überaus gewissenhafter Haushalter. Daher kam es, daß ihm für Landesverbesserungen, neue Kulturmittel, für Förderung der Manufaktur-Thätigkeit, zu Einführung neuer Industriezweige auch stets die Mittel zur Hand waren. Jener fürstlichen Freigebigkeit hat die große Berliner Porzellan-Manufaktur ihr Entstehen und Gedeihen zu verdanken. Auch förderte er ungemein die Leinwandfabrikation Schlesiens, und als die Stadt Greiffenberg nach dem großen Brande ihm ihren Dank für die Schnelligkeit aussprechen ließ, womit er ihren Wiederaufbau betrieb, sagte der große Monarch die denkwürdigen Worte:

„Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!“

Daß bei des Königs Fürsorge um Hebung der Volkswohlfahrt oft auch Mißgriffe unterliefen, ist natürlich und war zum Theil Folge jener engherzigen volkswirthschaftlichen Anschauungen, von welchen sich im vorigen Jahrhundert selbst die Erleuchtetsten nicht loszuwinden vermochten. Auch entbehrte die auf des jungen Fürsten Geheiß ins Leben tretende Fabrikthätigkeit nicht selten eines wohlvorbereiteten Bodens, und es glich daher ihr Dasein und ihr Fortvegetiren derjenigen der Treibhauspflanzen. Ihr Fortbestehen hing weiterhin mit des Königs Vorstellung eng zusammen, daß es eine Landeskalamität sei, wenn viel Geld aus dem Reiche gehe. Folge davon waren eine Menge Verbote, sowie das Entstehen von Monopolen und Bevorzugungen, die niemals einem Lande zum Segen gereichen. Indessen erwiesen sich die dem Landmann auferlegten Beschränkungen bisweilen auch von Nutzen. In der großen Theuerung, welche von 1770 bis 1772

in ganz Deutschland herrschte, kostete der Berliner Scheffel Roggen nur höchstens 2 Thlr. 8 Sgr., und in den preußischen Provinzen starb Niemand Hungers, wie dieses in dem benachbarten Sachsen häufig vorkam.

Der Mangel guter Landstraßen machte sich während der Regierung Friedrich's II. gar oft bemerklich. Während des Kriegsgetöses konnte man nicht ans Bauen von Chausseen denken. Was nach dieser Richtung hin zu wünschen übrig blieb, suchte der König durch zahlreiche Kanalbauten, vermittelst deren die Oder mit der Elbe und so auch die zwischen ihnen liegenden Flüsse verbunden wurden, zu ersetzen. Von 1740 bis 1767 wurde so nachhaltig hieran gearbeitet, daß man in diesem letztern Jahr aus Schlesien bis in die Nordsee, und aus dieser in die Ostsee gelangen konnte. Die ansehnliche Hafenstadt Swinemünde entstand nur infolge einer solchen Wasserverbindung, und nicht minder schwang sich Stettin, Dank der königlichen Fürsorge, zu einem Haupthandelsplatz empor. Ersichtlicher denn anderswo gediehen unter eines solchen vorsorglichen Königs Scepter Ackerbau, Industrie und diejenigen Künste, welche das tägliche Leben verschönern helfen. Die freie, selbständige Auffassung seiner Regierungspflichten, die Kraft, mit welcher der thatkräftige Fürst überall auftrat, dünkte den Zeitgenossen zu seltsam, als daß sie die Größe dieser Erscheinung allseitig zu würdigen vermocht hätten. Selbst die Weiterschauenden erkannten erst mit der Zeit so recht, weß Geistes Kind der Mann sei, der im Jahre 1740 Preußens Thron bestiegen. Indessen gab es doch damals schon eine, wenn auch nur eine beschränkte Anzahl denkender Köpfe, die das begonnene echt königliche Schalten und Walten begriffen, denn der junge Monarch hatte es sich angelegen sein lassen, strebsame Geister aus allen Richtungen in seiner Umgebung aufzufinden und für seine großen Ideen zu gewinnen.

Zu ihnen gehörte auch der Mann im einfachen Tuchrock, welcher gegen Ende des gedachten Jahres sinnenden Hauptes dem königlichen Palais zu Charlottenburg zuschritt, wo Friedrich II. damals residirte und wohin unser zuversichtlich dreinschauender Fußgänger befohlen worden war. Derselbe war bis an den Eingang zum Schlosse gelangt, als ein paar Flügelthüren, die nach außen führten, geräuschvoll geöffnet wurden und aus denselben ein höherer Offizier mit einem Stocke in der Hand, in Begleitung zweier höheren Beamten in Staatsuniform, heraustrat. Der vornehme Herr, just in gleichem Alter wie der junge Mann im schlichten Bürgerkleide, war von mittlerer Größe, und sein durchdringendes Auge, wie seine ganze Haltung ließ auf eine jener Personen schließen, welche in den höchsten Regionen des Lebens frühzeitig das Befehlen gelernt haben. Kaum war sein leuchtender Blick auf den Herangekommenen gefallen, als er rasch diesem entgegentrat, ihn beim Arme faßte und in ein Kabinet eintreten hieß.

„Er kommt auf die Minute,“ sagte er mit befriedigtem Ausdruck in Stimme und Bewegung. „Habe soeben dem von Boden*) und Graf Gotter**) replizirt, daß der Schlendrian und die Nonchalencen und die paresse aufhören

*) Finanzminister unter Friedrich Wilhelm I. und vom jungen König Friedrich II. in seinem Amte bestätigt.

**) Günstling des Königs, dann Gesandter in Wien, bekannt als geistvoller Höfling.

müssen in Sachen des commerce. Auch das metier und die beaux arts sollen zu Ehren gebracht werden. Wir brauchen größere Agitation im Leben, größere vivacité, scharfe Arbeit und Tagesplage — und die guten Meriten bleiben dann sicher auch nicht aus! Saure Arbeit und viel Plage, viel und gut Verdienst. . . . „Versteh Er mich recht“, fuhr der eifrige Redner fort, „dergleichen muß geschafft werden, en masse, darin soll man mich souteniren, ein Jeder muß seine Schuldigkeit thun, — und auf Leute von Seiner Race, da hab' ich meinen Kalkül fürnehmlich gemacht! Deswegen dacht an Ihn mit zuerst und hab Ihn anhero bescheiden lassen!“

„Welcher Mensch könnte sich wol einem so großen Fürsten nähern“, gab der Angeredete zur Antwort, „ohne den Entschluß gefaßt zu haben, für Se. Majestät und Dero Wünsche den letzten Blutstropfen anzuwenden?“ *)

„Morbleu!“ rief in launigem Ton der hohe Herr, in welchem unsere Leser längst den jungen König von Preußen, Friedrich II., erkannt haben werden, „Er soll mit mir nicht in eine Campagne ziehen, wo man viel Tropfen Bluts vergeußet; in der Campagne, die Er unternehmen soll, setzt es blutige Köpfe nicht, aber Seinen Kopf muß er mir doch hergeben!“

„O Majestät, meinen Kopf mit Allem, was er zu ersinnen vermag, um mich der Huld und Gnade meines Königs zu versichern, leg ich zu Dero Füßen nieder!“

„Behalt Er ihn dermalen noch und halt Er ihn nur recht steif und die Ohren mit dazu, damit Er mich recht versteht, was ich resolviret. Köpfe von Seiner façon braucht der Staat, im Civil- wie im Militärdienst. Von Leuten Seines Schlages versehe ich mich, daß sie mir helfen Agitation in alle Partien vom commerce zu bringen. Die fabriques et metiers sollen in meiner Hauptstadt floriren und da seind ein exemple zu geben für die ganze Monarchie. Weshalb geht solch sündhaft viel Geld aus dem Lande? Weil man hier nicht zu produziren versteht, was draußen fabrizirt wird . . . . Rede Er mir nicht hinein! Ich weiß schon, was Er sagen will . . . . Es fehlt an instruirten ouvriers, an distinguirten artistes. Aber was man braucht, muß man suchen und heranziehen und sei es von weither. Will schon mit rathen und thaten! Verlaß Er sich drauf!“

„Ew. Majestät gehorsamster Diener“, meinte der Andere, „wollte schon in diversen Branchen, die er kennt, etwas Reputirliches unternehmen, aber die Leute sind zu sehr an die ausländischen Fabrikate gewöhnt!“

„Morbleu!“ versetzte lebhaft der König, „nur Beispiel und courage seind von nöthen. Auch hier stell ich als König meinen Mann! Kann's aber nicht überall und Jedem zeigen, was und wie er es anfangen soll. Sieh Er, Er versteht par exemple seine affaires in marchandises de mode fürtrefflich. Weshalb kann man dergleichen Bijouterie- und Galanterie-Articles nicht hier fabriziren? Das soll fortan geschehen. Hör Er! Ich wills, sein König will's!“

„Wollt es von Herzen gern probiren“, versicherte der Kaufmann, „aber die marchands de mode werden nicht davon abzubringen sein, ihre articles von Paris zu beziehen.“

---

*) Wörtlich nach den Mittheilungen der Selbstbiographie von J. E. Gotzkowsky.

„O ho! will denen schon zeigen und lehren!“ fiel jenem der König lebhaft ins Wort; „wofür wäre Unsereiner denn da, als vor Allem in wichtigen Dingen und fürnehmlich, wo Andern etwas difficile däucht, ein exemple zu sein! Ich werde seine marchandises de luxe et de mode, so Er sie hier selbst fabriziret, protegiren und beim Hofe introduziren! Verlaß Er sich drauf, seine Affairen sollen ganz à son aise gehen! All das schöne, sündhaft hinausgeworfene Geld.... Unsere Unterthanen sollen es in die eignen Säckel stecken und wer Geld auf die Straßen werfen will, soll's im Lande thun! Damit basta. So soll's werden. Also voran damit. Er muß das Seinige thun, ich das Meinige. Adieu!“

2.

Der junge Kaufmann, mit welchem der junge König Friedrich II. sich so angelegentlich und in solch ermuthigender Weise unterhielt, war ein stattlicher Mann in den ersten Mannesjahren, ansehnlich, wohlgebaut und aus seinem hell und wohlgemuth dreinschauenden Auge sprach ebenso viel Lebensklugheit, als sein ganzes Wesen auf Offenheit und gewinnende Herzensgüte hinwies. Er befand sich schon seit anderthalb Jahrzehnten in Berlin und galt unter seinen Berufsgenossen als ein tüchtiger und überaus strebsamer Geschäftsmann.

Johann Ernst Gotzkowsky war sein Name.

Derselbe wurde im Jahre 1710 am 21., nach hiervon abweichenden Mittheilungen am 26. November zu Conitz in Polnisch-Preußen geboren. Sein Vater, ein adeliger Pole und überall als ein rechtschaffener Mann geachtet, kam in den schrecklichen Kriegen Karl's XII. um sein ganzes Vermögen und fiel schließlich der damals grassirenden Pest zum Opfer. Auch die Mutter starb an dieser schrecklichen Seuche und so wurde Johann Ernst, kaum fünf Jahre alt, eine Waise. Niemand wollte sich des armen Knaben erbarmen, bis endlich einige Anverwandte in Dresden den Verlassenen zu sich nahmen. Hier fand das Bürschchen ein Unterkommen bis zum vierzehnten Lebensjahre, doch hatte man ihn nur dürftig lesen und schreiben lernen lassen.

Aber die schlimmsten Tage der Jugend lagen nun hinter ihm und mit dem bevorstehenden Wechsel des Aufenthaltsortes begann ein neuer, folgenschwerer Abschnitt im Entwicklungsgange des jungen Menschen. Ein älterer Bruder desselben konditionirte als junger Kaufmann damals in Berlin. Derselbe ließ unsern Johann Ernst nach der aufblühenden Hauptstadt Preußens kommen und brachte ihn hier in der zu jener Zeit wohlbekannten Sprögel'schen Materialhandlung unter. Die Lehrzeit des Jünglings, welche von 1725—30 dauerte, verlief in der damals üblichen Weise. In seiner neuen Stellung ward der Jüngling indessen gar bald inne, wie schlecht es um seine Kenntnisse stand. Sowie er jedoch zu dieser Erkenntniß gelangt war, beschäftigte sich auch sein Geist unablässig damit, die Mittel zur Ergänzung des Fehlenden aufzusuchen.

Zuerst galt es, größere Fertigkeit im Rechnen und Schreiben zu erwerben, sodann sich allgemeine kaufmännische Kenntnisse anzueignen und solche durch

emsiges Lesen guter und nützlicher Bücher zu mehren. Mit diesen lobenswerthen Bestrebungen vereinigte sich musterhafter Lebenswandel und infolge dieser tadellosen Führung errang er sich die Gunst seines Prinzipals und aller derjenigen, mit welchen er zu thun hatte. „Mein vorzüglichstes Streben“ — versichert er in seiner Selbstbiographie — „ging lediglich dahin, mir womöglich alle Menschen zu Freunden zu machen.“ Wiewol die Zeit der ersten geistigen Entwicklung nicht ohne mancherlei Wandlungen vergangen sein dürfte, so fand er es doch nicht der Mühe werth, mehr aus jener Periode aufzuzeichnen. Der soldatisch strenge Geist eines Friedrich Wilhelm I. verlangte eine bürgerlich ehrbare Einförmigkeit der allgemeinen Lebensverhältnisse und dergestalt verliefen auch die Lehrjahre unseres Helden. In dem letzten derselben wurde die Handlung seines Prinzipals nebst noch einigen vierzig Häusern durch die große Feuersbrunst, welche infolge des Abbrennens des Petrithurmes in der Erinnerung der Zeitgenossen lange erhalten blieb, völlig ruinirt. Johann Ernst's Bruder hatte inzwischen ein eigenes Galanteriewaaren-Geschäft errichtet und nahm nun Johann Ernst zu sich. Sowol der innere Trieb, sich emporzubringen, als auch die Dankbarkeit, die er seinem Bruder schuldete, munterte ihn auf, sich so nützlich zu machen, als nur immer in seinen Kräften stand. Dadurch gewann er selbst, wie dies meist stets der Fall ist, eine ganz besondere Vorliebe für den Zweig des Handels, welchem sich das Geschäft des brüderlichen Prinzipals zugewendet hatte. Johann Ernst's unausgesetzte Bemühungen waren sehr bald von Erfolgen gekrönt, denn das Geschäft nahm binnen kurzem an Ausdehnung ersichtlich zu, namentlich als es ihm gelang, die Lieferungen für den königlichen Haushalt sowie für den Hof des Kronprinzen Friedrich zu erlangen, der damals in Rheinsberg residirte, ein zu jener Zeit lebendiges Städtchen, welches unser Gotzkowsky regelmäßig besuchte, wenn er von der Leipziger Messe heimkehrte.

Aus dieser Zeit stammte die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs mit Gotzkowsky. Ihm hatte der Prinz bei mehreren solcher Gelegenheiten sein Verlangen nach einer erhöhten Handels- und Industriethätigkeit in den preußischen Staaten zu erkennen gegeben, weil Friedrich in dem aufstrebenden, jungen Manne das richtige Verständniß und die Thatkraft zur Förderung seiner heranreifenden, der Zukunft zur Ausführung vorbehaltenen Pläne gefunden zu haben glaubte.

Wir sahen, wie der junge Monarch bald nach seiner Thronbesteigung Veranlassung nahm, die Bekanntschaft mit dem tüchtigen Kaufmann zu erneuern und ihn in seiner originellen, aber dabei so huldvollen und auszeichnenden Weise ermunterte, den Schwerpunkt seiner Geschäftsthätigkeit nunmehr auf die inländische Fabrikation zu verlegen, indem er ihm zugleich die eigene so werthvolle Unterstützung versprach.

Die königlichen Worte waren auf einen empfänglichen Boden gefallen. Gotzkowsky hatte seinen Entschluß gefaßt und mit Energie kultivirte er vorerst die Herstellung von Bijouterieartikeln. Er selbst erzählt, in welch verhältnißmäßig kurzer Zeit er fast Unglaubliches vollbracht und wieder eine solche Menge geschickter Künstler und Arbeiter aus der Ferne herangezogen und unterhalten habe, daß er mit den gefertigten Waaren beinahe halb Deutschland versorgen konnte

und hierdurch Tonnen Goldes fremdes Geld nach Berlin gezogen. Bald waren die fremden Vorbilder erreicht und ein tüchtiger Stamm einheimischer und ausländischer Arbeiter wetteiferten untereinander. Der Nutzen, welchen Gotzkowsky's umsichtiges Wirken schuf, bestand indessen nicht darin, daß er blos eine neue Gewerbsthätigkeit ins Leben rief, sondern daß sich, von seinen Erfolgen angespornt, bald nachher wirklich vermögende Männer der preußischen Hauptstadt zuwandten, welche Antheil nehmen wollten an dem Gewinne, welchen das frisch nach allen Richtungen aufpulsirende, neue Leben allen thätigen Leuten in Aussicht stellte.

Unserm Gotzkowsky genügten die ersten Erfolge keineswegs; er suchte auch auf andere Weise die Absichten seines Königs verwirklichen zu helfen. Seinen späteren Schwiegervater, den Hoflieferant Blume, veranlaßte er, in Gemeinschaft mit ihm die Errichtung einer Sammetfabrik in Berlin zu versuchen. Ehe jedoch das Werk zur Ausführung kam, starb der erstere, und Gotzkowsky sah sich nunmehr auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er gab den Plan indeß nicht auf, sondern führte im Vertrauen auf die segensreichen Folgen, welche das Gelingen des Unternehmens für das ganze Land verhieß, dasselbe allein aus. Unter günstigen Bedingungen wurden von Genua, wo dieser Industriezweig besonders in Flor war, zahlreiche geschickte Arbeiter mit ihren Familien eingeladen, nach Berlin zu kommen, und nachdem die erforderlichen Kräfte gewonnen, ward rüstig an der Instandsetzung der Fabrik gearbeitet.

Freilich erheischte der Betrieb derselben enorme Opfer. Kostete doch die Herbeiziehung mancher Familie 1000 — 1500 Thlr. Diese Reisevergütungen, nebst Anschaffung der Geräthschaften an einem Orte, wo noch nie zuvor dergleichen Etablissements bestanden, erforderte die Aufwendung überaus beträchtlicher Kapitalien, zumal man Vieles anfänglich oft zehnfach theurer bezahlen mußte, als später, nachdem die Sache einmal im Gange war. Die Einrichtung dieser Fabrik kostete bei 30,000 Thlr., eine für die damalige Zeit bedeutende Summe. Hierfür winkte Gotzkowsky nicht etwa ein nahe bevorstehender Nutzen, sondern nur die Hoffnung, die aufgewandten Gelder wol mit der Zeit wieder aus der Fabrik ziehen zu können, was jedoch gänzlich fehlschlug, weil das Publikum noch lange ein Vorurtheil gegen das im Inlande erzeugte Fabrikat hegte.

Außerdem fehlte auch noch alles Verständniß für neue Fabrikanlagen. Eine neue Fabrik — so kalkulirte man damals — erfordere besondere Werkmeister, die größtentheils von weit herbeigeschafft werden müßten. Diese müsse man natürlich viel besser bezahlen als in der Heimat, und ihre Heranziehung wäre für die Unternehmer um so kostspieliger, da es jenen an nichts fehlen dürfe, um ihnen das Leben in der Fremde angenehm zu machen. Selbst Geräthe und Zuthaten müßten ja erst aus dem Auslande bezogen werden, und so zehre der enorme Kosten- und Betriebsaufwand zuletzt das aufgewandte Kapital völlig auf. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die im Inlande erzeugte Waare ungleich höher zu stehen komme, als sie sich vom Auslande her beziehen lasse, weshalb dergleichen künstlich geschaffene Industriezweige dem Lande im Grunde mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichten. Hätte man freilich im Auslande ursprünglich ebenso gedacht, so würden die Fabriken desselben nie emporgekommen sein, denn sie begannen dort so ziemlich in gleicher Weise.

Alle diese Schwierigkeiten wußte Gotzkowsky zu überwinden. Zu den bereits aufgewandten Unkosten gesellte sich bald ein nicht so rasch absetzbares Waarenlager von zwanzig und einigen tausend Thalern, weil Niemand den inländischen Sammet kaufen mochte und die Einbringung des fremden nicht erschwert war, wie dies in ähnlichen Fällen damals noch nicht zu geschehen pflegte. Erst einige Zeit nachher, als der König Gotzkowsky aufforderte, an Erweiterung seiner Fabrik zu denken, und Gotzkowsky ihm vorstellte, daß bei dem Mangel an hinreichendem Absatz dies nicht ausführbar sein würde, erfolgte ein Prohibitions-Erlaß.

Dieses Einfuhrverbot aber brachte nun wieder die Kaufleute in Harnisch, welche mit dem damals vorzugsweise sehr begehrten Artikel Handel trieben. Von vornherein voll Haß, Neid und Vorurtheil, kamen sie und verlangten die neuen Sammete zu sehen. Sie wurden ihnen vorgelegt und möglichst billige Preise gestellt; doch unter hundert Stücken war kein einziges ihnen anständig. Bald mißfiel ihnen die Farbe, bald die Herstellungsweise; der eine verlangte eine stärkere und schwerere, der andere eine leichtere und weniger feste Waare, meist tadelte man nur, um das neue Fabrikat in Mißkredit zu bringen, damit ein noch größerer Begehr nach den fremden Sammeten laut werde. Lustig gedieh unter solchen Verhältnissen der Schmuggel der ausländischen Fabrikate, dem die preußischen Ausschnitter Einlaß zu verschaffen suchten, wie und wo sie es vermochten. Doch ließ sich hierdurch der wackere Gotzkowsky nicht abschrecken.

Da er einmal ein sehr bedeutendes Kapital in die Fabrik verwendet hatte, suchte er allen berechtigten und nicht berechtigten Beschwerden abzuhelfen, ließ eine Anzahl neuer Sortimente verfertigen und wurde dadurch veranlaßt, nach und nach die Fabrik bis auf 120 Stühle anwachsen zu lassen. Zu solch einem gesteigerten Geschäftsbetrieb reichte das eigene Vermögen nicht mehr hin; im Lande selbst, wo Fabriken damals nicht geachtet, sondern in übeln Ruf gebracht waren, durfte er Kredit nicht suchen. In der Hoffnung, durch Ausdauer schließlich doch noch alle Schwierigkeiten zu besiegen und nach und nach zu den aufgewandten Kosten wieder zu gelangen, suchte er auswärts die nöthigen Mittel sich zu verschaffen und dies gelang.

Gotzkowsky hatte einen gefährlichen Weg betreten. Doch gediehen seine Unternehmungen und während mancher Mißgünstige hämisch auf das Glück des unermüdlich thätigen Mannes hinschaute, verstummte ein Theil der früheren Neider, während die Mehrzahl in der Erweiterung des Geschäftes einen Beweis für dessen Aufschwung fand. So auch der König, der sich 1753 dadurch bewogen fand, seinem alten Bekannten eine in der Friedrichsstadt errichtete Seidenfabrik anzutragen, deren Unternehmer er ganz ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, die aber aufgebraucht wurden, ohne daß das Etablissement emporgekommen wäre.

Gotzkowsky widerstand den Wünschen seines Monarchen nicht und entschloß sich, die Fabrik ebenfalls zu übernehmen. Um dem königlichen Vertrauen zu entsprechen, ließ er sich die Hebung der neuen Fabrik besonders angelegen sein und fügte nach und nach den vorgefundenen zehn Werkstühlen weitere siebzig zu. Im Jahre 1754 hatte er, unterstützt durch eingeführte hohe Schutzzölle, in beiden Fabriken 250 Stühle im Gange, wodurch gegen 1500 Menschen mit nahe an 5000 Familienangehörigen ihren Unterhalt fanden.

Berlin in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Originalzeichnung von E. Theuerkauf.

Buch berühmter Kaufleute. II. 8.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die gefertigten Waaren fanden Beifall, sodaß er wagen konnte, sie gleich den auswärtigen auf die Leipziger Messe zu bringen. Hier erhielt er sehr ansehnliche Aufträge aus Rußland, Polen, ebenso langten dergleichen aus vielen Orten Deutschlands an, sodaß sich der auswärtige Absatz auf jährlich 100,000 Thlr. belief. So günstig dies auch aussah, in Wirklichkeit hatte Gotzkowsky bis dahin nur Opfer gebracht und ohne jeglichen Nutzen gearbeitet. Dazu kam, daß die, wie man glaubte, außerordentlichen Gewinn abwerfenden Geschäfte Nacheiferung und Konkurrenz erweckten. Nachdem Gotzkowsky's Unternehmungsgeist einmal Bahn gebrochen und die Möglichkeit gezeigt hatte, auch in Berlin seidene Stoffe aller Art fertigen zu können, war es allerdings leichter, auf dem gebahnten Wege weiterzuschreiten. Fiel doch für die Nachfolger ein guter Theil des von Gotzkowsky gezahlten theuren Lehrgeldes weg und Unkosten, welche den ersten Unternehmer nicht zu Kräften kommen ließen, konnten zum Theil recht wohl von Andern vermieden werden. So hatte Gotzkowsky beim Beginn seiner Fabrik für ein Pfund 1 Thlr. 8 gGr. Seidenwickellohn zu zahlen; dieser hohe Satz verringerte sich später bis auf 12 gGr., als eine große Menge Arbeiter hierzu angelernt waren, und dasselbe Verhältniß fand fast überall statt.

So blieb, ungeachtet des bedeutenden Absatzes, den Gotzkowsky's Waaren auswärts fanden, der gehoffte Nutzen aus, denn um Absatz zu bewirken, mußte er wohlfeilere Preise stellen, als die auswärtigen Erzeuger. Zufrieden, daß die Fabrikate im Auslande Eingang fanden, und in der Hoffnung, daß später sich die Herstellungskosten weiterhin noch zu seinen Gunsten verringern würden und er hierdurch seinen Schaden auszugleichen vermöchte, stand er davon ab, mit den Preisen in die Höhe zu gehen, zu einer Zeit, als er dies vielleicht hätte wagen dürfen. Vom heutigen volkswirthschaftlichen Standpunkt darf man sich über den Mangel durchschlagender Erfolge nicht wundern. Es wird stets Mühe kosten, eine nicht bodenständige Industrie auf einem unvorbereiteten Erdreich in die Höhe zu bringen. Wo die Vorbedingungen zum Gedeihen eines solchen Unternehmens fehlen, da helfen weder künstliche Mittel, noch vermögen Schutzzölle oder staatliche Protektionen die Treibhauspflanzen der Industrie zur Entwicklung zu bringen.

Die Fabriken waren in lebhaftem Betrieb; es steckte ein Betriebskapital von 500,000 Thlrn. darin, wovon ungefähr 150,000 Gotzkowsky's Eigenthum waren. Doch reichte der Gewinn Gotzkowsky's bei den Fabriken eben nur hin, um alljährlich den holländischen und Hamburger Freunden gerecht zu werden, d. h. denselben die Interessen für die aufgenommenen 350,000 Thlr. abtragen zu können. Daß er fortwährend in Sorgen und nicht selten in Nöthen steckte, daran dachte freilich niemand. Selbst der König hatte von dem geschäftlichen Wohlbefinden des geschickten Kaufmannes und von seinen Mitteln eine so günstige Vorstellung, daß er ihm im Jahre 1755 den Auftrag gab, für seine, des Königs, Rechnung in Holland und a. O. eine Anzahl werthvoller Gemälde anzukaufen, welche die neue Gemäldegalerie zu Potsdam zieren sollten.

Die friedlichen Jahre gingen ihrem Ende zu. Der Auftrag erforderte großen Zeitaufwand und einen ausgebreiteten Briefwechsel nach fast allen Ländern Europa's. Kaum waren die Käufe und damit zusammenhängende Verhandlungen abgeschlossen, in Italien, in Frankreich und Holland, als 1756 der Sieben-

jährige Krieg ausbrach, und die Gemälde trafen bei Gotzkowsky just in den Tagen (gegen Ende August) ein, als sich der König anschickte, die sächsischen Länder in Besitz zu nehmen, wodurch alle Unternehmungen Gotzkowsky's in eine gefahrdrohende Verfassung geriethen. Das zeigte sich gleich nach seiner Ankunft auf der Leipziger Messe, welche er im September bezog. Statt wie sonst etwa 40,000 Thlr. in einer solchen Messe umzusetzen, verkaufte er in dieser für kaum 200 Thlr. und löste nicht so viel, um damit die Fracht für die herbeigebrachten Waaren aufzubringen.

Der Werth der für den König aufgekauften Gemälde betrug mehr als 100,000 Dukaten, an deren Bezahlung unter den damaligen Umständen nicht gedacht werden konnte. Gotzkowsky dachte aber zu edel, um seinen viel beschäftigten Monarchen mit der Ordnung dieser Angelegenheit zu behelligen, und behielt die angekauften Kunstschätze einstweilen an sich. Man stelle sich nach Heimkehr von der ganz trostlos verlaufenen Messe die Lage des Mannes vor, der mit seiner Unterschrift noch auf königliche Rechnung für höchst bedeutende Beträge Bürgschaft geleistet, dessen ganzes Vermögen sich in Unternehmungen angelegt befindet, aus denen es nicht gut gezogen werden kann, und der so ein weiteres Kapital von Hunderttausenden auf ungewisse Zeit hin todt liegen lassen muß! Welche Sorgen muß der Mann zu tragen vermocht haben, und welch eine Hingebung gehört dazu, aus Liebe zu seinem Monarchen sich solchen Unannehmlichkeiten zu unterziehen!

Nach Ausgang der Messe war bei Gotzkowsky guter Rath theuer und jetzt ward er den Unterschied gewahr, der zwischen einem Fabrik-Etablissement und einem Waarenverkaufs-Geschäft besteht. Letzteres kann sich, wenn es nöthig erscheint, zu jeglicher Zeit einschränken und auch bald wieder erholen. Anders steht es mit einer Fabrik. Sie muß entweder fortgesetzt, oder es müssen die Arbeiter zu einem Theile oder gänzlich verabschiedet werden. Wählt man ersteres, so gilt es, durch erweiterten Kredit neue Kapitalien heranzuziehen. Glaubt man jedoch besser zu fahren, wenn man eine Fabrik ganz eingehen läßt, so giebt man selbstredend alle aufgewendete Kosten und gehabte Mühen und Sorgen verloren und die außer Lohn gesetzten, eingearbeiteten Leute laufen auseinander, suchen andere Beschäftigung auf und lassen sich meist später für vieles Geld nicht wieder gewinnen.

Dazu sich zu entschließen, vermochte Gotzkowsky nicht, zumal er eine Menge Menschen aus weiter Ferne mit großem Kostenaufwande erst herbeigeschafft, die ganze Einrichtung der Fabriken überhaupt solch ansehnliche Kapitalanlage erfordert hatte, daß die Etablissements in dem Augenblick, wo sie im besten Gange sich befanden, sich nicht auflösen ließen. Niemand konnte ahnen, daß der begonnene Krieg von so grausam langer Dauer sein werde. Wer mag das Werk seines Lebens, ein mühsames und kostspieliges Werk vielleicht, selbst zu vernichten?

Aus solchen Gründen suchte Gotzkowsky seinen auswärtigen Kredit zu erweitern, um seine Fabriken fortzusetzen, und es nahmen unter diesen Umständen freilich die Lagerbestände stetig zu. Trotz des unbefriedigenden Absatzes und Fortgangs des Geschäftes hielt er jedoch bis zum hergestellten Frieden das Geschäft im Gang und ließ ohne Murren große Verluste über sich ergehen, in der Hoffnung,

daß der König die Erhaltung der Fabriken unter so schwierigen Verhältnissen gnädig aufnehmen würde. Doch in Kriegszeiten und während der Periode der Handelsstockungen, da zeigt sich in der Regel die ganze Gefährlichkeit einer von Staatswegen hervorgerufenen und erhaltenen Industriethätigkeit, zumal wenn sie nicht so rasch zu erstarken vermag, um mit Erfolg und Nutzen den Mitbewerb des konkurrirenden Auslands dauernd ertragen und bestehen zu können.

Inmitten täglich zunehmender Sorgen und Mühen traf unsern Fabrikherrn doppelt hart und ganz unerwartet ein bedeutender Verlust. Wie bereits angeführt, erforderte der Betrieb der beiden Fabriken einen Kapitalaufwand von 500,000 Thlrn. Dem entsprechend hatten sich allerdings gegen früher auch die Absatzquellen für Gotzkowsky's Fabrikartikel in letzter Zeit so vermehrt, daß sich im Jahre 1754 sein Umsatz allein innerhalb der preußischen Lande auf 400,000 Thlr. belief; allein diese günstigen Aussichten schwanden dahin in dem gewaltigen Kriegsgetümmel, das sich jetzt von allen Seiten erhob. Ein erbitterter Kampf raste bald mit sich steigernder Heftigkeit über einen guten Theil des nördlichen und mittleren Deutschlands. Als nun im Verlaufe desselben unter andern bedenklichen Hülfsmitteln auch die neuen geringerwerthigen Friedrichsd'ors zum Vorschein kamen, die nur eine Zeit lang zum Werthe der alten von allen königlichen Kassen angenommen wurden, so beeilte sich begreiflich jedermann, dieselben sobald als möglich wieder loszuwerden. Auch Gotzkowsky erhielt den Belauf seiner gesammten preußischen Außenstände in diesem verrufenen Gelde. Hätte er in gleicher Weise seinen Gläubigern gegenüber verfahren können, so würde die Entwerthung des preußischen Goldes ihm weniger nahe gegangen sein; so aber nahmen seine Kreditoren das verrufene Zahlungsmittel nur zum wirklichen oder dem Kaufwerthe desselben an, und es erlitt infolge dieses Umstandes unser Fabrikherr eine Einbuße von beinahe 200,000 Thlrn. an seinem Vermögen, eine Summe, welche indessen der Höhe seines wirklichen Besitzstandes fast gleichkam.

Unter solchen Verhältnissen hätte wol mancher Fabrikherr die Fortführung seiner Unternehmungen ohne Rücksicht auf die Lage seiner mitbetheiligten Arbeiter aufgegeben und sich lieber einem noch erträglichen, wenn auch ansehnlichen Verluste ausgesetzt, als den Sorgen, die unter den herrschenden Verhältnissen nicht ausbleiben konnten. Gotzkowsky aber lag das Wohl der ihm Untergebenen viel zu sehr, ja mehr am Herzen, als sein eigenes; dazu kam, daß sein Werk ihm durch die überwundenen Schwierigkeiten theuer und lieb geworden war; es schmerzte ihn, seine Anstalten außer Betrieb zu setzen, gerade wenige Monate, nachdem der Absatz seiner Fabrikate sich merklich zu heben begann.

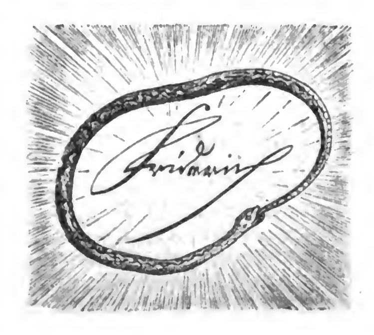
Ernstlich bestrebt, seine Etablissements am Leben und im Gange zu erhalten, hielt er sich seit Jahren von allen andern kaufmännischen Spekulationen fern, so oft sich ihm auch Gelegenheit zu vortheilhaften Geschäften darbieten mochte. Infolge dieser Zurückhaltung erschütterten auch die erlittenen empfindlichen Schläge das Vertrauen nicht, dessen sich der Ehrenmann überall erfreute.

Gotzkowsky war zu keiner Zeit der reiche Mann, wofür er im In- und Auslande galt. Wer kann es ihm verdenken, wenn er die erlittenen Verluste verschwieg, es vorzog, seine Arbeiter ruhig fortarbeiten zu lassen, in der so natür-

lichen Hoffnung, daß bald bessere Zeiten ihn wieder begünstigen und in Stand setzen möchten, die erlittenen Einbußen reichlich auszugleichen? Und so fuhr er, auf Grund solcher Erwägungen und, unterstützt von dem unbegrenzten Kredit, welchen er auswärts genoß, fort, seine Fabriken weiter zu betreiben. Es würde sicherlich auch wenige Jahre später nicht zu dem Falle seiner Firma gekommen sein, wenn nicht ein allzu empfindsames Herz, eine unbegrenzte Menschenfreundlichkeit im Laufe eines verheerenden Krieges und dessen Wandlungen ihn bewogen hätten, für Andere Verbindlichkeiten zu übernehmen, die weitaus seine eigenen Mittel überstiegen und nebenbei noch zu ganz außerordentlichen Einbußen an Zeit und schließlich auch an Vermögen führten.

Es ist eine leider nicht selten dagewesene Thatsache, daß die edelsten und vorzüglichsten Menschen, die ihrem Vaterlande, ja darüber hinaus der Welt, die bedeutendsten Dienste geleistet und der Allgemeinheit unter Einsetzung der eigenen Existenz außerordentliche Opfer dargebracht hatten, als Belohnung dafür eitel Undank, wenn nicht selbst Verfolgung erfuhren. Von diesem Gesichtspunkte aus kann es unserem Zeitalter nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn man jetzt weniger rasch bei der Hand ist, seine Kräfte schnödem Undank zum Opfer zu bringen. Einen recht augenfälligen Beleg zu dem oben Gesagten liefert auch der Lebensgang des hier geschilderten Mannes, dem unter den Besten seiner Zeit und seines Standes eine der ersten Stellen gebührt.

Seine Wirksamkeit, die Mannichfaltigkeit seiner geschäftlichen Operationen, sein endliches Schicksal und trauriges Ende bilden einen solchen gewichtigen Beitrag zur Geschichte des Handels in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß wir hier etwas ausführlicher auf Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse eingehen müssen. Wir folgen hierbei vornehmlich einem Zeitgenossen dieses Ehrenmannes, nämlich J. W. von Archenholz, in dessen „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns aus Berlin (von ihm selbst beschrieben)". Sie ist freilich nicht viel mehr als ein Nachdruck einer gegenwärtig sehr selten gewordenen, 1769 in zweiter Auflage ohne Angabe des Verlagsortes und der Verlagsfirma erschienenen Schrift, die von Gotzkowsky herrührt und von uns gleichfalls bei Abfassung dieses Lebensbildes benutzt worden ist.





Gotzkowsky vor dem russischen Oberbefehlshaber.

3.

Der Sommer des Jahres 1760 war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und sowol Oesterreicher als Russen fingen an, an ihre Winterquartiere zu denken. Der Gedanke, mit so zahlreichen und überlegenen Heeren in dem ganzen Feldzuge nichts ausgerichtet zu haben, war nicht wenig demüthigend für die Feinde des großen Preußenkönigs. Hierzu kam noch die üble Lage des Feldmarschalls Daun in den Gebirgen Schlesiens. Man sann daher auf Mittel, den König zu entfernen. Ein Marsch der Russen auf Berlin erschien als wirksamste Maßregel zu diesem Behufe. Zwanzigtausend Russen unter Czernitscheff und 15,000 Oesterreicher zogen demgemäß in den letzten Tagen des Septembers über die Stoppeln der Mark Brandenburg des Weges nach der königlichen Hauptstadt. So anziehend war die Aussicht auf Beute in der Residenz, daß die Oesterreicher vierzig Meilen in zehn Tagen zurücklegten, was man damals gerade nicht von ihnen gewohnt war. Der russische General Graf Tottleben, der aus Thüringen stammte und lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des russischen Corps, und da bei der Unternehmung Alles von der raschen Ankunft vor Berlin abhing, so beeilte er sich dermaßen, daß er den 3. Oktober, am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann an den Thoren der Stadt hielt.

Die Königsstadt, ohne Wälle und Mauern, war nur durch 1200 Mann

Garnison-Truppen geschützt und folglich ganz außer Stande, sich zu vertheidigen. Dennoch griff man zu den Waffen, selbst Invaliden und Kranke eilten herbei. Infolge der Weigerung, die Stadt zu übergeben, begann noch am Tage der Ankunft von Tottleben das Bombardement, und in derselben Nacht wurden zwei Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus: sie wurden aber bald gelöscht und die Stürmenden blutig zurückgewiesen. Das edle Beispiel ruhmgekrönter Feldherren, die bei dieser Gelegenheit, ihres Ranges und Alters uneingedenk, Subalterndienste verrichteten, stählte den Muth eines jeden Streiters und glich so die unzureichende Anzahl von Vertheidigern aus. Der alte Feldmarschall Lehwald und der verwundete Reitergeneral Seydlitz, die sich beide damals in Berlin befanden, übernahmen es, kleine Schanzen vor den Stadtthoren errichten zu lassen und solche in Person zu vertheidigen. Die Russen standen davon ab, den Sturm zu wiederholen und wurden, nachdem der Stadt noch 5000 Mann zu Hülfe herbeigeeilt waren, bis Köpenick zurückgetrieben. Ansehnlich verstärkt rückte indeß Tottleben von Neuem vor. Ungeachtet der auf 14,000 Mann angewachsenen Besatzung, hielt man es indeß doch nicht für möglich, eine offene Stadt von mehr als 2 Meilen im Umfang zu vertheidigen, zumal sie durch die niederfallenden Bomben arg verwüstet worden wäre. Im freien Felde ließ sich ebenso wenig ein Treffen wagen, weil nach einer Niederlage Berlin einer unnachsichtlichen Plünderung verfallen wäre. Die angekommenen Hülfstruppen marschirten daher in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober nach Spandau ab und überließen die Hauptstadt ihrem ungewissen Schicksale.

Glücklicherweise hatte das Schicksal gerade damals in Gotzkowsky einen Mann an einen hervorragenden Platz gestellt, dem die Sorge für seine Mitbürger höher stand, als sein eigenes Wohl, dem kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu beschwerlich, kein Unternehmen zu gewagt erschien, wenn es galt, einen für das allgemeine Wohl heilsamen Zweck zu erreichen. Daher verliefen die Dinge nicht in dem Grade verderblich, als man erwarten durfte. Die Stadt kapitulirte ohne Verzug und ergab sich an Tottleben. Dieser russische Heerführer fand daselbst eine Menge alter Freunde, und da er sich gern der angenehm früher verlebten heiteren Tage erinnerte, so behandelte er die Residenz mehr wie ein nachsichtiger Freund als erzürnter Feind, und sein Benehmen kontrastirte infolge dessen ganz auffallend mit den gewöhnlichen Grausamkeiten der Russen.

Denn am meisten trug zu dieser günstigen Wandlung unser Gotzkowsky bei, einer jener seltenen Menschen, deren Tugenden und Fähigkeiten nur der Gelegenheit bedürfen, um ihre ganze Größe zu offenbaren und sich im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er erscheint zu jener Periode als Schutzgeist Berlins; denn er rettete nicht allein die Stadt in diesem kritischen Zeitpunkte, sondern sein Muth und seine klugen Rathschläge, seine Handlungsweise und seine Aufopferungsbereitheit blieben nicht ohne Einfluß auf den weiteren Verlauf des Krieges. Er bestimmte den Magistrat der Stadt, als ihn dieser während des Abzugs der Truppen um 2 Uhr Nachts zu einer Berathung einladen ließ, sich den zuerst herangerückten und an Mannschaft den Oesterreichern überlegenen Russen, die doch nur Hülfsvölker in dem Kriege waren, und nicht den Oesterreichern zu ergeben, von denen man, als von dem Hauptfeinde Schonung nicht erwarten durfte.

Die Großmuth, mit welcher Gotzkowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen russischen Offizieren unterstützt hatte, als sie eine Zeit lang in Berlin zubringen mußten, war den russischen Befehlshabern zu Ohren gekommen und hatte ihm die Hochachtung der jetzigen Machthaber in Berlin erworben, vornehmlich das Wohlwollen des damaligen Oberkommandirenden, eben jenes Grafen von Tottleben. Als am Morgen um 5 Uhr nach jener nächtlichen Berathung auf des Letzteren Verlangen eine Deputation vom Rath und der Kaufmannschaft sich am Kottbusser Thore einfinden sollte, ward auch Gotzkowsky hierzu auserwählt. In banger Ungewißheit über den Ausgang des bevorstehenden Empfangs begab man sich an den bestimmten Ort. Die Russen standen eben im Begriff einzumarschiren, sodaß die Deputation mit Noth nur noch sich bei dem Thorschreiber zu postiren vermochte. Sobald der Offizier, dem die Truppen folgten, das Thor passirt hatte, fragte er bei der Deputation nach Gotzkowsky. Derselbe in eigener Person zugegen, hörte seinen Namen nennen und trat nicht ohne Verwunderung aus den Reihen seiner Kollegen heraus, um sich dem nachfragenden Offizier vorzustellen Der Offizier überbrachte ihm einen Gruß von dem ehemaligen Brigadier, gegenwärtigen General von Sievers und fügte hinzu, daß er von diesem Auftrag erhalten habe, Gotzkowsky jedes denkbare Entgegenkommen zu erweisen. „Ich heiße Bachmann", setzte er hinzu, „und bin während unseres Hierseins zum Stadtkommandanten ernannt. Kann ich Ihnen nun in etwas nützlich sein, so verfügen Sie über mich."

Diese Eröffnung versetzte Gotzkowsky in eine außerordentliche Freude und in Uebereinstimmung mit der Deputation eilte er nach der Stadt, um den erschrockenen Einwohnern Muth und Trost zu bringen. Er benutzte die Gönnerschaft der höheren russischen Offiziere aufs Umsichtigste weniger zu seinem, als vielmehr zum Vortheile der Stadt und seiner Mitbürger. Stündlich erschien er mit Bitten und Vorstellungen, sowol im Interesse des allgemeinen Besten, als von Privatpersonen, die, bekannt oder unbekannt, zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja zum Theile mit ihren Effekten in seinem Hause eine Freistätte suchten. Die sogenannten „Münzjuden" schickten ihm ganze Frachten Geld, welches sammt und sonders in seine Keller in Sicherheit gebracht wurde. Um seine Bitten bei seinen russischen Gönnern annehmbar erscheinen zu lassen, waren seine Anliegen stets mit kostbaren Geschenken an Gold und Juwelen begleitet, deren Kosten er der Stadt nie angerechnet hat. Noch weniger aber dachte Jemand daran, dem opferbereiten Manne zum Behufe erfolgreicher Bemühungen mit den nöthigen Mitteln an die Hand zu gehen, obgleich man wohl wußte, daß eben nur durch Geschenke etwas zu erreichen war. Gotzkowsky konnte in diesen gefahrvollen Tagen kaum einmal seinen Geschäften nachgehen oder auch nur das Nöthige wegen Sicherheit seiner Fabriken anordnen, da er Tag und Nacht der Diener oder Fürbitter seiner Mitbürger war. Dennoch und trotz des äußerst geringen Anrechts, welches die Berliner im allgemeinen auf Gotzkowsky's Liebe hatten, war dieser keinen Augenblick unschlüssig, was zu thun sein Pflichtgefühl erheischte.

Tottleben verlangte 4 Mill. Reichsthaler Kontribution und zeigte sich anfangs allen Gegenvorstellungen unzugänglich. Er berief sich auf die vom General Fermor ausdrücklich erhaltene Ordre, diese Summe, und zwar nicht in den cir-

kulirenden schlechten Münzsorten, sondern in gutem alten Gelde einzutreiben, oder — die Stadt zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung, denn ein früherer Einfall der Oesterreicher (um Michaelis 1757) hatte sie nur 200,000 Thaler an Kontribution gekostet, und es hatte gleichwol schon die Auftreibung dieser Summe unendliche Beschwernisse verursacht. Es ließ sich daher gar nicht absehen, wie jetzt eine 20 mal größere Summe zu beschaffen sei. Außerdem verlangte der Feind Proviant und gute Quartiere. Inmitten dieser Drangsal hatten leider die ehrsamen Väter der Stadt den Kopf verloren. Niemand wußte, auf welche Weise in so kurzer Frist auch nur die nöthigsten Nahrungsmittel herbeigeschafft werden könnten, und so mußte unter solchen Umständen die Verwirrung aufs höchste steigen.

Nach unendlichen Bemühungen und unter Aufopferung großer Summen eigenen Vermögens gelang es indessen unserem Gotzkowsky bei Tottleben, den er bis dahin noch nicht kannte, Zutritt zu erlangen und durch Bitten, Flehen und Vorstellungen über die wahre Lage der Dinge die verlangte Kontribution bis auf 1,500,000 Reichsthaler und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Truppen, abzumindern; auch sollte anstatt des alten Geldes das neue, damals gangbare von geringerm Gehalt angenommen werden. Mit dieser Nachricht flog Gotzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn der versammelte Magistrat wie einen Erretter empfing. Die Douceurgelder wurden gleich bezahlt, sowie 500,000 Reichsthaler von der Kontributionssumme; über die restirende Million aber wurden von der Kaufmannschaft Wechsel ausgestellt.

Alle Gelder, welche die Stadt ablieferte, brachte man in Gotzkowky's Haus, wo sie die Russen in Empfang nahmen. Denn die Russen wiederum wollten mit niemand, als mit Gotzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Beinen war, jedem Unfug zu steuern, den Befehlshabern anzuzeigen und Leidende zu trösten. So lange die Feinde die Stadt besetzt hielten, war er in kein Bett gekommen. Alle Bedrängte wandten sich an ihn; denn Tottleben empfand eine solche Achtung und Freundschaft für den patriotischen Kaufmann, daß die Wachen ein für allemal Befehl erhielten, Gotzkowsky ungehindert und zu allen Zeiten den Zutritt zu ihm zu gestatten.

Fermor's Befehl zufolge sollten alle königliche Fabriken geplündert, hernach zerstört, auch alle Kriegsvorräthe für die preußische Armee preisgegeben werden. Hierbei war das sogenannte Lagerhaus, das den preußischen Truppen das Tuch lieferte, ebenso die Gold- und Silbermanufaktur ausdrücklich genannt worden. Am 10. Oktober wollte man das Werk der Zerstörung beginnen. Gotzkowsky erfuhr dies in der Nacht. Alsobald eilte er zu Tottleben und stellte ihm vor, daß diese sogenannten „königlichen" Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine seiner Kassen flösse, sondern zum Unterhalte des großen Potsdam'schen Waisenhauses und vieler hundert armer Waisenkinder verwendet würde. Gotzkowsky mußte diese Versicherung schriftlich geben, mit einem Eide bestätigen, und — die Fabriken waren gerettet.

Berlin gehörte damals schon zu den bedeutenderen Manufakturstädten in Deutschland; daselbst befanden sich ungeheuere Vorräthe von Uniformen, Waffen und Kriegsmaterial aller Art, und viele tausend Menschen waren in

zahlreichen Werkstätten unaufhörlich damit beschäftigt, diesen Vorrath zu vermehren oder den Abgang zu ersetzen.

Der Handel gedieh trotz allen Kriegsnöthen, wenn auch nicht in allen Zweigen. Es fehlte nicht an Handelshäusern, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres Kredits und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Kaufherren in Europa sich zur Seite stellen konnten. Der Handelsherr Oehmigke lieferte kontraktlich innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Unser Gotzkowsky selbst kontrahirte mit dem Könige wegen einer Proviant-Lieferung im Betrage von 7,500,000 Reichsthalern, und er vermochte vermittelst seines Kredits zu derselben Zeit, wie wir später erfahren werden, dem bedrängten Leipzig 800,000 Reichsthaler behufs Aufbringung der demselben auferlegten Kontribution vorzustrecken. Die Splittgerbersche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte und einige tausend Menschen beschäftigte, betrieb neben ihren anderen Handelszweigen auch eine ansehnliche Gewehrfabrik und erhielt während des Krieges an Einem Tage für gelieferte Gewehre und Ausrüstungen aus dem königlichen Schatze 4 Mill. Thaler. Zu den blühendsten Manufakturen gehörte ferner die des Kaufmanns Wegeli. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Itzig hatten die Münze in der Monarchie gepachtet und wußten ihre Stellung so gut auszunützen, daß sie den Wechselcours mitbestimmen halfen und zu den reichsten Israeliten in Europa zählten.

So war der Flor Berlins beschaffen, als Tottleben die Stadt besetzte, und hieraus mag man ersehen, von welcher Bedeutung das milde Verfahren Tottlebens für Berlin war. Der russische General wußte sich auch auf seinem Posten zu behaupten, als der österreichische General Lascy sechs Tage später eintraf und mit großem Unwillen das gelinde Auftreten der Russen wahrnahm. Der kaiserliche Feldherr vertrieb die russische Wache vom Halleschen Thore mit Gewalt und ließ dasselbe mit seinen Truppen besetzen; dabei verlangte er gleichen Antheil von allen Geschenken und Gaben, widrigenfalls er erklärte, gegen die Kapitulation feierlich zu protestiren. Czernitscheff schlichtete diesen Streit und befahl, daß man den Oesterreichern drei Thore einräume und 50,000 Reichsthaler von den Douceurgeldern gewähre.

Tottleben war genöthigt, zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen, und er that Alles, um die Oesterreicher zu beschwichtigen. Ruhig hörte er ihre Drohungen und Flüche an, polterte im Nothfall auch mit, wußte er doch, daß alle Bessern ihn seiner edeln Handlungsweise wegen hochschätzten, und so zeigte er sich während der Dauer seines Aufenthaltes stets mehr als Freund, denn als Feind. Fermor's grausame Befehle wußte er größtentheils abzuwenden, doch die nachbarlichen Widersacher hörten nicht auf, immer ärgere Anforderungen zu erheben. Unter anderm drohte man das Zeughaus, ein Meisterstück der Baukunst, in die Luft zu sprengen. Die Folgen eines solchen Vandalismus wären schrecklich gewesen. Und wirklich ging ein russisches Kommando von 50 Mann ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer unweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuholen. Die Russen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sich dem Pulvermagazine ohne die nöthige Behutsamkeit; es entstand Feuer und die Feinde flogen sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Arsenal,

weil kein überflüssiges Pulver mehr vorhanden blieb. Man begnügte sich, das Zeughaus auszuräumen, und was nicht fortgebracht werden konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen. Ebenso wurden das königliche Gießhaus, die Münzmaschinen, die Pulvermühlen und alle königliche Fabriken zerstört und ausgeplündert, sowie in den königlichen Kassen Vorräthe im Belaufe von mehreren 100,000 Thalern weggenommen, überhaupt alle Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den früher verübten Greueln der Russen eben nicht glimpflich gesprochen; dies wollte man nun durch Spießruthenlaufen an den Schuldigen rächen, Tag und Stunde waren schon festgesetzt; auch befanden sich die hiervon betroffenen Unglücklichen bereits auf der Hauptwache und erwarteten ihr hartes Schicksal. Tottleben selbst, den man auch nicht geschont hatte und der überdies glaubte, seiner eigenen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, zeigte sich unbeweglicher als sonst. Gotzkowsky machte jedoch diese ihm völlig fremde Sache zu der seinigen und eilte noch nach 9 Uhr des Abends zu Tottleben, wiederholte am andern Morgen früh 4 Uhr sein Gesuch und ließ nicht eher mit Bitten und Vorstellungen nach, bis die Exekution unterblieb. Die Zeitungsschreiber wurden blos bis vor die Soldatengasse geführt und erhielten hier einen Verweis. Ohne Gotzkowsky's Vermittelung würde der Ausgang ein ganz anderer gewesen sein und es selbst dem 68jährigen Krause nicht viel geholfen haben, daß er fußfällig um Gnade bat, ja die Perrücke abnahm, um sein graues Haupt zu zeigen.

Es wurde befohlen, alle Einwohner sollten bei harter Strafe ihre Schießgewehre auf dem großen Schloßplatze zusammenbringen. Dieser Erlaß erregte neue Bestürzung. Die Leute glaubten, man wolle sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und hinmetzeln zu können. Gotzkowsky bewirkte auch die Aufhebung dieses Befehles; nur zum Schein wurden einige hundert unbrauchbare Gewehre an den bestimmten Ort gebracht, von den Kosacken zerschlagen und dann ins Wasser geworfen. Ein anderer Befehl betraf eine außerordentliche Kontribution, welche den Juden auferlegt und wofür die wegen ihrer Reichthümer berühmten Juden Ephraim und Itzig einstehen und daher als Geiseln mitgenommen werden sollten. Diese Forderung wendeten Gotzkowky's Bemühungen gleichfalls ab. Indessen gerade hierfür erntete der Ehrenmann, bevor noch ein Jahr verflossen, in einer öffentlichen Angelegenheit den auffallendsten und empörendsten Undank von diesen Leuten.

Damals war freilich alle Welt darüber einig, daß Gotzkowsky der Erretter Berlins geworden sei. So schreibt unterm 28. November 1760 Marquis d'Argens an Friedrich II.: „Ihr Gotzkowsky ist in der That ein trefflicher Mann und ein würdiger Bürger. Ich wünsche Ihnen dergleichen eine recht große Anzahl wie er. Denn das größte Geschenk, welches das Glück einem Staate machen kann, ist ein Bürger, der so voll Eifer für das Wohl des Staates und seines Fürsten ist. Und in dieser Beziehung muß ich der Stadt Berlin zum Ruhme nachsagen, daß in den kritischsten Tagen viele ihrer Einwohner Tugenden kund gegeben haben, welche die Geschichtschreiber des alten Roms aufgemuntert haben würden, solche der Nachwelt zu Lehr' und Beispiel aufzuzeichnen. Aber Ihre Berliner haben zu jenen Zeiten nicht gelebt."

Trotz aller Fürsorge von Männern wie Gotzkowsky ließen sich manche bange Stunden von der Einwohnerschaft der Hauptstadt nicht abwenden. Wiewol beispielsweise bei Festsetzung der Kontribution die Bedingung gestellt war, daß kein Soldat in der Stadt einquartiert werden sollte, kehrten sich doch die kaiserlichen Befehlshaber daran keineswegs, und sie sahen ruhig drein, wenn sich ihre Untergebenen arge Uebergriffe zu Schulden kommen ließen. Häuser wurden aufgebrochen, geplündert; Personen, welche sich Abends auf die Gasse wagten, gänzlich ausgezogen.

Im königlichen Lustschlosse zu Charlottenburg gefiel sich ein schändlicher Uebermuth in der Vernichtung von Kostbarkeiten, ja gerade die seltensten Kunstwerke, Gegenstände von unschätzbarem Werthe, wurden gänzlich zertrümmert.



Plünderung von Charlottenburg.

Oesterreicher wie Russen träumten bereits davon, Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen und betrachteten den Krieg beinahe wie beendigt. In diesem Augenblick eilte jedoch Friedrich in Eilmärschen aus Schlesien heran. Die Kunde: der König kommt! vertrieb sogleich die schlimmen Gäste. Schon binnen zwei Tagen befanden sich Czernitscheff und Tottleben wieder zwölf Meilen von Berlin, die Oesterreicher suchten Sachsen zu gewinnen.

Infolge höheren Befehls schleppte Tottleben beim Abzuge, der am 12. Oktober erfolgte, aus Berlin die drei vornehmsten Kaufleute, Schütze, Wegeli und Würstler als Geiseln mit fort. Auch diese Männer, welche in Todesangst sich an ihn wandten, rettete Gotzkowsky aus Feindeshand; er vermochte den gutmüthigen Tottleben, sich mit den drei Kassirern der eben genannten

Banquiers zu begnügen, die von den Russen nach Königsberg gebracht und dort wie Missethäter behandelt wurden.

„Mein eigenes Haus — erzählt Gotzkowsky — sah nach dem Abzuge der Feinde eher einem Viehstalle, als einer Wohnung ähnlich, weil es seither Tag und Nacht von Russen angefüllt war.“ Die Zeit über, während welcher der Feind in Berlin hausete, mußte Gotzkowsky die Menge, welche sich bei ihm einstellte, in Essen und Trinken unterhalten. Aber nie hat er für alles dies und die Geschenke, zu welchen er, um etwas auszurichten, greifen mußte, Ersatz verlangt.

Durch den übereilten Abzug der Feinde war noch manches zwischen den Russen und der Stadt Vereinbarte ungeordnet geblieben. Der Magistrat beschwor Gotzkowsky, sich auch diesem Geschäft zu unterziehen und sich zur russischen Armee zu begeben. Diesem Anliegen stand jedoch die höchst kritische Lage eines Kaufmanns entgegen, der in seinen Fabriken 1500 Menschen beschäftigte, die wöchentlich bezahlt sein wollten, der schon so vieles vernachlässigt und aufgeopfert hatte und jetzt Familie und Geschäft verlassen sollte, um sich einem rohen Kriegsvolke zu überliefern. Ein edler Mann aber, der seinem Vaterlande dienen will, besinnt sich nicht lange. So auch Gotzkowsky. Er eilte unter einer Eskorte von Kosacken fort, rettete unterwegs durch List und Geschenke die Messingwerke und Fabriken in Neustadt-Eberswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Kanal der Zerstörung überliefert werden sollten, weil man glaubte sie gehörten dem Könige, wiewohl sie Eigenthum der Firma Splittgerber und Daum waren. Hierauf begab sich Gotzkowsky nach Königsberg, wo sich ihm Tottleben wiederum vielfach gefällig zeigte und jede von den Kosacken an den Einwohnern begangene Gewaltthätigkeit strafte. Ja der russische Befehlshaber ließ einen Offizier, der von einem Beamten 100 Thlr. erpreßt hatte, auf Gotzkowsky's Bericht hin aufsuchen, das Geld dem Diebe wieder abfordern und es dem Eigenthümer zurückstellen, worauf der Russe vor seinem Quartier an eine Kanone geschlossen und dann vom Regimente fortgejagt wurde.

Weniger freundlich sah sich Gotzkowsky im Hauptquartier der Russen zu Ahrenswalde, wo sich der Obergeneral Fermor befand, behandelt. Er sollte ohne Rücksicht auf seinen Paß, der seine Rückreise nach Berlin sicherte, weiter nach Preußen geschleppt werden und dort die Antwort der Kaiserin von Rußland auf den von Gotzkowsky im Namen der Berliner Kaufmannschaft an sie wegen Verminderung der Kontribution abgeschickten Brief erwarten. Nichts konnte Gotzkowsky dieser für ihn höchst nachtheiligen Reise entheben, als die Aufopferung einer Menge Kleinodien, die er freilich für den äußersten Nothfall nur mitgenommen hatte und jetzt unter Fermor's Günstlinge vertheilte. Es kostete ihm dieser Loskauf allein an 15,000 Thlr; aber auch dafür, wie für seine Reiseunkosten überhaupt, hat er nie einen Pfennig in Anrechnung gebracht.

Ein besonderer Umstand, von dem Gotzkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der russischen Feldherren. Friedrich, der die als Kontribution restirende Million womöglich retten wollte, hatte dem Magistrat von Berlin befehlen lassen, sich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr dies und machte Gotzkowsky bittere Vorwürfe: „Ihr König — sagte er — glaubt, daß er Herr der ganzen Welt sei. Ich weiß, er hat befehlen lassen, die ausge-

stellten Wechsel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mittel in Händen, sich Schadloshaltung zu verschaffen. Ueberdem, was seid ihr für Kaufleute? Alle Welt muß sich vor euch hüten, um nichts mit Unterthanen zu thun zu haben, deren König befehlen kann, daß ihre ausgestellten Wechselbriefe nicht bezahlt werden sollen, und der folglich nach seinem Wohlgefallen ihren Werth vernichten kann.“ Gotzkowsky versicherte ihm, daß auch er und seine Genossen das Unwandelbare merkantilischer Verpflichtungen anerkennten, und erbot sich sogleich, einen Wechsel von 150,000 Reichsthalern auf Abschlag der Million eigenhändig auszustellen. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen Revers versprechen, in vier Wochen sich wieder einzustellen.

In Ahrenswalde ward Gotzkowsky wie in einem Gefängniß gehalten; drei höchst unangenehme Tage mußte er auf Fermor's Befehl in einer kleinen Wachtstube zubringen, wo unter seinen Augen 20 Russen die Gelder nachzählen sollten, welche in Berlin bezahlt worden waren. Gotzkowsky verpflichtete sich, alles zu ersetzen, was ja daran fehlen könnte, doch vergebens. Die Geldzähler saßen so voll Ungeziefer, daß sie mehr Zeit mit Kratzen als mit dem Zählen hinbrachten. Sein Aufenthalt hier hätte sicher noch länger gedauert, wenn nicht ein Offizier 100,000 Thlr. von diesem Gelde hätte in Empfang nehmen sollen. Gotzkowsky benutzte dies. Er machte mit demselben einen Accord und zahlte ihm für einen jeden Beutel einen Thaler, den er ungezählt annehmen wollte, worauf derselbe einging, da in der That für ihn kein Verlust zu fürchten war.

Sobald Gotzkowsky die Erlaubniß zur Abreise erhalten, verließ er noch mitten in der Nacht diesen für ihn so unangenehmen Aufenthaltsort, nachdem er daselbst, ohne eine Kammer noch ein Bett zu haben, acht Tage hatte zubringen müssen. Denn jedes Haus steckte voll Truppen und ungeachtet unser Fabrikherr für eine Stube 25 Thlr. gezahlt hatte, besaß er sie doch nicht länger als zwei Stunden, indem sie von einigen Offizieren in Besitz genommen wurde, die in solchem Grade von Ungeziefer heimgesucht waren, daß sich an eine Stubengenossenschaft mit ihnen nicht denken ließ. Gotzkowsky brachte daher Tag und Nacht in seinem Reisewagen zu.

Eine Eskorte von 50 Kosacken sollte unsern Handelsherrn zurückbegleiten; diese aber wurden in Kyritz von den preußischen Husaren überfallen und größtentheils niedergehauen, bevor Gotzkowsky, der sich selbst der größten Gefahr aussetzte, noch die Ursache ihres Erscheinens ermitteln konnte. Denn kaum hatten die Husaren ihn in seinem russisch-grünen Rocke erblickt, als sie auch schon über ihn herfielen, ihm die Pistolen vor den Kopf hielten, Uhr und Börse abforderten und einen Kosacken niederschossen, der sich hinter Gotzkowsky zu bergen suchte. In diesem Augenblicke erschien jedoch General Werner, welcher sogleich in die Trompete stoßen ließ und den Wüthenden Einhalt gebot.

Man war in Berlin über den Vorfall sehr bestürzt, indem man nicht ohne Grund die Rache der Russen fürchtete. Gotzkowsky selbst war dabei nicht wohl zu Muthe, weil er sich verbindlich gemacht hatte, in vier Wochen wieder im russischen Hauptquartier einzutreffen, wo möglicherweise an ihm der Irrthum geahndet werden konnte. Er hatte daher augenblicklich eine Stafette an den Grafen Tottleben abgefertigt, welche diesem den eigentlichen Hergang der Sache mittheilte.

Nicht minder erschrocken sah die Berliner Kaufmannschaft drein, als sie den Befehl des Königs hinsichtlich der Wechselbriefe erhielt, zumal die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effekten in Danzig, in Preußen, in Livland und Kurland zu bemächtigen und außerdem an allen Börsen in Europa die Namen der Berliner Kaufleute als ehrloser Menschen anschlagen zu lassen.

Um all diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen, wurde Gotzkowsky ersucht, eiligst nach Sachsen zum Könige zu reisen; doch dieser wollte von Rücknahme seines Befehles nichts wissen, weil er höchlichst erzürnt war über die Unbilden, die seine Unterthanen betroffen und weil er in seinen Maßnahmen eine Wiedervergeltung für die vom Reichshofrath aufgehobenen Würzburger und Bamberger Schuldscheine darin erblickte. Als ihm jedoch Gotzkowsky die Natur der Wechselgeschäfte dargelegt, entschloß der Monarch sich, die ganze Loskaufssumme selbst zu übernehmen, nur sollte dies zur Zeit noch geheim gehalten werden.

In Berlin hielt es ungeachtet der Androhung von strenger Exekution außerordentlich schwer, Gelder zur Berichtigung der Kontribution aufzubringen. Da die Kaiserin von Rußland nichts von der Summe nachlassen wollte, so hoffte man wenigstens eine Menge gelieferte Pferde und Fourage (in Höhe von 81,663 Thlrn.) mit in Rechnung bringen zu können. Gotzkowsky ohnehin durch sein Versprechen gebunden, trat daher nach einiger Zögerung, mit den nöthigen Wechselbriefen zur Beendigung der Angelegenheit versehen, von neuem die Reise nach Preußen an. Bei entsetzlichem Wetter und auf schauderhaften Wegen — es war Mitte Februar 1761 — langte er nicht ohne Gefahren mancherlei Art in Danzig an. Vielmals mußte zur Passirung von Flüssen und Wässern der Wagen abgepackt, die Bagage auf Kähnen übergefahren und der Wagen selbst auf vier Bretern, wovon immer zwei hinten weggenommen und vorn wieder untergeschoben werden mußten, durch Menschenhände behutsam hinübergeschoben werden. In Schlawe blieb Gotzkowsky drei Tage liegen, weil sich jenseit des Flusses die Kosacken gelagert hatten und Niemand über den Fluß ließen, der nicht die Erlaubniß dazu vom Grafen von Tottleben vorweisen konnte. Nach erhaltener Erlaubniß fehlte es wiederum an Bretern zum Hinüberschieben des Wagens. Als man sich endlich mitten auf dem Wasser befand, drang ein Kommando vom preußischen Freibataillon von Corbière hinter dem Wagen her, um auf jener Seite des Flusses Posto zu fassen. Die Kosacken feuerten sogleich, das Kommando gleichfalls und so befand sich Gotzkowsky, wie in Pyritz, mitten im ärgsten Gedränge. Auf beiden Seiten wurden einige Mann verwundet, schließlich kam indessen Gotzkowsky glücklich hinüber und beeilte sich, seinen Weg schleunigst fortzusetzen. In Danzig angekommen, beschworen ihn die namhaftesten Geschäftsleute ja nicht weiter zu reisen, denn die Russen seien gegen ihn wegen des Ausbleibens der Gelder höchlichst erbittert; man rieth ihm angelegentlich, lieber alles Weitere schriftlich abzumachen. Die ihm feindliche Stimmung war Gotzkowsky gar wohl bekannt; denn seine auf Fermor's und der russischen Generalität früheres Anrathen mit schlesischer Leinwand, goldenen Tressen, Hüten, Thee, Kaffee, Tabak und Galanterieartikeln vorausgeschickten drei Diener waren geplündert und ins Gefängniß geworfen worden. Allein die Hoffnung, durch persönliche Anwesenheit im russischen Hauptquartier zu Marienburg die Verminderung der Kontri-

butionssumme um die Differenz der Gegenrechnungen von 80,983 Thlrn. durchsetzen zu können, vermochte ihn dem allgemeinen Besten zu Liebe allen Gefahren zu trotzen. Er überwand jedoch dieselben vermöge seiner Klugheit und seines Geldes, allein seine weiteren Erwartungen schlugen fehl. Nichts wurde nachgelassen, wiewol der patriotische Mann aus eigenen Mitteln bei seinen Bemühungen über 40,000 Reichsthaler nur für Geschenke aufwendete. Anfangs sollte er gar nicht vorgelassen werden, falls er nicht baar Geld brächte, und um nur seine Angelegenheit vorbringen zu dürfen, sah er sich schon genöthigt, dem Feldmarschall von Buturlin im Namen der Berliner Kaufmannschaft eine aus Gold emaillirte, sehr reich mit Brillanten garnirte Dose mit dem Bildnisse der russischen Kaiserin zu überreichen.

Als Gotzkowsky in die Hände des Ebengenannten ein Bittschreiben an die Kaiserin niedergelegt hatte, verlangte derselbe die Gegenstände zu sehen, die Gotzkowsky durch seine Leute ins Lager vorausgesandt hatte, welche letztere indessen wie bereits erwähnt, arretirt und übel behandelt, auch fast der Hälfte ihrer Waaren beraubt worden waren. Die ganze Generalität stellte sich ein, als die Pretiosen anlangten; der Feldmarschall suchte 24 goldene Dosen und Uhren aus, taxirte die Werthobjekte in eigener Person und machte die Preise mit Rücksicht auf diejenigen, welchen er wohlwollte. Daß Gotzkowsky bei diesem Handel nicht den dritten Theil seiner Kosten wiederempfing, ist leicht begreiflich, doch achtete er den Schaden für gering, sobald nur sein Endzweck erreicht und der verlangte Nachlaß am Hofe zu Petersburg ausgewirkt wurde, wozu man ihm Hoffnung gemacht hatte.

Die Russen wollten für die empfangenen Gaben sich einigermaßen erkenntlich zeigen und bewilligten daher die Wiederherstellung des bis dahin völlig gehemmten Postenlaufes, sowie den Transport der preußischen Kaufmannsgüter durch alle von ihren Truppen besetzten Länder. Der Feldmarschall Buturlin ließ dies nicht allein beim Heere bekannt machen, sondern er befahl auch, daß auf Verlangen der Betheiligten die preußischen Waaren mit Sicherheitswachen weiter befördert würden.

Man war in Berlin so allseitig von Gotzkowsky's Umsicht und Patriotismus ergriffen, daß der Magistrat der Stadt unterm 4. März 1761 an ihn schrieb: „Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und aussteht, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben."

Das war aber auch Alles. Niemand hat jemals ernstliche Miene gemacht, dem edlen Manne in Anerkennung seiner außerordentlichen Bemühungen wenigstens den gehabten unmittelbaren Verlust wieder zu erstatten; ja als derselbe es versuchte, durch fortgesetzte Unterhandlungen mit dem russischen Hofe einigen Ersatz zu erlangen, so ließ man ihn nicht allein ohne alle Unterstützung, sondern man verbot ihm zuletzt jegliche Verbindung mit dem Feinde. Das war der Dank für Gotzkowsky's unermüdliche Thätigkeit; bald sollten aber noch sprechendere Beweise die Richtigkeit des alten Wahrwortes „Undank ist der Welt Lohn!" darthun.

Noch einmal sehen wir Gotzkowsky in derselben Angelegenheit thätig. Abermals im Juni 1761 unternahm er eine Reise nach der russischen Armee, um den Grafen von Tottleben zu ersuchen, durch Bekanntmachung des Thatbestandes

seine, Gotzkowsky's, Bemühungen zu unterstützen. Der stets bereite Gönner versprach, sein Möglichstes zu thun, und würde auch Wort gehalten haben, wenn er nicht einige Tage darauf arretirt und als Gefangener nach Petersburg abgeführt worden wäre. „Es ist schade, daß man nicht noch den Gotzkowsky bei dem Grafen angetroffen hat, um demselben Gesellschaft leisten zu lassen", äußerten diejenigen, welche mit der Gefangennehmung jenes braven und edeldenkenden Mannes beauftragt waren.

So geriethen Gotzkowsky's überaus ansehnliche Opfer im wirren Spiel drängender Ereignisse gar bald in Vergessenheit, und er schrieb seine herben Verluste auf das bereits gar sehr belastete Conto ähnlicher Vorgänge, bei denen ihm sein Herz einen schlimmen Streich gespielt.

4.

Doch nicht blos seinem Vaterlande, auch dessen damaligen Feinden ward Gotzkowsky ein Retter und Helfer, und bethätigte dadurch in einer Zeit, wo deutsche Stämme leider oft genug in Waffen sich gegenüberstanden, eine den Anschauungen des Jahrhunderts vorauseilende, echt deutsche Gesinnung. Der Siebenjährige Krieg war auch für die Stadt Leipzig eine Zeit der Drangsal und Noth. Vier Jahre lang waren schon Durchmärsche und Einquartierungen, Beschlagnahme landesherrlicher Gelder und Kontributionen aufeinander gefolgt, Handel und Gewerbe stockten längst, die Theuerung der Lebensmittel wurde immer größer und epidemische Krankheiten, besonders die Blattern, suchten die Bevölkerung heim. Da brachte die Schlacht bei Torgau (3. Nov. 1760) ganz Sachsen wieder in Friedrich's Hände, der König nahm Winterquartier in Leipzig und stellte nochmals die ungeheuersten Forderungen an die Stadt. Sie sollte zwei — nach Andern sogar drei — Millionen Thaler schaffen, was aber der Rath als eine Unmöglichkeit standhaft verweigerte, worauf der König, um die Einwohner zu schrecken, an mehreren Häusern Pechkränze aufhängen ließ und erklärte, er werde im Falle des Nichtzahlens die Stadt in Brand stecken lassen.

„Die Drohung wirkte indeß nur wenig, weil Niemand an die wirkliche Ausführung ernstlich glaubte. Auch stand der König davon ab und versuchte das geforderte Geld durch andere Zwangsmittel einzutreiben: er ließ die ersten Magistratspersonen sowie die angesehensten Kaufleute in die Gefängnisse der Pleißenburg bringen, die vorher zur Bewahrung gefangener Soldaten hatten dienen müssen. Trotz der moralischen Folter, welche der König der Stadt in dieser Weise anlegte, blieb man bei der Verweigerung der Zahlung. Der General Seydlitz soll in dieser Zeit eine merkwürdige Aeußerung gethan haben. Der Kaufmann, bei dem er im Quartier lag, klagte gegen ihn über die Härte des Königs und der General entgegnete: „Seien Sie getrost! Wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, er würde dem so glücklich gelegenen Leipzig doch den Segen nicht nehmen können, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen lassen wird."

„Die 120 Geiseln, die in der Pleißenburg schmachteten, ließ der König nach zehn Tagen wieder in Freiheit setzen bis auf 17 der angesehensten, die freilich vier Monate im Gewahrsam sitzen mußten. Aber auch diese lange Haft erschütterte die Männer nicht, und erst als der König drohte, sie nach Magdeburg abführen zu lassen, fingen einige an wankend zu werden. Da schlug sich, — so erzählt August Diezmann (in seinem „Leipzig, Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart") — ein Kaufmann aus Berlin, und dieser Kaufmann ist eben unser Gotzkowsky, ins Mittel und bewirkte, daß die preußische Forderung an Leipzig auf 800,000 Thlr. herabgesetzt wurde und für diese hohe Summe verbürgte sich der Ehrenmann."

Gotzkowsky befand sich nämlich damals (Januar 1761) gerade in Leipzig, um an den Kassen des Königs eine Zahlung in Empfang zu nehmen. Ihm ging der Jammer in der geängstigten Meßstadt zu Herzen und auf Ansuchen angesehener Bürger, vornehmlich aus dem Kaufmannsstande, stellte er dem König eindringlichst die Lage Leipzigs vor. Der König schenkte seinen Vorstellungen geneigtes Gehör, verlangte jedoch Gotzkowsky's Garantie für Erfüllung des zu treffenden Abkommens, wobei er es als durchaus selbstverständlich und billig hinstellte, wenn Gotzkowsky für den einer fremden Stadt und Kaufmannschaft geleisteten Dienst sich eine Entschädigung ausbedinge.

Doch dem uneigennützigen Manne widerstrebte dieses. Da er aus eigener Erfahrung nur zu gut wußte, wie schwer es einer Gemeinde ward, solche belangreichen Summe aufzubringen, trat er als Bürge ein, ohne hierbei an sich selbst zu denken. Daher ist ihm auch durch ein Rathsdekret vom 26. Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt und es sind ihm alle nur ersinnbaren Gegendienstleistungen zugesichert worden. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen ernannte ihn für sein uneigennütziges Thun zum Geheimen Kommerzienrath. Außerdem verhieß er ihm seinen Schutz, was damals für Gotzkowsky überaus wichtig war, da er eben im Begriff stand, seine früher erwähnte mißliche Reise in das russische Hauptquartier anzutreten. Der König-Kurfürst hatte wirklich nach Danzig und an den bei der russischen Armee befindlichen sächsischen General von Riedesel geschrieben, daß man bei der russischen Generalität zur Anzeige zu bringen habe, Er, der König von Polen, nehme Gotzkowsky in besondern Schutz, welchen man Letzterem allenthalben angedeihen lassen möge. Von dem erhaltenen Patent eines Geheimen Kommerzienraths hat jedoch der bescheidene Kaufmann nie Gebrauch gemacht, da es, wie er selbst erklärt, „stets nur sein Bestreben gewesen sei, den ihm über alles gehenden Titel eines ehrlichen und rechtschaffenen Mannes sich zu erhalten".

Die Stadt Leipzig genoß nun Ruhe, doch nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg führte neue Forderungen herbei. Jetzt wurden drei Millionen Reichsthaler verlangt. Diese Kontribution, die ungeachtet des so in der Meßstadt überaus gesunkenen Handels und Kredits, sowie der überhandnehmenden Armuth größer wie alle vorigen war, sollte schließlich durch gewaltsame Mittel herbeigeschafft werden. Den Auftrag hierzu erhielten an stummen Gehorsam gewöhnte Männer und der König war entfernt. In dieser neuen Noth nahm die Stadtbehörde abermals ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich

begab und die nachdrücklichsten Vorstellungen erhob. Diesmal zeigte sich der Monarch weniger willfährig. „Es sind so viele von meinen Ländern in den Händen der Feinde, wo soll ich Geld zur Fortsetzung des Krieges hernehmen?" sagte der König. „Ich muß sehen, wie ich mir helfe. Geht's nicht im Guten, dann kann ich das Schlimme nicht abwenden." Es kostete Mühe und wiederholte Vorstellungen, den König zu bewegen, die Summe auf 1,100,000 Reichsthaler herabzusetzen, wofür Gotzkowsky ihm eigene Wechsel geben mußte. Friedrich erinnerte ihn abermals, sich selbst bei dem Geschäfte nicht zu vergessen. Gotzkowsky widersprach nicht, verfuhr aber seinen Grundsätzen gemäß, ohne allen Eigennutz, obgleich ihm die Stadt noch 20,000 Reichsthaler schuldete. Ein zweites Rathsdekret vom 20. Januar 1762 enthielt erneuerte Danksagungen. So blieben die früheren Mißhandlungen für diesmal glücklicherweise von der schon schwer heimgesuchten Stadt abgewendet.

Nun hätte man glauben sollen, daß man in Anbetracht der stattgefundenen großen Leistungen Leipzig mit weiteren Anforderungen wol hätte verschont sein lassen können. Dem war jedoch leider nicht so. Friedrich dachte daran, den Feldzug des Jahres 1763 entscheidend zu machen und traf dazu alle Maßregeln, hierbei jegliche Hülfsquelle benutzend. Leipzig wurde dabei nicht vergessen. Abermals forderte der König 400,000 Dukaten. Diesmal war der frühere Mittelsmann nicht zugegen. Auch wagte man es nicht, Gotzkowsky um Beistand zu bitten, weil man ihn kaum erwarten konnte. Denn als gelegentlich der letzten Vermittelung die Gefahr vorüber war und zur Zahlung der Schuld Anstalten getroffen werden mußten, erkalteten während der allgemeinen Noth die Empfindungen des Dankes. Man verwünschte sogar an vielen Orten den edlen Mann und seine Dienstwilligkeit. Es hieß, die Einkerkerung und alle andern Greuel würden von selbst ein Ende genommen haben, wenn man nur ausgehalten hätte; der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs höchste gebracht und sie selbst durch das Drückende der auferlegten Verpflichtungen zu Bettlern gemacht. Diese Aeußerungen, verbunden mit gleich unfreundlichen Handlungen, waren so allgemein und bekannt geworden, daß Gotzkowsky, der sich damals in Hamburg befand, es rund abschlug, sich wiederum einem so undankbaren Geschäfte zu unterziehen; zumal man das vorige Mal schon die Zahlungen nicht zu rechter Zeit habe leisten können, er dagegen die seinigen pünktlich an die königlichen Kassen hätte abführen müssen.

Der bedrängte Magistrat ließ jedoch nicht mit Bitten nach, bis zuletzt doch der gutmüthige Gotzkowsky erklärte, alles Vorgegangene großmüthig vergessen zu wollen. Wiederum verhandelte er in Leipzig mit dem hier anwesenden König. Auf seine Vorstellung verminderte der König die neue Forderung auf 100,000 Stück Dukaten und 700,000 Reichsthaler gangbare Silbermünze, wofür Gotzkowsky auch diesmal eigene Wechsel zu geben hatte. Wiewol ihm Friedrich II. in Bezug auf Provision und Berechnung seiner Mühwaltungen völlig freie Hand ließ, begnügte sich der Vermittler mit einer Provision von 2 %. Das Geschäft trat diesmal mehr in Vordergrund und Gotzkowsky verdiente dabei in der That, infolge von Coursdifferenzen zu seinen Gunsten, mehrere hunderttausend Thaler. Doch was er hier vor sich brachte, ging später auf andere Weise ver-

loren, wie wir bald erfahren werden. Damals sah er sich jedoch vor und erklärte auch seinem Monarchen, daß es ihm künftig unmöglich würde, die bestimmten Zahlungstermine einzuhalten, wenn, wie dies bisher gar oft geschah, die zu seiner Deckung in Leipzig gesammelten Gelder zu andern Bedürfnissen abverlangt würden. Der König überzeugte sich von dem guten Grunde dieser Beschwerde und gab die gemessensten Befehle, daß man dem Magistrat und den Einwohnern der Stadt nichts weiter abfordern solle.

Außer dieser Stadtkontribution lag aber dem Leipziger Kreis noch die Beschaffung von über zwei Millionen Reichsthaler Geld und einigen tausend Wispel Getreide ob. Beides überstieg nach den bereits gebrachten Opfern die Kräfte der Heimgesuchten. Je mehr die Wiederherstellung des Friedens an Aussicht gewann, um so mehr wurden die Bevollmächtigten gemahnt, sich die Eintreibung der ausstehenden Kontributionsreste angelegen sein zu lassen. Es ward mit Plünderung gedroht und man fing in der That in einigen Dörfern damit an. Es war an einem Sonntage, als der Lärm ausbrach. Die unglücklichen Landleute stürzten verzweiflungsvoll nach der Stadt. Das Wehklagen der Armen in den Häusern war in allen Straßen zu hören, herzzerbrechende Klagen ertönten allerwärts aus dem Munde der Bedrohten, denen ihre durch eigenen und der Voreltern angestrengten Fleiß erworbene und mühsam zusammengehaltene Habe von den unbarmherzigen Händen der Kriegsscharen geraubt oder vernichtet werden sollte. Diese Scenen der Angst und Noth ergriffen den wackern Gotzkowsky aufs tiefste, und auf seine Ueberredungsgabe und seinen Einfluß auf den König vertrauend, schlug er sich sogleich ins Mittel. Nachdem er sich nach dem wirklich Möglichen erkundigt hatte, wandte er sich an seinen Souverän, der damals sein Winterquartier in Leipzig aufgeschlagen hatte, und in wenigen Stunden war die Sache in Ordnung gebracht. Es wurden nur 400,000 Reichsthaler und 1000 Wispel Getreide ausbedungen, wofür Gotzkowsky wiederum Bürge wurde.

Doch auch die sächsischen Bergstädte befanden sich in derselben Noth wegen großer Reste; auch sie flehten den erfolgreichen Beistand des Berliner Kaufmanns an, der gleich bereitwillig auch ihre Schuldenlast auf sich nahm. Der sehnlichst erhoffte und bald nachher wirklich abgeschlossene Friede machte diesen traurigen Vermittelungsgeschäften ein Ende. Für Gotzkowsky aber begann hiermit, wie wir bald sehen werden, eine Periode grausamer Prüfungen.

5.

Auf König Friedrich II. machte Gotzkowsky's edles und gemeinnütziges Handeln tiefen Eindruck. Er ließ ihm Ende 1760 schon 150,000 Reichsthaler auszahlen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Gotzkowsky nahm an, daß dies eine Abschlagszahlung auf die vor Eröffnung des Kriegs im Auftrag des Königs angekauften Gemälde sei, die sich damals schon auf 100,000 Dukaten beliefen, und glaubte infolge dessen das empfangene Geld im Sinne seines Monarchen dazu verwenden zu sollen, daß er, den ausgesprochenen Wünschen desselben entgegenkommend, Anstalten traf, in Berlin eine Porzellanfabrik zu errichten.

Als nämlich Gotzkowsky Ende 1760 sich bei seinem Könige in Meißen befand, standen im Zimmer einige Proben von sächsischem Porzellan, auf die Friedrich II. unsern Gotzkowsky mit Wohlgefallen und unter dem Bemerken hinwies, daß er alles Mögliche aufwenden werde, nach hergestelltem Frieden eine solche Fabrik in seinem Lande ins Leben zu rufen. Kurze Zeit darauf erfuhr nun Gotzkowsky durch einen Berliner Rechtsagenten, daß derselbe beauftragt sei, einen Kontrakt zwischen dem Herzog von Gotha und einem in das Geheimniß der sächsischen Porzellanfabrikation eingeweihten Künstler abzuschließen.

Gotzkowsky erinnerte sich sogleich des lebhaften Wunsches seines Königs und bat den Advokaten, ihm noch vor Abschluß des Kontrakts den Künstler zuzuführen. Die Probe des letzteren fand sich dem sächsischen Fabrikat fast gleichkommend. Als nun Gotzkowsky fragte, warum der Porzellankünstler nicht lieber in Berlin bleibe, erfuhr er, daß Mittellosigkeit ihn hindere, eine Fabrik in Berlin anzulegen, der Herzog von Gotha jedoch sich erboten habe, ihm, wenn er sich nach Gotha wenden wollte, lebenslänglich tausend Thlr. und nach seinem Tode an Frau und Kinder die Hälfte dieser Summe jährlich zu zahlen, welche Angaben er mit Originalbriefen belegte.

Gotzkowsky hatte im Grunde damals schon, obgleich er allgemein noch für einen reichen Mann galt, sein Vermögen verloren. Sollte er aber diesen Mann aus Preußen sich wegwenden und einen Wunsch des Königs unerfüllt lassen, dessen Ausführung für das Land von großem Nutzen zu werden versprach? — Diesen Gedanken vermochte der stets so gemeinnützig handelnde Kaufherr kaum zu ertragen. Lieber nahm er von neuem zu seinem auswärtigen Kredit seine Zuflucht. Er beredete demgemäß den Künstler, in Berlin zu bleiben, wogegen er, Gotzkowsky, die Gelder zur Errichtung und Fortsetzung der Fabrik herbeizuschaffen sich anheischig machte. Weiterhin sicherte er dem Porzellanmacher für seine Person auf Lebenszeit jährlich 1000 Thlr., nebst freier Wohnung und Holz und statt der 500 Thlr., welche Frau und Kinder in Gotha alljährlich erhalten sollten, versprach er der Familie eine runde Summe von 10,000 Thlrn. Dieser Betrag sollte so lange an einem dritten Orte niedergelegt werden, bis Gotzkowsky in eigener Person die Geheimnisse der Porzellanfabrikation vermittelst der Unterweisungen des Künstlers sich zu eigen gemacht. Die Sache ging vor sich und schien bald in lebhaften Fluß zu kommen. Bereits im Januar 1762 waren in der neu errichteten Porzellanmanufaktur 150 Menschen beschäftigt, unter andern auch der damals berühmte Miniaturmaler Clause, welcher mit 2000 Thlr. Gehalt engagirt worden war, um die jungen Leute in der Kunst der feinen Malerei zu unterrichten. So entstand mitten im Kriege eine Manufaktur, die einem Künstlervölkchen Unterhalt verschaffte und binnen kurzem den besten europäischen Etablissements ihrer Art den Rang streitig machte.

Aber der wackere Mann sollte niemals des Erfolges seiner preiswürdigen Anstrengungen sich so recht erfreuen dürfen. Wiewol er sich nach wiederhergestelltem Frieden ausschließlich seinen eigenen Angelegenheiten zuwenden konnte und das auch in eifrigster Weise that, so machten sich doch die vielfachen Verluste sowie die andauernde Vernachlässigung seiner eigenen Interessen während der harten Kriegsjahre immer fühlbarer. Am nachtheiligsten erwiesen sich, wie er

selbst erzählt, die Vermittelungsgeschäfte mit den Russen. Acht Monate lang hatte er für sich fast gar nichts thun können und alle seine Angelegenheiten seinen Leuten überlassen müssen. Die Arbeiten hatten sich während dieser Zeit in einem solchen Umfange angehäuft, daß es mehrerer Monate bedurfte, um nur einigermaßen wieder Ordnung herzustellen.

Einen neuen schmerzlichen Verlust von 50,000 Thlrn. erlitt unser Gotzkowsky von einer Seite her, von der eine Rücksichtslosigkeit am wenigsten zu erwarten stand. Mit Recht bezeichnet sie der so oft getäuschte Mann als eine That des schwärzesten Undankes. Als nämlich die Stadt Leipzig, welche allerdings überaus viel gelitten, sich nicht im Stande sah, die in der Kontributionsangelegenheit eingegangenen Zahlungstermine einzuhalten, während Gotzkowsky doch seine ausgestellten Wechsel ohne Weigerung einlösen mußte, so sah er sich in Hamburg in Betreff eines Kapitals von 400,000 Thlrn. um. Man offerirte ihm daselbst diese Summe auf ein Jahr gegen leidliche Interessen; jedoch bestanden die angebotenen Gelder in sogenannten Plönischen oder Zerbster 1 Drittelstücken. Gotzkowsky ließ sich davon 100 Thlr. kommen, sandte diese Summe nach Leipzig und meldete gleichzeitig die Verlegenheit, in der er sich befände, und daß er selbst genöthigt sei, eine Summe aufzunehmen, nur um die für Leipzig übernommene Garantie zu erfüllen. Deswegen nun frage er an, ob die Münzsorte, welche er hierbei sende, angenommen würde und ob er darauf hin negociiren könne. Er erhielt zur Antwort, daß der Umlauf dieser Geldsorte dort nicht verboten sei und angenommen werde. Darauf hin schloß er in Hamburg den Handel ab und ordnete an, daß nach und nach die Summe von 400,000 Thlr. durch Extrapost, in jedesmal 50,000 Thlrn. nach Leipzig geschafft werden sollte. Gotzkowsky nahm nun die ersten beiden Posten in Empfang, zahlte dieselben an das Feldkriegsdirektorium aus und empfing darüber auch Quittung. Kaum aber hatten hiervon die sogenannten, den ganzen Geldmarkt beherrschenden Münzjuden Nachricht erhalten, so fertigten sie eine Stafette nach Berlin ab und wirkten einen Befehl an den Kommandanten von Leipzig aus, daß dergleichen Gelder daselbst nicht angenommen, vielmehr was davon dort befindlich, gleich wegzuschaffen sei. Gotzkowsky ging man nunmehr an, die bereits bezahlten 100,000 Thlr. zurückzunehmen. Begreiflicherweise setzte man ihn hierdurch in doppelte Verlegenheit, einmal, weil er augenblicklich nicht wußte, woher andere Gelder zur Zahlung herzunehmen seien, und dann weil sich jetzt noch weniger Gelegenheit darbot, die einmal negociirten Geldsorten anzubringen.

Gotzkowsky ließ dieselben daher nach Hamburg zurückgehen, sammt Ordre, sie zu jedem Preise loszuschlagen, auch ebenfalls eine Probe von 50,000 Thlrn. nach der Armee zu senden, vielleicht daß sie hier anzubringen wären. Gotzkowsky's Korrespondent, Joh. Jenquel in Hamburg, befolgte diesen Auftrag und sandte am 9. November 1761 eine Extrapost mit 50,000 Thlrn. von Heinrich Amsink, dem Sohne eines dortigen Rathsherrn, begleitet, ab. Die Baarschaften waren an den Joh. Fried. Bertelsmann in Bielefeld adressirt.

Mittlerweile, jedoch nur zwei Tage vorher, am 7. November, hatten die Münzunternehmer in den Berliner Zeitungen bekannt machen lassen, daß keine ausländischen Sorten, auch nicht einmal transito die preußischen Staaten sollten

passiren dürfen und sie versprachen demjenigen, welcher auf dergleichen vigiliren würde, die Hälfte der Summe, welche er anhalten zu lassen vermöchte. Als das Postamt zu Hamburg dieses erfuhr, schickte es der Extrapost, mit welcher Heinrich Amsink sammt den 50,000 Thlrn. abgegangen war, eine Stafette nach. Es gelang, die Gelder und deren Begleiter in Minden festzuhalten, und man hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Nachricht von dem Vorgefallenen an die Münzunternehmer, Ephraim und Itzig, abgehen zu lassen, dieselbe Judengesellschaft, welche so viel Ursache hatte, sich gegen Gotzkowsky für die ihnen bewiesenen Gefälligkeiten dankbar zu bezeigen. Die Firma Ephraim & Söhne hatte jedoch für Erkenntlichkeit und kaufmännischen Anstand kein Gefühl, beeilte sich dagegen, einen Konfiskations-Erlaß auszuwirken. Dies gelang.

Vergeblich blieb Gotzkowsky's Berufung darauf, daß die Geldsorten schon am 9. November von Hamburg abgegangen seien und daß man an diesem Tage dort unmöglich das am 7. November erst bekannt gemachte Verbot habe wissen können, vergeblich war selbst seine beim Könige angebrachte Bitte, die Sache nur wenigstens untersuchen zu lassen. „Es haben die hiesigen Juden" — schrieb der Minister, Graf von Gotter, in seiner Resolution — „mir fast das Haus eingelaufen und gegen Herausgabe der Gelder unter Bedrohung der Königl. Ungnade, auf das Feierlichste protestirt, indem sie sonst nicht im Stande wären, den mit Sr. Königl. Maj. getroffenen Münzkontrakt zu erfüllen und sich von selbigem loszusagen unumgänglich genöthigt wären." — Diese ebenso verdruß- als verlustreiche Affaire war indessen nur ein einzelnes Glied außerordentlicher Einbußen. Das wetterwendische Glück hatte, wie wir sehen werden, einem der Wackersten entschieden den Rücken gewendet.

Im September 1762 befand sich Gotzkowsky in Hamburg, bestrebt, Freunde, die ihn seither mit ihrem Kredit unterstützt und die nun selbst großer Verlegenheit ausgesetzt waren, zu berathen und schließlich mit Thaten beizuspringen. Die schlimme Lage der Vorgenannten rührte davon her, daß ein Berliner Haus, Adrian Sprögel & Sohn, überaus starke Beträge auf Hamburg gezogen hatte, in Summa mehr als 300,000 Thlr. Man setzte in Hamburg Mißtrauen in die Häuser, welche sich auf Acceptation so bedeutender Summen eingelassen hatten, und da diese wieder mit andern Handlungshäusern geschäftlich verwickelt waren, befürchtete man einen Zusammensturz (und derselbe ereignete sich auch wirklich im folgenden Jahre). Dieser schien damals jedoch noch abwendbar, wenn sich das Mißtrauen heben ließ, welches gegen die Operation und die dabei Betheiligten einmal wach geworden. Die vornehmsten Hamburger Häuser wendeten sich nun an Gotzkowsky und erkundigten sich bei ihm nach den Umständen des Berliner Hauses A. Sprögel & Sohn sowie nach der Veranlassung, welche dasselbe bewogen, so große Summen zu trassiren. Unser Fabrikherr kannte die Umstände dieses Hauses nicht, da er mit demselben nie in Verbindung gestanden. Seinem Rathe gemäß ward infolge dessen eine Stafette an einen sichern Freund in Berlin abgesendet mit dem Auftrag, Einsicht in die Sprögel'schen Bücher zu nehmen, um klar darüber zu werden, wie weit der in Hamburg wider dieses Haus gefaßte Argwohn gegründet sei oder nicht.

Die Untersuchung geschah durch den damaligen Münzdirektor Eimke.

Nach acht Tagen erfolgte die Nachricht, daß das Haus vollkommen solvent sei, ja der mitgesandte Auszug des Status bonorum wies einen reinen Vermögensüberschuß von 80,000 Thlrn. nach. Dennoch wollte das Mißtrauen der Hamburger Disconteurs, sowol gegen die Trassanten als gegen die Acceptanten nicht schwinden, und es stand das Schlimmste bevor. Jetzt legten sich die Vornehmsten der Hamburger Kaufmannschaft, denen es um Erhaltung des allgemeinen Vertrauens zu thun war, ins Mittel und ersuchten Gotzkowsky, dem unabwendbaren, auch für den Berliner Kredit so nachtheiligen Bruche entgegenzutreten und die Posten, welche Sprögel & Sohn trassirt, auf sich zu nehmen, weil man in Hamburg unbedingtes Zutrauen zu ihm habe und Jedermann sich beruhigen werde, sobald man erführe, daß er die Sache mit dem Schilde seines Namens gedeckt habe. Man verlange nicht augenblicklich baares Geld, sondern die Tratten sollten nach und nach erst gedeckt werden.

Gotzkowsky erschien jedoch die Sachlage überaus bedenklich, zumal es mindestens zweifelhaft blieb, wie weit der Sprögel'sche Güterbestand, an den er sich zu halten schließlich gezwungen sehen würde, ihm selbst die nöthige Garantie darzubieten vermöchte. Er suchte sich daher dem Andrängen seiner Hamburger Geschäftsfreunde zu entziehen, allein die gefürchtete Katastrophe schien dem Ausbruch nahe, mehrere seiner besten Bekannten waren aufs höchste gefährdet. Um ihretwillen trat er zuletzt doch in Verhandlungen ein; stand doch zu befürchten, daß ein Zusammensturz ebenso den kaufmännischen Kredit Berlins im allgemeinen, wie auch speziell den seinigen, empfindlich berühren könne. Kurz, er ging auf die vorgeschlagene Intervention ein. Die Sache endete jedoch sehr verhängnißvoll für den Mittelsmann. Bald nach seiner Heimkehr überzeugte ihn eine Untersuchung der Bücher von Sprögel & Sohn, daß deren Außenstände und Grundbesitz zur Deckung der von ihm übernommenen Verbindlichkeiten nicht hinreichten und daß vielmehr ein Defizit von 150,000 Thlrn. vorhanden war.

Diese gefährliche Unternehmung ist mit Unrecht Gotzkowsky als ein Akt von Leichtsinn angerechnet worden. Die Lage Berlins war damals in der That eine höchst prekäre. Die viel besprochenen mißlichen Münzoperationen des schwer bedrängten Königs hatten dem Handel und dem Kredit der Hauptstadt ausnehmend viel Abbruch gethan. Es stand sicher zu erwarten, daß der Fall der Firma Sprögel & Sohn den Sturz einer ganzen Reihe Berliner Häuser nach sich ziehen werde. Gotzkowsky mußte außerdem aus andern noch näher liegenden Gründen daran gelegen sein, den allgemeinen Kredit mit aufrecht halten zu helfen.

Als nämlich der Siebenjährige Krieg zu Ende war, betrugen seine Forderungen an Sachsen noch zwei Millionen Thaler. Diese ganze Summe war von ihm an die preußische Regierung gezahlt worden, und Gotzkowsky hatte daher für alle seine Anstrengungen gewiß wenigstens ein Recht zu der Hoffnung, daß der Staat ihm zur Erlangung jener Summe behülflich sein werde.

Zudem hatte Gotzkowsky zu größerer Sicherstellung kein kaufmännisch zulässiges Mittel verschmäht. Er hatte die Vorsicht nicht außer Acht gelassen, sich die Verschreibungen der Leipziger Kaufmannschaft in Schuldscheinen ausfertigen zu lassen, welche auf die alte Goldwährung reduzirt waren. Daraus nun erwuchsen ihm reiche Gewinne infolge von Coursdifferenzen, welche nicht selten

30% und noch mehr zu seinen Gunsten betrugen. Alle die mit diesen Geschäften verbundenen Transaktionen waren damals noch im Gange und es ist daher sehr begreiflich, daß Gotzkowsky die gewichtigsten Gründe haben mußte, den allgemeinen Kredit stützen zu helfen. Ließ sich auch der Nutzen, welcher hieraus, sowie aus der Leipziger Kreissteuerangelegenheit erwuchs, recht wohl auf eine halbe Million Thaler veranschlagen, so that Vorsicht in Bezug auf den Stand des Geldmarktes um so nöthiger, als diese Gewinne absorbirt waren durch eine ganze Reihenfolge empfindlichster Einbußen, infolge deren er sich gezwungen gesehen hatte, die zu seinen Geldgeschäften benöthigten großen Summen stets auf dem Wege eines ausgedehnten Wechselkredites aufzubringen. Damit aber die ihm ausgestellten Sicherheitspapiere nicht unausgenützt blieben, ließ sich Gotzkowsky bestimmen, im Verein mit einem Amsterdamer Freunde Leonard de Neufville und drei Berliner Handlungshäusern den Ankauf der nach dem Friedensschluß in Preußen zurückgebliebenen großen russischen Magazine zu übernehmen, in der Hoffnung, dabei seine Wechsel auf Sachsen in Zahlung anbringen zu können. Allein das Geschäft erwies sich für ihn in seinen Folgen noch weit unheilvoller, als alle vorhergegangenen Unternehmungen. Wie gewöhnlich figurirte Gotzkowsky dabei als Hauptkontrahent, und da nun die Magazine der Russen bei näherer Kenntnißnahme durchweg nicht als so werthvoll sich erwiesen, wie man hatte glauben lassen, die Verbindlichkeit der Käufer aber durch Unvorsichtigkeit der Gesellschafter Gotzkowsky's nicht rückgängig zu machen war, so ergossen sich wiederum alle Unannehmlichkeiten über diesen, während jene sich ihren Verpflichtungen schmählicherweise zu entziehen suchten. Dazu kam, daß der Amsterdamer Theilnehmer Leonard de Neufville, der einzige, der seinen Verbindlichkeiten wol nachgekommen wäre, durch niedrige Machinationen der Berliner Judenschaft bis zur Zahlungseinstellung gebracht wurde. Dieser Freund Gotzkowsky's unterhielt auf allen Handelsplätzen Europa's intime Verbindungen. Sein Sturz hatte daher den einer großen Anzahl anderer Häuser zur Folge und auch Gotzkowsky's kaufmännische Ehre und sein Glück sanken dahin, zumal er mit einer großen Zahl Firmen in Beziehungen stand, die gleich ihm durch den Bankerott de Neufville's erschüttert oder momentan zahlungsunfähig geworden waren. Damals befanden sich nun die Operationen, welche von der letzten sächsischen Kontribution herrührten, noch im Stadium der Abwicklung und die gestürzten Geschäftsfreunde unseres Gotzkowsky waren infolge dessen mit Rimessen oder Acceptationen des letztern versehen worden, um dessen vorzüglich aus jenen Transaktionen herrührende Tratten zu decken, die sich hierfür allein auf über zwei Millionen summirten. Nun kamen demselben nicht allein alle seine zurückgewiesenen und auswärts protestirten Ziehungen, sondern auch noch jene beträchtliche Anzahl von Deckungsaccepten über den Hals, und es wurden ihm aus diesem Grunde viel mehr Wechsel präsentirt, als er thatsächlich einzulösen schuldig war.

Kein Wunder, daß in Berlin eine allgemeine Geschäftskrise mit ihrem Kulminationspunkt auf dem Comptoir Gotzkowsky's stattfand. Um der steigenden Vertrauenserschütterung, die einen Theil von Europa durchzitterte, soweit er es vermochte, Einhalt zu gebieten, setzte der König eine besondere Kommission nie-

der mit dem Auftrag, die Angelegenheiten der insolventen Firmen der Hauptstadt zu untersuchen und soviel wie möglich Ordnung in das schwer zu entwirrende Chaos zu bringen.

Die Zurückweisung der von Gotzkowsky ausgestellten Deckungsaccepte vermehrte in betrübender Weise den ungünstigen Stand seiner Angelegenheiten, sodaß die Kommission nach genauer Prüfung der Masse den Gläubigern nur 50% anzubieten im Stande war. Nun aber trat in dem Augenblick, wo dieselben sich der Hoffnung trösteten, nur die Hälfte ihrer Forderungen zu verlieren, das russische Gouvernement mit seinen Ansprüchen von 210,000 Thlrn. aus dem Magazingeschäfte auch noch auf und ließ Beschlag auf die gesammte Masse legen. Wiewol Gotzkowsky und dessen Parteien die Rechtmäßigkeit des Vorgehens von seiten des Gesandten Rußlands und überhaupt die Rechtsbeständigkeit jener Ansprüche bestritten, weil sich die übernommenen Magazinvorräthe nicht in der ausbedungenen Beschaffenheit befunden, die vis major wußte ihre Sache durchzusetzen, und es wurde infolge dessen ein Vergleich getroffen, kraft dessen Gotzkowsky 30,000 Thlr. baar und 180,000 Thlr. in Gemälden aus der Masse zu zahlen hatte.

Natürlich blieb demselben unbenommen, seinerseits wieder seinen Regreß an die an jenem Geschäfte weiterhin Betheiligten zu nehmen; aber ohne Prozeß ließ sich die Sache nicht zum Austrag bringen und ihr Ausgang schien mindestens zweifelhaft. Dieser Zwischenfall verringerte natürlich den Stand der Masse zu Ungunsten der kaufmännischen Gläubiger. Trotz aller unermüdlichen Anstrengungen des Betroffenen würde es nach diesen Vorgängen damals schwer gefallen sein, das Angebot von 50% aufrecht zu halten, das sämmtliche Kreditoren angenommen, hätte sich nicht der König ins Mittel geschlagen und durch Uebernahme der Porzellan-Manufaktur, zum Preise von 225,000 Thlrn., Gotzkowsky die Möglichkeit geboten, den Ansprüchen seiner Gläubiger auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Forderung durch Baarzahlung gerecht zu werden. Damit hatte jedoch die schlimme Lage des gebeugten Mannes noch lange nicht ihre Endschaft erreicht. Es galt ihm als Ehrenpflicht, aus den Ruinen seines Geschäftes noch soviel herauszuarbeiten, um für sich den Namen eines Ehrenmannes aufrecht zu erhalten und durch Nachzahlungen, soviel in seinen Kräften stand, die Verluste seiner Geschäftsfreunde zu vermindern. Folge davon waren unzählige Verdrießlichkeiten, Klagen und Gegenklagen, Vorwürfe und Gegenvorwürfe.

Daß die so glänzend begonnene Thätigkeit dieses verehrungswürdigen Menschen so niederschlagend-betrübend endigte, berührt sicherlich auch unsere Leser schmerzlich. Und unser Mitgefühl erwacht aus voller Tiefe, wenn wir erfahren, daß Gotzkowsky den Kelch menschlicher Enttäuschungen hat bis auf den Grund leeren müssen. Während er in den Zeiten der Noth die Erfahrung machte, wie viel Freunde auf ein Loth gehen, hörte der Mann mit dem warmen Herzen nicht auf „mitzufühlen und wohlzuthun.“ Er ließ sich darin nicht irre machen, als Neid und niedrige Gesinnung hämisch nach den Beweggründen forschten, welche die Handlungsweise eines Menschenfreundes so seltener Art bestimmen halfen. Als damit die Engherzigkeit zu Ende gekommen, gefiel sich die Lieblosigkeit in Untersuchung der müßigen Frage, ob es Gotzkowsky nicht

längst sich und andern schuldig gewesen, einen Bruchtheil seines Vermögens zu retten und seine Zukunft vor dem wirren Spiel kaufmännischer Glücksfälle einigermaßen sicher zu stellen? Ja es ward die redliche Grundlage vieler der Unternehmungen des wundersam thätigen Mannes angezweifelt. Im großen Ganzen hat freilich der Erfolg immer Recht. Der, dem eine Sache fehl schlägt, heißt alsdann ein Thor, Schuft oder Lump. . . . Wie thöricht! . . . Kann doch selbst der klügste und raffinirteste Spekulant sich nicht rühmen, den Erfolg eines mit aller denkbaren Umsicht eingeleiteten Geschäftes voraussehen zu wollen! Wer kann überhaupt wissen, wie weit ihm das Glück bis ans Ende seiner Tage treu bleibt? Unerwartet treten ja so leicht zwischen die am besten eingeleiteten Operationen politische Verhältnisse, deren Ausgang die größte Klugheit des Einzelnen nicht voraus zu berechnen vermag, weil dergleichen ganz außer seiner Beeinflussung steht, während allzu gutes Vertrauen zur Redlichkeit Anderer, mit denen wir verkehren, und die das gewährte Vertrauen nicht verdienen, hinreicht, jene verhängnißvollen Zufälle des Lebens zu beschleunigen, denen auch die größte menschliche Einsicht unterliegt! Mit einem Male schwinden dann rasch dahin wohlerworbene Güter, deren wir uns gestern noch erfreuten! Um deswillen aber ist der Unternehmende und Kühnere nicht zu tadeln, wenn der Erfolg ihn im Stiche läßt und sich die Gunst des Schicksals einem Glücklicheren zuwendet. Ist und bleibt der „wagende“ Kaufmann ein redlicher und gewissenhafter Mann, so wird er sicher im Unglücke nicht die Achtung der Bessern und Einsichtsvolleren seines Standes verlieren. Wenn Jedermann vor einem Wagniß zurückbebte — wo bliebe dann die kaufmännische Spekulation? — Und wenn gar ein Tadelwort sich darüber hervordrängt, daß Gotzkowsky über seine Kräfte hinaus sich selbst in den mißlichsten Lagen als echter, uneigennütziger Menschenfreund zeigte, und wenn man hämisch fragte, ob er ein Recht dazu gehabt, zu einer Zeit freigebig und gütig zu sein, zu welcher der Umfang, ja nicht einmal der verbliebene Rest seiner Habe sich mehr überschauen ließ, so sei hier zur Ehrenrettung eines wackern Mannes ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er sich weder in seinen besten Tagen dazu drängte, die oft so undankbare Rolle eines Menschenfreundes par excellence zu übernehmen, ebenso wenig als er es vermochte, sein Herz zu jenen Zeiten dem Mitleide zu verschließen, während welcher er selbst der Theilnahme seiner Mitbürger vielleicht am bedürftigsten war. Eine nicht geringe Anzahl Wittwen und andere hülfsbedürftige Personen, die bestimmte Jahrgelder von einem unbekannten Wohlthäter genossen, erfuhren erst nach dem Sturze Gotzkowsky's, als die Hülfe aufhörte, wer ihr Wohlthäter so lange Zeit hindurch gewesen war. Wer wagt es, einen Stein auf den Edlen zu werfen, für den es Bedürfniß ist Gutes zu thun, der selbst in den drückendsten Umständen den Regungen eines braven Herzens folgt und, sich selbst darüber vergessend, immer als ein echter Christ fühlt und handelt?

Aber unser Gotzkowsky zeigte sich auch nach seinem Falle als ein muthiger Kämpfer gegen die Keulenschläge des Schicksals. Unterstützt von einigen Freunden arbeitete er in den Jahren 1764 bis 1766 unverdrossen daran, aus den Trümmern seines Wohlstandes zu retten und soviel in Geld umsetzen, als sich nur hierzu Mittel darbieten wollten. Dergestalt gelang es dem redlichen Manne,

den Bedürftigsten unter seinen Kreditoren ansehnliche Summen nachzuzahlen. Wiewol er sich mit allen Gläubigern durch Zahlung von 50% ihrer Forderungen abgefunden, brachte er doch noch 400,000 Thaler zusammen, eine Summe, die hingereicht hätte, ihn zum wohlhabenden Manne zu machen, wenn er weniger redlich gedacht und sie einzig zu seinem eignen Nutzen verwendet hätte. So aber zog er den Reichthum eines guten Gewissens allem materiellen Wohlbefinden vor. „Ich würde — sagt er — bis an das Ende meines Lebens rechtschaffen und wol auch erfolgreich fortgewirthschaftet haben, wenn nicht Mitte des Jahres 1766 der Handel einen völligen Stillstand empfunden hätte. Man bemerkte einen allgemeinen Geldmangel, die Waaren galten kaum die Hälfte des Werthes; brauchte man auf kurze Zeit Geld, so fanden sich zwar Wucherer genug, die auf Unterpfand gegen 12% Zinsen Gelder hergaben, allein bei ehrlichen Leuten war kein Geld zu finden. Es war unmöglich, daß ein ehrlicher Kaufmann unter solchen Umständen bestehen konnte."

„Ich zog mir diesen Umstand dermaßen zu Gemüthe", so fährt der redliche Mann in seiner Selbstbiographie weiter fort, „daß ich fast meine Sinne verlor und im Monat Juli ganz gedankenlos von den Meinigen im Garten auf der bloßen Erde liegend gefunden wurde, wo ich vielleicht die halbe Nacht hindurch gelegen haben mochte. Man suchte mich wieder aufzumuntern und durch Arzneimittel mir zu Hülfe zu kommen. Als ich wieder zur Besinnung kam, faßte ich den Entschluß, lieber mein ganzes übriges Vermögen abzutreten und bettelarm zu werden, als ein so unruhiges und trauervolles Leben fortzuführen. Ich übergab meinen Status bonorum den Gerichten und bat, denselben meinen Gläubigern nebst meiner genommenen Entschließung bekannt zu machen."

„Ungeachtet nun dies geschehen war und die von meinen Kreditoren erwählten und gerichtlich bestätigten Kuratoren mein abgetretenes Vermögen in Beschlag genommen hatten, mir mithin alle freie Disposition darüber benommen war; so hielt doch einer meiner Kreditoren, der in Ansehung der übrigen, die alle in meine Vorschläge gewilligt hatten, wie eine Mücke gegen einen Elephanten anzusehen war, eine Sentenz wider mich. Diese wurde mir den 12. März 1767 behändigt und mir nicht einmal die sonst gewöhnliche Frist zur Anschaffung des Geldes verstattet, sondern noch am nämlichen Tage und drei Stunden nach der gerichtlichen Behändigung wurde ich schon durch zwei Gerichtsdiener unter dem Vorwande verhaftet, daß man den Verdacht wider mich hege, ich würde mich heimlich aufmachen und wie ein Schelm davon gehen. Jene Leute hatten den schärfsten Befehl, mich nicht aus dem Gesicht zu lassen, und ich war gezwungen, gleich einem Missethäter, die Nacht neben ihnen zuzubringen, welches die allerschrecklichste war, die ich in meinem Leben zugebracht habe. Noch nie hat man einen so schnellen Arrest, als gegen mich geschehen, ausgewirkt gesehen."

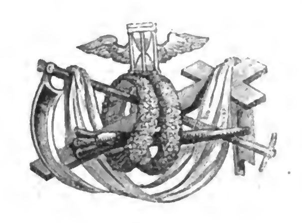
Solch ein Schicksal war dem Manne vorbehalten, welcher mehr als einmal seine Person und sein Vermögen für seine Mitbürger aufs Spiel gesetzt und dem man einige Jahre zuvor das Zeugniß gegeben hatte, es sei ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein schlichter Bürger für Andere soviel Schweres ohne allen Eigennutz ausgestanden und unternommen, wie dieser wackere Mann. „Man würde mich sogar am andern Tage nach dem Gefängniß abgeführt haben",

fährt Gotzkowsky zu erzählen fort, „wenn nicht ein Mann, dem ich niemals die geringste Gefälligkeit zu erweisen Gelegenheit hatte, großmüthig gehandelt und bis nach ausgemachter Sache Bürgschaft für mich geleistet hätte.“

„Ich kann diese Geschichte mit Recht mit den Worten aus einer bekannten Fabel schließen: Mit Undank lohnet die Welt!“

Verscheuchen wir in uns den Eindruck dieses Schmerzensrufes im Hinblick auf die größere Gerechtigkeit der Nachwelt. In unsern Tagen würde man einem Manne von Gotzkowsky's Werth durch Subskription zu Hülfe gekommen sein, wie dies wenigstens in Frankreich und noch mehr in England, in letzter Zeit selbst bei uns nicht selten vorgekommen ist. Vor hundert Jahren war dergleichen nicht Sitte. Damals übte man noch mehr als heute die abscheuliche Methode, über eine gestürzte Größe herzufallen. Statt Gotzkowsky für seinen vielfach kundgegebenen Opfermuth zu danken, legte man ihm das allgemeine Elend und die dem Kriege gefolgte Noth, besonders in Berlin und Leipzig mit zur Last. Hat nun auch der seinen Christenpflichten stets so eingedenk Gebliebene bei der Mitwelt den schnödesten Lohn geerntet, so strahlt um so heller der Ruhmeskranz, welchen die parteilose Nachwelt denen flicht, welche künftigen Geschlechtern ein nachahmungswerthes Beispiel echter Vaterlandsliebe und Aufopferung gegeben. Preußen wird stets in Gotzkowsky einen seiner edelsten Bürger ehren.

So sehr man diesen guten und großen Bürger zu seinen Lebzeiten verleumdete und verfolgte: der treffliche Mann blieb sich bis an sein Ende selbst getreu. Leider haben wir zu berichten, daß der an allen bürgerlichen Tugenden so reiche Mensch, der Tausenden ein Wohlthäter gewesen war, 1775 in Armuth und Zurückgezogenheit geendet hat. Keiner von allen seinen Freunden stand an seinem Todtenbette, um ihm die müden Augen zuzudrücken, die während vieler Nächte für Anderer Wohl gewacht hatten; keiner von denen, welchen er zum Glücke verholfen, war erkenntlich genug, seinem Sarge zu folgen und eine Hand voll Erde auf denselben zu streuen. Keinem von allen seinen Zeitgenossen fiel es ein, daß „es ein Beispiel ohne Beispiel sei“, daß man einen Patrioten, wie Gotzkowsky, in solcher Lage verkommen lassen konnte, eine jener seltenen Persönlichkeiten, die uneigennützig sich und ihr Vermögen fürs Beste ihrer Mitbürger und ihres Vaterlandes zu opfern bereit sind. — Undank ist der Welt Lohn — und dennoch sollen wir nie aufhören Gutes zu thun.





Ansicht von Danzig.

Das nordische Venedig.

Ein Städtebild.

Unter theilweiser Benutzung eines Aufsatzes von G. Jaquet.

1. Die freie Stadt Danzig während der Zeit ihrer ersten Blüte als einer der Vororte des deutschen Hansabundes.

Es dürfte wenige Städte geben, deren Entwicklung das Auf- und Niedergehen in Handel und Wandel charakteristischer zur Anschauung bringt und die Bedingungen ihres Gedeihens gleich klar erkennen läßt, als die altehrwürdige Hansastadt Danzig, wenn wir jene Wandlungen betrachten, vermöge welcher Danzig das geworden, was es einst gewesen und heute wieder geworden ist.

Diese interessante Stadt, kaum etwas mehr als eine halbe Meile von der Danziger Bucht entfernt und am Einfluß der kurz vorher durch die Radaune verstärkten Mottlau in den Danziger Arm der Weichsel gelegen, verdankt, wie so viele ihresgleichen, ihre Erhebung aus der Finsterniß der Barbarei und Roheit nur dem Länder und Meere verbindenden Handel. Danzig's erstes Hervortreten fällt in die Zeiten, zu welchen die Gegenden an der Weichsel

überhaupt anfingen Bedeutung zu erlangen, seine Blüte steigt und sinkt mit derjenigen der deutschen Hansa; der Niedergang dieser nach Lübeck zweitwichtigsten Repräsentantin der Macht kaufmännischer Vereinigung ist zugleich die Geschichte der abnehmenden Handelsbewegung auf der Ostsee nach Entdeckung neuer Verkehrswege auf dem Meere, gen Westen nach Amerika und gen Osten um das Kap der guten Hoffnung. Die neueste Periode der Wiedererhebung der altehrwürdigen Stadt unter preußischer Herrschaft dagegen bildet zugleich einen überaus wichtigen Beitrag zur Geschichte des norddeutschen Königreichs unter dem Scepter der Hohenzollern.

Und in der That, es gewährt das „nordische Venedig“ mit seinen neun Vorstädten und zahlreichen Thürmen, im Westen eingesäumt von waldigen Höhen, auf den übrigen Seiten von saftigen Wiesen und Gärten, schattigen Linden- und Obstbaumalleen und sich hinziehend an einem von Fahrzeugen aller Art belebten Strome, ein außerordentlich liebliches Bild für den Beschauer. Ein Blick von der Höhe auf die Festungswerke mit ihrem Hauptwall und 20 Bastionen, ihren Gräben und zahlreichen Forts, auf das Leben in Neufahrwasser, dem eigentlichen Hafen der Stadt, mit seinen Steinmolen, Waarenspeichern und seinem Leuchtthurm, endlich die Fernsicht nach der kaum eine Meile entfernten, von Segelschiffen und Dampfern durchkreuzten Ostsee, vermehrt den Eindruck, den die ehrwürdige Metropole auf den Beschauer ausübt. Aber selbst der von den Reizen einer frischen Umgebung weniger Gefesselte, selbst derjenige, welcher verschmäht, die mit Eichengebüsch bewachsenen Hügel oder den mit geschmackvollen Anlagen geschmückten Karlsberg oder das benachbarte, uralte Kloster Olivia aufzusuchen, findet doch Genüge, wenn er an von Wasser durchrieselten Wiesengründen vorüber nach dem mit 30 Bauerndörfern besetzten, fruchtbaren Danziger Werder wandelt, welcher sich zwischen der Mottlau und Weichsel südwärts gen Dirschau zu erstreckt. Und der Alterthumsfreund wird zugeben müssen, daß ein Spaziergang in der Stadt selbst einen verwöhnten Reisenden befriedigt. Denn unter allen deutschen Städten, mit Ausnahme von Nürnberg, Hildesheim, Münster, Prag und einigen rheinischen Orten, bietet Danzig mit seinen unregelmäßigen, hohen, eigenthümlichen, thurm- und laternenartigen, luftigen Häusern, sammt ihren Beischlägen, Balkonen und oft höchst zierlichem Bildhauerschmuck mit die originellste, scharf ausgeprägteste Physiognomie.

Einer der geistreichsten Fürsten aus dem Hohenzoller-Geschlechte *), wunderbar berührt von der Lage und dem stattlichen Aussehen Danzigs, hat daher überaus zutreffend die Stadt mit dem Beinamen: „das nordische Venedig“ geehrt.

Eben infolge seiner Lage und im Besitze mehrerer Wasserstraßen hat die Metropole von Westpreußen in Wirklichkeit innerhalb einer Reihe von Jahrhunderten niemals aufgehört, zu den bedeutendsten Plätzen im Norden und Osten der deutschen Meere zu zählen, wenn sich auch die Natur ihrer Beziehungen und die Gegenstände ihrer Thätigkeit vielfach geändert haben. Immer aber standen unter ihren Handelsartikeln mit obenan: Bodenerzeugnisse aller Art, vornehmlich

*) König Friedrich Wilhelm IV.

Holz und Getreide, woher auch die schon in alten Zeiten übliche Bezeichnung Danzigs als „Kornkammer des Nordens" stammt.

Bei dem geschichtlichen Rückblick, der uns hier zunächst beschäftigt, lassen sich nach dem Obengesagten genau drei Epochen unterscheiden, während deren wir in Bezug auf die Entwicklung der Stadt die eingreifendsten Wandlungen sich vollziehen sehen. Zuerst die des Aufstrebens Danzigs bis zum Höhepunkt seiner Blüte, gemeinsam mit derjenigen des Hansabundes, dann ihr allmäliger Niedergang während mehrerer Jahrhunderte erlangter Selbständigkeit als Republik unter polnischem Schutze, endlich ihr Wiederaufleben zu erneuter kommerzieller Bedeutung mit voran im Reigen angesehenster preußischer Städte, unter welchen sie heute nach Stettin als wichtigste Handelsstadt an der Ostsee eine hervorragende, unter den Städten Westpreußens dagegen die erste Stelle einnimmt.

Wenden wir uns nunmehr der frühesten Geschichte dieser interessanten Stadt zu. In grauester Vorzeit hausten in der Umgegend derselben, in Höhlen wohnend, als wilde Küstenbewohner die Skyren. Dieselben waren schon den Briten des Alterthums, den Phöniziern, wohlbekannt. Denn von der bewohnten Küste des heutigen Westpreußens holten letztere den Bernstein, jenes in den ältesten Kulturperioden schon so gesuchte Naturprodukt, dessen bereits der griechische Dichter Hesiod Erwähnung thut. Hier legten die kleinasiatischen Kaufleute, behufs Vermittelung des Eintausches des genannten werthvollen Handelsartikels eine Pflanzstadt an, die sie „Skürgon", d. h. „Skūren-Ort", nannten und die mehrere Jahrhunderte bestanden zu haben scheint. Als mit dem Verluste ihrer staatlichen Selbständigkeit auch der Handel der phönizischen Stadt erlosch, hörte auch der Verkehr der kultivirteren Welt mit diesen fernen Gegenden auf, über die nun wieder dichte Finsterniß sich lagerte, welche nur wenig durch spärliche Nachrichten erhellt wird. Damals lebten hier, nach Angaben des römischen Geographen Pomponius Mela und des noch berühmtern Geschichtschreibers Tacitus, neben den eingeborenen Höhlenbewohnern — die aber jetzt nicht mehr „Skyren" sondern „Vemter" (Wenden?) genannt werden — und über diese herrschend, ein gothischer Stamm, die Butonen, welche ebenfalls eifrig den Bernstein sammelten, den von ihnen, durch Vermittelung der Markomannen, eines weitverbreiteten und schon ziemlich kultivirten germanischen Stammes, die schmuckliebenden Römer erhielten. Von diesen Gothen nun soll, um das Jahr 100 v. Ch. G., unfern der Mündung des Flusses Vistula (Weichsel) eine gewaltige Schanze, „Giötheskans" (d. h. die „Gothenschanze") genannt, angelegt mit einer streitbaren Besatzung versehen worden und aus dieser gothischen Militär-Kolonie Danzig entstanden sein. Wahrscheinlicher aber verdankt, worauf auch schon der Name hindeutet, Danzig seine Entstehung einer dänischen Kolonie „Danswyck" (d. h. „Dänen-Ort"), die um das Jahr 350 unserer Zeitrechnung hier zum Betriebe des Bernsteinhandels gegründet ward.

Die erste historische Nachricht über Danzig findet man bei dem Biographen des heiligen Adalbert von Prag, des großen Preußenbekehrers und schließlich (997) Märtyrers. Dieser nennt sie „Gidanie" (daher das latinisirte Gedanum); in einheimischen Urkunden, die dem zwölften Jahrhundert angehören, wird die Stadt „Gdanczk", in folgenden „Gdanz", im vierzehnten

Säculum schon „Danske“ und „Danzke“, in den lateinischen Chroniken jener Zeit aber «Dantiscum» genannt. Um das Jahr 1000 war die schon nicht mehr ganz kleine Stadt, deren frühere politische Verhältnisse man nicht kennt, unter den Szepter des mächtigen Polenkönigs Boleslaw des Tapfern gekommen, gleichzeitig dem Christenthume gewonnen und bald darauf Sitz der Markgrafen von Pommerellen geworden, polnischer Vasallen, die sich in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nach und nach völlig unabhängig von Polen machten und den Herzogstitel annahmen. Unter ihrer Herrschaft entfaltete sich hier ein ziemlich reger Handelsverkehr. Schon in einer geistlichen Urkunde aus dem Jahre 1050 wird Danzigs als eines Ortes Erwähnung gethan, wo sich ansehnliche Niederlagen von Oel, Heringen und anderen gesalzenen und getrockneten Fischen befinden, die zu Lande nach Pommern, der Kassubei und Polen, und zu Wasser zumeist nach der Insel Gothland verführt wurden, deren Hauptstadt Wisby wir bereits als Hauptemporium des gesammten nordischen Handels kennen gelernt haben. Noch im nämlichen Jahrhundert trat Danzig in unmittelbaren Verkehr mit der Ostküste von Schweden, im folgenden mit Dänemark, Schleswig, Schonen und den Städten der mecklenburgischen und vorpommerschen Küste, sowie mit Lübeck. Sein Handel muß um das Jahr 1200 bereits ein für jene Zeiten sehr beträchtlicher gewesen sein; denn eine Abgabe (eine Art Zehnt) von den Kramläden der Stadt, welche Herzog Mestwin I. 1209 dem von ihm gestifteten Kloster Zuckau zuerkannte, und die vornehmlich von eingeführten fremden Tuchen gezahlt werden sollte, bildete das Haupteinkommen des genannten Klosters. Unter Mestwin's Sohne Swantepolk begann die noch bis auf den heutigen Tag üblich gebliebene Messe, die von dem Tage, an welchem sie ihren Anfang nahm, dem Festtage des heiligen Dominicus, den Namen „Dominiksmarkt“ erhielt. Sie ward damals vor der Kirche dieses Heiligen abgehalten, wo des an diesem Tage reichlich gespendeten Ablasses wegen sich eine Menge Menschen zusammenfand.

Das pommerellische Herrscherhaus starb im Jahre 1295 mit Mestwin II. aus. Danzig, wie überhaupt Pommerellen, hätte nun eigentlich an Polen zurückfallen sollen, konnte jedoch von dem schwachen Könige Wladislaw Lokietek den brandenburgischen Markgrafen, die gleichfalls Erbansprüche geltend machten und sich der Stadt durch Verrath bemächtigt hatten, ohne fremde Hülfe nicht entrissen werden. Wenige Jahre später sehen wir die Stadt in die Hände der „Kreuzherren“ oder „Ritter des deutschen Ordens“ fallen, welche von ihrem Stammsitze Marienburg aus diese Hülfe (1309) geleistet hatten und denen Wladislaw die ausbedungene Entschädigung nicht zu zahlen vermochte.

Einhundert vier und vierzig Jahre (bis 1454) verblieb Danzig unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Nachdem die Folgen der Katastrophe, welche der Beginn der Ordensherrschaft mit sich geführt, überwunden waren, kann man diese anderthalbhundert Jahre als die Blütezeit des nachher so üppigen und fruchtbringenden Wohlstandes der Stadt Danzig und ihres Gebietes betrachten. Sicher unter dem schützenden Paniere des mächtigen Ordens, entfernt vom Schauplatze vieler blutigen Kriege, welche derselbe zu führen hatte, andererseits gegen jede etwaige Anmaßung der Ritterbrüder geschützt durch seinen wahr-

scheinlich schon im ersten, mindestens aber im zweiten Viertel des vierzehnten Säkulums erfolgten Zutritt zur mächtigen Hansa, zu deren angesehensten Gliedern es sofort gehörte, dabei alle Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen dieses Bundes mit genießend, konnte es nicht fehlen, daß Danzig bald zu sehr großem Wohlstande und gleichzeitig zu einer inneren Stärke und festen Haltung gelangte, welche es befähigten, aus den Erschütterungen und Stürmen späterer unruhe- und drangsalsvoller Zeiten ungefährdet hervorzugehen Doch fehlte es auch schon in dieser Periode nicht an inneren und äußeren Kalamitäten, deren größte wol die gräßliche Hungersnoth von 1312 auf 1313, wo man den Scheffel Getreide mit 24 Thalern (nach damaligem Geldwerthe reichlich das Zehnfache dessen, was diese Summe heut zu Tage bedeutet) bezahlte und, von Hunger gequält, die Gehenkten abschnitt, sowie sonstige Leichen ausgrub und verzehrte.



Schloß Marienburg, ehemaliger Sitz der deutschen Ordensritter.

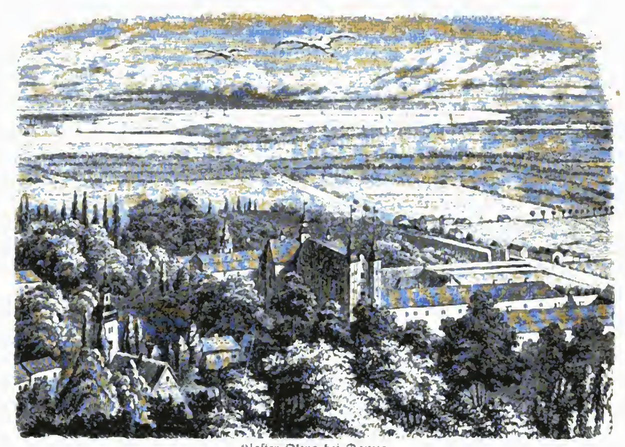
Während dieser Periode fielen sich sogar die Lebendigen blutgierig an, um nicht der Verzweiflung zur Beute zu werden. Doch diese Zeit der Noth ging schnell vorüber, und auf die zwei Jahre des Mangels folgten doppelt so viele des Getreideüberflusses, in denen der Preis der Last (à 56 Scheffel, nach Danziger Usance) auf 24 Groschen herabsank.

Neben der Altstadt, dem alten, dänischen oder gothischen Danzig, ward schon 1311 vom Orden ein neuer Stadttheil, nach den ihm verliehenen Rechten die „Rechtstadt" genannt, desgleichen 1380 durch den großen Hochmeister Wienrich von Knieprode ein dritter, die „Jungstadt", und endlich, als Anhang zur Rechtstadt und unter deren Jurisdiktion stehend, 1393 die „Vorderstadt", heut zu Tage: „innere Vorstadt", angelegt. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts zählte Danzig mit seinen Vorstädten schon eine Bevölkerung von mindestens 40,000 Seelen, sodaß es zu den volkreichsten Städten des in jener Zeit viel

weniger als heutzutage bevölkerten und namentlich an Großstädten viel ärmeren Europa's gehörte. Der Handel aber hatte in den Jahren 1397 bis 1408 und 1412 bis 1417 sein goldenes Zeitalter; denn man hat aus dem von den eingegangenen Waaren erhobenen „Pfundzoll" berechnet, daß der Werth der Einfuhr in dem erstgenannten zwölfjährigen Zeitraume nach heutigem Geldwerthe 17, in dem zweiten sechsjährigen 18 Millionen Thaler durchschnittlich jährlich betragen haben muß. Danzigs Schiffe segelten fast nach allen in jener Zeit bekannten Küsten, und auch werthvolle Produkte des nördlichen Rußlands und des Orients kamen über Groß-Nowogrod und Krakau nach Danzig, von wo aus sie dann wieder weiter geführt wurden. Die Hauptgegenstände dieses ausgebreiteten Handels waren: polnisches Getreide, zu dessen Einkauf sich 1398 gegen 300 Schiffe aus Frankreich, den Niederlanden und England einfanden und dessen jährliche Ausfuhr sich auf mindestens 75,000 Last durchschnittlich erstreckte; sodann Holz, welches die preußischen und pommerschen Forsten in Menge lieferten, Asche, Pech und Theer; ferner: Flachs und Hanf, womit im Jahre 1400 vierzig Danziger Kaufleute einen weitreichenden Großhandel trieben; Eisen, das als Roheisen aus Schweden und Norwegen kam, auf Danziger Eisenhämmern zu Stangen und Geräthen verarbeitet wurde und in dieser Form nach Skandinavien zurück und nach Rußland ging. Ebenso verarbeiteten Danziger Werkstätten auch die oberpolnischen Blei- und die ungarischen Kupfererze, und namentlich erstere in solcher Menge, daß jährlich 60- bis 70,000 Centner Blei in den Handel gebracht wurden. Zu dem beträchtlichen Handel, der mit englischen, flandrischen und schlesischen Tuchen von Danzig nach Polen, Rußland und Schweden betrieben wurde, fügten die städtischen Manufakturen ein bedeutendes Kontingent hinzu; und kaum hatte Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden, so zog der Danziger Spekulationsgeist dessen Bereitung und Versendung gleichfalls in den Bereich seiner Thätigkeit; desgleichen das Seesalz, welches es vornehmlich aus Portugal (St. Ubessalz), und den Wein, den es vom Rhein her, aus Frankreich und Spanien bezog und womit es, gleichwie mit jenem, ganz Preußen, Polen und Lithauen versorgte. Danziger Bier aber ging bis nach Bulgarien und Serbien, Danziger Meth nach allen nordischen Ländern, und mit hier verfertigten sauberen Arbeiten aus Bernstein, Gold, Silber, Zinn und Elfenbein ward ein gewinnbringender, weitgehender Handel, desgleichen auch ein starker Verkehr mit gesalzenen und geräucherten Fischen, fertigen Kleidern und Pfefferkuchen getrieben.

Dieser ausgebreitete Handel, in Verbindung mit der gleichfalls nicht unbedeutenden gewerblichen Thätigkeit Danzigs, erzeugte in der Stadt und deren nächster Nachbarschaft einen Reichthum, dessen Kunde den Neid anderer Städte und noch heutigen Tages unser Staunen erregt. Eine Anzahl öffentlicher Gebäude und Privathäuser mit aufwärtsstrebenden arabeskenreichen Giebeln und Dachspitzen, welche meist mit einer Fahne oder einer Figur gekrönt sind, entstammen dem goldnen Zeitalter des nordischen Venedig. Leider begann diese erste Blüteperiode Danzigs schon bald nach dem Jahre 1420 mit der Zunahme der Streitigkeiten, einerseits des Deutschherren-Ordens mit Polen, andererseits des Ordens mit den im Gefühle ihres Reichthums und der dadurch erlangten

Macht häufig gegen seine Verordnungen verstoßenden Großstädten, in Abnahme zu kommen. Sie schwand mehr und mehr, als 1454 die Mehrzahl der westpreußischen Städte und ein Theil der ostpreußischen, an ihrer Spitze Danzig, das nach freier Beschiffung der Weichsel verlangte, in Verbindung mit dem eingebornen Landadel, dem zerrütteten Orden den Gehorsam aufsagten und dafür einen zwölfjährigen Kampf mit demselben (von 1454 bis 1466) aufnahmen, in welchem der König Kasimir IV. von Polen — den, unter den drei in Vorschlag gebrachten Monarchen, die Aufständischen zu ihrem Schutzherrn erkoren hatten — auf Seiten der Abtrünnigen stand. Doch schon hier bemerken wir eine deutsche Partei, die der polnischen gegenübersteht. Heftige Kämpfe fanden statt, bevor der Rath dem Könige Kasimir 15,000 deutsche Söldner stellen durfte, wogegen der letztere die Niederreißung der neben der Altstadt unter dem Schutze des Ordens entstandenen Jungstadt (1400 Häuser, Kirchen und Klöster) guthieß. Ein Versuch durch Syndikus Martin Kogge an der Spitze der deutschen Partei, die Stadt für den Orden wiederzugewinnen, mißlang (1456). Er büßte sein Unternehmen mit dem Tode durch Henkershand. Ebenso mißlang eine Verschwörung des Seifensieders Koch (1462), und im Thorner Frieden (1466) gelangte Danzig sammt Westpreußen an Polen. Der Stadt wurden mancherlei Privilegien und schätzbare Rechte zugestanden. Sie besaß ihr eigenes Gesetzbuch, die Danziger Willkür, schlug ihre eigenen Münzen mit dem Bildniß des Königs von Polen, und hatte ein fast 16 □Meilen großes Gebiet mit 33 sehr wohlhabenden Dörfern. Dem deutschen Orden war nur Ostpreußen verblieben; die Handelsstädte Danzig, Elbing und Thorn dagegen bildeten im Grunde mehr oder weniger selbständige städtische Republiken, über welche dem Polenkönige keine andere, als eine blos schutzherrliche Gewalt zustand. Doch vermochte die erlangte staatliche Selbständigkeit Danzig nicht für die furchtbaren Verluste zu entschädigen, welche der zwölfjährige, mit Erbitterung geführte Krieg seinem Handel und seinem Wohlstande geschlagen. In den folgenden Jahren brachten es Uneinigkeit und Selbstsucht unter den Gliedern des westpreußischen Städtebundes und Königs Kasimir unaufhörliche Geldverlegenheit dahin, daß die Last des Krieges vorzugsweise auf Danzigs Schultern gewälzt blieb. Beinahe unglaublich ist es, was diese Stadt — auch hierin dem Lagunen-Venedig ähnlich — unter den ungünstigsten Verhältnissen, ohne irgend eine Unterstützung von außen her, durch alleiniges Aufbieten ihrer eigenen Kräfte damals zu leisten vermochte, und wahrhaft unerhört sind die Opfer, welche sie gebracht. Als endlich, nach dem Friedensschlusse zu Thorn (1466) das Schwert rastete, zeigte es sich, daß Danzig 1982 seiner Bürger und von den von ihm ausgerüsteten und unterhaltenen Söldnern 14,800, an gemünztem Silber aber nahezu an 700,000 Mark (= 9,800,000 Thlr., eine für damalige Zeiten wahrhaft ungeheure Summe!) und an ungemünztem 323 Mark eingebüßt hatte; sein Landgebiet aber glich, infolge mehrmaliger Verheerung durch Brand und Plünderung, fast einer Wüste.



Kloster Oliva bei Danzig.

2. Niedergang und Zerfall der Republik Danzig unter polnischem Schutze.

Unter so wenig glückverheißenden Auspizien begann Danzig seine Laufbahn als Staat. Nur allmälig kehrten bessere Zeiten zurück, denn auch die folgenden Dezennien waren reich an Unruhen und Wirren mancherlei Art. Theils waren es versuchte Eingriffe der Polen in die verbrieften Rechte der westpreußischen Städte (und vorzugsweise Danzigs), welche abgewehrt, theils innere Unruhen, die beschwichtigt werden mußten, theils endlich äußere Kriege, welche Danzig im Verein mit anderen Hansastädten gegen Dänemark zu führen hatte, dessen König Christian I., wie wir aus der I. Sammlung dieses Buches wissen, die übergroßen Privilegien der Hansa in den skandinavischen Reichen in mancherlei Weise zu schmälern suchte. Ein Danziger Bürgermeister mit Namen Niederstetter war es, welcher im Namen der wendischen und preußisch-livländischen Hansastädte — deren Quartierstadt seit 1449, an des zerstörten Wisby Stelle, Danzig geworden war — als Haupt der Gesandtschaft dem mächtigen Herrscher des skandinavischen Nordens den Krieg ankündigte, der mit Wiederherstellung der angetasteten Privilegien endete.

So ging unter mancherlei Stürmen und Drangsalen das XV. Jahrhundert und das erste Viertel des XVI. vorüber. Es erschien die Zeit der Reformation, mit welcher in der Geschichte Danzigs eine neue Epoche begann. Wenige Jahre zuvor, 1520, hatten seine mannhaften Bürger ihren Muth dargethan, als sie ihre Mauern tapfer gegen ein starkes Truppencorps des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg vertheidigt und 1522 im Bunde mit Gustav Wasa den Tyrannen Christiern (Christian II.) hatten stürzen helfen; — jetzt galt es, eine andere Art von Bürgersinn kundzugeben. Hier angelangt, gewinnen wir einen Ruhepunkt, von dem aus wir einen Blick auf den verflossenen Zeitabschnitt zurückwerfen.

Eine so unruhvolle Zeit konnte der Entfaltung merkantiler und gewerblicher Thätigkeit selbstredend nicht förderlich sein. Danzigs Handel, wenn gleich immer noch ausgebreitet und beträchtlich, war doch, besonders in den beiden letzten Dezennien, nicht mehr das, was er in dem vorangegangenen gewesen. Hierzu trugen einmal die erwähnten inneren und äußeren Unruhen bei, dann die zunehmende Hebung der Gewerbe und des Handels in den skandinavischen Reichen, vornehmlich aber die ganz veränderte Richtung, welche der Weltverkehr seit der Entdeckung von Amerika (1492) und Vasco da Gama's Auffindung des Seewegs nach Ostindien (1496) genommen. Zur größern Selbständigkeit und Erkenntniß ihrer Kraft gelangt, zogen sich die reichen niederländischen, schon seit einiger Zeit immer spröder gewordenen Provinzen von der Hansa zurück, und statt durch deren Schiffe ihre Waaren verführen zu lassen, segelten holländische Schiffe nun selbst nach der Ostsee, von welcher sie auszuschließen Danzig im Verein mit Lübeck sich vergeblich abmühte. Danzigs vortheilhafter Tauschhandel mit Nowgorod und Pleskow, auf deren Märkten es sein Getreide und die Erzeugnisse des eigenen und fremdländischen Gewerbfleißes gegen kostbares Pelzwerk und orientalische Produkte eintauschte, hörte auf, seitdem diese Städte sich dem Zaren Iwan Wassiliewitsch hatten unterwerfen müssen und zu immer größerer Unbedeutendheit herabsanken. Nur mit England, das zu seinem unterdessen erlangten Uebergewicht damals noch nicht den Grund gelegt hatte und von wo eine Menge feiner Tücher nach Danzig kamen, dann mit Frankreich, von dem man Weine kaufte, und mit Spanien, welches neben solchen auch Seesalz lieferte, blieb während dieses Zeitraumes der alte Handelsverkehr noch in ungestörtem Fortgange. Doch den Centralpunkt des merkantilen Verkehrs bildete während der zweiten Hälfte dieser Periode Portugal, wo auf dem neu entdeckten Wege um Afrika's Südspitze Ostindiens Reichthümer zusammenflossen, und wo von der Regierung, um sie anzulocken, den Hansen (hier Oesterlinge genannt) mancherlei Vergünstigungen gewährt wurden. Danzig führte nach dort Bauholz, Kupfer, Pech, Theer, Pelzwerk, Wachs, gedörrte und gesalzene Fische und tauschte dagegen Gewürze und andere ostindische Erzeugnisse ein. — Neben dem Seehandel betrieb Danzig in dieser Periode noch ziemlich beträchtlichen Landhandel, namentlich mit Breslau, Nürnberg und Augsburg; vor allem aber einen äußerst regen Verkehr mit Polen, dessen sämmtlicher Getreide-Ueberfluß von Danzig nach verschiedenen Ländern Europa's verschifft wurde. Unter den Gewerben blühten damals Wollenspinnerei, Tuchweberei, Bierbrauerei und die Verarbeitung von Eisen und Kupfer; der Schiffbau förderte vorzugsweise große Schiffe, in den Chroniken „Kaweele" genannt, zu Tage.

So stand es um Danzigs merkantile und gewerbliche Thätigkeit, als auch hierher das Licht der Reformation drang, die hier bald zur Herrschaft gelangte, ohne daß jedoch deswegen die Anhänger der alten Kirche bedrückt oder diese selbst irgendwie in ihrem Besitze geschmälert worden wären. Erst später boten die Prediger der Kirchenverbesserung, die sich theils zu Luther's, theils zu Calvin's Lehrsätzen bekannten, der Welt das ärgerliche Schauspiel eines so heftigen Pfaffengezänkes, wie vielleicht an keinem Orte. Gegen Außen aber herrschte in den nächsten Dezennien nach dem Eindringen der Reformation in Danzig Ruhe,

bis im Jahre 1577 um Danzigs Mauern ein Kampf entbrannte, in welchem die Bürger der Stadt einen Heldenmuth an den Tag legten, der an die glänzendsten Zeiten des italienischen Venedigs erinnert.

Die Veranlassung zu diesem Kampfe war folgende. Bei der (1575) zwischen dem mattherzigen deutschen Kaiser Maximilian II. und dem tapfern Fürsten Stephan Bathory von Siebenbürgen streitigen polnischen Königswahl hatte sich Danzig für den ersteren entschieden und ihm gehuldigt. Als nun bald weitaus der größte Theil der polnischen Großen und Stände, und schließlich mit den anderen Landestheilen auch ganz Polnisch-Preußen dem Siebenbürger zufiel, da hielten die Danziger dennoch fest an der Maximilian geschworenen Treue. Selbst als der Tod dessen Augen geschlossen, da mochten sie dem nun im In- und Auslande allgemein anerkannten Könige Stephan nicht unbedingt huldigen, wie dieser es verlangte, sondern verlangten von ihm zuvor Anerkennung ihrer Selbständigkeit und sonstigen Privilegien. Bathory hielt es unter seiner Würde, mit „Rebellen" zu unterhandeln, und so begann denn, da die „Krämer", wie die polnischen Starosten spöttisch die Danziger titulirten, lieber auf den Trümmern ihrer Stadt sterben, als den von den Vätern mit schweren Opfern errungenen Freiheiten entsagen wollten, ein Kampf, wie die Geschichte deren nur wenige gesehen. Elf volle Monate widerstand die eine Stadt der vereinigten Macht Polens, Lithauens und Siebenbürgens.

Nichts, weder die Uebermacht der Belagerer, noch die wiederholt unternommenen Stürme, nicht die Menge der in die Stadt geschleuderten Bomben und deren verheerende Wirkungen, noch vor den Mauern das Wüthen der Feinde, welche in den Kämmerei-Dörfern der Stadt unsägliche Grausamkeiten, wie man sie kaum Kannibalen zutrauen sollte, verübten — nichts vermochte den Muth der Belagerten zu beugen: Danzig widerstand und erhielt am Schlusse des elfmonatlichen Kampfes von dem Könige, den solcher Heldenmuth mit Bewunderung erfüllt und versöhnt hatte, viel glimpflichere Friedensbedingungen, als es wol selbst erwartet haben mochte. Die Stadt erkannte danach Stephan Bathory als König von Polen und ihren rechtmäßigen Schutzherrn an, leistete durch eine Gesandtschaft dem Könige Abbitte „wegen bewiesenen Treubruchs", zahlte in fünf Jahresraten eine Kriegskontribution von 220,000 Gulden und überließ der Krone Polen „für ewige Zeiten" die Hälfte des sogenannten „Pfahlgeldes", einer von den einlaufenden Schiffen erhobenen Abgabe, die zu verschiedenen merkantilen Zwecken verwendet wurde. Dagegen erhielt die Stadt alle bisherige Rechte und Privilegien, sowie ihr Gebiet ungeschmälert zurück.

Danzigs Wohlstand hatte während dieser neuen Drangsale nicht wenig gelitten und vermochte auch während des ruhiger verfließenden Restes des sechzehnten Jahrhunderts sich nur wenig zu erholen. Danzigs Handel war während dieses Säculums zwar immer noch bedeutend und ausgebreitet, es gab einzelne Jahre lebhaftesten Verkehrs, wie z. B. 1563, wo eine solche Menge von Schiffen im Hafen einlief, daß sie auf der gewöhnlichen Ladestelle, der Mottlau, nicht Raum zum Ausladen hatten: allein es kamen auch wieder Jahre durch Krieg bewirkter völliger Handelsstockung, wie 1570 und 1577. Der Hauptgegenstand des Danziger Handels war noch immer (und ist es bis auf unsere Tage

geblieben) das polnische Getreide, welches in dieser Periode vorzugsweise nach Portugal verführt und daselbst in einzelnen Jahren sehr hoch — am höchsten im Jahre 1546, nämlich die Last mit 100 Dukaten — bezahlt ward. Dagegen ist damals schon der Handel mit Salz und Heringen, die in diesem Zeitraume aus der Ostsee immer mehr verschwanden, sehr herabgekommen.

Was nun insbesondere die Absatzwege betrifft, die in diesem Jahrhundert Danzigs Handel nahm, so blieb während des ganzen Säculums Portugal der Hauptschauplatz der Unternehmungen der Danziger Rheder, die von hier aus Gold, Silber, Edelsteine, ostindische Stoffe und Spezereien holten, für die sie dann an den polnischen Großen generös zahlende Abnehmer fanden. Auch als Portugal unter Philipp's II. von Spanien Szepter kam, legte der fanatische Beherrscher der iberischen Halbinsel dem Verkehre mit der ketzerischen Hansastadt kein Hinderniß in den Weg, wohl aber die Niederländer, als sie von Philipp's despotischem Szepter sich befreiten, durch ihre Kaper, und nicht minder die neidischen Dänen durch mehrmalige Sperrung des Sundes. Ausgebreiteter als früher war in diesem Zeitraume der Handel mit Frankreich, da die deutschen Hansastädte während der Kriege, welche Kaiser Karl V. gegen Franz I. und Heinrich II. von Frankreich führte, mit Frankreich in keinen Verkehr treten durften, Danzig aber als eine vom Kaiser unabhängige Stadt, dessen Verbote nicht zu berücksichtigen brauchte. Für Getreide und Holz, das man importirte, nahm man von hier Wein, Seidenstoffe, Tücher rc., die man dann zumeist wieder nach dem südöstlichen Europa zu Lande versandte. Dagegen war gar sehr in Abnahme gerathen Danzigs Handel mit Britannien. Zwar waren hier noch 1530 der Hansa alle ihre bisherigen Vorrechte feierlich bestätigt worden; aber schon 1558, als Elisabeth zur Regierung gelangte, war es mit der Mehrzahl der hansischen und speziell der Danziger Privilegien vorbei. Die staatskluge und entschlossene Königin begehrte nämlich für ihre Unterthanen dieselben Rechte in den Hansastädten, welche diese in England genossen; denjenigen Hansastädten aber, welche in dieses an und für sich wol nicht unbillige, durch langes Festhalten an ihren Monopolen ihnen aber unerträglich scheinende Begehren sich nicht fügen wollten, und zu ihnen gehörte in erster Reihe Danzig, entzog sie alle bisher in England genossenen Vorrechte; ja sie untersagte ihren Unterthanen eine Zeit lang sogar jeglichen Handel mit diesen Städten. Die in Danzig angesessenen englischen Kaufleute siedelten nun nach Elbing über, das sich dem Willen der Königin fügte, und mit ihnen wandte sich zugleich der größte Theil des britischen Handels dorthin. Auch die Beherrscher der skandinavischen Reiche begannen in dieser Zeit entschiedener an den alten hansischen Privilegien zu rütteln; dagegen erhielt, für in Zeiten einer Hungersnoth (1592) geleistete gute Dienste, Danzig Zollfreiheit auf hundert Jahre für sein in den Kirchenstaat und das Gebiet der Republik Venedig einzuführendes Getreide.

Bis in das erste Viertel des XVI. Jahrhunderts war das bisherige aristokratische Stadtregiment im Wesentlichen beibehalten worden. Doch wie in den meisten deutschen Reichsstädten, so drängte auch hier die auftauchende Emanzipation der Geister auf dem kirchlichen Gebiete, zu Reformen im politischen und sozialen Leben hin.



Städtischer Wageplatz im Mittelalter.

So entstand denn in Danzig im Jahre 1521 ein erbitterter Kampf der bis dahin schlummernden Demokratie mit den herrschenden Geschlechtern, dem fünf Jahre darauf die Einmischung des Schutzherrn, des Königs Sigismund von Polen, ein Ende machte. In diese Zeit bürgerlicher Wirren fällt jener Racheakt, wodurch König Sigismund als Sühne eines Empörungsversuches 40 Patriziern den Kopf vor die Füße legen ließ. Den „Bürgern", d. h. den Kleinkrämern und Handwerkern, im Gegensatz zu den Patriziern, d. h. den Großhändlern und den „regierenden Geschlechtern", ward 1526 durch die Statuten Sigismund's I. der Antheil, welchen sie an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten haben sollten, dahin zuerkannt, daß hundert Mitglieder der Bürgerschaft, je 25 aus jedem der vier Stadtquartiere, diese repräsentirten, und neben „Rath" und „Schöppengericht" die „dritte Ordnung", mit anfangs nur berathender, seit 1576 aber den beiden anderen Ordnungen völlig gleichberechtigter Stimmabgabe bildeten. Mit Festsetzung des Antheils an der Stadtregierung ward dem Bürger zugleich auch sein Antheil an deren Vertheidigung vorgeschrieben, und die

schon früher übliche allgemeine Wehrpflicht nunmehr auch gesetzlich geregelt. Jeder Bürger war vom 20. bis zum 50. Lebensjahre zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet und einem der vier städtischen Regimenter zugeschrieben. Neben dieser Bürgermiliz bestand auch noch ein Söldnercorps, welches in Friedenszeiten gemeinhin nur wenig über 1000 Mann betrug, in Kriegszeiten aber bis auf 4000 Mann (und selbst mehr) anstieg und gleich seinen Offizieren im Auslande angeworben ward. Bemerkenswerth ist, daß weder Kriegsstürme, noch selbst pestilenziöse Krankheiten, welche wie im XV. so auch im XVI. Jahrhundert Danzig wiederholt heimsuchten, auf das Wachsthum der Bevölkerung wesentlich zu influiren vermochten. Wenn auch nur langsam, so wuchs die Stadtbevölkerung doch stetig, und mag zu Ende des XVI. Jahrhunderts wol 80,000 Köpfe betragen haben; eine Ziffer, die sie seitdem freilich nie wieder erreicht hat, und die vom folgenden Jahre ab in einem steten, anfänglich langsamen, dann rascheren Sinken blieb. Zählt man derselben noch die Zahl der Einwohner in dem etwa 14 Quadratmeilen enthaltenden Landgebiete hinzu, so mag die Gesammtziffer der Bewohner des Freistaates Danzig im Jahre 1599 wol 100,000 überstiegen haben, was bei der damaligen Bevölkerungs-Dichtigkeit Europa's so viel besagt, wie heutigen Tages fast das Dreifache dieser Ziffer.

Stand Danzig damals auch nicht mehr auf der Höhe, die es 150 Jahre früher eingenommen, wo es zum Haupte des preußisch-livländischen Quartiers der Hansa erkoren ward, so war es doch immer noch eine hochangesehene, ja wol immer noch eine Welthandelsstadt. — Mit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts trat ein bedeutsamer Wendepunkt in der Handelsstellung Danzigs ein.

Den ersten Anlaß hierzu boten die im Jahre 1600 ausgebrochenen und mit einzelnen Unterbrechungen einen sechzigjährigen Zeitraum füllenden Kriege Polens mit Schweden. Vermochte anfänglich auch der Rath der Stadt die ihm von dem Schutzherrn zugemuthete direkte Theilnahme am Kriege glücklich abzulehnen, so war dies auf die Dauer doch nicht ausführbar, und immerhin litten, selbst bei mangelnder direkter Theilnahme am Kriege, Danzigs Wohlstand und merkantile Beziehungen schwer unter dem Drucke desselben. Veranlassung zu diesen Händeln gab Sigismund III. Durch Geburt, als Sohn des Königs Johann, zum schwedischen, durch die Wahl der Polen zum polnischen Throne berufen, sah er sich 1599 infolge seines fanatischen Eifers für den von ihm angenommenen Katholizismus, von dem ersteren durch die Stände des Landes ausgeschlossen. Vergebens waren jedoch seine eifrigen Anstrengungen, die Krone Schwedens wiederzugewinnen. Ebenso erfolglos endigten die Versuche, welche in gleicher Absicht von seinen ihm auf dem Sarmaten-Thron gefolgten Söhnen Wladislaw IV. und Johann Kasimir fortgesetzt wurden, bis endlich der am 3. Mai 1660 abgeschlossene Friede von Oliva dem langen Kronenstreite der polnischen und der schwedischen Linie des Hauses Wasa ein Ende machte.

Während dieses trostlos langen Kampfes hatte das Kriegsunwetter wiederholt in der unmittelbaren Nähe Danzigs getobt und hier in heftigen Schlägen sich entladen. Mehr als einmal hatte die Stadt sich genöthigt gesehen, mit eigener Kraft sich gegen Ueberfall zu wehren, und nur mit Mühe war sie dem Schick-

sale, eine Beute Schwedens zu werden, und zwar zumeist durch eigne Tapferkeit entgangen. Aber mehr als der Krieg dezimirte die Pest, die in diesem Zeitraume hier wiederholt auftrat, die Bevölkerung. Ihr erlagen 1602, wo sie am heftigsten wüthete, allein in der Stadt 18,700, im Jahre 1620 gegen 11,800, vier Jahre darauf 10,500, sodann 1639 etwa 7400, 1653 gegen 11,600 Menschen und in den beiden letzten Pestjahren (1657 und 1660) auch noch 7569 und 5515 Personen. Mit dieser Abnahme stand der Zuwachs der Bevölkerung in keinem Verhältnisse, und somit kann es nicht befremden, daß am Schlusse dieses Zeitraumes die Bevölkerung auf weniger als 50,000 Seelen gesunken war.

In gleichem Grade hatte auch der merkantile Flor der Stadt, zumal infolge der langjährigen Sperrung des Hafens durch schwedische Kriegsschiffe, abgenommen. Von allen sonst so blühenden Zweigen des Handels war einzig nur die Ausfuhr des Getreides noch bis zur Mitte des Jahrhunderts der jener früheren goldenen Periode annähernd gleich geblieben. Auch der Handel mit Potasche war in den beiden ersten Jahrhunderten dieses Zeitraumes noch bedeutend, nahm jedoch von da infolge der von Jahr zu Jahr zunehmenden Lichtung der polnischen Wälder immer mehr ab. Dieses unwirthschaftliche Ausroden der Waldungen hatte denn auch die Abnahme des früher so schwunghaft betriebenen Holzhandels zur Folge, in welchem jetzt schon Norwegen als gefährlicher Konkurrent auftrat. Mit der Zunahme der industriellen Thätigkeit in Schweden, wohin Gustav Adolf deutsche Schmiede und Schlosser berief, sowie der steigenden Gewerbthätigkeit in Polen, wohin vor den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges viele Handwerker, und namentlich schlesische und sächsische Tuchmacher flüchteten, mit der Gewöhnung der Polen an den ungarischen Wein an Stelle der spanischen und französischen Weine, dem Hinsiechen und schließlich gänzlichen Erlöschen der weiland mächtigen Hansa, verfiel der Handel Danzigs immer mehr. Der Verkehr mit dem europäischen Süden hatte während der Stürme des polnisch-schwedischen und des Dreißigjährigen Krieges beinahe völlig aufgehört; den Großhandel mit Spezereien und Gewürzen hatte während derselben Wien, den mit Flachs Königsberg und Riga, den mit Garn und Leinwand Elbing und Braunsberg an sich zu ziehen gewußt. Zwar folgten den sechzig Jahren der Stürme und Drangsale vierzig des Friedens; doch vermochten dieselben zwar Danzigs Bevölkerung um einige tausend Köpfe, nicht aber auch den Handel und Wohlstand der Stadt emporzurichten, einzig der Getreide-Export stieg von 16,196 Last, die er im Jahre 1660 gehabt, bis 1685 allmälig wieder bis zu 63,468 Last, fiel dann aber rasch und ging bis auf 20,558 Last herab.

Mit dem Jahre 1699 ging die kurze Zeit des Friedens vorüber, und mit dem folgenden, dem Jahre des Ausbruchs des großen nordischen Krieges, begann für Danzig eine neue Reihe von Stürmen und Drangsalen, die fast bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts anhielten. Die blutigen Niederlagen bei Riga, Klissow und Pultusk, durch welche König August II. von Polen für seine Theilnahme an dem zu Karl's XII. Beraubung geschlossenen Bündnisse gestraft wurde, äußerten ihre nachtheiligen Folgen bald auch über das Gebiet von Danzig, das viel zu schwach war, um die von ihm beanspruchte Neutralität aufrecht erhalten zu können. Sachsen, Schweden, Russen, Polen durchzogen

nacheinander das Danziger Gebiet, dasselbe brandschatzend oder plündernd und von der für unerschöpflich reich gehaltenen Stadt enorme Kontributionen fordernd, die auch den meisten der Forderer, wenigstens zum größten Theile gezahlt werden mußten. Mit Mühe nur vermochte man die 1704 von Karl XII. und 1716 von Peter dem Großen ernsthaft bedrohte Selbständigkeit der Stadt zu erhalten, und mußte zu deren Wahrung Jahre hindurch eine starke Garnison, deren Unterhalt nicht geringe Opfer erheischte, auf den Beinen halten.

Auch die Natur schien in dieser drangsalsvollen Periode der Stadt zu zürnen. Das Jahr 1709 begann mit einer Kälte, während welcher Monate hindurch keine Wassermühle ging, das Wild in den Wäldern, die Fische in den Gewässern umkamen, die Ostsee bis neun Meilen von der preußischen Küste mit Eis bedeckt war, 24 Wochen hindurch auf Schlitten gefahren werden und vor dem 11. Mai (statt wie sonst Anfang, spätestens Mitte März) kein Schiff in den Danziger Hafen einlaufen konnte. Dieses Ungemach ertrug man ohne Murren, weil man durch die Kälte vor der orientalischen Pest, die aus den Dniester-Steppen allmälig bis zur Grenze von Polnisch-Preußen (Westpreußen) vorgedrungen war und überall die Ortschaften entvölkert hatte, geschützt zu sein glaubte. Als aber Mitte Mai eine gelindere Witterung begann, bahnte sich auch dieses Schreckniß den ihm durch jede mögliche Vorkehrung gewehrten Eingang in die Stadt, innerhalb deren Mauern es in den sechs Monaten von Mitte Juni bis Mitte Dezember 24,533, im städtischen Gebiete aber 8066 Menschen hinwegraffte.

Pestilenz, Krieg und Hungersnoth (letztere namentlich 1710) hatten die Bevölkerung Danzigs bis auf 42,000 Seelen herabgebracht und seinem Handel und Wohlstand unendlichen Schaden zugefügt, als endlich der 1721 zu Nystadt abgeschlossene Friede dem europäischen Norden die Ruhe, dem Verkehre, den alsbald der Danziger Rath durch einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Frankreich wieder zu heben trachtete, seine Freiheit wiedergab. Aber nicht lange athmeten die so vielfach heimgesuchten Danziger frei auf! Denn durch August's II. Tod wurde 1733 die schon vorhandene Verwirrung der politischen Zustände Polens noch mehr gesteigert. Auf dem Wahlfelde von Wola, bei Warschau, rief man am linken Ufer der Weichsel den 1710 entthronten und seitdem erst im Elsaß, dann am Hofe Ludwig's XV., seines Eidams, lebenden Stanislaus Lesczinski zum Könige aus, am rechten dagegen den Kurfürsten August von Sachsen, des jüngst Verstorbenen Sohn. Unterstützt von einem russischen Hülfsheere, erzwang dieser sich bald die Anerkennung der Mehrzahl der polnischen Stände, während der ursprünglich von der Majorität gewählte Stanislaus sich genöthigt sah, an der Spitze nur weniger ihm treu gebliebener Regimenter eine Zuflucht in Danzig zu suchen. Er fand sie durch die aufopferndste Hingebung der dortigen Bürger, welche den zu ihnen Geflüchteten, und mit ihm ihre Stadt, ebenso tapfer als opferfreudig gegen die große Uebermacht der vereinigten Russen und Sachsen unter dem russischen Feldmarschall Münnich vertheidigten. Trotz aller Verheerungen, trotz Bombardement und Hungersnoth ergab Danzig sich erst und erkannte August III. als König an, als Stanislaus nach Marienwerder sich in Sicherheit gebracht hatte. Die Stadt mußte August III. und die russische Kaiserin Anna durch eine Deputation demüthig um Verzeihung ihres

„Ungehorsams" bitten, an den ersteren 330,000 Thlr., an die letztere 1 Million Silberrubel Kriegskosten, außerdem an das russische Belagerungs-Corps ein Gratiale von 30,000 Dukaten zahlen, nachdem Münnich, um ihn der Stadt geneigt zu machen, schon ein solches von 10,000 Dukaten unter der Hand erhalten hatte.

Als der äußere Kampf geendet, begann dafür der Kampf der Parteien, der schon längere Zeit unter der Asche geschlummert, um so heftiger zu entbrennen. Er führte schließlich zu einer Einschränkung der der Bürgerschaft bisher zugestandenen Rechte und überhaupt zu Abänderung der bisherigen Verfassung (1752) zum Vortheile der großen Familien (Patrizier), welche diesen Sieg nicht sowol der eignen Kraft, als dem Beistand des Warschauer Hofes, insbesondere des Königs August III. verdankten. Zwanzig Jahre nach dieser Verfassungs-Aenderung erfolgte die erste Theilung Polens, durch welche der bisher polnische Theil des alten Preußenlandes (Westpreußen und der Netzdistrikt) an die Krone Preußen gelangte.

Hiermit sind wir in das Fridericianische Zeitalter eingetreten, und wir knüpfen daher den Faden unserer Schilderung der Zustände der Periode vor und nach dem Siebenjährigen Kriege, da wieder an, wo wir ihn in dem vorhergegangenen Zeitbilde abgerissen haben (S. 228 und früher).

Friedrich II. war unmittelbar nach wiederhergestelltem Frieden dazu geschritten die heilende Hand an die Wunden zu legen, welche der sieben lange Jahre andauernde Krieg den meisten Provinzen seines Reiches geschlagen. — Die vorhandenen Mittel wurden theils zum Wiederaufbau verwüsteter Dörfer verwendet, theils dazu, den stockenden Verkehr in Stadt und Land wiederherzustellen. In Schlesien und der Neumark allein waren nahe an 15,000 Wohnungen aufzubauen; in der Hauptstadt befanden sich damals 30,000 Almosen-Empfänger! Ueber 40,000 Scheffel Getreide und Mehl, 35,000 Armeepferde und 40,000 kräftige Männer, entlassene Soldaten, überließ er den Gemeinden, welche am meisten gelitten, zur dringendsten Abhülfe ihrer Noth und zum Wiederaufbau ihrer Ländereien. Den am schwersten heimgesuchten Provinzen wurden bedeutende Summen zur Tilgung der empfindlichsten Schäden angewiesen und Kolonisten in entvölkerte Landstriche eingesetzt.

Bis dat qui cito dat: — doppelt giebt, wer rasch hilft.

Der König hatte die Befriedigung, wahrzunehmen, daß sich sein Volk, ehe ein Jahrzehnt dahin war, von den unsäglichen Leiden schwerer Kriegsjahre viel schneller erholt hatte, als dies in den meisten Ländern seiner bisherigen Widersacher der Fall war, welche lange nicht so viel gelitten.

Die Münzverschlechterung, eines der größten Uebel des langen Krieges, hatte den Ruin vieler Familien herbeigeführt. War jener Nothbehelf auch ein sehr mißlicher (und deshalb schwer ihn zu billigen), so zeigte sich doch in den nächsten Jahrzehnten das Volk bereitwilliger, den Landesvater zu lobpreisen, der es möglich gemacht hatte, einen vieljährigen verheerenden Krieg zu führen, ohne deshalb einen Thaler Schulden seinem Lande aufgebürdet zu haben. Mit großer Sorgfalt und Schonung der Interessen ward auch diese Angelegenheit gleich nach dem Frieden ins Auge gefaßt und in endliche Ordnung gebracht.

Wie in früheren Jahren fuhr der König fort, sich alljährlich von den Fortschritten seines Landes zu überzeugen und durch persönliche Aufmunterungen,

welche er dem Ackerbau, der Industrie und der Gewerbthätigkeit zuwandte, den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben. Hier ließ er wahrhaft königliche Freigebigkeit obwalten und für dergleichen Zwecke war der sonst sehr haushälterische Monarch durchaus nicht geizend. Millionen nnd abermals Millionen wurden aufgewendet, um Manufakturen anzulegen oder zu begünstigen, den Grundbesitz des Adels zu heben und einen tüchtigen Bauernstand zu schaffen.

Auch die 1772 erworbene Provinz Westpreußen ward ein Gegenstand landesväterlicher Fürsorge. An die Stelle der Rechtlosigkeit und Verwirrung setzte der Monarch eine gewissenhafte Rechtspflege; die Leibeigenschaft ward aufgehoben, Schulen wurden gestiftet und noch manche andere segensreiche Einrichtung zur sittlichen Hebung des Volkes ins Leben gerufen.

Freilich herrschte damals in der eigentlichen Hauptstadt der ebengedachten Provinz verschiedene Meinung über das Schalten und Walten des Monarchen. Weshalb die Danziger Chronisten aus jener Zeit einem Fürsten den Beinamen „der Große" verweigern, jenem Solon unter den Fürsten, den unsere Geschichtsbücher den „Einzigen" nennen, verdient eine besondere Betrachtung. Diese widmen wir um so lieber einer interessanten Periode, weil in ihr ein Danziger Bürger, so recht ein Mann eigner Kraft, unser ganzes Interesse erweckt, weil dessen Schicksale mit der Geschichte seiner Vaterstadt mittels tausend Fäden verknüpft sind und weil unsere Theilnahme um so zuverlässiger rege erhalten wird, als unser Held eben ein Kaufmann ist.

---

3. J. J. Kabrun und seine Zeit.

Unter der Reihe seiner hervorragendsten Bürger räumt jeder Danziger mit gerechtem Stolze eine hervorragende Stelle seinem Johann Jakob Kabrun ein. Der Lebens- und Entwicklungsgang dieses Ehrenmannes bietet ein sprechendes Beispiel dafür, was der Mensch aus sich selbst zu machen, wie er durch eigne Kraft das Glück zu erjagen, und wie er durch Muth und Ausdauer im Unglück auch die schlimmsten Zeiten zu überdauern, ja aus den widrigsten Heimsuchungen noch Nutzen zu ziehen vermag. Die Geschichte der Länder und Völker kann bei der Wahl der Namen, welche sie der Nachwelt aufzubewahren hat, nicht den inneren Werth des Menschen zu Grunde legen: rühmend oder verwerfend zeichnet ihr Griffel nur die Erfolge auf. Daher bleibt es den Ueberlieferungen engerer Kreise überlassen, in jenen Vorbildern schlichter Bürgertugend zugleich der inneren Geschichte hervorragender Menschen nachzugehen und solche Thaten des Bürgersinnes der Vergessenheit zu entreißen, welche jedem Gemeinwesen zur Zierde gereichen. Jedem, der das hierdurch ihm Gebotene antheilnehmend empfängt, bietet sich dafür eine sichere Ausbeute inneren Gewinnes, sowie mancher nützliche Fingerzeig für die Gestaltung des eigenen Wirkens. Und solch eine Ausbeute gewährt nachfolgendes Lebensbild eines einfachen Bürgers, welcher niemals mehr hat sein und gelten wollen, als ein rechtschaffener Kaufmann und ein braver und strebsamer Mann überhaupt.

Johann Jakob Kabrun wurde am 9. Januar des Jahres 1759 zu Danzig geboren, wohin seine Familie aus ihrer ursprünglichen Heimat, den schottischen Niederungen, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich gewandt hatte. Die Familie hieß ursprünglich Cockburn. Sie veränderte, als sie zur Zeit der dem Protektorate Oliver Cromwells unmittelbar vorangehenden politischen und religiösen Wirren auf den britischen Inseln (also etwa zwischen den Jahren 1640 und 1650) aus Schottland nach der damals blühenden Handelsrepublik einwanderte, den Namen „Cockburn" in „Kabrun", entweder selbst, oder jener schottische Name wurde im Laufe der nächsten Jahrzehnte im Volksmunde in den deutscher klingenden verwandelt. Als der Held dieser Schilderung in der alten Weichselstadt das Licht der Welt erblickte, betrieb sein Vater daselbst ein nur unbedeutendes kaufmännisches Geschäft, das aber, gehoben durch sein energisches Wesen und seine strenge Rechtlichkeit, begünstigt von äußeren glücklichen Umständen, schon wenige Jahre darauf zu einem bedeutenden Umfange heranwuchs. Unser Johann, wie sein Rufname lautete, erfuhr an sich das unschätzbare Glück, unter den Augen eines wackern und thatkräftigen Vaters sich zu entwickeln. Die Erziehung des Knaben ward zumeist von diesem selbst geleitet, eine Gunst des Geschickes, welche er, dankbaren Herzens, dadurch zu verdienen sich bestrebte, daß er unablässig dahin trachtete, dem Vater Freude zu bereiten, der für ihn stets ein Beispiel der Tüchtigkeit war. Ein braver Bürger, ein edler Mensch und ein tüchtiger Kaufmann wie der Vater zu werden, darauf hin war auch des Sohnes Bemühen unablässig gerichtet. Dessen Jugendzeit auch zu einer äußerlich glücklichen zu gestalten, erlaubte die günstige Vermögenslage des alten Kabrun. So schien denn dem jungen Manne ein nach vielen Seiten hin glückliches Lebenslos gefallen zu sein. Aber nur zu bald sollte er an sich selbst erfahren die Wahrheit des Dichterwortes:

„Ach, mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell!"

Sechzehn Jahr zählte er und war vor Kurzem erst aus Königsberg zurückgekehrt, wohin sein Vater ihn gesendet hatte, um in der dortigen französischen Kolonie sich Gewandtheit in der französischen Sprache anzueignen, als über das väterliche Geschäft eine furchtbare Katastrophe hereinbrach, welche fast mit einem Schlage den bisherigen Wohlstand der Familie in das Gegentheil verwandelte.

Die Eltern von Johann Kabrun's Vater hatten in ihrer unbemittelten Lage ihrem Sohne eine nur geringe Schulbildung zu Theil werden lassen können; dieser jedoch wußte durch eifriges Selbststudium die Lücken in seinen Kenntnissen mit solchem Erfolge auszufüllen, daß er nicht blos zu einem gediegenen kaufmännischen, sondern auch zu einem ganz achtbaren chemischen Wissen gelangte. Dieser letztere Umstand veranlaßte ihn, als sein Geschäft durch einsichtsvollen Betrieb einen größeren Umfang gewonnen und ihm dazu die pekuniären Mittel zu Gebote standen, neben seinen kaufmännischen, mehrere Handelszweige umfassenden Verbindungen zuerst eine chemische Fabrik und dann eine Zuckersiederei zu etabliren, und es sind beide Etablissements als die ersten ihrer Art in Danzig anzusehen. Der Umfang der Berufsthätigkeit des älteren Kabrun erscheint demnach

als ein solcher, daß ein einziger Mensch ein so weites Thätigkeitsgebiet kaum genügend übersehen konnte. Aus diesem Grunde und außerdem in der Absicht, seine Mittel zu verstärken, hatte der alte Kabrun mit zwei andern Danzigern sich associirt, denen er, und zwar ohne genügende Kontrole von seiner Seite, die Leitung der eigentlichen Handelsgeschäfte überließ, während er die eigne Fürsorge zumeist dem Fabrikwesen zuwandte. Von diesen Compagnons erwies sich leider der eine als ein leichtsinniger, genußsüchtiger Mensch, während der andere, wiewol ein wohlmeinender, redlicher und thätiger Mann, Anderen doch zu leicht und zu viel vertraute. Diese beiden Umstände sollten dem Geschäfte zu großem Nachtheil gereichen. Den ersten Stoß erlitt dasselbe infolge der empfindlichen Nachwehen, welche die im August 1772 vollzogene erste Theilung Polens über den Handel und Verkehr von Danzig brachte. Zwar war Danzig von der Abtretung an Preußen ausgenommen und dem Namen nach eine freie Stadt geblieben, aber nur, um die ganzen Leiden der Ohnmacht durchzukosten. König Friedrich II. ließ ohne Weiteres Danzigs Hafen Neu-Fahrwasser besetzen und mit seinem Gebiete vereinigen. Damit unterband er den Lebensnerv Danzigs, seinen Handel. Denn fortan mußten alle von der See- oder von der Binnenseite her nach Danzig einpassirende oder von dort ausgehende Waaren einen Zoll bezahlen, der 25 bis 40 % ihres Werthes betrug, und der die meisten Artikel über alle Maßen vertheuerte, überhaupt auf den Verkehr so überaus lähmend wirkte, daß schließlich das Großgeschäft in manchen Branchen fast ganz aufhörte, und damit der aus den Stürmen der zunächst vorangegangenen Periode noch mühsam gerettete Rest des einstigen hohen Wohlstandes der weiland handelsmächtigen Stadt gänzlich zu schwinden drohte. Das Versiegen ihrer Erwerbsquellen, in Verbindung mit andern Bedrückungen und Drangsalen, welche der schutzlose Freistaat von seinen übermächtigen Nachbarn sich gefallen lassen mußte, brachten die Bewohner Danzigs schier zur Verzweiflung. So erschien der verbliebene Schutz Polens fast noch schlimmer als gar keiner. Mit dem Verluste einer Umgegend aber, auf welche die Stadt mehr sich hingewiesen sah, als jene auf letztere, ging für sie ein wichtiges Hinterland verloren, das kein bedeutender Handelsplatz so leicht entbehren kann. Während der Wechsel der Herrschaft für Westpreußen sich als ein großes Glück kundgab, insofern nun an die Stelle der verrotteten polnischen Wirthschaft geordnete deutsche Zustände traten, ließ sich dasselbe keineswegs hinsichtlich der Vaterstadt Kabrun's behaupten, deren aus der Zeit der polnischen Oberherrschaft herrührende Privilegien, wie wir gesehen haben, nunmehr werthlosen Stücken Pergaments gleichzuachten waren. Danzigs kommerzielle Beziehungen erstreckten sich seit Jahrhunderten über ganz Polen, und seine Kaufleute hatten es zu allen Zeiten verstanden, die überkommenen Vorrechte sehr wohl auszunutzen. Dies Alles änderte sich, als infolge der Theilungs-Traktate Westpreußen aufgehört hatte, eine Provinz Polens zu sein. Dafür umgaben preußische Schranken die Handelsrepublik von allen Seiten. Bald waren ihr alle Verkehrsadern unterbunden und ihr jeder Verkehr mit dem polnischen Hinterlande zu Wasser nicht minder als zu Lande abgeschnitten. Wenn auch gegen früher bedeutend gesunken, war in den ruhigen, nicht vom Kriegsgetümmel erfüllten Jahren der sieben ersten Dezennien des acht-

zehnten Säculums der Handel Danzigs immerhin noch ein bedeutender geblieben, namentlich der Holz- und Getreidehandel, welcher letztere im Jahre 1768 einen Export von 57,000 Last nachwies; auch mancherlei Gewerbe wurden noch ganz schwunghaft betrieben. Infolge der Einengung nach allen Seiten welkte bald ein Zweig nach dem andern: der Export von Getreide, welcher noch im eben genannten Jahre 36,256 Lasten betragen hatte, sank sechzehn Jahre später bis auf 11,885 Last, der Holzexport bis auf etwa weniger als die Hälfte; die Einfuhr von Wolle, Flachs, Hanf und Garn, die man jetzt vortheilhafter nach Elbing und Königsberg brachte, hörte fast ganz, der Salzhandel und der Export städtischer Manufaktur-Erzeugnisse, die schließlich von der preußischen Regierung mit geradezu exorbitanten Steuern (50, ja selbst 60 % des Werthes!) belegt wurden, gänzlich auf. Unter dem Drucke der Zölle und unter Hemmungen und Chikanen aller Art litten See- und Landhandel gleichmäßig, und so schrumpfte denn auch die Dominik-Messe, welche noch im XVII. Jahrhundert zu den bedeutendsten Messen Europa's zählte, zu einem Jahrmarkte zusammen, die Bewohnerzahl der schwer heimgesuchten Stadt aber sank auf 36,700.

Diese Wandlungen äußerten begreiflicherweise auch auf das Kabrun'sche Geschäft ihren überaus nachtheiligen Einfluß. Ihnen folgte nur zu bald eine zweite Kalamität. Die Kabrun'schen Fabriken und Waarenlager befanden sich in der sogenannten „Niederstadt," dem niedrigsten und damals auch den Ueberschwemmungen der Weichsel gar sehr ausgesetzten Theile Danzigs. In einer Sturmnacht des Jahres 1775, wenige Tage nach der Rückkehr des jungen Kabrun aus Königsberg, trat der durch einen starken Eisgang ohnehin gewaltig angeschwollene Fluß, vom Orkane aufgepeitscht, über seine Ufer und überflutete in rasender Schnelle die Niederstadt, daß deren Bewohner meist nur das nackte Leben zu retten vermochten. Von dieser furchtbaren Ueberschwemmung wurden auch die beiden Fabriken Kabrun's schwer mitgenommen. Die nur aus Fachwerk bestehenden Gebäude wurden abgedeckt und größtentheils von der Gewalt der Wassermasse auseinandergerissen, alle in ihnen aufgespeicherten Rohmaterialien für den Fabrikbetrieb, nicht minder die zum Verkauf dort aufgestapelten Erzeugnisse von den Fluten durchnäßt und verdorben, oder zum andern Theil mit fortgeschwemmt. Der Schaden, welcher den unternehmenden Fabrikherrn traf, erwieß sich als sehr bedeutend. Aber „ein Unglück kommt," wie das Sprüchwort sagt, „selten allein," und dies traf denn auch hier zu. Der eine der beiden Compagnons Kabrun's hatte sich verleiten lassen, für einen falschen Freund wegen einer größeren Summe Bürgschaft zu übernehmen. Der Letztere verschwand jedoch aus Danzig vor dem Zahltage ohne Hinterlassung von Aktiven, und kurze Zeit nach der unglücklichen Ueberschwemmung mußte die Handlungs-Societät „Kabrun & Comp." mit einer höchst ansehnlichen Summe für den unredlichen Freund des einen Gesellschafters einstehen, welcher ein so unüberlegtes Obligo eingegangen. So gingen abermals Tausende verloren. Um das Maß der einstürmenden Schicksalsschläge voll zu machen, verließ bald darauf der andere Compagnon Kabrun's, der leichtsinnige Lebemann Danzig bei Nacht und Nebel, als unliebsame Erbschaft seinen Partnern eine Anzahl ausgestellter Wechsel, zur Deckung leichtsinnig kontrahirter Schulden hinterlassend.

So zeigte denn die launische Glücksgöttin, welche ihm bisher stets rosig gelächelt, jetzt dem älteren Kabrun den ganzen Unbestand ihrer Gunst. Aber auch nach so vielen und schweren Schlägen hätte ein thätiger Mann sich noch aus den überkommenen Nöthen herausgewunden, wäre es nicht Neidern und Mißgünstigen gelungen, einen förmlichen Konkurs herbeizuführen, in den sie, unterstützt von der mangelhaften Rechtspflege jener Zeit, selbst das den Kindern zukommende mütterliche Erbe zu verwickeln und für sich in Beschlag zu nehmen wußten.

So sah sich denn die Familie mit einem Male von den Höhen des Glücks und des Reichthums in das düstere Thal der Dürftigkeit herabgeschleudert. Aber nicht gebeugt und entmuthigt durch so viel Mißgeschick, das auch seine Aussichten zu zerstören drohte, strebte der damals erst sechzehnjährige Johannes Kabrun dahin, sich mit jugendlichem Eifer einen Weg durch die steigenden Drangsale zu bahnen. Der Gedanke, sich selbst eine neue Lebensstellung zu gründen, fand seinen Stützpunkt in dem erhebenden Gefühl, dem heißgeliebten Vater und seiner einzigen Schwester eine Stütze zu werden, und dieses Vorhaben hat der brave Sohn denn auch redlich ausgeführt. Er ist nicht nur den Seinen eine Stütze, sondern auch gar vielen Andern ein getreuer Helfer in der Noth geworden. Welche Gefühle für die Seinigen den Jüngling beseelten, und welchen Eindruck die herbe Zeit der Prüfung auf ihn selbst ausübte, ersehen wir am besten aus dem betreffenden Abschnitte seiner von ihm für seine Familie handschriftlich hinterlassenen Autobiographie, deren Einsicht man uns freundlichst gestattete, und welche bei der Abfassung dieser Arbeit uns vorzugsweise leitete. Wir geben nachstehend die betreffende Stelle mit Kabrun's eigenen Worten wieder. Nach Erwähnung der mannichfachen Leiden und Kränkungen, die seinem Vater von Seiten schadenfroher Neider und hartherziger Gläubiger bereitet wurden, fährt er also fort: „Doch es mag ihnen verziehen sein: haben sie doch in meinen Augen keinen rechten Gewinn davon gehabt; mir aber haben sie ohne ihren Willen, und ohne daß sie es ahnen mochten, den größten Nutzen verschafft, indem sie mich lehrten, mich nicht auf Menschen und äußere Glücksgüter zu verlassen. Durch ihre empörende Behandlung meines unglücklichen Vaters bin ich angespornt worden, alle meine Kräfte zusammenzuraffen. Mit erlaubtem Selbstgefühl darf ich sagen: Ich bin von der niedern Stufe, auf die ich mich zurückgesetzt sah, durch meinen eigenen Fleiß wieder emporgestiegen und, was die reinste Freude meines Lebens ist: ich habe meinem guten Vater für alle unverdienten Kränkungen den Ersatz verschafft, mit mir fortzuleben, ohne von irgend Jemand eine Wohlthat annehmen zu dürfen, vielmehr seine alten Tage ruhig und sorgenfrei beschließen zu können. Noch 22 Jahre lebte er nach seinem Unglücksfalle, und als ich endlich den guten Mann begraben lassen mußte, da waren zwar noch manche Gläubiger da, welche ihn selbst gehindert hatten, sie zu befriedigen; aber er hatte auch Schuldner: einen dankbaren Sohn, welchen nach mancherlei Kummer die Vorsehung doch so hoch beglückte, daß er Demjenigen, der zugleich sein Vater, sein Freund und treuester Rathgeber gewesen war, dem er Dasein, Erziehung und das Beispiel der Tugend und Wahrheit, sowie die Kunst im Unglück sich treu zu bleiben, verdankte — wenigstens einen Theil seiner Schuld bis dahin, wo er nichts Weiteres bedurfte, abzutragen, Kraft und Willen behalten hatte."

Diese so schönen Worte zeugen ebenso für den Werth des Mannes, dessen Andenken sie gewidmet waren, wie auch für Denjenigen, dessen Herzen sie so innig-liebevoll entströmten.

Wie ersichtlich aber die Vorsehung das Streben Johann Kabrun's, eine Stütze und ein Tröster der Seinigen zu werden, begünstigte, werden wir gleich sehen. Das Vorkommniß selbst, welches den völligen Sturz seines Hauses herbeizuführen schien, wurde für ihn ganz unvermuthet die erste Quelle eines neuen Erwerbszweiges. — Mit Hülfe eines kleinen, von einer Tante ersparten Kapitals und unterstützt durch die für die damalige Zeit seltenen technischen Kenntnisse seines Vaters, gelang es dem thätigen Jünglinge, einige infolge der Ueberschwemmung entwerthete Fabrikate — wie namentlich Potasche, welche letztere augenblicklich gerade stark begehrt und deshalb gut bezahlt wurde — wiederherzustellen und so aus denselben einen unerwarteten Ertrag zu erzielen. Ermuthigt durch diesen unvorhergesehenen Glücksfall, schritt der junge Mann langsam aber sicher dem vorgesteckten Ziele entgegen. Schon hatte er für eigene Rechnung und Gefahr etliche, wenn auch nicht belangreiche kaufmännische Unternehmungen — zumeist mit kleineren Darlehen, welche ein Oheim mütterlicherseits, Namens J. H. Schulz, ihm gewährt hatte, — mit glücklichem Erfolg durchgeführt, und mit deren Gelingen war auch sein Muth gestiegen. Jetzt bot sich dem jungen Manne eine neue Gelegenheit, den Kreis seines Wissens und Wirkens, und zwar ansehnlich zu erweitern. Derselbe Onkel, welcher der unglücklichen Familie Theilnahme und Unterstützung hatte angedeihen lassen, bot ihm im Jahre 1780 eine Stelle als Gehülfe in dem von ihm unter der Firma und für Rechnung zweier reicher englischen Kaufleute, Josua und James Kenworthy, welche früher selbst in Danzig ansässig gewesen waren, geleiteten Handlungshause an. Freudigen Herzens trat er in seine neue Stellung ein, die ihm neben der Fortführung seiner eigenen kleinen Geschäfte den Vortheil gewährte, seine Kräfte einem der geachtetsten Häuser seiner Vaterstadt widmen und seine Ausbildung in den verschiedensten Zweigen der Praxis fördern zu können. Mit Eifer und Liebe gab er sich seinem neuen Wirkungskreise hin, sodaß er sich bald im Besitz des vollsten Vertrauens seiner Prinzipale sah. Dieses vermehrte sich noch, als er im Jahre 1785 neue Anknüpfungen für sein Haus auf einer ihm aufgetragenen Geschäftsreise durch Norddeutschland, Holland und die österreichischen Niederlande (das heutige Königreich Belgien) einzuleiten suchte, und sowol dieser erste Versuch, wie nicht minder im nächsten Jahre eine Bereisung Englands und des südlichen Theiles von Schottland zur allseitigen Zufriedenheit seiner Auftraggeber ausfiel. Als den Chefs des Hauses die nicht unerheblichen pekuniären Gewinne, welche ihnen hieraus erwuchsen, vor Augen traten, zeigten sie sich als echte Gentlemen. Im Gegensatz zu der Gewohnheit der Mehrzahl deutscher Prinzipale ließen sie es nicht bei bloßen Worten des Dankes oder einem Gelegenheitsgeschenke bewenden, sondern ernannten ihren thätigen Reisenden, wiewol derselbe erst 28 Jahre zählte, neben seinem Oheim zum Mitdisponenten ihrer Danziger Kommandite und sicherten ihm einen Antheil am Gewinn zu. Wenige Jahre darauf ging durch den Tod seines mehrgedachten Onkels die ganze Last der Geschäftsleitung, zugleich aber auch dessen Gewinnantheil, auf ihn über.



Der Langmarkt mit dem Artushof zu Danzig.

Von nun an ging es rasch vorwärts. Denn nachdem zu Anfang des Jahres 1798 der ältere und am Schlusse desselben Jahres auch der jüngere der beiden Brüder Kenworthy gestorben war, gelangte Kabrun im Frühjahr 1800 infolge eines Abkommens mit den Erben in den Alleinbesitz des bisherigen Kommanditgeschäfts. Er stand damals in einem Alter von 41 Jahren, als er an die Spitze eines der angesehensten Handlungshäuser seiner Vaterstadt gelangte, das er fortan unter eigenem Namen fortführte.

Etwa um dieselbe Zeit, wo Johann Kabrun als alleiniger Disponent der Kenworthy'schen Filiale in Danzig auftrat, ging die vierthalbhundertjährige republikanische Verfassung dieser Stadt zu Grabe. Es geschah dies infolge der zweiten Theilung Polens, wodurch der preußischen Monarchie der größte Theil der heutigen Provinz Posen und die bisherigen polnischen Schutzstädte Danzig und Thorn zufielen. Damals gab es politische Ungläubige just desselben Schlages wie heutzutage. Wenn alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse sich umgestalten — immer beharrt eine Anzahl Kurzsichtiger in dem Glauben, sie dreheten sich nicht herum, wenn die ganze Welt weiter rollte; sie allein, meinen die beschränkten Köpfe, dürften auf dem alten Flecke stehen bleiben. Genau so erging es den damaligen Preußenhassern; auf bessere Zeiten hoffend, wollten sie von einem Aufgeben der bisherigen Selbständigkeit und republikanischen

Freiheit nichts wissen. Und es bedurfte in Wirklichkeit einer mehrwöchentlichen strengen Blockade durch ein preußisches Truppencorps unter dem General von Raumer, ehe man sich in Danzig entschloß, das nicht machtlose Scepter Preußens dem nichtigen polnischen Schutze vorzuziehen. Die Unterwerfung erfolgte am 28. März, dem Gründonnerstage des Jahres 1793.

Mit ihr endete die in blutigen Kämpfen und unter furchtbaren Stürmen behauptete Unabhängigkeit des nordischen Venedigs; wenige Jahre später ereilte das Venedig Italiens ein gleiches Verhängniß! Erschien die erste Theilung Polens als Unglück für Danzig, so erwies sich dagegen die zweite als ein Glück für dasselbe. Je drückender die vorangegangene, 21 lange Jahre andauernde Beengung aller Verkehrs- und Gewerbthätigkeit für seine Bewohner gewesen war, um so besser wußten sie jetzt die freie ungehemmte Bewegung zu würdigen, deren sie sich unter der neuen Regierung erfreuten. Als nun bald nachher (1795) über das unglückliche Polen eine dritte und letzte Theilung verhängt ward und infolge dessen das ganze Land an beiden Ufern des Weichselstromes, welcher Danzig so viel Segen und Wohlstand zuführte, unter das Scepter der Hohenzollern gerieth und auch sonsthin die politischen Verhältnisse dem Handel der fern vom Schauplatze der damaligen Händel und Kriege gelegenen Ostseestadt günstig sich erwiesen: da waren auch die bisherigen Plackereien und Trübsale gar bald vergessen. Infolge der Fürsorge der Landesherrschaft, welche Alles aufbot, um die neuerworbene Stadt wieder emporzubringen, ergoß sich eine ungeahnte Fülle neuen Lebens und Wohlstandes über Danzig. Von Berlin aus nach allen Küsten gefördert, blühte der Handel neu auf, füllte der vereinsamte Hafen sich wieder mit Schiffen, gediehen Fabriken und Manufakturen. Der Holzexport nahm wieder seit lange nicht gekannte Dimensionen an, wozu vor Allem der Umstand beitrug, daß England zu seinen kolossalen Seerüstungen gegen Frankreich ganz enorme Quantitäten polnischen Schiffsbauholzes über Danzig bezog; die Getreide-Ausfuhr stieg gleich im Jahre der preußischen Besitznahme auf 34,672, bis 1801 allmälig bis auf 58,786 Last, erreichte 1802 die seit mehr denn einem Jahrhundert nicht erhörte Ziffer von 85,183 Lasten und behauptete auch in den drei folgenden Jahren sich auf annähernd 60,000 Last. Auch die übrigen Zweige des Danziger Handels erfreuten sich einer seit lange nicht gekannten Blüte. 1803, wo der Schiffsverkehr am stärksten war, liefen nicht weniger als 1903 Schiffe in den Danziger Hafen ein, gegen 1836, welche ausfuhren, darunter 492 nach England, 480 nach Dänemark, 308 nach Holland, und selbst nach Spanien 22. In den dreizehn Jahren, vom 1. Januar 1793 bis zum 31. Dezember 1805, aber wurden auf den Danziger Werften 70 Schiffe erbaut und eine fast gleiche Zahl in fremden Häfen erbaute Schiffe hinzugekauft, sodaß in diesem Zeitraume sich die Handelsmarine Danzigs um mehr als 130 Segel vermehrte.

Das fröhliche Gedeihen der Vaterstadt und deren bürgerlichen Gewerbe kam natürlich vor Allem dem intelligenten Theile der Kaufmannschaft und des Handwerkerstandes zu Gute. Auch im Geschäfte Kabrun's merkte man bald den Segen des begonnenen Umschwungs, und so erlosch auch im Herzen unseres Handelsherrn, wie in den Herzen so vieler andern Danziger, gar bald jenes Schmerzgefühl über den Verlust der republikanischen Selbständigkeit. Uner-

müdlich darauf bedacht, von der Gunst der Umstände zu profitiren, unterließ Kabrun es nicht, die so vielfach sich darbietenden Chancen zur Ausdehnung seiner Geschäfte bestens auszunutzen. So gelang es ihm in wenig Jahren, durch Umsicht und Gewissenhaftigkeit, Unternehmungsgeist und Besonnenheit sein Haus, das bereits bei der Uebernahme desselben zu einem der ersten und angesehensten Danzigs zählte, dergestalt zu heben, daß es schon im Jahre 1803, dem für den Danziger Handel günstigsten, rücksichtlich des überseeischen Exports nur demjenigen des Geheimen Kommerzienrathes von Frantzius nachstand. Der Letztere hatte sich gleichfalls aus beschränkten Verhältnissen zu einem der „Krösusse von Danzig" emporgearbeitet und unterhielt in dem genannten Jahre 17 eigne Schiffe zur See. Uebertroffen wurde also in Ansehung seiner außerordentlichen Thätigkeit unser Kabrun nur durch diese Handelsnotabilität, rücksichtlich des Gesammtumfanges seiner Geschäfte etwa nur noch von zwei oder drei anderen Großhäusern des immer mächtiger aufstrebenden Danzig.

Mit der Vergrößerung des Kreises seiner Beziehungen ging auch, wenn schon nicht in gänzlich gleichem Maße, diejenige des Vermögens unseres Kabrun Hand in Hand. Der Ehrenmann setzte seinen ganzen Stolz darein, von demselben den besten Gebrauch zu machen, seinem Wahlspruche getreu: „Das Gold ist nicht dazu den Reichen gegeben, um von ihnen aufgespeichert oder nur in ihrem eignen Nutzen verwendet zu werden, sondern um Nutzen und Segen zu schaffen für Viele." Wo es daher eine Noth zu lindern oder eine nützliche Unternehmung zu unterstützen gab, da fehlte Johann Kabrun gewiß nicht. Einen Hofstaat von „Hausarmen" sich anzuschaffen, denen allwöchentlich oder monatlich an einem bestimmten Tage vor der Hausthür eine milde Gabe gereicht ward — wie es damals bei manchem wohlhabenden Danziger Sitte war — davon wollte Kabrun nichts wissen, denn er hielt dies für eine verwerfliche Unterstützung des Straßenbettels. Aber verschämte Arme, mittellose Studirende und Geschäftsangehörige, nicht minder aufstrebende Künstler fanden seine Hand stets offen, und wo es ein gemeinnütziges Werk oder ein Kunstinstitut ins Leben zu rufen oder zu unterstützen galt, gab er gern und reichlich. Er war es, der eine Gesellschaft von Aktionären, meist aus wohlhabenden Kaufleuten bestehend, zusammenbrachte, welche in den Jahren 1799—1801 in Danzig mit einem Kostenaufwande von einigen siebzigtausend Thalern ein neues Schauspielhaus, zu den größten und geschmackvollsten Deutschlands gehörend, erbaute; ein Unternehmen, bei welchem die Theilnehmer von vornherein auf jeden Nutzen für sich verzichteten. Ebenso ist auch das Zustandekommen einer „Kunstschule", welche im Jahre 1804 eröffnet wurde und als „Königliche Provinzial-Kunstschule" noch fortbesteht, wesentlich mit sein Werk; wie er denn überhaupt den bildenden Künsten, und namentlich der Malerei, stets große Theilnahme zuwandte. Er besaß eine werthvolle, großentheils auf seinen Handelsreisen zusammengekaufte Gemäldesammlung, für deren Erweiterung er weder Mühe noch Kosten scheute. Diese Kunstschätze besaß er aber nicht blos zu seinem Vergnügen allein, sondern der Zugang zu ihnen stand Jedem offen, welcher ihn darum ansprach.

Die Periode reichster Handelsblüte des nordischen Venedigs, während welcher seine Bevölkerung wieder bis auf 44,511 Seelen, ungerechnet das Mi-

litär, und diejenige des Gebietes bis auf 29,649 Seelen sich gehoben hatte, die Kämmerei-Einnahmen bis auf 266,836 Thlr. gestiegen waren und der Wohlstand der Bewohner sich verdreifacht hatte — erhielt den ersten Stoß durch die Blockade der preußischen Ostseehäfen, womit England die preußische Besitznahme Hannovers (1805) beantwortete. Damit hatten für die Ostseestadt und auch für unsern kunstsinnigen und überaus thätigen Handelsherrn eine Reihe glücklicher Jahre unter preußischem Scepter ihren Abschluß gefunden. Denn es brach mit einem Male das verheerende Unwetter des Jahres 1806 über den preußischen Staat herein, zu dessen Schilderung wir jetzt übergehen.

Eine ungewöhnliche Spannkraft und Energie — das war die Macht, vermittelst welcher Friedrich II. alle Kräfte des Staates zusammenzuhalten wußte. Mit Recht sagt sein Bewunderer Napoleon von ihm: „Nicht sein Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die größten Mächte Europa's vertheidigt, sondern die Ausdauer jenes großen Königs, welche in den schweren Zeiten des langen Krieges nicht erlahmt war." Aber nie und nimmer hätte Friedrich so erfolgreich regieren können — wenn er nicht genau gewußt hätte, was er wollte und was sich erreichen ließ, und wenn nicht seine Einrichtungen allseitig darnach angethan gewesen wären. Er war zu seiner Zeit der einzige Regent in Europa, dessen Schatzkammer jährliche Ersparungen aufnahm. Demgemäß fanden sich bei seinem Tode am 17. August 1786 in dem Staatsschatze 70 Millionen Thaler vor. Diese großen finanziellen Hülfsmittel verstärkten die Achtung, welche Preußen unter der Regierung dieses einzigen Königs in ganz Europa genoß; dazu ein siegreiches, trefflich geschultes Heer von 200,000 Mann. Auch Gewerbfleiß, Wohlstand und Bildung waren bis dahin in stetem Fortschreiten begriffen gewesen.

Anders verstand Friedrich's II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., die ihm überkommene große Aufgabe eines Regenten des preußischen Staates. Wiewol ein begabter Fürst und auch das Beste des Landes wollend, fehlte es ihm doch durchaus an Ausdauer, Festigkeit und vornehmlich an Vertrauen zu sich selbst. Schlechte Rathgeber und Hofschranzen, Pietisten und Buhlerinnen bevormundeten den König und raubten dem Monarchen allen Halt, während altersschwache Generale die Kriegstüchtigkeit des Heeres in der Pflege des Gamaschendienstes suchten. Es würde weit über den Raum, welcher uns vergönnt ist, hinausgehen, wollten wir alle die politischen und wirthschaftlichen Mißgriffe und Wandlungen ins Auge fassen, welche für die Regierung dieses Fürsten gleich bezeichnend sind wie für die Irrgänge überhaupt, in denen sich die umhertappende Weisheit der Staatenlenker jener Epoche gefiel. Preußen hatte zwar auch unter diesem Hohenzoller an Umfang gewonnen. Die zweite und dritte Theilung Polens hatte im Nordosten weit ausgedehnte, zum Theil sehr fruchtbare Länderstriche, ja schließlich selbst die Königsstadt Warschau, das Jahr 1791 die Markgrafthümer Ansbach und Baireuth unter die Herrschaft des preußischen Adlers gebracht, auch waren mancherlei nützliche Institute ins Leben gerufen worden: so ersichtlich indessen der Wohlstand des Landes zugenommen, den Staat selbst hinterließ Friedrich Wilhelm II. verschuldet und die Regierungsmaschine arg zerrüttet, als er am 17. November 1797 zu seinen Vätern einging.

Gerade damals wäre ein kräftiger Wille, ein hoher Geist und starker Arm

an der Spitze des aufstrebenden Staates Friedrich's des Großen am rechten Flecke gewesen. Die Epoche, in welche Staaten, Fürsten und Völker eingetreten, verlangte Männer von Energie und Entschlossenheit. Denn es war eine mächtig bewegte und noch von krampfhaften Zuckungen durchbebte Zeit, als zu Ende des XVIII. Jahrhunderts ein junger Monarch die Zügel der Regierung des norddeutschen Königreichs ergriff. Noch lange nicht durfte man jene Nachwirkungen der ungeheuren Staatsumwälzung in Frankreich auf das zum Theil von neuen Ideen ergriffene, zum Theil von veralteten Anschauungen beherrschte Europa für überwunden ansehen. Der Kampf der Verkündiger der Völkerfreiheit mit den Partisanen der zu Boden geworfenen mittelalterlichen Standesprivilegien, den steten Bannerträgern der Tyrannei und Geistesbevormundung, hatte auf dem einen Flecke nur ausgetobt, um auf einem andern wieder emporzulodern. Nur unter anderen Formen gab sich überall das Bedürfniß nach besserer Gestaltung der sozialen und politischen Zustände kund. Mitten in dieses Ringen und Reiben fällt das Erscheinen eines neuen Cäsars, welcher die Welt mit seinem Ruhme erfüllte und in einem Alter von dreißig Jahren als Gebieter eines großen Theils von Europa auftreten konnte. Dank des Einflusses unserer Nachbarn überm Rhein waren auch die verkommenen staatlichen Zustände in unserem Vaterlande bloßgelegt und manches Abgestorbene hinweggeräumt worden; das gering geachtete Bürgerthum suchte sich auch bei uns wieder Geltung zu verschaffen, es schienen die Lehren, welche der erwachende Geist unseres Volkes aus den schmählichen Zerwürfnissen der letzten Jahre gezogen, nicht ganz verloren gegangen.

In eine solche überaus bewegte Epoche fällt nun die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. Der allverehrte junge Monarch besaß Tugenden, welche einem Bürger zur höchsten Zierde gereicht hätten. Vom besten Willen erfüllt, die Fehler der vorigen Regierung wieder gut zu machen und allseitig fördersam einzugreifen, stellten sich doch den schönsten Regenten-Eigenschaften der Gerechtigkeitsliebe und Sittenstrenge die Unselbständigkeit seines Vorfahren entgegen, sowie nicht minder jene Unentschlossenheit, die in Tagen der Prüfungen und Schickungen verhängnißvoll für ein aufstrebendes Land zu werden vermag. Unablässig voll gewissenhaften Fleißes darauf bedacht, allen Anforderungen gerecht zu werden, Krieg und Prüfungen von seinem Lande entfernt zu halten und hierdurch den materiellen Aufschwung seines durch den Reichsdeputationsschluß auf 10 Millionen Bewohner herangewachsenen Staates zu fördern, war es der Regierungskunst seiner Minister allerdings gelungen, Preußens Grenzen auf Kosten der benachbarten Fürsten in einem solchen Grade zu erweitern, daß es vor der Schlacht von Jena an Quadratmeilen größeren Umfang gewonnen, als es im Jahre 1866 vor dem deutschen Kriege besaß. Das Jahr 1805 hatte nun dem friedliebenden Herrn überaus große Sorgen sowie Bedenken aller Art bereitet, zumal er sich infolge der Achselträgerei seiner Minister mehrfach zwischen zwei Stühle gesetzt sah. Sollte der König der Koalition, die sich gegen Frankreich zusammenzog, beitreten oder an der Aufrichtung eines norddeutschen Kaiserthums fortarbeiten? eine Idee, die damals keine geringe Anzahl Staatskünstler, sicher jedoch weniger das Volk selbst, beschäftigte. Schwer wurde es Friedrich Wilhelm III. zu einem Entschluß zu kommen. Die Schlacht von Austerlitz führte jedoch

zu erneuerter Verbindung mit dem gefährlichen überrheinischen Nachbar, von dem man als Lohn für die beobachtete Neutralität Hannover im Umtausch gegen Ansbach, Kleve und Neufchatel annahm.

Hierzu prädestinirt durch Talent, Genie und Thatkraft, sowie gehoben durch beispielloses Zusammentreffen begünstigender Verhältnisse, hatte sich Napoleon Bonaparte binnen wenigen Jahren vom General zum ersten Konsul, endlich zum Kaiser von Frankreich emporgeschwungen. Mit seiner letzten Erhebung verwandelte sich der bisher allseitig bewunderte und gepriesene Regenerator Frankreichs in den Unterdrücker Europa's. Seine Herrschsucht kannte bald keine Grenzen mehr. Nicht Frankreich allein, die Welt sollte zu seinen Füßen liegen. Mit einem Kriegsgenie, desgleichen die Geschichte seit Alexander und Cäsar nicht gekannt, führte er die französischen Legionen über den Schnee der Alpen, nach Italien, der Schweiz, Holland. Süddeutschland, in viele kleine Staaten zertheilt, vermochte dem gewaltigen Manne keinen Widerstand zu leisten. Nacheinander wurde die Monarchie der Habsburger in mehreren Feldzügen in Italien und Deutschland aus Rand und Band gebracht, dann der Staat Friedrich's des Großen in einem einzigen Feldzuge des Jahres 1806 infolge der für die preußischen Waffen so verhängnißvollen Niederlagen bei Jena und Auerstädt, Prenzlau u. s. w. zertrümmert. Zuletzt auch noch von seinem Alliirten Rußland nach den blutigen Schlachten von Eylau und Friedland schmählich im Stiche gelassen, verlor Friedrich Wilhelm III. im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) die Hälfte seines Reiches.

Tief und schmerzlich empfanden viele wackere Herzen die Schmach, welche Preußen zum Falle gebracht. Zu spät war man zur Einsicht gelangt, daß nicht nur die höheren Kreise sich vor Ausbruch des Krieges einer unseligen Verblendung hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit des Staates Friedrich's des Großen hingegeben hatten: — der größte Theil des Volkes auch war in einem Traumleben verharren geblieben und zehrte noch immer von dem Ertrage früherer Kraft und den Kriegslorbern unter Anführung eines Feldherrn wie Friedrich II. Wenn die mahnenden Stimmen tiefer blickender Männer, welche die Berechtigung in Zweifel gestellt hatten, sich auf die Verdienste etwas zu Gute zu thun, die einem seitdem verflossenen halben Jahrhunderte angehörten, lange genug fast wie Hochverrath gegolten: so hatte der jähe Zusammensturz des Staates Friedrich's des Großen den Denkenden die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, wohin es führt, wenn einem jungen Staate das freie, frische, neu kräftigende Leben, das Allen Bewegung und Aufschwung verbürgt, abhanden kommt.

Aber nicht in Preußen allein zeigten sich die betrübenden Folgen jener Niederhaltung der Geister in überhandnehmender Gleichgiltigkeit für die höchsten Güter einer Nation. Ueberall machte sich jene bedauerliche Charakterlosigkeit bemerkbar, welche stets als folgerichtiges Ergebniß der Versunkenheit der Gemüther sich kundgiebt. Es ist eine Thatsache, daß in den meisten Kreisen der damaligen gebildeten Welt fast ausschließlich nur nach einer ästhetischen Bildung des Geistes gestrebt wurde, sodaß es nicht wundern darf, wenn die besten Männer selbst den Glauben an unsre Nation und deren Wiedergeburt in das Reich phantastischer Ideen verweisen konnten. Man hielt die versengende Gewalt der neuen Kaisersonne, welche in Frankreich aufgestiegen war, für unabwendbar

und wandte sich um so lieber den Bereichen einer idealen Welt zu, je weniger Erhebendes das politische Leben in Nord und Süd darbot. So schien ein gutes Theil der Früchte der welterschütternden Staatsumwälzung Frankreichs für unser Vaterland verloren gehen zu sollen, je mehr sich der Kern unserer Nation vom wirklichen Leben des eignen Volkes abwendete und in das Reich des Geistes sich versenkte, statt sich einem Patriotismus hinzugeben, der unfruchtbar schien und dessen Kundgebung überdies die Armee als ein Sonderrecht für sich in Anspruch nahm. Dieser Mangel warmer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat die Trostlosigkeit der politischen Zustände Deutschlands vor und nach 1806 mit verschuldet.

Erst als der Druck der Fremdherrschaft für Jedermann, hoch oder gering, gleich überzeugend zu Tage trat und von Stunde zu Stunde unerträglicher ward, als Preußen infolge des unglücklichen Tilsiter Friedens in völlige Ohnmacht versank — jetzt erst erkannte man die Nothwendigkeit, thatkräftige Männer an die Spitze der Regierung zu stellen. König Friedrich Wilhelm III. berief nun in dem Freiherrn von Stein im Herbst des Jahres 1807 den Retter in der Noth, dem die unbeschränkte Leitung aller inneren und äußeren Geschäfte überlassen ward. Alsbald begann der große Reformator Preußens seine genialen Ideen mit beispielloser Energie ins Werk zu setzen. Nur einem so festen und feurigen Geiste konnte es gelingen, in kürzester Zeit, unter den Augen eines argwöhnischen Feindes, die Staatsmaschine vom Rost des Mittelalters zu säubern und den Forderungen der Zeit gemäß von Grund aus umzuformen. Von ihm gingen eine Reihe tiefgreifender Verordnungen aus, alle dahin zielend, die gefesselte Volkskraft frei zu machen aus den Banden feudaler Privilegienwirthschaft, büreaukratischer Bevormundung und starren Zunftzwanges. Die wichtigsten jener Maßregeln waren: gänzliche Trennung der Justiz von der Verwaltung, eine neue Städteordnung, auf Selbstregierung der Gemeinden begründet, Aufhebung der Erbunterthänigkeit des Landmanns. Alle diese gewaltigen Arbeiten, der neu geschaffene freie Bürger- und Bauernstand, die verbesserte Verwaltung, die kriegerische Bildung und Heranziehung des ganzen Volkes zur Vertheidigung des Vaterlandes, alles Dieses sollte dem einen großen Zwecke dienen helfen, der dereinstigen Erhebung Preußens, der Wiedergeburt, so hoffte er, ganz Deutschlands. So hauchte der große Statsmann mit wunderbarer Frische und Thatkraft in der unglaublich kurzen Zeit von kaum einem Jahre dem kranken, schwer darniederliegenden Staatskörper neues Leben ein. Allein der stolze, selbstbewußte, für die Wiederherstellung der Macht und Ehre des unterjochten Vaterlandes glühende Minister sah sich bald auf allen Seiten von offenen Feinden und geheimen Widersachern umgeben. Ja, die Reaktionspartei, in dem Hasse gegen den rücksichtslosen Zerstörer verderblicher Standesvorrechte, scheute sich nicht, seine Pläne zur Abschüttelung der schmachvollen Fremdherrschaft an den Nationalfeind zu verrathen. Stein (le nommé Stein) wurde im November 1808 von Napoleon geächtet, und da der König nicht die Macht besaß, ihn zu schützen, mußte er seine Person dem Bereiche französischer Rachsucht zu entziehen suchen. Da auch das benachbarte Oesterreich dem unermüdlichen Patrioten die volle Sicherheit nicht bieten konnte, wandte sich der Geächtete nach Rußland.

Auch über Danzig waren mit dem Unglücksjahre 1807 traurige Tage

hereingebrochen. Kurz vor Schluß des Jahres 1806 rückten die siegreichen Franzosen in das aufständische Preußisch-Polen ein. Mit Anfang Februar des folgenden Jahres standen in der Nähe von Danzig polnische Insurgenten und diese suchten den „Befreiern" und deren deutschen Verbündeten, Badensern und Sachsen, die Hand zu reichen. Mitte März umschloß ein feindliches Heer Danzig. Die Belagerung begann. Ueber die Festungswerke aber gebot ein alter Kriegsmann aus der Schule Friedrich's des Großen, der von Ergebung an die Franzosen und ihre Bundesgenossen nichts wissen wollte. Doch zu was konnte, nachdem bereits ganz Preußen sich in den Händen Napoleon's befand, der vereinzelte Widerstand von 20,000 Preußen und Russen hier in der Nähe der Grenze des Königreiches führen?

Am 24. Mai 1807, nach einer mehrmonatlichen schweren Belagerung mußte auch Danzig, trotz der tapfersten Gegenwehr durch den greisen Grafen von Kalckreuth an den französischen Marschall Lefèbvre übergeben werden.

Während dieser schlimmen Zeit konnte man den Namen Johann Kabrun in allen Theilen der Stadt voll Achtung nennen hören. Denn während der Belagerung machte unser Handelsherr sich ganz besonders dadurch verdient, daß er ein Comité ins Leben rief, in der Absicht, die ärmeren Bewohner mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln zu versehen, welche diese infolge der eingetretenen bedeutenden Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse und des Aufhörens jeglichen bürgerlichen Erwerbes sich nicht mehr selbst zu beschaffen vermochten. So ward denn vornehmlich J. J. Kabrun in dieser Zeit der Bedrängniß der Wohlthäter und Erhalter gar vieler seiner Mitbürger; und was er that und wie er sorgte, geschah auf so prunklose Weise, daß er hierdurch die Herzen auch Derer sich gewann, welche seiner Fürsorge nicht bedurften.

Mit dem Einzug der Franzosen in Danzig, am 27. Mai 1807, begann für dieses eine siebenjährige ununterbrochen schwere Leidenszeit. Zwar war die Stadt mit ihrem zweimeiligen, wohlarrondirten Umkreise durch einen Artikel des Tilsiter Friedens für eine „freie Stadt unter kaiserlich französischem Schutze" erklärt worden, „mit einer französischen Besatzung und einem französischen Gouverneur zum Schirm ihrer Unabhängigkeit" — mit dieser sogenannten „Selbständigkeit" war es aber nicht weit her, Danzig vielmehr thatsächlich nichts weiter als eine große französische Kaserne geworden. Auch das, was die Befreier „Schutz" nannten, ließ sich sonderbar an. Der Preis dafür bestand vor Allem in einer Forderung von 20 Millionen Francs, welche Kontribution in baaren 4 Millionen und 16 Millionen in Stadtobligationen entrichtet werden sollte. Und hiermit begann eine endlose Kette von Bedrückungen, Willkürlichkeiten und Brandschatzungen, gegen welche die schwachen bürgerlichen Behörden des kleinen Freistaats vergebens anzukämpfen suchten. Kurz, der französische Schutz drückte den Muth und die Thatkraft Aller nieder und ließ die Bürgerschaft infolge unaufhörlicher pekuniärer Opfer nicht zu freiem Athemzuge kommen.

Am meisten litten begreiflicherweise Diejenigen, die am meisten hergeben konnten, also vorzugsweise reichere Kaufleute, und unter diesen namentlich auch unser Kabrun. Denselben verwickelte überdies seine offenkundige Freisinnigkeit und sein muthiger Widerstand in mancherlei Konflikte mit den fremden Gewalthabern.



Einzug der Franzosen.

Wiewol alle Vorstellungen, welche er als Mitglied des neuen freistädtischen Senats den begehrlichen Forderungen, wie so mancherlei Willkürmaßregeln des französischen Gouvernements entgegensetzte, fruchtlos blieben, ließ er sich doch nicht irre machen das zu thun, was er für Bürgerpflicht hielt. Doch hatte er sich schließlich in solch eine unhaltbare Stellung gebracht, daß er es für rathsam hielt, seiner Vaterstadt auf einige Zeit den Rücken zu kehren und eine größere Reise durch Deutschland und Holland zu unternehmen. In dem letztgenannten Lande hatte er während der letzten Monate des Jahres 1802 und der ersten des Jahres 1803 unter glücklichern Umständen verweilt und was er schon damals ins Auge gefaßt, das beschäftigte ihn nun noch angelegentlicher. Er suchte sich über den ostindischen Handel und die Art seines Betriebes zu unterrichten, denn er wünschte, daß auch seine Vaterstadt Antheil an demselben nehmen möchte. Außerdem nahm er die Gelegenheit wahr, seine in der Bildung begriffene Gemälde- und Kupferstich-Sammlung durch werthvolle Ankäufe zu vermehren. Infolge seiner Entfernung vom Schauplatze heimischen Elends konnte er sich freier bewegen, und er benutzte dieses auf eine Weise, welche seinen Namen weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus bekannt und geachtet machte. Er schrieb nämlich zu Weimar, angeregt durch die damals in Deutschland herrschende allgemeine Finanznoth, eine Broschüre unter dem Titel: „Ideen eines Geschäftsmannes über Staatsbedürfnisse und Geldmangel." Er theilt darin die Erfahrungen mit, denen er in seinen ausgebreiteten Geschäften begegnet war; nicht mit eitler Selbstgefälligkeit, sondern sichtlich nur von dem Wunsche beseelt, die Ursache des Uebels aufzudecken und dadurch möglicherweise dessen Heilung herbeizuführen. Ueber die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieses Schriftchens führt der Verfasser aus Necker's, des großen französischen Finanzmannes, berühmter Schrift: „Introduction à l'administration des Finances" die folgende Stelle

an: „Les impôts d'aujourd'hui ne sauraient suffire aux besoins, il faut donc par d'autres moyens rassembler les capitaux nécessaires. Mais l'argent n'appartient à aucun lieu et n'est d'aucune patrie; il fuit devant la contrainte et se cache devant les soldats armés. Il faut donc l'attirer par la confiance.“ („Die Steuern vermögen den heutigen Bedürfnissen nicht mehr zu genügen; man muß deshalb die nöthigen Gelder durch andere Mittel aufbringen. Aber das Geld gehört keinem Orte an und hat kein Vaterland; es flieht den Zwang und versteckt sich vor bewaffneten Soldaten. Deshalb muß man es durch Erweckung von Zutrauen an sich locken.“) Er bekämpft in seiner Darlegung und widerlegt zugleich einige vom national-ökonomischen Standpunkte aus vielfach betonte Ideen, die er in Wirklichkeit nicht für ausführbar ansieht; dann aber sucht er die Unmöglichkeit darzuthun, in auswärtigen Anleihen dauernd Abhülfe für die steigenden Verlegenheiten zu finden. Weiter entwickelt er die Ausführbarkeit von Maßregeln, dahingehend, daß man sich hauptsächlich an die Menge innerer Hülfsquellen, die man zu entwickeln und zu mehren suchen soll, halte, wobei er ganz besonders die Einrichtung von National-Banken und National-Leihinstituten in Erwägung zieht. Wiewol alle seine Beweisführungen nur auf die damaligen Verhältnisse sich stützen und daraus hervorgegangen sind, enthält jene Schrift dennoch Vieles, was nicht blos ein zeitgenössisches Interesse beansprucht. Ueberall bewährt sich der praktische Blick und die gewiegte Erfahrung eines denkenden Geschäftsmannes, der sein Auge auf das Ganze richtet, unverkennbar ist jener erwärmende uneigennützige Eifer, der Kabrun die Feder in die Hand giebt. Auch ward in der That die Schrift überall mit großem Beifall aufgenommen. Ihrem Verfasser trug sie die allgemeine Achtung und Verehrung wohlmeinender Vaterlandsfreunde, ja selbst hochangesehener Staatsmänner zu Berlin und Dresden ein. Man wußte, daß ein Mann an der Grenze des ehemaligen Preußens lebe, den man unter die erleuchteten Patrioten, unter die Männer der Zukunft rechnen durfte. Der damalige Staatskanzler Preußens, von Hardenberg, befahl eine genaue Prüfung der in dem Schriftchen enthaltenen Vorschläge und Winke durch eine Kommission, bestehend aus höhern Staatsbeamten und kaufmännischen Sachverständigen. Er selbst unterhielt sich wiederholt mit dem Verfasser über die in dessen Broschüre abgehandelten sowie über andere finanzielle Fragen, ja er bot, eingenommen von dem verständigen Wesen des Handelsherrn wie durch die von ihm an den Tag gelegten volkswirthschaftlichen Kenntnisse, unserem Kabrun einen höheren Posten im preußischen Finanzministerium an. So ehrenvoll aber auch dieser Antrag und so wenig befriedigend dagegen die Verhältnisse daheim lagen: Kabrun glaubte dennoch ablehnen zu müssen, da er es für seine Pflicht hielt, seine Kräfte zunächst seiner Vaterstadt aufzubewahren.

Auch in Dresden wurde Kabrun mit vieler Auszeichnung aufgenommen und zum königlich sächsischen und großherzoglich warschauischen Konsul in Danzig ernannt. Dahin nach etwa neunmonatlicher Abwesenheit zurückgekehrt, fand er hier im Jahre 1809 die Zustände in einem Stadium arger Verschlimmerung, vornehmlich sich aussprechend in Zunahme der fremdländischen Willkür einerseits, wie andererseits im steten Wachsen der Verarmung. Napoleon's Send-

linge vollzogen nur den Willen ihres Gebieters, als sie den Lebensnerv von Danzig, den überseeischen Handel brach legten, so weit sie dies vermochten. Es mußte aber der Verkehr um so gewisser leiden, als einerseits das mit Frankreich in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffene Albion die Häfen aller französischen Städte, also auch Danzigs, blockirt hielt und ihre Schiffe wegnahm, wo es solche nur immer auffinden konnte; andererseits aber das hier, unter den Augen der französischen Besatzung, mit aller Strenge gehandhabte System der Kontinentalsperre an und für sich schon jeden merkantilen Aufschwung unmöglich machte. Unter diesen Umständen sank Danzigs Handel so tief herab, daß die Zahl der eingelaufenen Schiffe im Jahre 1808 nur 32 betrug, überhaupt in keinem Jahre der französischen „Schutzherrschaft" die Ziffer 100 erreichte, mit einziger Ausnahme des Jahres 1810, wo auf kurze Zeit eine Annäherung zwischen Frankreich und England stattfand und von beiden Seiten eine mildere Praxis beobachtet wurde. Den einzig ergiebigen Zweig des Verkehrs bildete damals die Frachtfahrt unter russischer Flagge von Rußland nach Großbritannien. Denn Holland und Dänemark konnten hierin mit Danzig nicht konkurriren, und so stieg der Lohn für diese Frachten so hoch, daß drei oder vier glückliche Fahrten den ganzen Werth eines Schiffes bezahlten. Daher kam es, daß in der Zeit von 1808 bis Ende 1812 an 20 neue Schiffe auf Danziger Werften für den erwähnten Zweck erbaut wurden. Doch konnte diese eine glückliche Konjunktur selbstverständlich nicht die gewaltigen Nachtheile ausgleichen, welche der Handel Danzigs in anderer Beziehung erlitten, noch die ungeheuren Verluste ersetzen, welche den Großhändlern dadurch zugefügt wurden, daß ihr Getreide, ihr Holz 2c. auf der See von britischen Schiffen gekapert oder vom „Beschützer" für den Bedarf seiner Truppen „requirirt" und dann mit nur wenig geltenden Stadtobligationen bezahlt wurde. Kein Wunder, wenn große Kaufmannsfamilien, welche zur preußischen Zeit einen fürstlichen Aufwand getrieben, verarmten, und daß eine Anzahl höchst solider und achtungswerther Firmen ihre Zahlungen einzustellen sich gezwungen sah.

Ein gleich betrübendes Bild boten die Zustände des Gesammtvaterlandes. Denn nach der abermaligen Niederwerfung Oesterreichs im Jahre 1809 war jeglicher Widerstand gegen die eiserne Herrschaft des Franzosenkaisers in Deutschland gebrochen. Von Portugal bis Polen, vom Adriatischen Meer bis zur Nord- und Ostsee gebot Napoleon's Wille unumschränkt. Nur zwei Reiche gab es in Europa, die von seinem Schwerte nicht bezwungen waren — England und Rußland. Das meerbeherrschende Inselreich lag dem Angriff seiner Armeen unnahbar, und obgleich aufs Aeußerste gereizt durch die wirksame Unterstützung, welche englische Truppen unter Wellington den aufgestandenen Spaniern leisteten, vermochte er doch nichts weiter gegen England zu unternehmen, als daß er mittels der Kontinentalsperre dessen Handel zu vernichten suchte. Es ganz vom europäischen Festlande auszuschließen, sollte nun auch Rußland durch französische Waffen bekämpft und unterworfen werden.

Dasjenige, was Kabrun während seiner Reise im Auslande vor sich gehen sah und was sich daheim nur in anderer Form wiederholte, überzeugte ihn immer mehr von dem herannahenden Ausbruche einer Katastrophe.

Man vergegenwärtige sich die damalige Stimmung in Deutschland. Fürsten und Völker waren wie gelähmt von der furchtbaren Erscheinung des daher stürmenden Kriegsgottes. Viele, und darunter manche der edelsten und besten Geister, ließen sich blenden von dem Genie, womit Napoleon die Schrecken der Revolution gebändigt, oder von den hochtönenden Worten, in denen er den Völkern die Befreiung von einheimischem Druck und geistloser Willkürherrschaft zu bringen versprach; sie erhofften in ihm den Gründer eines auf Fortschritt und Bildung zielenden Weltreiches. Andere schmeichelten dem fremden Gewalthaber aus nichtswürdigem Eigennutz oder knechtischer Furcht. Die Masse beugte sich stumm unter des Siegers eiserne Faust. Nationalgefühl, Sinn für Volksehre und Unabhängigkeit lagen tief im Schutte begraben. Daher hatten auch die preiswürdigen Thaten eines Schill, Dörnberg, Braunschweig-Oels, Hofer eine Besserung in der verzweifelten Lage unseres Vaterlandes nicht herbeizuführen vermocht, wiewol sie einen weithin getragenen Wiederhall in vieler Deutschen Herzen fanden. Mit Ingrimm sah mancher Mann aus dem Volke die unwürdige Behandlung, die seinem angestammten Fürsten von den Marschällen und anderen Abgesandten des französischen Herrschers geboten werden durfte, und was die Nation an Macht und Ehre verloren, war ihr nicht etwa an bürgerlicher Freiheit zugewachsen, wie früher wol Mancher zu hoffen verblendet genug gewesen war.

Dies Alles fühlte mit und begriff auch der klare Geist unseres Kabrun. Jedoch den drohenden Verfall aufzuhalten, vermochte weder er selbst, noch der Senat seiner Vaterstadt. Da er nun einen Nutzen für seine Mitbürger durch sein ferneres Verbleiben in jener Rathsversammlung nicht zu erkennen vermochte, trat er Ausgangs 1809 aus derselben aus. Um aber seiner Vaterstadt in anderer Weise seine Anhänglichkeit zu beweisen, schenkte er derselben die Summe von hunderttausend Danziger Gulden in Stadtobligationen; was nach dem damaligen Stande dieser Papiere einer Summe von nahezu 25,000 preußischen Thalern gleichkam. Dieses wahrhaft fürstliche Geschenk bestimmte der Vorläufer E. W. Arnoldi's (siehe dessen Leben 1. Sammlung S. 725) zur Errichtung einer Handelsakademie, an welcher es Danzig damals noch gebrach und von deren hohem Nutzen für den Kaufmannsstand er sich in Hamburg und Amsterdam zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte. Insofern er jedoch zur Errichtung eines solchen Instituts nach dem großartigen Zuschnitte, welchen er demselben gegeben zu sehen wünschte, das von ihm bestimmte Kapital noch nicht für zureichend erachtete, so verordnete er, daß die Eröffnung jener Anstalt so lange verschoben werden solle, bis das Kapital durch Ansammlung der Zinsen oder in anderer Weise das Anderthalbfache seines ursprünglichen Betrages erreicht haben werde. Infolge dieser Bestimmung und der später eingetretenen Entwerthung der Danziger Stadtobligationen erfolgte denn die Eröffnung der Anstalt erst zu Ostern 1832. Als Zweck derselben ist festgehalten worden: „schnellere und sicherere Vorbereitung solcher Jünglinge, deren eigentliche Schulbildung als beendet betrachtet werden darf, für das kaufmännische Geschäftsleben.“ Die Anstalt gehört heutzutage zu den bestfundirten und dem Kreise ihrer Lehrthätigkeit gemäß, zu den umfassendsten in ganz Deutschland. Sie hat zwei Klassen und es

wirken an ihr neben dem Direktor noch fünf Lehrer. Handelsgeschichte und Geographie, kaufmännisches Rechnen und Buchführung, Handels- und Völkerrecht, die englische, französische, italienische und spanische Sprache bilden die Gegenstände des Unterrichts. Das Anstaltsgebäude befindet sich in einer der schönsten Straßen Danzigs, in dem ehemaligen Wohnhause des Stifters in der Hundegasse, welches ihr dieser, sowie auch seine Bibliothek und die mehrerwähnte Gemälde- und Kupferstich-Sammlung, noch über jene 100,000 Gulden hinaus, testamentarisch vermacht hat.

Im Laufe des ersten Jahres des zweiten Decenniums kam Napoleon vollständig mit sich ins Reine. Er beschloß, seine Eroberungen bis in das Herz des kolossalen russischen Reiches auszudehnen. Und so begannen im Jahre 1811 die Rüstungen in einem Maßstabe, welcher der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens entsprach. Außer 300,000 Mann Franzosen, fast lauter Kerntruppen, worunter die sieggewohnte alte, sowie die siegesbegierige junge Garde, wurden die Kontingente aller von ihm abhängigen Völker: Portugiesen, Spanier, Italiener, Schweizer, Holländer, Polen und 150,000 Deutsche, zu dem verhängnißvollen Zuge aufgeboten. Durch völlige Niederwerfung des russischen Zarenreiches wollte er die Schöpfung einer Universal-Monarchie krönen. War man auch weit entfernt, das furchtbare Gottesgericht vorauszusehen, das den frevelnden Titanen auf dem Gipfel seiner Macht ereilte, so ging doch eine Ahnung durch die Welt, als müsse sich auf Rußlands weiten Steppen ein Wendepunkt der Geschichte vorbereiten. Nach der Hauptstadt des weiten Reichs, nach Petersburg, hatten sich alle wegen ihres Patriotismus von Napoleon Geächteten und Verfolgten geflüchtet, vornehmlich eine große Zahl von Offizieren aus Preußen und anderen Theilen Deutschlands, die sich dem erzwungenen Dienste unter französischen Fahnen entziehen wollten. Sie warteten nur auf eine Gelegenheit, dem Bedrücker Europa's mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten.

Oesterreich hatte zwar durch die Kriege mit Frankreich ein Drittel seines Besitzstandes eingebüßt, aber seit im Jahre 1810 die kaiserliche Prinzessin Marie Louise als Gemahlin Napoleon's den französischen Thron bestiegen, veranlaßte diesen die Rücksicht gegen seinen erlauchten Schwiegervater, Oesterreich mehr wie eine verbündete Macht denn als ein besiegtes Land zu behandeln. Dennoch hatte er den Kaiserstaat zu einem engeren Bündnisse genöthigt, infolge dessen dieser ihm 30,000 Mann Hülfstruppen zuführen, während Preußen sich zu 20,000 Mann verpflichten mußte.

So nahte das verhängnißvolle Jahr 1812.

Gegen Ende des Frühjahrs wälzten sich auf einen Wink des Unterdrückers die gesammelten Heersäulen, die stolzesten und kriegstüchtigsten Truppen, welche bis dahin die Welt gesehen, über eine halbe Million Streiter, durch die preußischen Provinzen nordwärts, mit endlosen Heimsuchungen, Requisitionen von Lebens- und Transportmitteln die armen Bewohner schier zur Verzweiflung treibend. Ungehört verhallten alle Vorstellungen, denn Napoleon's Willen gemäß sollte das verhaßte Preußen, soviel an dem Unterdrücker lag, nicht wieder zu Kräften kommen. Daher wuchtete der Arm der Fremden am fühlbarsten auf dem noch aus tausend Wunden blutenden norddeutschen Königreich. — Die Fürsten der übrigen deutschen Staaten hatten um den Preis der nationalen Selbständigkeit, indem

sie sich als Glieder des Rheinbundes zu bonapartistischen Zwecken gebrauchen ließen, Schonung ihrer Ländergebiete erkauft. An Friedrich Wilhelm III., welcher seinen Beitritt zum Rheinbunde verweigerte, rächte sich Napoleon nun zwiefach: einmal durch Auferlegung fast unerschwinglicher Kontributionen, dann durch jene endlosen Requisitionen, die das ganze Mark des Landes aufzehrten.

In Preußen hatte sich bis zum Jahre 1812 das Verlangen nach Abschüttelung der schimpflichen Fremdherrschaft, genährt durch geheime Vereinigungen gleich dem Tugendbunde, zu einer fieberhaften Spannung gesteigert. Aber Niemand wußte zu sagen, woher die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die unüberwindlich scheinende Macht Napoleon's kommen könne.

Ein Wunder mußte geschehen. Und wunderbar über alle Begriffe erschien in der That die Kunde, welche im November 1812 erst ungewiß, dann immer bestimmter und grausiger bis Danzig vorgedrungen war.

Ende Juni hatte Napoleon den Niemen überschritten; rasch waren die Schlachten und Siege von Witebsk, von Smolensk, Valutina, an der Moskwa, — Juli bis September 1812, — noch rascher der verderbliche Rückzug aus der eingeäscherten Hauptstadt Rußlands gefolgt, welche in ihren Trümmern weder Schutz vor dem kommenden Winter, noch Lebensunterhalt, um denselben zu überdauern, darbot. Schon Anfang Dezember war der Untergang der „großen Armee" eine nicht länger mehr zu bezweifelnde Thatsache. Was von ihr nicht das Schwert der Russen niedergeworfen, das hatte während weniger Wochen bis auf elende Trümmer die winterliche Jahreszeit vernichtet, welche mit ihrer grimmigen Kälte und ihren entsetzlichen Schneestürmen sich diesmal wider Erwarten zeitig eingestellt hatte. Napoleon erkannte in diesem ungeheuren Unglücksfalle nicht die warnende Stimme der Allmacht. Ungebeugt, ja zürnend und herrischer denn zuvor, empfing er die großen Staatskörper seines Reichs, als er nach eiliger Flucht aus Rußland in seine Hauptstadt zurückgekehrt war.

Raschen Blicks übersieht und ordnet er die Hülfsquellen seiner Länder. Er spornt aneifernd und überall eingreifend zu allgemeiner Thätigkeit an. Mit Umsicht leitete er die gewaltigen Rüstungen, und niemals zeigte sich sein wunderbares Genie fruchtbarer als während der Zeit, wo die Hand des Schicksals so schwer auf seinen Schultern lastete. — Mit Gewißheit konnte man darauf rechnen, daß der gewaltige Mann in wenig Monaten mit anderen Hunderttausenden auf dem Kampfplatze erscheinen werde. „Was wird dann aus uns werden?" so fragte sich jeder Vaterlandsfreund bekümmerten Herzens. Doch im Hinblick auf das ersichtliche Gottesgericht durchdrang bald ein Gefühl die Bewohner des zunächst bedrohten Ostpreußens, welche mit die ersten Zeugen der ungeheuern Niederlage des eben noch so übermüthigen Feindes waren: „Jetzt oder nie muß sich das Land, muß sich ganz Preußen erheben, um das Joch des verhaßten Unterdrückers abzuschütteln!" Die Lenker des preußischen Staats waren sich der drohenden Gefahren wohl bewußt. Der Feind hielt ja noch einen guten Theil des Landes besetzt, es waren die wichtigsten der noch verbliebenen Festungen in seiner Hand, dagegen die Finanzen des Landes zerrüttet, die geringe Streitmacht war getheilt, nicht bei der Hand, die Wehrkraft des Landes zwar vorbereitet, doch nirgends zum Kampf auf Leben und Tod gerüstet.

In dieser Zeit der Beklommenheit, der Befürchtungen und Hoffnungen, wo es galt, die Mittel ins Auge zu fassen, mit welchen man so große Dinge zu erreichen annehmen durfte: — jetzt — oder nie — mußte sich der Werth oder Unwerth der großen Heeresreformen zeigen, welche der geniale Scharnhorst in den Jahren 1807 bis 1810 allen Vorurtheilen zum Trotz durchzuführen gewußt hatte. Ruhig und besonnen, dabei voll glühenden Eifers für die Wiederaufrichtung der preußischen Monarchie, hatte der unermüdliche Patriot das schwierige Werk einer gänzlichen Umformung der Heer-Schöpfung Friedrich's des Großen, welche sich überlebt hatte, unternommen und durchgeführt.

In Petersburg, wohin so viele brave Männer geflüchtet, beschäftigte sich unterdessen der unermüdlichste aller deutschen Vaterlandsfreunde, der edle Reichsfreiherr von Stein, damit, Kaiser Alexander für ein Bündniß mit Preußen zum Sturze der fremden Zwingherrschaft geneigt zu machen. Des Reichsfreiherrn unwiderstehliche Energie riß denn zuletzt auch den schwankenden Monarchen so weit mit sich fort, daß er, Napoleon's Friedensverlockungen kein Gehör verleihend, Stein Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem nachbarlichen Preußen gab.

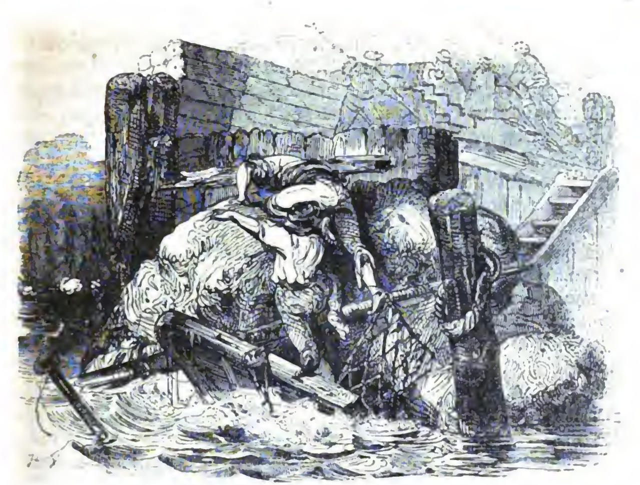
Die Wiedererhebung Deutschlands blieb fortan Stein's einziges und hohes Ziel. Kaum erscholl daher die Kunde von der Schlacht bei Borodino, von der Einäscherung Moskau's durch Rostoptschin, von den grausigen Verheerungen des nordischen Winters, wodurch Napoleon's stolzes Heer zu Grunde ging, wie einst die spanische Armada Philipp's II. von den Elementen zertrümmert worden, da brach unser Patriot von Petersburg auf, um den Kampf gegen den angeschossenen Löwen in Deutschland zu organisiren. In der grimmigen Kälte des Januars 1813 fuhren er und E. M. Arndt zu Schlitten über die öden, mit Leichen und Trümmern bedeckten Schneefelder, und am 21. dieses Monats standen die beiden Verbannten in Königsberg wieder auf deutschem Boden.

Buntes Getümmel, Lärm, Wirrwarr, Elend, Tod und Seuchen, aus überfüllten Lazarethen ihren Gifthauch ausströmend, herrschten in der alten Hauptstadt der Provinz Ostpreußen. Was dem Verderben an der Beresina entronnen war: die preußischen Regimenter unter General York, russische Generale und Offiziere, durcheilende französische Marschälle, unglückliche Gefangene, von Kosakenpeitschen getrieben, Wagen voll Verwundeter und Sterbender — Alles drängte und stieß sich in den Straßen aneinander: ein trauriges Bild des menschenverheerenden Krieges. Aber auch frisches, hoffnungsreiches Leben war seit dem Brande von Moskau in die Gemüther eingezogen; Muth und Vertrauen auf die Zukunft, Opferfreudigkeit und enthusiastische Begier, die erlittene Schmach im Blute des verhaßten Feindes abzuwaschen.

General York, Oberbefehlshaber der Hülfsarmee, welche Preußen zu Napoleon's Eroberungszuge nach Rußland stellen mußte, hatte auf eigene Verantwortung und mit Gefahr seines Kopfes den ersten entscheidenden Schritt gethan. Sein männiglich bekannter Abfall von den Franzosen, die Uebereinkunft mit dem russischen General Diebitsch, geschlossen zu Tauroggen am 29. Dezember, gab das Signal zu dem Rufe nach Volksbewaffnung und allgemeiner Erhebung der Provinz. Man zweifelte nicht, daß derselbe Ruf: „Kampf gegen die Franzosen

auf Leben und Tod!" gleichzeitig in allen anderen Provinzen des Staats erschallen, daß das preußische Kabinet sofort die Kriegserklärung an Frankreich erlassen werde, und traf in diesem Glauben die schleunigsten und kräftigsten Anstalten zur Herbeischaffung von Geld und Waffen, zur Ausrüstung der Freiwilligen aus allen Ständen und jeden Alters, die voll begeisterter Kampfluſt zu den Fahnen eilten. Allein das Unerwartete geschah. Der König, in Potsdam von der zurückgebliebenen französischen Garnison bewacht, zauderte, den erzwungenen Bund mit Napoleon zu brechen; York's kühne That wurde als strafwürdiger Ungehorsam bezeichnet, er selbst durch einen in den Zeitungen veröffentlichten königlichen Befehl des Kommandos entsetzt. In diese kritische Zeit fiel Stein's Erscheinen zu Königsberg. Klaren Blicks überschaute er im Nu das Gefährliche der Lage; um keinen Preis durfte die kostbare Zeit verloren gehen. Er trat kraft seiner ausgedehnten russischen Vollmachten als gebietender Diktator auf, handelte mit gewohnter Raschheit und Festigkeit des Entschlusses, und im Feuer seines stürmischen Eifers schmolzen die loyalen Zweifel und Bedenken der ostpreußischen Beamten. Ohne die königliche Genehmigung abzuwarten, versammelten sich Abgeordnete des grundbesitzenden Adels, der Städte und der Landgemeinden zu einem Landtage in Königsberg, welcher den Antrag, 30,000 Mann Milizen auf eigene Kosten der Provinz ins Feld zu stellen, einstimmig zum Beschluß erhob. Auch die anderen Provinzen regten sich und setzten sich in Bereitschaft zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit dem Erbfeinde. Alles war des Winkes gewärtig, der vom Thron herab gegeben werden sollte. Aber man wartete lange vergebens. Und doch war die Gefahr für den König selbst unterdessen immer dringender geworden. Bereits zogen die französischen Generale starke Truppencorps in der Mark Brandenburg zusammen, und das aufgeregte Volk schloß mit Recht, dies gelte mehr seinem Könige als dem russischen Nachbar. Und man kalkulirte weiter und weiter, als der König in der Nacht vom 20. Januar die Hauptstadt verließ und seine Residenz in dem noch nicht bedrohten Breslau aufschlug. Alle die großen Ereignisse des Jahres 1812 waren so überwältigend über Friedrich Wilhelm III. hereingebrochen, daß wir über das Schwanken, die Unentschlossenheit am Hofe nicht erstaunen dürfen. Endlich vermochte er dem allgemeinen Drange nicht länger zu widerstehen, er ergriff die Sache seines Volkes, zuerst wider seine volle Ueberzeugung, bald nachher aber mit ganzer Seele.

Wir können uns kurz fassen. Der Krieg gegen den Bedrücker ward beschlossen, als Stein zu Breslau am Hoflager des damals noch schwankenden Königs erschien. Am 17. März erging die Kriegserklärung gegen Frankreich und der „Aufruf des Königs an sein Volk" erfolgte. Bald war Preußen ein einziges großes Feldlager, rasch drängten sich die Ereignisse. Blutige Kämpfe reihten sich aneinander: die erste Bluttaufe des noch schwachen preußischen Heeres in Verbindung mit dem russischen Alliirten bei Großgörschen, der blutige Kampf bei Bautzen mit seinen Nachspielen in Schlesien, das Bündniß mit Oesterreich, die Niederlage der Verbündeten bei Dresden, die Siege der preußischen Waffen an der Katzbach, bei Großbeeren, Dennewitz, Wittenberg, die beinahe gänzliche Vernichtung der Franzosen bei Kulm.



Die russische Flotte vor der Stadt.

4. Danzig während der Belagerung im Jahre 1813.

Endlich durchklang die Jubelbotschaft von der großen Völkerschlacht bei Leipzig alle Lande. Die letzte gewaltige Anstrengung Napoleon's zur Behauptung seiner Oberherrschaft war mißlungen, und im Frühjahr 1814 befanden sich deutsche, preußische und österreichische Heere und ihre Verbündeten, die Russen, auf dem Wege nach Paris. Die Franzosen waren Ende Oktober 1813 fast aus ganz Deutschland gewichen, nur eine Anzahl größerer Plätze und Festungen wie Hamburg, Dresden, Stettin, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Erfurt, Glogau, Wesel, Küstrin, endlich Mainz und Danzig befanden sich noch in ihrer Hand. Letzterem Punkte wenden wir uns wieder zu.

Am Beginn des zweiten Jahrzehnts, als das Morgenroth der Befreiung vom Joche des Unterdrückers in Deutschland dämmerte, herrschte in Danzig Geschäftsstille, zunehmende Verarmung und Verödung. Die Zahl der thätigen Großkaufleute und Fabrikherren war auf die Hälfte von vormals, die Zahl ihrer Schiffe von 103 auf 85, die Ziffer der Bewohner der Stadt unter 33,000 herabgesunken, und während Handel und Gewerbfleiß stetig abnahmen, hatten dagegen die Anforderungen der französischen Beschützer immer mehr zugenommen. Und doch war der Gipfel des Unglücks noch lange nicht erstiegen!

Als man draußen im deutschen Vaterlande die Bande der Fremdherrschaft sprengte, lag das Joch derselben doppelt schwer auf der dahinsiechenden Stadt. Dort gebot im Namen des französischen Imperators der französische Divisionsgeneral Rapp, ein harter Mann. Es war ihm gelungen, 36,000 Franzosen und Polen in den Mauern und Festungswerken des Platzes zu vereinigen, den er zu halten und aufs äußerste zu vertheidigen fest entschlossen war. Der Name

dieses Lieblings Napoleon's ist in der Chronik Danzigs mit häßlichen Zügen eingezeichnet. Er hatte im Jahre 1807 den Marschall Lefebvre, dem die Eroberung Danzigs den Titel eines Herzogs von Danzig eintrug, abgelöst und sich als einen überaus gelehrigen Schüler seines Vorgängers gezeigt. Der neucreirte Herzog hatte sich selbst keineswegs vergessen, als er der Ostseestadt auf Geheiß seines Gebieters die harte Kontribution von 20 Millionen Francs auferlegte, denn er ließ außerdem eine halbe Million in den eignen Säckel fallen. Graf Rapp verstand die Sache noch besser. Als die gequälte Stadt bald nachher auch noch an ihren Schirmherrn als Preis der erlangten „Freiheit und Unabhängigkeit" (unter französischem, preußischem und polnisch-sächsischem Schutze) ein Sümmchen von 10 Millionen Francs hatte bezahlen müssen, da schien dem Herrn Grafen jene Beglückung viel zu billig erkauft zu sein und er nahm daher eine weitere Million noch für sich selbst in Anspruch.

Doch die größte Noth der Danziger brach erst herein, als infolge der Zertrümmerung der großen Armee des Soldatenkaisers zuerst Russen und später auch Preußen, vornehmlich Landwehren unter dem Befehle des Grafen von Dohna, vor Danzig erschienen und die Stadt einschlossen. Mit dem Jahre 1813 begann eine Belagerung, so hartnäckig, ausdauernd, verheerend, wie wenige der in den Annalen der Kriegsgeschichte eingetragenen, und in ihrem Gefolge erschienen gräßliche Brände, Verwüstung an allen Orten, endlich Hungersnoth und Typhus. Während der Dauer des elfmonatlichen Widerstandes der Franzosen ergingen über die unglücklichen Bewohner alle Prüfungen, welche mit einer so energischen und ausdauernden Gegenwehr verknüpft sind. Doch erschien alles Unvermeidliche noch unerträglich verschärft durch die kalte Herzlosigkeit, womit der Oberste der „Beschützer" an die Stadt während der schlimmsten Zeit nicht selten die ungeheuerlichsten Anforderungen stellte. Kurz: Kampf und Verwüstung blieben hier an der Tagesordnung, Gefecht folgte auf Gefecht, infolge von blutig zurückgewiesenen Ausfällen, an welchen es die französisch-polnische Besatzung zu verschiedenen Zeiten (4. Febr., 5. März, 27. April, 9. Juli, 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Septbr. und am 1. Novbr.) nicht fehlen ließ. Schrecklich reiche Ernte hielt der Tod in wenigen, aber um so fürchterlicheren Monaten. Dem Typhus fielen zum Opfer eine große Menge der Bewohner und vom Militär allein 13,400 Mann. Hierzu gesellten sich die gräßlichen Verwüstungen der Hungersnoth; der auf offner Straße allein 90 Menschen erlagen. Und während Vater und Mutter jammerten und Kinder nach Brot schrieen, ertönte die Sturmglocke, und geängstigte Bürger eilten von einer Brandstätte zur andern. Zu den verheerendsten Schadenfeuern dieses verderbenschwangeren Jahres gehörten die Speicherbrände in der Nacht vom 1. auf den 2. November, wodurch 173 Niederlagen in Schutt und Asche gelegt und gegen 3 Millionen Thaler an zu Grunde gegangenem Eigenthum eingebüßt wurden. Erst als ein russisches Geschwader sich von der Seeseite näherte und die Landbatterien in Beschießung der Stadt, vom 1. September an auch mit Congreve'schen Raketen, unterstützte, ward der weiteren Verwüstung Danzigs infolge der abgeschlossenen Kapitulation Einhalt gethan. Während dieser Schreckenszeit waren 309 Speicher niedergebrannt und 1115 Gebäude zu Grunde gerichtet oder beschädigt worden.

Den 29. Dezember übergab sich Graf Rapp mit dem Reste der Besatzung, welche von 36,000 Mann auf 16,500 zusammengeschmolzen war, und die siegreichen Preußen und Russen zogen in Danzig ein, als Befreier aus unsäglichem Elende mit offnen Armen empfangen. Bereits am 3. Februar erhielt der Senat der Republik die offizielle Mittheilung, daß der „Freistaat Danzig" zu bestehen aufgehört habe und unter Preußens Scepter zurückkehre; wenige Monate darauf huldigte Danzig jubelnd Friedrich Wilhelm dem Gerechten.

Labrun, welcher das Nahen des Ungewitters zu rechter Zeit vorhergesehen, hatte sich ihm dadurch entzogen, daß er bereits im Herbst 1812 seinen Wohnsitz von Danzig verlegt und abwechselnd in Berlin, Elbing und einem ihm gehörigen Landgute zwischen letzterer Stadt und Danzig, seinen Aufenthalt genommen hatte. Am letzteren Orte verweilte er während der Zeit, wo die Schrecknisse der Belagerung bereits ihrem Höhepunkte sich genähert hatten, nämlich während des Juli, August und September 1813. Wiewol nicht selbst in der bedrängten Stadt anwesend, erlaubte ihm doch die Nähe seines Wohnsitzes einigermaßen die Noth und das Elend vieler seiner Mitbürger zu lindern, welche von den Franzosen aus Danzig vertrieben worden waren, weil sie sich nicht über genügende Verproviantirung auszuweisen vermochten, und welche ebenso von den feindlichen Vorposten zurückgewiesen, in der entsetzlichsten Lage zwischen diesen und der Stadt umherirrten. Wie ein sorgender Vater, dessen Kinder nach Brot schreien, erschien der menschenfreundliche Kaufmann unter den Nothleidenden. Indessen befand er sich auf seinem Gute selbst nicht in Sicherheit, und so verließ er im Oktober infolge des zunehmenden Waffenlärms dasselbe und zog nach Elbing. Ihren Höhepunkt erreichte seine fürsorgende Thätigkeit unmittelbar nach der Uebergabe Danzigs an die Preußen und Russen, als jetzt erst das furchtbare Feld des Elends sich völlig übersehen ließ. Er selbst half aus eignen Mitteln mit 2000 Thlrn. aus, außerdem wandte er sich in einem öffentlichen Aufrufe an seine zahlreichen Geschäftsfreunde im In- und Auslande, schilderte ihnen in beredten Worten die trostlose Lage vieler Tausende, denen Nichts als die Erinnerung an ihr zerstörtes Glück geblieben war. Es galt, rasch Mittel zu schaffen behufs augenblicklicher Unterstützung der Bedrängten, aus zahlreichen Wunden Blutenden, welche das furchtbare Belagerungsjahr, wie schon vorher die Schergen des Welteroberers, geschlagen. Von vielen Seiten flossen ihm Geldsendungen (zusammen 9559 Thlr.) zu. Obwol die Franzosenherrschaft ihm nahezu die Hälfte seines Vermögens geraubt, ließ er doch, Anfangs Februar 1814 von Elbing in seine Vaterstadt zurückgekehrt, nicht in der Sorge nach, den Bedürftigsten Kleidung zu schaffen und die verwüsteten Wohnungen, besonders in den Vorstädten, für sie in Stand setzen zu lassen. Aber die übernommenen Mühen, die unausgesetzte Aufregung seines Geistes erschütterten zuletzt die vormals so kräftige Gesundheit des Ehrenmannes. Wiewol durch öftere Anfälle von Schwindel gewarnt, unterließ er es dennoch nicht, im Wetteifer mit Gleichgesinnten fortzufahren. Die anhaltenden Arbeiten bis tief in die Nacht nach der körperlichen Ermattung des Tages förderten das Uebel des Blutandranges nach dem Kopfe. Er war eben beschäftigt, auf einem neu angekauften Gute in der Nähe der Stadt, wo er zunächst Wohnungen für arme Familien erbaut hatte, sich selbst den Platz zu einem eigenen

Landhause vorzubereiten, als der Tod seinem Schaffen ein gebieterisches „Halt!“ entgegenrief. Ein Schlagfluß endigte am 24. Oktober 1814, in seinem erst 56. Altersjahre, sein so wohlverbrachtes Leben. Tief war die Trauer seiner Angehörigen, seiner zahlreichen Freunde in der Nähe und Ferne, Derer, denen er ein Wohlthäter, ein Hort in größter Noth, ein Rathgeber und Helfer in Trostlosigkeit gewesen war.

Sein Andenken wird in seiner Vaterstadt noch lange ein gesegnetes sein.



Das grüne Thor zu Danzig.

5. Das nordische Venedig und seine zweite Blütezeit unter preußischem Scepter.

Unsagliches Elend hatte die französische Herrschaft über Danzig gebracht; über alle Maßen groß war die Masse des hingeopferten Geldes und Gutes. Nur die gezahlten Baarsummen betrugen 13¼ Millionen Thaler, und sie waren meist durch erzwungene Anleihen zusammengebracht worden, für welche man jene berüchtigten „Stadtobligationen“ gab, welche, da ihre Verzinsung aus Mangel von Fonds 1810 eingestellt werden mußte, fast allen Kredit und Werth verloren. Von den 6057 Gebäuden, noch am Schlusse des Jahres 1805 in der Stadt und ihren Vorstädten befindlich, waren seitdem, vorzüglich infolge der beiden Belagerungen, 1120 ganz zerstört, 1727 mehr oder weniger beschädigt. Eine Menge Pferde und Schlachtvieh war, auf dem Wege der Requisition, den Bewohnern des freistädtischen Landgebietes von den Franzosen ohne irgend welche Entschädigung genommen und überdies ein großer Theil dieses Gebietes bei der Belagerung von 1813, um die Feinde abzuhalten, unter Wasser gesetzt worden. Von den gegen 80,000 Bewohnern des Freistaates aber, welche dieser bei seiner Konstituirung zählte, waren 24,200, also volle zwei Fünftheile theils den Schrecknissen der Belagerung und dem Typhus erlegen, theils hatten

sie der unter dem Drucke der Gewaltherrschaft seufzenden Heimat den Rücken gekehrt, sodaß die Bevölkerung des Freistaates am Schlusse des Jahres 1813 kaum 55,000 Seelen betragen haben dürfte.

Mit frohen Erwartungen, unter Preußens Scepter die geschlagenen Wunden bald geheilt, die früher unter demselben verlebten glücklichen Jahre bald wiederkehren zu sehen, hatte Danzig dem Könige Friedrich Wilhelm III. gehuldigt. Doch diese Hoffnungen sollten sobald noch nicht erfüllt, die Zeit der Heimsuchung für Danzig noch nicht ganz vorüber sein: verheerende Orkane zertrümmerten am 3. und 4. September 1814 und am 17. Januar 1818 viele Gebäude auf den städtischen Ländereien und beschädigten im Hafen eine Menge von Schiffen, von denen mehrere auf den Strand geriethen, und verursachten dadurch bedeutende Verluste. Aber bei Weitem härter und furchtbarer war der Schlag, welcher die Stadt am 6. Dezember 1815 traf. An diesem Tage entzündete sich nämlich in einer, seit der letzten Belagerung zu einem Aufbewahrungsorte von Pulver benutzten Kirche der Altstadt der dort angehäufte Pulvervorrath und explodirte mit solcher Gewalt, daß die Nachbarschaft der Kirche in eine große Schutt- und Trümmerstätte verwandelt und überhaupt 417 Gebäude (darunter vier Kirchen) beschädigt, einzelne sogar völlig demolirt, und ein Schaden von wiederum über ½ Mill. Thaler angerichtet wurde. 22 Menschen hatten bei dieser furchtbaren Katastrophe ihr Leben verloren, mindestens doppelt so Viele Verletzungen davongetragen, 1213 waren durch dieselbe obdachlos geworden, von denen eine größere Anzahl gleichzeitig ihren Erwerb oder ihr Vermögen eingebüßt hatte.

Aber auch abgesehen von diesen Kalamitäten, wollte die Glückssonne der alten Hansastadt nicht wieder lächeln, Handel und Wohlstand nicht wieder einziehen in ihre Mauern. Zehn Jahre nach der Wiederherstellung der preußischen Herrschaft über Danzig war die Zahl der dem dortigen Handelsstande angehörigen Schiffe auf 55 gesunken, und die überseeischen Getreide-Exporte hatten nur in einem Jahre (1817) 40,000 Last überstiegen, dagegen in zweien nicht einmal die Ziffer von 10,000 erreicht und sich im Allgemeinen zwischen 20,000 und 30,000 Last bewegt; im Jahre 1818 hatte die höchste Zahl der eingegangenen Schiffe 890 betragen. Zwar belebte sich in den letzten zwanziger Jahren Handel und Wandel wieder merklich und damit stieg die Bevölkerung der Stadt auf über 50,000 Seelen; doch erfolgte mit der Niederwerfung des polnischen Aufstandes (1831) und der damals ins Leben tretenden Absperrung Polens gegen Preußen ein abermaliger Rückgang. Erst seit 1840, mit dem Beginne der Regierung König Friedrich Wilhelm's IV., hat sich Danzigs Handel stetig und in immer bedeutenderen Dimensionen gehoben; weniger freilich seine Bevölkerung, die nach dem raschen Anwachsen in den ersten acht Jahren der preußischen Herrschaft (die Zählung von 1822 ergab 49,392 Seelen, einschließlich der äußern Vorstädte, aber ausschließlich des Militärs) sich dann — vornehmlich infolge der wiederholten Heimsuchung durch die Cholera, welche in der Stadt in den letzten 37 Jahren nicht weniger als zehnmal erschienen und fast immer äußerst verheerend aufgetreten ist — in den darauf folgenden 24 Jahren (bis Ende 1846) nur bis auf 60,377 Seelen vermehrt hat. Die letzte offizielle Zählung, am 3. Dezember 1867 angestellt, ergab 81,759 Civil-Bewohner, von denen 56,980 der

evangelischen (hier noch in Lutheraner und Reformirte gesonderten) Kirche, 18,726 der römisch-katholischen Kirche und 3230 dem Judenthum, der Ueberrest aber verschiedenen Sekten angehörten. Mit Hinzurechnung der Garnison und der Familien der verheiratheten Offiziere und Unteroffiziere steigt die Bewohnerzahl Danzigs auf 89,311. — Dank den glücklichern Konjunkturen der Neuzeit ist Danzig wieder einer der bedeutendsten Handelsplätze des Kontinents geworden, obschon sein Handel seit 1864 wieder manchen Rückschritt gemacht hat; gleichzeitig aber ist es auch eine der stärksten Festungen Europa's.

So erscheint Danzig als eine Stadt, welche nicht der Laune eines Fürsten, nicht der Gunst eines Mächtigen, sondern welche sich selbst das verdankt, was sie geworden ist. Dieser Charakter seiner Selbständigkeit drückt sich schon in seiner Lage aus: während nämlich im bevölkerten Binnenlande gemeinhin die Städte in nicht weiter Entfernung voneinander liegen, so gewährt Danzig sogleich das Schauspiel, daß, soweit das Auge reicht, nirgends eine mit den seinigen rivalisirende Thurmspitze die Linie des Horizonts schneidet; Dirschau, die nächste Stadt, ist 4 Meilen von ihm entfernt und Danzig auf Meilen hin lediglich von abhängigen zinspflichtigen Kämmerei-Dörfern umgeben; eine Thatsache, welche nicht verfehlt, einen gewissen imponirenden Eindruck zu machen.

Im steten Kampfe, zum Theil mit seinen Nachbarn, und unter Stürmen mancherlei Art hat sich Danzig zu seiner Größe erhoben. Früh schon mußte es daher darauf sinnen, sich zu sichern, mit schützenden Werken zu umgeben; aus unscheinbaren Anfängen erwuchsen im Laufe der Jahrhunderte die kolossalen Werke, welche es heutzutage umgeben. Wie die ganze Stadt eine gewaltige Festung ist, so haben auch die Häuser der Alt- und Rechtstadt, bis auf die in jüngster Zeit erbauten, fast sämmtlich einen burgartigen Charakter. Meist sehr hoch, aber auch sehr schmal (nur wenige der älteren Häuser haben eine Breite von mehr als drei Fenstern), aus gediegenem Material erbaut, lassen sie nur über einen Vorsprung, „Beischlag" genannt, zu sich gelangen, welcher oft so geräumig ist, daß Kaufgewölbe darauf eröffnet sind. Wo dies nicht der Fall, da ist er durch ein eisernes Gitter oder eine niedrige Mauer, welche nicht selten durch reiche Skulptur den kunstverständigen Beschauer überrascht, von der Straße geschieden. Ihrer Schmalheit wegen kehren die Häuser ihre Giebelseite der Straße zu. Diese Giebel, wie überhaupt die Straßenfronte der Häuser, prangen in den Hauptstraßen — oder vielmehr „Gassen", denn „Straßen" kennt man in Danzig nicht — oft im Schmucke einer reichen Architektur; vornehmlich in der „Langgasse" und dem daranstoßenden „Langmarkte", wo sich überdies der Engroshandel Danzigs konzentrirt. Viele Plätze in den Städten Europa's giebt es, welche an Größe, aber wohl nur wenige, welche an Originalität den Langmarkt überbieten. Auf ihm befindet sich und fesselt die Blicke des Fremden wie des Einheimischen der „Artushof", einst ein Klubhaus der Patrizier, jetzt die Börse von Danzig (s. S. 192 der ersten Sammlung). Das ganze, in schönen Schwibbogen mit stolzer Zierlichkeit ausgeführte Gebäude, das im Innern auf wenigen schlanken Granitsäulen ruht, könnte ohne Anstoß sogleich der ersten besten feudalen Burg einverleibt werden und führt daher seinen an die Blüte des Ritterthums (König Artus' Tafelrunde) erinnernden Namen nicht mit Unrecht.

Inwendig sind an den Wänden Schränke angebracht, die zu den Meisterstücken der Tischler- und Holzschneidekunst gehören; über ihnen bedecken größere und kleinere Gemälde die Wände. Einige derselben stellen Scenen aus den mannichfachen Kämpfen der Danziger, andere wieder Scenen aus der Mythologie oder der biblischen Geschichte dar. Ueber den Bildern hängen Rüstungen, Schwerter, Helme, zerfetzte Fahnen, und von der Decke schweben, um auch den Handel nicht unrepräsentirt zu lassen, Modelle von Seeschiffen hernieder.

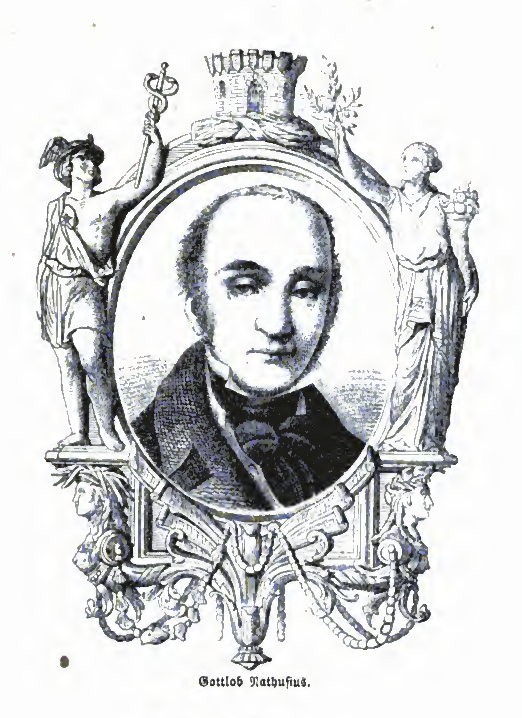
An der Ecke des Langmarktes und der Langgasse steht das Rathhaus, würdig der hohen Bedeutsamkeit, die es als Kapitol des nordischen Venedigs einst hatte, und manches Prunkgemach, manches werthvolle Gemälde enthaltend. Am östlichen Ende schließt den Platz ab das grüne Thor (s. S. 278), ein langgestrecktes, nicht unschönes Gebäude, welches in seinem Unterraume die städtische Wage, im oberen Geschosse aber einen großen Saal (von 102 Fuß Länge und 33 Fuß Breite) enthält, welcher theils zur Ausrichtung von der Kommune gegebener Festessen 2c., vornehmlich aber zu den Gemälde-Ausstellungen dient.

Die Krone der Gebäude Danzigs bildet jedoch die St. Marienkirche, die evangelische Ober-Pfarrkirche der Stadt; ein imposantes, leider nur ziemlich versteckt gelegenes Gebäude. In Rücksicht auf ihren Flächeninhalt ist sie das zweitgrößte protestantische, und überhaupt das fünftgrößte Gotteshaus der christlichen Welt, indem sie in dieser Beziehung nur von der Peterskirche in Rom, der Paulskirche in London sowie den Domen in Mailand und Sevilla übertroffen wird. Der Dom zu Köln, Notredame zu Paris und die Stephanskirche zu Wien kommen ihr an Flächeninhalt zwar sehr nahe, erreichen sie jedoch nicht völlig. Die Länge der Marienkirche beträgt 358 Fuß, ihre Breite (an der tiefsten Stelle) 211, die Höhe 97 Fuß, ihr Flächeninhalt 44,300 □Fuß; Alles ohne den Thurm, welcher sich noch 231 Fuß über der Kirche, also bis zu einer Höhe von 328 Fuß erhebt und in einen stumpfen Kegel endet. Rücksichtlich ihrer Kunstschätze nimmt die Marienkirche den ersten Platz unter allen protestantischen Kirchen ein. Unter diesen Kunstschätzen ist der bedeutendste das berühmte „jüngste Gericht", ein herrliches Gemälde von einem der hervorragendsten Meister der niederländischen Schule (entweder von van Eyck oder von Hans Memling). Dies Gemälde ist der Stadt nie feil gewesen. Kaiser Rudolf II. hatte vergebens 40,000 Reichsgulden, König Ludwig XIV. eine halbe Tonne Goldes dafür geboten; jedoch der „Schirmherr" Danzigs, Napoleon I., welcher es liebte, sein Louvre mit dem Raube fremder Städte zu schmücken, ließ es 1807 nach Paris schaffen, von woher es Ausgangs 1815 wieder nach Danzig zurückkehrte. Neben diesem Bilde enthält die Kirche noch gar manche andere Kunstschätze und sonstige Merkwürdigkeiten. Doch gestatten Raum und Zweck dieses Aufsatzes nicht, dieselben auch nur aufzuzählen, geschweige denn zu beschreiben.

Für Belebung des Handels, resp. Erziehung zu demselben, sorgen die Börse, die königliche und zwei Privat-Banken, die Hafenschleuse in Neufahrwasser, verschiedene Schiffswerften, sowol private wie eine große königliche für den Bedarf der preußischen Kriegsflotte, ferner mehrere merkantile Assekuranzen und Sozietäten; endlich die Schöpfung J. J. Kabrun's, die gut organisirte und ausgestattete Handelsakademie.

Danzigs Handel ist blühend, und in Bezug auf Getreide ist Danzig unstreitig der vornehmste Platz des europäischen Kontinents. Der Werth der zur See auf 2535 Schiffen importirten Waaren betrug im Jahre 1860 = 5,259,816 Thlr., jener der exportirten Waaren (2565 Schiffe) 20,860,830 Thlr., nämlich für 14,845,760 Thlr. Getreide, Saat und Mehle, für 5,029,900 Thlr. an roh und verarbeitet ausgeführten eichenen und fichtenen Hölzern, und für 985,170 Thlr. an diversen Waaren. Wie immer, gebührte auch in jenem Jahre dem Getreide-Export die erste Stelle und es erreichte derselbe seit Jahrhunderten nicht gekannte Höheziffern. Es wurden nämlich nicht weniger als 1312 (meist große) Schiffe ausschließlich mit Getreide befrachtet, und auf ihnen 53,388 Last Weizen, 28,460 Last Roggen, 4739 Last Gerste, 6116 Last Erbsen, 370 Last Leinsaat und 4071 Last Rübsen, im Ganzen also 97,144 Last Getreide, und daneben noch 5,139,248 Centner Mehl, exportirt. An fichtenen Hölzern wurden verschifft (und war bei diesen wie beim Getreide England der Hauptabnehmer) 286,317 Stück Balken und Mauerlatten, 2065 Mastbäume und Spieren, 326,987 Dielen und 877,392 Stück Sleepers (zu Eisenbahnschwellen zugerichtete Hölzer); an eichenen Hölzern 31,904 Balken, 155,170 Planken und 14,091 Stäbe; an Doppelbier 32,871 Achteltonnen, an Fleisch und Schmalz (ausschließlich nach England) 14,659 und an Thierknochen 20,305 Ctnr., an Bastmatten 287,710 Stück und an Spiritus und Likören (darunter das berühmte „Danziger Goldwasser") 12,804 Centner. Danzigs Handelsmarine besteht zur Zeit aus 130 Segel- und 13 Dampfschiffen, zusammen also aus 143 Schiffen, welche insgesammt 38,368 Normallasten Tragfähigkeit haben; von 272 Mitgliedern der kaufmännischen Korporation betreiben 118 den Engroshandel; die Zahl der Rhederei-Firmen beträgt zur Zeit 36, von denen die Firmen A. Gibsone und G. Linck die meisten, die Firma Fr. Heyn die größten Schiffe in Preußen besitzt.





Gottlob Nathusius.

Gottlob Nathusius,

der Gründer der Etablissements von Althaldensleben, ein Geschäftsmann, wie er sein und wie er wirken soll.

Geboren 1760, gestorben 1835.

Als verehrenswerthe Vorbilder erscheinen Diejenigen, welche zur Hebung und Besserung der Lage unseres Geschlechtes ein reichgesegnetes Leben aufwenden, und es ist überaus lehrreich, die Entwicklung des Lebensganges eines jener schöpferischen Genies zu verfolgen, welche Fleiß und Arbeit zu Ehren bringen, die Einöden in fruchtbares Land und ein gesunkenes Volk in rührige, thätige, glückliche Menschen umwandeln und welche sich dadurch in die Reihe der Wohlthäter der Menschheit stellen.

Schon manchem Jüngling mag, wenn er die traute Heimat verläßt und eintritt „in das feindliche Leben, zu wetten und wagen, das Glück zu erjagen", der tröstende und aufmunternde Zuspruch beim Abschied zugerufen worden sein, daß der Mensch der Schöpfer seines Glückes sei, daß er viel vermag, wenn er nur den Willen hat, viel zu wollen. Wie Wenige aber beherzigen diese Mahnung in vollem Umfange und unerschüttert, wenn Schwierigkeiten ihnen entgegentreten, die ihnen oft unüberwindlich erscheinen. Solche zaghafte Seelen möge der Lebensgang eines Mannes zur Nachfolge anspornen, dessen Wirken und Schaffen die folgenden Blätter schildern. An seinen Namen knüpfen sich eine lange Reihe vielbewunderter Schöpfungen auf dem Gebiete der Gewerbsthätigkeit. Er war zugleich ein Geschäftsmann, wie er sein soll, er hat stets fest und unverrückt unter allen Wandlungen sein Ziel im Auge behalten und rastlos thätig, trotz aller Hindernisse, seine Absichten und großartigen Pläne zum Nutzen und Frommen Tausender einem glücklichen Ende zugeführt.

Gottlob Nathusius, der Tradition nach einer Familie angehörig, welche zu Luther's Zeiten nach Wittenberg gekommen, wurde zu Baruth im ehemaligen sächsischen Kurkreise am 30. April 1760 geboren.

Er war der Sohn armer, aber rechtschaffener Eltern. Sein Vater bekleidete eine Accise-Einnehmerstelle, die ihm nicht mehr als monatlich 5 Thaler 20 Groschen eintrug, womit er alle Ausgaben für sich und Weib und Kinder, deren nach und nach vier geboren wurden, bestreiten mußte. Die häusliche Bedrängniß zu lindern, kam die arbeitsame, thätige Mutter auf den Gedanken, eine kleine Branntweinbrennerei anzulegen. Sie betrieb dies Geschäft nicht ohne einen für ihre Verhältnisse ziemlich beträchtlichen Gewinn, sodaß sie, als in dieser Zeit ein kleines Gütchen feil geboten wurde, ihrem Manne, zu dessen großer Freude, eine heimlich gesammelte Summe von 300 Thalern überreichen konnte, die ihn in den Stand setzte, das Grundstück anzukaufen.

Die Umstände der Familie verbesserten sich nun zusehends. Die Kinder konnten jetzt regelmäßig die Schule besuchen, in der sie freilich nicht viel mehr als lesen und schreiben lernten. Von größerem Einfluß ward die häusliche Erziehung. Die Mutter, eine fromme Frau, las ihnen fleißig aus der Bibel vor, besuchte mit ihnen regelmäßig die Kirche und weckte zeitig in ihren Herzen Gottesfurcht und christliche Gesinnung. Gewissenhafte Ordnung im Hauswesen und Sparsamkeit machten es ihr möglich, auch fremde Trübsal zu lindern, und sie unterstützte gar manchen Nothleidenden, wo sie nur immer konnte.

Der Vater war ein strenger, ernster, gottesfürchtiger Mann und erfüllte seine Pflicht aufs Pünktlichste. Dabei hielt er viel auf ein offenes, ehrliches Wort, und da er, was ihm unrecht schien, nicht selten mit den stärksten Ausdrücken tadelte, was er um so ungescheuter that, je mehr er seinen Dienst, ohne Rücksicht auf die Person, unbestechlich und gewissenhaft versah, so zog er sich, besonders unter den Höherstehenden, manche Feindschaft zu; ja er gerieth bisweilen infolge seiner aufbrausenden Heftigkeit in recht unangenehme Händel. Da war es wieder die verständige Hausfrau, die beschwichtigen und vermitteln mußte. Doch zeigte er sich bei aller Strenge seines Charakters seinen Kindern gegenüber auch gütig, und diese waren ihm daher mit aufrichtigster Liebe zugethan.

Unser Gottlob hätte sich gern dem gelehrten Studium gewidmet, doch mußte dieser Wunsch, als die Theuerungsjahre 1771 und 1772 auch die Nathusius'sche Familie in Noth und Bedrängniß brachten, ganz unausführbar erscheinen. Der Vater stellte dem Sohne die Unmöglichkeit vor, ihn auf der Schule und Universität zu erhalten, und rieth ihm, ein Handwerk zu erlernen. Dazu aber konnte Gottlob sich nicht entschließen. Da derselbe einige Fertigkeit im Klavierspiel erlangt, sich auch einige Male auf der Orgel versucht hatte, so hoffte er durch Musik-Unterricht sein Fortkommen an der Universität zu finden. Vertrauensvoll wandte er sich an einen seiner Pathen, einen Sekretär, von dem er bestimmt glaubte, daß er ihn unterstützen würde. Dieser verhehlte ihm weder die Schwierigkeiten, die sich ihm ohne Zweifel entgegenstellen würden, noch die Ungewißheit, ob er auf diesem Wege überhaupt sein Glück machen könne, und schlug ihm vor, nach Berlin zu reisen und bei einem ihm befreundeten Kaufmann, Namens Herr, als Lehrling einzutreten. Der gute Rath ward befolgt. Herr nahm den Knaben auf, nachdem sich der Vater verbindlich gemacht hatte, den Sohn 6 Jahre lernen zu lassen und einen jährlichen Zuschuß von 10 Thalern zu dessen Unterhaltung zu zahlen.

Doch würde der junge Nathusius, hätte er nicht einen glühenden Eifer sich weiter auszubilden mitgebracht, bei seinem Lehrherrn wenig profitirt haben. Es ging ihm Anfangs auch recht schlecht. Nicht nur, daß er die niedrigsten Dienste verrichten, den Laden kehren, die Tische scheuern, die Stiefeln putzen, auch jeden Tag seine Portion schlechtester Kost aufessen mußte und ihm im Winter, bei seiner mangelhaften Bekleidung, in dem kalten Gewölbe Hände und Füße erfroren, hatte er außerdem viel von den Neckereien und Roheiten der Diener und übrigen Lehrlinge zu leiden; ja, als sie eines Sonntags in einem fremden Hause ihre Zusammenkünfte hielten, verlangten sie von ihrem Kameraden, daß er heimlich Zucker und Kaffee aus dem Laden dorthin bringen sollte. Das war denn doch dem ehrlichen Nathusius zu viel. Er setzte seinen Prinzipal von dieser Zumuthung in Kenntniß und verbesserte dadurch seine Stellung insofern, daß dieser die Hauptschuldigen sogleich entließ.

Im Jahre 1780 ging seine Lehrzeit zu Ende; Nathusius hatte vom kaufmännischen Rechnen, von der Buchhaltung und der eigentlichen Handelswissenschaft so gut wie nichts gelernt und entschloß sich, im Bewußtsein seiner Schwäche und auf Zureden seines Herrn, gegen einen jährlichen Gehalt von 30 Thalern auch ferner in dessen Geschäft zu verbleiben. Gern hätte er sich nun auch wie ein anständiger Kaufmannsdiener gekleidet, doch erhielt er auf ein Schreiben an seine Eltern nur einen Louisdor und einige Hemden. Er blieb von nun an ganz auf seine eigene Kraft angewiesen.

Schon als Lehrling hatte er die zum Dütenmachen bestimmte Makulatur sorgsam sich angesehen. Was irgend belehrenden Inhalts schien, ward zurückgelegt und in den Mußestunden genau studirt. Auch sparte er den Dreier, den er täglich zum Frühstück erhielt, und kaufte sich so von dem nach und nach gesammelten Gelde unter anderen Gottsched's „Deutsche Grammatik" und May's „Handlungswissenschaft". Als Diener fehlten ihm die Mittel und Gelegenheit schon weniger, seine Privatstudien fortzusetzen. Der Erwerbung einer natür-

lichen und leichten Schreibart, statt des damals noch beliebten verschrobenen Geschäftsstils, verdankte er nachmals sein rascheres Fortkommen. Auch war er ernstlich bestrebt, sich namentlich in der höheren Rechenkunst, der doppelten Buchführung, in der Lehre von den Wechseln, vom Gold- und Silberhandel, in der Münzkunde, den Coursen u. s. w. achtbare Kenntnisse zu erwerben; sodann studirte er eifrig in Büsch's Schriften und in Smith's klassischem Werke über den Nationalreichthum. Was er auf solche Weise theoretisch in sich aufnahm, darin suchte er sich aber auch praktisch zu üben. Er fingirte sich eine eigne Handlung, über die er Buch und Rechnung führte, führte eine ausgebreitete Handelskorrespondenz über eine Menge ausgesonnener Geschäfte und hielt sein hierauf bezügliches Journal und Hauptbuch in bester Ordnung. Natürlich wuchs mit der Zunahme seiner Kenntnisse auch sein Selbstvertrauen, sodaß er, als ihm eine Stelle in Stettin angetragen wurde, nur unter der Bedingung bei seinem bisherigen Prinzipal verblieb, daß dieser ihn dem Bankdirektor Rose empfahl. Als unser Gottlob gelegentlich einer eingetretenen Vakanz bei der Bank erfuhr, daß jenes Versprechen nicht erfüllt worden war, verdroß ihn dies so sehr, daß er den Entschluß faßte, sich um den Posten eines ersten Buchhalters in der damals rühmlichst bekannten Sengewald'schen Handlung in Magdeburg zu bewerben. Sein Schreiben mußte einen sehr günstigen Eindruck gemacht haben, denn es wurde ihm als Antwort wirklich jene so einflußreiche und wichtige Stellung angetragen. Sein Prinzipal, der infolge seiner eignen Unwissenheit eine unendlich hohe Meinung von den schwierigen Pflichten eines ersten Buchhalters hatte, rieth Nathusius dringend, seinen Hochmuth fahren zu lassen, denn sicherlich werde er mit Schimpf und Schande von dem Magdeburger Hause wieder fortgejagt werden; doch solle, wenn er trotzdem bei seinem Entschlusse verharre, sein eigenes Haus ihm auch ferner offen stehen. Diese Vorstellungen blieben insofern nicht ohne Eindruck, als Nathusius sich zum Bankbuchhalter Bandow begab, um zu hören, ob er auch wirklich verstehe, was er zu wissen glaubte. Nach einer genauen Prüfung der überreichten Manuskripte und einer weiteren mündlichen Unterredung faßte dieser erfahrene Geschäftsmann ein solches Vertrauen zu Nathusius, daß er ihm vorschlug, bei ihm als Gehülfe zu bleiben. So sehr dieses Anerbieten auch den Neigungen des jungen Mannes entsprach, so zog er es doch vor, in der so angesehenen Stellung zu Magdeburg sich vor der Hand zu üben, und bat Bandow, bei später eintretender Vakanz auf ihn Rücksicht nehmen zu wollen. Als Herr erfuhr, wie Nathusius von dem so hoch geachteten Beamten an der königlichen Bank aufgenommen worden war und von den Anträgen hörte, die man dem jungen Manne gemacht hatte, flößte ihm dies den höchsten Respekt vor seinem bisherigen Diener ein und sie schieden in herzlicher Freundschaft voneinander.

Nathusius trat seine Stellung in Magdeburg im vierundzwanzigsten Jahre an. Wiewol einer der jüngsten Mitarbeiter im Geschäfte, wußte er sich doch gar bald bei den übrigen Comptoiristen das nöthige Ansehen zu verschaffen und die volle Zufriedenheit seines Chefs zu erwerben. Mit der Buchführung der Sengewald'schen Handlung war es damals überaus schlecht bestellt, die Hauptbücher waren seit drei Jahren nicht ordnungsgemäß nachgetragen und manche andere Unordnung hatte sich eingeschlichen. Deshalb machte Nathusius den

Vorschlag, die alten Bücher zu beseitigen und auf Grund einer Inventur eine neue Buchführung anzulegen. Die bestimmte Weigerung Sengewald's veranlaßte ihn, weitere Nachforschungen anzustellen: er fand, daß das Geschäft nur mit 6000 Thalern Anlagekapital eröffnet, und daß zum Theil sehr gewagte Geschäfte, besonders im Getreidehandel unternommen waren, deren Ergebnisse wol mit Ursache geworden, weshalb sein Prinzipal einen tiefern Einblick in seine Verhältnisse scheuen mochte. Die erlangte Erkenntniß wurde für Nathusius' Verhalten entscheidend. Er drang darauf, bei allen Unternehmungen mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen, und rettete dadurch sein Haus vor einem Verlust, der wahrscheinlich dessen Sturz herbeigeführt haben würde. Sengewald, der mit seinem Bruder in Hamburg in ausgedehntem Wechselverkehr stand, erhielt nämlich von diesem die Nachricht, daß der Roggen in Hamburg gestiegen sei und daß, wenn Rigaer Zufuhren zu beschaffen sein würden, wol 30 Prozent zu verdienen wären. Sengewald war geneigt, auf das Geschäft einzugehen, und es sollte Nathusius die betreffende Zustimmung entwerfen. Dieser that es, fügte aber die warnenden Worte hinzu: „Lieber Bruder, ich gebe Dir wohl zu erwägen, ob wir nicht zu spät auf den Markt in Riga kommen und daher in höhere Preise fallen. Daher ist es nöthig, daß Du den Preis, sowie er im Kalkül steht, limitirest. Andere, welche in Riga zuerst wohlfeil gekauft, kommen früher als wir auf den Markt zu Hamburg. Dadurch wird der Preis wohlfeiler, und wir können statt Vortheil leicht Schaden haben." Als der Brief zur Unterschrift vorgelegt ward, machte diese Warnung den Chef stutzig. Er lehnte sogar schließlich das Geschäft ab und siehe da, bald zeigte sich, wie richtig Nathusius die Verhältnisse beurtheilt hatte: mehrere Spekulanten erlitten große Verluste. Vermöge seines Eifers und seines klaren Blickes gewann Nathusius immer mehr an Vertrauen und Ansehen in und außerm Hause. Ja, als Sengewald bald nachher starb, fand sich in seinem Testamente die Bestimmung, daß, wenn die Handlung fortgeführt werden sollte, dies nur unter Theilnahme und Leitung von Nathusius geschehen dürfe.

Nathusius nahm, sobald er einige Ordnung in das Geschäft und dessen Gang gebracht, eine vollständige Inventur auf und fand dabei bestätigt, was er immer schon vermuthet hatte, daß Aktiva und Passiva sich völlig ausglichen, für die Familie also soviel wie nichts übrig blieb. Ein hitziges Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte, war die Folge dieser unliebsamen Entdeckung. Er setzte nun zwar unter der Firma „Richter (Sengewald's Schwiegersohn) und Nathusius" die Handlung fort, hatte jedoch in den ersten Jahren mit so viel Sorge und Noth zu kämpfen, daß ihm das Fehlschlagen auch nur einer Unternehmung den sichern Untergang bereitet haben würde. Ein alter Nachbar, an den er sich in seiner Verlegenheit wandte, schenkte dem Manne, den er so emsig bis tief in die Nacht bei der Lampe arbeiten sah, Vertrauen und borgte ihm einiges Kapital. Infolge dessen verbesserten sich, Dank seiner einfachen und sparsamen Lebensweise, seiner unermüdlichen Thätigkeit, strengen Pünktlichkeit und überall bewährten und anerkannten Klugheit, die Vermögensverhältnisse des Geschäftes mehr und mehr, besonders als er zu Hamburg durch ein glänzendes Tabakgeschäft einen Gewinn von über 30,000 Thalern erzielt hatte.

Seine Erfahrungen im Tabakgeschäfte veranlaßten den strebsamen Mann, als nach dem Tode Friedrich's des Großen das Tabaksmonopol aufgehoben und dessen Fabrikation und Handel freigegeben wurden, in Magdeburg eine Tabakfabrik anzulegen, bei welcher er ein einfaches und auf seine chemischen Kenntnisse gegründetes Verfahren mit glänzendem Erfolge in Anwendung brachte. Dieselbe hatte sich bald eines solchen Rufes zu erfreuen, daß sie fortwährend erweitert werden mußte und mehrere Jahre lang nicht nur die ganze preußische Monarchie mit Tabak versah, sondern daß die Firma Richter und Nathusius auf den Tabakspacketen weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen ward. Als 1795 die Tabaksadministration wieder eingeführt wurde, stand Nathusius schon in solchem Ansehen, daß seine Fabrik mit unter diejenigen aufgenommen wurde, welche man in Aussicht nahm, der Krone den Tabak zu liefern. Er selbst ward Mitglied der Tabaks-Administrations-Kommission. Doch war er mit den ergriffenen Maßregeln so wenig zufrieden, daß er seine Stelle nur kurze Zeit bekleidete. Dagegen ward ihm trotz aller Anfeindungen die Genugthuung, zum königlichen Kommissarius ernannt zu werden, als die Administration nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. wieder aufgehoben wurde.





Schnupfer und Schnupferin zur Zeit Ludwig XIV.

Der Name Nathusius wird für alle Zeiten mit der Geschichte der deutschen Tabaksfabrikation verbunden bleiben, wie er denn auch jetzt noch immer populär ist und in geistreicher Weise selbst Aufnahme in einem Fibelverse gefunden hat, in welchem es heißt:

> Nathusius macht Rauchtabak,
> Die Natter fängt man in dem Sack.

Ja das Lob seines „leichten Kanasters Nr. 5" ist sogar unter dem Titel Laudes tabaci in Noten gesetzt worden! Was will man mehr, um seine Volksthümlichkeit zu beweisen, um zu zeigen, daß Nathusius ein Hauptverbreiter des edlen Krautes in Deutschland war.

Uns selbst würde dessen Lob, wie das Lob des braven Mannes, nicht so beredt aus dem Munde fließen, wenn wir nicht beim Niederschreiben dieser Zeilen unsere Porzellanpfeife gefüllt mit dem echten Nathusius rauchten, der uns aber nur dann mundet, wenn wir ihn vom Händler in der alten urthümlichen Verpackung, mit einem derben Holzschnitt geziert, empfangen. Auch die Fabrikation des Schnupftabaks hob Nathusius durch Bereitung besonderer „Saucen", deren Zusammensetzung sein Geheimniß war. Zu jener Zeit war das Schnupfen noch weit verbreiteter als heutzutage und das Geschäft in den

feingepulverten, aromatischen Blättern weit bedeutender. Auch im Schnupfen waren uns die Indianer Amerika's Lehrmeister. In Peru und Chile wurde die Tabakspflanze zu Pulver gerieben und unter dem Namen „Sairi" lediglich „um das Gehirn zu reinigen" geschnupft. Die Uebersiedlung dieses Gebrauchs nach Europa fand unter König Franz II. von Frankreich statt, dem die Aerzte eine Prise gegen die peinigenden Kopfschmerzen verordneten.

Die Höflinge fanden dies fashionable und Herren wie Damen begannen zu schnupfen. Noch größerer Verbreitung erfreute sich diese Sitte aber zur Zeit Ludwig's XIV., wo die Tabaksdose die unzertrennliche Begleiterin eines jeden Gentleman war. Gestalten und Einrichtungen hat man damals den Dosen gegeben, so barock, daß sie kaum glaublich und mitunter so unsittlich, daß sie nicht darstellbar sind. So zeigt unsere Vignette eine französische Dose aus jener Zeit, in Gestalt eines Schubkarrens, der von Amor — damals ein viel beschäftigter Genius — fortbewegt wird. Auch die Pompadour, Ludwig's XV. Geliebte, war eine Schnupferin, ja Erfinderin eines eigenen Schnupftabaks. Der Gebrauch selbst ging allmälig von den Höfen in die tieferen Volksschichten über, und während der gemeine Mann sich jetzt noch mit der Dose aus Birkenrinde behilft, bezeugen die Großen der Erde ihre Gunst in Gestalt von edelsteinbesetzten Tabatièren aus Gold. Der größte Schnupfer unter den deutschen Souveränen war wol der alte Fritz, den man sich ohne Schnupftabaksnase eigentlich nicht vorstellen kann. Daß seine Nachfolger auf dem preußischen Throne, von denen gleichfalls bekannt ist, daß sie eine Prise liebten, ihren Schnupftabak von Nathusius bezogen, erscheint mehr als wahrscheinlich, da dieser, der erste Fabrikant im Lande, Mitglied der königlichen Tabaksfabrikation war.



Schottische Dose.

Jedenfalls verdankt aber der deutsche Tabakshandel und auch der so bedeutende Tabaksbau in Deutschland seinen heutigen Aufschwung wesentlich der rastlosen Thätigkeit unseres Mannes. Seit dem Jahre 1569, in welchem der erste Same der deutschen Erde anvertraut wurde, hat sich die Kultur des Tabaks bei uns mehr und mehr gehoben, sodaß der Ertrag jetzt zwischen 600,000 und 800,000 Centnern jährlich schwankt. Zur Ergänzung des früher über den Tabak Gesagten (Vergl. S. 162 ff.) tragen wir daher hier das Nöthige über den deutschen Tabaksbau nach.



Schnupftabaksdose aus der Zeit Ludwig's XIV.

Nach den amtlichen Erhebungen über den Anbau mit Tabak und über die Ernteergebnisse des Jahres 1866 zeigt sich eine Abnahme in dem Areale, das der Tabakanpflanzung im Zollverein gegen das Vorjahr 1865 eingeräumt war; es ist aber immerhin noch größer geblieben, als es z. B. im Jahre 1863 war.

Während der drei genannten Jahre weist der Anbau mit Tabak und die Ernte in getrockneten Blättern in den einzelnen Zollvereinsstaaten folgende Zahlen nach:

Vereinsstaaten und Gebietstheile:	Anbau.			Ertrag.		
	1863.	1865.	1866.	1863.	1865.	1866.
	preuß. Morg.			Zollcentner.		
Preußen mit Anhalt ꝛc.	30612	30984	30352	222107	241943	233288
Bayern	18850	22192	18917	156485	166249	[illegible]35659
Sachsen	118	84	64	1583	1015	622
Württemberg	673	786	884	4351	8450	6760
Baden	29468	33669	30234	258049	300282	243740
Großherz. Hessen	3844	5113	4679	33702	41087	36402
Thüringischer Verein	750	838	907	5747	8110	6946
Braunschweig	2	0.5	0.1	27	13	1
im Zollverein	84317	93666.5	86037.1	682051	767149	663418

Die dem Tabaksbau eingeräumte Ackerfläche ist hiernach im nördlichen Zollverein bedeutend kleiner als im südlichen Theile. Während der durchschnittliche Ertrag eines preußischen Morgens im Jahre 1865 ungefähr auf 8 Centner getrockneter Blätter sich berechnete, ergab die Ernte von 1866 nur einen solchen von 7.7 Centnern. Der Preis für einen Centner getrockneter Blätter Mittelgut entziffert sich für 1866 im ganzen Zollverein auf ungefähr 6 Thaler, sodaß die Tabakbauer aus der Ernte jenes Jahres mindestens 4 Mill. Thaler lösten.

Großen Ruf wegen ihrer Tabake genießt selbst im Auslande unter den süddeutschen Ländern vor allen andern die Pfalz. Die Pfälzer Tabake, vornehmlich die Deckblätter zu Cigarren, werden bis nach Amerika ausgeführt. Im Jahre 1857 betrug die Ernte der Pfalz nicht weniger als 133,000 Centner, die von 16,000 Produzenten erzielt wurden. Der Verkaufspreis berechnete sich auf 1,746,000 Gulden. Die Pfalz liefert mithin über ein Fünftel des zollvereinsländischen Tabaks, der dem Bewohner des schönen Landes selbst völlig unentbehrlich geworden ist. Ohne Tabakspfeife („Klöbche") ist der pfälzer Bauer undenkbar. Der Alte, welcher aus der irdenen Pfeife seinen „Rollduwack plotzt", d. h. für einen Kreuzer dreimal um den Leib herum, steht im Gegensatz zur Jugend, die ihr „Sigoripeische" (Cigarre) haben muß. Alt und Jung, Blättertabak und Cigarre sind überhaupt Gegensätze, etwa wie Rück- und Fortschritt geworden. Doch der Cigarre, die erst seit einem halben Jahrhundert bei uns eingeführt ist, gehört ohne Zweifel die Zukunft.

Einen sehr bedeutenden Aufschwung hat auch die Tabakskultur in Oesterreich genommen, wo 112,493 Wiener Joch mit dem (hochbesteuerten) Kraute bebaut sind, die durchschnittlich eine Million Centner jährlich liefern, wovon 600,000 Centner allein auf Ungarn, 150,000 Centner auf die Woiwodina entfallen. Sowol der im Lande gewonnene als auch der im Auslande aufgekaufte rohe Tabak wird in 27 dem Staate gehörigen, in eigener Regie betriebenen Fabriken verarbeitet. Tausend Millionen Stück Cigarren, von der feinen Milares bis zur strohartigen Kreuzercigarre, liefern diese Fabriken, von denen die größten

zu Hainburg in Niederösterreich und Sedlez in Böhmen bestehen. Im Jahre 1863 wurden 1029½ Millionen Stück in Oesterreich fabrizirter Cigarren, 537,000 Centner Rauchtabak und 51,338 Centner Schnupftabak verkauft, wodurch ein Erlös von mehr als 55 Millionen Gulden erzielt wurde.

Sowol der Zollverein wie Oesterreich beziehen jedoch große Mengen amerikanischer Tabake, namentlich feinere Sorten, und für beide ist der Hauptimporthafen, ja der wichtigste Tabakshafen des Kontinents überhaupt, Bremen, das im Jahre 1863 nicht weniger als 70 Millionen Pfund meist amerikanische Tabake einführte!

In keinem Comptoir der vielen tausend deutschen Tabakshändler und Tabaksfabrikanten sollte heute ein Bildniß von Nathusius fehlen, der ihnen allen als Muster und Vorbild dienen kann. Was er trieb, trieb er im großen Stile, und mußte er auch als Kaufmann darauf bedacht sein, nicht einen Pfennig unnöthig nachzulassen, so konnte er doch, wo es darauf ankam, und namentlich in seiner Stellung als Bürger, dem Staate gegenüber große Opfer bringen. Nach Vollendung der erwähnten Geschäfte im Auftrage der Krone war Nathusius, der unterdessen sein Magdeburger Geschäft wieder auf eigene Rechnung übernommen hatte, nicht zu bewegen, für seine dem Staate dargebrachten Opfer an Zeit und Mühen eine Geldentschädigung anzunehmen; auch das Geheime Rathspatent schickte er mit der Erklärung zurück, daß er, ohnehin kein Freund von leeren Titeln, durch einen solchen Charakter in seiner Geschäftsführung nur behindert sei. Als man ihm mittheilte, daß er nicht blos Titularrath sein, sondern bei allen Geld- und Handelsangelegenheiten in der Magdeburger Kammer Sitz und Stimme nebst einem Gehalte von 800 Thalern haben sollte, lehnte er dennoch das Anerbieten entschieden ab, als mit seinen Geschäften durchaus unvereinbar. Er blieb ganz einfach „Gottlob Nathusius" und als solcher brachte er sein Geschäft derart in Flor, daß sich ein Jude im Preußischen umtaufen ließ und sogar den Namen Nathusius annahm, um im Verein mit einem gewissen Richter der Magdeburger Firma und ihren Erzeugnissen Konkurrenz zu machen.

Die in den Jahren 1806 und 1807 eintretenden Handelsstockungen und Nothzeiten äußerten ihren nachtheiligen Einfluß auch auf die Nathusius'sche Fabrik. Infolge dessen beschränkte ihr Besitzer das Betriebskapital, in der Absicht, das Geld zu andern Geschäften zu verwenden. Einen Theil der hierdurch verfügbar gewordenen Mittel gedachte er in Verbindung mit mehreren Unternehmern zum Ankauf der im neugeschaffenen Königreich Westfalen aufgehobenen Nonnenklöster zu verwenden. Da er jedoch die nothwendige Theilnahme nicht fand, begnügte er sich damit, das Kloster Althaldensleben (5 Stunden von Magdeburg entfernt) für 240,000 Thaler anzukaufen, zu dem er später das anliegende schöne Gut Hundisburg erwarb, sodaß er nun ein vortrefflich abgerundetes Areal von etwa einer Quadratmeile besaß.

Auch beim Kasseler Hofe stand der gewandte Finanz- und Geschäftsmann in großem Ansehen, doch lehnte er auch jetzt alle ihm angetragenen Auszeichnungen ab, weshalb die ihm zugedachte Ordensverleihung zurückgenommen werden mußte. Dennoch galt er lange Zeit als die rechte Hand des Ministers von Bülow, der sich in allen Verlegenheiten seines Rathes bediente,

ohne denselben jedoch so befolgen zu können, wie es zum Heile der westfälischen Finanzen wünschenswerth gewesen wäre.

Mit seiner Uebersiedelung aufs Land beginnt des wackeren Mannes eigentliche Wirksamkeit einen höheren Charakter anzunehmen. Vor Allem lag Nathusius daran, auf seinem Grund und Boden den Ackerbau zu heben; die Wirthschaftsgebäude wurden in Ordnung gebracht, bessere Ackergeräthe und edlere Viehrassen angeschafft. So kaufte er an Stelle der vorgefundenen 40 elenden Kühe 100 ostfriesische und statt der 200 grobhaarigen Schafe 2000 Merinos; den Ackerboden verbesserte er durch 7000 Fuhren Teichschlamm.



Althaldensleben im Jahre 1824. (Nach einem Kupferstich von G. Ackermann.)

Auch für den übel zugerichteten Wald wurde, durch Anlegung einer Baumschule für Forsthölzer, mit größter Umsicht gesorgt. Zugleich wurden eine Bierbrauerei, Brennerei nebst Destilliranstalt, später eine Parfümerie-Fabrik eingerichtet, auch die Essig- sowie die Mostrichbereitung und Obstweinkelterei im Großen betrieben. Die Mühlen wurden, um feineres Mehl bereiten zu lassen, nach englischen und amerikanischen Mustern angelegt; mit einer Graupenmühle wurde eine Nudelfabrik, mit einer Oelmühle eine Oelraffinerie verbunden; für die benachbarten Tuchmachereien in Neuhaldensleben eine Walkmühle hergerichtet. Dazu gesellten sich eine lithographische Anstalt, eine Stärke- und Kartoffelsyrup-Fabrik, eine Gipshütte, eine Potaschesiederei sowie eine Anzahl anderer chemischer Gewerbszweige, später eine Eisengießerei mit Kupferhütte. Eine eigene Ziegelei lieferte zu all diesen großartigen Anlagen des unermüdlich thätigen Mannes die Mauer- und Dachziegel; auch Fliesen und Kruken (Thonkrüge) wurden hier verfertigt. Bald konnte man die zahlreichen Nachfragen von außen kaum befriedigen. Zu noch größerer Blüte gelangte die Steingut- und Porzellanfabrik.



Tabakshandlung von G. Nathusius am Breiten Weg zu Magdeburg.

Denn Nathusius war stets darauf bedacht, zu wohlfeileren Preisen ein vortreffliches Erzeugniß zu liefern. In ersterer beschäftigte er 300, in letzterer 200 Arbeiter. Dagegen wurden die Versuche, Runkelrübenzucker herzustellen, später, als die Zuckerpreise fielen, wieder aufgegeben, vorzüglich weil damals die Landleute sich noch nicht zum Anbau von Runkelrüben verstehen wollten.

Was heute unsere landwirthschaftlichen Versuchsstationen sind, das war Althaldensleben schon vor vielen Jahrzehnten. Dort bestanden großartige Baumschulen: die neuesten Methoden der Landwirthschaft und Landeskultur überhaupt

wurden versucht und im Großen angewandt. Kein Wunder, wenn Althaldensleben lange das Reiseziel von Besuchern aus fast allen europäischen Ländern blieb.

Bei Errichtung dieser Etablissements ließ sich deren unermüdlicher Schöpfer meist nur durch das eigene Genie leiten. Eigenes Nachdenken sowie auch immer wiederholte Versuche führten ihn zur Vervollkommnung derselben; die erheblichsten Kosten wurden nicht gescheut, wenn Aussicht vorhanden war, dadurch die gemachten Erfahrungen zu mehren.

Neben allen diesen Beschäftigungen pflegte Nathusius mit Vorliebe die edle Gartenkunst. Dem Gartenbau widmete er sein ganzes Leben lang die größte Aufmerksamkeit, sodaß nach und nach 30,0000 Obstbäume und zur Weinfabrikation über 1 Million Johannis- und Stachelbeersträucher gepflanzt worden sind. Doch genügte ihm der Betrieb der Nutzgärtnerei nicht: er wollte alle Gewächse der Erde, soweit es Klima und kunstvolle Behandlung gestatteten, auf seinem Gebiete vereinigen. So gelangten die Gärten zu Althaldensleben und Hundisburg, in denen sich die großartigsten Gewächshäuser befanden, bald weit und breit zu hoher Berühmtheit und wurden die Vorläufer dessen, was heute Erfurt in der deutschen Hortikultur ist. Dergestalt setzte der thätige Mann tausend und aber tausend fleißige Hände in Bewegung und hob auf nie geahnte Weise durch seine Schöpfungen die Umgegend, ja durch Beispiel und gewonnene Erfahrungen förderte er gleichartige Bestrebungen weit hinaus über die Grenzen seines nächsten Wirkungskreises. Feiner Geschmack und richtiges Verständniß sprachen aus seinen herrlichen Garten- und Parkanlagen. Jene Kunstgärten stehen mit den zu den Gütern gehörigen Wäldern in Verbindung, welche mehr als 3000 Morgen bedecken und von bequemen, gut erhaltenen Gängen und Pfaden durchschnitten sind, sodaß man, ohne denselben Weg zweimal zu gehen, Spaziergänge von mehreren Stunden machen und mit dem Dichter sagen kann:

„Kommt und schaut umher auf diesen herrlichen Fluren,
„Ob nicht Natur und die Kunst sich hier ein Eden erbaut."

Nathusius war ein zu guter Wirth, als daß er aus seinen großartigen Unternehmungen nicht hätte Gewinn erzielen wollen; indeß trat bei allen diesen Einrichtungen nirgends engherziges Streben nach Vortheil und Nutzen an den Tag. Nimmer sich genügender Schaffensdrang und Alles belebende Schaffenslust, das waren die Grundelemente seines ganzen Lebens und Wesens; ein menschenfreundlicher Sinn verleugnete sich nicht in diesem rastlosen Neuschaffen und Weiterbauen, das ihm greifbaren Gewinn nicht in Aussicht stellte. Wol aber streute der unermüdliche Mann durch jede neue Schöpfung einen reichlichen Samen des Segens für kommende Geschlechter aus und er darf mithin ein Wohlthäter im großen Maßstabe genannt werden. Neue Erwerbszweige hervorrufen, sie entstehen und reifen sehen, das war sein vornehmstes Vergnügen, jede neue Erfindung begrüßte er mit innigster Freude, besonders schätzte er Mechanik und Chemie hoch, und er gab zu den Versuchen auf diesen Gebieten bereitwillig Tausende her, wenn hierdurch die Erreichung irgend eines wissenschaftlichen oder praktischen Resultates zu erwarten stand.

Daß bei solchem Streben es auch nicht an Mißgriffen fehlte, liegt in der Natur der Sache; daß es manchem Schwindler und verdorbenen Genie gelang,

den Mann zu mißbrauchen, der selbst nur „das Nützliche gelten lassen wollte“, ist ebenfalls begreiflich. Die wichtigste und unzweifelhaft zeitgemäßeste seiner Unternehmungen mißlang, weil ein Engländer, der jene Maschinenfabrik für ihn anlegen sollte, sich nicht der Sache gewachsen zeigte, ja zuletzt davonlief und ihn um 100,000 Thlr. brachte. Nicht besser erging es ihm mit einem Werkmeister aus Schweden. Doch schreckten den Muthigen solche Erfahrungen nicht von weiteren Versuchen zurück. Hätte er sich mit Spekulationen und Staatsanleihen abgegeben, so würde er sein Kapital viel nutzbarer haben anlegen können, doch waren seinem strebsamen Geiste, der immer etwas Neues hervorrufen und Größeres fördern wollte, dergleichen Geschäfte zu wenig anregend. Und in der That, um wie viel wohlthuender wirkte die Thätigkeit eines Nathusius, um wie viel befruchtender war das gegebene Beispiel und um wie viel höher standen diese als die gewinnsüchtige Spekulation auf Renten und Course!

Glücklicher war Nathusius mit solchen Etablissements, von denen er Etwas verstand, und die er daher auch übersehen konnte. Allein sie hatten für ihn persönlich nur so lange Reiz, als es darauf ankam, etwas Neues zu ersinnen und auszuführen. Waren sie im Gange, so ließ er sie meist durch Beamte weiterleiten und wandte sich mit seinem rastlosem Geiste anderen Aufgaben zu. Kein Wunder, wenn hierdurch manche seiner Unternehmungen wieder eingehen mußten oder sich nicht so rentabel zeigten, als zu erwarten stand. Der Segen, der freilich dann auch öfters auf sich warten ließ, kam dagegen immer wieder seiner Umgebung in reichem Maße zu Gute. Als Nathusius nach Althaldensleben kam, lebten dort 200 Menschen, größtentheils von den Almosen des Klosters, verkommen, zerlumpt, in den elendesten Hütten. Sie Alle sollten nun die Wahrheit des alten Spruches an sich selbst erkennen: „Bettelbrot bringt bittere Noth, aber Arbeit segnet Gott.“ Schnell hatten die Besseren unter ihnen die durch Nathusius gebotene Gelegenheit zu reichlichem Verdienste ergriffen, und da sich ihre Verhältnisse zusehends hoben, weckte ihr Beispiel die Uebrigen zur Nachahmung. Bald gewahrte der edle Mann zu seiner größten Befriedigung überall häusliche Zufriedenheit, fröhliche, gesunde Gesichter, reinliche Kleidung, bessere Zucht und strengere Sitten am Herde wie bei der Arbeit. Er selbst hielt wenig von jenem äußerlichen Treiben, das am Worte klebt und den hohen Sinn desselben nicht erfaßt, ja er galt sogar bei Vielen für einen „Ungläubigen“. Allerdings hatte der unermüdliche, vielbeschäftigte Geist dieses außerordentlichen Menschen mehr zu thun, als nur nach dem Beifall engherziger Menschen zu fragen, und wenn er auch vielleicht nicht immer einer der eifrigsten Kirchenbesucher zu sein vermochte, so war er dennoch ein Mann nach dem Herzen Gottes. Allem leeren Scheine von Grund aus abhold, handelte er um so mehr nach den Worten: „Alles, was ihr dem geringsten eurer Brüder gethan, das habt ihr mir gethan.“ Und wie Vieles hat er den geringsten seiner Brüder gegeben!

Nie fühlte er sich glücklicher, als wenn er seine Arbeiter Sonntags zur Kirche ziehen sah, oder sie in seinen Fabriken in ihren Fortschritten beobachten konnte! Mit jedem Jahre stieg der Zuzug nach Althaldensleben; nach kurzer Zeit zählte der Ort eine Einwohnerzahl von über Tausend. Die alten baufälligen Hütten verschwanden, neue erhoben sich; mit seinen schmucken Häusern

und gesunden Wohnungen glich der Ort bald einer kleinen saubern Stadt. Alle fanden in dem lobenswerthen Streben, sich endlich emporzuarbeiten, an Nathusius einen theilnehmenden Freund und thatkräftigen Helfer. Wenn ihm Jemand nachweisen konnte, daß er soviel gesammelt hatte, als er zum Bau eines neuen Hauses bedurfte, so lieferte er ihm alle nöthigen Baumaterialien auf Vorschuß zu den denkbar billigsten Preisen. Dieser Vorschuß ward, wenn das Gebäude vollendet war, hypothekarisch auf dasselbe eingetragen und mit vier Prozent verzinst. Dabei durfte der Eigenthümer das Kapital in den kleinsten Summen zurückzahlen, und die Zinsen wurden so bei jeder Zahlung geringer. Auf diese Weise kamen die Leute ohne große Sorgen zum häuslichen Herde, und es ward ihnen zugleich eine Sparkasse eröffnet, die sie zur Ordnung und Genügsamkeit anregte. Dergestalt hat Nathusius das Glück vieler hundert Familien geschaffen und gefördert, und wenn er selbst auch dabei kein Millionär ward, so nannte man doch sein Althaldensleben eine Pflanzschule der Industrie für nähere und entfernte Kreise. Und solch ein Beispiel wirkt stets wohlthätig und veredelnd weiter.

Inmitten seiner Schöpfungen vielfach bewundert, vielfach verkannt, lebte und wirkte in ländlicher Zurückgezogenheit der außerordentliche Mann, dessen riesenhafte Thätigkeit unerschöpflich schien. Innig geliebt und hochverehrt von Gattin und Kindern, übte er in seiner beglückenden Häuslichkeit zur Sommerszeit eine wahrhaft großartige Gastfreundschaft; fast täglich war bei ihm offene Tafel, deren Genüsse er mit der gewinnenden und fesselnden Unterhaltung seines originellen Geistes würzte. Mit Genugthuung verweilte er dann gern bei den ihn am meisten ehrenden Thatsachen, daß er nämlich der Schmied seines eigenen Glückes gewesen, und wohlgefällig machte er bisweilen seine Gäste aufmerksam, daß Alles, was sie umgab — ausgenommen das Glas und Salz — die reichbesetzte Tafel nebst der Zimmerausrüstung, Erzeugnisse der erst von ihm geschaffenen industriellen Betriebsamkeit sei. Der Charakter dieses eigenthümlichen Menschen erschien je nach der Stimmung, in welcher man ihn fand, ein anderer. Zeigte er sich nach Außen bisweilen auch hart und kantig, so war der Grundzug seines Wesens gütig, sinnig, weich. Er kannte die Menschen, hatte Undankbarkeit, Neid und Mißgunst genug erfahren, wie ein Jeder, der sich über seine Zeit und Umgebung erhebt. Dennoch bewahrte er sich stets ein offenes und wohlwollendes Gemüth. Konnten traurige Erfahrungen auch dem erspart werden, der sich außerordentlicher Leistungen auf zum Theil völlig fremdem Gebiete rühmen durfte?

Wie wohlhabend und angesehen Nathusius wurde, immer blieb er derselbe einfache Mann, schlecht und recht in seinem Aeußern, seiner altmodischen Kleidung, seinem Hausgeräth, an seinem Tische wie in seiner ganzen Häuslichkeit. Oft wurde der rüstige Greis, wenn er sich in seiner gemüthvollen, anspruchslosen Weise mit Fremden unterhielt oder in seiner einfachen Kleidung seine Mühlen, Fabriken und Ställe besuchte, für einen Verwalter oder Hofmeister gehalten, und er hatte an dergleichen Mißverständnissen besonderes Wohlgefallen.

Ward auch jeder Besuchende aufs Freundlichste aufgenommen, so unterbrach doch selbst das Eintreffen der vornehmsten Gäste niemals die hergebrachte Hausordnung. Zu üppigen Gastereien, ausartenden Spielgesellschaften fühlte der Thätige weder Neigung, noch hatte er Zeit dazu. Ein einziger Diener,

eine Köchin und ein Stubenmädchen versahen den ganzen weiten Haushalt. Infolge dieser weisen Sparsamkeit und Mäßigkeit konnte Nathusius eine außerordentliche Freigebigkeit obwalten lassen; niemals geizte er, wenn es galt, gemeinnützige und wohlthätige Zwecke zu erreichen. Jungen Leuten zu einer tüchtigen Ausbildung zu verhelfen, strebsame Menschen hülfreich zu fördern und dergestalt immer neue Glieder an die Reihenfolge seiner großartigen Unternehmungen anzufügen, das war ein Labsal für ihn in seinen besten Lebensjahren, bis hinein ins hohe Greisenalter. Wo er Tüchtigkeit und Streben fand, leistete er bereitwillig Hülfe; Dienstboten, die er lieber im Hause behalten hätte, etablirte er als Handwerker, Krämer u. s. w. auf seinen Gütern und verhalf ihnen zu einem selbständigen Leben. Unsern Lesern wird es kaum glaubhaft erscheinen, daß dieser Mann, welcher die größten Summen unter seinen Händen gehabt und mit ihnen rechnen konnte, wie weniger erfahrene Menschen mit Hunderten, kaum die gangbaren Münzsorten kannte, ja daß er gar oft nicht wußte, wo das von ihm kurz zuvor eingesteckte Geld verblieben war. Er galt als ein Praktiker durch und durch, und doch machte es ihm Mühe, zu behalten, wie lang ein Fuß und wie schwer ein Pfund ist! Dabei hatte er eine Menge Eigenheiten und liebte dann und wann, ihrer zu erwähnen; so erzählte er selbst öfters, daß er ein gewisses, ihm angeborenes schüchternes Wesen dadurch überwunden habe, daß er sich Jeden, bei dem er sich befand, ohne Kleider dachte.

Nie sah man Nathusius müssig. Sein Geist war unausgesetzt thätig und stets voller Pläne, wie der Betrieb seiner großartigen Anlagen und das Wohl seiner Mitmenschen gefördert werden könne. Ganz besonders aber hing sein Herz an seinen Kunstgärten, und wenn bei ihm von Luxus die Rede sein konnte, so bestand derselbe einzig und allein in der ins Große gehenden Sorgfalt für die heitere Welt der Gewächse. — Er war in allen Gewerbszweigen unterrichtet und immer eifrig bestrebt, sich weiter fortzubilden; seine auserlesene Bibliothek und sein geräumiges, höchst zweckmäßig angelegtes Laboratorium standen auch Anderen jederzeit zur Benutzung offen.

Ebenso einfach, anspruchslos und thätig wie der Hausherr erschien auch die Herrin des weiten Nathusius'schen Anwesens. — Bis zum achtundvierzigsten Jahre war Nathusius unverheirathet. Da führte ihn eine glückliche Fügung in die Familie des Kriegsraths Engelhart zu Kassel, wo er seine künftige Gattin bei einer Gelegenheit kennen lernte, die ganz besonders geeignet war, ihre vortrefflichen Eigenschaften, sowie ihre Liebe und Theilnahme zu seiner Person im hellsten Lichte zu zeigen. Trotz der großen Ungleichheit des Alters ging aus dieser Bekanntschaft die zufriedenste Ehe hervor. Wie ihrem Gatten, blieben auch ihr Prunk und Kleiderpracht fremd; eine thätige, wirthschaftliche Hausfrau, eine gute Mutter und treue Gattin zu sein, das war ihr stetes Streben und ihr höchster Stolz. Durch ihre in allen Fällen bewiesene Güte und Liebenswürdigkeit sowie durch ihre feine Bildung erwarb sie sich die Achtung und Zuneigung Aller, die das Glück hatten, in diesen schönen Familienkreis eingeführt zu werden. Nathusius erreichte das hohe Alter von 75 Jahren. Am 23. Juli 1835 rief ihn der Tod nach rastlosem und verdienstvollem Wirken aus einem an großen Schöpfungen reichen Leben ab.



Christian Gottlob Frege.

Das Haus Frege & Comp. in Leipzig.

Alles Erschaffene ist dem Wechsel unterworfen. Wie nun jedes organische Gebild allmälig aufwächst und, nachdem es die Höhe seines Daseins erreicht hat, wieder verblüht und stirbt, so sind auch des Menschen Werke mehr oder weniger den Wandlungen der Vergänglichkeit anheimgegeben. Desto anziehender ist für den Beobachter die Geschichte jener Schöpfungen, welche ein ganzes Jahrhundert mit seinen wechselvollen Schicksalen über sich ergehen ließen, ohne davon berührt, ohne von den Stürmen der Zeit an innerer Gesundheit geschädigt zu werden. Ein Bankhaus wie das von Frege in Leipzig, welches noch über die Zeit des Siebenjährigen Krieges hinaus seinen Ursprung datirt und alle Krisen, welche seitdem die politische und finanzielle Welt erschüttert haben, gewissermaßen mit olympischer Ruhe überdauert hat, liefert an sich schon den Beweis von gesunder,

einsichtsvoller Führung. Wie viele große Häuser haben in dem langen Zeitraume vom Schauplatze abtreten müssen, nachdem sie die Finanzwelt mit ihrem Glanze erfüllt und geblendet! Die Namen Benecke, Geymüller, Arnstein und Eskeles sind mahnende Warnung genug, daß der Sturm, wenn er losbricht, auch die höchsten Wipfel nicht verschont. Freilich hat die Leichenschau gelehrt, daß der Sturz dieser und anderer Bankhäuser ein lange vorbereiteter war, daß das Verderben seit lange schon die Grundlagen des Gebäudes unterwühlt hatte und der Zusammensturz erst erfolgte, als die Krankheit, aller Welt verborgen, bis zum Herzen vorgedrungen war und dieses still stehen machte.

Aller Anfang ist schwer. Derjenige, welcher fast mit nichts, vielleicht nur mit geliehenem Gelde ein Geschäft beginnt, er hat eine harte Arbeit vor sich, ehe er festen Fuß zu fassen vermag. Aber wenn die Höhe erreicht worden, dieselbe fest zu behaupten, durch keine Verlockungen, so verführerisch sie auch aussehen mögen, zum Aufgeben bewährter Grundsätze sich verleiten zu lassen, dem Glücksspiele Anderer kalt zuschauen, setzt eine durch Erfahrung gereifte Charakterfestigkeit voraus, welche in den Kreisen, die sich auf dem schlüpfrigen Parquet der Börse bewegen, nicht allzuhäufig angetroffen wird.

Die Geschichte eines Handelshauses ist in seinen Büchern enthalten. Sie allein vermögen Rechenschaft zu geben über Sieg und Niederlage, über die erfahrenen Täuschungen, über die vermiedenen und überwundenen Klippen. Nur aus ihnen läßt sich erkennen, was zufälliger Gewinn, was inspirirte Initiative war. Wenn wir von dem und jenem großen Bankhause lesen, wie es mit ganz unbedeutenden Fonds angefangen, so gelüstet es uns, den Wegen nachzuforschen, welche der glückliche Eroberer solcher Schätze gewandelt, zu schauen, wie Thaler auf Thaler sich häufte, und wie endlich die Kassen von dem Ueberfluß des edlen Metalls strotzten, welches den Zauberschlüssel zu allen Genüssen der Erde bietet.

Wer bereits mit einem gewissen Fonds anfängt, der kann ruhig weiter arbeiten, um durch Benutzung aller soliden Gelegenheiten sein Kapital zu vermehren, sich nach und nach emporzuschwingen. Wer aber erst ein Kapital sich erwerben muß, der ist genöthigt, irgendwie das Glück zu versuchen. Und dies Glück, wie emsig man es auch erstrebe, es ist launisch wie ein Weib. Oft stößt es den inbrünstigsten Bewerber zurück, während es den weniger hitzig um seine Gunst Buhlenden mit seinen Gaben überschüttet, sich geradezu an seine Fersen hängt. Manchmal indeß vergilt es Liebe mit Liebe und zieht den ihm sich Widmenden an seinem Busen groß. Dann gelingt fast Alles, was unternommen wird, selbst wenn es bedenklich erscheint, ein Erfolg kettet sich an den andern, und zuletzt ist das Ziel erreicht, und dem Kämpfer wird die Siegespalme zu Theil.

Schön ist's, im Ueberfluß geboren zu sein und des Lebens Noth nie kennen gelernt zu haben; aber auch herrlich ist es, nach errungenem Siege zurückzublicken auf die durchfochtenen Kämpfe, auf die überwundenen Hindernisse, auf die harten Stunden des Ringens und der bangen Erwartung. Nur wer die Bitterkeiten der Sorge und Noth erfahren hat, vermag die ganze Wonne des Besitzes, der gesicherten Existenz, der Wohlhabenheit, des Reichthums zu empfinden. Wenn draußen der Winter die Natur in seine Leichendecke hüllt und der

eisige Wind den Wanderer zusammenschauern macht, dann ist es doppelt erquicklich, das Gefühl, vor der Unbill der Witterung in seiner mit allem Comfort ausgerüsteten Behausung geschützt zu sein. Wen gelüstet es nicht danach, sich eine solche schützende Zuflucht vor den Stürmen des Lebens zu erringen? —

Indeß die Geschichte der großen Bankhäuser, welche sich aus dem Dunkel emporgearbeitet haben, vermag speziell nicht die Kunst zu lehren, Reichthümer zu erwerben. Es sind lediglich die Ergebnisse persönlicher Strebungen, welche sie uns vorführt, und aus denen sich blos einzelne allgemeine Schlüsse folgern lassen. Was das eigentliche Börsengeschäft anlangt, so hat es einen Umfang angenommen, von dem man im vorigen Jahrhundert keine Ahnung haben konnte. Damals bildete ein Waarenhandel verbunden mit Wechselgeschäft den ersten Versuch des beginnenden Kaufmanns. War das Glück günstig, so setzte man, wenn der Augenblick gekommen war, einen Theil des Errungenen für ein größeres Unternehmen ein, durch dessen Gelingen dann der Grund zum Aufschwunge gelegt wurde. Eine glückliche Heirath trug dazu bei, den Wohlstand noch fester zu begründen und die Hülfsmittel zu vermehren. Waren nur die ersten Hunderttausend beisammen, so machte sich das Uebrige viel leichter, um so mehr, als nicht so viele verlockende Gelegenheiten existirten zu gewinnen, aber auch zu verlieren, wie jetzt. Manchem heißblütigen Spekulanten unserer Tage möchte dieser Weg zu langsam, zu mühselig erscheinen; indeß wie gewonnen so zerronnen. Das mühelos Gewonnene geht leicht ebenso rasch wieder verloren, während das mit Anstrengung nach langen Kämpfen Errungene mit desto größerer Sorgsamkeit behütet wird. Der im Fluge erlangte glückliche Erfolg verleitet gewöhnlich zu immer neuen und größern Wagnissen, bis mitten im Taumel des Glücks der vernichtende Schlag fällt, welcher das ganze luftige Gebäude zertrümmert.

Die Familie Frege ist schwedischer Abkunft. Der Gründer des weithin renommirten gleichnamigen Leipziger Bankhauses hieß Christian Gottlob Frege und wurde im Jahre 1715 im Dorfe Lampertswalde des Meißner Kreises im Königreich Sachsen, als Sohn des dortigen Predigers, geboren. Sein Großvater war Tuchmacher in Neuruppin gewesen. — Da der junge Frege früh schon überwiegende Anlage und Neigung zum Kaufmannsstand offenbarte, so schickte ihn sein Vater in eine Gewürzhandlung nach Leipzig, wo er sechs Jahre blieb.

Kein Ort war wol in der That geeigneter für den aufstrebenden Kaufmannslehrling, um sich die mannichfaltigsten Kenntnisse in seinem Fache zu erwerben und den Grund zum spätern eigenen Fortkommen zu legen, als Leipzig, das schon damals als einer der Centralpunkte des Handels, namentlich durch seine Messen, weit über andere konkurrirende Städte hervorragte.

Die Messen haben, wie das Wort andeutet, wirklich einen kirchlichen Ursprung. Sie entstanden im Mittelalter an den Orten, wo sich Hauptkirchen befanden, in denen von Zeit zu Zeit besonders feierliche Messen gelesen wurden, und wo deshalb eine Menge Menschen, oft aus weiter Entfernung, zusammenströmte. Dadurch wurden zugleich Verkäufer von allerhand Waaren angelockt, und so bildeten sich bei dieser Gelegenheit bald große und feste Märkte, die ebenfalls den Namen Messen erhielten. Später beschränkte man diese Benennung auf die bedeutendsten Märkte, die hauptsächlich den Geschäften im

Großen gewidmet waren. Da durch diesen Zusammenfluß von Käufern und Verkäufern aus dem lebhaften Handelsverkehr den Städten, wo er stattfand, bedeutender Nutzen erwuchs, so suchten die Regierungen und städtischen Behörden auf jede Art diese Messen zu begünstigen, indem sie den Fremden und ihren Waaren sicheres Geleit gewährten, keine oder geringere Zölle als sonst erhoben, Hazardspiele und andere sonst verbotene Lustbarkeiten gestatteten, besondere Meßgerichte zur schleunigen Schlichtung von vorfallenden Streitigkeiten einsetzten, die Befugniß eines Gläubigers, den säumigen Schuldner verhaften und seine Waaren mit Beschlag belegen zu lassen, aufhoben u. s. w. Man nannte diese Befreiungen, welche sich theilweise noch bis in die neueste Zeit erhalten hatten, Meßfreiheiten. (Erst in der letzten Session der sächsischen Kammer machte die Regierung eine Vorlage wegen Aufhebung der Leipziger Meßfreiheiten). Die größeren Messen (Leipzig, Frankfurt a/O., Frankfurt a/M. und Braunschweig) dauern mehrere Wochen.



Das alte Leipzig zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

Von den Leipziger Messen, welche bei Weitem alle andern überragen, dauert die Jubilate- (Oster-) und Michaelismesse (die Neujahrsmesse ist unbedeutend und dauert nur zwei Wochen) vier Wochen, von denen die erste Vor- oder Engroswoche, weil die meisten Engrosgeschäfte in derselben geschlossen werden, die zweite Böttcherwoche, die dritte Meß- und die letzte Zahlwoche genannt wird. Am ersten Tage (Sonntag) der Meßwoche Mittags 12 Uhr wird die Messe eingeläutet und am ersten Tage der Zahlwoche um dieselbe Zeit ausgeläutet (was auch auf den kirchlichen Ursprung deutet). Während dieser 8 Tage fiel die Meßfreiheit.

Bereits im Jahre 1497 hatte Kaiser Maximilian I. die sämmtlichen drei Messen Leipzigs bestätigt. Damit war ein erweiterter Marktbann verbunden. Später wurden der Stadt die Stapel- und Niederlagsgerechtsame zu Theil. Die Stapelgerechtsamkeit zwang die Waaren auf die Heerstraße nach Leipzig und ersetzte dieser Landstadt den Mangel eines schiffbaren Flusses. Natürlich, daß diese Bevorzugungen fortwährend von andern Städten mit scheelen Augen angesehen wurden; doch dienten diese Anfechtungen nur dazu, Leipzigs Privilegien durch wiederholte kaiserliche Bestätigungen und sogar durch die des Papstes Leo X. (1514) zu befestigen. Günstig wirkte auch der infolge der Reformation

entstandene Schmalkaldische Bund auf Beförderung des Leipziger Verkehrs, indem er die Vereinigung der sächsischen Länder ihrem größten Theile nach bewirkte, und wenn auch die Handelsprivilegien Leipzigs, wodurch es gegen andere Städte so bevorzugt war, auf die Länge der Zeit sich nicht mehr haltbar zeigten, so hatte doch Leipzig schon einen zu großen Vorsprung und ein zu bedeutendes Uebergewicht über alle Nebenbuhler erlangt, als daß irgend ein Versuch derselben, ihm jenes zu entreißen, hätte glücken können. Wie sehr Leipzigs Ansehen als Handelsstadt im Auslande gestiegen war, zeigte sich, als viele reiche niederländische Kaufleute, durch Herzog Alba's blutiges Regiment aus ihrer Heimat vertrieben, dahin übersiedelten. Zwar hatte Leipzig als befestigte Stadt im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden, das hinderte aber nicht, daß nach seiner Beendigung französische und italienische Kaufleute in Leipzig sich niederließen und mancherlei neue Zweige der Industrie, z. B. die Seidenmanufaktur, entstanden. Namentlich war es in Veranlassung der Aufhebung des Edikts von Nantes, daß viele französische Auswanderer sich nach Leipzig wandten, aus denen später die reformirte Gemeinde hervorging.

Nur zeitweilig vermochten außerordentliche Ereignisse, wie z. B. die im Jahre 1680 ausgebrochene Pest, an der über 3000 Menschen starben, den weiteren Aufschwung auf Augenblicke zu hemmen; bald war der Verlust wieder eingebracht und der Aufschwung nach der kurzen Periode des Stillstandes desto stärker. Namentlich waren es die Messen, welche Menschen aus allen Weltgegenden hier zusammenführten, und zwar nicht blos des Handels, sondern auch des Vergnügens wegen. Die Messe war schon damals so bunt und genußsüchtig wie heute. Menagerien, Seiltänzer, fahrende Musikanten trieben auch damals schon ihr Wesen. Dabei wurden aber Gegenstände zum Verkauf ausgeboten, die man jetzt vergebens suchen würde. So fanden sich in der Leipziger Michaelismesse 1684 ein paar Kaufleute ein, welche einige Fässer gedörrter Türkenköpfe zum Verkauf ausboten. Je nachdem sie gestaltet und ihre Gesichter nicht arg zerfetzt waren, wurden dieselben das Stück zu 4, 6, 8 und mehr Thalern nach Spanien, England, Holland, Frankreich, Schweden und Dänemark verhandelt. Noch mehr: im nächsten Jahre bot ein ungarischer Kaufmann eine Türkin und einen siebenjährigen türkischen Knaben, die vor Ofen gefangen worden waren, zum Verkauf aus. Das Weib wurde für einen Centner Zucker, der Knabe für zehn Thaler zugeschlagen, und zwar an zwei Leipziger Kaufleute.

Nicht wenig gewann die Messe an Lebendigkeit und Bedeutung, als der prachtliebende August der Starke wenigstens die Hauptmesse mit seiner Gegenwart beehrte, einen großen Schwarm von Hofleuten mit sich führend, was den Besuch vieler vornehmer In- und Ausländer gleichfalls nach sich zog. (Gewöhnlich nahm der König seinen Aufenthalt im damaligen Appel'schen Hause am Markt.) In der Michaelismesse des Jahres 1699 erschien das königliche Paar in Begleitung von 97 fürstlichen Personen, Grafen und Freiherren, 40 polnischen Magnaten und Herren, einer Leibgarde von 170 Janitscharen, und es wurde ungeheures Geld unter die Menschen gebracht. — Leipzigs Roßmarkt hatte sich bereits zu einer bedeutenden Höhe emporgeschwungen, vorzüglich nachdem ihn der Rath mit der Oster- und Michaelismesse vereinigt hatte. Leipzig war der

Stapelplatz dieses Handelszweigs für das südliche und einen großen Theil des nördlichen Deutschlands. Seine Messen gaben wenigstens für das südliche Deutschland den Preiscourant für diese Waare auf ein halbes Jahr an, und selbst für die nördlichen Provinzen, aus welchen der größte Theil der hier zum Verkauf gestellten Pferde bezogen ward, bestimmte die Leipziger Messe den Preis, nach welchem man den Einkauf zur künftigen besorgte.



Wunderdoktoren und andere wundersame Personen in der alten Meßstadt Leipzig.

Infolge eines von August gegebenen Befehls durfte kein zur Messe gebrachtes Pferd früher verkauft werden, als bis alle angekommenen den Zug durch die innere Stadt gemacht hatten. Der König suchte sich alsdann heraus, was ihm zu kaufen gefiel, und nicht selten zogen 2000 zusammengekoppelte Pferde durch die Stadt.

Von vielfachem günstigen Einfluß für Leipzig war außerdem schon damals das Aufblühen des Buchhandels. Einer der ersten Buchhändler in Leipzig hieß Johann Herrgott, der 1524 wegen Vertrieb lutherischer Bücher hingerichtet wurde. Bereits 1600 erschien das: „Verzeichniß aller Bücher u. s. w., auch was für Bücher zu Leipzig ausgehen und nicht nach Frankfurt gebracht werden 2c.“ Die Buchhändler-

messen begannen bereits zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts (1670 fand die erste Bücherauktion statt), und gegen Ende desselben war der Flor des Geschäfts sichtlich im Steigen begriffen, wozu nicht blos der Zusammenfluß der großen Menschenmassen auf der Leipziger Messe beitrug, sondern auch das Wiederaufleben der Literatur. Der Wohlstand der vom Friedensengel beschützten Stadt vermehrte sich von Tag zu Tag, und prächtige neue Gebäude und Gärten (berühmt waren der Appel'sche und Bose'sche Garten) brachten Leipzig dem Namen eines Klein-Paris näher. Die prachtvollsten Privatgebäude entstanden gerade in dem ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts. Wie Leipzig auch in der Kunst eine hervorragende Stelle einzunehmen begann, zeigte die Vertreibung des Hanswursts von der Bühne im Jahre 1737 und die Gründung des großen Konzerts.

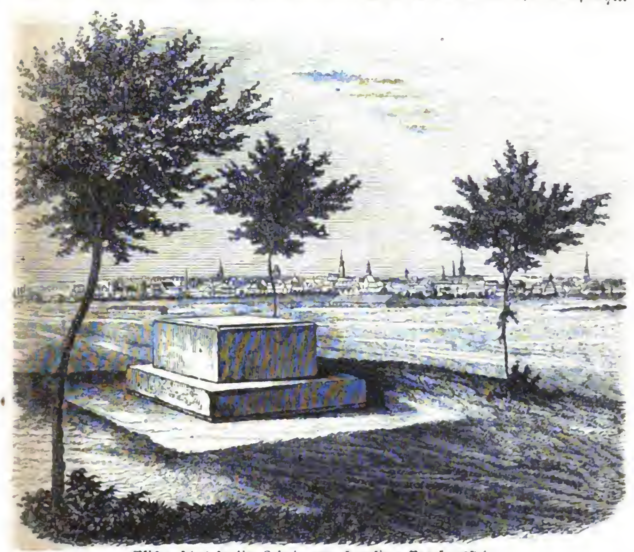
Das war der Ort, welcher für den jungen Frege zum Schauplatz seiner kaufmännischen Thätigkeit bestimmt war. Konnte ihm das Schicksal einen günstigeren bieten? — Nach Absolvirung seiner Lehrzeit fand er Anstellung in einem größeren Wechselhause. Eine vierjährige Beschäftigung in demselben gab dem fleißigen, scharf beobachtenden jungen Manne nicht blos Gelegenheit zur Ausbildung in praktischer Geschäftsthätigkeit, sondern verschaffte ihm zugleich einen Schatz von Kenntnissen aller Art sein Fach betreffend, deren umsichtige glückliche Benutzung ihm später, als er auf eignem Fuße zu stehen unternahm, sehr zu Statten kam. Denn den geistig mit allen Hülfsmitteln ausgerüsteten jungen Aar mußte es drängen, seinen eigenen Flug zu beginnen. Indeß nicht einmal volle 200 Thaler soll Frege von seinen wahrscheinlich selbst unbemittelten Eltern zu seiner Etablirung erhalten haben. Glücklicherweise trat ein Freund dazwischen und streckte ihm tausend Thaler vor. Mit dieser geringen Summe begründete er sein Geschäft und sein Glück.

Um dies zu verstehen, muß man bedenken, daß unser junger Held zwei Eigenschaften in hohem Grade besaß, welche die Grundlage jedes kaufmännischen Gedeihens bilden. Erstens die Kunst, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um sein Kapital zu vermehren; zweitens die, auch in den allerbeschränktesten Verhältnissen immer weniger auszugeben als einzunehmen. Unermüdlicher Fleiß und Sparsamkeit waren die Hebel, welche er anwandte, um sich aus dem Dunkel zum hellen Glanze des Reichthums emporzuschwingen.

Was er sein wollte, das war er auch ganz, und dieses stets auf ein und denselben Punkt gerichtete Streben, verbunden mit seiner natürlichen Anlage und seinen erworbenen reichen Kenntnissen, mußte ihn vorwärts bringen.

Frege war 24 Jahr alt, als er sich sebständig machte. Sein erstes Etablissement bestand in einer Stube und Kammer und befand sich in einem der vielen Höfe Leipzigs, deren Namen weltbekannt sind. Hier begann er einen Handel mit getrockneten Früchten, verbunden mit einem Geldwechselgeschäft. Er hatte sich eine genaue Kenntniß der damals in Umlauf befindlichen verschiedenen auswärtigen Geldsorten erworben und wußte dieselbe in besonderer Weise zu verwerthen, indem er sich nicht die Mühe verdrießen ließ, die Gelegenheit zum Umwechseln aufzusuchen. So sah er sich schon nach zwei Jahren im Besitz eines kleinen Vermögens und eines noch größern Kredits. Dieser günstige Umstand ermöglichte es ihm, sein Geschäft zu erweitern, und wie so manchmal bei vom

Glück Begünstigten, kettete sich an diesen Erfolg rasch ein anderer, noch entscheidenderer, indem er mit einem reichen und angesehenen Kaufmann bekannt wurde, dessen Freundschaft er sich erwarb. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch die Tochter desselben kennen, und dieselbe reichte dem glücklichen Bewerber nach dem bald erfolgten Tode ihres Vaters im Jahre 1743 die Hand. Hiermit schloß die erste, einleitende und vorbereitende Periode in Frege's kaufmännischer Laufbahn.



Blick auf das heutige Leipzig vom ehemaligen Napoleonsstein.

Sie war nur kurz gewesen, die Prüfungszeit, welche anderen, weniger vom Glück Begünstigten so schwer fällt, und ihr rascher Erfolg deutete auf ferneres ungewöhnliches Glück, das dem jugendlichen Gründer des künftig so angesehenen Hauses zur Seite zu stehen nicht unterließ. Durch das ansehnliche Vermögen seiner Frau sah sich Frege in den Stand gesetzt, höheren Zielen nachzustreben. Das Wechselgeschäft wurde zum Hauptgegenstande seiner Thätigkeit, und mit den Mitteln, welche er nun besaß, konnte er dasselbe in großartigerem Maßstabe betreiben. Zu jener Zeit war es, wo Leipzig, das lange keinen Feind gesehen hatte (denn der Besuch, welchen ihm Karl XII. mit seinen Schweden im Jahre 1707 abstattete, geschah nach geschlossenem Frieden), in die Wirren des zweiten Schlesischen Kriegs hineingezogen wurde und einen Vorgeschmack der Leiden erhielt, welche später der Siebenjährige Krieg in so reichem Maße herbeiführte. Indeß kostete der Besuch, welchen der alte Dessauer im Jahre 1745 Leipzig abstattete, demselben Opfer genug, abgesehen von den Verlusten, die der Krieg dem Handel zufügte.

Traurig sah es damals in Deutschland aus. Das deutsche Reich, in dreihundert Staatenbildungen zerfallen, befand sich in einem Zustande kläglicher Zerrissenheit und Auflösung; es war ein Gegenstand des Spottes für das Ausland geworden. Selbst den größeren deutschen Staaten fehlte es an Kraft, und nirgends traf man auf Spuren gedeihlicher innerer Entwicklung. Preußen allein erhob sich unter Friedrich dem Zweiten zu ungewohntem Glanz, Ansehen und Macht.

Bereits nach einigen Jahren starb Frege's Frau und 1750 heirathete er zum zweiten Male und vermehrte dadurch noch weiterhin sein Vermögen. Seine Thätigkeit dehnte sich immer weiter aus. Nicht nur kaufte er das Haus in Leipzig, worin er im Anfang nur zur Miethe gewohnt hatte, sondern auch eine Pulvermühle in der Umgegend, Alaun- und Vitriolhütten im Saalfeld'schen, und unternahm zugleich verschiedene Werke dieser Art. Sein lebhafter Unternehmungsgeist offenbarte sich bald weiter, als ihm vom Dresdner Hofe der Antrag gemacht wurde, unter gewissen Bedingungen das Münzwesen in Leipzig zu übernehmen. Da seine Bemühungen, eine Gesellschaft zusammenzubringen, vergeblich waren, so übernahm er, von der Einträglichkeit des Geschäfts überzeugt, den Pacht auf eigene Rechnung.

Das Leipziger Münzwesen hatte seine eigene Geschichte.

Während des Dreißigjährigen Kriegs verschlechterte sich das Geld so sehr, daß in 150 Thalern Münze kaum 5 bis 10 Thaler Silber enthalten waren. Kurfürst Johann Georg III. war es, der 1691 den Leipziger Münzfuß einführte, ungeachtet sein Befehl die Münzstätte selbst schloß. Unter seinem Nachfolger wurde 1693 die Münze wieder eröffnet. Doch auch diesmal steckte den Münzmeister Peter Hecht der allgemeine Wuchergeist der Zeit an; vorzüglich um 1702 herum prägte er schlechtes Geld, die sogenannten Kreuz- und Beichlingsthaler, ebenso wie die geringen Sechser, welche den Namen der Leipziger Seufzer erhielten, weil das Volk darüber laut klagte. Wenn sie nur einige Wochen im Umlauf gewesen waren, entdeckte man an ihnen keine Spur von Silber mehr. Sie fielen bald auf zwei Pfennige herab und konnten trotz des Reskripts vom 15. Februar 1703 nicht auf drei Pfennige erhalten werden. Im August desselben Jahres wurden sie widerrufen. Der Großkanzler Wolf Dietrich Graf v. Beichlingen, der sie hatte ausprägen lassen, kam auf den Königstein und wurde erst 1709 wieder freigelassen. Die Leipziger Münze ward darauf 1714 geschlossen, und erst 1750 finden wir sie unter der Direktion von Gödeke wieder eröffnet, während Frege das Gesammtwerk in Pacht nahm. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Geschäft für den Pächter ein einträgliches war, wobei er den Rathschlägen des Münzinspektors Ploß Vieles verdankte.

Indeß ballten sich bereits am politischen Horizont finstere Wolken zusammen, und jener furchtbare Krieg brach aus, der Deutschland sieben Jahre lang mit Blut überschwemmte und den Verwüstungen der Franzosen, Schweden und Russen preisgab. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs machte natürlich auch dem Münzgeschäft Frege's ein schnelles Ende. Indeß, ungeachtet des raschen Vordringens der preußischen Heerscharen gelang es ihm, eine ansehnliche Summe, die sich für Rechnung des Kurfürsten in der Münze befand, zu retten. Dafür aber mußte er nun sein Heil in der Flucht suchen und sich während des

Kriegs vor dem Feinde versteckt halten. Er soll bald in Erfurt, bald im Altenburgischen, bald auf seinen Bergwerken sich aufgehalten und dabei Lieferungen für die Reichsarmee übernommen haben. So mag er den Verlust, welchen ihm die gezwungene Abwesenheit von seinem Geschäfte zufügte, wieder eingebracht haben. Die traurigen Schicksale Leipzigs während dieses Kriegs sind bekannt. Die Stadt war mit kurzer Ausnahme stets in den Händen preußischer Truppen und mußte jahraus jahrein enorme Kontributionen entrichten. Wenig konnte unter so traurigen Umständen die allerdings charakteristische Aeußerung des berühmten Generals Seydlitz einem Leipziger Patrizier gegenüber trösten. „Seien Sie getrost“, sagte er, „und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausrisse und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht wegnehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen machen wird.“ Die nächsten Folgen des Kriegs waren allerdings, wie nicht anders zu erwarten, für das ganze Land, insbesondere für Leipzigs Verkehr höchst traurig. Eine Menge von Menschen verließ die Stadt, sodaß ihre Einwohnerzahl sich bis auf 28,000 verminderte. Der Handel stockte, und die berühmten Messen sanken zu bloßen Jahrmärkten herab. Nach geschlossenem Frieden hatte Leipzig neben dem Antheil an der allgemeinen ungeheuren Staatsschuldenlast noch ein gutes Theil Schulden für sich besonders zu tragen, und dabei beförderten noch allerlei üble Absperrungsmaßregeln, hohe Steuerbelastungen auf ausländische Waaren, den Verfall des Handels, wenn er auch dadurch einen Zuwachs erhielt, daß die russischen und polnischen Juden sich wegen der hohen Steuern, welche die preußische Regierung in Frankfurt a. d. Oder auf von Polen kommende und dahin gehende Waaren legte, von den dortigen Messen weg nach Leipzig wandten. Eine allgemeine Erschütterung, ein Sinken in allen Zweigen des Verkehrs ward bemerklich. — Indeß kann dies nicht so lange gedauert haben, denn in einem Handelsbericht aus einem Jahrzehnt später heißt es: „Leipzig besitzt unter seinen Kaufleuten solche Kapitalisten und Bürger, die den fremden und größten Häusern in der Menge und Vortrefflichkeit der zugeführten Waaren das Gleichgewicht halten können“. Danach also hätte sich Seydlitz's Ausspruch rasch bewährt gehabt.

Während des Kriegs starb Frege's zweite Frau; infolge dessen heirathete er zum dritten Male und erhielt mit seiner jetzigen Frau wiederum ein ansehnliches Vermögen nebst einem Rittergute bei Torgau. Nach dem Kriege übernahm er von Neuem die Verwaltung der kurfürstlichen Münze für ein Jahr, worauf sie geschlossen wurde. Während des Kriegs hatte die preußische Regierung die Leipziger Münze an die bekannten Münzjuden Ephraim Itzig & Comp. verpachtet, welche im Schlosse Pleißenburg ihre Werkstatt aufschlugen und von hier aus jene berüchtigten Gold- und Silbermünzen in die Welt sandten, welche eine Zeit lang, da viele andere Fürsten diesem verlockenden Beispiele folgten und gleichfalls solche schlechte Münzsorten prägen ließen, durch ihre Menge den Handel und Verkehr sehr belebten, später aber, nachdem ihre Wunderwirkung verloren gegangen, desto größeres Unheil verbreiteten und ihre Besitzer zu Grunde richteten. Die Pacht wurde von Jahr zu Jahr erhöht, bis sie auf den Preis von sieben Millionen Thaler stieg. Dafür hatten die Pächter freie Hand, und wie sie es zu benutzen verstanden, davon zeugt die Thatsache, daß ein guter

alter Friedrichsd'or zwanzig Thaler in solcher schlechten Silbermünze galt. Freilich war es dem von allen Seiten angegriffenen Preußenkönig nur auf solche Weise möglich, sich die Mittel zur Fortführung des Kriegs zu verschaffen. Nach dem Kriege zeigten sich indeß die schrecklichen Folgen dieser Münzwirthschaft, als die eintretende Entwerthung die ungeheuersten Verluste in allen Kreisen nach sich zog und eine Menge früher wohlhabender Menschen in Armuth geriethen. Dagegen machten die Banquiers, welche das Einwechseln der schlechten Münzen zu den niedrigsten Preisen sich angelegen sein ließen, bedeutenden Gewinn, und so darf es keinem Zweifel unterworfen sein, daß Frege's scharfblickende Thätigkeit es verstanden haben wird, auch aus diesen Verhältnissen den möglichsten Nutzen für sich zu ziehen. Man bedenke nur, daß allein 4888 Centner schlechter Achtgroschenstücke einzuschmelzen waren. — Bei solcher Lage der Dinge läßt sich wol annehmen, daß Frege nach Beendigung seines Münzgeschäfts für etwaige während des Kriegs erlittene Ausfälle hinlänglich sich entschädigt sah.

Dem angesehenen Handelsherrn, welcher ebenso durch seine Geschicklichkeit wie durch sein Glück sich auszeichnete (in Wahrheit möchte beim Kaufmann beides schwer voneinander zu unterscheiden sein), ertheilte bald darauf der kurfürstliche Hof den Titel eines Kammerraths und betraute ihn mit einer Mission nach Holland. Er kaufte die kurfürstliche Fabrik in Großenhain, soll aber mit diesem Geschäft kein Glück gehabt haben. — Den Fabrikanten und Webern im Gebirge, welche durch den Krieg so heruntergekommen waren, daß sie sich das nöthige Material zu ihrem Gewerbe nicht mehr verschaffen konnten, lieferte er Wolle, Baumwolle und andere dergleichen Stoffe und nahm dafür als Bezahlung die davon gefertigten Waaren an, welche er ohne Zweifel gut zu verwerthen verstand, so seinen Vortheil mit dem der Anderen in geschickter Weise verknüpfend.

Folgendes charakteristische Geschichtchen, das die Ueberlieferung uns aufbewahrt hat, zeigt Frege's Art, die Menschen zu nehmen.

Ein Fabrikant aus einer kleinen sächsischen Stadt war nach Leipzig gekommen, um sich bei Frege einen Kredit auszuwirken. Frege lud ihn zum Mittagsessen ein; unser Fabrikant jedoch schätzte die Unkosten, welche ihm diese Einladung auferlegt hätte, höher als die damit verbundene Ehre und zog es vor, statt dessen auf einem Spaziergange im Rosenthal ein frugales Mal aus kalter Küche zu sich zu nehmen. Bei diesem Sättigungswerk überraschte ihn der sich im Grünen ergehende Frege. Als unser Fabrikant sich nun andern Tags wieder auf dem Comptoir bei dem Banquier einfand, sagte dieser, daß er ihm den gewünschten Kredit gewähren wolle, obgleich jener ein Mittagsessen in der freien Luft einem Gastmahl im Hause Frege vorgezogen habe. Der Fabrikant gestand offen, daß er sich nicht eingefunden, um die damit verknüpften Kosten zu sparen, worauf ihm Frege das Doppelte des verlangten Kredits bewilligte.

Frege's stets wachsende Geschäfte hatten zur Folge, daß seine Verbindungen mit dem Auslande sich immer mehr erweiterten. Auch mit Spanien und Portugal stand er in Verkehr, und zwar durch den Leinwandhandel. Während sein ältester Sohn jene Länder bereiste und die Aufträge in Empfang nahm, ließ Frege durch seinen zweiten Sohn in der Lausitz und in Schlesien aus erster Hand Leinwand aufkaufen, um sie nach der Pyrenäischen Halbinsel zu senden. Damals

ging dieser Geschäftszweig schwungvoll, und noch heute gilt die spanische Benennung Estopilas für verschiedene in Schlesien, Böhmen und der Oberlausitz gefertigte, bestsortige Leinen, s. g. Schleiertuch, mit denen früher nach Spanien und Portugal viel Handel getrieben wurde, der aber später durch die englische Konkurrenz und durch ähnliche baumwollene Zeuge verdrängt wurde. — Auch seinen zweiten Sohn sandte Frege auf drei Jahre nach der Pyrenäischen Halbinsel, um die Verbindungen zu erhalten und zu erweitern, vornehmlich aber, damit seine Söhne keine Gelegenheit verabsäumen möchten, ihre praktischen Kenntnisse zu vermehren.

Als im Jahre 1771 die große Theuerung, welche Deutschland heimsuchte, auch über Leipzig viel Elend häufte, hatte Frege vollauf Gelegenheit, seinen Wohlthätigkeitssinn zu bewähren. Im Namen des Magistrats, dessen Mitglied er war, sammelte er von Haus zu Haus freiwillige Beiträge ein und entfaltete eine überaus große Thätigkeit, zur Linderung der Noth alles Mögliche beizutragen.

Kaiser Josef II. ertheilte ihm ein Wappen, das nach seinem Geburtsorte zwei Lambertsnüsse enthielt und jetzt noch von seiner Familie geführt wird. Ins Jahr 1766 fällt die Erbauung der Kirche in dem Rittergutsdorfe Trossin, auch stiftete er einen Pensionsfond für alte Diener. Allgemein bedauert starb der nicht blos wegen seines Vermögens und seiner Geschäftsumsicht, sondern auch wegen seiner Rechtlichkeit, seines Gemeinsinns und seiner Wohlthätigkeit hochgeachtete Mann am 20. Mai 1781, im Alter von ungefähr 66 Jahren.

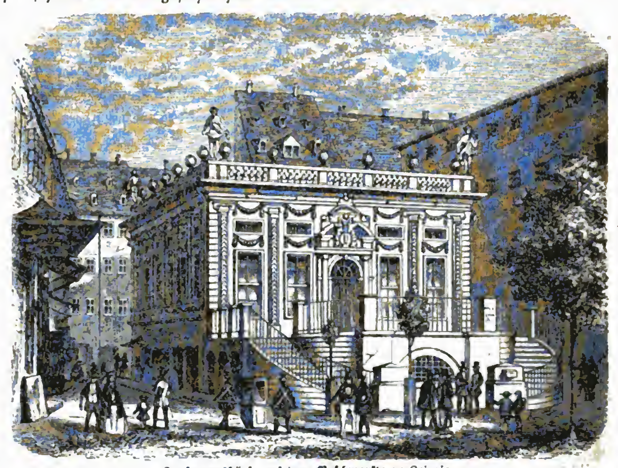
Frege's Entwicklungsgang bietet das Bild eines Kaufmanns par excellence dar, welcher beseelt von dem festen Entschlusse, es bis zur höchsten Stufe zu bringen, und keine Gelegenheit, seinen Zweck zu fördern, unbenutzt lassend, vom unscheinbarsten Anfange zu bedeutendster Geltung sich emporgeschwungen hat. Freilich unterstützte ihn auch das Glück auf ganz besondere Weise. Nicht hatte er jene Augenblicke ängstlicher Spannung zu bestehen, wo der Wagende um Glück und Erfolg seines Lebens würfelt, wo der Einsatz Alles für Alles ist. Das Glück kam ihm scheinbar von selbst entgegen, und hob ihn, ohne daß er etwas Besonderes zu wagen gehabt hätte, leicht über jene Hindernisse hinweg, auf deren Ueberwindung Andere den größten Theil ihres Daseins verwenden müssen. Indeß die Laufbahn eines Kaufmanns will in ihrer Gesammtheit betrachtet sein, und als ein solches bietet das Leben Frege's eine merkwürdige Reihe von ineinander greifenden Umständen, deren glückliche Ausnutzung den Meister des praktischen Lebens zeigt.

Fügen wir noch einige Worte über Frege's Nachfolger, seinen Sohn und Enkel hinzu, da durch das Wirken des Ersteren die Darstellung der Entwicklungsgeschichte dieses Bankhauses erst zu einem gewissen Abschlusse gelangt.

Das Denkmal eines Kaufmanns besteht in dem Ansehn und in der Geltung der Firma, welche er hinterläßt, und das Frege's besaß alle Eigenschaften der Dauerhaftigkeit. Da sein älterer Sohn bald nach ihm starb (seine fünf Töchter sah der alte Frege noch glücklich verheirathet), so übernahm der jüngere Sohn, welcher dieselben Vornamen (Christian Gottlob) hatte, das Geschäft, und führte es unter der seitdem weltbekannt gewordenen Firma Frege & Comp. fort. Der Vater hatte dafür gesorgt, daß die Söhne sich bei Zeiten in der Welt umgesehen, und so hatte sich auch der nunmehrige Chef des Hauses nicht blos in der

Heimat und in Hamburg auf seinen Beruf vorbereitet, sondern auf Reisen in Frankreich, Spanien, Italien und England seine Kenntniß der verschiedenen Handelsbeziehungen erweitert und ausgebildet.

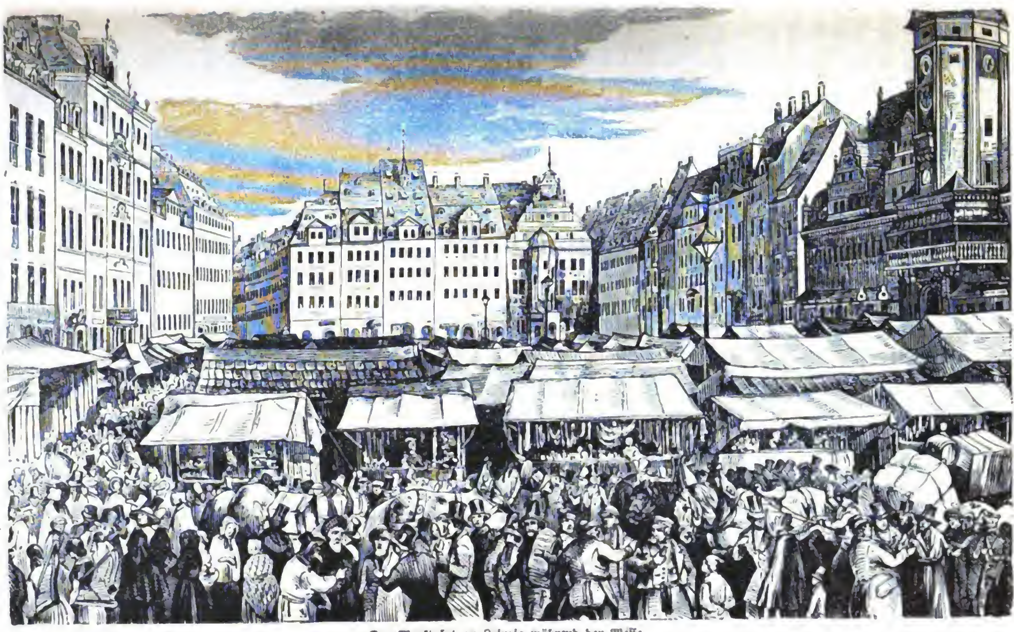
Bereits 1773 war der etwa 26jährige junge Mann von seinem Vater als Handelsgesellschafter aufgenommen worden, und fußend auf das überkommene Vermögen und den Kredit seiner Firma, vermochte er mit entschiedenem Geschick und Glück in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, durch Kenntniß, Erfahrung und Thätigkeit den Ruf seines Hauses immer höher zu erheben. Auch die Anerkennung und Auszeichnung des sächsischen Hofes blieb nicht aus. Von dem Kurfürsten mit einer Sendung nach Holland betraut, um die versetzten Edelsteine aus dem grünen Gewölbe einzulösen, ward ihm zur Belohnung dafür der Kammerrathstitel, welchen schon der Vater geführt hatte.



Kaufmannsbörse auf dem Naschmarkte zu Leipzig.

Im Jahre 1787 machte er eine Reise nach Spanien, um dort einige mißlungene Geschäfte so gut es ging abzuwickeln. Bald traten die großen Revolutionsstürme ein, welche die Verhältnisse des Welttheils gänzlich umzustürzen bestimmt waren. Es verstand sich von selbst, daß ein so angesehenes, an Verbindungen reiches Haus, wie das Frege'sche, Nutzen von den Konjunkturen der damaligen Epoche zu ziehen suchte und von den kriegführenden Mächten mancherlei Aufträge erhielt, welche ihm ansehnlichen Gewinn abwarfen.

Seinen hervorragenden Eigenschaften als Kaufmann gesellte sich, wie beim Vater, ein lebhafter Gemein- und Wohlthätigkeitssinn hinzu, welcher sich glänzend bewährte, als er für das im Jahre 1792 meist durch Subskription gegründete Arbeitshaus für Freiwillige und die damit verbundene Schule in Leipzig gegen 20,000 Thaler an milden Gaben sammelte.



Der Marktplatz zu Leipzig während der Messe.

Dies war die erste Schule in Sachsen, welche durch unmittelbare Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung den Namen einer Gemeindeanstalt verdiente. Es versteht sich von selbst, daß ein unter seinen Mitbürgern durch Glücksgüter und Stellung so ausgezeichneter Mann wie Frege bei vielfachen Anläßen, z. B. um die 1803 errichtete Armenanstalt, sich hervorragende Verdienste erwarb. Die bis dahin in Leipzig bestandenen Armeninstitute hatten sich durchaus als ungenügend erwiesen; dagegen hatte das Beispiel der Stadt Hamburg durch ihre musterhafte Armenanstalt schon über ein Jahrzehnt lang die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen gewußt und den Beweis geliefert, daß ein gemeinschaftliches Zusammenwirken von Obrigkeit und Bürgerschaft allein im Stande sei, im Fache der Armenpflege etwas Erheblicheres zu leisten, als früher für möglich gehalten worden. Darum machte der damalige Bürgermeister Hofrath Dr. Einert die Organisation einer neuen, nach Hamburger Muster eingerichteten Armenanstalt zu einer seiner ersten Aufgaben, und viele der angesehensten Männer, namentlich auch Frege als erster Kassirer des Instituts, wetteiferten miteinander, dasselbe in die Höhe zu bringen. So entstand 1803 eine Vereinigung, welche unter dem Titel: „Armendirektorium“ ihre segensreiche Thätigkeit begann, denn die Beisteuern der Leipziger Bürger zu den Zwecken der Anstalt betrugen in der Zeit von 1803 bis 1806 jährlich die ansehnliche Summe von 18,000 Thalern. — Auch seitens der Regierung wurde Frege's Thätigkeit in damaliger Zeit in Anspruch genommen, als ihm im Jahre 1804 infolge der Mißernte vom Kurfürsten der Auftrag zu Getreideeinkäufen in den russischen Ostseeprovinzen zu Theil wurde.

Es nahte jene Zeit tiefster Schmach Deutschlands, welche mit der Zertrümmerung Preußens begann, obgleich schon vor der Katastrophe von Jena Frankreich wiederholt seinen Uebermuth an Deutschland ausgelassen hatte und thatsächlich in deutschen Angelegenheiten das entscheidende Wort führte. König Friedrich Wilhelm III. hatte nicht den Muth gehabt, sich mit Oesterreich und Rußland gegen Napoleon's immer furchtbarer anschwellende Macht zu verbinden; aber was half es, daß er die Anmaßungen Frankreichs so lange wie möglich ruhig hinnahm? — Napoleon, im Bewußtsein seiner Kriegskunst des Sieges gewiß, wollte den Krieg, und Preußen war zuletzt genöthigt, den Entscheidungskampf unter den ungünstigsten Bedingungen allein auszukämpfen. Es unterlag; aber in seinem Falle begrub es einen Wust von verrotteten Staats- und Gesellschaftszuständen. Vergeblich waren alle Rathschläge einsichtsvoller Männer vor der Katastrophe gewesen; erst der härtesten Prüfung war es beschieden, die tiefe Kluft bloßzulegen, welche die verkommenen Einrichtungen des Staats von den vorgeschrittenen Anforderungen der Zeit trennte. Als die Niederlage, die Zertrümmerung des von schwachen Händen übel fortgeführten Werks Friedrich's des Großen entschieden, galt es harte Arbeit, um das Versäumte nachzuholen. Indeß die Schlachten des Siebenjährigen Kriegs hatten nicht blos den Besitz Schlesiens gesichert, sondern dem preußischen Volke auch ein Nationalbewußtsein eingeflößt. Begeisterte Patrioten setzten Alles daran, das Werk der Befreiung vorzubereiten, und als Napoleon's Heere in den russischen Eisgefilden ihren Untergang gefunden hatten, erhob sich auch Preußen und erkämpfte in blutigen Schlachten seine Freiheit und eine größere Machtstellung, als es vor seiner Niederlage besessen hatte.

Frege befand sich nach der Schlacht bei Jena in Berlin und soll hier bei den Unterhandlungen mit Napoleon zu Gunsten Sachsens mitgewirkt haben. Auch gelang es seinem Bemühen, die außerordentliche Kontribution, welche der Stadt Leipzig wegen des Handels mit englischen Manufakturwaaren aufgelegt worden war, zu ermäßigen. Denn den vernichtenden Schlag gegen das meerbeherrschende Albion, welchen der Frankenkaiser mit seinen Kriegern und Schiffen nicht zu führen vermochte, dachte er bekanntlich durch die Kontinentalsperre, welche englischen Waaren den Zugang zum Kontinent verbot, zum Vollzuge zu bringen.

Die Drangsale, welche sich Deutschland damals von dem übermüthigen Sieger gefallen lassen mußte, gehören zu den untilgbaren Ueberlieferungen der Geschichte. Indeß war jene Periode für spekulative und unternehmende Köpfe durchaus nicht unfruchtbar, und bedeutende Vermögen wurden in der sogenannten Franzosenzeit von Leuten erworben, die früher ganz unbemittelt gewesen waren. Um so weniger konnte es bei der hervorragenden Stellung, welche das Haus Frege in der sächsischen Banquierwelt einnahm, demselben damals an Gelegenheit fehlen, zu seinem Vortheil thätig zu sein. So glückte es Frege unter anderm in den Jahren 1807 bis 1810 zwei Anleihen der sächsischen Regierung im Gesammtbetrage von drei Millionen Thaler unterzubringen.

Sein Compagnon im Geschäft war zuvörderst der Kammerrath Ploß; außerdem nahm er 1801 seinen ältesten Sohn, gleichfalls Christian Gottlob geheißen, und seinen Schwiegersohn Christian Adolph Mayer als Gesellschafter auf, wozu 1804 auch sein jüngster Sohn, Christian Ferdinand, kam, der 1821 verstarb. — Wie sein Vater, der Gründer des Hauses, war auch der zweite Frege mehrere Male reich verheirathet gewesen. Erholung von seinen Geschäften suchte er auf seinem schönen, nahe bei Leipzig gelegenen Landgute Abtnaundorf, dessen Anlagen von dem edlen Sinn des Besitzers Zeugniß ablegen. Schmerzlich mochte ihn daher die Verwüstung dieses lieblichen Tuskulums während der großen Völkerschlacht, die Napoleon's Schicksal auf Leipzigs Fluren entschied, berühren. Er überlebte nicht lange die großen Erregungen der damaligen Zeit, sondern starb nach langem Siechthum bereits 1816 im Alter von 69 Jahren.

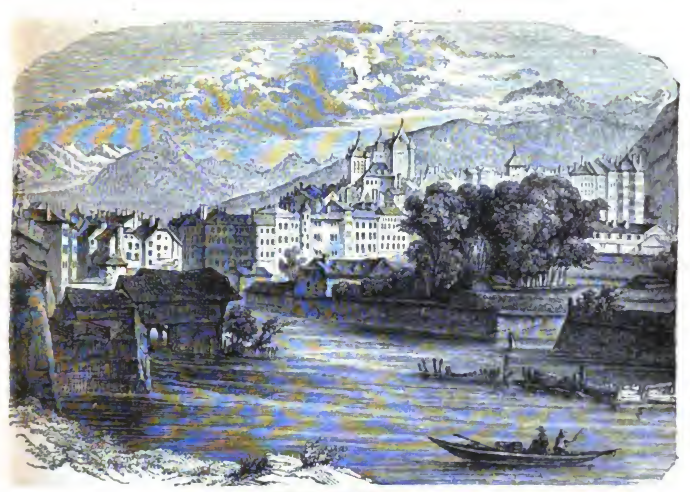
Er war der würdige Sohn seines Vaters, ein Mann von bürgerlich vornehmem Wesen, als Kaufmann mit ebenso fein durchschauendem wie umfassendem Geschäftsblick begabt. Seine Wirksamkeit fällt in die merkwürdigste Epoche der neuern Geschichte und umfaßt die gesammte Revolutionszeit von ihren ersten leisen Zuckungen an bis zur Wiederaufrichtung des Königsthrones in Frankreich. Welche Fülle von Erscheinungen und Wechselfällen! Kaum trennten einige vereinzelte Jahre des Friedens die blutigen Würgerkriege der Völker voneinander, und für den Kaufmann galt es bei diesen fortwährenden vulkanischen Eruptionen und politischen Umgestaltungen, stets auf der Wacht zu sein, um seine Operationen den ihren Schatten vorherwerfenden Ereignissen gemäß einzurichten und Einbußen zu vermeiden. Wahrlich, eine große Schule! — Erst in zweifelhaften, gefährlichen Zeiten bewährt sich der wahrhaft intelligente Kaufmann.

Nach des zweiten Frege Tode wurde das Geschäft unter Leitung der übrigen drei Gesellschafter fortgesetzt, bis 1825 Ploß ausschied. Der oben als Theilnehmer erwähnte älteste Sohn des Verstorbenen, Frege der Dritte, war

schon früh mit städtischen Verwaltungs-Angelegenheiten betraut gewesen und hatte als Senator (Mitglied des Stadtraths) zu den drei Deputirten gehört, welche im Jahre 1813 zur Zeit der Schlacht bei Lützen die Stadt dem Wohlwollen Napoleon's zu empfehlen kamen. (Die Deputation wurde günstig aufgenommen. Wie der damalige Bürgermeister Groß, welcher an der Spitze der Gesandtschaft stand, erzählt, erkundigte sich Napoleon bei Frege nach dem Preise des Zuckers in Leipzig.) Doch das Schlachtenglück wendete sich bald. Rasch aufeinander folgende Niederlagen seiner Generale machten ein angriffsweises Vorgehen Napoleon's länger unmöglich. Seine Heeresmacht schmolz immer mehr zusammen, und die blutigen drei Oktobertage auf Leipzigs Fluren machten seiner Herrschaft in Deutschland ein Ende. Frege fiel während jener verhängnißvollen Zeit die schwere Aufgabe der Leitung der zahlreichen in Leipzig befindlichen Lazarethe und der Verproviantirung der in Leipzig und Umgegend aufgestellten Heeresabtheilungen zu, eine Aufgabe, welche alle moralischen und physischen Kräfte eines Mannes in Anspruch zu nehmen vollauf geeignet war. Endlich kehrten Ruhe und Friede wieder ein. Die Welt athmete nach dem Sturze des Titanen wieder frei auf. Sachsen war indeß viel kleiner geworden. Außer der Verwüstung seiner Fluren durch die tobenden Kriegsstürme, außer der Störung seines Handels und seiner Industrie hatte es eine große Schuldenlast zu tragen. Speziell Leipzigs Bürger hatten während der Okkupation durch die Verbündeten bedeutende Geldopfer bringen müssen. Auch diesmal erinnerte man sich bei Hof wieder Frege's, und wie ehemals sein Vater erhielt auch er 1819 den Auftrag, die in Amsterdam versetzten Kronjuwelen einzulösen. Als Anerkennung erhielt er gleich seinem Vorfahr den Kammerrathstitel und sowol von seinem Könige wie vom Kaiser von Rußland und dem Könige von Schweden Orden. — Auch später finden wir ihn bei mancherlei gemeinnützigen Anstalten betheiligt und als Vorstandsmitglied verschiedener industrieller Gesellschaften, da jede sich's zur Ehre anrechnete, den Chef des ersten Bankhauses der Stadt in ihrer Mitte zu besitzen.

Noch im hohen Alter im Geschäfte thätig, bewahrte er eine ungebrochene Lebenslust und jene Urbanität im Umgange, welche hochstehenden Männern so sehr zur Zierde gereicht. Das Haus betheiligte sich unter seiner Führung zwar noch an manchen Unternehmungen, hielt sich aber den überkommenen soliden Prinzipien gemäß, von allen gewagten Geschäften entfernt und vermochte daher die verschiedenen Krisen, welche im Laufe unseres Jahrhunderts selbst Bankhäuser ersten Ranges zu Fall brachten, in sicherer Ruhe zu überstehen. Diesen Charakter als reines Bankhaus behielt es beharrlich bei, und darum sehen wir bei keiner der großen Spekulations-Unternehmungen späterer Zeit seinen Namen auftauchen.

Frege erlebte nicht blos noch das Jahr 1848 mit seinen Umwälzungen, sondern auch den Beginn jener Schwindelperiode, welche die finanzielle Welt in Zerrüttung versetzte. Wir meinen die Credit mobilier-Seuche, die wie eine andere Art schwarzer Tod durch ganz Europa Verderben und Ruin verbreitete und unter Bereicherung einzelner Weniger Tausende um Vermögen und Lebensglück brachte. Christian Gottlob Frege, der Enkel, starb 1855.



Genf von der Westseite.

Die
Uhren-Industrie und ihre Meister.

1. Berühmte Uhrmacher in alter und neuer Zeit.

Künstliche Mittel zur Bemessung und Eintheilung der Zeit sind ein Bedürfniß, welches von allen Völkern, die jemals die Bahn der Kultur beschritten, als eines der ersten empfunden wurde. Nur der Naturmensch bedarf keine andere als die allgemeine Weltenuhr. Der fortschreitende Mensch aber steigert ebendadurch seine Bedürfnisse und Ansprüche höher und höher, rückt seine Ziele und Ideale immer weiter hinaus, und so ist auch die Geschichte der Uhren ein fortgesetztes Suchen und Streben nach dem Vollkommneren, ja ein gutes Stück Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes selbst. Auf keinen andern Gegenstand ist so viel Genie, Wissenschaft, Scharfsinn und Nachdenken verwendet worden; die größten Gelehrten und Künstler aller Zeiten haben sich mit der Verbesserung der Uhren befaßt und ihren Ruhm dadurch erhöht. Alle Fortschritte, die in Mechanik, Physik, Mathematik, in der Verarbeitung der Rohstoffe, von Maschinen und Werkzeugen u. s. w. je gethan wurden, sind auch dem Uhrenfach zugute gekommen, und so ist denn die Uhr in ihrer heutigen Vollkommenheit sicher eins der schönsten Ergebnisse menschlichen Strebens, ein Gegenstand von

hohem Interesse in mehr als einer Hinsicht. In frühern Zeiten konnte fast jede Uhr als ein Originalkunstwerk gelten, das von irgend einem Meister einzeln berechnet, in allen Theilen und Theilchen selbst zurecht geschnitten, gefeilt und zusammengesetzt war, und noch gegenwärtig wird namentlich in England viel und regelmäßig solche neue Arbeit nach besonderen Anforderungen ausgeführt, die dann immer einen ganzen Uhrmacher voraussetzt; in der großen Mehrzahl aber sind bekanntlich unsre heutigen Uhren vieltausendfältige Kopien irgend einer vom Künstler entworfenen Musterkonstruktion, gefertigt von Leuten, die auf den vollen Künstlernamen keinen Anspruch machen.

Diese Gestaltung der Dinge gehört ganz der neuern Zeit an; sie hat die alte Uhrmacherkunst allmälig zu einer großartigen Uhrmacher-Industrie umgestaltet; die Anwendung von Maschinen und vor Allem der Haupthebel der modernen Produktion, Theilung der Arbeit, haben hierbei so mächtig gewirkt, wie kaum in einem andern modernen Industriezweige.

Hiermit ist die Uhr zum Gemeingut Aller geworden. Was früher eine kostspielige Seltenheit war, die nur sehr wohlhabende Leute sich aneignen konnten, ist jetzt in Jedermanns Bereich und Händen, und muß es auch sein, unseren heutigen Verhältnissen entsprechend. Die allermeisten Menschen haben heutzutage die vollste Veranlassung, mit ihrer Zeit haushälterisch umzugehen; unser ganzes Leben dreht sich so zu sagen in dem Kreise der zwölf Ziffern, und selbst ein pünktlicher Laufbursche kann ohne Taschenuhr nicht bestehen. Aber er kann sich dies nothwendige Stück auch ohne große Schwierigkeit beschaffen und erhält für ein paar Thaler immer noch einen zuverlässigern Zeitweiser, als der Reiche von ehemals für ein paar Hunderte. Denn die Uhrenfabrikation verfolgt als echte Kunstindustrie das doppelte Strebeziel, ihren Gegenstand sowol zu popularisiren als zu vervollkommnen.

Der wahre Werth der Uhr als solcher liegt wie beim Menschen inwendig; je vollkommener das Werk, desto schätzbarer die Uhr als Gebrauchsgegenstand; ihre Außenseite dagegen ist diejenige, an welcher sich hauptsächlich Luxus und Mode, Geschmack und Ungeschmack in mannichfachster Weise von jeher geübt haben. Das Schönheitsgefühl im Menschen verlangt auch seine Befriedigung; ein Jeder möchte eine Uhr haben, die nicht blos gut, sondern auch schön oder doch hübsch sei; die Uhren-Industrie arbeitet also für ein zwiefaches Bedürfniß, und beruht somit auf zwei festen Grundlagen. Sie hat deshalb, obwol von allgemeinen Krisen auch nicht unberührt, doch eine gesichertere Grundlage als manche andere Industrien. Sie verbreitet Wohlstand und Behaglichkeit in den Kreisen, wo sie sich niedergelassen, und gewährt vielen Tausenden fleißiger und geschickter Menschen eine saubere, künstlerische und nährende Arbeit. Die Produkte der europäischen Uhren-Industrie gehen, wie ja dem Kaufmann bekannt genug ist, buchstäblich in alle Welt, indem nur Nordamerika in letzter Zeit einige Konkurrenz dagegen erhoben hat, und so ist es wol nicht ungerechtfertigt, wenn wir einen solchen industriell, volkswirthschaftlich wie kommerziell bedeutenden Gegenstand auch im Kreise unserer kaufmännischen Leser zur Sprache bringen. Indem wir also damit beginnen, die Entwicklungsgeschichte der Uhren nach ihren Hauptmomenten in einen kurzen Ueberblick zu fassen, werden wir unsern Lesern von

dem mechanischen Theil des Gegenstandes nur soviel zumuthen, als erforderlich ist, um zu verstehen, nach welcher Seite die Fortschritte sich zu richten hatten und worauf es bei der Verbesserung der Uhren überhaupt ankömmt. Insoweit zu folgen vermag Jeder, der sich für den Gegenstand interessirt.

Um dann auch der biographischen Tendenz unseres Buches Rechnung zu tragen, wollen wir den allgemeinen Betrachtungen die Lebensbilder zweier Männer folgen lassen, die sich, ein Jeder in seiner besondern Richtung, in der Geschichte des Uhrmacherwesens einen unvergänglichen Namen erworben haben, der Eine, indem er den ersten Grund legte zu der heutigen blühenden Uhren-Industrie, der Andere durch die erfolgreichen, sein ganzes Leben ausfüllenden Bestrebungen in wissenschaftlicher und künstlerischer Richtung, wodurch er dem Ideal höchster Vollkommenheit näher kam als je Einer vor ihm.

Tage, Monden und Jahre lösten einander auf Erden ab, lange bevor ein Mensch da war sie zu zählen. Sicherlich eine ungeheure Jahreszahl möchten wir heute zu schreiben haben, wüßten wir das eigentliche Jahr Eins, als die Erde ihren ersten Rundgang um die Sonne machte. Eine wenigstens menschlich lange Zeit dauerte es nachgehends auch, bis die Menschheit mit den Verhältnissen dieser drei Zeitabschnitte, die so schlecht ineinander passen, leidlich aufs Reine kam. Dagegen machte sich schon früher das Bedürfniß geltend, den Tag selbst in noch kleinere Abschnitte zu zerlegen als sich durch Aufgang, höchsten Stand und Untergang der Sonne von selbst ergeben. Diese Eintheilung des Tages und der Nacht in je 12 Stunden wird den alten Babyloniern zugeschrieben, und die Zahl 12 ist allem Vermuthen nach gegeben worden durch die zwölf Felder des Thierkreises, durch welchen schon dieses alte Astronomenvolk sich am Himmel orientirte.

Seit dem frühesten bekannten Alterthum bis in das erste Mittelalter hinein gab es aber keine andern Zeitweiser als Sonnen- und Wasseruhren. Die später in Gebrauch gekommenen Sand- und Quecksilberuhren sind blose Modifikationen der letztern Art; alle drei können als Rinnuhren bezeichnet werden. Ueber den Ursprung der Sonnen- und Wasseruhren fehlen geschichtliche Anhalte; die ersteren sollen von den alten Chaldäern nach Griechenland verpflanzt worden sein und sind vermuthlich auch in der zeitlichen Reihenfolge die ersten gewesen, weil sie sich unter einem sonnenreichen Himmelsstrich fast von selbst ergeben. In Ländern wie Vorderasien und Aegypten, wo ein sonnenklarer Tag dem andern folgt und es eigentlich gar kein schönes Wetter nach unsern Begriffen giebt, weil die Gegensätze fehlen, ist die Benutzung der Körperschatten zur Zeittheilung am vollständigsten möglich und mußte unter so günstigen Umständen am ehesten praktische Gestalt gewinnen. Auch machte schon das Alterthum aus den Sonnenuhren Alles, was zu machen ist, und eine Reihe Männer aus Griechenland und Aegypten werden als Verbesserer derselben genannt. Die ursprünglichste Form scheinen hohe Säulen gewesen zu sein, wie wir sie in Aegypten als Obelisken heute noch stehen sehen. Sie erhielten aber mit der Zeit noch manche andere Formen, bald mit ebenen, mit erhabenen, bald hohlrunden Flächen, mit

allerlei astronomischen Kreisen, Linien und Figuren versehen. Auch begriff man sehr wohl, daß diese Uhren für die verschiedenen Breitengrade besonders modifizirt werden müssen. Die sogenannten Sonnenringe, bei denen die Sonne durch ein kleines Löchelchen scheint, hatte man ebenfalls schon in altgriechischer Zeit. In Deutschland waren die Sonnenuhren wenigstens schon im 10. und 11. Jahrhundert bekannt und die Sonnenuhrkunst (Gnomonik) fand hier unter Astronomen und Mechanikern bis in das 18. Jahrhundert hinein manchen eifrigen Liebhaber und Pfleger, und allerlei interessante und kuriose Werke wurden zu Tage gefördert.

Die Sonnenuhren haben einen speziellen Nutzen, der ihnen verbleiben muß und sie niemals aussterben lassen wird: sie dienen zur Regulirung der Räderuhren, die selbst bei größter Vollkommenheit doch immer nur Menschenwerk bleiben und nur auf beschränkte Dauer Schritt halten können mit dem unwandelbaren Gange des großen Weltmechanismus, des einzigen Uhrwerks, das ohne Reibung läuft und nur aus Gewichten besteht.

Das Bedürfniß eines Tag und Nacht und auch im Innern der Wohnungen brauchbaren Zeitweisers führte auf andre Mittel, und es entstanden Wasser- und Sanduhren, vielleicht nicht viel später als die Sonnenweiser und gleicher Herkunft mit diesen, denn sie erscheinen gleichfalls zuerst in Vorderasien und Aegypten, wandern dann zu den Griechen und, spät genug, zu den Römern. Die chinesische Geschichtsliteratur lehrt aber, daß man auch dort in den frühesten Zeiten schon Wasseruhren gebrauchte, und als Cäsar zuerst in Britannien als Eroberer auftrat, wunderte er sich nicht wenig, bei den Inselbarbaren dieselben Wasseruhren zu finden, wie man sie in Rom hatte. Die Jedermann wohlbekannte Figur der Sanduhr findet sich schon auf uralten ägyptischen Bildwerken; sie ist heute sehr in Abgang gekommen, den etwa noch verlangten kleinen Bedarf an Stundengläsern liefert Nürnberg. Im kleinsten Format aber, als Halbminutenglas, findet sich die Sanduhr noch heute auf jedem Schiffe zum Behuf des Loggens, d. h. zur Bemessung der Schnelligkeit des Schiffslaufs.


Die Sanduhr.

Die Wasseruhren für den gewöhnlichen Bedarf waren nicht minder einfache Geräthe: aus einem röhr- oder trichterförmigen Gefäß fiel das Wasser durch ein feines Loch in ein anderes, und es konnte nun entweder am obern eine Skala für den sinkenden, oder am untern eine solche für den steigenden Wasserspiegel angebracht sein. Der die Skala tragende Theil war entweder von Glas, Krystall oder dergl., oder man konstruirte in anderer Weise ohne durchsichtiges Material. Auf dem Wasserspiegel eines offenen Rohres, das in 12 Stunden auströpfelte, stand z. B. ein leichter Cylinder, der mit dem Wasser niederging, und eine auf dem Cylinder stehende Figur zeigte mit einem Stäbchen auf die daneben angebrachte senkrechte Ziffernreihe; oder auch die Ziffern befanden sich auf dem Cylinder selbst und gingen an einem feststehenden Weiser vorbei. Um überhaupt eine Wasseruhr einigermaßen brauchbar zu machen, mußte stets dem Umstande Rechnung getragen werden, daß das Sinken der Wassersäule vom höchsten Stande ab sich fort und fort verlangsamt; die Stundengrade durften also nicht einerlei Weite haben, sondern mußten abwärts zunehmend enger gestellt sein.

Außer den Wasseruhren, welche Griechen und Römer als Zimmergeräthe in besondern Wandnischen stehen hatten, gab es auch viele tragbare, welche ungefähr in Gestalt einer Flasche mit langem engen Halse erscheinen.

Etwas auffällig mag es sein, daß wir im Alterthum immer die Wasseruhr im Vordergrunde erblicken, während doch die Sanduhr, als frei von den Einflüssen des Luftdrucks und der Verdunstung, offenbar das Bessere ist. Indeß die Zeitmessung der Alten konnte immer nur eine ungefähre sein, da selbst ihre Stunden keine gleichbleibende Dauer hatten; denn sie theilten sowol den Tag wie die Nacht immer in 12 Theile, sodaß es im Sommer lange Tages- und kurze Nachtstunden gab und umgekehrt, und nur zweimal im Jahre, an den Nachtgleichen, waren die Stunden astronomisch richtig. Die Wasseruhr ihrerseits erlaubte die Abmessung kleinerer Zeiträume, wobei man selbst das Stundenmaß ganz außer Acht lassen konnte. So wurden bei den römischen Gerichtsverhandlungen drei gleiche Portionen Wasser abgemessen und nach einander laufen gelassen, eine für den Angeklagten, eine für den Kläger und eine für den Richter. Länger als der Durchlauf dauerte, durfte nicht gesprochen werden. Ein Wärter war bei der Uhr angestellt, der den Schluß ankündigte und bei Zwischenfällen wie Zeugenaussagen, Verlesung von Dokumenten u. s. w., die Uhr einstweilen mit Wachs zu schließen hatte. In den spätern Zeiten des Verfalls der Römerwelt war es eine stehende Klage, daß die Uhrwärter bestochen würden und unehrlich bedienten. Auch die Philosophen und Rhetoren in Griechenland und später in Rom zügelten bei ihren Disputirübungen ihre Redseligkeit dadurch, daß Jeder nur das ihm bewilligte Pensum Wasser abhaspeln durfte. Unser: Ich bitte ums Wort! lautete damals: Ich bitte um die Wasseruhr (peto clepsydram).

Schon frühzeitig beschäftigten sich einzelne Genies mit Erfindung weit künstlicherer Wasseruhren und Triebwerke, die natürlich berühmte Seltenheiten blieben. Besondern Ruf erwarb sich hierin zuerst Ktesibios von Alexandrien (245 Jahre vor Christo) und nachmals dessen Landsmann Hero. Die Werke dieser höhern Gattung, wie sie von Plutarch, Vitruv und andern Schriftstellern beschrieben werden, hatten von Wasser getriebenes Räderwerk, markirten und schlugen die Stunden und zeigten überdies die Tage, Monate, die Zeichen des Thierkreises u. s. w. Die Vorliebe für dergleichen Konstruktionen rettete sich selbst aus den Ruinen des Alterthums in spätere Zeiten hinüber. Im Abendlande widmeten hauptsächlich die Mönche der Verbesserung der Uhren vielen Fleiß; im VI. Jahrhundert war Boetius, im IX. Pacificus durch Erfindung neuer künstlicher Wasseruhren berühmt, während Damaskus, Alexandrien, Bagdad, Konstantinopel und andere Städte mit andern Kunst- und Luxuswaaren auch kostbare Uhren an die Abendländer lieferten. So schickte zu Anfang des IX. Jahrhunderts der berühmte Kalif Harun al Raschid an Kaiser Karl den Großen unter verschiedenen Geschenken von hohem Werthe auch eine Wasseruhr, die als ein wahres Wunderwerk angestaunt und gepriesen wurde. Sie bestand aus Bronze mit Gold damaszirt, zeigte die Stunden auf einem Zifferblatt und schlug dieselben, indem sie jedesmal die entsprechende Anzahl kleiner Kugeln auf ein metallnes Becken fallen ließ. Nach jedem Stundenschlag öffneten sich 12 Thüren, ebensoviele geharnischte Reiter kamen heraus, machten sodann einige

Schwenkungen und verschwanden wieder. Nicht lange darauf wurde freilich das Werk in Schatten gestellt durch ein von Pacificus, Erzbischof in Verona, konstruirtes, welches außer den Stunden auch das Monatsdatum, die Wochentage, Mondwechsel u. s. w. angab. So weit aber, oder noch weiter, war man um jene Zeit auch schon in China, denn die Annalen des himmlischen Reiches berichten von den Uhren ihres Astronomen Hang, der im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, daß sie den Lauf der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten darstellten, mit allen Konjunktionen, Oppositionen, Sonnen- und Mondfinsternissen, Planeten und Sternverdunkelungen. Ein Zifferblatt mit zwei Zeigern gab die Stunden an (in China zwanzig für Tag und Nacht) und den Stundenschlag besorgten Figuren, welche, für jede Stunde eine andere, aus der Uhr kamen, eine Glocke mit einem Hammer schlugen und dann wieder verschwanden.

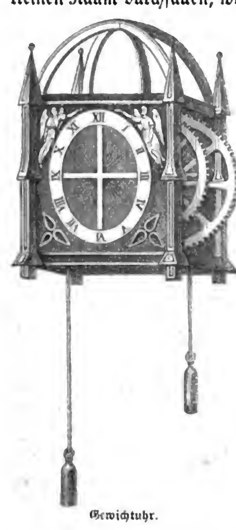
Wir sehen also, daß es auch vor tausend Jahren schon Leute gab, die etwas Ordentliches leisten konnten. Wir erkennen aber auch in den bisher betrachteten Wasseruhren unschwer zwei ganz verschiedene Systeme: während die gewöhnliche Uhr nur dadurch diente, daß das Wasser sich allmälig aus ihr „fortstahl" (der Worttheil cleps hat diesen Sinn), haben wir in den künstlichern Konstruktionen wirkliche vom Wasser getriebene Maschinen, was jene durchaus nicht sind; sie bedurften ein zufließendes Betriebswasser wie jede Mühle, mußten Zellräder zur Aufnahme der Wasserkraft und andere Räder- und Hebelwerke zur Vertheilung der Kraft nach verschiedenen Punkten haben, und wer sie bauen konnte, mußte ein sehr tüchtiger Kleinmechaniker sein. Die Kraft des Wassers besteht aber lediglich in seiner Schwere; ob der schwere Körper ein flüssiger oder fester ist, begründet nur einen äußerlichen Unterschied. Es ist sogar recht wohl denkbar, daß bei jenen Kunstwerken schon wirklich Gewichte aushülflich mit fungirt haben. Dies lag namentlich für die periodisch arbeitenden Schlagwerke nahe genug. Endlich wurde, wann, wo und durch wen ist nicht deutlich erkennbar, der vollständige Uebergang vom Wasser zum trockenen Gewicht ins Werk gesetzt, aber die ersten Gewichtuhren waren lange nicht dazu angethan, die durch so viele Zeitalter kultivirten Sand- und Wasseruhren auszustechen, vielmehr mußten Astronomen und andere Gelehrte, denen es auf möglichst genaue Zeitrechnung ankam, immer noch zu den letztern ihre Zuflucht nehmen.

Das Geschlecht der Wasseruhren konnte für ein völlig ausgestorbenes gelten; dennoch hat erst die jüngste Zeit etwas hierher Gehöriges wieder zu Tage gebracht, allerdings keine Wasseruhr im früheren Sinne, sondern eine sinnreiche Verbindung von Altem und Neuem, kurz eine Wasseruhr mit Pendelgang. Erfinder ist der italienische Pater Embriaco, und das Werk fand bei seinem Erscheinen auf der letzten Pariser Weltausstellung wegen seiner Einfachheit, Wohlfeilheit und des genauen Ganges, den es erwarten läßt, so viel Beifall, daß man damit umgeht, die Uhr an den Laufbrunnen der öffentlichen Plätze von Paris als eine Art öffentliche Normaluhr anzubringen. Von einer solchen Wasserzufuhr, einer aus der Höhe kommenden Quelle u. s. w. läßt sich unschwer ein gleichbleibender Wasserstrahl abzweigen, der dann auch eine unveränderliche mechanische Arbeit liefern wird. Die Anwendung dieser Triebkraft zur Bewegung eines Pendels ist leicht verständlich. Auf der Welle, an welcher bei der

gewöhnlichen Wanduhr die Gabel hängt, die das Pendel antreibt, sitzt querüber ein schiffchenähnliches Gefäß befestigt, das oben in der Mitte durch eine Scheidewand in zwei gleiche Räume getheilt ist. Nahe über der Scheidewand fällt aus einem Trichter, in welchem das Wasser immer gleich hoch bleibt, der Wasserstrahl senkrecht so ein, daß er gerade die Scheidewand trifft. Bei stillstehendem Pendel hat derselbe keine Wirkung, erhält aber dieses einen Anstoß, so muß es auch fortschwingen, denn bei der wiegenartigen Bewegung des Schiffchens füllt das Wasser abwechselnd die eine und die andere Abtheilung desselben in der Weise, daß immer die ansteigende Seite gefüllt wird, indeß die entgegengesetzte niedergeht und sich ausschüttet. Das Gewicht des Wassers giebt also die Bewegung, das Pendel regulirt sie. Darin besteht das Prinzip der gedachten Erfindung; zur Uebertragung der Pendelbewegung auf ein Räderwerk, welches Stunden, Minuten und selbst Sekunden zeigt, bedarf es eines einfachen Treibzahns auf der schwingenden Welle.

Die ersten Spuren unserer heutigen Uhrenmechanik finden sich im X. Jahrhundert, wo der gelehrte Bischof Gerbert von Magdeburg, später Papst unter dem Namen Sylvester II., eine Uhr mit Räderwerk und Gewichten ausgeführt haben soll. Näheres über diese Uhr ist nicht bekannt; wir wissen aber, daß die Beschuldigung der Hexerei den genialen Mann selbst bis auf den Stuhl St. Petri verfolgte, was doch vielleicht seinen Grund in einer ganz neuen, den Menschen jenes barbarischen Zeitalters wie ein Teufelswerk vorkommenden Erfindung gehabt haben mag. Nehmen wir den muthmaßlichen Fall an, daß die ersten Gewichtuhren noch kein Schlagwerk hatten, so muß sich dies doch bald hinzugefunden haben, denn im XII. Jahrhundert waren schlagende Uhren schon in einer großen Anzahl Klöster im Gebrauch. Auch waren die Mönche damals die einzigen Uhrmacher, denn erst im XIV. Jahrhundert beginnt die Erwähnung von Uhrmachern aus dem Laienstande und von öffentlichen Stadtuhren. Italien, die Rheinlande, Flandern, selbst England hatten verhältnißmäßig geschickte Fachkünstler weit früher als Frankreich. Die Thurmuhren waren aber damals noch so kostspielig, daß selbst große und berühmte Städte mit der Anschaffung eines solchen Werkes lange zögerten. Im Jahre 1332 erhielt Dijon die erste Uhr, 1344 Padua, 1356 Bologna, 1364 Augsburg, 1368 Breslau, 1370 Straßburg und Paris. Die Pariser Uhr lieferte der berühmte deutsche Uhrmacher Heinrich von Wik, den König Karl V. eigens zu diesem Zwecke nach Frankreich kommen ließ. Die Großuhren waren übrigens damals so ungeschlachte Werke, daß die treibenden Gewichte 1000 und mehr Pfund wogen. Die Wik'sche Uhr mit 500pfündigem Gewicht und bedeutend vermindertem Lärm erscheint daher schon als eine Verfeinerung. Sie zeigte und schlug übrigens nur Stunden, erfüllte aber ihren Beruf durch fünf Jahrhunderte, bis in die Zeit des Konsulats. Kleinere Werke zum Gebrauch in den Wohnungen wurden im XIV. Jahrhundert auch schon gebaut, bildeten aber nur Gegenstände eines ganz außergewöhnlichen Luxus. So besaß König Philipp der Schöne ein Exemplar, wahrscheinlich als das einzige, das in seinem Reiche existirte. Es war von Nürnberg bezogen, der Stadt, welche sich sehr frühzeitig zu einem Hauptplatz der Uhrmacherei erhob und es lange Zeit hindurch blieb.

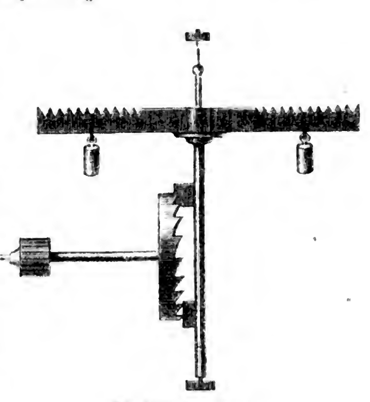
Die Idee der Räderuhr hat ihre Grundwurzel in der Hemmung. Wer immer zuerst daran ging, durch einen Satz ineinander greifender, von einem Gewicht getriebener Räder einen Zeitweiser zu schaffen, mußte schon mit sich einig sein, daß nur der eine Weg zum Ziele führe, dem Ablaufe des Räderwerkes irgend ein Hinderniß entgegenzustellen, welches, von der Uhr überwunden und fortgestoßen, immer sofort wiederkehre und das ganze Werk momentan wieder zum Stillstehen zwinge. Bei jedem Schritt, den solchergestalt der Mechanismus vorwärts geht, kann das treibende Gewicht mithin nur einen winzig kleinen Raum durchfallen, wobei der Umstand, daß fallende Körper während des Falles mehr und mehr Kraft gewinnen, für die Praxis so gut wie beseitigt ist; das Uhrgewicht zieht auf seinem ganzen Wege mit wesentlich gleich bleibender Kraft. Sieht man dem Gange einer Wand- oder Standuhr zu, so erscheint das Pendel für den Dienst der Hemmung so angemessen und gleichsam selbstverständlich, daß man meinen sollte, die Sache müßte immer so gewesen sein. Dies verhält sich gleichwol anders: Uhr und Pendel fanden sich vielmehr so spät zusammen, daß z. B. Wik's Uhr in Paris drei volle Jahrhunderte zu laufen hatte, bevor sie des neuen Schrittreglers theilhaftig werden konnte. Die erste und so lange die einzige Hemmung an Uhren war ein roher Spindelgang (Abbild. auf S. 323), für ein Erstlingswerk immerhin sinnreich genug. Ein senkrechter, in Zapfen drehbarer Stab (Spindel) hat seitlich zwei Lappen, in welchen die seitwärts gestellten schrägen Zähne des obersten Rades des Rädersatzes, das das Steigrad heißt, abwechselnd einspielen. Schiebt ein oberer Zahn seinen Lappen nach rechts hin, so wirft gleich darauf ein unterer den seinigen nach links, woraus denn ein beständiges Hin- und Herschwingen der Spindel und des auf ihrem Kopfe festsitzenden Querbalkens folgen muß. Zwei kleine verschiebbare Schwunggewichtchen gestatteten dann den Gang etwas zu regeln, denn es ist einleuchtend, daß das System schneller oder langsamer schwingen wird, je nachdem die Gewichtchen mehr nach innen oder nach außen angehangen werden. Wie man sieht, ist diese Hemmung im Wesentlichen dieselbe, die in den Spindeluhren sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, nur daß inzwischen der einfache Querbalken durch einen vollen Ring ersetzt worden ist. Jetzt aber, wo auch die Spindeluhren am Ende ihrer Tage stehen, bleibt für den alten fleißigen Spindelgang kaum noch ein anderes Geschäft als das des Lärmmachens in Weckerwerken.



Gewichtuhr.

Ein so genauer und gleichmäßiger Gang der Uhr, wie er heutzutage selbst im bürgerlichen Leben gewünscht wird und für wissenschaftliche Zwecke immer angestrebt wurde, ist durch die Spindelhemmung nie zu erreichen; dazu ist die

Berührung zwischen ihr und dem Steigrad eine zu drangvolle, infolge dessen das Werk in der That bei jedem Schritte, den es vorwärts thut, um einen kleinen Bruchtheil dieses Schrittes wieder rückwärts getrieben wird, denn jeden Anstoß, den der Schwengel durch Vermittlung des einen Lappens vom Steigrade empfängt, giebt er vermittelst des andern an dasselbe in entgegengesetzter Richtung zurück. Das Ausdenken besserer, sanfter und feiner einspielender Hemmungen ist daher immer das Hauptaugenmerk der Uhrenkonstrukteure gewesen, und auf diesen Gegenstand beziehen sich fast sämmtliche Fortschritte im Uhrenfache, denn an dem Räderwerke selbst giebt es nichts Wesentliches zu verbessern, es bleibt da nur die Sorge für sanften Gang durch akkurate und glatte Ausarbeitung; die Zahl der übersetzten Räder kann beliebig abgeändert werden, sofern nur die Berechnung so gestellt ist, daß eines der Räder in einer Stunde genau einen vollen Umgang macht. Der Regulator hierfür, der Zügler der rohen Triebkraft, ist aber eben die Hemmung.


Aelteste Uhrenhemmung.

Die alte Geschichte der Uhren fand ihren Abschluß mit der Erfindung des Pendels. Bis dahin waren die Uhren, so kunstvolle Werke es auch in nebensächlichen Dingen geben mochte, doch nur sehr nothdürftige Zeitweiser, die mit dem Eintritt des Besseren bald verlassen wurden. Denn zu dem Erzeugniß einer rein empirischen Mechanik, was die Uhr bisher gewesen, hatte sich nun ein Regulator gefunden, dessen Gang, nach allgemeinen Naturgesetzen erfolgend, sich mit wissenschaftlicher Schärfe bestimmen und somit ein vorher nicht gekannter Grad von Genauigkeit erreichen ließ. Vor der Einführung des Pendels gab es in der That gar kein genaues Zeitmaß, denn durch welche Mittel hätte man z. B. bestimmen wollen, wie lang eine richtige Sekunde sein müsse? Erst das Pendel gewährte hierzu die Möglichkeit. Bevor aber die Wissenschaft dem Leben diesen wichtigen Dienst leisten konnte, mußte sie erst selbst dazu reif geworden sein, und dieser große Fortschritt in der Erkenntniß natürlicher Dinge knüpft sich vor Allem an den hochberühmten Namen Galilei, den genialen Entdecker der Fallgesetze. Durch ihn wissen wir, daß das Fallen der Körper, das freie wie das unfreie, immer so erfolgt, daß zwischen den durchfallenen Höhen, den dabei verflossenen Zeiten und den dadurch erlangten Geschwindigkeiten ein und dieselben festen Verhältnisse stattfinden. Die Pendelbewegungen sind ein Beispiel des unfreien Fallens; an dem Stabe hängend, macht die Pendelscheibe ganz dieselben Wege wie eine Kugel, die man in ein Gerinne rollen lassen würde,

das nach der Form eines Kreisabschnitts geformt wäre; beide Körper bewegen sich von dem tiefsten Punkte ihrer Bahn vermöge der bis dahin erlangten Fallgeschwindigkeit die zweite Hälfte ihres Weges wieder aufwärts, fallen wieder zurück um anderseits anzusteigen und so fort. Infolge der Reibung an der Luft und der Auflage werden diese Schwingungen allmälig kleiner und hören in kürzerer oder längerer Zeit ganz auf, wenn nicht, wie in der Uhr, der Gang durch immer neue kleine Anstöße unterhalten wird. Uebrigens dauern bei einem Pendel, das mit einer recht schweren Linse versehen und im Uebrigen so fein gearbeitet ist wie an einer astronomischen oder Normaluhr, auch die auf einmaligen Anstoß erfolgenden Schwingungen überraschend lange: man kann von einer solchen Uhr das Treibgewicht abnehmen, und die Schwingungen gehen infolge der einmal in den schweren Körper gelegten Bewegung mehrere Stunden lang fort, natürlich immer kleiner werdend. Hierbei tritt aber ein wichtiger Umstand zu Tage, der bis zu Galilei der Beobachtung entgangen war: die gleiche Zeitdauer der Pendelschwingungen nämlich, welche unabhängig ist von der Länge des durchlaufenen Weges. Lassen wir zwei gleich lange Pendel zusammen, aber von ungleichen Höhen abfallen, so ist ihr Gang doch übereinstimmend; das höher gehobene beschreibt einen größern Bogen, aber es durchläuft ihn infolge seiner größern Fallhöhe auch rascher. Ein und dasselbe Pendel also, das man nach einem Anstoße sich selbst überläßt, kürzt nach und nach seinen Weg ab, weil seine Fallhöhen sich mindern, aber es geht im selben Verhältniß langsamer und die Momente seiner Umkehr liegen immer um gleiche Zeiten auseinander.

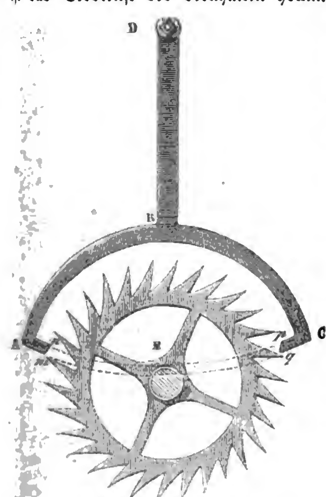
Bei übermäßigem Ausschlag hört zwar die Giltigkeit dieses Gesetzes auf; aber für so kleine Stücke des Kreisbogens, wie sie ein Uhrpendel zu begehen hat, ist es ausreichend. Wie leicht ersichtlich liegt gerade hierin der besondere Werth des Pendels als Regulator. Es ist gar nicht zu erwarten, daß das Uhrwerk demselben immerfort ganz gleiche Antriebe ertheilen werde, denn die Reibungen und Klemmungen in demselben müssen bei verschiedenen Stellungen der Räder verschieden stark ausfallen; das Pendel aber macht doch seinen Weg rechtzeitig, sollte es auch mitunter einen etwas stärkeren oder schwächeren Anstoß bekommen.

Wie lange aber eine Schwingung überhaupt dauern wird, hängt lediglich von der Länge der Pendelstange ab. Darnach verfahren heutzutage gar viele Leute, wenn sie den Gang ihrer Wanduhr durch Höher- oder Tieferschrauben der Pendellinse korrigiren, d. h. beschleunigen oder verlangsamen, aber an den großen Lehrmeister Galilei denkt dabei wol selten Einer. Durch ihn wissen wir, daß die Schwingungszahlen ungleich langer Pendel sich umgekehrt verhalten wie die Quadratwurzeln der Pendellängen. Während ein vier Fuß langes Pendel einmal schwingt, macht ein einfüßiges der Schwingungen zwei, und geht ein solches Pendel in einer gegebenen Zeit seinen Weg dreimal, so bringt ein neunfüßiges währenddem seinen großen Bogen nur einmal fertig.

Es war, wie die Ueberlieferung lautet, etwa im Jahre 1583, als der junge Student Galilei im Dome zu Pisa seine ganze Aufmerksamkeit einem scheinbar recht gleichgiltigen Gegenstande zuwandte. Achtlos auf die heiligen Ceremonien und Melodien, den Kerzenglanz und die wogende Menge Andäch-

tiger verfolgten seine Blicke unausgesetzt die langsame Bewegung eines irgendwie in Schwung gekommenen Hängeleuchters; er erkannte wie jeder Hin- und jeder Hergang das Abbild des vorigen war an Gleichdauer wie an zu- und abnehmender Geschwindigkeit, er ahnte, daß sich hier ein Naturgesetz offenbare, dessen Klarlegung er sich fortan zu einer Hauptaufgabe machte. Er hat sie schön und vollständig gelöst. Das baumelnde Ding, so nichtssagend für den gewöhnlichen Geist, wurde für das Genie zum Wegweiser für ein noch unentdecktes Gebiet der herrlichen Naturwissenschaft.

Galilei benutzte sein Pendel ohne Triebwerk zur Bemessung von Sekunden und kleinern Zeiträumen; die definitive Verbindung desselben mit der Räderuhr ist das Verdienst des berühmten holländischen Mathematikers Huyghens. Von da an war die Gewichtuhr in ihren Hauptorganen fertig, und die nachfolgenden Verbesserungen konnten nur solche zweiten Ranges sein. So machte man anfänglich die Pendeluhren noch immer mit Spindelgang, als der einzigen bekannten Hemmung. Die geradlinige Form der beiden Lappen erforderte aber einen zu großen Schwingungsbogen des Pendels, und dieser Umstand führte zur Erfindung des Ankers durch den Engländer Hooke, etwa um 1650. Nun lag die Möglichkeit vor, ein langes schweres Pendel mit kleinem Schwingungsbogen anzuwenden. Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wurde der Anker durch Graham noch weiter verbessert und der Graham'sche Anker ist im Wesentlichen noch heute der gebräuchlichste. Will sich ein geehrter Leser in beigefügter Abbildung den Gang der Sache näher ansehen, so ist zu bemerken, daß das Steigrad von links nach rechts wie die Uhrzeiger gehend zu denken ist. Solange das erstere steht, also das Pendel gerade herabhängt, bieten die Ankerhaken den Zähnen ein Hinderniß, das die Triebkraft für sich allein nicht überwinden kann. Wird dagegen das Pendel nach einer oder der andern Seite angestoßen, so kommt die Sache in Gang. Die sich wechselseitig hebenden und senkenden Ankerlappen lassen immer einerseits einen Zahn durch, während anderer-



Graham'sche Ankerhemmung.

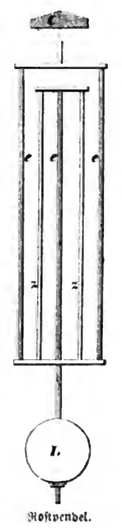
Verbindung des Pendels mit der Uhr.

seits ein solcher durch den einfallenden Haken aufgehalten wird. In dem Augenblicke aber, wo ein Haken sich zu heben beginnt, um einen Zahn durchzulassen, gleitet letzterer auf einer der schiefen Flächen m n p q links aufwärts und rechts abwärts und übt dadurch einen nach außen gerichteten Druck auf den Haken aus. Diese abwechselnden nach links und rechts gerichteten Nachschübe bewirken, daß das Pendel im fortgesetzten Gange erhalten wird. Es ist nicht unbedingt erforderlich, daß das senkrechte Stück von D bis B am Anker vorhanden sei, vielmehr kann der Ankerbogen gleich an der Welle D sitzen, wobei dann nur die schiefen Flächen m n p q, weil sie solchergestalt kleinere Kreisbogen beschreiben, eine etwas andere Form haben müssen. Dagegen wäre es nicht vortheilhaft, die Pendelstange mit der Welle D in direkte Verbindung zu bringen, so, als wenn man sich in der Abbildung die Linse gleich an der Stange F befestigt dächte. Es ist vielmehr das Pendel für sich gesondert aufgehangen, und das Zwischenstück F umfaßt dessen Stange mit der sogenannten Gabel G, die dem Pendel die von dem Werke ausgehenden Anstöße übermittelt. Diese Berührungen der Gabel mit der Pendelstange bilden die einzige Verbindung zwischen Uhrwerk und Pendel.

Uhrwerke, bei denen es auf eine größere Genauigkeit ankommt als bei unseren Hausuhren, erfordern noch ein Ausgleichmittel gegen die Veränderungen, welche Temperaturwechsel in der Länge der Pendelstange bewirken. Alle Körper, und am meisten die Metalle, dehnen sich bekanntlich unter dem Einfluß von Wärme aus und verkürzen sich in der Kälte. Daher muß eine und dieselbe Uhr im Sommer oder im geheizten Raum langsamer gehen, weil sie unter diesen Umständen ein längeres Pendel hat als unter den entgegengesetzten, und die Differenz würde für feinere Zeitmessung merklich genug sein. Bei Thurmuhren macht man daher die Pendelstange immer von Holz, weil dieses in geringerem Maße der Verkürzung und Verlängerung unterliegt; dagegen ist aber das Holz wieder dem Quellen und Schwinden in feuchter oder trockener Luft ausgesetzt. Um nun dasselbe hierfür weniger empfänglich zu machen, wählt man ein recht harziges junges Tannenholz, oder siedet das Holz in Oel oder Firniß. Durch dieses Auskunftsmittel wird aber der Fehler der Verlängerung und Verkürzung nicht völlig behoben, sondern nur abgemindert. Viel wirksamer sind deswegen die sogenannten Kompensationspendel, deren Prinzip sich auf die ungleiche Ausdehnung verschiedener Metalle gründet. Weiß man z. B. daß die Ausdehnung und Zusammenziehung beim Zink etwa doppelt so groß ist als beim Stahl, so hat man es in der Hand, aus einer Anzahl Zink- und Stahlstäbchen ein System herzustellen, in welchem sich der Stahl nach unten, das Zink nach oben zu ausdehnt, sodaß die Senkung des ganzen Systems durch die doppelt so große Hebung des einen Theils immer wieder kompensirt, d. h. die Linse und somit der Mittelpunkt des Schwunges auf gleicher Höhe bleibt. Ein solches System heißt ein Rostpendel, und die beistehende Abbildung zeigt die Einrichtung desselben. Durch e sollen vertikale Eisen- oder Stahlstangen, durch z Zinkstangen bezeichnet werden, die durch Querstücke rahmenförmig verbunden sind. Von dem obern Querstück der Zinkstangen geht die mittlere eiserne Pendelstange locker durch ein Loch der untern Querstange, damit die Verschiebung sich

frei äußern kann. Eine richtige Kompensation findet dann statt, wenn sich die gesammte Länge der Eisenstäbe zur gesammten Länge der kompensirenden Zinkstäbe im umgekehrten Sinne verhält wie die verschiedenen Ausdehnungsvermögen der beiden Metalle.

In einem andern Kompensationspendel wird die Ausgleichung durch Quecksilber bewirkt. Der untere Theil der Pendelstange besteht aus einem hohlen Metallrohr, das mit Quecksilber ziemlich gefüllt ist; erhöht sich die Temperatur, so verlängert sich das Pendel nach unten, aber die Quecksilbersäule im Rohr wird dafür um ebenso viel höher, und der Erfolg ist derselbe wie beim Rostpendel. Da das Quecksilber weit ausdehnsamer und auch spezifisch schwerer ist als das Metall der Stange, so genügt eine verhältnißmäßig kleine Quecksilbersäule.



Rostpendel.

Diese einfachen Mittel, ein guter Ankergang und ein schweres kompensirtes Pendel ordnen sich bei gehörig exakter Ausführung zu einem so schönen und vollkommenen Ganzen zusammen, daß selbst für die höchsten Ansprüche kaum noch Etwas zu wünschen bleibt. Die Pendeluhr ist fertig und zwar nicht erst seit gestern. So verfertigte z. B. Breguet eine Uhr für die Altonaer Sternwarte, die in fünf Jahren nur eine Abweichung von einer Sekunde im täglichen Gange ergab.

Eine gute Räderuhr herzustellen war also keineswegs dasjenige, was den Erfindern und Gelehrten das meiste Kopfzerbrechen verursacht hat; die größten Schwierigkeiten fanden sich vielmehr, als es sich darum handelte, tragbare Uhren zu schaffen, und trotz der großen Summe von Scharfsinn und Geschick, die seit länger als drei Jahrhunderten von den besten Köpfen und Händen an diese Aufgabe gesetzt worden, ist es doch erst in seltenen Fällen gelungen, einen Chronometer herzustellen, der sich im Gange einigermaßen wie eine Pendeluhr bester Konstruktion verhalten hätte. Wo ein Seechronometer und eine Sternwartenuhr differiren, ist es in der Regel die letztere, welche Recht behält. Natürlich, die tragbare Uhr ist ja auch gegen die Standuhr in mehrfachem Nachtheil; statt der gleichbleibenden Schwerkraft wirkt an ihr eine unberechenbare Feder; ihr Bau ist zarter und empfindlicher und gleichwol soll sie sich in eine Menge verschiedener Lagen und Umstände schicken, welche der Standuhr erspart bleiben.

Allen Nachrichten zufolge sind die ersten Taschen-, oder wie sie früher hießen Sackuhren in Deutschland entstanden, und Peter Hele in Nürnberg war es, der um 1500 es unternahm, das damals bekannte Uhrwerk verkleinert in eine Kapsel zusammenzudrängen und durch eine aufgewundene Feder treiben zu lassen. Seine Uhren waren länglich-rund und erhielten daher den Namen Nürnberger Eier. Sie waren mit Ausnahme des Federtriebs, welcher damals mit dem Räderwerk statt der Kette durch eine Darmsaite verbunden war, wie gesagt, verkleinerte Nachbildungen der damaligen Gewichtuhren und hatten denselben uns bereits bekannten Spindelgang, doch ging der Erfinder schon einen Schritt weiter, indem er seinen Schwingel an ein paar aufrechte

Schweinsborsten anspielen ließ, und somit ein neues Element, die Elastizität, wenigstens in einer rohen Weise in sein Werk aufnahm. Meister Peter verkaufte seine Uhren, die er nach Verlangen auch schon mit Schlagwerk versah, sehr theuer, fand deshalb auch bald Nachfolger, zunächst in Nürnberg selbst, und so entwickelte sich der neue Industriezweig fort und fort zu höherer Ausbildung und Bedeutung. Unvollkommen genug mögen jene ersten Anfänge allerdings gewesen sein, denn zu den Ungleichheiten des aus freier Hand gemachten Räderwerkes, die diesen kleinen Mechanismen gerade am meisten anhaften mußten, trat noch die nicht korrigirte Ungleichheit des Federzuges in den verschiedenen Stadien der Spannung; indeß zeigten diese ersten Uhren auch nur Stunden, und bei dieser Engrosarbeit traten natürlich die Gangfehler weit weniger hervor, als wenn man sich an kleinere Zeittheile gewagt hätte. Ohnehin waren ja die Uhren damals nur Kuriositäten für reiche Leute, und man rechnete es ihnen schon hoch an, daß sie überhaupt gingen. Die Uhr ist ja auch wie kein anderer Gegenstand, oder höchstens noch wie die Kleidertracht zur Verkörperung kurioser und wunderlicher Ideen, und dann allerdings auch zur Bethätigung des feinsten und luxuriösesten Geschmacks geeignet. Nach beiderlei Richtung hin bewegte sich die Uhrenindustrie sogleich von ihrem Entstehen an. Schon die nächsten Nachfolger Hele's versuchten sich in Miniaturarbeit und setzten z. B. derartige kleine Werke in die damals gebräuchlichen „Bisamknöpfe", wol eine Art Riechbüchschen. Auch sonst finden sich unter den noch in Sammlungen vorhandenen Nürnberger Eiern ganz interessante und zierliche Stücke, z. B.


Taschenuhr aus dem XVI. Jahrhundert.

solche, deren Mechanismus in Krystall oder einen edeln Stein eingelegt und so von außen sichtbar ist, andere, bei denen außer dem Stundenweiser ein Datumzeiger vorhanden ist u. s. w. Eine der alten Nürnberger Uhren hat die Gestalt einer Eichel und ist mit einer niedlichen Radschloßpistole versehen, die wahrscheinlich als Wecker gedient hat. Blumen und Früchte erscheinen überhaupt als die ersten Modeformen im Uhrenfach; bald stellte das Gehäuse

eine Birne, einen Apfel, eine Melone oder sonst ein Naturprodukt vor. Das Thierreich lieferte dann auch seine Vertreter, und eine der beliebtesten Formen waren die Entenuhren, die sowol als Anhängsel getragen, als auf den Nipptisch postirt werden konnten. Selbst der Todtenkopf fand seine Liebhaber, und verschiedene künstliche Todtenkopfuhren, mit angemessen schauerlichen Sprüchen versehen, haben sich bis auf unsere Zeit in Sammlungen erhalten.

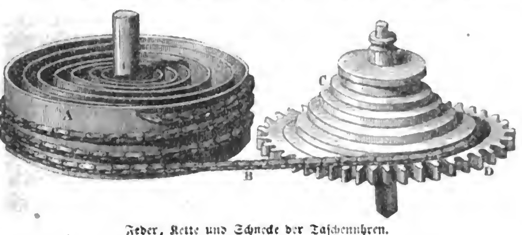
Fromme Leute, wie z. B. Klosterfrauen, liebten ihre Uhren in Kreuzform auf der Brust zu tragen, oder es stellten dieselben in ihrem Aeußern kleine Gebetbüchelchen vor, mit dem Zifferblatt auf der Oberschale. Bei der Herrenwelt waren zu einer Zeit Spazierstöcke, in deren Knopf eine kleine Uhr eingeschlossen war, sehr beliebt; häufiger noch waren die in Fingerringe eingesetzten Uhren, ein schon frühzeitig aufgekommenes Mittel sich interessant zu machen, das sogar im Laufe der Zeiten verschiedene Male und noch in ziemlich neuer Zeit wieder zur Modesache wurde. Müssen wir aber auch unseren Vorgängern von beiläufig 200 Jahren für ihre Künste der Kleinmechanik alle Anerkennung zollen, so hat es doch die neuere Zeit mit ihren verfeinerten Kunstmitteln hierin noch weiter gebracht, und man kann nur staunen, einen so komplizirten Mechanismus in so kleinem Raume untergebracht zu sehen. Auf der ersten Londoner Weltausstellung sah man z. B. eine Schweizer Uhr von nur $^1/_{16}$ Zoll Durchmesser, die in einen Bleistifthalter eingelassen war. Sie zeigte die Stunden, Minuten, Sekunden und den Monatstag. Der berühmte Londoner Uhrmacher Arnold fertigte s. Z. für König Georg III. von England eine Ringuhr, die ungefähr die Größe eines halben Silbergroschens hatte. Sie bestand aus 128 verschiedenen Theilen, die zusammen kaum so schwer waren wie ein Zweigroschenstück. Zur Herstellung dieses winzigen Kunstwerks hatte sich der Künstler erst besondere Werkzeuge machen müssen. Der König war über die Uhr so entzückt, daß er Arnold dafür mit 500 Guineen honoriren ließ. Als der Kaiser von Rußland davon hörte, bot er dem Künstler 1000 Guineen für ein ähnliches Werk; Arnold indeß schlug das Anerbieten aus, weil sein König der Einzige sein sollte, der sich eines solchen Kleinods rühmen dürfe.

Die Federuhr, das jüngere der beiden Geschwister, hatte, wie wir sahen, ihren Geburtstag just zu Anfang des XVI. Jahrhunderts; dieses Jahrhundert aber war gerade eine recht schöne Entwicklungszeit, ein wahres Paradies der Kunst, die unter dem Namen der Renaissance in eine neue herrliche Blütezeit eintrat, wobei selbstverständlich die Uhr als Objekt der schönen Kunst nicht leer ausgehen konnte. Denn wenn ein Zeitalter die ganze Umgebung des Menschen, öffentliche und Privatgebäude, Möbel und Geräthe in neue Formen kleidet, und Alles, was zu Schmuck und Zier dient, nach den Anforderungen eines reinern und höhern Geschmacks umbildet, wird die Uhr sicher nicht vernachlässigt, sondern eher bevorzugt werden. Kurz, die Renaissance modelte die äußern Formen und Verzierungen der Taschen- und Hausuhren ins Unendliche; die sinnreichsten und anmuthigsten Ideen, welche die Künstlerphantasie auszudenken vermochte, verbunden mit vollendeter und graziöser Ausführung, treten uns in den Werken entgegen, die sich aus jener besten Zeit bis auf uns erhalten haben. Als freilich die Renaissance in den Barockstyl ausartete, wurden auch die Uhren barock und

wunderlich. Mit der innern Kultur der Uhren ging es dagegen nicht ganz so rasch vorwärts. Es waren äußerlich geschmackvoll und schön adjustirte Geschöpfe, aber im Innern noch etwas roh, wie uns ja auch in der Menschenwelt dergleichen Exemplare begegnen. Indeß sollte wenigstens das XVI. Jahrhundert nicht ablaufen, ohne daß dem Hele'schen Werke doch die nothwendigsten Nachhülfen gegeben wurden. Diese Verbesserungen, über deren verschiedene Urheber man nichts Sicheres weiß, waren die feingliedrige Stahlkette statt der Darmsaite, die Schnecke oder Spindel und endlich die Spiralfeder an der Unruhe. Die Darmsaite mit ihrer Empfindlichkeit gegen Trockniß und Feuchtigkeit eignet sich eben deshalb sehr gut als Direktrice in einem Wetterhäuschen, aber um so weniger zur Kraftübertragung in der Uhr; diese mußte schon verschieden gehen, je nachdem sie am Leibe getragen oder zu Hause gelassen wurde. Die Stahlkette war daher schon ein wesentlicher Fortschritt zum exaktern Gange. Einen Haupttreffer aber hat jedenfalls jenes namenlose Genie gehabt, das die Schnecke erfand. Es ist diese Verbesserung von bedeutenden Männern geradezu als eine eminente Geistesthat bezeichnet worden, und sie bildet in Wirklichkeit eine Hauptstation in der Uhrengeschichte. Bis dahin hatte man die aufgezogene Feder sich selbst überlassen und den anfangs übereilten, schließlich zu langsamen Gang der Uhren, der aus der beständigen Abnahme der Federkraft entspringt, hingenommen, nicht weil man den Umstand übersehen hätte, sondern weil das rechte Abhülfsmittel noch fehlte. Die Nürnberger Uhrmacher hatten übrigens schon vorher eine Art Kompensation ersonnen und angewandt; sie soll in einer Hülfsfeder bestanden haben, welche von vornherein hemmend, in der letzten Periode des Ablaufs aber unterstützend auf die Hauptfeder gewirkt habe. Der Mechanismus gerieth aber leicht in Unordnung und kam durch die viel bessere Schnecke ganz außer Gebrauch.

Die Wirkungsweise der Schnecke beruht auf dem Grundsatze, daß eine an einem Hebel wirkende Kraft um so mehr ausrichten kann, je länger dieser Hebel ist. In dem wendeltreppenförmigen Gange der Schnecke liegen nun eine ganze Menge Hebel verborgen, welche infolge der Kegelform alle von verschiedener Länge sein, d. h. von oben nach unten zunehmend länger werden müssen. In beistehender Figur sehen wir die Feder bald abgelaufen, also die Schnecke von der Kette ziemlich frei; wird der Aufziehstift gedreht, so dreht sich die auf ihm festsitzende Schnecke mit und zieht die Kette herüber, wobei sich natürlich das Federhaus ebenfalls drehen muß und die Feder angespannt wird. Das Bodenrad D betheiligt sich bei dieser Drehung nicht, da es lose auf dem Stifte sitzt und mit seinen Zähnen in das übrige Räderwerk eingreift. Ist das Aufziehen geschehen und die Schnecke bis oben mit der Kette umlegt, so führt nun die Feder ihren Gegenzug aus und zieht in ihrer Vollkraft am kürzesten, zuletzt am längsten Hebel, mit demselben Erfolge, als wenn eine gleichbleibende Kraft an einem gleichbleibenden Hebel gezogen hätte. In dieser dem Aufzuge entgegengesetzten Richtung muß sich nun auch das Bodenrad und durch dieses das ganze Werk drehen, weil ein sogenanntes Gesperre vorhanden ist, welches das Rad auf dem Stifte feststellt und mitnimmt, beim Aufziehen dagegen unwirksam bleibt.

Und eine so praktische, bei ihrem Erscheinen so willkommen geheißene Verbesserung wie die Schnecke hat gleichwol wieder außer Gebrauch gesetzt werden können. Der nächste Grund hierfür war wohl ein spekulativer: man wünschte flachere Uhren zu bauen, als es die Höhe der Schnecke zuläßt, und bei dem großen Anklange, den diese neuen Gebilde im Publikum fanden, baute man in dieser Weise fort und baut häufig flacher als gut ist. Für diese Form eignet sich aber vorzüglich die bekannte Cylinderhemmung, die damit zu Ehren kam, nachdem sie von dem Engländer Tompton schon vor Ablauf des XVII. Jahrhunderts erfunden worden war. Cylinderhemmung aber, wie auch die übrigen neuern Hemmungen, haben das Gute, daß sie von Ungleichheiten der Kraft und andern Zufälligkeiten des Ganges nicht so stark beeinflußt werden, wie die alte Steigradhemmung der Spindeluhren. So hat man denn für Uhren zum gewöhnlichen Bedarf die Schnecke beseitigt, obwol sie selbst in der besten Uhr noch immer Etwas zum genauern Gange beitragen würde. Handelt es sich um Chronometer und andere Werke zu wissenschaftlichen Zwecken, so hält man deshalb jenen Regulator auch stets in Ehren und läßt ihn niemals fort.

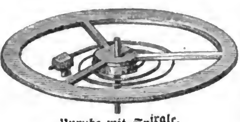


Feder, Kette und Schnecke der Taschenuhren.

Die letzte jener drei Verbesserungen endlich ist die Spiralfeder der Unruhe, jenes haardünne Ding, dem ja auch ein entsprechend subtiler Gedanke zu Grunde liegt. Der Vater dieses Fortschrittsgedankens war wieder der geniale Huyghens; es ist festgestellt, daß nach seinen Angaben die erste Uhr mit Spirale im Jahre 1674 von einem französischen Uhrmacher gebaut wurde. Huyghens wußte sehr wohl und hat es klar und bestimmt ausgesprochen, was er mit dieser Neuerung bezweckte. Er wollte der Federuhr eine Hülfe geben, welche Aehnliches bewirken sollte, wie das Pendel an der Gewichtuhr. Die an dieser wirkende Schwerkraft sollte durch eine Federkraft ersetzt werden. In der That hat die Unruhe durch die Verbindung mit einer elastischen Feder eine gewisse Selbständigkeit, gleichsam eine Seele bekommen; bis dahin als ein todtes Stück hin- und hergestoßen, kehrt das Schwungrädchen durch die Wirkung der Feder ebenso freiwillig um wie das Pendel; aber die Analogie geht noch weiter, denn auch die Unruheschwingungen erfolgen, wenn die Spirale gut ist, in gleichen Zeiten, wenn auch die einzelnen Antriebe verschieden stark ausfallen, also die einzelnen Schwingungen bald in engerem, bald in weiterem Spielraume erfolgen. Bis dahin bildeten die Uhrwerke das Ensemble, wie es sich in einer alten Spindeluhr noch darstellt. Selbst der alte Spindelgang gewann durch die Unruhspirale ansehnlich an Regelmäßigkeit, jedoch konnte das Hülfsmittel

bei dieser mangelhaften Hemmung nicht die große Bedeutung gewinnen, zu der es bei den nachmaligen verbesserten Hemmungen erhoben wurde. Denn daß die Hemmungen noch verbessert werden müßten und in dieser Richtung fast alles noch Wünschbare zu suchen sei, leuchtete so vielen Köpfen ein, daß sich von und mit Huyghens eine lange Reihe von Erfindern neuer Hemmungen aufzählen ließe. Indeß haben von allen diesen Systemen doch eigentlich nur zwei, Cylinder- und Ankerhemmung, die Aufnahme in die große Praxis gewinnen können, und zwar spät genug, denn auch der Ankergang, um 1760 von dem Engländer Mudge erfunden, wurde seiner Zeit nicht beachtet, sondern erst so spät in seinem vollen Werthe erkannt, daß die Ankeruhren unsern Zeitgenossen wie eine neue Erscheinung vorkommen mußten.

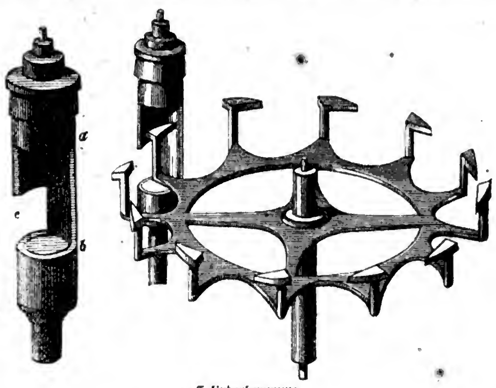
Ein Hauptaugenmerk bei der Konstruktion verbesserter Hemmungen mußte es immer sein, daß die Unruhe möglichst große, fast einen ganzen Umlauf umfassende Schwingungen ausführen könne, weil damit nicht allein ein besseres Gleichmaß erzielt wird, als bei einem kurzen Zappelgange, sondern auch das Rädchen in dem Maße, als es kräftiger schwingt, besser befähigt wird, Veränderungen der Zugkraft und andere durch Bewegung, Stöße u. s. w. erzeugte Einflüsse zu überwinden und für den Gang der Uhr wirkungslos zu machen. Der Cylindergang genügt dieser Bedingung bis zu einem gewissen Grade, besser aber noch der freie Ankergang und einige andere Hemmungen, welche man deshalb als freie bezeichnet, weil bei ihnen die Berührung zwischen dem Werke und dem Schwungrad nur einen kurzen Augenblick dauert, und dieses übrigens in seinen Schwingungen vollständig unbehindert bleibt.



Unruhe mit Spirale.

Eine Abbildung des Cylinderganges im vergrößerten Maßstabe vorzuführen, dürfte nicht ungeeignet sein, da er sich in der Uhr selbst doch nicht vollständig übersehen läßt. Wir sehen hier das liegende Hemmrad mit seinen eigenthümlich gestalteten Zähnen, die auf ihrem Rundgang immer an zwei Punkten mit der Welle des Schwungrädchens in Berührung kommen. Diese Welle heißt der Cylinder, weil sie einen solchen und zwar einen hohlen darstellt, an welchem aber ein gewisses größeres Stück ausgeschnitten ist. Die halbrunde Partie, welche gleich über dem Ausschnitte c liegt, und an welche die Zähne anspielen, ist hier der wesentliche Theil. Wir sehen im Bilde, wie eben ein Zahn auf der Innenseite des Halbrunds zum Aufstoßen gekommen ist; der nächste Moment ist nun, daß infolge des Rückschlags der Unruhe diese Seite weggedreht wird und dafür der linke Lappen in den Weg der Zähne tritt; während also der erste Zahn so weit Raum bekommt, daß er an der ihn jetzt aufhaltenden Kante vorbeigleiten kann, kommt alsbald der folgende an der Außenseite des linken Lappens zum Aufstoßen, um beim nächsten Schwunge ebenda nochmals angehalten zu werden, wo jetzt der erste steht und so fort. Dadurch aber, daß die Zähne im Moment ihres Freiwerdens jedesmal, entweder einer- oder anderseits mit ihren schrägen Außenflächen an den Kanten des Halbrunds hinstreifen müssen, bekommt die Unruhe die Antriebe, die zu ihrem ununterbrochenen Fort-

gange nöthig sind. So lange also eine der Zahnspitzen auf ihrer Ruhe liegt, findet gar keine Bewegung statt; das ganze Werk steht dann völlig still und rückt nur in den zwischen diesen Pausen liegenden Zeitintervallen weiter. Bei diesem Verlaufe der Dinge wird es nun auch ersichtlich, wie der Cylindergang auch ohne Hülfe einer Schnecke doch eine so gute Arbeit liefern kann, daß sie für bürgerliche Zwecke recht wohl genügt. Es vollzieht sich nämlich die Kompensation, also die Ausgleichung unegaler Kraftwirkungen, hier gleich mit an der Hemmung. Halten wir uns gegenwärtig, daß die Berührungen der Zähne mit dem Cylinder aus Anstößen mit darauf folgenden Gleitungen bestehen, so bedarf es nur noch der Bemerkung, daß der Kreis, durch welchen die Zahnspitzen passiren, das Centrum der Spindel berührt, um einzusehen, daß solche Stöße nach keiner Seite hin zur Drehung des Cylinders etwas beitragen können, sondern dieselbe lediglich in Wirkung der schiefen Zahnflächen erfolgt. Die Stöße werden demnach von dem Cylinder einfach verschluckt und der Zahn zur Ruhe gebracht, und es kommt dabei nichts darauf an, ob er etwas härter oder sanfter aufgestoßen ist.



Cylinderhemmung.

Daß wir an den Cylinderuhren etwas viel Besseres haben, als an den alten Spindeluhren, ist bekannt; aber das Ideal einer Hemmung ist damit nicht erreicht; die Cylinderhemmung ist nichts weniger als eine freie, es findet an ihr eine große Reibung statt, welche wieder die Anwendung von Oel als ein nothwendiges Uebel erfordert. Bei den freien Hemmungen dagegen ist die Reibung auf ein Minimum herabgebracht: ihr sanftes, so zu sagen, elegantes Einspielen, verbunden mit großem Schwunge, verleiht dem Gange der Uhr denjenigen Grad von Gleichmäßigkeit, welcher überhaupt wol nur erreicht werden kann.

Die am meisten populär gewordene Uhr mit freier Hemmung ist die Ankeruhr, und wenn es so lange gedauert, bis die Uhrenkünstler sich mit diesem Systeme näher befreundeten, so mag dies dadurch erklärlich sein, daß die Vortheile desselben eigentlich gar nicht so auf der Hand liegen, vielmehr die Einrichtung, daß zwischen das Werk und die Unruhe noch ein besonderes Stück eingeschaltet, die Hemmung also komplizirter als andere ist, Bedenken erregt haben mag. Jetzt freilich ist dieselbe nicht nur vollständig anerkannt, sondern auch von vielen

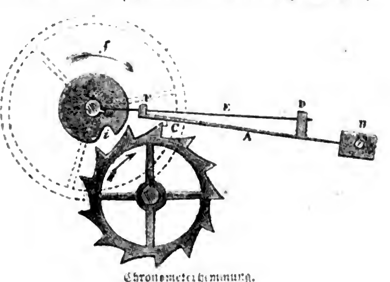
Künstlern bearbeitet, umgemodelt und verbessert, jedoch immer auf Grundlage Mudge's, der übrigens selbst nur zwei Uhren nach seinem Systeme gebaut hat.

Die beistehende Skizze reicht zur Versinnlichung der Ankerhemmung aus. Es ist dabei zu bemerken, daß das Scheibchen d als auf der Axe der nicht mit gezeichneten Unruhe festsitzend gedacht werden muß. Der Anker ähnelt in der Form und hinsichtlich seines Einspielens in die Zähne des Hemmrades der von uns schon vorgeführten Einrichtung an Gewichtuhren, aber der Schwingzapfen desselben liegt nicht wie dort am obern Ende des aufrechten Stückes, sondern in der Mitte des eigentlichen Ankerkörpers, sodaß die Bewegung des Ganzen analog ist den Schwingungen eines Wagebalkens mit seiner Zunge. Das Langstück, das man oft auch nicht senkrecht, sondern schräg auf das Querstück setzt, ist an seinem obern Ende gabelförmig gestaltet, und in diese Gabel spielt das elliptische Zäpfchen ein, das neben e auf der Scheibe d steht. Diese momentanen Berührungen des Zäpfchens abwechselnd mit dem einen und dem andern Theil der Gabel bilden die einzige Verbindung des Werkes mit der Unruhe, die außerdem völlig frei schwingt. Währenddem liegt das Rad mit einem der Zähne am Anker in Ruhe; bei Umkehr der Schwingung tritt das Zäpfchen in die Gabel und hebt durch seinen Druck den Anker so weit, daß der vorliegende Zahn von der senkrechten Ankerfläche auf die benachbarte schiefe Ebene gelangt; die Kraft des Rades drängt nun den Anker vollends zur Seite, dabei legt sich die Gabel an das Zäpfchen und giebt der Unruhe einen neuen Impuls. Die Unruhschwingungen betragen an dieser Hemmung fast einen ganzen Umlauf nach vor- und rückwärts, was, wie gesagt, den Hauptvorzug der freien Hemmungen ausmacht. Die Unruhe bildet in solchem Falle ein kräftiges Schwungrad, das den kleinern Gangstörungen entgegenwirkt, denen die Uhr beim Tragen u. s. w. ausgesetzt ist. Die Ankeruhren gehen demnach im Prinzip genauer als die Cylinderuhren, in der Wirklichkeit freilich nur dann, wenn sie mit aller der Akkuratesse gearbeitet sind, welche diese Art der Hemmung vorzugsweise erfordert.


Freie Ankerhemmung.

Eine andere Art der freien Hemmung ist die speziell so genannte Chronometerhemmung, weil sie schon länger für Seeuhren gebraucht wird, von deren unveränderlichem Gange bekanntlich nicht selten das Wohl und Wehe eines ganzen Schiffes abhängt. Es läßt sich indeß nicht behaupten, daß dieses System wirklich mehr leiste, als ein Ankergang von bester Güte. Hinsichtlich der freien Beweglichkeit und der großen Schwungweite der Unruhe stehen sich beide Systeme gleich. Um zum Verständniß des beistehenden Bildes die nöthigen Fingerzeige zu geben, sei zunächst auf zwei von rechts herkommende, eigenthümlich verbundene, sehr biegsame Federn A und E aufmerksam gemacht. Die untere Feder greift an ihrem freien Ende mit einem Häkchen über die obere hinweg; wird also die Spitze der obern gehoben, so folgt die untere mit, während beim Niederdrücken die obere dem Drucke allein folgen kann, indeß die untere auf dem Hem-

mungsrade aufliegt. Diese letztere hat auf ihrer Unterseite einen Ansatz c, gegen welchen die Zähne des Hemmrades der Reihe nach anstoßen und zum Stehen gebracht werden. Anderseits bemerken wir an der Welle G der Unruhe einen kleinen Hebel a, der bei seinem Auf- und Niedergange jedesmal das Ende der obern Feder hebt, resp. niederdrückt. Die Hebung hat die Folge, daß damit zugleich die untere Feder sich hebt, der Aufhalter c also den Zahn verläßt und das Rad, das von links nach rechts herumzugehen strebt, freigiebt. Im nächsten Moment aber ist die Feder schon wieder von dem kleinen Hebel ausgelassen und der Aufhalter springt so bald wieder ein, daß immer nur ein einzelner Zahn passiren kann. Der Niedergang des Hebels hat keine weitere Folge, als daß derselbe wieder unterhalb der Feder gelangt, wie es zu neuem Hube nöthig ist. Da nun aber die Unruhe nicht aus eigener Kraft immer fortgehen und die Arbeit des Aufhebens verrichten kann, so muß ihr wie überall die Uhr selbst die nöthige Kraft liefern. Dies geschieht an dem Ausschnitt i, einer auf der Unruhwelle sitzenden Scheibe. In dem Moment, wo das Rad in Gang kommt und ein Zahn durchgelassen wird, drückt einer der folgenden Zähne gegen den dort ersichtlichen Vorsprung, und durch diese bei jeder zweiten Schwingung eintretende momentane Berührung werden die Schwingungen des Regulators unterhalten.



Chronometerhemmung.

Wir ersehen hier schon an dem Wenigen, was aus dem weitschichtigen Kapitel der Hemmungen beigebracht werden konnte, daß die Verbesserung der Federuhren mit der Verbesserung der Hemmungen gleichbedeutend ist. Wie die Dinge sich gestaltet haben, dürfte dem Systeme der Ankerhemmungen die Zukunft gehören, um so mehr als dasselbe unbeschadet seiner sichern und exakten Wirkungsweise sich einer bedeutenden Vereinfachung fähig gezeigt hat. So verfertigt der Fabrikant Sautter in Ravensburg seit Jahren Taschenuhren mit einem von ihm erfundenen vereinfachten Ankergange, der gegen andere ganz erhebliche Vortheile gewährt. Vermöge ihrer außerordentlichen Einfachheit ist derselbe von jedem geübten Uhrmacher herzustellen, während sonst die beim Anker erforderlichen Steine und das sehr komplizirte Hemmrad sehr schwierig herzustellen und kaum zu repariren ist, sodaß die Uhrmacher auf den Bezug der Ersatzstücke aus der Fabrik angewiesen sind. Das Sautter'sche Ankerrad hat statt der üblichen 15 Zähne nur 6, und die Theile erfordern keinerlei Schmiermittel, ein für die Dauer eines regelmäßigen Ganges wichtiger Umstand.

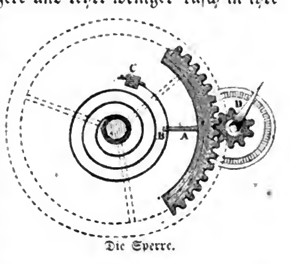


Neuenburg.

Eine weitere Popularisirung der Ankeruhr wird jetzt von Neuenburg aus angestrebt; sie soll selbst dem armen Arbeitsmann zugänglich werden, dem ja nicht minder als jedem Andern an einer zuverlässigen und dauerhaften Uhr gelegen sein muß. Dieses Bedürfniß besser als bisher zu befriedigen, hat sich neuerdings ein Industrieller in löblicher Weise angelegen sein lassen. Fabrikant Roßkopf in Neufchatel fertigt jetzt unter dem Namen Arbeiteruhr oder le prolétaire eine Uhrengattung, in welcher das Mögliche an Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit (15 bis 20 Francs) geleistet zu sein scheint. Unter Weglassung aller Zierrath (selbst die Theile des Mechanismus sind, so weit es anging, roh gelassen) gab der Konstrukteur der Uhr ein sehr starkes neusilbernes Gehäuse und einen vorzüglich soliden Bau, sodaß sie durch einen Stoß oder Fall nicht leicht Schaden nehmen kann; eine zweite Feder schützt die Triebfeder gegen Verletzungen durch unvorsichtige Behandlung und dadurch mögliches Stillstehen; es kann ferner kein Staub ins Innere gelangen, da die Uhr nicht geöffnet wird und die gewöhnlichen beiden Oeffnungen auf der Rückseite nicht hat, denn das Aufziehen geschieht durch Drücken an einem Knopfe, und etwa nöthige Rückungen an den Zeigern werden mit den Fingern bewirkt. Die Uhr hat ferner kein Glas, sondern einen Deckel (Savonnette), doch ist sie auch mit Glas zu haben und kann dann, aufgehängt oder in ein Gehäuse gesetzt, als gute Hausuhr dienen. Ein Bericht der Société industrielle zu Neufchatel besagt, daß diese Uhr nach den strengsten Regeln der Kunst konstruirt sei und sehr zuverlässig gehe.

Wir fanden bei den Gewichtuhren zweierlei Mittel, um noch außerdem auf den Gang des Werkes regulirend einzuwirken: die Verlängerung und Verkürzung des Pendels durch Verschiebung der Linse, und die Kompensation auf

der Pendelstange zur Unschädlichmachung der Temperatureinflüsse. Während das erste Hülfsmittel für alle Pendeluhren insgemein da ist, bleibt das zweite der höhern Gattung, den Normal- und astronomischen Uhren, mit einem Worte den Chronometern vorbehalten. Ganz analog, nur den veränderten Umständen angepaßt, stehen die Dinge bei den Federuhren. Statt am Pendel, vollziehen sich hier die Verlängerungen und Verkürzungen an der Spiralfeder, und die Kompensationen wegen der Temperatur erfolgen am Schwungrad der Unruhe. Jedermann kennt die Stellschraube an der Taschenuhr und Mancher weiß sie vielleicht zu handhaben, ohne doch die Beschaffenheit des verborgenen Mechanismus zu kennen. Dem läßt sich unter Zuziehung der beistehenden Skizze bald abhelfen. Der Grundgedanke des Stellmechanismus, der sogenannten Sperre, ist sehr einleuchtend. Eine längere Feder giebt bei gleichen Stärkeverhältnissen einer Verbiegung williger nach als eine kürzere und kehrt weniger rasch in ihre erste Form zurück; bei einer Verlängerung der Spirale müssen daher die Unruhschwingungen träger, langsamer, bei einer Verkürzung rascher vor sich gehen. Schiebt man also den Zeiger der Stellscheibe ein wenig nach A (Avance), so wird der schwingende Theil der Spirale entsprechend verkürzt und die Uhr geht von da ab etwas rascher; das Gegentheil erfolgt bei der Verrückung des Zeigers nach R hin (Retard). Diese Längenveränderungen aber werden folgendermaßen



Die Sperre.

bewerkstelligt. An dem Klötzchen C der Abbildung hat der Uhrmacher das äußere Ende der Spirale bereits dergestalt festgekeilt, daß die richtige Länge und der richtige Gang ungefähr getroffen ist; die feinere Einstellung geschieht an der Stellscheibe. Bei dieser wirkt ein kleineres Getriebe auf ein größeres Rad, das aber nur theilweise gezahnt ist, weil ein größeres Stück nicht gebraucht wird. Vom Kranze dieses Rades tritt eine halbe Speiche, die Stütze, nach innen; sie hat bei B einen schmalen Einschnitt, in welchem die Spirale gerade einpassend liegt. Hiernach ist es ersichtlich, daß das Stück Spirale von B bis C, ihrem eigentlichen Befestigungspunkte, isolirt ist und an den Schwingungen gar nicht theilnimmt, diese vielmehr erst bei B ihren Anfang nehmen. Wird also in dem Sinne gedreht, daß die Stütze sich weiter nach C hin bewegt, so wird der abgesonderte Spiraltheil kleiner und der äußere schwingende größer. Die Uhr geht nun dauernd langsamer. Das Umgekehrte findet natürlich statt, wenn die Rückung in der andern Richtung erfolgt.

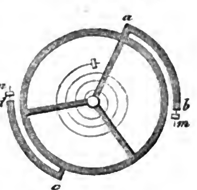
Der verändernde Einfluß, den Wärme und Kälte auf den Gang der Uhren ausüben, konnte an der Pendeluhr erst erkannt werden, nachdem gegen Anfang des XVIII. Jahrhunderts das Ankerechappement erfunden war; denn hierdurch erst wurde das Pendel ein so feiner Regulateur, daß diese Veränderungen merkbar wurden. Die Abhülfe fand sich, wie wir sahen, in den Kompensationspendeln. Daß auch die Federuhren von denselben Einflüssen berührt werden würden, konnte man sich leicht sagen, aber man mußte sich wundern, sie hier

weit stärker hervortreten zu sehen. In der That können an gewöhnlichen Spindeluhren die Abweichungen durch Temperaturveränderungen in 24 Stunden 7—8 Minuten betragen; bei Cylinderuhren sind sie etwas geringer; eine Pendeluhr aber würde unter den gleichen Einflüssen in gleicher Zeit doch nur einen Fehler von höchstens 28 Sekunden ergeben. Der Grund dieser Erscheinung wurde erst später erkannt: der Schwungring der Unruhe wird allerdings auch durch Wärme größer und umgekehrt; aber der größte Theil der Fehlerquelle fällt auf die Spiralfeder, deren Elastizität in verschiedenen Temperaturen eine merkbar verschiedene ist; sie wird also durch Wärme nicht allein länger, sondern auch ihre Elastizität an sich nimmt mehr ab, als sich aus der Verlängerung allein ergeben müßte. Hierzu tritt nun zur Vergrößerung des Fehlers noch die Ausdehnung und Zusammenziehung des Schwungrings durch Wärme und Kälte. Ein Schwungring ohne Korrektion wird durch die Ausdehnung in der Wärme größer, ist also gerade dann schwerer zu bewegen, wenn die Spirale ihre schwächste Kraft hat; sinkt dagegen die Temperatur unter einen gewissen Mittelstand, so verkleinert sich der schwingende Körper und zugleich wächst die Kraft der Spirale, was wieder vom Uebel ist, denn die Uhr geht zu rasch, während sie im ersten Falle zu langsam ging.

Um diese Fehler in Einem zu korrigiren, wendet man im Prinzip dasselbe Mittel an, dem wir schon bei den Kompensationspendeln begegneten: man paralysirt die Ausdehnsamkeit der Metalle durch dieselbe Eigenschaft anderer Metalle und kurirt so Gleiches mit Gleichem. Löthet man zwei dünne Streifen verschiedener, in ihrem Wachsen und Schwinden stark differenter Metalle (in der Praxis dienen meist Kupfer und Stahl) zu einem Stück aufeinander, so kann ein so zusammengesetzter Körper nur bei einer gewissen Temperatur gerade bleiben. Wird er von höherer Temperatur beeinflußt, so dehnt sich das Kupfer mehr aus als der Stahl; sinkt dagegen die Temperatur unter die mittlere, so zieht sich das Kupfer auch wieder mehr zusammen als jener. In beiden Fällen erfolgt mit großer Kraft eine Krümmung der Doppelschiene, und zwar im ersten Falle nach der Stahlseite, im andern nach der Kupferseite zu, weil allemal der zur Zeit längste Theil des Systems nur an der äußern oder konvexen Seite des Bogens Platz haben kann, also in der dem größern Kreise angehörigen Lage. Bekanntlich hat man nach diesem Prinzip auch ganz brauchbare Thermometer, bei welchen die Ortsveränderungen des einen, frei beweglichen Endes einer solchen empfindlichen Stange zur Drehung eines Zeigers benutzt werden. Ganz analog verfuhr man anfänglich bei der Uhrenkompensation. Denken wir uns, ein solches einfaches Stückchen Doppelmetall griffe, an einem Ende festgelegt, mit dem andern die Spiralfeder in der Nähe ihres äußern Befestigungspunktes ebenso an, wie die Stütze der vorhin betrachteten Sperre, so ist ersichtlich, daß dasselbe bei seinen verschiedenen durch die Temperatur bewirkten Stellungen den schwingenden Theil der Feder bald verlängern, bald verkürzen, die Uhr also ganz eigentlich eine selbstthätige Sperre haben würde, welche die Gangfehler regelt, sobald sie sich einstellen. Nach der heutigen Praxis bringt man die Korrektur statt an der Spiralfeder lieber am Schwungringe an. Die beistehende Skizze zeigt eine der verschiedenen Formen, in welchen dies bewerkstelligt werden kann.

Die beiden Kompensationsbogen, des Gleichgewichts halber einander direkt gegenüberstehend, haben die Kupferlamelle auf der Außenseite; das Kupfer streckt sich, wie gesagt, in der Wärme mehr und schwindet ebenso in der Kälte mehr als der Stahl; im ersten Falle biegen sich also die freien Enden der Kompensationsbogen mehr nach dem Centrum des Ringes hin, was natürlich denselben Effekt hat, als ob der ganze Ring verkleinert würde; die in der Wärme an Kraft verlierende Spirale hat daher auch mit dem verkleinerten Schwungkörper leichtere Arbeit; wächst dagegen in der Kälte die Kraft der Feder, so wächst mit dem sich ausweitenden Schwungrad auch der Anspruch an dieselbe, denn das Rad ist nun schwerer im Gange zu halten. Durch geschickte Verschiebung der Gewichtchen m und n, die auf Schraubengewinden sitzen, läßt es sich nun erreichen, daß die Unruhschwingungen bei jeder Temperatur in gleichen Zeiten erfolgen.

An dem Chronometer, den wir hier noch bildlich vorführen wollen, findet sich die Kompensation nach demselben Prinzip, nur in etwas veränderter Form ausgeführt. Von einem Schwungrade ist hier fast keine Rede mehr, denn die einfache Querspeiche der Unruhaxe trägt nur die beiden Kompensationsbogen, welche zugleich die Masse eines Schwungrings vertreten und noch zwei Lücken im Kreise offen lassen. Die Ansatzstellen der Bogen an der Mittelspeiche liegen fast an einem ihrer Enden, sodaß ihr größter Theil frei schwebt und ungehindert den Temperatureinflüssen gemäß sich krümmen und strecken kann.



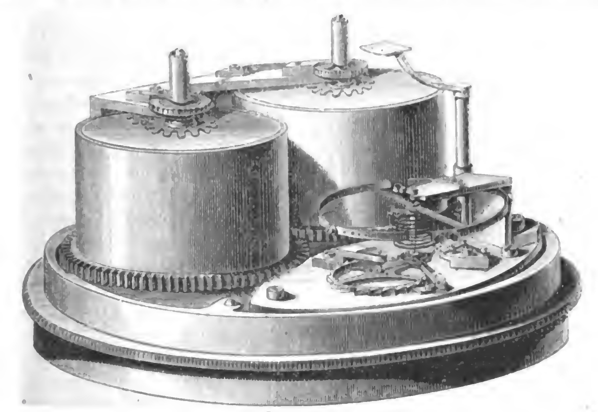
Kompensationsunruhe.

Neben anderen Abweichungen vom Bau einer gewöhnlichen Uhr hat der Chronometer zwei Federhäuser, deren Bodenräder zusammen ein einzelnes zwischen ihnen liegendes Getriebe im Gange halten. Die Federn liegen in ihren Trommeln in 20 Umgängen; aufgezogen wird alle 24 Stunden, und die Trommeln werden dabei nur zweimal um ihre Axe gedreht. Man benutzt also von der mittleren Federspannung nur ein mäßiges Stück und hat dadurch die Gewähr für eine durch die ganze Tagesperiode fast unveränderte Zugkraft. Die Hemmung ist die vorhin zur Anschauung gebrachte freie mit dem eigenthümlichen Federspiel, deren erste Idee ein Franzose Dutertre gab, die aber von berühmten Meistern, wie Peter Leroy, Arnold u. s. w., noch verbessert wurde. Von demselben Londoner Arnold rührt auch die im Bilde ersichtliche eigenthümliche Form der Spirale her, deren Windungen nicht in einer Ebene liegen, sondern fast wie an einer Polsterfeder geformt sind. Es gilt diese Einrichtung für eine bedeutende Verbesserung. Diese Chronometerfedern werden zuweilen nicht aus Stahl, sondern aus einer harten Goldlegirung gefertigt. Dies gäbe erstlich eine Sicherung gegen Rost, wiewol es im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht leicht vorkommen kann, daß der Chronometer nicht wenigstens trocken erhalten werden könnte. Die Goldspirale hat wol mehr den Zweck, daß dieser zarte und wichtige Theil der Uhr vor magnetischen Einflüssen sicher gestellt werde. Es ist nicht zu vermeiden, daß ein an Bord gebrachter Chronometer mit der Zeit einen etwas andern Gang annimmt als er am Lande hatte. Er würde das auch am Lande nicht ganz unterlassen haben, denn wie an jeder Uhr mindert sich bei ihm allmälig die Kraft

der Triebfeder und der Spirale, das Oel verdickt sich und beides bewirkt, daß die Unruhschwingungen kleiner werden. Zur See kommen nun noch greller wechselnde Witterungseinflüsse hinzu und außerdem hat man auch den Magnetismus als eine zur Gangveränderung mitwirkende Ursache erkannt, was wenigstens bei eisernen Schiffen nahe genug liegt, denn ein solcher Körper ist schon vom Bauplatz weg ein Magnet, dessen Polarität von der Himmelsrichtung abhängt, in welcher das Schiff beim Aufbau lag, sich aber auf Reisen oft merkwürdig ändert und in ganz andere Richtungen umspringt. Auf Holzschiffen giebt es ebenfalls immer große Eisenstücke, welche störend werden können, so namentlich die große Ankerwinde mit aufrechtstehender Eisenwelle, von welcher der Chronometer immer in respektvoller Entfernung gehalten wird. Daß der Gang einer Uhr durch Magnetismus dauernd verdorben werden kann, diese Erfahrung kann man auch am Lande machen. Es ist vorgekommen, daß Jemand einer starken Magnetismusquelle sehr nahe getreten ist, vielleicht um den Gang einer Rotationsmaschine genau zu betrachten, und daß von Stund an seine Uhr in die merkwürdigsten Launen verfiel, unerklärlicherweise natürlich, bis ihm der Uhrmacher ein Licht aufsteckte. Einer so verdorbenen Uhr ist nur dadurch zu helfen, daß man alle Stahltheile herausreißt und ausglüht oder besser durch neue ersetzt.

Der Chronometer also ist das Meisterstück und non plus ultra der Uhrmacherkunst, und sein Dienst von der höchsten praktischen Wichtigkeit. Denn im bürgerlichen Leben ist es doch meistens nur eine Bequemlichkeitsfrage, die Zeit recht genau zu wissen; zur See aber, für die Bemannung eines Schiffs, wird die Angelegenheit gar häufig zur Existenzfrage. Ein Schiff auf hohem Meer muß oder soll jederzeit wissen, auf welchem Pünktchen des großen Erdenrunds es sich soeben befindet. Dem ist genügt, wenn man die Breite und die Länge des betreffenden Ortes weiß. Die Breite, d. h. der Abstand vom Pol oder vom Aequator, findet sich immer leicht durch Messung von Gestirnshöhen, sei es der Sonne, des Mondes, des Polarsternes oder anderer heller Fixsterne, oder eines Planeten. Ist die Breite genau ermittelt, was allerdings für die ganze Ortsbestimmung unerläßlich ist, so kommt die schwierigere Frage nach der Länge, die sich also für ein nach Amerika gehendes Schiff so gestaltet: auf welchem Punkte der durch unser Fahrzeug gehenden Ost-Westlinie befinden wir uns? Bei der alten Coursberechnung mittels Kompaß und Log kamen hierbei oft große Irrthümer vor, denn das Log, welches die Schnelligkeit des Schifflaufs angeben soll, kann dies nur sehr aus dem Groben. Der alte Schiffer aber hatte nichts anderes, und so kalkulirte er: unser Schiff ist heute so viel Meilen gelaufen, also befinden wir uns hier. Die jetzt hauptsächlich gebrauchte astronomische Ortsbestimmung, die freilich zu ihrer Anwendung günstiges Wetter braucht, wendet sich an die Himmelskugel und erlangt hiermit weit genauere Resultate. Sie bemißt die jeweiligen Stände und Abstände gewisser Gestirne und sagt auf Grund höchst fleißig gearbeiteter Tabellen, welche ihr angeben, wie sich dieselbigen Abstände zu Hause, auf der Hauptsternwarte zur Zeit gestalten, direkt: wir befinden uns hier. Sowol bei diesen astronomischen Aufnahmen, als auch bei Befragung des Chronometers ist es natürlich unerläßlich, zuvor an der Sonne u. s. w. die Zeit aufs genaueste zu ermitteln, welche für das Schiff im

Augenblicke der Beobachtung die geltende ist, denn nur dann kann man wissen, wie viel Uhr es im Augenblick an der heimischen Hauptstation sein muß, auf welche die Schiffsrechnungen immer zurückgeführt werden müssen. Daß hierzu eine gute Uhr schon allein ausreichen würde, hat man längst eingesehen, aber eine simple Taschenuhr kann dazu nicht dienen und ein viel besseres Werk, eine See- oder Längenuhr mußte erst noch geschaffen werden. Die Leistung und Benutzung eines solchen Chronometers zu dem gegebenen Zweck ist ganz einfach: er soll die Zeit der Hauptstation (Greenwich, Paris u. s. w.) festhalten, auf welche er gestellt ist. Fährt ein Schiff mit Greenwicher Zeit nach Amerika, und sorgt man, daß die Uhr immer fortgeht, so weiß man natürlich immer, wie viel die Uhr in Greenwich geschlagen hat. Will man nun auf See den erreichten Längengrad ermitteln, so hat man nur Stunde, Minute u. s. w. für den betreffenden Ort aufzunehmen, und dann giebt ein Vergleich mit dem Chronometer sogleich die Länge.



Chronometer.

Weiß man z. B. an Bord genau, daß man gerade 10 Uhr Vormittag hat, und zeigt der Chronometer, daß es in Greenwich im selben Moment 1 Uhr ist, so giebt das eine Differenz von 3 Stunden und folglich von 45 Graden, weil die Sonne zum Durchlaufen von 45 Graden gerade 3 Stunden braucht. Das Schiff befindet sich also volle 45 Grade westlicher Länge, oder um $^1/_8$ des Erdumfanges von Hause entfernt. Die Vortheile einer so einfachen Zeit- und Ortsbestimmung waren auch so einleuchtend, daß die englische Regierung schon 1714 einen Preis von 10,000 £. für Denjenigen aussetzte, der eine Uhr konstruiren würde, die nur eine Längenbestimmung bis auf einen ganzen Grad (15 Meilen) ermöglichen würde, 15,000 £. aber für ein Instrument, das bis auf $^2/_3$ Grad und 20,000 £. für ein solches, das bis auf $^1/_2$ Grad genau zeigen würde. Der Mann, der am eifrigsten an die Lösung der Aufgabe ging und das beste Zeug dazu hatte, war John Harrison zu Barrow in der Grafschaft Lincoln, von Profession ein

Zimmermann, aber ein seltenes mechanisches Genie, der durch sich selbst die Anfertigung von Uhren lernte, erst aus Holz, dann auch aus Metall, die zum Theil vortrefflich gingen. Er eben hatte zuerst die glückliche Idee, die verschiedene Ausdehnung verschiedener Metalle als Korrektionsmittel an Uhren anzuwenden, und fertigte darauf hin zuerst 1727 eine Gewichtuhr mit Kompensationspendel, die in einem Monat noch keine volle Sekunde Abweichung hatte. Im Jahre 1736 probirte Harrison seine erste Längenuhr auf einer Fahrt zwischen England und Lissabon und konnte schon auf dieser kurzen Strecke durch sein Instrument einen Fehler von 1 1/2 Grad nachweisen, der sich in die gewöhnliche Schiffsrechnung eingeschlichen hatte. Harrison fuhr fort zu arbeiten und zu verbessern und hatte 1741 eine dritte, 1758 eine vierte Maschine fertig, deren Maße schon so weit abgemindert waren, daß sie nur noch einen Quadratfuß mit allem Zubehör einnahmen. Durch einige Versuchsreisen nach Amerika wurde nun Harrison's Erfindung im Großen geprüft und sie bewährte sich so gut, daß die gewöhnliche Coursrechnung durch dieselbe beständig als falsch erkannt und in Schatten gestellt wurde. Die von der Regierung gestellten Bedingungen waren reichlich erfüllt, und obwol dem Erfinder noch viele Weiterungen gemacht wurden, erhielt er doch endlich nach 30 Jahren, und nachdem er inzwischen 75 Jahre alt geworden, die ausgesetzte volle Prämie und machte nun in einer Schrift (London 1767) den Bau und die Eigenthümlichkeiten seiner Seeuhren bekannt. Andere geschickte, theils englische, theils französische und deutsche Künstler traten später in Harrison's Fußtapfen, und durch unendlichen Aufwand von Kunst und Scharfsinn kam es allmälig dahin, daß jenes alte Ideal mit seinem Fehler von 1/2 Grad Ungewißheit jetzt weit überholt ist, denn diese Zeit- und Ortsungewißheit ist heute so verkleinert, daß sich die Längenunterschiede bis auf eine Seemeile (1/4 deutsche) sicher angeben lassen. Ist doch schon der Preis gewonnen worden, der von England dafür ausgesetzt war, daß ein Schiff, welches auf hoher See bei der Ortsaufnahme eine Metallplatte versenken würde, dieselbe bei einer spätern Dorthinkunft wiederfände und aufnähme. Da man nun behufs des Wiederfindens 1/2 Quadratstunde Seegrund offenbar nicht durchsuchen kann, so müssen die zwei Aufnahmen sich völlig gedeckt haben, was nur bei absoluter Richtigkeit oder weniger wahrscheinlich bei zweimaliger ganz übereinstimmender Fehlerhaftigkeit eintreten kann. Dank dieser relativen Vollkommenheit der heutigen Instrumente kann also jetzt ein guter Chronometer wenigstens für kleinere Fahrten zur Längenbestimmung allein ausreichen, während für große Reisen, da ein Chronometer unmöglich absolut vollkommen sein und auch nicht vor allen störenden Einflüssen geschützt werden kann, noch die astronomische Beobachtung hinzutritt, durch welche außer der örtlichen Zeit auch diejenige bestimmt wird, welche im selben Moment der Hauptort hat. Beide Methoden kontroliren und ergänzen sich dann gegenseitig, und wenn alle Instrumente und ihre Handhabung sehr gut sind, so können erhebliche Abweichungen zwischen den beiden Befunden gar nicht vorkommen.

Ein Schiff auf längern Reisen muß nothwendig in sehr verschiedene Zustände von Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit gerathen; in seinen Bewegungen wechselt es beständig zwischen allen möglichen Lagen, und als Spielball des Sturmes und empörter Wogen kann sein Gang ins völlig Regellose ausarten.

Dies Alles soll den Chronometer nicht anfechten. Gegen den Wechsel der Temperatur hat er sein Korrektiv bis zu einem gewissen Grade schon in sich; für das Uebrige hat die Sorgfalt und Pflege einzutreten, die ihn beständig umgiebt. Hierzu gehört auch, daß man die Extreme der Witterung gar nicht an ihn herantreten läßt, indem man ihn in einem Raum, Kajüte u. s. w. aufbewahrt, den man möglichst in gleicher mittlerer Temperatur zu halten sucht. Der Chronometer, nachdem er mit größter Behutsamkeit zu Schiffe gebracht worden, erhält seinen festen Platz in der Nähe der Schiffsmitte, wo die Schwankungen am geringsten sind, und liegt horizontal in einem warm und weich gefütterten Behälter, der, wie der Kompaß, zwischen Doppelringen in der Schwebe hängt und unten mit Gewicht beschwert ist. Somit stellt sich das System bei den gewöhnlichen Schiffsschwankungen immer senkrecht ein, während freilich die Würfe und Stöße, die das Schiff in schwerem Sturme zu erleiden hat, auch den Chronometer nicht völlig unberührt lassen können. Doch sucht man selbst im Schiffbruch immer dieses wichtige Ausrüstungsstück zunächst zu bergen und zu retten. Der Chronometer soll auch seinen bestimmten Wärter haben, d. h. es soll immer möglichst dieselbe Person das tägliche Aufziehen besorgen. Dies Alles gilt von der eigentlichen Längenuhr des Schiffes, neben welcher von den Offizieren u. s. w. auch noch Taschenchronometer kleineren Kalibers geführt werden.

Die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit wird übrigens dem Chronometer schon von seinem ersten Entstehen an zu Theil. Der Verfertiger giebt das Werk nicht eher aus der Hand, bevor es nicht monatelang täglich geprüft, sein Gang mit einer genau regulirten astronomischen Pendeluhr verglichen ist und die Befunde in ein Tagebuch verzeichnet sind. Die Prüfungen erstrecken sich auch auf das Verhalten der Uhr in verschiedenen Lagen und in künstlich erwärmten und erkälteten Räumen, wobei die Kompensation so lange abgeändert wird, bis Gleichmäßigkeit in verschiedenen Temperaturen erzielt ist. Die Hinausgabe zum Gebrauch geschieht dann stets in Begleitung eines Verhaltscheines, d. h. der schriftlichen Angabe des Ganges, welcher der Uhr eigen ist. In der Idee freilich sollten alle Uhren nur *einen* Gang, nämlich den absolut richtigen, haben; aber eine solch absolute Uebereinstimmung scheint unerreichbar und man ist gern zufrieden, wenn man ein Werk hat, das an und für sich *gleichförmig* geht. Ist einer Uhr das Attest mitgegeben, daß sie täglich eine Sekunde, nicht mehr und nicht weniger, vorläuft oder nachbleibt, so ist sie brauchbar; völlig nutzlos dagegen und kein Chronometer würde sie sein, wenn sie bald vor-, bald nachginge. Eine Abweichung von täglich einer Sekunde macht in 60 Tagen eine solche von einer Minute, aber sie könnte noch weit mehr betragen und die Uhr doch gut sein, vorausgesetzt, daß sie den gleichen Gang immer fortsetzt. Denn dann giebt es beim Gebrauch doch nur die bekannte Differenz hinzu- oder abzurechnen, um stets die wahre Zeit und daraus die wirkliche Länge zu finden. Nun ändern aber die Seeuhren, wie gesagt, unterwegs gern ihren Gang, und darum ist es für ein ausfahrendes Schiff eine Frage von Wichtigkeit, ob und in welchem Maße dies stattfinde, damit nöthigenfalls statt der ursprünglichen Differenz eine andere in Rechnung gezogen werden kann; denn nimmt die Uhr ein rascheres Tempo an, als von Haus aus festgestellt war, so würden bei Nichtbeachtung dieses Umstandes alle

Längenbestimmungen zu weit westlich, im Fall des Langsamergehens dagegen zu weit östlich ausfallen. Man prüft daher den Chronometer so oft als thunlich, indem man nach Sonnen- oder Gestirnshöhen die Lokalzeit bestimmt und daraus bald ersieht, ob er Schritt gehalten oder nicht. Um hierüber ins Klare zu kommen, müssen freilich die astronomischen Aufnahmen mit größter Schärfe gemacht sein, und da das schwankende Schiff hierzu kein geeigneter Boden ist, so benutzt man gern jede Gelegenheit, wenn ans Land gegangen wird, zur Prüfung der Uhren.

Aus alledem ergiebt sich wohl, daß die Seeuhr eine eigenartige Klasse von Zeitweisern bildet, und wenn wir unsere Taschenfreunde zuweilen scherzweise mit dem Namen Chronometer beehren, so ist das eine Schmeichelei für sie und sie lassen sich dafür auch Dinge gefallen, die man den echten nicht bieten darf. Eine Seeuhr darf man nicht öffnen, noch weniger an den Zeigern oder der Stellscheibe rücken, denn es ist klar, daß vom Augenblicke an das Werk aufhören würde, eine Längenuhr zu sein, wenigstens für die in Ausführung stehende Reise, denn es wäre damit das Band zerrissen, das sie an die Normaluhr auf der Hauptstation knüpft, und deren Stellvertreter sie ja nur sein soll. Das ganze Verhalten der Uhr kann nur auf dem Papier, auf Grund ihrer Conduitenliste durch Rechnung korrigirt werden.

Die Chronometermacher sind Künstler, die für jedes ihrer Stücke einstehen und von denen Einzelne sich zu hohem Ruf und Berühmtheit emporschwingen. Fast ein Jeder hat sein besonderes System der Regulirung, das er für das beste hält, und Erfahrung und Takt der besten Künstler sind so ausgebildet, daß sie oft aus bloßem Ansehen des Schwungrädchens und der Spirale im Stande sind vorherzusagen, ob eine Uhr künftig einen raschern oder langsamern Gang annehmen wird.

England ist der stärkste Konsument von Chronometern; folglich werden dort auch die meisten gebaut und unter ihnen finden sich die besten, die überhaupt zu haben sind. Die große Solidität, die unübertreffliche Exaktheit der Arbeit, die vorzügliche Regulirung der englischen Seeuhren werden von Allen gerühmt, die sich derselben bedienen. Die Regulirung hält immer wenigstens für eine einjährige Seereise aus; es giebt aber auch einzelne Ateliers, deren Chronometer zwei und drei Jahre die See halten, ohne daß ihr Gang sich ändert.

Um nun noch einmal auf die populäre Uhrmacherei zu aller Welt Gebrauch zurückzukommen, so ist es ja Niemand unbekannt, daß dieselbe schon längst der Fabrikation anheimgefallen ist, und dies kann den Verbrauchern auch nur lieb sein, denn müßten dieselben ihren Uhrenbedarf bei kleinen Geschäftsleuten ebenso bestellen, wie etwa die Kleidung beim Schneider, so würden das theure Stücke werden und die Uhren könnten nicht so wie jetzt in Jedermanns Händen sein. Die Herstellung der Uhren eignet sich auch ganz besonders für den Fabrikbetrieb, weil sie zur Theilung der Arbeit wie geschaffen ist. Diese Theilung ist denn auch bei der Fabrikation aufs höchste entwickelt; viele Arbeiter fertigen nicht selten ihr Leben lang ein und dasselbe kleine Stück des Mechanismus, irgend einen Theil des Gehäuses oder leisten an einem Stück nur eine einzelne ganz bestimmte Arbeit. Sie stellen sich damit freilich auf die bescheidene Rangstufe von Bruchtheilkünstlern, aber die gewohnte Arbeit geht ihnen dafür auch desto rascher von Händen und fällt um so vollendeter aus.

Frankreich, die Schweiz, England und Deutschland betheiligen sich je nach

ihrer Art gleich lebhaft an der Uhrenindustrie. Wir sahen wie dieselbe in Deutschland ihren Ursprung nahm; ihre Uebersiedelung nach der Schweiz durch Daniel Johann Richard und ihre Entwicklung seitdem, wird den Gegenstand des nächsten Abschnittes bilden. Nach Frankreich verpflanzte sich die Uhrmacherei ziemlich spät durch Schweizer, nachdem es in Deutschland, Holland, England längst schon berühmte Uhrmacher gab. In den besten Zeiten der Renaissance wendeten besonders die Franzosen ihren Geschmack und Kunstsinn auf das Uhrenfach und erhoben es zur Kunstindustrie, eine Blüte, die freilich später, als für Frankreich böse Zeiten kamen, wieder abwelkte, sodaß in einer folgenden Periode nur ordinäre plumpe Waare geliefert wurde. Die Engländer ihrerseits kultivirten mehr das Innere der Uhren, die Verbesserung des Mechanismus und die Solidität und Exaktheit der Ausführung. Die bewährtesten Verbesserungen in den Hemmungen z. B. sind daher englischen Ursprungs. Natürlich hob sich die Kunst auch bei den Franzosen wieder und es wurden mehrere ihrer Uhrmacher berühmt. Jul. Leroy, ein höchst verdienstvoller Künstler († 1759), brachte es zuerst dahin, die Engländer zu überholen, die bisher an der Spitze marschirt waren. Er wendete zuerst das Oel in der Uhr an. Sein Sohn Peter Leroy machte sich durch genaue Seeuhren berühmt. Die Namen Berthoud Onkel und Neffe sind gleichfalls für immer in die Annalen der Kunst eingetragen. Beide lieferten Seeuhren von vorher nicht erreichter Genauigkeit, und die von Ersterem geschriebenen Werke über Uhrmacherkunst haben klassischen Werth.

Nachdem einmal das ganze industrielle Leben in unserm Jahrhundert einen erhöhten und sich immer weiter steigernden Aufschwung genommen, hatte die Uhrenindustrie am wenigsten zu befürchten, irgendwo wieder in Verfall zu kommen. Die Erzeugnisse der englischen Uhrenfabrikate tragen noch jetzt im Allgemeinen den Charakter des Soliden und äußerst Genauen; die französischen exzelliren durch Geschmack und Zierlichkeit, während die Schweizer, sonst den Franzosen ebenbürtig, im Ganzen mehr die Rücksicht auf Wohlfeilheit vorwalten lassen, und sich bemühen, für jedes Land den besondern Geschmack der Abnehmer zu treffen.

Die Taschenuhrenfabrikation der Schweizerkantone Genf und Neuenburg ist weltbekannt. Namen wie Genf, Locle, La Chaux-de-Fonds, St. Imier kann man nicht hören, ohne an Uhren zu denken. Noch manche andere Oertlichkeiten des Gebirgs pflegen die Uhrenindustrie und finden in ihr Ersatz für die Unergiebigkeit des Bodens. In La Chaux-de-Fonds allein, einem Städtchen von 17,000 Einwohnern, giebt es gegen 1500 zum Uhrenfach gehörige Werkstätten, in ähnlichem Verhältniß in Locle, mit einer Bevölkerung von 10,000 Köpfen.

Der Absatzmarkt der Schweizer Uhrenindustrie ist die ganze Welt und muß es sein, denn es sind wenigstens 1½ Million Taschenuhren zu vertreiben, die dort alljährlich fertig werden. Daß aber das Geschäft im Ganzen florirt, beweist seine noch zunehmende Ausdehnung. So hat der Ort Biel erst seit 1850 die Fabrikation bei sich eingeführt, und trotz der nachbarlichen Konkurrenz werden jetzt in Biel von 45 Fabriken alljährlich bis 180,000 Uhren hergestellt.

Daß diese schöne Industrie bei richtiger Behandlung auch eine Verpflanzung in weitere Fernen verträgt, dafür giebt der blühende Zustand derselben zu Glashütte in der Dresdner Gegend einen erfreulichen Beleg. Als der erste

Begründer Lange (aus der Schweiz) der sächsischen Regierung die Absicht eröffnete, die Uhrenfabrikation hierlands einzuführen, erhielt er die Zusage von Vorschüssen aus Staatsmitteln unter der Bedingung, daß dieselbe in einer von zwei bestimmten Ortschaften — den ärmlichsten in ganz Sachsen — ihren Sitz nehme. Es wurde Glashütte gewählt und bald schuf die neue Industrie den traurigen Ort in eine freundliche Heimstätte regen Fleißes um. Die Leute dort sind so geschickte Uhrmacher geworden wie die Schweizer. Es werden in den Glashütter Fabriken nur gute theure Ankeruhren gefertigt, die größtentheils ins Ausland gehen. Daß man diesen guten Fabrikaten bei uns nur selten begegnet, hat einen sehr einfachen Grund. Die Uhrmacher oder vielmehr Händler haben keine Verwendung dafür, weil sie an denselben nicht so viel verdienen als an Schweizer und französischen Uhren.

In der Schweiz giebt es geschlossene Fabriken mit Fabrikherren und Lohnarbeitern in der Regel nicht; alle Theile und Theilchen der Uhr, alle Arbeiten der Zusammensetzung, Verzierung u. s. w. werden von selbständigen Arbeitern in ihren Behausungen gefertigt unter Mitwirkung und Mitverdienst der Familienglieder. Der Unternehmer, der etwa als Fabrikant gelten kann, beschäftigt meist gar keine Arbeiter bei sich selbst, sondern kauft die Theile zusammen, um sie zum Ganzen vereinigen zu lassen. Alle Theile, aus den verschiedensten Händen bezogen, fügen sich doch leidlich zum Ganzen, weil sie alle nach einer Norm gefertigt sind. Die Zerstreuung der Arbeitskräfte in verschiedenen Wohnungen bringt eine Menge kleiner Platzreisen mit sich, denn beständig sind Boten mit Kästchen oder Schachteln unterwegs, die vielleicht ein Dutzend Uhren u. dgl. enthalten, welche in irgend einer Werkstätte ihrer Ausbildung einen Schritt näher gebracht werden sollen.

Damit die Rohstücke einer Uhr ihre Form erhalten und sich schließlich zum vollendeten Ganzen ordnen, sind natürlich eine große Menge verschiedener Arbeitszweige und Manipulationen nöthig. Die zu verarbeitenden Metalle — Messing und Stahl — bestehen aus allerlei Blechen, Schienen, Barren, Stäben, Drähten u. s. w., so weit möglich bereits façonnirt, d. h. so vorgeformt, daß durch bloße Zerstückelung schon die verlangten Theile in roher Form erhalten werden. So giebt ein runder Messingstab durch Zerschneiden mittels der Kreissäge lauter kleine Platten für das Räderwerk, und war derselbe auf der Ziehbank bereits kannelirt, d. h. mit längslaufenden vorspringenden Rippen versehen — der sogenannte Uhrmachertrieb — so haben die Scheiben auch gleich eine rohe Verzahnung. Durch kleine umlaufende Schneidezeuge verschiedener Form, im Allgemeinen Fraisen genannt, durch drehbankartige Maschinen und manche andere, nur der Uhrenfabrikation eigene mechanische Vorrichtungen erhalten die sehr verschiedenartigen Stücke ihre Form in solcher Genauigkeit, daß außer der Polissage nichts mehr daran zu thun ist. Begreiflich müssen fast für jedes Stück, Gestelle, Räder und Getriebe, Wellen und Schrauben, Platinen und Brücken, Zapfen und Zapflöcher, Federn und Federhäuser, Cylinder und Anker u. s. w. besondere Maschinen oder Werkzeuge zur Anwendung kommen. Einer der wichtigsten Apparate ist die Räderschneidmaschine. Daß die feinen gleichmäßigen Verzahnungen an den Taschenuhrrädern gar nicht aus freier Hand herzustellen sind, wird sich auch der Laie sagen können. Das Schneiden besorgt in

der erforderlichen Genauigkeit eine Fraise, von welcher das drehbar eingespannte runde Messingplättchen in immer gleicher Tiefe die Lücken eingesägt erhält, während nach jedem erfolgten Einschnitt das Rädchen vermöge einer großen Theilscheibe genau um soviel weiter gedreht wird, als die Breite des stehen bleibenden Zähnchens beträgt. Nach dem Schneiden werden auf einer andern Vorrichtung, der Wälzmaschine, die Enden der Zähne so zugerundet, wie es für den guten Eingriff und sanften Gang des Räderwerkes erforderlich ist. Uebrigens laufen sich die Verzahnungen der Uhr, nachdem sie in den Gebrauch übergegangen, immer noch glatter, als sie die Fabrik herzustellen vermag; es wird dann von der Triebkraft ein geringerer Theil durch die Reibung im Werke konsumirt und geht daher ein größerer auf die Hemmung über, sodaß eine neue Uhr nach längerer Zeit ihren Gang ändern muß, falls nicht Verdickung des Oels, Staub u. dgl. gerade ebenso viel neue Reibung zu Wege bringen, als getilgt worden war. Auch die Theil- und Schneidmaschine ist eine Erfindung, deren Urheber uns die Geschichte nicht hat aufzeichnen mögen. Ihre Mitwirkung ist schon in sehr alten Uhrwerken zweifellos erkennbar.

Wol die subtilsten unter den formgebenden Arbeiten sind das Schleifen und Bohren der Rubinen für die Zapfenlöcher und die Herstellung der Spiralen für die Unruhe. Das Schleifen und Bohren der hirsekorngroßen Edelsteinchen mittels Diamantpulver geschieht in der Regel durch feine Mädchenfinger. Die Arbeit eines ganzen Jahres findet in einer Pillenschachtel Platz, repräsentirt aber dennoch an Stoff- und Arbeitswerth ein Kapital von oft mehr als 100,000 Franken. Bei der Herstellung von Spiralen ist nicht sowol die Formgebung, als vielmehr die gute, durchgängig gleiche Härtung das Schwierige, welche der Feder gleichsam erst die Seele giebt. Die Spiralfeder bildet ein hervorragendes und oft citirtes Beispiel von der Werthsteigerung eines Rohstoffes durch Arbeit: ein Centner fertiger Spiralen würde 525,000 Francs kosten, der beste englische Stahl ist aber pr. Centner um 170 bis höchstens 200 Francs zu haben, und somit steigert sich der Werth des Rohmaterials durch die Verwandlung in Federn um mehr als das Halbmillionenfache!

Zwischen der Anfertigung der Uhrbestandtheile und ihrer Zusammensetzung oder Posage liegt noch das Stadium der Polissage oder G l ä t t u n g. Der Aufbau ist ebenfalls nicht das Werk zweier Hände, sondern erfordert eine ganze Reihe von Mitarbeitern, deren jeder in der ihm zufallenden Partie Meister ist. Damit in dem Gestelle, welches gleichsam den Baugrund für das zu errichtende Werk bildet, auch Alles an seinen richtigen Platz komme, ist noch eine anscheinend geringfügige und doch hochwichtige Vorarbeit nöthig, auf der das Gelingen alles Folgenden beruht. Die Gestelle werden nämlich nach gegebenen Schablonen mit größter Sorgfalt angestochen und angebohrt, und damit der Standpunkt eines jeden Baustücks genau bezeichnet.

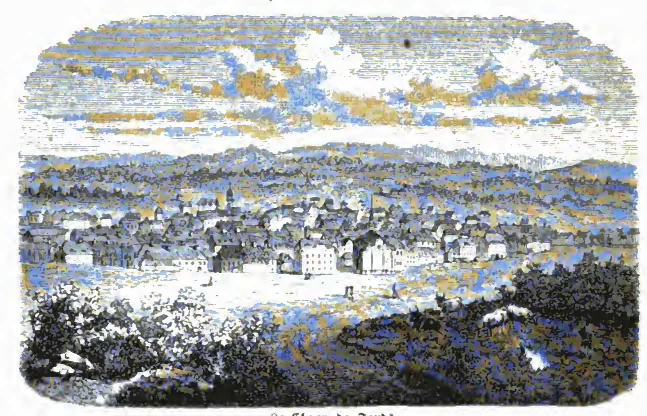
Auf der ersten Stufe des Aufbaues erscheint die Uhr als Rohwerk (ébauche), bestehend aus den runden Messingscheiben, Platinen genannt, den rohen Rädern und noch verschiedenen andern Stücken. Feder, Zifferblatt und Zeiger, sowie das Gehäuse fehlen noch. Der Repasseur prüft nun die Werke und sorgt für ihre weitere Ausbildung in den verschiedenen einschlägigen Werkstätten. Bei

dem sogenannten Finisseur werden die kleinen Tragsäulen der Platinen ein- und die Brücken aufgesetzt, die Räderzapfen abgedreht und eingepaßt, die Räderverzahnungen erweitert und Alles so weit in Eingriff gebracht, daß die Uhr zur Noth gehen kann. Darauf wandern die Platinen und was sonst für die Dimensionen der Uhr maßgebend ist, zum Gehäusemacher und sodann mit dem Gehäuse versehen zum Auftraggeber zurück, um nun mit Zifferblatt und Zeiger versehen zu werden, Stücke, die wieder aus besondern Händen herkommen. An dem im Gehäuse festliegenden Werke werden nunmehr vom Repasseur noch verschiedene Abgleichungsarbeiten an Rädern, Zapfen u. s. w. vorgenommen. Dann wird die Feder nebst Zubehör eingesetzt, und der Echappement-Planteur thut wie sein Name besagt, er setzt die Unruhe nebst Spirale und die übrigen Theile der Hemmung ein. Damit ist die Uhr fertig, aber noch nichts für ihre Verschönerung gethan. Sie wird demzufolge wieder ganz zerlegt, die Schrauben gehen an den Schraubenpolirer, die Stahl- und Messingstücke zu andern Politurgebern, andere Messingtheile gehen zum Feinschleifen (adouciren) und dann erforderlichenfalls zum Vergolder. Inzwischen gingen die Gehäuse an den Gehäusemacher zurück, um das Charnier zu erhalten, dann an den Graveur oder Guillocheur zur Verzierung und weiter an den Polirer, der dem Gehäuse den innern und äußern Glanz verleiht. Schließlich kommen die Gehäuse wieder an den Remonteur, der nun die wieder zusammengesetzten Werke definitiv einsetzt. Nachdem nun noch der Glasaufsetzer das Seine gethan, ist die Uhr zum Verkauf und möglicherweise auch zum Gebrauch fertig. Früherhin mußten alle Taschenuhren vor dem Uebergange ins Publikum erst vom Uhrmacher abgezogen — repassirt — werden, d. h. man zerlegte sie vollständig, prüfte Alles, fand noch mancherlei Unebenheiten auszugleichen, oft eine passendere Spirale einzusetzen u. s. w. Fand sich, daß eine Uhr auch ohnedies fortging, so lief sie sich doch gewöhnlich bald zu Schanden. Wir erinnern uns, wie früher die Leipziger Uhrmacher in den ersten Meßwochen Tag und Nacht Uhren repassiren mußten für die Händler aus dem Osten, welche zu Hause hierzu keine Gelegenheit hatten. Neuerdings hat sich dies sehr geändert und schon daraus ist zu entnehmen, daß die Fabriken jetzt ihre Waaren in besserer Verfassung abliefern. Wenigstens die theurern Stücke bedürfen keiner Nachhülfe mehr.

Die in der Schweizer Fabrikation so vorwiegende Hausindustrie und das ganze zerstreute Wesen des Betriebs ist ein selbstwüchsiges System, das den Schweizern jedenfalls zusagt und ihnen als das beste erscheint. Ein Fremder sollte ihnen den praktischen Beleg liefern, daß bei einer straffern Organisation, bei Zusammenfassung des Betriebs in eine Hand und Anstalt und unter einen leitenden Kopf mehr erreicht werden kann, wenn nämlich der Kopf ein guter, klarer und strebsamer ist, wie der des Herrn Patek, Chef der schönen und rühmlich bekannten Uhrenfabrik zu Genf. Patek ist von Herkunft ein polnischer Edelmann, der in den Jahren 1830—31 als Reiteroffizier neben seinem Bruder, dem Generale, um die Freiheit seines Vaterlandes rang, nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes flüchten mußte und als mittelloser, kaum zwanzigjähriger junger Mensch nach Paris kam. Hier fristete er sein Leben als Gehülfe in einer mechanischen Werkstätte und arbeitete in nächtlichen Stunden in den unterbrochenen Studien seiner Lieblingswissenschaften, Mathematik und Mechanik weiter.

Von Paris ging er nach Genf, wo er für seine Kenntnisse und Pläne einen günstigern Wirkungskreis erwartete. Hier gründete er mit einem böhmischen Uhrmachergehülfen, Czapek, ein Geschäft kleinsten Umfanges, denn die Beiden, aus Mangel an Mitteln ohne Gehülfen, mußten vom Kleinsten bis Größten Alles eigenhändig arbeiten; doch zeichneten sich ihre Uhren durch Güte und Gediegenheit aus, die kleine Firma kam in Ruf und fand einige Abnehmer. Patek jedoch fand sich nicht wie sein Partner in so kleinen Verhältnissen zufriedengestellt; sein Sinn war auf Erweiterung des Geschäftes, Fortschritt und höhere Vollendung der Fabrikation gerichtet. In diesem Sinne strebte er erst allein und bald in Verbindung mit einem Herrn Philipp, einem ausgezeichneten Mechaniker, rastlos und unverwandt dem vorgesteckten Ziele zu. Den Erfolg und die Richtigkeit seiner Ideen zeigt die in ihrer Art mustergiltige Anstalt, mit ihren vielen und doch so gut ineinander greifenden Organen selbst ein gelungenes Uhrwerk. Theilung, aber Einheit der Arbeit ist hier die Losung. Durch zahlreiche, sämmtlich in der Anstalt selbst gefertigte und zum guten Theil auch von ihren Leitern selbst erfundene oder verbesserte Maschinen werden hier alle einzelnen Theile der Uhr in solcher Präcision hergestellt, daß sie, in Verbindung gebracht, sogleich und ohne alles Nachbessern ein möglichst vollendetes Ganze bilden. Dies ist denn freilich von den nach der herkömmlichen Methode gesammelten Beiträgen weder zu erwarten noch zu verlangen. Die hierdurch aber nach zweierlei Richtung erlangten Vortheile liegen auf der Hand: Vereinfachung der Arbeit und Erzeugung höher gewertheter Produkte, zwei Vortheile, die sich nicht oft miteinander verbinden lassen. Das Haus Patek sorgt aber auch noch für die endgiltige Ausbildung, d. h. die exakte Gangregulirung aller seiner Uhren in vorzüglicher Weise. Es wird jedes einzelne Stück ganz denselben Vornahmen und Prüfungen unterzogen, wie sie schon bei der Regulirung der Chronometer zu erwähnen waren. Erst nachdem sie in Hitze und Frost ihre Widerstandsfähigkeit bewährt, in allen Lagen gleich frei von Launen und Unarten geblieben sind, kurz, wenn die Conduitenliste, in welcher das Verhalten jedes einzelnen Stücks fortgesetzt verzeichnet worden ist, nur noch Gutes besagt, können sie unter Patek's Vaternamen in die Welt gehen. Daß eine solche Fabrik mit Erzeugung der wohlfeilern Uhrgattungen sich gar nicht befaßt, ergiebt sich hieraus von selbst.

Die Uhrmacherei ist jederzeit für den rechten Mann ein dankbares Berufsfeld gewesen und ist es noch, wie auch an dem vorstehenden kleinen Lebensbild aus der Gegenwart sich erweist. Zwar der schöpferische Erfindergeist wird hier schwerlich noch Raum finden für große Erfolge, denn die Konstruktion der Uhr ist im Ganzen abgeschlossen und zwar, wie wir sahen, schon im vorigen Jahrhundert. Im Einzelnen jedoch mag immer noch mechanisches Genie, von der Wissenschaft getragen, neue Fortschritte finden, aber in der Richtung, die unsere heutige Industrie immer entschiedener einschlägt, in Vervollkommnung der Produktion bei gleichzeitiger Vereinfachung und Verwohlfeilerung, in der dadurch zu erzielenden größern Absatzfähigkeit der Produkte müssen noch Erfolge liegen, die aller Anstrengung werth sind.



La Chaux-de-Fonds.

2. Daniel Johann Richard.

Einer der armseligsten und einsamsten Erdenwinkel war vor zweihundert Jahren das Thal von La Sagne in den Neuenburger Jurabergen. Nur wenige Menschen lebten in dieser rauhen Wildniß, deren Felsklüfte und finstere Tannenwälder den Wölfen allzeit willkommene Zuflucht boten. Die Sommersonne fand da nicht viel zu reifen. Die abgeschiedenen Kinder der Juraschluchten kannten die goldene Traube, die lachenden Aepfel und all das süße, prächtige Steinobst wol nur vom Hörensagen. Sie wußten nichts von allen den Herrlichkeiten, welche draußen im weiten Lande die ewig gütige Natur im Ueberflusse hervorbrachte. Armselig wie ihr Leben waren auch ihre Hütten, die entweder in der Mitte der Hochthäler, wie eine furchtsame Herde in ein Gebirgsdörflein zusammengedrängt, oder am Hang der Berge, am Saum der Wälder klebend, überall ein für Menschenwohnungen nicht besonders einladendes Aussehen zu haben pflegten. Und doch war auch die schlechteste dieser Hütten eine geliebte Heimat, ein Traumbild des höchsten Glückes für alle Diejenigen, die irgendwo draußen in der weiten Welt soviel zu erringen suchten, um daheim in den stillen Bergen ein genügendes Dasein, ein frohes Alter zu haben. Denn heim mußten sie, heim in die Berge, in die rauchige Hütte, wo das Gewühl, die rauschende Pracht der Städte, ihre mannichfachen Pilgerfahrten und Erlebnisse Stoff genug boten zur Unterhaltung in den langen, langen Winterabenden, wenn, wie jetzt noch in den abgeschlossenen Alpenthälern geschieht, der hohe Schneefall jede Verbindung mit den nächsten Nachbarn abgeschnitten hat, Weg und Steg verloren ging und die Familie, wie Robinson auf seiner Insel, ganz auf sich allein angewiesen ist. Wenn die Bewohner der Juraberge auch nicht zu Hunderten in ferne Länder zogen, um, wie die Engadiner und Teissiner, als Kastanienbrater, Chokoladesieder, Zuckerbäcker,

Gipsfigurenhändler, Zinngießer, Bilderbogenmänner ein Stück Geld zu erobern, so gab es doch solche, welche die großen Messen besuchten und zwar mit dem einzigen Industrieprodukt ihrer unfreundlichen Berge, mit jenen Ackergeräthen, Sensen, Hacken, Schaufeln, die in den verborgenen Waldschmieden aus dem heimischen Eisen verfertigt wurden; denn der Jura birgt den Eisenstein in seinen tiefen Klüften, und noch jetzt, oder vielmehr jetzt erst recht, glühen in den Bernerbergen die Hochöfen, und die Waldwasser treiben riesenhafte Hämmer Tag und Nacht. Noch jetzt findet man auch Spuren dieser Gewerbthätigkeit z. B. bei La Chaux-de-Fonds zu Crausettes. Nur ist jetzt der große Wald nicht mehr da, sondern die kleinen Schmieden stehen entweder zwischen Palästen oder draußen auf der freundlichen, sonnigen Gemarkung in duftigen Bergwiesen.

Wovon die Menschen in diesen abgeschlossenen Thälern vor zweihundert Jahren lebten, erscheint wie ein Räthsel. Kartoffeln kannte man nicht, ebenso wenig als die meisten Gemüse, welche heutzutage auch von dem Unbemittelten täglich genossen werden. Gewiß war ein Stück weißes Brod im Jura damals ein Leckerbissen, zu dem man nur bei Festanlässen gelangte. Milch, Hafergrütze und Wurzelgewächse mögen die Hauptspeise der Hirten, Holzschläger und Schmiede des Gebirges gewesen sein.

Haben wir mit ein paar Zügen dargestellt, wie es vor zweihundert Jahren im Neuenburger Jura aussah, so wollen wir auch noch gleich sagen, wie es jetzt dort beschaffen ist. Man kann sich nicht leicht einen größeren Gegensatz vorstellen. Zwar sind die Berge noch dieselben wie sie vor zweihundert Jahren dem Reisenden erst blau, dann grün in der Ferne auftauchten, wenn er aus der ebenen Schweiz der guten alten Stadt Neuenburg mit ihrem finsteren Schloß entgegenfuhr. Aber wenn es damals eine Art Unternehmen war, über die vielen Berge in das Thal von La Sagne oder nach Locle hinaufzusteigen, so kann dieses Unternehmen jetzt in einem halben Nachmittag ausgeführt werden; der Pfad ist nicht mehr ein gefährlicher, an Abgründen hinkriechender, von Felsstürzen bedrohter Bergsteig, sondern eine Eisenbahn, so großartig angelegt, daß sie mit Recht zu den bewundertsten Kunstwerken der Neuzeit gezählt wird. Wie eine ungeheuere Riesenschlange windet sie sich zuerst durch die reizenden Rebgelände am Seegestade, dann auf die Hochterrasse des Thals von Vallengin, dann durch die würzigen Tannenwälder empor, verschwindet plötzlich wie eine Zauberei der Berggeister und gleitet jenseit des Gebirgszuges aus einem mächtigen Felsenthor in ein neues Thal hervor, bis sie endlich, mehr als 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, aus der Tiefe der Erde heraustritt. — Da ist La Chaux-de-Fonds, „das große Dorf". Der Sommer ist da noch nicht länger geworden, der Winter, der schon Anfangs September beginnt und sich die Herrschaft oft bis Ende Mai vorbehält, wirft noch immer seine haushohen Schneemassen auf die Wildniß, die jetzt noch nichts anderes als Hafer und Gerste reift. Aber die Hirtenhütten sind verschwunden. Ueberall hin ziehen Kunststraßen, prächtige steinerne Häuser reihen sich zu einer schmucken Stadt mit Kirchen, Schulen, Spitälern, Hotels und Denkmälern berühmter Bürger. Siebzehntausend Menschen nennen jetzt „das große Dorf" ihre Heimat! Und wie in La Chaux-de-Fonds, so sieht's aus in Locle, in La Sagne, in Brenets — überall schaut

der Reichthum aus blumenbesetzten Fenstern, überall ist ein geheimnißvolles, emsiges Schaffen im Innern der Häuser — da werden die verborgenen Schätze zu Tage gebracht, die Schätze, die das Land aus einer öden Wildniß umgeschaffen haben in ein wohnliches Daheim mit Allem, was das Leben lieb macht. — Das Zaubermittel, das jede Wildniß in ein Paradies umschafft, heißt Arbeit!

Die Neuenburger Bergbewohner können nicht, wie ihre Mitbürger unten am See, den Weinstock bauen oder ihr Land besäen, aber die gütige Vorsehung wies ihnen eine Arbeit zu, die als ein wahres Gottesgeschenk alle Hütten beglückte und segnete, nämlich die Uhrmacherei, welche im Jahre 1587 durch Charles Cousin nach Genf verpflanzt wurde, achtzig Jahre später, nachdem Peter Hele die „lebendigen Nürnberger Eier", jene seitdem vielbegehrten Taschenuhren, ausgebrütet hatte, von denen wir weiter vorn gesprochen.

Es kann keine Beschäftigung geben, welche besser in diese Gebirgsgegenden passen würde. Einfach, daß ein Kind dabei verwendet werden kann, erhebt sie sich in einer Menge von Abstufungen und Zweigen bis zur Kunst, die das höchste leistet, was Talent, Genie und verfeinerte Berufsbildung zu leisten vermögen. Die Uhrmacherei zwingt die Arbeiter nicht, in großen Werkstätten beisammen zu arbeiten. Ein Stübchen mit ein paar hellen Fenstern, das zugleich Wohnzimmer ist, genügt als Arbeitsraum für die ganze Familie; denn Mutter, Knaben und Töchter helfen mit. Eine solche Manier zu arbeiten gestattet auch das Bestellen der paar kleinen Grundstücke, das ist bald besorgt. Da sitzen sie nun beisammen, jedes mit seinem Werkzeug, und fertigen Hunderte, Tausende von winzigen Stücklein, Schrauben, Rädchen, Zäpfchen, Federchen — eines wie das andere. Da müssen hundert Familien das Erzeugniß ihres Fleißes zusammentragen, bis man eine Uhr daraus machen kann.

Welch eine interessante Kette von einträglicher feiner Arbeit! Welch ein wunderbarer Ausbau einer Industrie, die durch den Genius eines Mannes Tausende beschäftigt, nährt, bereichert!

Wenn es sich für den Wißbegierigen der Mühe zehnfach lohnt, die Uhrmacherei in ihrer jetzigen Vervollkommnung in allen ihren Abstufungen kennen zu lernen, indem wir alle die Familienwerkstätten durchwandern, die irgend ein Stück in unsere Taschenuhr zu besorgen haben, so ist es nicht weniger lehrreich, auf den Uranfang des Geschäftes zurückzugehen und im Geiste einzutreten in jenes dunkle Häuschen von La Sagne, in welchem im Jahre 1665 Daniel Johann Richard, genannt Bressel, das Licht der Welt erblickte. Man weiß, wie es leider bei solchen Männern sehr oft der Fall ist, über die Herkunft Richard's außerordentlich wenig, nichts weiter, als daß die Familie Richard aus Valangin stammte und aus unbekannten Gründen ins Thal von La Sagne hinüberzog. Man weiß aber, daß Daniel Johann schon als Knabe die Bewunderung der Bergbewohner erregte. In allen Bächlein des Thales errichtete er große Wasserwerke, Räder und Stampfen, denen man es kaum ansah, daß sie mit einem ganz elenden Messer geschnitzt waren. Diese kindlichen Vorstudien ließen indessen ahnen, daß in dem Knaben ein tüchtiges Talent schlummere, und es gab Leute, welche bei der Besichtigung der sinnreichen Getriebe den Vater Daniel Richard's beglückwünschten und ihn aufmunterten, aus dem Knaben

„etwas Rechtes“ werden zu lassen. Der Vater war dazu ganz geneigt, aber er verstand darunter ein Handwerk. Es ist leicht zu denken, daß in der armen Gegend die Handwerker wol verhältnißmäßig die wohlhabendsten Leute waren, besonders diejenigen, welche Marktartikel verfertigten. Daniel Johann wurde zu einem Schlosser gethan und erhielt von seinem Vater die besondere, herzlich gut gemeinte Ermahnung, von nun an alle unnützen und zeitraubenden Spielereien aufzugeben und sich einzig mit Dingen zu beschäftigen, die zu seinem Berufe gehörten. Der Verlauf von Daniel Johann's Leben erwies zwar, daß der Vater unnöthige Besorgnisse gehabt, aber wer wird sagen wollen, der alte Mann sei von nicht ganz richtigen Grundsätzen ausgegangen. Nicht blos ganz gewöhnlich begabte Jünglinge, nein — auch ganz besondere Talente sind schon auf bedenkliche Abwege gerathen, sogar verdorben, weil ihnen zu ihrem Lebensberuf der rechte Ernst, die Sammlung des Geistes fehlte, wenn sie sich in Spielereien, Pröbeleien und Phantasien verstrickten und verloren.

Daniel Johann war aber ein guter, verständiger Knabe. Er versprach seinem Vater das Beste, ließ seine sinnreichen Wassergetriebe im Stich und handhabte früh und spät seine Feilen, Hämmer und Bohrer. In Mußestunden erwies der junge Schlosserlehrling Nachbarn und Bekannten die Gefälligkeit, ihre Wanduhren auszubessern, eine Kunst, die dazumal wol von einem Feuerarbeiter betrieben werden konnte, weil das Räderwerk ganz aus Eisen, daneben äußerst plump und einfach gemacht war.

Da entschied ein Zufall den Lebensberuf Johann Richard's. Im Jahre 1679, als der Knabe 14 Jahre alt war, kehrte ein Pferdehändler aus La-Chaux-de-Fonds Namens Peter von einer großen Reise heim und brachte aus London eine jener Uhren mit, die nach ihrer Form und ihrer ursprünglichen Heimat Nürnberger Eier genannt wurden. Es läßt sich denken, wie die Bergbewohner dieses Wunderwerk anstaunten. Leider hatte es einen kleinen Fehler — es ging nicht mehr — der Pferdehändler wird es wol nicht allzu subtil behandelt haben. Wer sollte das Ding wieder in Gang bringen? Wahrscheinlich kannte Peter bereits die Geschicklichkeit und den Scharfsinn Johann Richard's — zudem hatte der Schlosserlehrling ja auch schon eiserne Wanduhren ausgebessert, warum sollte es ihm nicht möglich sein, das eigensinnige Nürnberger Ei aus London zu kuriren? — Der junge Richard empfand bei diesem Ansuchen jene selige Freude, die nur beim Anblick der heißersehntesten Gegenstände in uns erwachen kann. Leider weiß aber die Geschichte zu erzählen, daß diese unschuldige Freude sofort stark gedämpft worden sei. Richard's Vater verbot ihm nämlich förmlich den Versuch einer Reparatur dieses Kunstwerks. Mußte er nicht schon täglich mit stillem Aerger sehen, wie der junge Mensch alle Arbeit bevorzugte, bei der es irgend etwas zu studiren gab, wie er die gewöhnliche Schlosserei nur mit geheimem Widerwillen zu betreiben schien — und was kam dabei heraus, wenn der unerfahrene Jüngling sich nun hinter das seltene, theuere Kunstwerk machte und es höchst wahrscheinlich noch mehr verdarb? Konnte dann Peter nicht mit Recht den Vater für den Schaden belangen, den der Sohn angerichtet hatte? — Peter, der die geheimen Beweggründe Vater Richard's sehr gut errieth, beschwichtigte den Aengstlichen mit der bestimmten Versicherung, daß er, wenn auch der Ver-

such mißlänge, dem jungen Menschen nicht einmal Vorwürfe machen, geschweige denn Schadenersatz verlangen werde. Und damit übergab er seinen kostbaren Schatz dem jungen Künstler mit vollem Vertrauen in seine landberühmte Geschicklichkeit. Dieses Zutrauen eines Mannes, der weit in der Welt herumgekommen, stärkte die Zuversicht des Jünglings mächtig und erschien ihm als eine gute Vorbedeutung für den Erfolg. Muthig machte er sich an die Arbeit mit allem Feuereifer des Selbstvertrauens, der Jugend und des Talentes — und welche Freude! Er brachte das Werk in Gang zur großen Befriedigung des Besitzers, wie auch zur endlichen Beruhigung seines Vaters. Mit dieser gelungenen Heilung der unförmlichen Londoner Taschenuhr von ihren Gebrechen war die Uhrmacherkunst gleichsam frisch erfunden, namentlich für das Juragebirge.

Der junge Richard hatte die Uhr ganz in ihre einzelnen Theile zerlegt, um zu sehen, wo der Fehler stecke. Er studirte dabei sehr sorgfältig die Bedeutung jedes besondern Stücks, das Ineinandergreifen der Theile, alle denkbaren Verhältnisse, und kaum glaubte er den Mechanismus begriffen zu haben, so faßte er den kühnen Vorsatz, ein ähnliches Werk wie das geschaute aus sich selber herzustellen. Aber womit? Er bedurfte natürlich einer Menge Werkzeuge, die in einer Schlosserwerkstätte nicht zu finden waren. Wo ließen sie sich überhaupt finden? „Es fehlte ihm Alles", sagt einer seiner Biographen, „aber er besaß die Hülfsmittel eines großen Geistes".

Nicht weniger als ein volles Jahr verwendete er zur Herstellung der allernöthigsten Werkzeuge, noch ein weiteres halbes Jahr — und seine eigene Uhr lag fertig vor ihm! — Mit ebenso großem Recht und Vergnügen wie jener griechische Weltweise durfte er ausrufen: „Ich hab's gefunden!" Die erste Uhr im Jura war fertig und sie ward von den Nachbarn noch mehr bewundert, als die vorher reparirte fremde.

Man kann das Jahr 1681 als das Geburtsjahr der ersten Neuenburger Uhr betrachten. — Es braucht wol kaum gesagt zu werden, thut auch dem Genie Richard's nicht den mindesten Eintrag, daß seine erste Uhr noch ein sehr schwerfälliges und plumpes Ding war. Diese Kunst lag noch in ihrer Kindheit, und natürlich ließ Richard's Muster ebenfalls außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Das fragliche Modell, wie das Kunstwerk Richard's gehörten zur Gattung der sogenannten Tourbillons. Es gab da noch keine Spiralfeder — der Schwingel machte eine große Zahl von Oscillationen, ein Endchen Darmsaite ersetzte die Kette, welche die Spindel mit dem Federhäuschen vereinigt. Das Zifferblatt war von Zinn, die Schale aus Messing. Die Räder hatten mehr als zwei Zoll Durchmesser, und die Stützen, welche die Bodenscheibe tragen, einen Zoll Höhe. Ein solches Wunderwerk würde heutzutage etwa als Kinderspielzeug für einen halben Franken gekauft, und doch wäre gerade dieses plumpe Ding würdig gewesen, als Denkmal der ersten Industrie der Jurathäler in irgend einer öffentlichen Sammlung aufbewahrt zu werden. Leider dachte Niemand daran, gerade diese Uhr aufzubewahren und der Nachwelt zu überliefern.

Die Erfolge Richard's führten ihm bald nicht blos Scharen Neugieriger, sondern auch Kauflustige zu. Sein hauptsächlichster Geschäftskreis war anfänglich die benachbarte Freigrafschaft Burgund mit ihren vielen Klöstern, Pfarrhäusern

und einsamen, mittelalterlichen Edelsitzen. Eine Richard'sche Uhr kostete etwa hundert Franken, ein ziemlich theures Vergnügen, wenn man bedenkt, daß gar kein edles Metall verwendet wurde — gar nicht zu theuer aber, sobald man berücksichtigt, daß Richard mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bis nur geeignete Werkzeuge erfunden waren.

Nachdenken, Erfahrungen und auch irrthümliche Berechnungen gaben ihm nach und nach das Zweckmäßige ein und führten ihn je und je zu größerer Vollkommenheit. Die Theilung der Arbeit war zu jener Zeit noch gar nicht vorhanden. Der Uhrmacher mußte alle Hülfsmittel in sich selbst suchen und finden — das Räderwerk, die Zäpfchen, die Schale, die Gravirung, die Vergoldung u. s. w. Die Herstellung der Räder machte Richard am meisten zu schaffen und war er am wenigsten davon befriedigt. Da erzählte ihm ein Reisender, es gebe in Genf eine Maschine, welche die Räder zähne, und zwar so genau und so fein, als man es nur haben wolle. Richard reiste sofort nach Genf und suchte die Maschine auf. Man machte aber ein Geheimniß aus derselben und verweigerte ihm jeden Einblick. Aber Richard war nicht so leicht abzuweisen. Er sah Räder, die mit dieser geheimnißvollen Maschine geschnitten worden waren, und begriff sogleich, daß das Hauptstück aus einem Schneidrad und einer Platte mit Zahlen bestehen müsse. Mit dieser Vorrichtung ließ sich jedenfalls die Zahl der Zähne bestimmen, und es mußten die Zahnlücken vollkommen gleichmäßig ausgeschnitten werden. Soviel errieth Richard. Es war für ihn hinreichend. Nach La Sagne heimgekehrt, verfertigte er während eines halben Jahres eine Räderschneidmaschine, welche seinen Bedürfnissen vollkommen entsprach.

Richard's erster Lehrling zu La Sagne war Jakob Brandt, genannt Gruerin. Dieser verpflanzte den neuen Erwerbszweig in sein Heimatsdorf La Chaux-de-Fonds, wo er bald selber mehrere Schüler heranbildete. Im Jahre 1705, zur Zeit als die Uhrenmacherei in Genf bereits einige Bedeutung erlangt, siedelte Daniel Johann Richard nach Locle über, weil er hoffte, in dem damaligen Hauptorte der neuenburgischen Thäler mehr Erfolg für sein Geschäft zu finden, als in dem einsamen La Sagne. Schon in letzterem Orte waren ihm zwei Söhne geboren worden, in Locle kamen noch drei hinzu. Alle fünf widmeten sich unter des Vaters Leitung der Uhrmacherei. Das war die erste jener vielen Familienwerkstätten, die, obschon früher so allgemein, leider anfangen sich zu mindern, wenigstens in den großen Dörfern. Jeder der sechs Uhrmacher der Familie Richard schenkte seiner Kunst einen bedeutenden Beitrag an Beobachtungen, Versuchen, Vervollkommnung. Diese geistigen Erwerbnisse für den Beruf waren gleichsam ein Familienschatz, den sie täglich um die Wette vermehrten. Sie gelangten bereits so weit, Datum-Uhren und Repetirwerke zu verfertigen — die Arbeit begann sich zu theilen zwischen ihnen und den Berufsgenossen, die sie herangebildet hatten. — Es gab schon Schmelzarbeiter (émailleurs) Schalenmacher, Federnmacher. Die Stahlkette trat inwendig an die Stelle der Darmsaite, die Unruhe an die Stelle des Schwingels.

Die Kunst wurde durch die Familie Richard selbst soweit gefördert und zum Gemeingut der Heimat gemacht, daß schon beim Tode des Begründers, der 1741 in Locle erfolgte, die Arbeit überall fest eingebürgert war, und daß

11 Jahre nachher, anno 1752 bereits 466 fleißige und intelligente Uhrmacher in den Jurabergen gezählt wurden.

Die Zahl der erfinderischen Köpfe, die schon im vorigen Jahrhundert, wiewol sie, was bei uns als ein Greuel gegolten hätte, die Uhrmacherei gar nicht „gesetzlich erlernt hatten", und welche sich ohne zünftige Lehrzeit und Meisterstück um die Hebung der Uhrmacherei hoch verdient gemacht, sowie dasjenige, was sie geleistet, füllt in der Geschichte der Industrie manch lehrreiches Blatt. Als Erfinder neuer Werkzeuge wird Abraham Robert gerühmt, der den Eingriffzirkel erfand, Daniel Porallet wegen seiner Räderstellwerkzeuge, Johann Heinrich Maimet, welcher eine Maschine ausdachte, womit man auf das Genaueste die Glieder der Kette zu verschneiden vermag. Johann Ditay gelangte zu Ruf durch vortreffliche Gehäuse aus Chagrin, welche den Jaspis und den Achat nachahmten. Unter den wirklichen Uhrmachern jener Zeit stehen obenan Ducumin, von Haus aus ein Sichelmacher, und Peter Builla, ein ehrsamer Schuster. Letzterer fertigte Uhren, die ohne Schlüssel blos durch Drücken eines Knöpfchens aufgezogen wurden; Recorder solche, die sich von selbst aufzogen, alle aber überragt Jakob Droz und zwar Vater und Sohn, die Verfertiger jener bewundernswürdigen Uhrenwerke oder Automaten, welche vor mehreren Jahrzehnten noch Gegenstände allgemeiner Neugierde bildeten. Ihnen reihten sich an als nicht minder bedeutende Uhrmacher die Gebrüder Mailardet, und es sind bis zum heutigen Tage die Künstler, die das Zeug der Droz und Mailardet an sich haben, in den Bergen des Jura nicht ausgestorben.

Noch blüht die Familie Richard, und bis zur Stunde hat sich die Kunst in ihr forterhalten und weiter ausgebildet. Es ist hocherfreulich für eine Familie, den Verdiensten der Ahnen fort und fort neue eigene hinzufügen zu können, besonders wenn diese Verdienste so beschaffen sind, daß sie in weitesten Kreisen Segen bringen und Anerkennung finden.

Verschiedene begünstigende Umstände wirkten zusammen, um der Uhrmacherkunst besonders in den neuenburgischen Bergen eine rasche, äußerst vortheilhafte Entwicklung zu geben, sowol in Beziehung auf die Solidität der Arbeit, als auch auf die Ausdehnung derselben. Das Bächlein ist zum herrlichen Strom geworden. Die 466 Uhrmacher des Jahres 1752 sind heute zu mehr als 10,000 angewachsen, ganz ungerechnet die große Zahl der Werkzeugfabrikanten und der Handelsleute speziell für Uhrmacherei.

Bereits im Jahre 1780 waren in Genf über 6000 Menschen mit Anfertigung von Uhren und ihren Bestandtheilen beschäftigt. Allerdings brachten die französische Revolution und andere unvorhergesehene Ereignisse den erfolgreichen Fortgang der neuen Industrie in Stockung, aber doch nur vorübergehend.

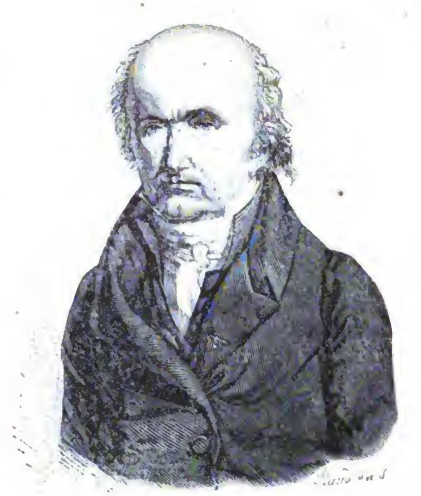
Von Neuenburg aus hat sich die Uhrenfabrikation über alle Thäler des Jura nach den angrenzenden Kantonen verbreitet und über die Schweiz hinaus nach Savoyen und bis nach Frankreich hinein. Im Jahre 1830 produzirten 25,000 Jurabewohner gegen 250,000 Uhren. Fünfzehn Jahre später lieferte jene gewerbreiche Bevölkerung bereits 600,000 Taschenuhren, die einen Werth von mehr als 5 Mill. Thalern repräsentirten. Seitdem hat sich die Industrie mehr als verdoppelt und nach dem Fabrikationswerthe noch überaus gesteigert.

Ueber Havre allein gehen jährlich gegen 250,000 Taschenuhren nach Nordamerika, und die Erzeugung der schweizerischen Uhrenindustrie wird, wie bereits weiter vorn erwähnt, heute auf 1½ Mill. Uhren zum Werthe von über 20 Mill. Thaler veranschlagt. La Chaux-de-Fonds, der Hauptstapelplatz der Uhrenfabrikation produzirt für sich allein um 8 bis 10 Mill. Thaler. Nicht häufig findet man Arbeiter durchgängig in so guten Verhältnissen, gleich denen in den Thälern des Jura. Fortwährend finden sich in Genf, La Chaux-de-Fonds und Locle Handelsleute aller Nationen und Erdtheile ein, um an diesen Hauptpunkten der Uhrenindustrie, wo sich ihnen die größte Auswahl darbietet, aber auch in Les Ponts und Fleurier persönlich ihre Einkäufe zu bewirken. Frankreich liefert heute seine trefflichen Räderwerke nach der Schweiz und empfängt solche als Uhren zurück. Unter den europäischen Hauptabnehmern der Schweiz figuriren Deutschland, Rußland und England, der erste Kunde ist jedoch immer noch Nordamerika. Auf dem Wege durch Rußland finden die Schweizer Uhren ihren Weg bis nach China, meist Arbeiten in jenen enormen Größen und phantastischen Formen, wie sie im Lande der Mitte üblich sind. Man hat dergleichen für den Kaiser von China und seine Mandarinen bestimmte Meisterstücke auf der vorletzten Pariser Ausstellung vielfach bewundert — oder vielmehr angestaunt.

Dank der Kunst, deren Wiege La Sagne war, hat sich die Bedeutung und der Wohlstand von Richard's Heimat stetig gehoben. Aus armen, kleinen und unbedeutenden Dörfern sind die Hauptorte der Uhrenindustrie zu reichen und dichtbevölkerten Städten emporgewachsen. La Chaux-de-Fonds, das „große Dorf", wie es sich selbst in stolzer Bescheidenheit nennt, schreckte im Jahre 1863 nicht vor der großartigen Aufgabe zurück, das eidgenössische Schützenfest zu übernehmen und glücklich durchzuführen. Gerade dieses herrliche Fest bot die seltene Gelegenheit, einen Einblick in die enorme Ausdehnung und Ausbildung der Uhrmacherei zu gewinnen. Es fand nämlich dort eine Ausstellung aller Erzeugnisse der Uhrmacherei statt, von der einfachsten Wanduhr bis zum kunstvollsten Schiffschronometer. Da sah man goldene Taschenührchen, die man, wie der Volksausdruck sagt, in einem Auge hätte verbergen können, da waren Sortimente von gutgehenden garantirten Uhren, deren Wohlfeilheit fabelhaft erscheint — da sah man Gravuren, deren Feinheit nur durch echte Künstlerhand erzeugt werden konnte, wie denn eben eine Menge Künstler und Künstlerinnen in der Uhrmacherei thätig sind.

„Und wem", so fragt der geistvolle Neuenburger Huguenin in seiner noch ungedruckten „Beschreibung von Neuenburg", wem verdanken die Bergbewohner ihren Segen und Wohlstand daheim, ihren Ruf in allen Erdtheilen? Wem anders als Daniel Johann Richard, genannt Bressel, dem Bürger von La Sagne! Er ist es, der durch sein Genie und seine Beharrlichkeit die erste Triebfeder in den Händen der Vorsehung ward, die neue Industrie und mit ihr so manchen einträglichen Erwerbszweig in jenen Bergen einzuführen!

Richard's Gebeine ruhen auf dem Friedhof zu Locle. Vielleicht, daß der Wunsch des Geschichtschreibers der Berge in Erfüllung geht und die Verdienste seines wackeren Landsmannes dereinst noch durch Errichtung eines Denkmals geehrt werden. — Todte ehren, heißt Lebende lehren.



Abraham Louis Breguet.

3. Abraham Louis Breguet.

Auch dieser Mann gewährt uns gleich dem vorigen, bei aller Verschiedenheit der Richtung, das Bild eines Lebenslaufes, der von der untersten Staffel der gesellschaftlichen Stufenleiter ausgehend, zu Ansehen, Ruhm und Reichthum emporstieg, das Beispiel eines Wackern, der dabei dem bloßen Glücke nichts, vielmehr sich selbst Alles verdankte, denn seine Erfolge waren nur der Lohn seiner ausdauernden, sein ganzes Leben erfüllenden, von hoher Intelligenz geleiteten Arbeit, seines unablässigen Vorwärtsstrebens, seiner Begeisterung für das Fach, dem er alle seine Kräfte gewidmet. „Sich an den ersten Platz eines schwierigen und nothwendigen Berufs stellen", sagt Fournier in seiner Lobrede auf Breguet, „erfinden und vervollkommnen, dem Schiffer Führer, den Wissenschaften neue Rüstzeuge in die Hand geben, sein Glück begründen auf dem Grunde der allgemeinen Wohlfahrt, Freundschaft genießen, Undank nicht kennen lernen und vom Neide unangefochten bleiben, das ist ein glückliches und ehrenreiches Leben. Mögen die Künste stets so würdigen Lohn für ihre Jünger bereit haben!"

Breguet war von Geburt gleichfalls Schweizer, von Herkommen Franzose, denn sein Großvater gehörte zu den hugenottischen Flüchtlingen und hatte sein Asyl in Neufchatel gesucht. Geboren am 10. Januar 1747, zeigte der Knabe, wie so Manche, aus denen später noch was Rechtes wird, wenig Talent und Neigung für die Schulwissenschaften, ließ überhaupt nicht ahnen, daß er für irgendwelche Laufbahn besonders begabt sei. Kaum zehn Jahre alt verlor er seinen Vater. Die noch junge Mutter, mit zwei Kindern in ziemlich ärmlichen Verhältnissen,

heirathete wieder und zwar einen Uhrmacher. Der Stiefvater gab dem Knaben Unterweisungen in der Uhrmacherei, die dieser anfänglich unlustig und gelangweilt hinnahm; allmälig schwand sein Widerwille, und es entwickelte sich bei ihm ein lebhaftes Interesse für mechanische Kombinationen, das endlich zu einer wahren Passion wurde. Hiernach war über seinen künftigen Beruf kein Zweifel mehr.

Die Uhrmacherei wurde schon damals in ihrer schweizerischen Heimat in großem Maßstabe betrieben, aber man fertigte fast ausschließlich nur ordinäre Handelswaare. Der junge Breguet dagegen zeigte schon frühzeitig eine entschiedene Abneigung gegen alle dergleichen Halbwegsarbeit: nur Arbeiten höherer Gattung, Präzisionswerke hatten Reiz für ihn. Der Stiefvater, in der richtigen Ansicht, daß zur Entwicklung so seltener Anlagen Neufchatel nicht der Ort sei, gab den fünfzehnjährigen Knaben zur Lehre nach Versailles, wohin die Nähe des Hofes damals eine große Anzahl geschickter Künstler gezogen hatte. Kaum hatte unser Breguet hier seine Lehrzeit beendet, als er seinen Stiefvater und bald auch seine Mutter durch den Tod verlor. Sie hatten nichts vor sich gebracht. Jetzt stand er nicht nur allein auf sich angewiesen, sondern er war nun auch die einzige Stütze seiner mit ihm verwaisten jungen Schwester. Die Beharrlichkeit des jungen Mannes half ihm diese schwierige Periode glücklich überwinden: tüchtige Arbeit und gute Führung gewährten ihm die Mittel, nicht nur für Zwei zu sorgen, sondern er erübrigte auch die Zeit, um einen Kursus der Mathematik durchzumachen, deren Unentbehrlichkeit für seine höhern Kunstzwecke er sehr wohl begriff. Von da an begann der Name Breguet sich über die Menge emporzuheben und sich denen beizugesellen, die in der Geschichte fortzuleben bestimmt sind.

Eine der ersten Erfindungen Breguet's war die sich selbst aufziehende Taschenuhr, die alsbald beim Publikum in große Gunst kam. Eines Tages im Jahre 1792 zeigte der Herzog von Orleans bei seiner Anwesenheit in London ein solches Werk dem Künstler, welcher damals als der erste Uhrmacher in Europa galt, eben dem schon erwähnten Arnold. Dieser Meister und jedenfalls kompetente Beurtheiler war über Breguet's Arbeit so entzückt, daß er sofort nach Paris reiste, um die Bekanntschaft eines so viel vermögenden Kollegen zu machen. Zugleich brachte er seinen Sohn mit, um ihn bei Breguet in die Lehre zu geben. Dieser John Arnold, der in derselben zwei Jahre verblieb, wurde nachgehends ebenfalls einer der vorzüglichsten englischen Uhrmacher.

Als in Frankreich die Schreckensherrschaft hereinbrach, wurde auch Breguet, der friedlichste und harmloseste Mensch von der Welt und mit nichts als seinen Berufsarbeiten beschäftigt, dennoch denunzirt und gezwungen, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Einflußreiche Freunde waren ihm zur Flucht nach London behülflich, wo er zwei Jahre blieb. Hier hätte der geschickte Mann, dem ein wohlverdienter Ruf vorausgegangen war, mit Vortheil ein Geschäft begründen können, aber er dachte nur an die Rückkehr in sein Vaterland. Dennoch waren diese zwei Jahre nicht verloren: unser Flüchtling füllte sie ganz mit mechanischen Studien aus, und zwar in Gemeinschaft mit seinem Sohn, der ihn begleitet hatte. So mit erweiterten Kenntnissen in die Heimat zurückgekehrt, fand er seine Werkstätte zerstört, aber in der Hülfe von Freunden und seiner eigenen geistigen Tüchtigkeit boten sich ihm die Mittel, sich wieder zu etabliren und bald seine

Werkstätten zu vergrößern. Obgleich schon fast ein Fünfziger, ging er gleichwol mit dem Feuer der Jugend von Neuem an die Arbeit. Er nahm seinen Sitz in einem alterthümlich wunderlichen Hause nahe dem Pont-neuf, das er nie wieder verlassen mochte, dessen Fronte noch heute seinen Namen trägt und das im Aeußern und Innern bis aufs kleinste so belassen worden ist, wie es damals war. In diesem Asyl suchte ihn der Ruhm auf, und von dieser Epoche datiren seine schönsten Meisterwerke. Seine Chronometer erregten bald die höchste Aufmerksamkeit der Kenner, auch der erste Konsul Bonaparte interessirte sich dafür wie für alle Arbeiten des Künstlers während seiner ganzen Regierungsperiode. Auch der Sturz des Kaiserreichs brachte dem ausgezeichneten Manne keinen Nachtheil; sein Ruhm war bereits ein europäischer geworden. Ihn störte fortan kein sonstiger Zufall in Verfolgung seiner Künstlerlaufbahn; er wurde zum Marine-Uhrmacher, zum Mitgliede des Bureau des longitudes, endlich selbst zum Mitgliede des französischen Gelehrteninstituts ernannt. Zur Industrieausstellung des Jahres 1819 lieferte der bereits mehr als siebzigjährige Breguet eine Sammlung seiner wichtigsten Arbeiten, gleichsam den summarischen Ertrag seines ganzen Künstlerlebens, und feierte damit einen der seltensten Triumphe. Weder das höhere Alter, noch die gegen das Ende seines Lebens sich einstellende Taubheit konnten ihm seine stets heitere Laune und seine jugendliche Schaffenslust rauben, die er bis zu seinen letzten Augenblicken bethätigte. Er starb am 17. September 1823, 76 Jahre alt, ohne Krankheit und Todeskampf, und endete so wie der berühmte Mathematiker Euler, von dem gesagt worden, daß er im selben Augenblick zu leben und zu rechnen aufgehört habe.

Breguet war, bei aller Hingabe für die höchsten Aufgaben seiner Kunst, doch Franzose genug, um in seinen Arbeiten für das große Publikum nicht nur der Mode zu huldigen, sondern auch als Tonangeber darin zu agiren. Er arbeitete eben in allen den drei Klassen, in welche er selbst die Erfindungen, Verbesserungen und Neuerungen im Uhrenfach rangirte und womit er seinen vielen Erzeugnissen ihre betreffenden Werthstufen selber anwies. Er unterscheidet erstlich Erfindungen in der Form, Einrichtungen, die mehr oder weniger angenehm, bequem, verlockend sind. Solche bringen nur pekuniäre Vortheile, geben zeitweilig den Werkstätten Beschäftigung, bereichern einige Künstler, tragen aber weder zu ihrem Rufe, noch zum Besten der Kunst etwas bei. Andere Erfindungen bezwecken das Solide, die größere Dauerhaftigkeit, die geringere Kostspieligkeit der Reparaturen u. s. w. Erfolge dieser Art sind dauernd und bereichern die Kunst. Noch andere Erfindungen steigern die Genauigkeit des Ganges, bekämpfen die Unregelmäßigkeiten, die aus Veränderungen der Temperatur, der Reibung, verschiedener Lage ꝛc. hervorgehen. Diese bilden die wahre Schatzkammer der Kunst und führen sie ihrem wichtigsten Zwecke, der exakten Zeitmessung, näher.

Die erste der von Breguet eingeführten Neuerungen, die vielleicht am meisten zu seiner Bekanntwerdung beigetragen und ihm viel Geld einbrachte, war die beträchtliche Abminderung der Dicke an den Taschenuhren. Für die durch seine Nachfolger auf Kosten der Solidität übertriebene Verflachung kann er natürlich nicht verantwortlich sein; auch gingen seine Uhren nicht blos wegen ihrer Flachheit so reißend ab, sondern weil sie außerdem auch noch sehr gut

waren, denn schlechte flache Uhren gab es auch schon früher. Breguet war der erste, der es hierbei wagte, die alte Spindel oder Schnecke fortzulassen; er erkannte, daß durch Anwendung des englischen Anker- und Cylinderganges auf der andern Seite an Präzision wieder zu gewinnen sei, was auf der einen eingebüßt wurde. Anfänglich baute er nur Ankeruhren mit von ihm verbessertem Anker; später zog er den Cylindergang vor. Er selbst erfand verschiedene Hemmungen, denn diese Vorrichtung hat für große wie kleine Geister beständigen Lockreiz.

Alte in Abgang gerathene Ideen lassen sich in der Regel nur in einem neuen Kleide und am besten mit etwas neuem Geist versorgt ins Leben zurückführen. Breguet hat in zwei Stücken eine solche Wiedererweckung mit so viel Geschick als Erfolg zu Stande gebracht, nämlich mit den sogenannten immerwährenden, durch die Bewegung beim Tragen oder durch Schütteln sich selbst aufziehenden und den Repetiruhren. Beide waren bei ihrem ersten Auftreten so roh und unvollkommen, daß das Publikum ihrer bald überdrüssig wurde. Breguet schuf sie im Innern und Aeußern völlig um, machte sie kleiner, gefälliger und brauchbarer, und nun waren sie wieder begehrte Artikel. Die besten Breguet'schen Uhren der ersten Art können drei Tage gehen, ohne getragen zu werden. Trägt man sie inzwischen nur eine Viertelstunde lang, so sind sie damit für weitere drei Tage versorgt. Es werden Exemplare solcher Uhren angeführt, die acht Jahre ohne Reparatur gegangen sind. Diese Breguets waren besonders bei den Offizieren des ersten Kaiserreichs in großer Gunst, und für die nöthige Motion sorgte ja Napoleon mehr als hinreichend.

Die Repetiruhren, in England erfunden, waren ursprünglich sehr groß und plump, und das Schlimmste war, daß sie im Gehäuse durchbrochen waren, weil man sonst das Glöckchen nicht gehört hätte, auf welches die Schläge gegeben wurden; ein Werk aber, das solchergestalt dem Schmuze und andern Einflüssen Thor und Thür öffnet, muß rasch zur Ruine werden. Breguet machte handliche, gefällige, sicher gehende Repetiruhren, denen er statt einer Glocke die bekannte Klangfeder gab, welche gerade dann am besten klingt, wenn die Uhr recht gut geschlossen ist. Diese Uhren hatten ihrer Zeit großartigen Erfolg, und Niemand, der den Aufwand bestreiten konnte, mochte sie gern missen. Aber ihre Glanzperiode ist nun auch schon lange vorbei, und wenn wir nach der Ursache dieser Erscheinung fragen, so liegt sie wol hauptsächlich in der jetzt so bequemen Weise, Licht zu machen. Das simple Zündhölzchen hat die Repetiruhr, die chemische Kunst die mechanische aus dem Felde geschlagen.

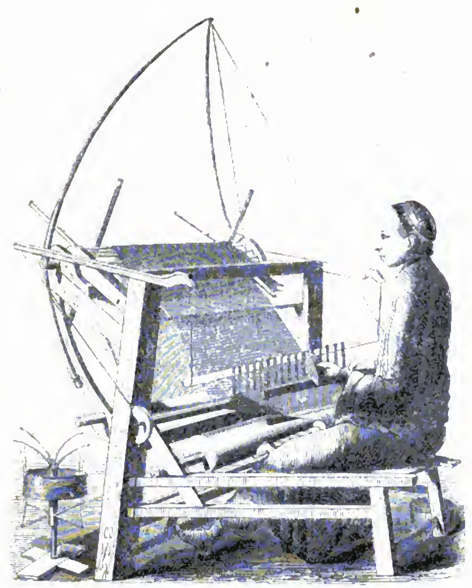
Vergessen, aber der Erwähnung werth sind Breguet's Sympathieuhren, eine Art Zauberkunststück. Wenn man auf eine Pendeluhr, die oben als Taschenuhrgehäuse geformt war, eine Repetiruhr setzte, die vor- oder nachging, so waren beide Schlagwerke sogleich in Uebereinstimmung, sobald die Pendeluhr zwölf schlug. Das Gangwerk dieser letztern gewann aber über das kleinere, infolge des bloßen Nebeneinanderseins einen solchen Einfluß, daß in wenig Tagen das letztere vollständig den Gang des ersteren angenommen hatte.

Von bleibendem Werth ist die Einrichtung Breguet's an Taschenuhren, die unter dem Namen Fallschirm (parachute) bekannt ist und den Zweck hat, die Unruhe, das heikelste Stück der Uhr, vor den Folgen harter Stöße sicher zu stellen.

Die Rubinen, in denen die Axe der Unruhe sich dreht, sind bei diesem System in federnde Träger eingesetzt, welche die Stöße ebenso mäßigen und der Unruhe den gleichen Dienst leisten, wie die Federn einer Kutsche den Insassen. Breguet machte sich gern das Vergnügen, eine solche Uhr zur Erde fallen zu lassen und dann nachzuweisen, daß sie dadurch keinerlei Schaden erlitten habe. Die Anwendung der Edelsteine zu Zapfenlagern und an den Ankerhemmungen ist gleichfalls ein Fortschritt, den Breguet nicht allein angebahnt, sondern auch in ausgedehntester Weise praktisch verwirklicht hat.

Zahlreiche andere Verbesserungen Breguet's lassen sich in einer kurzen Uebersicht und weil sie zum Theil eine höhere Fachkenntniß voraussetzen, wie seine Verdienste um die Astronomie, Physik und Schifffahrt, nicht, am wenigsten an dieser Stelle, weitläufig erörtern. Breguet war mit einem Wort ein ganzer Meister, der seine Kunst in allen ihren Zweigen übersah, hob und förderte, und dabei einer der liebenswürdigsten Menschen, dessen Freund, Schüler oder Gehülfe gewesen zu sein einem Jeden für sein Leben eine freudige und erhabene Erinnerung blieb. — Ehre dem Andenken solcher Meister der Industrie!





Chinesischer Seidenwebstuhl.

Die Seiden-Industrie, der Seidenwebstuhl und seine Urheber.

1. Die Seide und die ehemalige Seiden-Industrie.

Mit vielem Interesse haben wir vor einigen Jahren ein Paar seidene Strümpfe angeschaut, die im South Kensington Museum in London ausgestellt waren und weiland Ihrer Majestät der jungfräulichen Königin Elisabeth von England eigenthümlich gehört hatten. Lord Hunsdon verehrte sie einst der liebebedürftigen Herrscherin, und die Marquise von Salisbury, in deren Besitze sie gegenwärtig sich befinden, hatte den denkwürdigen Einfall, die kostbare Reliquie dem Museum zu leihen, damit zahlreiche Beschauer voll patriotischen Gefühles sich an diesem Bekleidungsgegenstand erbauen möchten. Nicht die Löcher in diesen Strümpfen, welche vor mehr als drittehalb Jahrhunderten die Blöße des königlichen Beines erkennen ließen, auch nicht die verhältnißmäßig geschmackvolle Arbeit derselben waren es, die unsere Aufmerksamkeit gefangen nahmen, sondern der Stoff; denn Seide war noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein überaus

kostbarer Verbrauchsartikel, und Lord Hunsdon wird gewiß für jenes Geschenk mit den höchsten Gnadenbezeigungen überhäuft worden sein. Von dem Nachfolger Elisabeth's auf dem Throne, Jakob I., ist bekannt, daß er sich ein Paar seidene Strümpfe borgte, um darin vor einer Gesandtschaft erscheinen zu können. Wie sehr hat sich seitdem der Werth und die Verbreitung dieses gesuchten Bekleidungsgegenstandes geändert! Heute ist ein seidenes Kleid selbst für die Frau eines gewöhnlichen Handwerkers noch erschwinglich, und zu Bändern, Spitzen, Zwirn, Putzsachen, Knöpfen verarbeitet, finden wir diesen einzigen der Insektenwelt entstammenden Webstoff in fast allen unsern Bekleidungsstücken.

Die Verbreitung der Seidenkultur aus ihrer Heimat in fremde westliche Länder, der Aufschwung des Welthandels, endlich die Vervollkommnung der Seidenweberei haben diese Ergebnisse gezeitigt und gleich dem Kaffee und Thee ist auch die aus Asien stammende Seide eine alltägliche Erscheinung bei uns geworden. Und speziell dieses England, in dem Könige und Königinnen vormals sich seidene Strümpfe schenken ließen oder borgten? Es verbraucht jetzt, wie Kolb in seinem „Handbuch der Statistik" nachweist, an Seidenwaaren mehr denn halb soviel als das übrige Europa. Ein Engländer konsumirt 5—6mal soviel Seide als ein Franzose, obschon sein Land kein Pfund roher Seide erzeugt.

Die früheste Kenntniß der Seide und ihrer Anwendung zum Weben besaßen naturgemäß die Chinesen, deren Land das Vaterland der Seidenraupe (Bombyx Mori) ist. Die über das Innere des Landes, namentlich die Provinz Tschi-kiang, weit ausgedehnten, prachtvollen Maulbeerbaumwälder geben dort für Millionen und aber Millionen der nützlichen Würmer Nahrung ab, deren Erzeugniß nicht allein genügt, die ungeheure Bevölkerung des himmlischen Reiches, sondern auch die Exporthäfen mit Seide zu versehen. Nach chinesischen Chroniken fand die Einführung der Seidenraupenzucht, unstreitig einer der ältesten Kulturzweige des Reiches, bereits 2000 Jahre vor Christi Geburt statt. Die Herrscher des Blumenreiches der Mitte wandten der Seidenproduktion ihre volle Aufmerksamkeit zu und die zarten, mit langen Nägeln gezierten Finger der kaiserlichen Damen hielten es nicht unter ihrer Würde, den „himmlischen Insekten" Maulbeerlaub als Nahrung vorzustreuen.

Vielfach ist die falsche Ansicht verbreitet, als ob die Seidenraupen in China im Freien lebten. Auch dort werden sie wie bei uns in Häusern gezüchtet und zwar nicht in großartigen Etablissements, sondern durch Hunderttausende kleiner Grundbesitzer, die Alle nur eine geringe Ackerfläche ihr eigen nennen. Weit mehr Vorsicht widmet man dort diesen Insekten, als den Menschen, und der Eintritt fremder Leute in die Zuchtstuben ist überall untersagt. Um die Seidenraupe in ihrer Thätigkeit nicht zu stören, werden sogar im Süden China's im Monate April alle Rechtshändel abgebrochen, und selbst solchen Personen, welche Dienste suchen, wird nach dieser Zeit der Aufenthalt in den Seidendörfern nicht gestattet, aus Besorgniß, es möchte der Seidenkultur daraus Nachtheil erwachsen!

Schon aus diesen wenigen Andeutungen mag man entnehmen, welche Wichtigkeit die Seidenkultur für China besitzt.

Der kleine Produzent bringt seine Seide nach einigen binnenländischen Märkten, wie Schuhing, Hutschau, Keahing, von wo sie auf den trefflichen Wasserstraßen

des Himmlischen Reiches, dessen Flüssen und Kanälen entlang, nach dem großartigen Handelsemporium Schanghai verführt wird. Dort langt sie in Ballen von etwa 106 Pfund an und wird, je nach der Güte, von eigenen „Seideninspektoren" sortirt. Die Gesammtmenge der im Jahre 1865 aus den chinesischen Häfen ausgeführten Rohseide erreichte die bedeutende Ziffer von 5,487,000 Pfund. Davon verschiffte Schanghai allein 40,726 Ballen, Kanton nur 10,800 Ballen. Weit über die Hälfte der gesammten Ausfuhrmenge ging in die Londoner Docks und nur der achte Theil direkt nach Frankreich; kleine Posten nach Nordamerika. Die deutschen Seidenhändler bezogen ihren Bedarf von London, indessen beginnen unsere Nordseehäfen jetzt auch mit dem Import und hoffentlich wird bei dem Aufschwung, den unser Marinewesen nimmt, die Zeit nicht mehr allzufern sein, in welcher unsere Fabrikanten von England in dieser Beziehung unabhängig dastehen.

Schon hat sich eine große Anzahl Deutscher in Schanghai niedergelassen, welche im Handel und Wandel sich einer allgemeinen Achtung erfreuen und deren Häuser mit zu den ersten des Ortes gehören, wenn sie auch nicht in einem besondern Quartiere zusammenwohnen wie Engländer, Franzosen und Nordamerikaner. Diese drei Nationen haben am nördlichen Ufer des Wusong-Flusses, an welchem Schanghai liegt, ihre besondern „Settlements", in welchen sie, unabhängig von den chinesischen Behörden, eine Art städtische Verwaltung bilden; sie sorgen selbst für Polizei, Unterhaltung und Beleuchtung der Straßen und sind, seitdem auch das Zollwesen in europäische Hände übergegangen ist, dem Einflusse der kaiserlichen Regierung fast gänzlich entrückt. Diese zieht aus dem Douanenhause zu Schanghai eine ihrer großartigsten Einnahmen. Die dort im Jahre 1865 für ein- und ausgeführte Waaren und Opium eingehobenen Zölle und Tonnengelder lieferten 2,062,213 Taels (1 Tael = 2 Thaler). Am nächsten nach der chinesischen Stadt zu liegt das französische Quartier; daran schließt sich, durch einen Kanal getrennt, die englische Niederlassung, der bei weitem größte Theil der Stadt, in welcher auch die Deutschen, Portugiesen, Holländer wohnen; endlich zieht sich noch das amerikanische Viertel am Flusse hin. Das merkantile Leben und Treiben vereinigt sich aber in der englischen Niederlassung, wo auch die Werthe der am Flusse liegenden Häuser und Grundstücke zu einer unglaublichen Höhe gestiegen sind. Häuser und Magazine sind von solider Bauart, meist von einem Garten umgeben, und die ganze Stadt trägt das Gepräge des Reichthumes, des Luxus. Das Innere der Wohnungen zeigt ausgesuchte Pracht, reichsten Komfort, oft fürstlichen Glanz und beweist, welche Reichthümer der Handel hier den unternehmenden Europäern in den Schoß wirft. Seide und Thee stehen jedoch unter den Exportgegenständen oben an.

Die Chinesenstadt Schanghai selbst, welche durch Mauern von den europäischen Quartieren getrennt ist und sich durch schmuzige, enge Gassen unvortheilhaft auszeichnet, zählt 1,000,000 Einwohner. Die ganze Schifffahrt des Wusong-Flusses, sowie jene des 250 Meilen weit ins Innere schiffbaren Yang-tse-kiang konzentrirt sich hier; europäische Postdampfer kommen und gehen, und über 100 europäische Schiffe, darunter etwa ein Drittel norddeutsche, liegen tagtäglich im Hafen, ganz abgesehen von den mindestens 1000 Dschunken, die man jeden Tag hier zählen kann. Schanghai's Handelsleben hat überhaupt

einen großartigen Anstrich; hier athmet ein gutes Theil der das Erdenrund durchdringenden Seele des Welthandels, hier geben sich alle handeltreibenden Völker ein Stelldichein. Im Jahre 1865 erreichten Ein- und Ausfuhr die ungeheure Summe von 204,000,000 Thalern. In dieser großartigen Zahl finden wir, daß 36,000,000 Thaler auf Thee und 34,000,000 Thaler auf Seide entfallen, welche nächst dem Opium den wichtigsten Handelsartikel ausmachen.

Von China aus verbreitete sich die Seidenraupenzucht bereits vor Alters nach Japan, welches jährlich 15,000—20,000 Ballen den ausländischen Märkten überläßt, sowie nach Indien. Aus dem alten indischen Wunderlande gelangten frühzeitig auf dem Ueberlandwege Seidenstoffe nach Europa. Bekannt ist, daß Kaiser Heliogabalus (220 n. Chr.) der erste war, welcher in Rom ein ganz seidenes Kleid trug, und daß Marc Aurel, um dringende Schulden zu decken, seine seidenen Gewänder verkaufte. Erzählt wird ferner, daß unter Justinian zwei Mönche die ersten Seidenraupeneier in hohlen Stöcken nach Konstantinopel gebracht haben sollen, von wo sich dann die Seidenzucht über die Länder am Mittelmeere verbreitete. Dort hat sie auch noch immer ihren Hauptsitz in Europa, wiewol in neuer Zeit auch einige nördlich von den Alpen gelegene Länder, wie z. B. Preußen und Sachsen, begonnen haben, Seide zu gewinnen. Indessen ist die von diesen Ländern erzeugte Seidenmenge gegenüber dem in China und Japan produzirten Quantum von völlig untergeordneter Bedeutung, und so wird es wohl auch bleiben. Deswegen wollen wir nicht unerwähnt lassen, was aus volkswirthschaftlichen Gründen Karl von Scherzer gegen die Ausbreitung der Seidenkultur in Europa und über deren Zukunft sagt: „In Frankreich, Italien, Tyrol, Ungarn, in Ober- und Nieder-Oesterreich ist überall eine Abnahme in der Seidenproduktion bemerkbar, und da China, bei einigermaßen geordneten inneren Verhältnissen, leicht und vortheilhaft im Stande ist, den jährlichen Bedarf an Seide auf der ganzen Erde zu decken, welcher sich gegenwärtig auf etwa 15,000,000 Centner belaufen dürfte, so scheint es uns nicht räthlich, zu einem solchen ökonomisch kaum lebensfähigen Kulturzweige noch ferner aufzumuntern. In China ist durch Klima, Bodenverhältnisse und Ueberfluß an Arbeitskräften die Möglichkeit geboten, die Seidenproduktion um das Zehnfache zu steigern und vorzügliche Seide nach den Weltmärkten billiger zu liefern, als sie in Europa erzeugt werden kann. In der That giebt es gegenwärtig kaum einen bedeutenden Seidenhändler in Europa, welcher nicht gezwungen wäre, chinesische Seide am Lager zu halten."

Was die Verarbeitung der Rohseide zu Stoffen, die Seidenweberei anbetrifft, so faßte dieselbe schon frühzeitig in Europa, an den Küstengebieten des Mittelländischen Meeres, vornehmlich in Italien, Boden. Eine Stelle aus den chinesischen Annalen aus der Mitte des 3. Jahrhunderts sagt, daß die Römer es sehr vortheilhaft fanden, Seide aus China zu beziehen, um daraus die Zeuge nach ihrer Art zu weben, daß sie schon lange den Wunsch hegten, Gesandte nach dem Reiche der Mitte zu schicken, ein Vorhaben, welchem sich jedoch die Parther entgegenstellten, um nicht den Zwischenhandel zu verlieren. Später bildeten Konstantinopel und griechische Industrieorte Hauptsitze der europäischen Seidenindustrie; man verfertigte dort neben glatten Seidenstoffen



Gewinnung der Seide. I. Seidenspinnerei oder Filanda. II.–IV. Rohe Seide. V. Oben eine sich einspinnende Raupe und darunter ein fertiger Cocon. VI. Die aus dem Cocon genommene Puppe. VII. Die ausgewachsene Raupe. VIII. Ein weiblicher, Eier legender Seidenspinner. IX. und X. Raupen in ihrem ersten Zustande auf Maulbeerblättern.

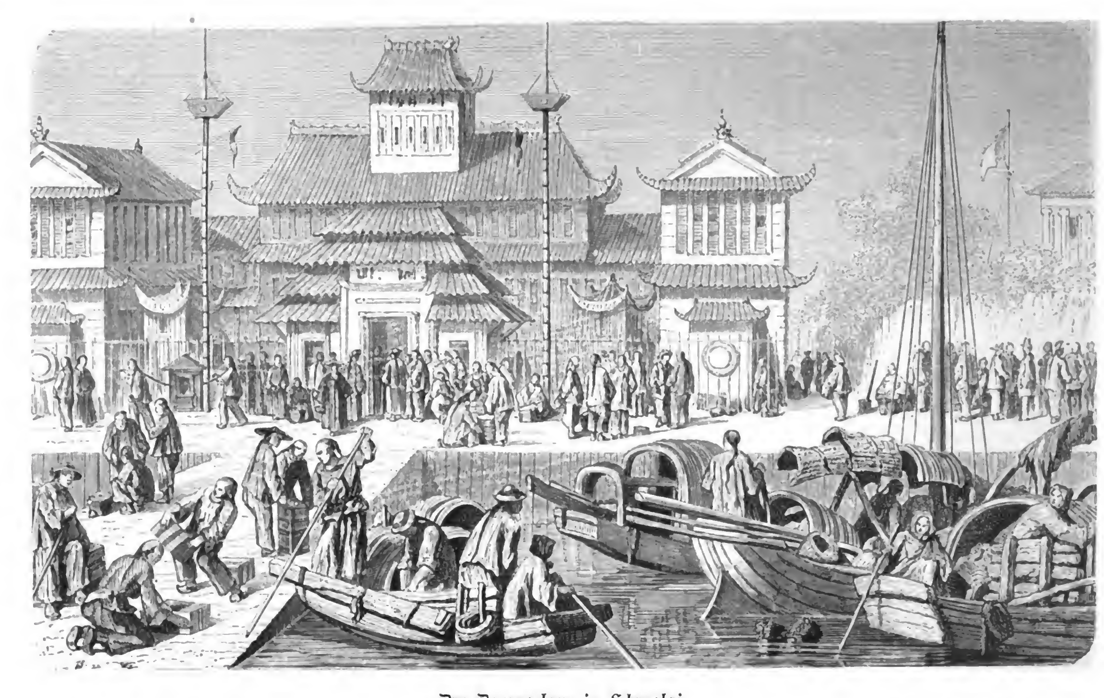
auch Sammet und Brokate, doch wurde diese griechische Seidenmanufaktur meist auf Rechnung italienischer Häuser betrieben. War auch der Seidenbau schon durch die Araber nach Sizilien verpflanzt worden, so wurde doch erst unter Roger II. (1146 n. Chr.) durch Versetzung zahlreicher griechischer Seidenweber aus Athen, Theben und Korinth dorthin der Grund zu der blühenden Seiden-

weberei Siziliens gelegt. Schon im folgenden Jahrhundert holten sich die Venetianer gleichfalls griechische Seidenwirker in ihre Lagunenstadt und nun erhoben sich auch in den oberitalienischen Handelsplätzen, namentlich Lucca, Bologna, Modena, bedeutende Webereien. Von hier aus zogen im 15. Jahrhundert, zur Zeit der welfischen und ghibellinischen Streitigkeiten, auch Seidenwirker nach Avignon an den Hof der zeitweilig hier residirenden Päpste und legten so den Grund zu der später so bedeutenden Seideninbustrie Frankreichs.

Schon gegen Ende des XV. Jahrhunderts begann die französische Seidenindustrie sich mächtig zu heben, und so großartig sie auch heute dasteht, so hat sie trotz einzelner Störungen immer noch Aussicht, weiterhin an Ausdehnung zuzunehmen und zwar in dem Verhältniß, als sich durch die massenhafte und billige Erzeugung der Seide in China der Verbrauch derselben verallgemeinern wird. Zu wünschen bleibt hierbei, daß mit diesem stetigen Aufschwunge auch die armen Weber, welche die prächtigen Stoffe liefern, in eine bessere Lage kommen möchten und nicht mehr, wie bis jetzt, am Hungertuche nagen müssen. In Asien wie in Europa ist das Loos der Seidenweber ein gleich trauriges. Wie in Lyon oder Spitalfield lebt und stirbt auch der chinesische Weber seidener Prachtstoffe im drückendsten Elend, und die anmuthigen Schöpfungen seines Webstuhles entstehen in einer Hütte von solcher Erbärmlichkeit, daß er häufig gezwungen ist, eine Grube in den Boden zu graben, um Platz zur Bewegung seines Tretschemels zu gewinnen. Frankreich beschäftigt gegenwärtig 165,000 Webstühle, von welchen 65,000 Stühle mit 70,000 Arbeitern allein auf die Stadt Lyon kommen, das seit mehr als 100 Jahren der Sitz der französischen Seidenmanufaktur ist, während Städte wie Paris und St. Etienne in dieser Beziehung erst in zweiter Reihe zu nennen sind. Der Werth der jährlich in Frankreich erzeugten Seidenmanufakte beträgt 500 Millionen Francs; jener der ausgeführten Seidengewebe 380 bis 400 Millionen. Die Einfuhr von Seidenstoffen nach Frankreich kann solchen Ziffern gegenüber nur ganz unbedeutend sein.

Um einen Maßstab für die Großartigkeit der französischen Seidenmanufaktur zu haben, führen wir an, daß in ganz Großbritannien nur etwa 100,000 Individuen mit dieser Industrie (in 300 Fabriken mit 2 Millionen Spindeln und Maschinen von zusammen 4000 Pferdekraft) beschäftigt sind, oder etwa zwei Drittel soviel wie in dem einen Industriebezirke Lyon, welcher, die Stadt einbegriffen, gegen 150,000 Seidenarbeiter beschäftigt. Großbritanniens Einfuhr an Seide übersteigt den Werth von 7 Millionen £., jener der daraus fabrizirten Waaren 10 Millionen £. und die Ausfuhr beträgt 3 Millionen £. Die Produktion Großbritanniens an Seidenstoffen beläuft sich sonach gerade auf die Hälfte derjenigen Frankreichs oder auf etwa 250,000,000 Francs.

Forschen wir dem Urheber nach, dem der heutige Aufschwung der französischen Seidenindustrie, ja derjenige der ganzen Welt zu verdanken ist, so stoßen wir auf den Namen eines schlichten, aber wahrhaft bedeutenden Mannes, über dessen Leben und Wirken der nachstehende Abschnitt Auskunft ertheilt.



Das Douanenhaus in Schanghai.

Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Jean Marie Jacquard.

2. Jean Marie Jacquard.

Die Laufbahn der Erfinder ist häufig eine dornenvolle; aber die größten Märtyrer des Fortschritts finden sich in der Regel unter den Schöpfern von Maschinen, insofern solche geeignet sind, einem ganzen technischen Zweige eine neue Gestalt zu geben; ihr Erscheinen bedeutet dann eine Revolution, und Revolutionen vollziehen sich nicht ohne Kämpfe. Fast jede Erfindung zwar tritt in Konkurrenz mit etwas Bestehendem, sie will Altes beseitigen, um dessen Stelle einzunehmen, und wenn das Neue besser ist als das Alte, so bricht es sich sicher Bahn und schlägt endlich zum Besten der Gesammtheit, oft auf lange Zeit hinaus zum Segen der Zukunft aus. Aber eine Maschine, welche dazu angethan ist, eine Menge fleißiger Menschenhände durch Räder und Hebel entbehrlich zu machen, ganze Arbeiterbevölkerungen aus ihrem gewohnten Broterwerb herauszuwerfen, kann von den unmittelbar hiervon Betroffenen nicht mit Wohlwollen empfangen werden; der Erfinder mit seinem bedrohlichen Apparate erscheint ihnen als Feind, möge sein Werk auch ein solches sein, das die Industrie mächtig fördern, die Arbeit mehren, Erzeugung und Verbrauch und damit Wohlfahrt und Volksreichthum steigern kann — das Alles liegt in der Zukunft, aber der Arbeiter sieht nicht so weit, er glaubt seinen Ruin vor Augen zu haben und sucht sich

dessen zu erwehren selbst durch Gewaltthätigkeiten gegen die neue Maschine als auch wol gegen des Erfinders Person. In so feindseliger Weise wurden z. B. die ersten Spinnmaschinen in England, die Nähmaschinen in Amerika und später auch in England empfangen, Fälle, denen sich nicht wenige andere, wie die Anfechtungen der Perrotine, der Nagelmaschine u. s. w. anreihen ließen. Glücklicherweise jedoch haben solche stürmische Uebergangsperioden nie lange gedauert und auch der Sache selbst keinen Eintrag thun können. Keine neue nützliche Maschine ist je dadurch wieder beseitigt worden, daß ihre ersten Exemplare von angsterfüllten und kurzsichtigen Leuten zerschlagen wurden, und noch immer haben sich die Arbeiter bald überzeugen können, daß jede Maschine wohl Arbeit nehmen, aber viel mehr und bessere Arbeit auch wiedergeben kann.

Solche herbe Erfinderschicksale sollten auch Jacquard, dem Konstrukteur der hochwichtigen Maschine, die seinen Namen trägt, nicht erspart bleiben, doppelt herb für ihn, da er ja selbst der Arbeiterklasse angehörte und weil nur der Gedanke, durch die von ihm so beharrlich angestrebte Erfindung das Loos seiner Mitarbeiter zu verbessern, seinen Muth aufrecht erhalten, sein Genie angespornt hatte. Doch diese selben Leute kehrten sich nun gegen ihn mit um so größerem Haß, da der, welcher nach ihrer Anschauung nur die Fabrikherren bereichern, die armen Arbeiter aber aufs Pflaster setzen wollte, aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen war, folglich als Verräther an der Freund- und Kollegenschaft und an den gemeinsamen Arbeiter-Interessen erschien, die vielmehr zu wahren seine Pflicht hätte sein sollen.

Jacquard hatte bei seinem menschenfreundlichen Bestreben sich wohl nicht klar gemacht, daß er ohne eine solche trübe Uebergangsperiode nichts Neues würde ins Leben führen können; vielleicht hätte ihn dies von der gestellten Aufgabe ganz zurückgeschreckt. Er erlebte wenigstens, was nicht jedem Eröffner einer neuen Bahn und Wohlthäter der Arbeiter wie der Arbeitgeber vergönnt ist: den Triumph seiner Erfindung, sah noch die Anfänge der großartigen Ausbreitung seines Werkes und des daraus hervorgehenden Segens, und diese Genugthuung hatte er als den schönsten Theil seines Erfinderlohnes zu betrachten. Denn außerdem genoß er eine nur mäßige Pension, die ihm im Alter die Muße eines ehrenvollen Feierabends gewährte. In späteren Zeiten ehrten sich die Franzosen selbst durch Denkmäler, die sie zum Gedächtniß ihres berühmten Landsmannes an verschiedenen Orten des Landes errichteten.

Im 18. Jahrhundert und bis zum Ausbruch der französischen Revolution war Lyon durch seine Seidenwebereien eine der blühendsten und reichsten Fabrikstädte; der Flor der Stadt war verhältnißmäßig größer als heute, denn sie hatte 300,000 Einwohner, während Paris nur die doppelte Volksmenge zählte. Die ganze vornehme Welt war Lyon tributpflichtig; die Frauen ihrer Fabrikanten kleideten sich in die prachtvollsten Seidenstoffe, denn sie hatten ja gegenüber der übrigen europäischen Damenwelt die Vorauswahl. In den unaufhörlich dröhnenden und summenden Weberhäusern aber fand sich die Kehrseite des lachenden Bildes; je mannichfaltiger, reicher und prächtiger die Lyoner Stoffe sich gestalteten, desto mühevoller, anstrengender und ungesunder wurde das Geschäft ihrer Herstellung. Schon die Erzeugung eines glatten Gewebes, der Leinwand

z. B., ist eine anstrengende und überdies durch ihre Einfachheit langweilige Arbeit. Ein solches Gewebe besteht bekanntlich aus einem Geflecht, in welchem in längshin gespannte Fäden (die Kette) querüber andere (der Einschlag) derart eingeschossen sind, daß sie abwechselnd einmal über, einmal unter jedem einzelnen Kettenfaden hinlaufen. Die sämmtlichen Kettenfäden sind, ebenfalls abwechselnd, also Nr. 1, 3, 5 u. s. w. einerseits, der 2., 4., 6. u. s. w. andererseits, in zwei Partien abgetheilt, welche durch Züge oder sog. Schäfte in ihrer Lage so verändert werden können, daß einmal die erste oben, die andere unten liegt, dann wieder das Umgekehrte eintritt und so fort. Zwischen beiden Lagen treibt der Weber dann jedesmal sein Schiffchen hindurch, das den Einschlagfaden einzieht. Handelt es sich dagegen um gemusterte und zumal um bunt gemusterte Stoffe, so wird die Aufgabe viel komplizirter. Es müssen dann nicht allein die Kettenfäden einzeln oder partienweise in solcher Auswahl gehoben werden können, wie sie durch ihre Lage und Farbe der Zeichnung des gegebenen Musters entsprechen, sondern es müssen auch der Schiffchen mehrere abwechselnd in Anwendung kommen, um immer die im Muster vorgeschriebene Farbe an die richtige Stelle zu setzen; außerdem ist noch ein besonderer Einschlagfaden erforderlich, welcher alle in das Muster verwendeten Fäden unter sich vereinigt.

Vor Jacquard wurden die façonnirten Stoffe in Europa in derselben Weise hergestellt, wie es noch heute in Ostindien üblich ist. Für jeden Webstuhl waren drei Arbeiter erforderlich: ein Musterleser, meist weiblichen Geschlechts, ein Ziehjunge zum Aufheben und Niederlassen der Kettenfäden und ein Weber. Das Modell des zu erzeugenden Musters war in großem Maßstabe auf eine Tafel entworfen, die schachbretartig in lauter kleine Vierecke getheilt war. Die Querlinien dieses Entwurfs entsprachen den Kettenfäden, die senkrechten dem Einschlag, die Vierecke selbst den Kreuzungspunkten der zweierlei Fäden. Ein besonderes Zeichen auf der Tafel galt für die Hebung, ein anderes für die Senkung. Bei der Arbeit selbst stand der Leser vor dem Tableau und kommandirte nach Maßgabe desselben die beiden andern. Von links nach rechts einer der Querreihen folgend, sagte er dem Zieher: Heb die und die Fäden, und darauf dem Weber: schieß die und die Farbe. Der Zieher, das arme schwächliche Fabrikkind, hatte hierbei das härteste Loos: wie gefangen in einem Käfig von zahllosen Schnüren, Fäden und anderer Maschinerie hatte er fort und fort mit gespanntester Aufmerksamkeit seine Schnüre zu wählen und zu handhaben, mußte dabei seinen Körper und seine Gliedmaßen unaufhörlich in die schwierigsten Positionen beugen und recken — kurz der Ziehjunge war eines der beklagenswerthesten Geschöpfe, ein wahrer Sisyphus der Industrie. Die im Laufe der Zeit immer höher getriebene Größe und Komplizirtheit der Muster trug nur bei, die Zahl dieser Beklagenswerthen zu vermehren; es kam schließlich dahin, daß die vergrößerten und komplizirter gewordenen Stühle die vereinten Anstrengungen von zwei und sogar drei Schnurziehern nöthig machten. Solchergestalt auf die Spitze getrieben, häuften sich in dem alten Webverfahren auch die sonstigen technischen Schwierigkeiten so sehr, daß man nahe daran war, gänzlich darin stecken zu bleiben. Es konnte mit einer einmaligen Einrichtung des Stuhles nur ein Muster und zwar nur einmal erhalten werden. Das gänzliche Ab-

nehmen und Neuordnen der sämmtlichen Zugvorrichtungen, das beträchtliche Zeit erforderte und nur von speziellen Arbeitern geschehen konnte, war nicht nur beim Uebergange zu einem andern Muster, sondern selbst für die Wiederholung ganz des nämlichen nothwendig, was etwa darauf hinauskommt, als wenn ein Buchdrucker für jeden einzelnen Abdruck einen neuen Schriftsatz machen müßte. Es lagen also sowol technische wie Humanitätsgründe vor, welche neue verbesserte und namentlich vereinfachte Mechanismen für die Weberei hätten wünschenswerth machen sollen. Auch wurden solche zu verschiedenen Zeiten mehrfach angestrebt, mit dem meisten Erfolg namentlich durch zwei Männer, Falcon (1728) und durch den berühmten Vaucanson (1744). In Falcon's Webstuhl erschienen zuerst die Elemente eines neuen Systems, der Nadelapparat, auch die vierkantige Walze mit den durchlochten Musterpappen, allerdings noch roh und nicht in ein Ganzes gebracht, da die Walze noch durch einen besondern Arbeiter oder durch ein Kind mit der Hand gedreht werden mußte. Aber es ließen sich klein gemusterte Stoffe auf den Stühlen weben, während allerdings für große immer noch die alten Zugstühle in Bereitschaft gehalten werden mußten. Dies war also der erste halb gelungene Versuch, das Ziehen mit der Hand zu beseitigen.

Vaucanson seinerseits, der geniale Mechaniker, dem auch werthvollere Leistungen noch zu danken sind als z. B. seine Automaten, sein noch immer wandernder Flötenspieler nebst mechanischer Ente, die hauptsächlich seinen Namen ins große Publikum gebracht haben, wäre wohl der rechte Mann gewesen, die ganze Mechanik der Weberei auf einen neuen Fuß zu setzen, wenn er gegen die ihm entgegentretenden Schwierigkeiten den Kampf hätte aufnehmen mögen. Zum Inspektor der französischen Seidenfabriken ernannt, hatte er den Plan gefaßt, die verschiedenen Handarbeiten der Fabrikation zu mehr als drei Viertheilen auf Maschinen zu übertragen. Im Jahre 1745 kündigte er öffentlich ein System an, das damals wie ein Märchen aus 1001 Nacht erschienen sein muß. Hiernach sollten gemusterte Stoffe aller Art durch Anwendung von Maschinen, fast ohne Zuthun einer Menschenhand und durch eine einzige Kraftquelle, die eine Wasserkraft, ein Pferd, Ochse oder Esel sein könne, gleichzeitig gefertigt werden können. Ein Pferd z. B. könne 30 Stühle treiben, ein Kind vier derselben bedienen, jeder Stuhl könne einzeln und ohne den Gang der übrigen zu stören, durch einen einzigen Druck angehalten und wieder in Gang gesetzt werden, die Stühle wirken selbstthätig, besorgen die Kettenzüge, werfen die Schiffchen u. s. w.

Die bloße Ankündigung eines solchen Unternehmens erregte einen gewaltigen und bedrohlichen Sturm sowol unter den Arbeitern als den Herren der Lyoner Industrie, welche man, und vielleicht nicht mit Unrecht, durch eine solche Neuerung, eine so eminente Vereinfachung dem Untergange verfallen glaubte. Die Lyoner hatten an ihrer Industrie allerdings ein thatsächliches Monopol; sie hatten mit großen Kosten eine Pflanzschule von Arbeitern gebildet, die in Behandlung der komplizirten Zugstühle in Europa nicht ihres Gleichen fanden; der Reingewinn der Fabrikation überstieg in der Mitte des 18. Jahrhunderts durchschnittlich 20 Prozent — was Wunder, daß man so schöner Vortheile verlustig zu gehen fürchtete, wenn ein System emporkam, das an jedem andern Orte eben so gut wie in Lyon aufgestellt und mit Erfolg betrieben werden konnte.

Gegenüber solchen Widerständen, die von oben und unten an ihn herankamen, ließ Vaucanson seine Pläne fallen, und es scheint von allem nur ein einziger Handwebstuhl wirklich gebaut worden zu sein. Wahrscheinlich wollte es Vaucanson versuchen, das Neue in besser annehmlicher Gestalt einzuführen, indem er jedem Stuhle seinen Weber ließ und nur das Beipersonal beseitigte. Aber auch in dieser Form mochte die Neuerung gefährlich oder doch nutzlos erschienen sein, denn der Stuhl wurde bei Seite gesetzt in eine Modellsammlung, die später einer größern in Paris einverleibt wurde, woselbst Jacquard ihn 1803, mehr als 60 Jahre später, in ganz verfallenem Zustande wieder auffand. Vaucanson hatte von seinem Vorgänger die Idee der Schiebenadeln, der Löcherkarten und des Cylinders entlehnt, dem er aber die wirkliche Walzenform gegeben hatte. Das Nadelsystem und der Cylinder, der auf einem kleinen nach rückwärts beweglichen Rollwagen war, wurden aber durch einen Balancier zu einem System verbunden, sodaß nun zum erstenmal der Weber ohne Gehülfen an seinem Stuhle zu arbeiten im Stande war. Die Gebrauchfähigkeit des verschollenen und verfallenen Werkes aber wurde nachträglich durch Jacquard selbst erwiesen: er stellte dasselbe wieder her und wob darauf ein Stück Zeug mit komplizirtem Muster. Stuhl und Zeug sind noch jetzt in der Sammlung des Pariser Conservatoire des arts et métiers zu sehen. Aber auch dieses System erlaubte nur sehr kleine beschränkte Muster herzustellen; für die immer mehr in Aufnahme kommenden großen hätte ein unthunlich großer Cylinder gehört und überdies mehrere dergleichen Stücke zum Auswechseln.

Indeß war es doch nur durch die Ungunst der äußern Verhältnisse möglich, daß die verdienstlichen Arbeiten jener beiden Männer, die den richtigen Weg zum Bessern gezeigt und dem Ziele selbst schon nahe genug gekommen waren, so ganz todtgeschwiegen und vergessen werden konnten, daß das Werk Vaucanson's nach ein paar Menschenaltern gleich einer unter Schutt begrabenen Antiquität erst wieder hervorgezogen werden mußte. Und das hierzu nöthige Schatzgräberauge, das da sieht, wo Andere ahnungslos vorbeigehen, mußte ein armer Webergeselle mitbringen, der freilich außerdem noch ein mechanisches Genie war. In der That hatten Falcon's und Vaucanson's Ideen so gar nichts in den Köpfen gewirkt, daß die späteren Versuche zur Beseitigung der Zugarbeit, namentlich die von Ponson (1775), de Verrier (1798) und Jacquard selbst in seiner ersten Erfindung (1799), alle von gänzlich verschiedenen Prinzipien ausgingen.

Die Wetterwolke der Revolution entlud sich bekanntlich in verheerendster Weise über die Stadt Lyon. Diese nur vom Luxus lebende und durch ihn reich gewordene Bevölkerung wünschte, wie alle Besitzenden, die Aufrechthaltung des Bestehenden und war Neuerungen abhold; so wurde Lyon seit 1790 ein Herd des Widerstandes gegen die revolutionären Mächte. Die Belagerung und endliche Erstürmung der Stadt gehören zu den ergreifendsten Akten des großen französischen Trauerspiels; Fabrikanten, Edelleute, Geistliche, Arbeiter, Alles stürzte sich in den Kampf gegen die Revolutionsmänner, die einen für ihren Altar, die andern für ihren König, diese für ihren Besitz, jene für ihre Arbeit. Für eine Reihe von Jahren bot Lyon das traurige Bild einer erstürmten Stadt,

die Häuser und Werkstätten in Ruinen, die Fabrikanten verarmt und entmuthigt, die Bevölkerung durch Tod und Flucht schrecklich vermindert, das Gemeinwesen bis zur Almosenbedürftigkeit herabgebracht. Nur ganz allmälig und schüchtern fingen fleißige Hände zwischen den Ruinen sich wieder zu regen an; aber statt der 14,000 Webstühle, die vordem im Gange gewesen waren, zählte man noch lange nach der Katastrophe kaum wieder 2000, und die Fabrikation beschränkte sich auf ordinäre Bedarfsstoffe des täglichen Gebrauchs. Die der Stadt eigenthümliche und ihren Ruhm bildende Fabrikation von Luxusartikeln mußte erst aus ihrem gänzlichen Darniederliegen wieder aufgerichtet und neu gekräftigt werden, und eine glückliche Fügung wollte es, daß das Radikalmittel hierzu, wenn auch noch unerkannt, bereits in unmittelbarer Nähe war.

In einem ärmlichen Hause der Rue de la Pêcherie lebte und grübelte Jean Marie Jacquard über das nach, was er zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, nämlich über einen neuen bessern Stuhl für Musterweberei. Endlich war das lange verfolgte Ziel erreicht, das so beharrlich Gesuchte gefunden; die Revolution, die so Vieles gestürzt, hatte auch in die Hindernisse, welche sich noch Vaucanson entgegenstemmten, wenigstens Breschen gelegt, wenn auch nicht dem neuen Erfinder die Wege gerade so bequem gemacht, daß er nicht noch Jahre lang die Schule der Leiden und Anfechtungen hätte durchmachen müssen.

Jacquard ward geboren am 7. Juli 1752 inmitten der Industrie, die ihm später soviel verdanken sollte. Sein Vater war ein kleiner ländlicher Besitzer in der Umgebung Lyons gewesen. Es gab damals bei dem Hochgange der Industrie einzelne intelligente und von den Umständen begünstigte Arbeiter, welche in wenig Jahren eine Art Glück machten; solche Beispiele reizten den alten Jacquard, seine gesunde Feldarbeit zu verlassen und in der Stadt ein Weber zu werden. Der Frau fiel dabei das undankbare Geschäft des Mustereinlesens zu, d. h. das vorläufige Arrangiren der Kettfäden nach Maßgabe der Mustervorlage. Das verhoffte Glück blieb freilich aus; man lebte kümmerlich, wie viele andere Weberfamilien, und die Eltern wünschten nur, daß wenigstens ihr kleiner Sohn nicht auch einmal diesen Berufsweg einschlagen, sondern lieber jedes andere Geschäft ergreifen möchte. Dieser hatte von früher Jugend an seinen Genuß darin gefunden, kleine Maschinenmodelle, Möbel, Häuser u. dgl. zu schnitzeln und zu bauen, die wegen ihrer Exaktheit viel Anerkennung fanden. Ins praktische Leben übergehend arbeitete er zunächst in einer Buchbinderwerkstatt, trat aber bald in eine Schriftgießerei über, wo er für sein beständiges Grübeln über mechanischen Problemen mehr Stoff zu finden hoffte. Kaum zwanzig Jahre alt verlor er seine Mutter, und dieses Ereigniß gab seinem Leben wieder eine andere Richtung und verwies ihn nun doch an den Webstuhl, denn sein kränkelnder Vater konnte seine Unterstützung nicht entbehren. Hier lernte er nun die Kehrseite des Industrielebens aus Erfahrung kennen, empfand den peinlichen Kontrast, daß Material von Goldeswerth fort und fort in Artikel des höchsten Luxus umgeschaffen wurde durch die Hände armer Leute, die sich physisch und moralisch in den hierzu erforderlichen Arbeiten aufreiben mußten, ohne für sich mehr als die bloße Lebensfristung zu gewinnen. Der junge Arbeiter, Mechaniker und Menschenfreund richtete sein Augenmerk haupt-

sächlich auf das harte Loos der Schnurzieher, das sich härter gestaltete in dem Maße, als die Produkte der Webstühle reicher und prächtiger verlangt wurden. Diese Armen, von Kindheit an verurtheilt, ein Stück Maschine zu sein, gewährten die traurigsten Muster einer verkümmerten Fabrikbevölkerung.

Jacquard verlor bald auch seinen Vater, dessen ganze Hinterlassenschaft aus zwei Webstühlen bestand. Nachdem er sich mit einem Mädchen verheirathet, so arm wie er, gab er sich mehr als je dem Nachsinnen über ihm wol erst unklar vorschwebende neue Webstuhlkonstruktionen hin. Natürlich kam dabei bald der Erfinder mit dem Weber in Zwiespalt, der den Lebensunterhalt beschaffen sollte. Jacquard kam in die unter allen Umständen üble Lage, zwischen seinem Berufsgeschäft und einer unabweislichen Lieblingsneigung hin und her gezogen zu werden. Die schlimmen Folgen eines so getheilten Wesens empfindet natürlich der ganz Arme am ehesten. Der Weber erhielt keine neuen Aufträge mehr, weil er in der Ablieferung unzuverlässig war; seine stillstehenden Stühle mußte er verkaufen, um Schulden zu bezahlen. Nun war er so arm wie Hiob. Zum Glück fand er in seiner Frau einen Engel an Ergebung und Aufopferung. Die letzten Reste der Habe wurden angelegt um ein kleines Geschäft in ordinären Strohhüten zu eröffnen, das wenigstens für Frau und Kind das tägliche Brot abwarf. Jacquard selbst versuchte sich nach und nach in vielen Fächern, unterzog sich zuweilen selbst den härtesten Arbeiten, um mit verdienen zu helfen, aber seine fixe Idee machte ihn unfähig, bei irgend etwas lange auszuharren. Die Nachrichten über diesen langen und dunklen Abschnitt seines Lebens sind übrigens sehr dürftig und unsicher; gewiß ist nur, daß er von der Verfolgung seiner Ideen zu keiner Zeit abließ, daß er aber bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit und dem Mangel aller Theilnahme von Seiten seiner Mitbürger niemals im Stande war, eine derselben verkörpert vorzuführen. Ja möglicherweise wäre sein ganzes Leben im fruchtlosen Grübeln verlaufen, wäre nicht die Revolution gekommen, um ihm Bahn brechen zu helfen — freilich in unsanftester Weise sowol für seine Vaterstadt als seine eigene Person.

Bei Ausbruch des Lyoner Aufstandes befand sich Jacquard als Arbeiter in einer Mergelgrube in der Umgegend. Sofort schloß er sich seinen kämpfenden Mitbürgern an, und war, seinen sechzehnjährigen Sohn zur Seite, während der Belagerung fast immer unter den Vordersten, inmitten der größten Gefahren zu finden. Nach dem Siege der Republikaner schien sich sein Schicksale zum Schlimmsten wenden zu wollen, denn er war denunzirt und sein Name stand auf der Liste der zu Verhaftenden. Da rettete ihn der Sohn, indem er als Freiwilliger in die republikanische Armee eintrat und sich gleichzeitig einen zweiten Werbschein für einen Kameraden unter erdichtetem Namen auswirkte. So kam es, daß Vater und Sohn, die beiden Feinde der Republik, in Ermangelung jedes andern Rettungsweges sich selbst unter deren verhaßte Fahnen flüchten mußten. Und so eilig fand der Ausmarsch statt, daß Jacquard selbst seinem treuen Weibe nicht Lebewohl sagen konnte.

Die Lyoner Freiwilligen wurden der Rhein- und Moselarmee zugetheilt und mit ihr nach dem Rhein dirigirt, wo Pichegru sich von den Oesterreichern schlagen ließ. In einem der Gefechte dieses Feldzuges, im Oktober 1795, hatte

der Vater den Schmerz, den Sohn an seiner Seite fallen und in seinen Armen sterben zu sehen. Nach mehrmonatlichem Niederliegen im Lazareth erhielt er hierauf seinen Abschied und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er sich nun ohne Gefahr wieder zeigen durfte. Seine Wohnung fand er in einen Trümmerhaufen verwandelt; seine Frau, von der er ohne alle Nachricht geblieben war, entdeckte er nach langem Suchen in einer Stallwohnung der Vorstadt. Das brave Weib hatte, wie bisher, tapfer um seine Existenz gekämpft, ließ sich auch von dem Grame über den Verlust des Sohnes nicht völlig überwältigen, sondern stand ihrem Lebensgefährten auch in den nachfolgenden harten Prüfungen treulich und ermuthigend zur Seite. Es galt nun, einen neuen Lebenserwerb zu finden und wieder von vorn anzufangen. Jacquard wurde von Neuem Seidenweber, was er vormals gewesen, und er blieb, was er niemals aufgehört hatte zu sein: ein Grübler über mechanische Probleme.

Mittlerweile war die ganze Lyoner Industrie auf einem Wendepunkte angelangt. Durch Behauptung oder Wiederaufnahme der alten Fabrikationsweise die frühere Stellung und das alte Monopol zurückzuerobern, davon konnte gar keine Rede sein. Die merkantile Aristokratie war gestürzt gleich den übrigen, die Seidenindustrie mußte, um ferner bestehen zu können, auch demokratisch werden, es mußte rascher, wohlfeiler, vor allen Dingen weit mehr produzirt werden, um dem nun schmäler ausfallenden Reinertrag durch die Menge aufzuhelfen. Unter solchen Umständen hätte eine die Produktion so sehr vereinfachende Maschine, wie die von Jacquard ausgesonnene, willkommen erscheinen sollen: sie war aber vorläufig noch nicht da, und als sie endlich da war, stieß ihre Einführung doch immer noch auf unerwartet große Schwierigkeiten.

Im Jahre 1801 trat Jacquard zuerst mit einem verbesserten Webstuhl hervor und ließ sich denselben patentiren. Diese Maschine machte den Schnurzieher entbehrlich, da der Weber die Züge selbst durch Fußtritte dirigiren konnte. Sie erlangte einige Aufnahme, da sie in der That als ein Fortschritt zur Vereinfachung gelten konnte. Jacquard war noch mit ihrer Verbesserung beschäftigt, als ihn ein besonderer Zwischenfall von der Arbeit abzog. Eine englische und eine französische Gesellschaft hatten jede einen Preis ausgeschrieben für die Erfindung einer mechanischen Vorrichtung zum Stricken von Fischernetzen. Jacquard machte sich sofort an die Lösung dieser Aufgabe, welche nach seiner Meinung der armen Fischerbevölkerung der Küsten durch Verwohlfeilerung eines nothwendigen Geräthes nur zum Vortheil gereichen konnte. Der Stuhl zum Netzweben kam zu Stande und erregte einiges Aufsehen unter den Mitbürgern des Erfinders. Der Präfekt nahm das Werk in Augenschein, erklärte sich höchlichst befriedigt und berichtete darüber nach Paris. Der erste Konsul Bonaparte wollte nun das neue Wunder auch in Augenschein nehmen und befahl, daß der Erfinder mit seiner Maschine sofort nach Paris komme. Aus Diensteifer oder Mißverständniß wurde dem Befehle derart Folge geleistet, daß man den armen Jacquard so ziemlich wie einen ertappten Attentäter nebst Höllenmaschine durch zwei Gendarmen nach der Hauptstadt eskortiren ließ. Dort angekommen lud man den Mann und die Maschine sogleich in einem Parterresaale des Conservatoire des arts et métiers ab. Hier befanden sich zwei Männer, deren einer der erste Konsul in

Person war. „Also Du bist es", fuhr ihn der Andere in übelwollendem Tone an, „der das Unmögliche leisten will, einen Knoten in einen gespannten Faden zu machen?" Dieser Gönner war der berühmte Ingenieur Carnot. Jacquard gab darauf die beste Antwort, indem er seine Maschine aufstellte und in Gang setzte. Nun näherte sich der bisher schweigsam gebliebene Bonaparte, drückte dem Künstler die Hand und versprach ihm Beistand und Schutz. Jacquard durfte sofort seinen Aufenthalt im Konservatorium nehmen, wo er bald darauf einer auserwählten Versammlung sowol seine Netzmaschine als seinen neuen Webstuhl mit großem Erfolg vorführte. Er empfing als Prämie für seine Netzmaschine die große goldene Medaille und 3000 Francs.

Gelegentlich jenes Aufenthalts nun war es, daß unser Erfinder die wuchtigen Glieder der einzigen von Vaucanson gebauten Webmaschine, im Staub vergraben, entdeckte, wieder zum Ganzen vereinigte und das Werk in Gang setzte. Es war der Fund eines Edelsteines, aber eines rohen, den zu erkennen wahrscheinlich nur Jacquard's Auge geschärft genug war. Dem mit seinen bisherigen Leistungen selbst nicht zufriedenen Künstler ging nun plötzlich ein neues Licht auf: er erkannte, daß er bis jetzt nicht auf dem richtigen Wege zum Ziele gewesen; ein Anderer vor ihm, ein eminenter Geist, hatte schon eine bessere Lösung der Aufgabe gefunden, und Jacquard zögerte keinen Augenblick, auf dem hier gelegten Grunde weiter fort zu bauen. Ihm war es in der That nur um die Sache zu thun, und willig hat er jederzeit die Verdienste seines Vorgängers um dieselbe anerkannt, die er bei weniger Ehrlichkeit so leicht hätte verhüllen und sich selbst aneignen können. Der Jacquardstuhl ist also eigentlich ein Vaucanson-Jacquard, aber die Leistung des letztern an dem Werke ist darum keine geringe. Auch Watt konnte noch an der Dampfmaschine zum berühmten und hochverdienten Manne werden, wiewol er die Maschine auch nicht ursprünglich erdacht und erfunden hatte. Die Ausarbeitung der vorgefundenen Ideen, die Anpassung derselben für die wirkliche Fabrikpraxis bildeten noch ein gutes Stück Geistesarbeit, fast ebenso verdienstvoll als die Idee der Erfindung selbst. Jacquard aber, der praktische Weber und selbstgemachte Mechaniker, war für diese Aufgabe sicher der geeignetste Mann.

Zur Zeit wo Jacquard nach Lyon zurückkehrte, den Kopf voll von der nun auszuführenden Maschinenkonstruktion, machten ihm die Vorstände eines Altenhospitals, welche in ihrem Institut Weberarbeiten einführen wollten, den Antrag, die Direktion derselben zu übernehmen gegen freie Wohnung und Beköstigung für sich und seine Frau. Bereitwilligst nahm er das wenig glänzende Anerbieten an, das ihn doch wenigstens von der Sorge für den Lebensunterhalt befreite und ihm Muße ließ, an seiner großen Aufgabe zu arbeiten. Mit Feuereifer ging er ans Werk und brachte, wie er selbst gern erzählte, ganze Nächte zu, um die Stücke seines Mechanismus zu schneiden und aneinander zu passen. Jacquard wußte die Tugenden wie die Fehler in dem Werke seines Vorgängers zu würdigen, es galt, die letztern zu vermeiden, die erstern beizubehalten und durch neue zu vermehren. Nicht um eine verkleinerte Kopie handelte es sich, sondern um einen Mechanismus, der für die Handarbeit und die Stube geeignet war, weniger herzustellen kostete und doch bedeutend mehr als sein Vorgänger

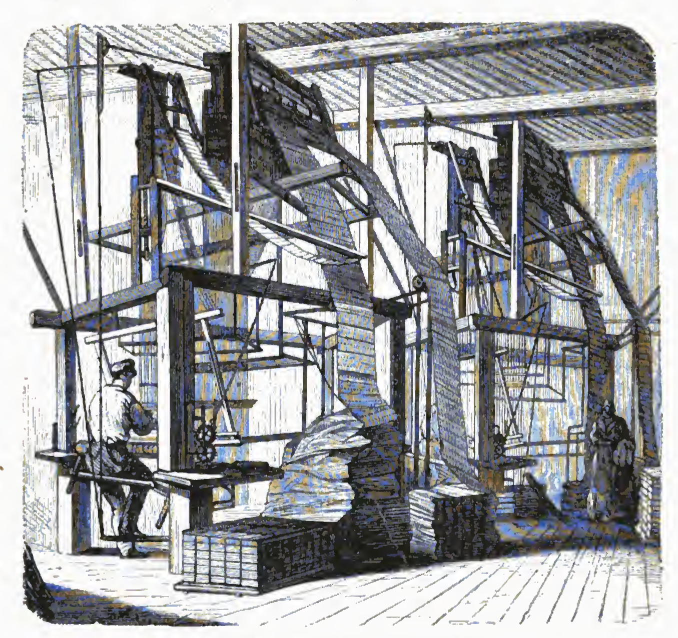
leisten sollte, sowol hinsichtlich der Sicherheit und Präzision der Arbeit als der Ausdehnung und Komplizirtheit der Muster. Darum haben auch die Stammexemplare beider Maschinen, die im Pariser Konservatorium in ihren Glasschränken dicht beieinander stehen, außer einigen allgemeinen Zügen fast gar keine Aehnlichkeit miteinander.

Nachdem Jacquard im Jahre 1805 mit seinem Stuhl zu Stande gekommen, fand er bald Beifall und einigen Absatz bei den Fabrikanten. Eine vom Lyoner Stadtrath und der Handelskammer ernannte Sachverständigen-Kommission hatte sich äußerst günstig über das Werk ausgesprochen; man stellte wiederholte Arbeitsversuche an und kam stets zu dem Resultat: es giebt nichts Zweckmäßigeres zur Beseitigung der Zugarbeit, nichts Wohlfeileres und leichter zu Behandelndes als diese Maschine. Jacquard hatte auf dieselbe kein Patent genommen, sondern beantragte für sich eine Staatspension von 1000 Thlrn. und eine Prämie von 50 Francs für einen jeden seiner Stühle, der in einer Lyoner Werkstatt aufgestellt würde. Dieser Antrag, vom Stadtrath kräftigst befürwortet, ging in Paris ohne Schwierigkeit durch. Der Kaiser sagte beim Unterzeichnen des Dekrets: „Da ist einmal Einer, der mit Wenigem zufrieden ist.“ So schien also Jacquard am Ziele und die neue Aera der Seidenfabrikation friedlich angebrochen zu sein, als sich das schlimmste Hinderniß einstellte, das sich ihm hätte entgegenstellen können und welches ihn fast noch im Hafen Schiffbruch erleiden ließ — der Widerstand der Arbeiter. Kaum hatten die Fabrikanten sich von den großen Vortheilen des neuen Webstuhls überzeugt und begonnen, sie ernstlich in ihren Geschäften einzuführen, als auch schon die Arbeiterbevölkerung in Unruhe gerieth. Sie sah nur das Eine, daß durch jeden dieser neuen Stühle sofort drei bis vier Arbeiter und Arbeiterinnen aufs Pflaster gesetzt wurden. So peinlich und ungesund die vielerlei Beiarbeiten des alten Systems auch waren, sie brachten doch das tägliche Brot, das ihnen jetzt zum Vortheil der Prinzipale genommen werden sollte. Zuerst erhob sich allgemeines Murren, dann ein Schrei der Wuth gegen eine so perfide Neuerung. Auch die Werkmeister, selbst kleine unabhängige Chefs, die mit einer Anzahl Arbeiter für die großen Fabrikanten Aufträge ausführten, schlugen sich meist auf die Seite des Volkes, wollten den neuen Stuhl entweder gar nicht annehmen oder beschuldigten ihn, daß er nichts tauge, brachten Arbeitsstücke bei, die auf dem Stuhle verdorben sein sollten, und belangten Jacquard um Entschädigung wegen Zeit- und Materialverlust. Es erfolgte ein Volksauflauf, bei welchem einer der neuen Stühle zerstört wurde und die Trümmer zu einem Freudenfeuer auf öffentlichem Platze dienen mußten. Jacquard selbst konnte sich nicht mehr öffentlich zeigen, ohne gekränkt und beleidigt zu werden, ja eines Tages wurde er umzingelt, niedergerissen und beinahe in die Rhone geworfen. Der so Verfolgte mußte aufs Land fliehen, um den ersten Sturm vorübergehen zu lassen. Andere Widersacher machten ihm die Ehre der Erfindung streitig, die ein so simpler Mann nicht gemacht haben könne, und benutzten sogar seine Uneigennützigkeit gegen ihn, indem sie es für unmöglich erklärten, daß der wirkliche Erfinder einer so wichtigen Maschine sich mit einer so ärmlichen Abfindung begnügt haben würde. Der Kampf und die Verzögerung der Einführung dauerte mehrere Jahre; aber

von 1812 an war der Jacquardstuhl siegreich auf der ganzen Schlachtlinie. Lyon zählte ihrer um diese Zeit schon 18,000. Die starke Vermehrung der Bestellungen und der Stühle hatte jetzt schon reichlich die vorübergehenden Uebelstände gut gemacht; die vorgefaßten Meinungen des Volkes schwanden vor der Unwiderleglichkeit der Thatsachen, und selbst die alten Widersacher erfreuten sich der Neuerung als einer überaus großen Wohlthat.

So sah Jacquard sein Ideal verwirklicht; aber sein Triumph war ein später, denn er war inzwischen ein Greis geworden. Doch sein Alter verlief wenigstens, nach so manchen harten Prüfungen, so ruhig und ehrenvoll als der Ehrenmann es verdiente. Den Rest seines Lebens verbrachte er in einem bescheidenen Landhause mit freundlichem Garten in dem Lyon nahe gelegenen Dorfe Oullins am Ufer der Rhone. Hier konnte er, wenn der Nordwind wehte, das Geräusch der zahllosen Webstühle in der Stadt vernehmen, denen er Form, Bewegung, Leben verliehen hatte. Hier feierte er, nur seinen Garten pflegend, seinen wohlverdienten großen Sonntag, legte das Feierkleid selten ab und trug gern das ihm verliehene Kreuz der Ehrenlegion. In seinem bescheidenen Salon hatte er die Erinnerungszeichen aus seinem Leben um sich vereinigt, seine Patente, Korrespondenzen mit den Ministern, seine Modelle und Maschinen. Immer zahlreicher kamen Besucher aus allen Ländern und Ständen, um den so berühmten und bescheidenen Mann zu sehen und die Memoiren seines Erfinderlebens von ihm selbst zu hören. Immer blieb er, was er stets gewesen: anspruchslos und von Menschenliebe erfüllt. „Berühmt soll ich sein?", pflegte er öfter zu sagen, „nun dazu wäre ich ja recht wohlfeil gekommen." Neidlos konnte er es sehen, wie dieser und jener Fabrikant durch seine Erfindung reich wurde. Oft sagte er, wenn die Rede davon war, daß die Stadt zu wenig für ihn thue: „Ich bin zufrieden, ich habe was ich brauche, und mehr habe ich nicht verlangt." Aus der Reihe der öffentlichen Angelegenheiten interessirte ihn lebhaft der Volksunterricht. Er selbst hatte ja den Mangel an Schule in seinem Leben tief genug empfunden und dieses Hinderniß erst durch spätere Anstrengungen schwer genug überwunden. Er kümmerte sich um die Fortschritte der Kinder, versammelte gern und oft die fleißigsten um sich und ermunterte sie durch kleine Geschenke. So verfloß der Lebensabend dieses einfachen und guten Mannes, bis er sich am 7. August 1834 zur ewigen Ruhe legte.

Die nachfolgenden Seiten sollen sich mit der Darlegung der Konstruktion und Wirkungsweise der Jacquardmaschine beschäftigen und gelten denjenigen unserer Leser, welche wünschen sollten, sich über die technische Seite der Sache etwas näher zu informiren. Es ist dies im Allgemeinen auch nicht schwierig, denn so viele einzelne Theile die Vorrichtung auch enthält, so ist sie doch in ihrem Grundgedanken recht einfach, immer das beste Merkmal eines geistreich erfundenen Werkes.



Seidenwebstühle mit Jacquard- und Trittmaschine.

3. Der Jacquardstuhl und seine Vervollkommnung.

Auch anderwärts, als in Lyon, hatte man sich früher Mühe gegeben, die alte Webvorrichtung — den Zampelstuhl — durch bessere Mechanismen zu ersetzen. Hierbei konnte es kaum fehlen, daß man nicht auch auf eine Stiftwalze verfiel, welche die Fadenheber ähnlich in Bewegung setzte, wie die Walze einer Oelmühle die Stampfen. Solche Maschinen kamen denn auch in Gebrauch, doch war ihre Leistungsfähigkeit eine beschränkte, schon darum, weil das Muster nur so groß werden konnte als der Umfang der Walze und dann wiederkehrte. Ein weiterer Wirkungskreis wurde indeß dadurch ermöglicht, daß man zwei, und zwar glatte von einander entfernte Walzen laufen ließ, um welche eine breite endlose Leinwand gespannt herumging. Auf diese waren dem Muster entsprechend Klötzchen geleimt, welche nun als Heber wirkten. Beide Formen — die Trommel- und die Leinwandmaschine — sind durch den Jacquard zur Ruhe gesetzt worden. An diesem letztern nun findet sich nichts, was mit einem Walzen- und Claviaturwerke Aehnlichkeit hätte, wiewol der Umstand, daß bei ihm häufig

von einem Cylinder die Rede ist, leicht zu einer solchen Annahme verleiten könnte. Eher ließe sich ein anderer Vergleich ziehen. Vor mehreren Jahren erschien auf der Leipziger Messe eine Schnurrpfeiferei, angeblich ein Apparat zum Klavierspielen für Leute, die es nicht gelernt hatten. Es waren Bretchen mit Stiften beschlagen, die, wenn auf die Klaviatur gedrückt, einen Akkord, also bei gehöriger Abwechselung mit den Bretchen eine Reihe Akkorde anschlugen. Die Bretchen könnten die Papptafeln der Jacquardmaschine bedeuten, sofern man sich an Stelle der Stifte eingeschlagene Löcher denkt, in welche Stifte von außen einspielen; der Wechsel der Pappen erfolgt von selbst, da sie alle aneinander hängen; jede Karte bringt eine vorbestimmte Auswahl von Kettenfäden zur Hebung, die wol mit einem Akkord verglichen werden kann, und eine Reihe zusammenhängender Akkorde bilden das Muster.

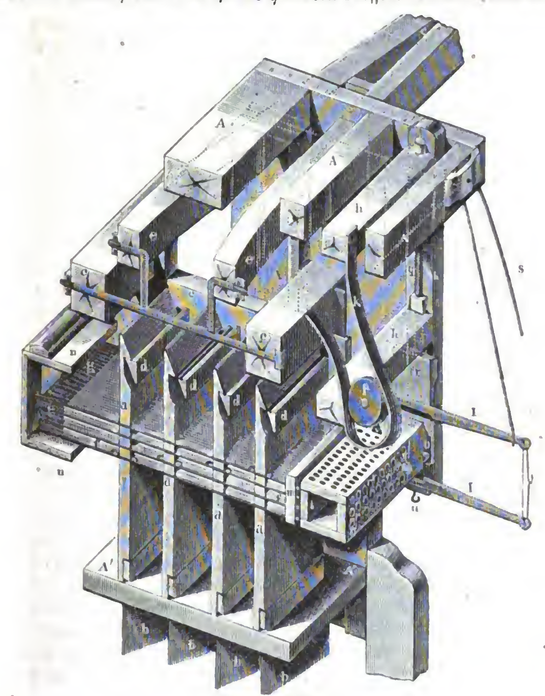
Der Jacquard ist, wie sich schon aus Früherem ergeben haben wird, keine selbständige Maschine, sondern gleichsam eine für jeden Musterstuhl passende obere Etage, die zum Ganzen des Stuhls nur in einem mäßigen Raumverhältniß steht. Anfänglich baute man das System, so weit thunlich, aus Holz, was zuweilen aus ökonomischen Gründen noch jetzt geschieht, aber die Konstruktion in Eisen ist die herrschende geworden. Die uns zur Erklärung vorliegende Figur zeigt den alten Holzbau, wie im Allgemeinen sogleich ersichtlich ist. Von Holz sind aber auch die 4 reihenweise aufgestellten, mit a bezeichneten Körper, die wir unter dem Namen Platinen öfter zu erwähnen haben werden. Sie bestehen jeder aus einer dünnen Schiene, ähnlich Linealen, denen man oberhalb Nasen angeschnitten hat, und ihre Flachform berechtigt sie zu diesem Namen, der aber auch für die Eisenkonstruktion giltig geblieben ist, obwol sie hier aus runden, steifen, oben und unten hakenförmig umgebogenen Drähten bestehen. Jedes dieser Stücke ist unbehindert von seinem Nachbar der Auf- und Niederbewegung fähig; sie sind gleichsam die Spielleute des Jacquard, nur mit der Besonderheit, daß sämmtliche Mitglieder eigentlich zum immerwährenden Spiel eingerichtet sind und daher nicht die, welche momentan wirken, sondern die, welche pausiren sollen, dazu veranlaßt werden müssen.

Bei Betrachtung des Bildes auf Seite 383 ist zunächst festzuhalten, daß dasselbe nur die reichliche Hälfte des Ganzen bietet, indem es eine Durchschnittsansicht von einer Ecke schräg zur andern darstellt. Es sind also die verschiedenen Enden meist nur ideell zu nehmen und in Gedanken durch den fehlenden Rest zu einem geschlossenen System zu ergänzen. So ist namentlich der rechts unten ersichtliche, löcherreiche, viereckige Körper — in Wirklichkeit ein Prisma, aber gewöhnlich der Cylinder geheißen — nicht in solcher Offenherzigkeit vorhanden, sondern steckt beiderseits mit einem Zapfen in einer Wange, deren vordere eben nicht mit gezeichnet ist. Beide senkrechte Wangen, unten mit dem Prisma und oben durch das gehörig verlängerte Querstück h verbunden, bilden ein Viereck, und zwar ein oben in Zapfen aufgehängtes schwingendes, dessen untere Partie mit dem Prisma bei jedem Tritt des Webers nach rechts ab und nach außen geworfen wird, um nachgehends in die senkrechte Aufhängung zurückzufallen. Dieser bewegliche Theil des Stuhls heißt die Lade oder Presse. Ein anderes System, das einen senkrechten Auf- und Niedergang hat, und dessen Umrahmung

im Bild durch c c angedeutet ist, heißt der Messerkasten. Statt des Bodens hat derselbe so viele rostförmig nebeneinander liegende Holz- oder Eisenschienen (d d d d, die sogenannten Messer), als Platinenreihen vorhanden sind. Diese Schienen greifen mit einer Kante unter die Ausschnitte der hölzernen oder die Haken der eisernen Platinen, und wenn solchergestalt der Messerkasten gehoben würde (die Hebung geschieht durch einen Fußtritt des Webers, der den inmitten liegenden Hebel e in Gang bringt), so müßten dadurch auch sämmtliche Platinen und damit durch die an ihnen unterhalb befestigten Schnüre (Corden) zugleich alle Fäden der Kette gehoben werden. Dies ist aber nicht das Verlangte, vielmehr hat die Hebung in der durch das Muster bedingten Auswahl zu geschehen, denn eine Hebung ist für jeden Kettenfaden natürlich nur dann angezeigt, wenn er über den Einschußfaden zu liegen kommen, also für einen einzelnen Schuß einen Punkt in der ihm eigenen Farbe im Muster bilden soll. Doch hebt man nicht selten umgekehrt die für den Grund bestimmten Fäden und läßt das Muster auf der Unterseite des Webstücks entstehen. Um nun diese Sonderung der zu hebenden und liegen bleibenden Fäden zu bewerkstelligen, dient eben die untere Partie des Werks, das Prisma nebst den ihm nach links hin benachbarten Theilen. Von diesen ist zunächst hervorzuheben die die Platinen horizontal durchsetzende Schicht, welche aus lauter geraden Drähten (Nadeln oder Stößer) besteht. Für jede Platine ist eine solche Nadel vorhanden, welche sie mit einer Oese umfaßt, sodaß die Platine einer Verschiebung nach vor- und rückwärts folgen muß, während die Nadel an allen andern Platinen wirkungslos vorbeigeht. Gegen jede Nadel stemmt sich ferner links im Nadelkasten n eine kleine messingene Spiralfeder, die, wenn ein genügender Druck auf das andere Nadelende erfolgt, demselben nachgiebt, während beim Nachlassen des Drucks die Nadel sogleich wieder in ihre erste Lage vorgetrieben wird. Ein Druck auf eine Nadel bewirkt nun natürlich, daß die mit ihr verbundene Platine in eine schräge Stellung kommt, die nachfolgende Gegenwirkung der Feder aber sie wieder senkrecht einstellt. Sämmtliche Nadeln gehen mit ihren rechts liegenden freien Enden jede durch ein besonderes Löchelchen in das nahe am Prisma stehende Nadelbret m und ragen auf dessen Außenseite alle gleich weit hervor. Würde man nun ein Bret, so groß, daß es alle Nadelenden deckte, gegen dieselben drücken, so würden alle Platinen aus ihrer senkrechten Stellung so weit nach links hin übergelehnt werden, daß die Schienen des Messerkastens, wenn dieser nunmehr in die Höhe ginge, keine einzige derselben fassen und mitnehmen könnten. Aus 4 (auch 5, 6) solchen Bretern aus hartem Holz ist nun auch das Prisma zusammengesetzt; aber seine Flächen sind durchbrochen, denn eine jede derselben kehrt, wenn sie gegen die Nadelenden gerichtet ist, denselben ebenso viel Vertiefungen zu, in welche die Drähte sich einschieben können; das Prisma kann also jederzeit an seinen Nachbar, das Nadelbret, anschlagen, ohne mit einer Nadel in Kollision zu kommen. Die Wirkung desselben ist also im Gegensatz zu der eines vollen Bretes gar keine.

Dies wären die Haupttheile des Jacquard, aber ihre Wirkung ist noch unersichtlich, und sie können auch in der That nur wirken unter Hinzutritt der Karten oder Musterpatronen, welche den Hauptcharakter des Mechanismus bilden.

Denken wir uns im Prisma irgend ein beliebiges Loch nicht vorhanden, etwa mit einem Pflock ausgefüllt oder einem harten Plättchen überklebt, so ist klar, daß, wenn die betreffende Cylinderfläche gegen das Nadelbret anschlägt, die *eine* Nadel, die dem geblendeten Loche gegenüberliegt, eingedrückt, die zugehörige Platine verschoben und dadurch dem Bereiche des hebenden Messers entrückt werden würde.



Jacquardmaschine.

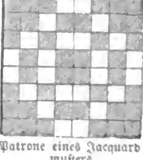
Liegt nun auf der Prismafläche eine genau eben so große dünne harte Pappe, welche in demselben Maßstabe wie jene in kleine Quarrés abgetheilt ist, sodaß jedes derselben ein bestimmtes Loch bedeckt, so hat man es in der Gewalt, jede beliebige Platine entweder heben oder ausschalten zu lassen, indem man für die zu hebenden in die betreffenden Quarrés der Pappe ebenfalls ein Loch gemacht, für die abzuschiebenden dies unterlassen hat. Dann geht es also nach der Regel: was nicht geschoben wird, wird gehoben. Die Hebung einer Platine aber hat, wie gesagt, die Emporziehung eines oder mehrerer Kettfäden

zur Folge. Die Platinen stehen auf dem gemeinschaftlichen Löcherbret A' A'; von jeder derselben geht durch ein kleines Loch im Brete eine Schnur (Corde) nach unten. Diese Schnurreihen sind im Bilde nur abgebrochen angedeutet (b b b b); in natura gehen sie nach unten weiter, umfassen einen oder eine Anzahl Kettfäden mit einer Litze und enden unterhalb der Kette eine jede mit einem kleinen Bleigewicht. Ist jede Corde nur mit einem Kettfaden in Verbindung, so heißt die Anordnung einchörig; für breite Muster macht man dieselbe zwei-, drei-, vier- und fünfchörig, d. h. man läßt von jeder Platinenschnur ebenso viel Litzenschnuren nach verschiedenen Fäden auslaufen und bildet somit Gruppen, deren Einzelglieder nun durch das ganze Arbeitsstück eine und dieselbe Direktion haben.

Auf einem gewöhnlichen Webstuhle, z. B. für Leinwand, lassen sich bekanntlich nur schlichte Stoffe erzeugen, denn der Weber hat seine ganze Kette, Faden für Faden abwechselnd, in nur zwei Gruppen geschieden, welche durch Treten auf einen Hebel in ihrer Lage so gewechselt werden können, daß bald die eine, bald die andere zu oberst liegt. Die Winkelstellung, welche beide hierbei bilden, nennt der Weber das Fach, und hier durch treibt er das Schiffchen mit dem Einschlagfaden. Eine Musterung, und zwar nur geradlinig, kann der Glattweber nur durch Wechsel in den Farben des Einschlags oder zugleich des Kettengarns hervorbringen, wie die gewöhnlichen Bettzeuge ein Beispiel geben. Der Jacquardweber hat nun für gewisse Arbeiten an seinem Stuhl auch die gewöhnliche Vorrichtung (Schäfte) als Vordergeschirr; diese giebt dann die Grundlage des Stoffes, und das dahinter befindliche Jacquardgeschirr, indem es für sich ein zweites oder Oberfach bildet, die Musterung. Oefter aber besorgt die letztere Vorrichtung das Ganze. Die Fachbildung für den Einschuß als Wurzel aller Weberei ist also auch beim Jacquard nöthig; aber indem man hier völlig freie Hand hat, irgendwelche Fäden bald liegen zu lassen, bald zu heben, ist es unter Beobachtung der vorgeschriebenen Abwechselung in den Farben möglich, so mannichfaltige und komplizirte Musterungen zu erzeugen, wie sie vor dem berühmten Lyoner nur mit den allergrößten Schwierigkeiten zu beschaffen waren.

Uebrigens ist der Betrieb eines Jacquardstuhls nicht viel schwieriger als der eines gewöhnlichen. Der Weber hat in der That nur den Aufzughebel niederzutreten und kann dann seinen Einschuß machen, wobei er sich freilich in den vorgeschriebenen Farben nicht irren darf; ist dies besorgt, so läßt er den Hebel frei, der Messerkasten sinkt durch seine eigene Schwere und die der mitgenommenen Platinen, Corden und Gewichtchen auf seinen Sitz zurück, die Platinen stehen wieder auf ihrem Löcherbret, und im selben Moment bewirkt auch schon das Prisma durch Andrücken einer Karte das Arrangement der Platinen für den folgenden Aufzug. Hiermit hat der Weber gar nichts zu thun; um aber zu zeigen, wie sich das allein macht, bedarf es noch einiger mechanischen Auseinandersetzungen. Fürs erste ist aufmerksam zu machen auf eine Vorrichtung, welche bewirkt, daß das senkrechte Aufsteigen des Messerkastens zugleich einen Ausschlag der schwingenden Lade mit dem Prisma nach rechts zur Folge hat. Hierzu dienen zwei Stücke k p, deren eines am Messerkasten, das andere an der Lade festsitzt, nämlich eine eigenthümlich gebogene eiserne Führungsschiene und eine in dieselbe eingreifende Laufrolle. Hebt sich das erste Stück, so erfolgt noth-

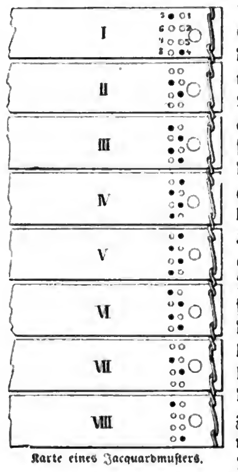
wendig, weil die Führung nach auswärts gerichtet ist, eine Abdrängung der Lade dahin; beim Niedersinken des Messerkastens würde die Lade wol von selbst in ihre senkrechte Stellung zurückfallen, aber die Führung sorgt dafür, daß dies a tempo geschieht und das Prisma sich mit einem raschen Schlage an die Nadelenden anlegt. Der Hinausgang der Lade hat aber noch andere Zwecke: die erste Wirkung der Hebung des Messerkastens ist nämlich der Zurücktritt des Prisma von den Nadelenden, die zurückgedrückten Nadeln springen daher wieder vor und die betreffenden Platinen stehen nun wieder gerade. Ferner hat das Prisma während der Schwebung eine Vierteldrehung um seine Axe zu machen, um nun eine folgende, der eben wirksam gewesenen benachbarte Fläche den Nadeln entgegenzustellen. Diese Drehung besorgt ein Hund; so heißt nämlich die bei 11 zum Theil ersichtliche, aus zwei Hebeln und einigen anderen Stücken bestehende Vorrichtung, welche das Prisma, das an jener Seite vier Triebzapfen hat, zur erforderlichen Wendung nöthigt. Durch einen Schnurzug kann der Eingriff des Hundes so geändert werden, daß er statt der Drehung nach der einen Richtung die umgekehrte bewirkt, für den Fall, daß eine eben abgearbeitete Musterfolge in umgekehrter Ordnung wiederholt werden soll, oder auch, daß er ganz außer Wirkung kommt, falls dieselbe Karte sofort zu wiederholen ist.


Patrone eines Jacquardmusters.

Die zugehörigen, nach einem vorher entworfenen kolorirten Vorbild — der Patrone — maschinenmäßig durchlöcherten Karten sind nun natürlich für jedes Muster andere. Ihre Verbindung mit dem Stuhl ist ganz einfach und soll zu einem neuen Arbeitsstück übergegangen werden, so nimmt man die bisherige Kartensuite ab und legt die neue auf, ohne daß am Stuhl etwas zu ändern wäre. Natürlich aber muß für jedes Muster vorher die Kette entsprechend nach ihren Farben aufgezogen und jeder Kettfaden mit einer bestimmten Zuglitze in Verbindung gesetzt sein. Die Karten, unter sich und mit den Prismaflächen genau von gleicher Größe, sind an beiden Rändern durch Schnüre aneinander gehangen und bilden so eine endlose Kette, die über das Prisma hinweggeht und zu dessen beiden Seiten herabhängt. Was zum Hängen keinen Platz hat, lagert sich gewöhnlich in einen unterhalb befindlichen Kasten ein. Damit die Karten auch regelmäßig fortgezogen werden, befindet sich auf jeder Randseite derselben ein größeres rundes Loch, in welches das Prisma mit einem Vorsprunge (Warze) eingreift. Indem also in der Regel vor jedem Einschuß eine anders gelochte Karte ins Spiel kommt, also andere Fäden gehoben werden oder liegen bleiben, lassen sich die Muster in einfachster Weise ins Unendliche variiren, und zwar mit größerer Garantie vor Fehlern, als sie ehedem von der menschlichen Zugmaschine zu erwarten war.

Die Anzahl der Karten ist beim Jacquard fast unbeschränkt; sie zählen je nach der Komplizirtheit des Musters bis ein oder mehrere Hunderte, zuweilen selbst über 1000, wo sie denn freilich ganz ansehnliche Stöße zu beiden Seiten der Maschine bilden. Mit der Anzahl der Platinen dagegen stößt man früher auf Grenzen; man hat Stühle mit 4, 8, 10, 12, 16 bis 20 Platinenreihen, die höheren Nummern jedoch selten, weil dabei das Treten und Heben so großer und

zahlreicher Maschinentheile schon sehr schwierig wird. Man bezeichnet die verschiedenen Kaliber der Stühle nach der Anzahl der Platinen als 2, 4, 600er 2c. Bis zu den 600ern enthält eine Reihe immer 50 Stück, sodaß eine 200er vier, eine 400er acht Reihen enthält. Bei größeren Maschinen stehen in einer Reihe 75, 100 und noch mehr Platinen. Beistehende Skizze zeigt an einer kleineren Anzahl Karten deren allgemeine Form und Verbindungsweise; nur muß man sich dieselben nach links hin gehörig verbreitert, ebenso wie rechts verbunden und durchaus mit Löchern gefüllt denken. Vorstehendes Bild soll nur zeigen, wie etwa ein kleines Muster wie das voranstehende auf die Karten übertragen sich ausnimmt. Die weißen Quadrate in demselben bezeichnen die zu hebenden Kettfäden; auf den Karten also haben diese Punkte als offene Löcher, also mit schwarzer Füllung zu erscheinen. Das Muster umfaßt 8 Ketten- und 8 Schußfäden, erfordert also 8 Karten und 4 Platinen; da man dasselbe aber nicht einzeln, sondern gleich in sämmtlichen Wiederholungen über die ganze Zeugbreite hin weben wird, so multiplizirt sich die Grundzahl der Platinen mit der Wiederholungszahl, sodaß z. B. bei 25maliger Wiederholung 200 Platinen mitzuwirken haben. Mit derselben Maschine und derselben Platinenzahl läßt sich aber auch ein doppelt und mehrfach breites Gewebe mit gleicher Musterung herstellen, wenn man statt der hier angenommenen einchörigen Zurichtung dieselbe zwei- oder mehrchörig macht, d, h. an jede Platinenschnur 2, 3 2c. Litzenschnuren anhängt.



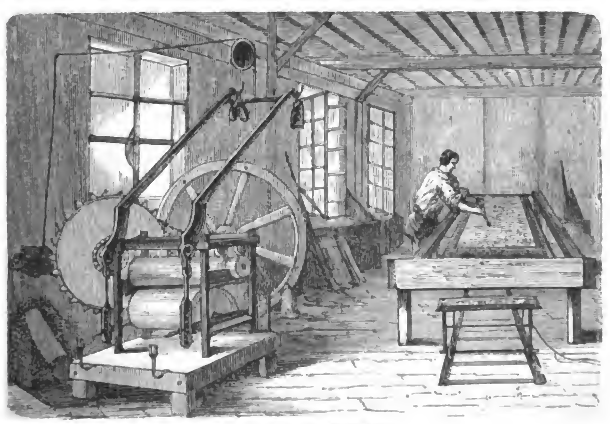
Karte eines Jacquardmusters.

In dem auf Seite 380 gegebenen Bilde haben wir nun auch zur Anschauung bringen wollen, wie das Gesammtsystem des Webstuhls mit der Jacquardvorrichtung sich heutzutage ausnimmt. Man wird sich dieselbe hier in Metall, also kompendiöser konstruirt zu denken haben, als das Spezialbild Seite 383 erwarten ließ. Auch haben sich mit der Zeit verschiedene neue Anordnungen des Details hinzugefunden, die indeß das Grundprinzip Jacquard's nicht alterirt haben. Man arbeitet jetzt, wie die Figur zeigt, häufig mit einem Doppelgange von Karten, und wenn ihrer soviel zu einem Muster gehören wie in vorliegendem Falle, so bleibt für ihre Unterbringung nur übrig, daß man sie einerseits von aufgeschichteten Stößen fortgehen läßt und auf der andern Seite des Stuhles sie ebenso wieder niederlegt.

Der Jacquardstuhl hat im Laufe der Zeit einen Erfolg gehabt, den der Erfinder selbst wohl kaum geahnt haben mag. Er ist nicht nur demokratisch, sondern selbst kosmopolitisch geworden in dem Maße, als seine vielseitige Anwendbarkeit mehr und mehr erkannt wurde. Die Grenzen seiner ursprünglichen Bestimmung hat er längst überschritten; weit mehr als dem Luxus der Seidenindustrie dient er jetzt zur massenhaften Erzeugung wohlfeilerer Bedarfswaaren,

façonnirter wollener, baumwollener und gemischter Stoffe, Gazegewebe und besonders auch Damast. An den mechanischen Webstühlen, die mit Dampfkraft selbstthätig arbeiten, fehlt natürlich die Jacquardvorrichtung nie, sobald es sich um façonnirte Zeuge handelt. In seiner Verwendung zu so verschiedenen Zwecken hat der Jacquard sogar eine besser fundirte Stellung erhalten, als in dem Kreise seiner anfänglichen Wirksamkeit. Es gehen jetzt in vielen Industriestädten mehr Jacquards als in Lyon selbst, denn es hat sich inzwischen in der Seidenindustrie ein großer Umschwung vollzogen. Das Publikum ist zum guten Theil der schweren Prachtstoffe müde geworden, die den alten Ruhm Lyons begründeten. Ein ungeheurer Fortschritt dagegen ist erfolgt in der Fabrikation glatter Stoffe, die weit weniger kostspielig sind und auf einfacheren Stühlen hergestellt werden. Der größte Theil dieser zwar nicht prunkenden, doch eleganten Stoffe wird nicht in der Stadt selbst, sondern in der Umgegend gewebt, wo die Luft reiner und das Leben wohlfeiler ist, und der Luxus besteht heutzutage weniger in den gewebten Mustern, als in den Stickereien, welche nachgehends auf den glatten Stoffen angebracht werden. Denn der Luxus hat sich nicht etwa vermindert, sondern er hat nur eine andere Richtung genommen. So ist es gekommen, daß Lyon heute mehr stickt als façonnirt, der Jacquard also dort an Geltung verloren hat und als Auswanderer in der Fremde neue Subsistenzmittel suchen mußte. Aber es stand ihm hierfür die ganze Welt offen; die entferntesten Nationen, selbst solche mit weniger entwickelter und stillstehender Industrie, haben seine Dienste gewürdigt und um mit einem Beispiel Alles zu sagen:

Selbst der chinesische Arbeiter sitzt heute am Jacquardstuhl.



Appretursaal für Seidenstoffe.



Basel von der Rheinseite.

4. Die Seiden-Industrie Deutschlands und der Schweiz.

Während Frankreich bereits seit einem Vierteljahrhundert den Jacquardstuhl eingeführt hatte und dadurch in der Seidenmanufaktur vor den übrigen Völkern einen selbst heute noch kaum abzuwendenden Vorsprung gewann, blieb es in Deutschland, wie in so manchen anderen Dingen, auch auf dem Gebiete der Seidenweberei beim Alten. Erst um das Jahr 1830, als die Zeiten eine schwache Vorahnung dessen gestatteten, was später in politischer Beziehung sich ereignen sollte, als die großen Strömungen, die den Zollverein ins Leben riefen, die gesammte Nation bewegten, ward es auch hier allmälig Licht und das Versäumte nachgeholt. Wie es namentlich zwei Männer, ein Sohn des Südens, ein Mann des Nordens waren, welche den Aufschwung der deutschen Seidenweberei mit hervorriefen, werden wir in den nachfolgenden zwei biographischen Skizzen zeigen. Hier sei vorerst die allgemeine Lage dieser Industrie dargelegt.

Es war im Jahre 1844, als nach der Berliner Ausstellung französische Stimmen ihr Urtheil über Deutschland und dessen Industrie laut werden ließen; sie konnten nicht umhin zu gestehen, daß jenseit des Rheinstromes ein Anstoß gegeben, der im ungeahnten Fortschritte sich entwickle und daß es nicht mehr das träumerische Deutschland sei, welches sich in die Wolken der Metaphysik verliere und über einem Buche einschlafe. Frankreich, das bis dahin in industriellen Angelegenheiten auf England seine Blicke gerichtet hielt, nur von dort einen Wettbewerb fürchtend, erkannte nun mit Erstaunen, daß in Folge stillemsiger Arbeit während eines fast dreißigjährigen Friedens eine jugendlich-frische deutsche Industrie ihre Flügel regte, der man Beachtung und selbst Hochachtung nicht länger versagen durfte.

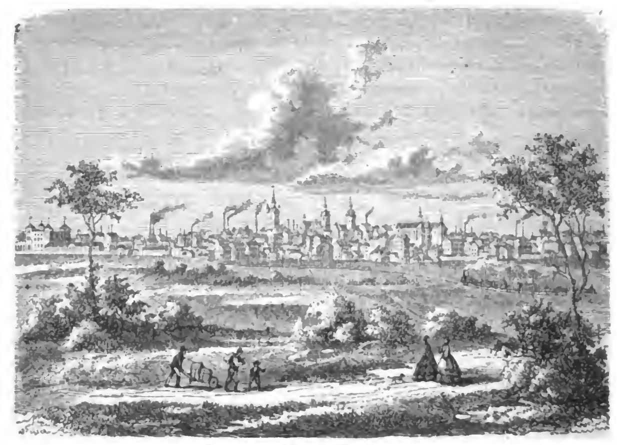
Während in früheren Zeiten der deutsche Arbeiter und Gewerbsmann sich leicht darein gab, in dem Wirkungskreise, in welchem er geboren war, zu leben und zu sterben, wurde er erst durch das Ausland, das die epochemachenden Geschütze der Maschinen ins Feld der Arbeit führte, zu einem gleichen Streben angespornt, hat dann aber mit scharfem Erkennen und deutschem Muth den Fehdehandschuh der Konkurrenz aufgehoben. Es gehörte in der That gegenüber den Mitbewerbungen Englands und Frankreichs ein ungewöhnlicher Grad von Willenskraft und Ausdauer dazu, sich mit ungleichen Waffen in den gewaltigen Kampf einzulassen. Wie der Deutsche diesen Wettstreit bestanden hat, darüber haben die Industrieausstellungen der neueren Zeit ein so glänzendes Zeugniß ausgestellt, daß jetzt auf manchen Gebieten der gewerblichen Thätigkeit, wo sonst das Ausland die tonangebende Stimme führte, die deutsche Industrie den Vorrang behauptet; — die Patente des Auslandes sind abgelaufen!

Unter den Ländern des Zollvereins sind es hauptsächlich Preußen und Sachsen, sowie Theile von Schwaben, die eine seltene Rührigkeit entfaltet haben, besonders was die Baumwollen- und Seidenindustrie anbelangt. Hier haben wir es nur mit der letzteren zu thun und da dürfte es denn bei Vielen gerechtes Erstaunen erregen, wenn sie erfahren, daß im Zollverein jetzt gegen 60,000 Seidenwebstühle in Bewegung sind, die für 30 Millionen Thaler Waaren hervorbringen, gegenüber den 125 Millionen Thalern, welche den Werth der jährlichen französischen Seidenproduktion darstellen.

Fragen wir nach dem Manne, dem das Verdienst zukommt, in Deutschland zuerst den Seidenbau und die Seidenweberei in größerem Maßstabe gefördert zu haben, so treffen wir hier, wie in so vielen anderen Dingen, die da zeigen, wie ein Einzelner seiner Zeit voraus eilen kann, auf Preußens großen König Friedrich II., dessen klarer Blick nicht allein den politischen und militärischen Gesichtskreis beherrschte, sondern auch zu erkennen vermochte, was seinem Lande in volkswirthschaftlicher Beziehung Noth that. Er war es, der sich die Erhaltung und Anpflanzung der Maulbeerbäume ganz besonders angelegen sein ließ und tüchtige Fremde heranzog, die seine Brandenburger in der Seidenweberei unterrichteten. Zur Zeit seines Regierungsantrittes wurden im ganzen Königreiche nur 100 Pfund Seide gewonnen; als er aber sein thatenreiches Leben beschloß, da war, wie sein Land an Macht und Größe erstarkt, auch der Seidenbau kräftig angewachsen und 3 Millionen Maulbeerbäume zeigten von seiner Fürsorge für diesen Zweig der Kultur, während der Gewinn an roher Landseide bis auf 14,000 Pfund gestiegen war. Was aber diese letztere Zahl bedeuten will, erkennt man daraus, daß im Jahre 1862 die Gesammtausbeute von ganz Deutschland an gehaspelter Seide nur etwa 8000 Pfund betrug, also 6000 Pfund weniger, als zur Zeit des großen Königs, dessen Nachfolger die Maulbeerpflanzungen verfallen ließen. Wie den Bau, so hob Friedrich der Große auch die Weberei des köstlichen Stoffes, und Berlin, wo zu Ende des XVII. Jahrhunderts französische Flüchtlinge zuerst die Seidenwaaren-Industrie eingeführt hatten, wurde der Centralsitz des immer kräftiger aufblühenden Gewerbes. Um der immer noch schwankenden Industrie einen festen Boden zu verleihen, vertheilte Friedrich 20,000 Thaler Prämien alljährlich an die Fabrikanten, und aus Lyon,

Turin und der Schweiz herbeigezogene Seidensortirer, Haspler, Moulinirer, Musterzeichner und Appreteure wirkten als Lehrer der Landeskinder.

Dieser Thätigkeit ist es zu verdanken, daß Preußen unter den Staaten des Zollvereins bezüglich der Seidenwaarenindustrie in erster Linie dasteht. Immer noch nimmt Berlin eine hervorragende Stelle ein, wo vorzüglich feine Modeartikel, prächtige Möbelstoffe und Luxusstoffe fabrizirt werden, die nach Rußland, den Donauländern und Nordamerika bedeutenden Absatz haben, allein die Rheinprovinz mit ihrer thätigen, lebhaften und geschickten Bevölkerung ist der Mittelpunkt der vereinsländischen Seidenindustrie geworden.

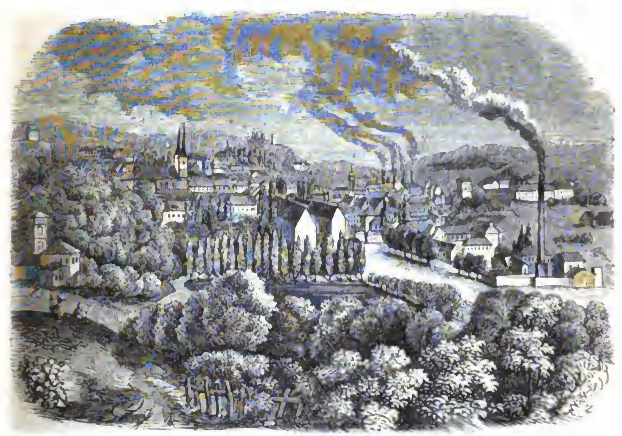


Krefeld.

Nirgends ist ein solcher Aufschwung wie in dem Rheinlande zu bemerken gewesen, und es verlohnt sich wohl, nach den Ursachen desselben zu forschen. Liegen diese Ursachen in der Geschicklichkeit, in dem Geschmack der Fabrikation? Man muß zugeben, daß der französische Arbeiter eben so viel Geschicklichkeit und Intelligenz, und, was das Schönheitsgefühl betrifft, dieses vielleicht noch in erhöhtem Grade besitzt. Sind es die wohlfeileren Löhne? Sie sind sicherlich dort wohlfeiler als in Lyon und Berlin, aber beträchtlicher als in der Schweiz und in Sachsen. Die Wichtigkeit der rheinpreußischen Industrie wird demnach wol in dem Geiste und in der Organisation derselben zu finden sein.

Die Fabriken in Krefeld u. s. w. sind nicht so zahlreich, wie beispielsweise in Lyon, wo es fast ebenso viele Fabrikanten als Webstühle giebt. Die Zahl der Fabrikanten ist im Gegentheil sehr beschränkt. Man findet Fabriken, welche 600 bis 700 Webstühle haben. Diese Centralisation der Industrie erlaubt den Fabrikanten großartige Unternehmungen. Die Elberfelder Industrie zeichnet

sich durch ihren hohen Handelsgeist aus. Die Fabriken machen nicht eine Gattung Waare, wie in Lyon, sie machen fast alle; sie vervielfältigen oder beschränken die Erzeugung dieses oder jenes Artikels dem größeren oder geringeren Begehr gemäß. Und die Fabrikanten selbst! Sie sind nicht blos industriös, sondern hauptsächlich auch Kaufleute, denen es nicht an Unternehmungsgeist fehlt. Zwischen ihnen und dem Kleinhändler giebt es keinen Mittelsmann. Sie haben direkte Verbindungen angeknüpft; sie kennen alle Märkte, sie sind immer aufmerksam und bereit, von allen günstigen Umständen im Reiche der Mode und von den Ereignissen in allen Theilen der Welt Nutzen zu ziehen.



Elberfeld.

Eine so rege Thätigkeit und hohe kommerzielle Intelligenz hat ihnen große Absatzwege geöffnet, welche ihnen wieder streitig zu machen den Mitbewerbern schwer fallen dürfte.

Krefeld hat sich den Namen des „deutschen Lyon" mit gutem Grund erworben. Wenn die Lage der Stadt in der flachen Rheinniederung auch nicht mit dem pittoresken Lyon an den felsigen Ufern der Rhone sich vergleichen läßt, so ist doch ihre Industrie eine gefürchtete Wettbewerberin der großen Gewerbthätigkeit jener französischen Stadt geworden. Im Verlauf von 30 Jahren hat sich die Einwohnerzahl Krefelds mehr als verdoppelt, denn während 1840 nur 25,897 Seelen gezählt wurden, wohnen dort gegenwärtig 56,000 Menschen. Die Einführung der Seidenindustrie erfolgte hier aus den benachbarten Niederlanden und Frankreich, zur Zeit der Religionsstreitigkeiten, als im XVII. und XVIII. Jahrhundert viele Tausende Protestanten und Mennoniten nach Osten zu flohen. Krefeld war damals noch im Besitze der Familie Nassau-Oranien und kam erst mit dem Tode Wilhelm's III. an die Krone Preußen, bei der es

seither verblieben ist. Unter den kräftigen Fittichen des schwarzen Adlers begann auch bald seine Blüte, die auch jetzt noch von Tage zu Tage steigt. Krefelder Sammet- und Seidenwaaren finden sich heute auf allen Märkten des Erdballs, Krefelder Häuser unterhalten in den vorzüglichsten chinesischen Seidenhäfen sowol wie in Italien, Frankreich und Spanien Kommanditgeschäfte. Denn neben dem Umsatze der eigenen Fabrikate, welcher auf 13 Millionen Thaler durchschnittlich geschätzt ist, und von 120 Fabrikanten unterhalten wird, spielt das Geschäft mit Rohseide in Krefeld eine ganz bedeutende Rolle. Es besteht dort bereits seit dem Jahre 1843 eine eigene Seidentrocknungsanstalt, in welcher jährlich 1 Million Pfund Seide im Werthe von 10 bis 16 Millionen Thalern „konditionirt" werden.

Was den Absatz anbelangt, so gehen Krefelder Sammete in den Zollverein und nach Nordamerika, ja sie haben sich sogar in Frankreich und England Boden verschafft. Sonst findet eine Ausfuhr nach Dänemark, Schweden, Holland und den bedeutendsten Häfen von Süd- und Mittelamerika statt. Von Krefeld aus verbreitete sich die Seidenindustrie auch nach den benachbarten Orten Elberfeld, Rheydt, Viersen, Gladbach, Odenkirchen, wo sie überall dankbaren Boden fand. Das rechtsrheinische Elberfeld dagegen wurde für halbseidene Gewebe der Hauptplatz des Zollvereins; von dort aus wird namentlich Deutschland selbst mit den minder luxuriösen Waaren versehen; doch erhält auch der amerikanische Markt einen großen Theil seiner Bedürfnisse aus der gewerbthätigen Stadt im Wupperthale. Gleich Krefeld besitzt auch Elberfeld eine Seidentrocknungsanstalt, in der 1864 nicht weniger als 423,000 Pfund europäische und asiatische Seide konditionirt wurden, etwa halb soviel wie in Krefeld.

Was Sachsen betrifft, so hat sich dort die Seidenindustrie zu Glauchau, Merane, Annaberg und Frankenberg meistens nach dem Muster von Elberfeld entwickelt, d. h. man hat sich vorzugsweise auf die Fabrikation halbseidener Stoffe gelegt. Außerdem giebt es in Annaberg, Radeberg, Dresden und Chemnitz Seidenbandfabriken, welche alle Gattungen glatter und gemusterter Taffet-, Atlas-, Gaze- und Florbänder, und zu Plauen und Limbach Petinetfabriken, welche Seidenpetinet, Spitzen und Tücher verfertigen. In Baden, Württemberg und Bayern hat sich dieser wichtige Industriezweig ebenfalls eingebürgert, ohne aber bis jetzt den Standpunkt, welchen die Seidenindustrie Preußens einnimmt, erreicht zu haben.

So ist das Rheinland immer noch der bedeutendste Seidenindustriedistriktplatz Deutschlands, und gerade seine Fabriken, die außer den vielen einheimischen auch Tausende von auswärtigen Händen beschäftigen, haben das Meiste zu der Gesammtausfuhr des Zollvereins an Seidenstoffen beigetragen. Diese Ausfuhr weist, gegenüber der meist französischen und englischen Einfuhr, immer noch ein bedeutendes Mehr zu Gunsten Deutschlands auf, zeigt uns also den gesunden volkswirthschaftlichen Stand unserer Seidenbranche, die auch, trotz den Ermäßigungen, welche der deutsch-französische Handelsvertrag bei den Eingangszöllen der französischen Seidenstoffe gewährte, immer noch als gefährliche Konkurrentin sich hoch erhält. Die Gestaltung der Ausfuhr selbst im ersten Decennium der Existenz des Zollvereins ergiebt sich aus der nachstehenden Tabelle.

Ausgeführt wurden:

	Ctr.	Thlr.		Ctr.	Thlr.
1834:	7,664	9,402,750	1839:	9,378	11,730,750
1835:	9,885	12,390,000	1840:	8,921	11,043,000
1836:	10,923	13,740,000	1841:	10,317	12,849,000
1837:	7,633	9,206,250	1842:	8,694	10,605,000
1838:	8,371	10,620,750	1843:	10,672	12,504,750

Ab- und Zunahme nach Thaler-Prozenten:

1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843
	Zunahme	Zunahme	Abnahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme
100	32%	46%	2%	13%	24%	17%	37%	13%	32%

Nach Abzug der Einfuhr blieben mehr ausgeführt:

	Ctr.	Thlr.		Ctr.	Thlr.
1834;	4,507	5,382,000	1839:	5,137	6,546,000
1835:	7,195	9,058,500	1840:	4,447	5,670,000
1836:	7,896	9,991,500	1841:	5,759	7,458,750
1837:	3,639	4,301,250	1842:	3,811	4,910,250
1838:	3,308	5,019,000	1843:	5,688	6,792,000

Ab- und Zunahme nach Thaler-Prozenten:

1834	1835	1836	1837	1838	1839	1840	1841	1842	1843
	Zunahme	Zunahme	Abnahme	Abnahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme	Zunahme
100	71%	89%	19%	6%	23%	7%	41%	7%	26%

Einen weiteren Fortschritt unserer Seidenindustrie bezeugen die Ziffern aus der neuesten Zeit, die uns klar darthun, wie sehr sich die Ausfuhr an fertigen Fabrikaten gehoben hat und wie bedeutend dieselbe die Einfuhr übertrifft, während naturgemäß die Einfuhr an Rohseide steigen mußte. Im Jahre 1842 wurden an Rohseide im Zollverein eingeführt 10,104 Ctnr., während 1864 die Summe bereits auf 24,542 Ctnr. gestiegen war, was eine Zunahme im Verhältniß von 100 : 152 ergiebt. Der Verbrauch des Zollvereins an Rohseide betrug 1864: 21,721 Ctnr., wovon der größere Theil aus Italien kam, während daneben auch viel französische und asiatische Seide eingeführt wurde. In gefärbter und gezwirnter Seide ist dagegen keine wesentliche Erhöhung der Einfuhr in den letzten zwanzig Jahren zu bemerken gewesen, dieselbe beträgt jetzt durchschnittlich 2600 Ctnr. im Jahre.

Ganz anders, und für den Zollverein im hohen Grade günstig, gestaltet sich das Verhältniß bezüglich der fertigen Waaren. Nahm hier auch die Einfuhr zu und betrug dieselbe an ganzseidenen Stoffen im Jahre 1864 immer noch 5607 Ctnr., so hat dies doch gegenüber der mächtigen Ausfuhr nicht viel zu bedeuten. Dieselbe stieg 1842 bis 1864 von 5446 auf 18,283 Ctnr., oder um 236 Prozent und dokumentirt hierdurch die günstige Stellung, welche die deutsche Seidenwaarenindustrie auf den ausländischen Märkten einnimmt. Nach Rußland, Polen, Oesterreich und Frankreich fand eine stetige Zunahme der Ausfuhr statt, während, hauptsächlich infolge des amerikanischen Bürgerkrieges und des in der Union herrschenden Schutzzollsystems, die Ausfuhr in überseeische Länder abnahm.

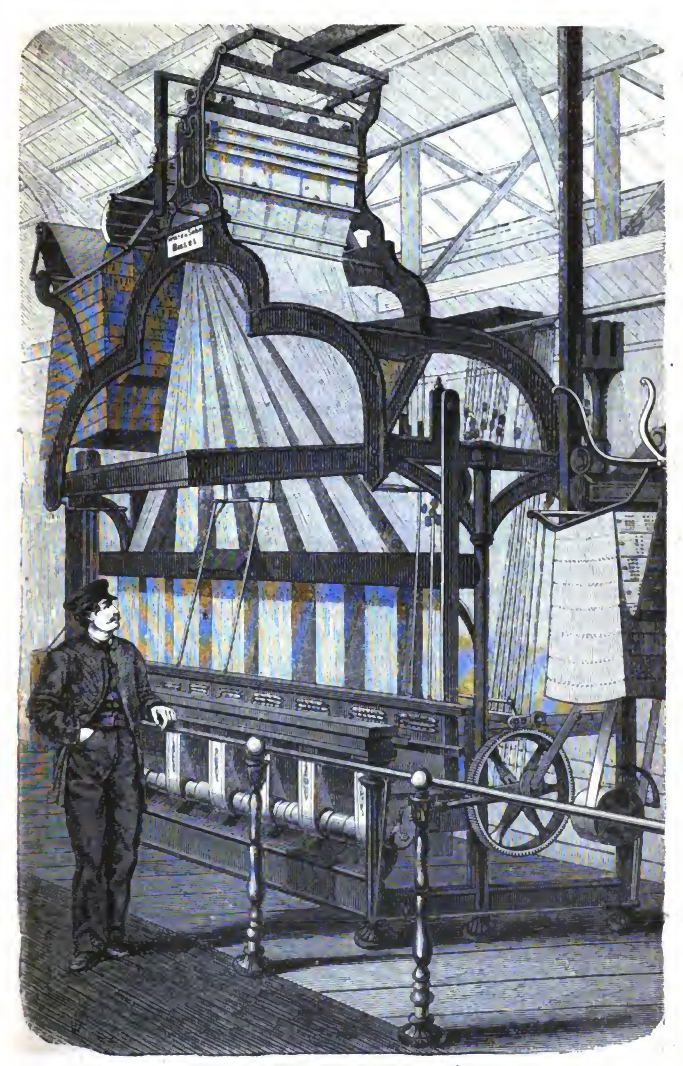
Bezüglich der halbseidenen Waaren haben sich die Verhältnisse der Ein- und Ausfuhr in ähnlicher Weise wie bei den ganzseidenen gestaltet.

Es macht sich eine stetig fortschreitende Zunahme des Exportes bemerklich. Das Jahr 1864 ergab an Einfuhr nur 3386 Ctnr., an Ausfuhr dagegen 13,662, mithin eine Mehrausfuhr zu Gunsten der deutschen Industrie von 10,276 Ctnr.

Ziehen wir nun nach Angabe dieser statistischen Daten eine Gesammtbilanz bezüglich der deutschen Seidenindustrie, so fällt sie entschieden zu Gunsten der letzteren, gegenüber dem Auslande, aus. Und das ist, bei der verhältnißmäßigen Jugend derselben, ein hocherfreuliches Zeichen, ein Sporn, immer weiter auf dem schon so wohl angebauten Felde vorzuschreiten. „Die Einnahmen, welche der Zollverein aus der Verzollung von roher und gefärbter Seide, sowie von Seiden- und Halbseidenwaaren bezogen", sagt A. Bienengräber in seiner „Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein" (Berlin, 1868), „sind nicht unbeträchtlich gewesen. Sie beliefen sich im Jahre 1864 auf 830,588 Thlr. oder $3,_4$ Prozent des gesammten Zollaufkommens. Vergleichen wir im Durchschnitt für die Jahre 1860 bis 1864, was der Zollverein durch den Absatz von Seidenwaaren gewonnen, so ergiebt sich: Mehreinfuhr an roher und gefärbter Seide 13,295,400 Thlr., dagegen Mehrausfuhr an seidenen und halbseidenen Waaren 18,421,200 Thlr., sodaß sich also die Mehreinnahme, welche der Zollverein jährlich vom Auslande bezogen, auf 5,125,800 Thlr. berechnet."

Auch in unsern Nachbarstaaten, die theilweise mit uns dem gleichen Stamme angehören, hat sich ein reges industrielles Leben auf demselben Felde aufgethan. In Oesterreich produzirt die Seidenindustrie, welche an 40,000 Webstühle und gegen 100,000 Arbeiter beschäftigt, Werthe von 80 bis 100 Millionen Gulden. Freilich hat dieser Zweig der Textilindustrie seit dem Verluste des lombardisch-venetianischen Königreiches eine große Beschränkung erfahren. Rohseide und filirte Seide werden, doch in ungenügender Menge, für den Verbrauch in Südtirol, Görz und Istrien, Seidenwaaren in höchst eleganten Mustern in Wien produzirt. In letzterer Zeit nimmt der Seidenbau auch in Böhmen einen bedeutenden Aufschwung, nachdem er daselbst schon 1740 durch zwei in Prag lebende Italiener eingeführt worden war.

Von besonderem Interesse ist es, einen Blick auf die Seidenindustrie der Schweiz zu werfen, welche, trotz der Kleinheit dieses Staates, so ziemlich mit jener des Zollvereins auf gleicher Stufe blieb und unter weit schwierigeren Verhältnissen als hier zur Blüte gelangte. Denn von jeher hielt die Schweiz an den Grundsätzen des Freihandels fest und wies alle Versuchungen zu Wiedervergeltungsmaßregeln gegenüber den dem Schutzzollsystem huldigenden Nachbarstaaten zurück. Die Schweiz war hierin dem Zollverein, Frankreich und Oesterreich voraus, die neuerdings durch den Abschluß von Handelsverträgen auch den Uebergang zum Freihandelssystem machten oder anbahnten. Abgesehen hiervon aber hatte die Schweiz noch den Nachtheil höherer Arbeitslöhne, und trotzdem zeigten ihre Industrie und ihr Handel einen dauernden Aufschwung. Das Geheimniß dieser Erscheinung ist nicht schwer zu enthüllen: die Schweiz war genöthigt, sich große Abzugskanäle im Welthandel zu suchen, und obgleich sie keine Flotte besaß und in der Verfrachtung auf fremde Schiffe angewiesen war, sie fand diese neuen Wege und macht seit etwa 30 Jahren in den fremden Erdtheilen den seefahrenden Nationen eine bedeutende Konkurrenz.



Schweizer Bandwebstuhl.

Ganz vorzüglich ist letzteres mit dem Stoffe der Fall, der uns hier beschäftigt. In der Seidenmanufaktur hat die Schweiz einen ihrer industriellen Höhenpunkte erklommen und hier ist es die deutsche Schweiz, zumal Zürich und Basel, welche fast ausschließlich diese Klasse der Industrie repräsentirt, während die Uhrenfabrikation vorzugsweise in den Händen der französischen Schweizer ist.

Die Seidenweberei in der Schweiz ist ein sehr altes Gewerbe, und wenn wir, was geschichtlich nicht fest begründet erscheint, außer Acht lassen, nämlich daß dieselbe dort schon im XIII. Jahrhundert von Italien aus eingeführt worden sein soll, so erscheint doch gewiß, daß diese Industrie in der Schweiz früher als in Frankreich blühte. So sehen wir denn bereits mit dem Schlusse des XVI. Jahrhunderts Seidenwaaren aus der Schweiz nach Deutschland, Frankreich, England gehen und allmälig auch auf den nördlichen Märkten in den skandinavischen und slavischen Landen erscheinen. Lange Zeit bezog die Schweiz ihr Rohmaterial aus Italien und erst im Beginn unseres Jahrhunderts fing sie an, auch den Seidenwurm zu züchten und Maulbeerbäume zu pflanzen. Hier waren es nun besonders die südwärts der Alpen gelegenen und klimatisch begünstigten Kantone, welche die Seidenzucht pflegen und den nördlichen Schwesterkantonen den Urstoff zur Verarbeitung liefern konnten. Ehe die Seidenraupenkrankheit so bedeutende Verheerungen unter den nützlichen Würmern anrichtete, rechnete man den Werth der Schweizer Seidenernte (1859) auf 60,000 Pfund im Werthe von 400,000 Thlr. Neben der eigenen Produktion an Rohseide führt die Schweiz noch bedeutende Mengen aus anderen Ländern ein. So betrug der Import nach der „Uebersichtstabelle der im Jahre 1867 in der schweizerischen Eidgenossenschaft zur Ein-, Aus- und Durchfuhr verzollten Waaren" an Rohseide, Seidencocons, Abfällen und gefärbter Seide 40,424 Ctr., wogegen im selben Jahre allerdings eine Ausfuhr von 14,785 Ctr. an Rohseide u. s. w. aufgeführt erscheint.

Da, wo das geistige Centrum der deutschen Schweiz liegt, in **Zürich**, ist auch der Mittelpunkt der Seidenindustrie. Nicht in großen Fabriken, sondern in ihren eigenen Dörfern und Häusern, die rings um den schönen Züricher See und in den benachbarten Kantonen Zug, Aargau, Thurgau zerstreut liegen, arbeiten die Seidenweber mit ihren Familien. Ein kleinerer Industriebezirk erstreckt sich um **Basel**, von wo aus auch die Kantone Bern, das Wiggerthal im Aargau und Solothurn mit Arbeit versehen werden. Auch in Tessin giebt es einige Seidenwebereien, indessen nicht von der Bedeutung wie in Zürich und Basel. Aus der ganzen Schweiz überhaupt gingen im Jahre 1867 nicht weniger als 32,750 Ctr. seidene und halbseidene Stoffe in den Welthandel, während die ganze Einfuhr an Seidenwaaren, Crep, Tüll, Posamentierwaaren aus Seide mit eingerechnet, nur 1531 Ctr. betrug. Da der französische und deutsche Markt den Schweizer Seidenwaaren noch fast ganz verschlossen ist und hier auch die gewaltige Konkurrenz von Lyon einer- und Krefeld andererseits wirkt, so gehen diese bedeutenden Mengen Seidenwaaren meist nach Rußland und in überseeische Länder, besonders nach Nordamerika, das 1864 allein für 25,100,000 Francs Schweizer Seidenwaaren empfing. Den richtigen Anhaltepunkt für die Bedeutung dieses Geschäftes erhalten wir aber erst, wenn wir die hier mitgetheilten Zahlen mit jenen vergleichen, die weiter oben beim Zollverein angeführt wurden.

In Bezug auf die Schwere der Seidenstoffe vermag zwar die Schweiz nicht mit Lyon zu konkurriren, aber die Vielseitigkeit in der Fabrikation ist — den Sammet ausgenommen — so groß wie in Krefeld. Die Erzeugung erstreckt sich auf glatte Stoffe, schwarze und farbige Taffete, gros (de Naple, de Rhin, de Zuric u. s. w.), satin (de Chine, fort), marcelline, poult, florence; ferner je nach der Mode aufgemusterte, geblumte, schottische Stoffe. Einen Hauptantheil an der erfreulichen Entwicklung der Ausfuhr der Schweizer Seidenindustrie haben die Bänder, die speziell für den Geschmack der verschiedenen Völker fabrizirt werden müssen. Der Nordamerikaner liebt z. B. ganz andere Farbenzusammenstellungen als der Russe oder der Engländer, und nur das genaue Studium der abweichenden Liebhabereien vermag die Schweizer Industrie in dieser Branche oben zu erhalten, da hierin namentlich auch Krefeld eine bedeutende Konkurrenz entwickelt. Basel ist der Ursitz der Seidenbandfabrikation; hier soll auch die sogenannte Bandmühle erfunden worden sein, die gleichzeitig mehrere Stücke anfertigte. Schon in der Mitte des XVII. Jahrhunderts hatten die Baseler Seidenbänder den Markt erobert; von dort aus bezog Holland die schwarzen Doppelbänder, die es als Spezialität ursprünglich selbst bereitete, und Frankreich das seidene couleurte „Franzband". Schon 1788 zahlten die Fabrikanten eine halbe Million Gulden an die Baseler Posamentierer als Arbeitslohn, und jetzt sind mindestens 8000 Menschen mit der Bandweberei beschäftigt, die als Hausindustrie betrieben wird und fast nur Tessiner Seide verarbeitet.

Von lokal segensreicher Bedeutung ist die Verarbeitung der Seidenabfälle und ausgekrochenen Cocons zu Floretseide in vielen Thälern der Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug, Aargau, wodurch viele arme Familien zur Winterszeit Nahrung erhalten.

Mit Rücksicht auf die bescheidene Größe des Landes hat in Bezug auf die Seidenindustrie die Schweiz gewiß Großes geleistet. Hier zeigt es sich, wie freie Institutionen auf dem Gebiete des Handels und der Politik ihre Segnungen über Land und Volk verbreiten. In Deutschland hatte man leider der Industrie nicht denselben Spielraum gegeben und doch brach sie sich Bahn, um zu jener Blüte zu gelangen, die sie heute vor uns entfaltet. Aber ohne den eisernen Fleiß und hellen Blick einzelner bevorzugter Männer hätte auch die deutsche Seidenindustrie nicht ihren hohen Rang erreicht. Diese thatkräftigen Pionniere unsern Lesern vorzuführen, soll nun unsere nächste Aufgabe sein.

---

5. Heinrich Rapp aus Stuttgart,

einer der verdienstvollsten Industriellen Schwabens.

Nicht der Norden mit seinem Krefeld allein war es, welcher den Aufschwung der deutschen Seidenweberei herbeiführte; auch der Süden nahm daran Theil und warf in einem württembergischen Kaufmann und Fabrikherrn einen Mann in die Wagschale, der in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu leben gegönnt war, ein leuchtendes Beispiel dafür aufstellte, wie man auch in wenigen Jahren Leistungen aufzuweisen vermöge, welche für die Mit- und Nachwelt von nachhaltiger Bedeutung bleiben.

Der Schwabe Heinrich Rapp war der Mann, welcher allerdings nicht als ein Erfinder neuer Maschinen oder Gewerbszweige dasteht, der aber mit aufmerksamem Auge und wachsamem Ohr vieles Gute in der Fremde aufzusuchen verstand, um es seiner Heimat zuzuführen, der ungemein viel zur Verbreitung allgemeinen Wissens und Könnens und allseitiger Aufklärung beitrug, der mit theilnehmendem Herzen auch dem Wohlergehen seiner Mitmenschen nachspürte.

Rapp wurde im Jahre 1800 zu Stuttgart geboren; der Vater galt nicht allein für einen wohlhabenden Kaufmann, sondern er war in Wirklichkeit ein vielseitig gebildeter Mann, wie denn die ganze Familie eine kunstsinnige, kunstgebildete und talentvolle genannt werden durfte. In ihrem Hause begegnete sich ein großer Theil dessen, was die württembergische Hauptstadt an tüchtigen Gelehrten und Künstlern aufzuweisen hatte. Nach einer vorzüglichen Erziehung, geeignet, die Fähigkeiten des jungen Rapp zu wecken, trat derselbe in das Geschäft seines Vaters, um sich auf eine kaufmännische Laufbahn und zur einstigen Uebernahme des väterlichen Geschäfts vorzubereiten. Nachdem hierzu ein fester Grund gelegt, begab der junge Mann sich auf ausgedehnte Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande, um in diesen Gegenden die Eigenthümlichkeiten des eigenen Geschäftszweiges zu studiren. Auf diesen Reisen sowie auf denen, welche er theils früher, theils nach seiner Rückkehr im Geschäftsinteresse nach den größern Meßplätzen unternahm, bot sich Rapp Gelegenheit, den enormen Waarenvertrieb des Auslandes sowie die Abhängigkeit kennen zu lernen, in welcher besonders die deutsche Wolleninduſtrie von der fremdländischen sich befand. Sein strebsamer Geist empörte sich gegen diese Unterwürfigkeit der deutschen Industriellen, die bei ernstem Wollen wohl fähig gewesen wären, mit dem Auslande in die Schranken zu treten. Sein Entschluß, es sich zur Lebensaufgabe zu machen, die Fesseln, in denen die vaterländische Industrie lag, zu brechen — stand fest.

Und in der That bewies Rapp sehr bald, daß er vermöge seiner Kenntnisse und glücklichen Anlagen ganz wohl fähig sei, das zu leisten, was er sich gelobt hatte. In der von dem Vater übernommenen Druckfabrik und Färberei für wollene Stoffe wurden die neuesten Erfindungen eingeführt, und sein reger Geist beschäftigte sich unaufhörlich damit, alle ihm noch fremd gebliebene Verbesserungen und Neuheiten kennen zu lernen. Endlich führte ein neuer französischer Geschäftszweig, der Druck der Möbelstoffe von Streichwolle in erhabenen und schattirten Farben und den feinsten und prachtvollsten Dessins, welchen der Pariser Techniker Terneaux erfunden, sein Verfahren jedoch geheim gehalten, Rapp auf das Feld, wo sein Talent sich mit Kraft entfalten konnte. Der eifrige Wunsch, diese Erfindung zu ergründen, ja womöglich den Meister zu übertreffen, spornte ihn zu rastlosem Nachdenken und Versuchen an. Nicht umsonst. Kurze Zeit nach dem Bekanntwerden der Terneaux'schen Arbeiten hatte Rapp das Geheimniß entdeckt; und zwar unterschieden sich seine Waaren nicht allein in der Herstellungsmethode von den Pariser Erzeugnissen — Rapp's Fabrikationsart wich in wesentlichen Punkten davon ab, bildete sich also in neuer und selbständiger Weise weiter aus. Auch die Zeichnungen, welche er zur Anwendung brachte, waren keineswegs Nachbildungen französischer Muster.

Wir haben bereits im Eingange bemerkt, daß, wie die ganze Familie, so auch Rapp mit ausgezeichnetem Kunstsinn begabt war. Infolge dessen hielt es nicht schwer, sich die Kräfte der tüchtigen Künstler dienstbar zu machen, welche in Rapp's Geburtshause verkehrten, um die elegantesten und geschmackvollsten Muster zu entwerfen, und dies Zusammenwirken führte zu Dessins, die in ihrer Schönheit und Eigenartigkeit hinter denen der französischen mindestens nicht zurückstanden.

Rapp's Fabrikate waren sehr bald im In- wie im Auslande gleich sehr gesucht und errangen sich überall Eingang; nicht so selbstsüchtig als Ternaux, suchte der junge Fabrikant keineswegs aus seiner Erfindung ein Monopol zu machen; obgleich aber zahlreiche Nachahmer dieselbe aufnahmen, so fehlte doch allen der Kunstsinn und edle Geschmack unsers Rapp, und so vermochte Niemand mit den Erzeugnissen seines Etablissements in Konkurrenz zu treten.

Gleichzeitig hatte der thätige junge Mann den glatten Druck von Seiden- und Wollendessins in seinen Fabriken und seinem Vaterlande eingeführt. Sein Eifer sowie seine Erfindungsgabe blieb indessen dabei nicht stehen, vielmehr sann er sogleich darauf, auch die Fabrikation brochirt gewobener Möbelstoffe in seiner Fabrik einzuführen. Um diese letzteren Stoffe darzustellen, war es nöthig, in Besitz von Jacquardstühlen zu kommen. — Die eminente Wichtigkeit der Erfindung, der unschätzbare Nutzen des Jacquardstuhls für die Weberei war längst überall anerkannt: Württemberg aber besaß dreißig Jahre nach ihrem Auftauchen noch keinen dieser Stühle. In völliger Verleugnung des eigenen Nutzens hielt Rapp, nachdem er einen Jacquardstuhl mit großen Kosten an sich gebracht, diese Erwerbung und die neue Fabrikationsart durchaus nicht geheim, vielmehr war es ihm ganz recht, wenn auch andere sie auszubeuten verstanden.

Das große Verdienst, welches Rapp sich bereits um die Industrie seines Vaterlandes erworben, wußte er noch dadurch zu erhöhen, daß er die „Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe" veranlaßte, den ausgezeichneten Mechaniker Plitt in Elberfeld nach Württemberg zu berufen, um unter dessen Beistand großartige Weberei-Etablissements ins Leben zu rufen. Es zeigte dies wiederum von der Uneigennützigkeit des jungen Fabrikanten, der, statt die ausgezeichneten Kenntnisse jenes Technikers zunächst nur für sich zu benutzen, wie er es wohl gekonnt, seinen Industriegenossen nicht allein die Mitbenutzung der in jenem Manne gewonnenen Kraft und Hülfsmittel gestattete, sondern auch sich selbst eine wohl zu erwartende Konkurrenz erzog, die ein anderer zweifelsohne zu verhindern gesucht hätte.

Das industrielle Leben in Württemberg gewann infolge der gegebenen Anregung einen ungemeinen Aufschwung; die Jacquardweberei siegte sehr bald über alle Vorurtheile und bürgerte sich in allen Webereien ein: zu Böblingen, Sindelfingen, Stuttgart, Eßlingen, Ravensburg, Ludwigsburg und anderen Orten erstanden Etablissements. Zu Böblingen errichtete Rapp selbst zwei große Fabrikanlagen, eine Jacquardweberei, eine andere für Maschinenspinnerei in Wolle, woran er den ansässigen Wollen- und Tuchfabrikanten die Mitbetheiligung gestattete. Wahrlich, wenn der thätige Mann zurückblickte auf das, was er schon in jugendlichem Alter und in so kurzer Zeit geschaffen, welche Wohlthaten er der heimischen Industrie, welchen Wohlstand er seinen Landsleuten in edelster Uneigennützigkeit zugeführt, da hätte er stolz auf sein Werk sagen können: „Ich habe genug

gethan und genug geschaffen!" Sein reger, thätiger Geist und die Theilnahme, welche er dem Wohlstande der Zeitgenossen widmete, ließen ihn indessen nicht ruhen; neue, große Entwürfe in Betreff der Einführung anderweitiger Industriezweige beschäftigten seine Seele: — da rief ihn plötzlich ein frühzeitiger Tod ab, aus einer ebenso erfolgreichen als gemeinnützigen Thätigkeit, in der rüstigsten Kraft, im blühendsten Alter, mitten in dem beginnenden Genuß alles Dessen, das er gesäet hatte!

Im September des Jahres 1832 verschied er nach kurzem Kranksein.

Welche tief eingreifenden Veränderungen würde dieser rastlose Mann noch veranlaßt, welchen Nutzen dem Vaterlande zugeführt, welche Wohlthaten den Zeitgenossen erzeigt haben, wenn ein längeres Wirken ihm beschieden gewesen!

Die Trauer um den Dahingeschiedenen war in Schwaben auch allgemein; erst jetzt ward es fühlbar, was man an dem Frühverstorbenen gehabt, wie er auf alle anregend gewirkt, wie freundlich und fürsorgend er für alle seine Arbeiter gewesen und durch sein gewinnendes, wahrhaft gebildetes Benehmen, durch seinen guten Geschmack, seinen feinen Kunstsinn Alle angezogen. Sein Beispiel möge für jeden jungen Mann ein Stern sein, der ihm voranleuchte und ihm zeige den Weg, wie man in jeglicher Stellung für die Mitwelt wirken und für die Nachwelt von Bedeutung werden kann.

---

6. Friedrich Freiherr von Diergardt.

Inhaber der Fabriken zu Viersen und M. Gladbach.

Dem Mann aus dem Süden möge zur Seite treten einer der glänzendsten Vertreter der Industrie von Norddeutschland. Wohl erscheint bei beiden die Thatkraft eine gleiche, wohl ermuthigt hier wie dort der Erfolg, doch ein gewaltiger Unterschied zeigt sich in der Laufbahn beider Männer: denn während Heinrich Rapp in der Blüte der Jahre von dem unerbittlichen Tode dahingerafft wurde, ohne die Früchte seiner Thätigkeit genießen zu können, sehen wir in Friedrich von Diergardt einen jener Begünstigten des Glückes und Geschickes, dem es vergönnt sein sollte, noch im hohen Greisenalter der errungenen Erfolge sich zu erfreuen, zu genießen, was er mit eisernem Fleiße und vermöge seiner hohen Intelligenz geschaffen. Ihm wurden Glücksgüter in Menge, sowie von allen Seiten wohlverdiente Anerkennung, nicht minder aber ward ihm die Achtung seiner Mitbürger im hohen Grade zu Theil, auf ihn schaut Rheinland, dieser gewerbthätigste Theil von Norddeutschland, mit gerechtem Stolze, auf ihn blickt es, wenn es gilt, einem Alfred Krupp unter den vielen anderen industriellen Koryphäen, einen der Gediegensten an die Seite zu stellen, die seinem gottgesegneten Boden entsprossen.

Friedrich von Diergardt, dem die Hebung der rheinpreußischen Gewerbthätigkeit so großen Dank schuldet, ist der Sohn des evangelischen Konsistorialpräsidenten und Pfarrers Johann Heinrich Diergardt und wurde am 25. März 1795 zu Moers, in der Grafschaft Mark, geboren. Die ersten

Bildungselemente gewährte ihm die Schule seines Geburtsortes, den er jedoch bald mit Düsseldorf vertauschte, wo seinem jungen aufstrebenden Geiste reichere Nahrung zugeführt wurde. Er widmete sich der merkantilen Thätigkeit und trat deshalb als Lehrling in das Seidenmanufakturgeschäft des Kommerzienraths Deußen zu Süchteln, zu dem er später als Schwiegersohn in ein noch engeres Verhältniß kam.

Am 1. Januar 1813, in einem Alter, in dem die meisten jungen Leute aus den wohlhabenden Klassen noch unselbständig zu sein pflegen, im noch nicht vollendeten achtzehnten Lebensjahre, gründete Diergardt bereits seinen eignen Herd, indem er in Gemeinschaft mit seinem Schwager Kaentzler in St. Tönis bei Krefeld eine Sammet- und Sammetbandfabrik errichtete. Nicht lange nach der Gründung siedelte das junge Geschäft nach Süchteln über; aber auch hier sollte es keine bleibende, wurzelhafte Stätte finden, denn schon im Jahre 1816 wurde es nach Viersen verlegt, wo es noch heute in vollster Blüte besteht. Einige Jahre später erlitt das aufblühende Etablissement einen empfindlichen Verlust durch den Tod von Kaentzler. Nun galt es, da Diergardt das Geschäft für alleinige Rechnung fortzusetzen entschlossen war, den Blick offen zu halten und doppelt wachsam zu bleiben. Seine rastlose, umsichtsvolle Thätigkeit ward mit seltenem Erfolge gekrönt: über nicht weniger als 43 kleinere Städte und Dörfer der Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen sind die Werkstätten Diergardt's verbreitet.

Viersen, der Centralpunkt, von dem die gewerbliche Thätigkeit des großen Fabrikherrn ihren Ausgang nahm, liegt in der Nähe der Niers und des Nordkanals, sowie an der Aachen-Homburger Eisenbahn, zwei Meilen südöstlich von Krefeld, und zählt jetzt gegen 16,000 Einwohner. Im Jahre 1790 bestanden daselbst 105 Sammetbandstühle, 1808: 800 dergleichen; 1860 zählt die Statistik (Mühlmann, Statistik von Düsseldorf 1864) 4687 Stühle für Sammet, Seide, Leinen, Wolle. Die Fabrik Diergardt's allein beschäftigte im Jahre 1855 circa 1700 Webstühle, und zwar 950 in Sammet aller Art, von der leichtesten deutschen bis zur schwersten französischen Qualität, 750 Stühle in Sammetband, sowol in deutscher wie französischer Fabrikationsweise, in Uni und Façonné, wobei an Webern, Spulern, Winderinnen, Kattunscherern, Appreteuren, Aufmachern ꝛc. ungefähr 3000 bis 3200 Arbeiter thätig waren; 1858 fand eine Abnahme von etwa 1000 Arbeitern und 200 Webstühlen statt.

Eine der bedeutendsten Schöpfungen außerhalb Viersen, die große Aktien-Spinnerei und Weberei zu Mönchen-Gladbach, in ihrer Art wol das größte Etablissement im Gebiete des Zollvereins, dankt ihr Entstehen vorzüglich den unermüdlichen Bestrebungen Diergardt's, der diesen Werkstätten seine thätige Mitwirkung als Vorsitzender des Verwaltungsrathes zuwendet. Gladbach ist gleich Viersen ein schlagendes Beispiel des Aufschwungs der rheinischen Industrie. Im Jahre 1840 hatte es erst 2700 Einwohner und heute zählt es deren bereits 20,000. Neben der Seide werden dort Halbwollwaaren, Baumwollenstoffe, Bänder, Damast gewebt; es giebt Spinnereien, Färbereien, Druckereien und alle Nebengewerbe der Textilindustrie. Andere Orte desselben Bezirkes, die auch infolge industrieller Thätigkeit in demselben Zeitraume in ähnlichem Maße wuchsen, sind Rheydt, von 4900 auf 12,000, Odenkirchen, von 1600 auf 8000, Dahlen, von 1600 auf 7000 Einwohner.

Diergardt verfolgte alle Strömungen und Interessen seiner Zeit mit wachsamem Auge, und es gehörte die ganze Thatkraft einer tief angelegten Natur dazu, um die im Laufe der Zeit heranwachsenden vielseitigen und auch räumlich auseinander liegenden Geschäfte mit sicherer Hand durch alle Handelsschwankungen hindurchzuleiten. Aber gerade durch die Verzweigung seiner Etablissements ist Diergardt zu seiner einflußreichen Höhe emporgestiegen. Er besaß wie selten Einer das große Talent, durch Eröffnung neuer Absatzwege einer zeitweiligen Stockung im Geschäftsbetriebe vorzubeugen, und ist dadurch, indem er überall mit glücklicher und sicherer Hand am rechten Ort und zu rechter Zeit eingriff, zum Wohlthäter von Tausenden fleißiger Arbeiter geworden. Auch dafür hat sein wohlmeinender Sinn Sorge getragen, daß in einer Werkstätte von 3—5 Webstühlen häufig nur Väter und Kinder arbeiten, ein Verhältniß, welches nicht nur einen wohlthätigen Einfluß auf das Familienleben und auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes ausübt, sondern auch der Begründung und Erweiterung eines allgemeinen Wohlstandes förderlich ist. Nur das eigentliche Fertigmachen der Waaren, deren Appretur und Aufmachung wird im besonderen Fabrik-, resp. Geschäftslokal des Fabrikinhabers besorgt.

In dieser Vielseitigkeit der Arbeit aber, welche die produzirenden Kräfte nicht leicht feiern läßt, wie dies so häufig in Lyon geschah, liegt zugleich wieder der große Vortheil, daß die Arbeiter ihren Herrn und der Herr seine Arbeiter kennen lernt. Zwischen ihnen giebt es keinen Unterhändler, der sich von dem Einen oder Andern voraus bezahlt macht. Die Arbeiter stehen unter der Leitung von Fabrikaufsehern, die sich ihre Instruktionen vom Fabrikherrn selbst holen. Diese direkten Beziehungen zwischen dem Fabrikherrn und dem Arbeiter bedingen mehr Achtung und Wohlwollen auf Seiten des Arbeitgebers und mehr Gelehrigkeit auf Seiten der Arbeiter. Sind auch die Arbeitslöhne, wie im ganzen Rheinland, nicht besonders hoch — ein Weber verdient beispielsweise täglich etwa 12½ Sgr. bis 1 Thlr. —, so bildet doch die ununterbrochen fortlaufende Arbeit einen Ersatz, der manche bange Sorge wegen der Zukunft fern hält.

Schon auf der Berliner Industrie-Ausstellung im Jahre 1844 waren die Erzeugnisse der Viersener Fabrik vertreten, und es wurde speziell unter den ausgestellten Schärpen von allen Größen besonders eine in geblümtem Sammet hervorgehoben, welche allgemeines Aufsehen erregte. Damals ließ sich eine französische Stimme also vernehmen: „Einige deutsche Fabrikanten lassen sich angelegen sein, mit Lyon zu wetteifern, indem sie vollere, dichtere Sammete fertigen, die sie Lyoner Sammet nennen: wir haben mehrere Stücke aus den Fabriken der Herren Diergardt zu Viersen, Simons zu Elberfeld u. s. w. gesehen. In den feinen Qualitäten wie in gemusterten Artikeln bleibt uns Franzosen der Vorrang unbestritten. Dennoch dürften, was Reichthum und Arbeit anbelangt, manche Versuche gemacht sein, die Lyon den Vorrang streitig machen könnten.

In der That findet sich in dem amtlichen Berichte über die Londoner Industrie-Ausstellung vom Jahre 1861 das Urtheil: „Die Stücksammete und Sammetbänder Preußens (zum guten Theil mitvertreten durch Diergardt) übertreffen in manchen Qualitäten die französischen und englischen, die bekanntlich auch auf dem Weltmarkte mit ihnen nicht zu konkurriren vermögen.“

So hatte deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer und deutsche Intelligenz die ehemaligen fremden Herrscher in diesem Gebiete aus dem Felde geschlagen!

Diergardt's Fabrikate wandern in alle Welt; sie finden nicht nur in Europa Absatz, sondern sie werden auch zum großen Theil nach den Haupthäfen Nord- und Südamerika's, Afrika's, Asiens und Australiens, wie die Zollgesetze es zulassen, theils auf feste Bestellung, theils auf eigene Rechnung versandt. Daß er bei dem Industrie-Wettkampf der Völker in den ersten Reihen stand, davon geben die Preise, mit denen der preußische Fabrikherr gekrönt wurde, hinlänglich Zeugniß. Im Jahre 1851 erhielt Diergardt die Preismedaille, und wäre er nicht auf den letzten Ausstellungen zu München, Paris und London in Anerkennung seiner Verdienste zum ehrenvollen Amte eines Mitgliedes der Preis-Jury für Seidenwaaren berufen gewesen und somit von den Belohnungen ausgeschlossen, so hätte er auch dort die erste Medaille erhalten.

Es wurde sein Streben in anderer Weise belohnt. Der König von Bayern schmückte im Jahre 1854 seine Brust mit dem Verdienstorden vom heiligen Michael; vom Kaiser der Franzosen empfing er „ob seiner Verdienste um die Industrie und die arbeitenden Klassen" im Jahre 1855 das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Bei der Ausstellung zu London 1861, wo er den ganzen Zollverein vertrat, hatte Diergardt sich ausgezeichnet durch ein reiches, geschmackvolles Arrangement von glatten, schwarzen und kouleurten Sammeten in verschiedenen Qualitäten und Breiten (bis zu 72 Zoll), nach englischer, deutscher und französischer Methode fabrizirt, außerdem von façonnirten, schwarzen und kouleurten Sammetbändern mit geschnittener und festgewebter Kante, gleichfalls in verschiedenen Qualitäten. Für die auf der Londoner Ausstellung entfaltete Wirksamkeit und in Anerkennung der geleisteten Dienste zeichnete ihn, wie wir gleich sehen werden, sein König, der ihn schon 1860 sammt seiner ganzen Familie in den Freiherrnstand erhoben, durch Verleihung des Kronenordens II. Klasse aus.

Wie aber Freiherr von Diergardt ein hervorragender Förderer der Industrie gewesen ist, so hat er auch den Fragen des Gemeinwesens sein Herz und seine Thätigkeit zugewendet. Wo es galt, mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen seinen Geschäftsgenossen sowol wie dem Allgemeinwohl zu dienen, da war Diergardt mit Rath und That zur Hand. Zahlreiche industrielle Unternehmungen setzten in seine Kraft und Umsicht ein so großes Vertrauen, daß sie ihn zum Mitgliede ihrer Direktionen und Verwaltungs-Komités berufen haben: Banken, Spinnereien, Druckereien, Bergwerksvereine, Eisenbahnen u. s. w. zählen ihn zu den Ihrigen. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich Diergardt um die Verbesserung der Verkehrswege Rheinpreußens erworben, wie er denn auch der Anlegung neuer Schienenstraßen unausgesetztes Interesse widmete.

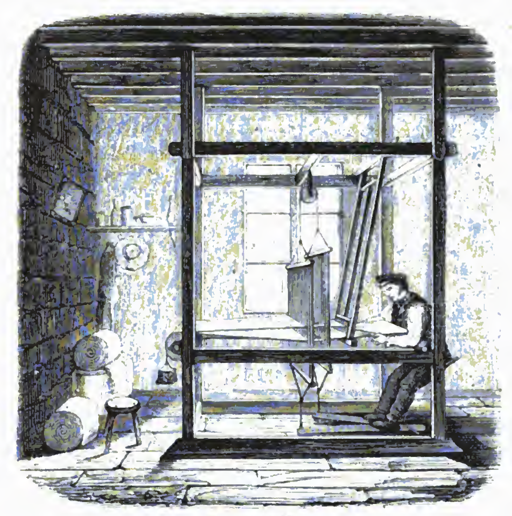
Mit der Ausdehnung seiner Geschäfte und der Vergrößerung seiner Kapitalkraft wuchs im Laufe der Zeiten auch sein Vermögen und damit wiederum sein Einfluß. Wie er letzteren in menschlich-schöner Weise geltend machte, davon sprechen die Wohlthätigkeitsanstalten, wie das Krankenhaus Bethanien in seiner Vaterstadt Moers und die Elisabethstiftung für Blindenunterricht in Düren, die er zum großen Theil aus eigenen Mitteln und Kräften ins Leben gerufen hat. Ebenso verdankt ihm das Gladbacher Gewerbegericht, dessen Präsident er eine

Reihe von 25 Jahren hindurch war, seine Gründung. Für seine Arbeiter hatte bereits vor länger als 30 Jahren der väterlich sorgende Fabrikherr eine durch bedeutende jährliche Zuschüsse von ihm unterstützte Krankenunterstützungskasse, die sogenannte „Krankenlade", errichtet, welche von einem durch die Arbeiter selbst gewählten Vorstand verwaltet wird und ihren wohlthuenden Einfluß bereits vielfach geäußert hat. Von den zahlreichen Anerkennungen seitens seines Kreises verdient besondere Erwähnung, daß ihm zu Ehren unter dem Namen „Diergardt-Fortbildungsstiftung" eine Bildungsanstalt für junge talentvolle aber unbemittelte Genossen der arbeitenden Stände von den Vertretern der dortigen Industrie gegründet wurde.

Auch im öffentlichen Leben hat sich Freiherr von Diergardt einen Namen erworben, der oft und mit Ehren genannt ward. Als Abgeordneter der rheinischen Ritterschaft fungirte er auf den Provinziallandtagen in Düsseldorf 1843 und in Koblenz 1845; er war Mitglied des ersten vereinigten preußischen Landtags, weiterhin saß er fortwährend im Abgeordnetenhause zu Berlin, wo er die wahren Interessen seines Vaterlandes mit Eifer und Treue vertrat, bis ihn endlich seit der Sitzungsperiode 1859/60 das Vertrauen seines Landesherrn zum lebenslänglichen erblichen Mitgliede des preußischen Herrenhauses berief.

Am 1. Januar 1863 war ein halbes Jahrhundert seit der Begründung des Viersener Geschäfts verronnen. Dieser Tag gab einen hochwillkommenen Anlaß, um dem allseitig verehrten Jubilar Beweise der innigsten Dankbarkeit und Zuneigung zu zollen. Seine Angestellten hatten an den würdigen Greis eine sinnig erdachte, geschmackvoll gearbeitete Adresse gerichtet; von den höchsten Kreisen herab bis zu seinen geringsten Mitbürgern empfing der Gefeierte zahlreiche Glückwünsche, in denen sich die wärmste Liebe und Hochachtung aussprach. Der König von Preußen fügte den früheren Auszeichnungen noch den Stern zum Kronenorden II. Klasse hinzu. Freiherr von Diergardt selbst aber krönte die würdige Feier seines Ehrentages durch einen Akt neuen Wohlwollens und schöner Menschenfreundlichkeit, indem er eine Stiftung mit einem Kapital von 10,000 Thalern gründete, deren Ertrag zur Unterstützung alter, hülfsbedürftiger und arbeitsunfähiger Arbeiter seines Etablissements verwendet werden soll.

Den Schluß dieser Skizze möge der Wortlaut eines am 30. Dezember 1862 aus Berlin datirten huldvollen Schreibens bilden, das, nebst einer kostbaren Vase, die Königin Augusta dem hochbetagten Jubilar überreichen ließ und in das gewiß Alle, die ihm nahe stehen, einstimmen werden. Es lautete: „Sie feiern übermorgen eine Epoche Ihres thätigen Lebens, die auch Mich zu aufrichtiger Theilnahme veranlaßt. Ich wünsche Ihnen Glück, den ehrenvollen Gewerbfleiß des Rheinlandes, den Ich kenne und schätze, wirksam gefördert, insbesondere aber dadurch eine große Anzahl fleißiger Mitmenschen beschäftigt und gegen die Gefahren beschützt zu haben, die eine traurige Zugabe der Armuth sind. Das Bewußtsein, ein Vater Ihrer Arbeiter gewesen zu sein, wird Ihre eigene Familienfreude wesentlich erhöhen, und so möge denn unter Gottes Segen der Sinn, der in den gewerbthätigen Kreisen des Niederlandes fortlebt, auch Ihnen zum Lohne gereichen."



Der Handwebstuhl.

Die
Entwicklung der Baumwollen-Industrie in Deutschland, der Schweiz und Italien.

1. Die Baumwollen-Industrie in Deutschland und der Schweiz.

In der ersten Sammlung des „Buches berühmter Kaufleute" (S. 757 fg.) haben wir den durch den Erfindungsgeist eines Wyatt, Hargreaves, Arkwright, durch die Thatkraft der Peel's u. s. w. mit überraschender Schnelligkeit erfolgten Aufschwung der englischen Baumwollen-Manufaktur besprochen und daran das meteorgleiche Aufblühen desselben Industriezweiges in Frankreich geknüpft, infolge des Feuereifers eines einzigen Mannes, jenes echten Franzosen, mit Namen Richard Lenoir. In den nachfolgenden Lebensbildern setzen wir das begonnene Thema fort, indem wir unsere Leser mit der Ueberführung der Baumwollen-Großindustrie nach der Schweiz sowie nach Italien bekannt machen. Zuvor

möge jedoch ein Blick auf die Verhältnisse geworfen werden, unter welchen diesseit der Alpen, in den deutschen Ländern, besonders im Gebiete des Zollvereins, die Entwicklung des bedeutendsten Fabrikationszweiges der Gegenwart erfolgte.

Unter den ältesten Gewerben unseres Vaterlandes finden wir die Baumwollenverarbeitung zwar noch nicht aufgeführt, aber lange Zeit vorher schon, ehe es dem erfinderischen Geiste jener ebengenannten englischen Techniker gelungen war, in der Spinnmaschine eine nie geahnte Verstärkung der Leistungen der Menschenkräfte zu schaffen und hierdurch ihrem Lande eine Quelle unermeßlichen Wohlstandes zu erschließen, beschäftigte die Handspinnerei in Deutschland und der Schweiz schon weit mehr als Hunderttausend fleißiger Hände. Der Fabrikation baumwollener Zeuge geschieht bei uns schon um das Jahr 1430 Erwähnung, und wie wir ebenfalls in der ersten Sammlung dieses Werkes bereits bemerkten, war es der deutsche Steinmetz Johann Jürgens aus Watenbüttel, der im Jahre 1530 durch Erfindung der Flügelspindel oder Drossel die erste nennenswerthe Verbesserung an den einfachen und kunstlosen Geräthen herbeiführte, mit welchen man Zeuge und Garne für die damalige Zeit produzirte. Die Verarbeitung der Baumwolle hielt sich indessen nur innerhalb der Grenzen der Hausindustrie; in den meisten Hütten wurde zu gleicher Zeit gesponnen und gewebt; wer auf solche Weise sein Brot verdienen wollte, konnte bei angestrengter Thätigkeit nur sein Leben fristen.

Der Ruf der Kette an Kette sich reihenden englischen Erfindungen in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts drang zwar sehr bald über den Kanal herüber zu den Werkstätten der französischen und deutschen Spinner und Weber, aber er blieb längere Zeit nur ein Schall, der wol die Luft vorübergehend erschüttern, in Kopf und Herzen aber keinen dauernden Wiederhall, geschweige einen bleibenden Wohnsitz finden konnte. Man hing, wie zu jeder Zeit, am Hergebrachten. Vom Schlendrian sich loszumachen, begann man bei uns erst dann, als die eiserne Nothwendigkeit an die Thüre der sorglosen Industriellen mit weithin bemerkbaren Hammerschlägen klopfte, als die Konkurrenz von Hunderten englischer Maschinenspinnereien Deutschlands Handspinnereien gänzlich zu Grunde zu richten drohte. Jetzt dachte man in einzelnen Orten endlich an Abwehr dieser vernichtenden Schläge und suchte durch Einführung der neuen Maschinen mit Hülfe englischer Mechaniker sich in Stand zu setzen, dasselbe zu leisten, was in England seit einem Jahrzehnt und länger so Wunderbares hervorgebracht worden war. So sah denn das Jahr 1784 zu Kromfort, bei Ratingen in der preußischen Rheinprovinz, die erste Maschinenspinnerei nach englischem Vorbilde auf deutschem Boden entstehen, an welche sich sehr bald die Spinnerei zu Luisenthal bei Mühlheim a. d. Ruhr und zu Jungenthal bei Kirchen reihten. Das Losungswort war somit gefallen und bis zum Jahre 1798 wurden eine ganze Reihe gleicher Etablissements am Rhein, in Westfalen und Sachsen gegründet. Barmen, Bonn, Elberfeld, Gladbach, Köln, Neuß, Chemnitz sind unter den ersten Sitzen der Baumwollenspinnerei mit englischen Einrichtungen zu nennen. Freilich aber bestand deren Produktion fast nur aus gröberen Garnen und vermochte, wie das auch in England während der ersten Jahre gegenüber der steigenden Nachfrage der Fall gewesen, die Bedürfnisse der Weber nicht ausreichend zu befriedigen. — Waren nun

auch die damaligen politischen Verhältnisse keineswegs dazu geschaffen, einer beziehungsweise ganz neuen Industrie erfreuliche und reiche Entwicklung in Aussicht zu stellen, mußten vielmehr die kaum entstandenen Etablissements zeitweilig, ja öfters, infolge des gänzlichen Mangels an mechanischen Hülfswerkstätten empfindliche Stockungen über sich ergehen lassen, so galt es doch noch viel wesentlichere Schwierigkeiten zu überwinden.

Deutschland war damals weit davon entfernt, ein Industrieland zu sein oder sein zu wollen. Im Gegentheil fehlten hierzu die allerersten Vorbedingungen, Einsicht und Vorurtheilslosigkeit, wirthschaftlich freier Blick, guter Wille und Kraft, das zu würdigen, auszuführen oder zu unterstützen, was sich infolge einer neuen Fabrikationsweise vorbereitete. Daher kam es, daß die deutschen Regierungen nirgends ihre schützenden Hände über die sich entwickelnden Keime einer veränderten heimischen Gewerbsthätigkeit hielten. Dennoch gediehen die Fabriken, zwar langsam, aber immerhin in merklicher Weise. Man sah, daß die neue Art — war sie auch nicht danach beschaffen, Reichthümer zu erwerben — doch ihren Mann redlich nährte.

Unter solchen Verhältnissen traten die deutschen Manufakturisten in das XIX. Jahrhundert ein. Die bisherigen Wirren und Unruhen, ein fast ununterbrochener Krieg, hatten zwar noch nicht aufgehört, aber der Titan, welcher die Unruhe der Gemüther, die schlimme Leidenschaft der Menge zu bändigen vermochte, war bereits erschienen und hinderte wenigstens die Fortdauer des blutigen bürgerlichen Kampfes, seine Eisenhand hielt die widerstrebenden Elemente mit unwiderstehlicher Kraft nieder. Die Zustände Deutschlands während der napoleonischen Zwingherrschaft haben wir in den vorhergehenden Blättern geschildert und so erübrigt uns an dieser Stelle nur zu sagen, daß die Zeiten der großen Kriege im Grunde der neuen Industriethätigkeit nicht ungünstig waren, wie wir dies in der ersten Sammlung in unserer Darstellung der Einführung der Spinnmaschine in Frankreich ausführlicher erörterten. Während des verhängnißvollen Jahres 1806 erschien nämlich jenes vielbesprochene Dekret Napoleon's, das Englands Industrie von dem Verkehr mit dem Festlande auszuschließen versuchte. Die Gründe für diesen gewagten Schritt des französischen Gewaltherrn findet der Leser gleichfalls von uns in der ersten Sammlung unseres Werkes, S. 832 fg., aufgeführt. Es lag hierin und noch mehr in der konsequenten Weiterausbildung des Ausschließungssystems vermittelst der Verfügungen aus dem Jahre 1810 für die Spinnereien des Festlandes ein gewaltiger Sporn, der auch auf die Entwicklung der deutschen Fabriken von mächtigem Einfluß war. Fortwährend entstanden neue Etablissements, vornehmlich an den Pflanzorten der jungen Industrie, in den Rheinlanden, Westfalen und Sachsen, wo sich bald eine ganz außerordentliche Rührigkeit auf diesem Gebiete der gewerblichen Arbeit entfaltete. Bereits im Jahre 1812 war die Produktion der theils ansehnlich erweiterten, theils kürzlich entstandenen Spinnereien eine so bedeutende, daß man das Fernbleiben des englischen Garnes vom inländischen Markte gern mißte. Die deutschen Fabrikanten, genöthigt, in ihren Anstrengungen, den Bedarf der deutschen Nachfragen zu decken, nicht zu erlahmen, durften sich glänzender Resultate rühmen. Kein Wunder, wenn unter der Gunst der Umstände dieser Erwerbs-

zweig denjenigen beigezählt wurde, welche auch für die Folgezeit die befriedigendsten Aussichten gewährten, und wenn infolge dessen es nicht an Nachfolgern fehlte, welche mit demselben Erfolge auf dem vielbetretenen Weg weiter wandern mochten. Es mehrte sich die Zahl der Etablissements in einer fast Bedenken erregenden Weise. Hierzu trat, daß diese Fabrikationsstätten meist mit fremden Mitteln, aber in der sichern Hoffnung errichtet wurden, das hierzu aufgebrachte Kapital aus dem Ertrage der Spinnereien in kurzer Zeit wieder zurückzahlen zu können. — Als eine Frucht des erwachten Spekulationsgeistes sind die schönen Fabriken zu Grevenbroich und die von englischen Mechanikern ganz vorzüglich eingerichtete Mule-Spinnerei von Berg & Comp. in Bonn zu betrachten. Weitere Fabriken entstanden in Hattingen, Herford, Hückeswagen, Kaiserswerth und vielen anderen rheinischen Städten; tausend und aber tausend fleißige Hände regten sich in schier fieberhafter Thätigkeit, sodaß sich mit Gewißheit behaupten läßt: die rheinländischen und übrigen deutschen Spinnereien hätten — wäre das Kontinentalsystem nur noch einige wenige Jahre haltbar gewesen, ihre Produktionskräfte so zu erhöhen vermocht, daß die deutschen Lande der englischen Twiste hätten gänzlich entbehren können. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten! Napoleon's Herrschaft brach zusammen, in ihrem Sturze das verrufene, für den neuen Industriezweig geradezu verhängnißvoll gewordene Kontinentalsystem begrabend. Europa's Handelsverhältnisse unterlagen einer vollständigen Umwandlung. Das seit Kurzem erst aufblühende Spinnereiwesen, seit dem Jahre 1814 der schützenden Schranken beraubt, welche Napoleon's Zorn und Rachsucht gegen England aufgerichtet, schwankte und erzitterte, als der Mann vom Schauplatz abtrat, der bisher seinen Willen in den Kabinetten wie in den Werkstätten durchzusetzen verstanden hatte. Die Folgen des an seine Stelle tretenden Einflusses der Engländer zeigten sich in einer schweren, von zahlreichen Fallissements begleiteten Handelskrisis. Der erdrückenden Wucht der englischen Konkurrenz preisgegeben, vermochte die noch im Kindesalter stehende deutsche und französische Baumwollen-Industrie den auf sie gerichteten Stoß nicht zu pariren — sie sank darnieder!

Schwere, niederschmetternde Kalamitäten folgten Schlag auf Schlag. Schon in den Jahren 1813 bis 1815 stellten mehrere der größeren unter den neuen Spinnereien ihren Betrieb vollständig ein, und ein gleiches Mißgeschick würde eine noch weit bedeutendere Anzahl heimgesucht haben, wäre nicht noch in letzter Stunde auf anhaltendes Ansuchen der Betroffenen von dem bergischen Generalgouverneur des Rheinlandes, Justus Gruner, die Einfuhr englischer Twiste mit einer Steuer von 4 Thaler berg. Kourant pr. Centner belastet worden. Daran brach sich fürs Erste das weitere Umsichgreifen des mit den ärgsten Verheerungen drohenden Unheils und so mancher fast verglommene Lebensfunken ward zu neuem Aufathmen angefacht. Guten Muthes wurde der Kampf gegen die Konkurrenz des britischen Inselreiches wieder aufgenommen und nicht ohne Erfolg fortgesetzt, sodaß weitere Arbeitseinstellungen vorerst nicht stattfanden. So geringfügig im Grunde der örtlich mehr oder weniger wirksame Schutz war, so sollte indessen selbst der Bestand dieser für die Entwicklung einer beziehungsweise neuen Industrie für unentbehrlich gehaltenen Maßregel von kurzer Dauer

sein, denn der im Jahre 1818 von der preußischen Regierung publizirte Zolltarif setzte den keineswegs allzuhohen Zoll von 4 Thaler Berg. Krt. auf 1 Thaler Pr. Krt. herab und gab somit die Spinnereien ihrem unvermeidlichen Verderben preis.

Vergebens erhoben die preußischen und sächsischen Fabrikbesitzer wiederholte eindringliche Beschwerden bei ihren Regierungen über die trostlose Lage, in welche sie ihr Gewerbe gebracht sahen, vergebens wiesen sie auf das Vorangehen Belgiens, Frankreichs und Oesterreichs hin, die ihre heimischen Etablissements gegen die Ueberflutung durch englische Stoffe vermittelst hoher Zölle hinreichend geschützt hatten — es war Alles umsonst. Heute freilich sehen wir die Finanz- und Zollpolitik des norddeutschen Königreichs mit ganz anderen Blicken an und sind geneigt, das für Erleuchtung und richtiges Vorangehen zu halten, was damals argen Tadel fand. Die Klagen der schwer getroffenen Spinner der Rheinlande verhallten, trotz der überhand genommenen Unzufriedenheit in den betroffenen Fabrikbezirken. So kam es, daß während des dritten Jahrzehnts die preußischen Spinnereien nur ein kärgliches Dasein fristen konnten und sichtlich dahinwelkten, während ihre nachbarlichen Konkurrenten sich zu voller Blüte entwickelten. Als aber mit dem Ausbruche der französischen Julirevolution eine jener furchtbaren, zeitweilig wiederkehrenden Handelskrisen die gesammte merkantile Welt in ihren Grundfesten erschütterte und die ohnehin gedrückte Lage der Spinnereibesitzer in eine trostlose und völlig unhaltbare umwandelte, da endlich verschloß die preußische Regierung dem verzweifelten Nothschreie der heimischen Industriellen nicht länger das Ohr und erhöhte den bisherigen Twistzoll von 1 Thaler auf 2 Thaler Pr. Krt. pr. Ctr. Die an ihrem Lebensnerv verletzten Fabrikanten erachteten dieses Entgegenkommen jedoch nur als eine Abschlagszahlung auf eine kräftigere Schutzzollgesetzgebung. Im Jahre 1834 kam eine Versammlung sämmtlicher rheinländischer Industrieller zu Stande, welche zu Godesberg unter dem Vorsitze des Oberpräsidenten von Pestel tagte. Hauptresultat dieser Berathung bildete der gemeinschaftliche Antrag der Spinner, Weber und Färber, die Regierung um Erhöhung des Twistzolles auf 4 Thaler zu ersuchen und auf Vergütung eines Rückzolles für die nur $^1/_5$ der Gesammtproduktion betragenden exportirten baumwollenen Waaren zu dringen. Die preußische Regierung aber ließ sich von ihren freieren volkswirthschaftlichen Anschauungen nicht abbringen. Sie kam ihren gewerbtreibenden Unterthanen in der Rheinprovinz nicht noch weiter entgegen, ungeachtet man den Nutzen derartiger Maßregeln in anderen Ländern vielfach betonte.

Dagegen bereitete sich eine für die deutsche Industrie hochwichtige Wandlung infolge der Entfesselung des deutschen Verkehrslebens durch Preußens entschlossenes und erfolgreiches Vorgehen durch Errichtung des deutschen Zollvereins vor. Damit bot es eine werthvolle Entschädigung auch jenem Theile der deutschen Gewerbtreibenden und Industriellen, welche infolge der fehlgeschlagenen äußersten Hoffnung bereits angefangen hatten, muthlos den Arm sinken zu lassen. Ein hochwichtiges Ereigniß vollzog sich 1835 mit dem Eintritte Sachsens und der süddeutschen Staaten in den Zollverband. Eine neue und bessere Aera schien für die Geschäftswelt heraufzusteigen; ein wunderbar frisches Leben, eine erhöhte

Thätigkeit entfaltete sich in der gesammten arbeitenden Bevölkerung und die erfolgte Erweiterung des inländischen Absatzgebietes gab Veranlassung zur Errichtung neuer bedeutender Etablissements in den Zollvereinsländern. So entstanden z. B. in den Jahren 1835 und 1836 die großartigen mechanischen Spinnereien und Webereien in Augsburg, Chemnitz, Ettlingen, Hammerstein, Kaufbeuren, Lörrach, Scharfenstein, Urach u. s. w., und die günstigen Erfolge während dieser beiden Jahre ließen die Gründungen und Erweiterungen derartiger industrieller Unternehmungen vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Während des schwungvollen, keineswegs aber die natürlichen Grenzen überschreitenden Geschäftsbetriebes fiel es Keinem selbst der erfahrensten und scharfblickendsten Kaufleute ein, die so baldige Wiederkehr einer neuen Handelskrise für nahe bevorstehend zu halten. Und dennoch brach im Jahre 1837 und zwar in noch weit gewaltigerem Umfange wie früher eine solche Nothlage ein, welche sich infolge der allgemeinen Geschäftsstockung, vornehmlich aber durch andauernde Kapitalzurückhaltung überall empfindlich bemerkbar machte. Von Amerika ausgehend, brach diese Kalamität zunächst über England mit unwiderstehlicher Gewalt herein und die furchtbaren Folgen dieser Katastrophe erschütterten gar bald auch in verhängnißvollster Weise die deutschen Lande. Englands Absatz nach Amerika hörte mit einem Schlage fast gänzlich auf. Die britischen Spinnereien, welche jährlich gegen 400 Millionen Pfund Twist produzirten, sahen sich in die Nothwendigkeit versetzt, nach anderen Verkaufsgebieten sich umzusehen. Alle größeren europäischen Staaten hatten jedoch im Interesse ihrer eigenen Industrie die Einfuhr englischer Garne mit hohen Zöllen belastet; nur der deutsche Zollverein machte hiervon eine Ausnahme. Seine Märkte bildeten nun die Ablagerungsplätze, nach welchen die englischen Stoffe wie eine verheerende Flut sich ergossen und die Preise baumwollener Waaren solchergestalt herunterdrückten, daß die geängstigten Spinnereibesitzer, im Hinblick auf den drohenden, ja unvermeidlichen Ruin, die Staatsbehörden wiederum aufs Dringendste um Hülfe anriefen. Im Königreich Sachsen, wo bereits nahe an eine halbe Million Spindeln im Gange waren, ließ die Regierung eine sorgfältige Untersuchung über die Lage sämmtlicher in ihrem Lande befindlichen Etablissements vornehmen, aus deren Ergebniß eine Bestätigung des wirklich vorhandenen Nothstandes hervorging. In Würdigung der äußersten Gefährdung der heimischen Industrie reichte nun die sächsische Regierung auf dem Zollkongreß von 1839 auf 1840 eine mit besonderer Gründlichkeit ausgearbeitete Denkschrift ein, in welcher sie die Erhöhung des Garnzolles von 2 Thaler auf 4 Thaler pr. Centner mit 2 Thaler Rückzoll auf die exportirten baumwollenen Fabrikate beantragte und einen solchen Schutz als Lebensbedingung für die Fortentwicklung der Spinnereien hinstellte, wobei sie sich von den Regierungen Bayerns, Württembergs und Badens bereitwillig unterstützt sah. Preußen war und blieb dem abhold, was die Freihandelsleute Pflege und Hervorrufung einer unnatürlichen Industrierichtung nannten, und auch die unabhängige Presse im Norden Deutschlands vertrat gleich energisch die Sache der damals gerade begonnenen Freihandelsbewegung gegenüber den ungestümen Forderungen der Schutzzöllner. Der Kampf zwischen beiden Parteien ist heute entschieden. Kein Mensch wagt mehr an Beschränkung der Gewerbe- und Handels-

freiheit zu denken. Während jener Decennien erbitterten Streitens, auftauchender Hoffnungen und neuer Befürchtungen blieb die Lage der Spinnereien gegenüber dem fortdauernden Zuströmen und dem beständigen Sinken der Garne im Preise eine immerhin bedenkliche. Zwar stellten die begüterten Spinnereibesitzer den Betrieb ihrer Fabriken nicht gleich ein, um so lange als möglich die aus einem Stillstehen entspringende gänzliche Entwerthung ihrer Etablissements abzuwenden, dann aber auch, weil sie ihre Arbeiter nicht einer plötzlichen Verdienstlosigkeit aussetzen mochten. Um so prekärer gestaltete sich freilich die Lage einer großen Anzahl kleiner Handmaschinen-Spinnereien, vornehmlich in den Kreisen Gladbach und Krefeld. Die Kalamität erschien in der That als eine solche, daß ihr die Aufmerksamkeit der Regierungen mit Recht sich zuwendete. Denn jene kleineren Geschäfte ungerechnet, feierten in Rheinpreußen allein 10 Spinnereien mit 28,000 Spindeln, in Sachsen und den Nachbarstaaten 30 Fabriken mit 110,000 Spindeln.

Der Streit zwischen Freihandel oder Schutzzoll verstummte erst Mitte der fünfziger Jahre. Während des Wogenganges der unruhigen Jahre gegen Ende des vierten Decenniums fand das Verhalten der preußischen Regierung in dieser für die damalige Zeit so hochwichtigen Angelegenheit entschiedene Mißbilligung; man fügte sich in bitterem Grolle dem unvermeidlichen Laufe der Dinge, aber überall erhob sich die vorwurfsvolle Klage, daß man rücksichtslos mehrere Millionen Kapital deutschen Gewerbfleißes dem britischen Interesse geopfert und viele tausend brave Arbeiter gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt in andern Erwerbskreisen zu suchen.

Gegenwärtig sind die Ansichten geläutert, und der blühende Zustand unserer heutigen Baumwollen-Industrie, nicht minder die Entwicklung desselben Erwerbzweiges im nachbarlichen Alpenlande beweisen, daß eine naturgemäße Industriehebung nur da vor sich gehen kann, wo man dies nicht von künstlichen Mitteln erwartet, sondern wo dies auf der gesunden Grundlage der Selbsthülfe vor sich geht. Freilich darf der Staat nicht durch Bevormundung, Engherzigkeit und zollgesetzliche Experimente die Entwicklung der Fabrikthätigkeit in Banden legen.

Und so konsolidirten sich auch die Verhältnisse der für die erste Zeit allerdings hart genug betroffenen deutschen Baumwollen-Manufakturisten gar rasch wieder, wiewol im Jahre 1843 der auf ausländischen baumwollenen Garnen lastende Eingangszoll von 2 Thaler nicht auf 4 Thaler, sondern nur auf 3 Thaler pr. Centner erhöht wurde. — In größerem Umfange entfaltete die Baumwollen-Spinnerei eine ersichtlich erfolgreiche Thätigkeit zunächst besonders in Rheinpreußen und Schlesien, in Sachsen, Bayern, Württemberg, sowie in Baden, und gewann auch, als der Zollverein seine Grenzen bis an die Gestade der Nordsee erweitert hatte, in Hannover und Oldenburg so an Ausdehnung, daß dieser Manufakturzweig heute auf deutschem Boden fest begründet erscheint. Seine Entwicklung und Ausbreitung ist, wenn auch mehrfach stark berührt von den Folgen der zeitweiligen, meist aus den wiederkehrenden Geldkrisen hervorgegangenen Schwankungen der Handelswelt, in den letzten Jahrzehnten doch eine so stetig fortschreitende gewesen, daß selbst der Ausbruch und die vierjährige Dauer des amerikanischen Krieges die weitere Entfaltung nur momentan zu hemmen,

nicht aber die Industrie selbst bedrohlich zu erschüttern vermochte. Die Gunst der Oertlichkeit erhöhte vielfach den Erfolg, welchen die ausgedehnteren, nach englischem Vorbilde eingerichteten deutschen Spinnereien erzielten; die alljährlich zunehmende Ausdehnung des über fast alle Theile Deutschlands ausgespannten Eisenbahnnetzes gewährte vorher nicht gekannte Vortheile bezüglich rascheren und wohlfeileren Transportes des Rohmaterials und der Fabrikate selbst. Dies sind wol die Hauptursachen, die den entschiedensten Einfluß auf das Wachsthum der deutschen Baumwollen-Manufaktur ausübten.

Nachdem heute die Stockungen, welche der amerikanische Bürgerkrieg der Baumwollen-Industrie bereitet hatte, größtentheils wieder ausgeglichen sind, schreitet voraussichtlich die zollvereinsländische Spinnerei und Weberei auf dem glücklich betretenen Pfade weiter. Möge sie zu ihrem eignen Besten sich die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zur Lehre und das, was unter gleich ungünstigen Verhältnissen unsere schweizerischen Nachbarn vor sich gebracht haben, zum Beispiel dienen lassen. Der Segen, welchen dieser hochwichtige Erwerbszweig mit sich führt, erstreckt sich nicht allein auf eine Reihe anderer Fabrikationsgegenstände, besonders der Maschinenherstellung, welche von ihm in beständiger Thätigkeit und Fortschreiten erhalten wird, sondern sie eröffnet auch neue Quellen des Wohlstandes der Bevölkerung und gewährt großen Kapitalien Gelegenheit zu günstiger Anlage. Für die vaterländische Schiffahrt ist ihre weitere Entwicklung von äußerster Bedeutung, weil infolge des steigenden Bedarfs an Material der Verkehr mit den Erzeugungsländern sich stetig heben wird und dem kaufmännischen Unternehmungsgeist hierdurch ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit sich eröffnet.

Wie achtungswerth der Aufschwung der zollvereinsländischen Baumwollen-Industrie während der letzten Jahre gewesen ist, dies erkennen selbst die schärfsten Beobachter deutschen Gewerbfleißes, die Engländer, an. Thomas Ellison schreibt in seinem „Handbuch der Baumwollen-Kultur und Industrie" S. 166: „Der Handel und die Industrie der deutschen Staaten bieten in letzter Zeit einen gedeihlichen Anblick, und wenn der Fortschritt in demselben Maße wie in den letzten 10 Jahren andauern sollte, dann ist Deutschland auf dem besten Wege, in kommerzieller Wichtigkeit sogar Großbritannien und dessen Riesensprößling, den Vereinigten Staaten, nahe zu kommen. Und wenn die geographische Lage, die Bevölkerung und deren Arbeitsliebe in Anschlag gebracht werden, sehen wir auch keinen Grund, weshalb der Zollverein nicht nächstens an unserer Seite stehen und mit uns um die Palme der kommerziellen Herrschaft ringen sollte. — Nirgends ist der gewerbliche Fortschritt Deutschlands sichtbarer, als in jener Branche, welche Baumwolle und baumwollene Fabrikate umfaßt." Und dem ist so.

Im Zollverein zählte man nämlich im Jahre 1836 etwa 626,000 Feinspindeln, auf welchen 156,000 Ctr. roher Baumwolle zu Garn versponnen wurden; 1846 waren es bereits 750,298 Spindeln, welche 320,000 Centner verarbeiteten und nach der letzten, im Jahre 1861 erfolgten Aufnahme der im Zollverein bestehenden Gewerbe und Fabriken befanden sich in den Baumwollen-Spinnereien 2,235,195 Spindeln im Gange, auf welchen 1,533,000 Centner Baumwolle versponnen worden sind. In einem Zeitraum von 25 Jahren hat

sich die Zahl der Spindeln um fast 1½ Million vermehrt, d. h. im Verhältniß von 100 : 357; noch bedeutender ist aber der Verbrauch an Rohmaterial in diesem Zeitraume gestiegen, und zwar im Verhältniß von 100 : 982, wobei allerdings auch die Einführung verbesserter Maschinen, namentlich der von Roberts erfundenen selbstwirkenden Feinspinnmaschine (selfacting mule) in Betracht zu ziehen ist, die in fast allen größeren und neueren Spinnereien Deutschlands eingeführt ist, und die nicht nur mehr, sondern auch weit gleichmäßigeres Garn als die alten Maschinen liefert, während dabei die Verspinnungskosten sich erheblich verringern.

Die in den Jahren 1846 und 1861 im Zollverein im Gange befindlichen Baumwollen-Spinnereien vertheilten sich auf die nachstehend aufgeführten Staaten, in denen die beibemerkte Anzahl von Spindeln in Bewegung sind.

	1846 Zahl der Spinnereien	1846 Zahl der Spindeln	1861 Zahl der Spinnereien	1861 Zahl der Spindeln	1861 Feinspindeln
Preußen	152	170,433	69	398,071	+ 227,638
Bayern	11	50,533	33	536,825	+ 486,292
Sachsen	132	474,998	154	707,387	+ 232,389
Hannover	—	—	4	61,382	+ 61,382
Württemberg	12	33,000	20	171,566	+ 138,566
Baden	2	18,000	21	296,300	+ 278,300
Kurhessen	2	1500	—	—	— 1500
Großh. Hessen	1	1800	2	2002	+ 202
Thüringen	1	24	2	360	+ 336
Oldenburg	—	—	4	53,102	+ 53,102
Nassau	1	10	1	8200	+ 8190
Summa:	314	750,298	310	2,235,195	+ 1,484,897

Eine neuere, jedoch nicht auf offiziellen Unterlagen beruhende Zählung im Jahre 1865 scheint einen weiteren Beweis für die fortschreitende Entwicklung der Baumwollen-Spinnereien zu liefern, denn darnach war im deutschen Zollverein die Zahl der Spinnereien auf 316 mit 2,300,000 Spindeln gestiegen.

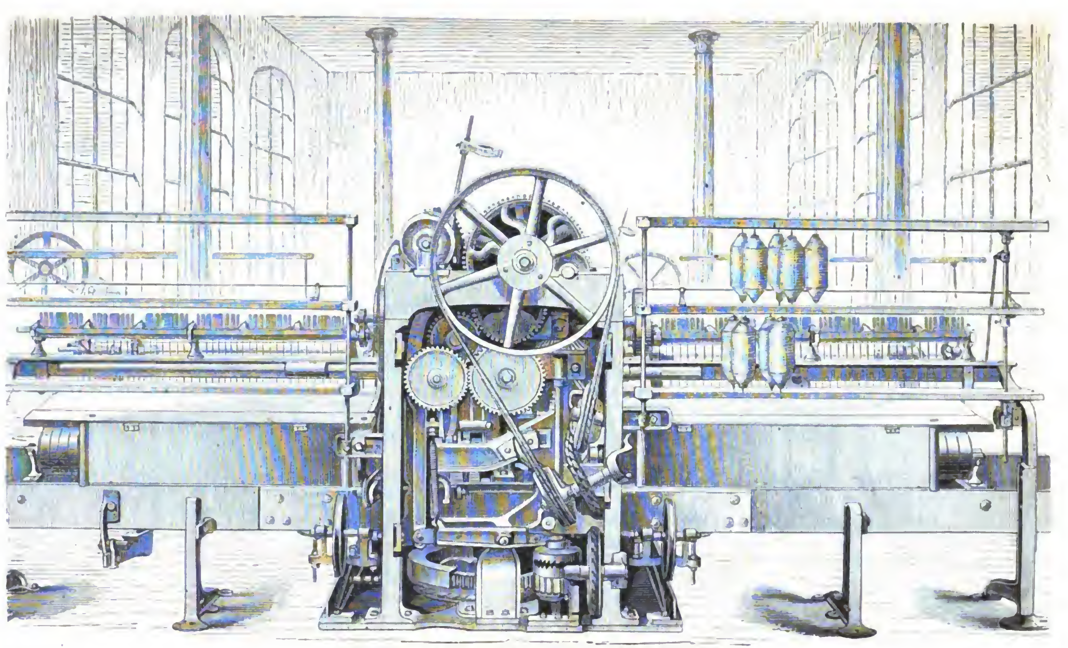
Ein noch erfreulicheres Bild der Entwicklung desselben Industriezweiges bietet die Schweiz dar. Nachdem die Portugiesen den gewerbreichen niederländischen Provinzen die Baumwollenzeuge Indiens zugeführt, versuchten sich zuerst die Holländer, dann unter den übrigen Völkern Europa's vorzugsweise die Schweizer in der Herstellung baumwollener Gewebe. Sie brachten auch diese Kunstfertigkeit dorthin, wo ihr Wandertrieb sie hinführte, beispielsweise nach Plauen im sächsischen Voigtlande, wo bereits im XVI. Jahrhunderte einzelne der Religion wegen flüchtige Schweizer sich niedergelassen und, wie behauptet wird, daselbst zuerst jenen weißen, dem heutigen Musselin ähnlichen Kattun fabrizirt hatten, der unter dem Namen „Schleier" ehemals viel begehrt war. In der Schweiz selbst, und zwar im Kanton Zürich, hatte im Jahre 1760 die Baumwollen-Manufaktur bereits einen bedeutenden Umfang erlangt. Besonders waren es die sogenannten farbigen und unbedruckten „Schnupftücher" (Taschentücher), die guten Absatz fanden.

Auch gelangten in demselben Jahrhunderte die bereits im vorhergegangenen Säculum eines bedeutenden Rufes sich erfreuenden Musselinfabrikate Zürichs zu immer weiterer Verbreitung. Vornehmlich waren es die feinen, mittelfeinen, glatten, gestreiften, gewürfelten, besonders aber die gestickten Musseline, deren Schönheit und Güte massenhaften Absatz nach Italien, Deutschland, Frankreich, ja bis nach Spanien hin hervorriefen. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, entstand im Jahre 1752 die berühmte Musselinfabrik zu St. Gallen, doch auch Zürich und Appenzell beschäftigten sich fortwährend mit der Herstellung baumwollener Gewebe.

Damals bezog die Schweiz die rohe Baumwolle zum größten Theil auf den Handelsstraßen Deutschlands zu Wasser und zu Land. Die Weisheit der damaligen Staatslenker hat es aber meisterhaft verstanden, die Jahrhunderte alten Beziehungen der Schweiz zum Reiche und vornehmlich zur schönsten deutschen Wasserstraße, zum Rhein, durch hohe Zölle zu vernichten. So kam es, daß nicht allein die Baumwolle, welche früher einer Menge Rheinschiffen ihre Frachten lieferte, sondern auch der Transit von, nach und über England hinüber nach Frankreich gedrängt wurde. Das vielbegehrte Rohprodukt nimmt jetzt seinen Weg von Liverpool nach Havre, über Paris nach Basel.

Einen schlimmen Stand hatte die Schweiz, als sich Englands Uebergewicht auf diesem Felde der Industrie infolge der britischen Fortschritte im Maschinenwesen in immer empfindlicherer Weise geltend machte. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann England dieses Uebergewicht, und bald überschwemmten die britischen Waaren ganz Europa, natürlich auch die Schweiz. Viele tausend fleißige Hände feierten damals in aller Herren Länder, auch in der Schweiz, und mußten sich bequemen, nach anderen Beschäftigungen zu suchen. Indessen, der Schweizer ist ein zäher Mann und verfällt so leicht der Muthlosigkeit nicht. „Was die Engländer können, können wir auch!“ sagte dort Einer zum Andern — man besann sich nicht lange, und so erfolgte bald nach ihrem Bekanntwerden die Einführung der Spinnmaschinen, wie wir dies bereits in der ersten Sammlung dieses Werkes geschildert haben. Doch hat die Schweiz das Emporblühen der Baumwollen-Spinnereien in ihrer ersten Entwicklungsperiode, wie Frankreich selbst, der napoleonischen Wirthschaftspolitik, welche in der berüchtigten Kontinentalsperre kulminirte, zu verdanken.

Während Krieg und Wirren aller Art ganz Europa von einem Ende bis zum andern heimsuchten, begann zu Anfang dieses Jahrhunderts die Baumwollen-Manufaktur der Schweiz einen für jene Zeit wirklich großartigen Aufschwung zu nehmen. Die Folgezeit lehrte, daß es keine Treibhauspflanze war, welche damals gepflanzt und später fortgepflegt wurde. Selbst nach dem Untergang der napoleonischen Oberherrschaft und dem Aufhören der Kontinentalsperre, als England ganz Europa mit seinen Baumwollzeugen überschwemmte, unterlag die Schweiz nicht, wie dies in der preußischen Rheinprovinz zu beklagen war, der fremden Konkurrenz, vielmehr gewann die Gewebe-Industrie in den Alpenländern immer mehr an Bedeutung. Dabei gelangten die Färbereien und Druckereien zu solchem Flor, daß die im Inlande hergestellten Erzeugnisse lange nicht ausreichten, sie hinlänglich zu beschäftigen.



Selbstthätige Mule jenny-Spinnmaschine neuester Konstruktion.

In der ersten Hälfte des fünften Jahrzehnts (1844) bestanden bereits in 12 Schweizer Kantonen 131 Spinnereien und beschäftigten schon damals mehr als 10,000 Menschen. Seitdem hat der Absatz der Schweizer Fabrikate nach allen Ländern der Erde stetig zugenommen. Freilich verblieb kaum $^1/_4$ derselben in Europa; denn bei Weitem die Mehrzahl der Schweizer Stoffe wandern nach Kleinasien, Nordafrika, Aegypten, Nord- und Südamerika, nach dem englischen, spanischen und niederländischen Indien. Wahrlich, ein redender Beweis für den industriellen Geist, die ausdauernde Tüchtigkeit der Schweizer auf dem Felde der Gewerbsthätigkeit. Mit England kann sich die fleißige Schweiz allerdings nicht messen. Im Jahre 1857 befanden sich mehr als 21 Millionen Spindeln im Dienste der englischen Baumwollen-Industrie. Vergleichen wir aber damit die Betriebsamkeit der Schweiz auf demselben Gebiete, sowie diejenige ihrer Nachbarn, so gelangen wir zu Ergebnissen, die der Schweiz zur höchsten Ehre gereichen.

Während eines nicht vollen Jahrzehnts (1848—1857), in welchem letztern Jahre die Zahl der Schweizer Spinnereien auf 268 gestiegen war, hatte sich dort die Zahl der Spindeln verdreifacht, d. h. sie erreichten bereits die Ziffer von fast 1,400,000, während ganz Deutschland sammt Oesterreich zu derselben Zeit nur gegen 3,800,000 Spindeln, der Zollverein für sich in 210 Spinnereien nicht viel über 2,000,000 Spindeln, Oesterreich allein 1,800,000 und Preußen in 26 Spinnereien etwas mehr wie 400,000 Spindeln in Betrieb hatte. Auch Frankreich muß gegen diese Rührigkeit der Schweiz die Segel streichen, denn in demselben Jahre arbeiteten nur 3,400,000 französische Spindeln und in den weiten Provinzen Rußlands war nicht einmal die Zahl der Spindeln in Bewegung, welche die Schweiz besaß.

Diese außerordentlichen Erfolge verdankt das industrielle Alpenland in erster Linie der gesunden Handelspolitik, welche heute in den maßgebenden Kreisen allseitig vertreten wird. Die Freiheit vor Allem ist es, welcher sich, wie in den meisten anderen Bereichen, auch Handel, Wandel und Industrie in den Kantonen der Schweiz erfreuen, welche eine Rolle spielen, wovon die Handelsgeschichte bemerkenswerthe Daten zu registriren hat. In derselben Zeit verbrauchte die Schweizer Gewebe-Industrie von 1200 Millionen Pfund Baumwolle, welche damals Europa und Nordamerika auf $33^1/_2$ Millionen Spindeln verarbeiteten, 25 Millionen Pfund, also ungefähr den 48. Theil. Auf dem Gebiet des 13 Mal größeren Zollvereins wurden just zu derselben Zeit nur $57^1/_2$ Millionen Pfund Baumwolle versponnen. Dies Alles ging vor sich ohne die Besteuerung der Gesammtheit zu Gunsten Einzelner, d. h. ohne den während derselben Periode seiten der rheinischen Fabrikanten begehrten Schutzzoll, aber auch ohne alle Bevormundung seiten der Staatslenker. So rühmlich die Fortschritte der Schweiz waren, so konnte sie doch, wir wiederholen es, den Vergleich mit England in keiner Weise aushalten, denn Großbritannien verspann damals für sich allein 900 Millionen Pfund, demnach $^3/_4$ der gesammten Baumwollenerzeugung.

Wir haben schon in der ersten Sammlung S. 841 in neueren Ziffern den Stand der Baumwollen-Manufaktur der Schweiz, besonders im Kanton St. Gallen, angegeben, und tragen hier nur nach, daß heutigen Tages im Kanton Zürich über $^1/_4$ der in der gesammten Schweiz zur Verarbeitung kom-

menden Baumwollenzeuge fabrizirt werden. Gleich bedeutend sind die Druckereien und Färbereien. Man rechnet, daß die Züricher Baumwollen-Industrie nicht weniger als 75,000 Personen den Lebensunterhalt gewährt. Der Werth der durch sie hergestellten Waaren beziffert sich auf gegen 15 Millionen Thaler, der Arbeitslohn beträgt mehr als 5 Millionen Thaler.

Eine wichtige Stütze der Schweizer Baumwollen-Industrie ist die Stickerei, jener Industriezweig, den man einen neuen nennen kann, denn er ist kaum etwas mehr als hundert Jahre alt. Dem St. Gallen'schen Handelshaus Gonzenbach ist es zu verdanken, wenn es durch seine Anstrengungen um Einführung jener Arbeitsbranche während der Jahre 1758 bis 1760 Wohlstand in eine von der Natur nur stiefmütterlich bedachte Gegend brachte. Seitdem hat die Stickerei, als deren erste Lehrmeisterin eine Tochter Zollikofer's aus Leipzig genannt wird, mit der Baumwollen-Industrie immer gleichen Schritt gehalten und sich so weit ausgebildet, daß jetzt etwa 60,000 Stickerinnen beschäftigt sind, die über 350,000 Thaler Arbeitslohn verdienen. Freilich wenig für eine einzelne Arbeiterin, aber ihre Arbeit wird auch meist nur nebenbei verrichtet, wenn die häusliche Arbeit ruht.

Fragt man nun nach dem Grunde, wie es gekommen ist, daß die Schweiz in Erzeugung baumwollener Waaren so rasch eine so hervorragende Stelle errungen, so ist dies, abgesehen von der gesunden Wirthschaftspolitik, von welcher wir schon oben gesprochen, vornehmlich einem Umstande (vgl. Erste Sammlung, S. 843) zu verdanken. Unter den Fabrikationsländern, die wegen ihrer Solidität zu Ruf und Geltung gelangten, steht die Schweiz mit obenan. Es haben die Schweizer Fabrikanten weiterhin ein scharfes Auge für alles Dasjenige, was in den hauptsächlichsten Absatzländern üblich ist, so unter Anderm die englische Weise der Verpackung zum Muster genommen, sie bedienen sich englischen Maßes und verkaufen ihre Waare nach englischen Bezeichnungen. Aber ihre guten Waaren selbst, durch Nachahmungen von Fabrikstempeln und Fabrikzeichen für englische auszugeben, zu einer solchen Herabsetzung und Narrheit versteht sich ein Schweizer nicht. Stolz trägt jeder seine Firma zur Schau, wie der Edelmann sein Wappen. Dem Etikettenunwesen, welches unserer deutschen Industrie wahrlich nicht zur Ehre gereicht, hat man in der Schweiz niemals das Wort geredet. Dort hat es keine Männer von Sach- und Fachkenntniß gegeben, welche ohne irgend ein Gefühl für die Ehre ihres Vaterlandes öffentlich erklärt hätten, wie es beispielsweise noch vor mehr als zehn Jahren in Frankfurt a. M. geschehen konnte, daß die gesammte heimische Industrie dem Untergange verfiele, sobald es verboten wäre, fremde Fabrikzeichen nachzuahmen!

Und so ist es nicht mehr wie recht und billig, wenn wir fortfahren, die in der ersten Sammlung begonnenen Lebensbilder bedeutender Baumwollen-Manufakturisten hier zu ergänzen und dies durch Vorführung des Lebensganges einiger Schweizer Industriellen zu bewirken, die im Lande selbst oder, gleich dem nächstfolgenden Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, im Süden Europa's zu großen Erfolgen und bedeutendem Rufe gelangt sind.



J. J. Egg.

2.

J. J. Egg aus Zürich,

der thätige Fabrikherr von Piedimonte.

(Vergl. die kleine Schrift: „Grundzüge aus dem Geschäftsleben des Herrn J. J. Egg 2c.").

Emsiges Ringen führt zum Gelingen;
Baust du nicht fort, so stürzt Alles dir ein.
Niemals verzagen, frisch wieder wagen;
Tröpfchen auf Tröpfchen durchhöhlt auch den Stein.

M. Usteri.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unterschieden sich die öffentlichen Zustände der Schweiz im Grunde nicht wesentlich von denjenigen der Nachbarstaaten. Die großen Kantone, voran das mächtige Bern sowie der Vorort Zürich, übten den Druck auf die schwächeren eidgenössischen Freistaaten aus, wie beispielsweise Preußen und Sachsen im Norden Deutschlands, Oesterreich oder auch Bayern im Süden auf die angrenzenden Reichsstände. Von den großen Schweizer Orten wie Bern, Zürich, Freiburg, erging die Parole, nach welcher das gemeinsame Leben verlief. Die alten Geschlechter wetteiferten mit manchen

kleineren und großen Fürsten und Herren in der Handhabung eines Polizei- und Drucksystems, gegen welches die Betroffenen nur deswegen sich nicht auflehnten, weil sie, wie die Unterthanen der deutschen Fürsten, längst daran gewöhnt waren. Denn die Lehren vom stummen Gehorsam wurden nicht nur von den monarchischen Staatslenkern von oben herab eingeschärft und von den Kanzeln des Landes eifrig gepredigt, die Aristokraten der Schweizer Großräthe verstanden sich ebenso gut darauf, das Volk in Bezug auf Willfährigkeit in Zucht und Zügel zu halten, als die „angestammten Fürsten" und deren Räthe draußen im Reich. Auch die Sitten und Lebensgewohnheiten waren im Süden Deutschlands und der Schweiz nicht sonderlich verschieden. Auch in den größern Alpenstädten hatte die Leichtfertigkeit der verderbten französischen Gesellschaft Eingang gefunden. Während sich hier die herrschenden Familien auf die erlangte feinere Bildung viel zu Gute thaten und in Handel und Wandel die Vermehrung ihres Wohlstandes suchten, hielten die Urkantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell, mit zäher Anhänglichkeit an der herkömmlichen Weise und damit auch an der alten Ehrbarkeit und Biederkeit fest, wie dies in vielen Theilen Deutschlands „auf dem Lande" gleichfalls vorkam. Hier wie dort bewegten sich Leben und Streben jahraus jahrein innerhalb desselben Geleises.

In der Schweiz ward die Staatsmaschine gleichfalls durch dieselben Mittel und Menschen in Stand und Gang erhalten, als in den deutschen Nachbarstaaten. Die gestrengen Herren, welche das Regiment führten, waren zu gute und vorsorgliche Familienväter, als daß sie nicht hätten darauf Bedacht nehmen sollen, ihre Angehörigen und Verwandten im öffentlichen Dienste bestens zu placiren. Und wie die Vorherrschaft der Geschlechter in Bern, Zürich und a. a. O. fast erblich geworden war, so auch die Anwartschaft gewisser Familien auf ein Amt im Staats- oder Gemeindedienst. Wenn der so sehr auf strenge Pflichterfüllung achtende Friedrich II. dennoch einem überaus redlichen Staatsdiener auf dessen Klagen über seine dürftige Lage zur Antwort geben konnte, daß derjenige, welcher im Weizen sitze und nichts ernte, ein Narr sei, so herrschte auch in der Schweiz im Grunde eine höhere Moral nicht. Der Viehstand geduldiger Kreaturen ward hier und dort gleichmäßig geschickt gemolken. Es fehlte natürlich nicht an gewissenhaften Rathsherren sowie pflichtgetreuen Beamten, nicht an solchen, die es verschmähten, auch einen Bruchtheil der Ernte, die Allen zu Gute kommen sollte, für sich einzuheimsen. Die Mehrzahl der Regierer und Regierungsdiener jedoch scheute sich nicht, die Gunst ihrer Stellung energisch auszubeuten, denn die Anschauungen in Bezug auf Nutznießung der Vortheile eines öffentlichen Amtes waren vor hundert Jahren alle Wege ganz andere wie heute. Doch verstand es das aristokratische Regiment, überall sich mit jenem Schimmer von Achtbarkeit zu umgeben und mit jenem Wohlwollen aufzutreten, daß sich das Volk im großen Ganzen lieber von den vornehmen und manierlicheren Rathsherren und ihrer Sippe schuhriegeln und gängeln, von den mit ihnen meist Hand in Hand gehenden Geistlichen berathen und beschwichtigen ließ, als daß Bauer vom Bauer sich regieren zu lassen Geneigtheit zeigte.

Als jüngerer Sohn einer solchen angesehenen Züricher Familie hat der Mann das Licht der Welt erblickt, dessen Lebensgang uns an die Worte des

Dichters erinnerte, die wir gegenwärtigem Abschnitte voranstellten. Dieses Lebensbild läßt uns zugleich die Schwierigkeiten erkennen, mit denen die Einführung der Baumwollen-Industrie im südlichen Italien zu kämpfen hatte.

Unser J. J. Egg hatte eine den Verhältnissen seiner Zeit angemessene Erziehung genossen. Ein Privatlehrer im Hause bereitete ihn auf den öffentlichen Schulunterricht vor. Später traten noch lateinische Sprachübungen hinzu, woran freilich der Knabe geringe Freude empfand; eine Erziehungsanstalt in der französischen Schweiz diente zur Vervollständigung des genossenen Unterrichts.

Die einflußreichen Eltern hatten gedacht, daß ihr Sohn dereinst seinen Lebensunterhalt im Verwaltungsfach des heimatlichen Dienstes, nach einer in seiner Familie herkömmlichen Sitte, finden sollte. Sie sandten ihn zu diesem Behuf im Alter von 14 Jahren in die Kyburgische Grafschaftskanzlei nach Winterthur, wo jedoch die gar zu einförmige Beschäftigung, vornehmlich die ewigen Abschreibereien, dem aufgeweckten Jünglinge immer mehr Langeweile verursachten. Oft genug gab der Gehülfe des Notars seine Unzufriedenheit über die flüchtige, fehlerhafte Arbeit des jungen Kopisten dadurch zu erkennen, daß er auf den Umschlag dieser Schriften mit der Feder eine Ruthe zeichnete, und ihm diese Erinnerung — ohne ein Wort hinzuzufügen — unter die Augen legte.

Die damalige Sitte brachte es mit sich, daß die Jahresrechnungs-Ablage seiten der angesehensten Grafschaftsbeamten auf Verwaltungsunkosten durch ein solennes Mittagsmahl begangen ward, und unser kleiner Schreiber genoß die Auszeichnung, in Begleitung seines Vaters dem Festmahl gleichfalls beiwohnen zu dürfen. Spät erst begab er sich mit schwerem Kopf und leichtem Sinn nach Hause, wo er, einer übeln Gewohnheit gemäß, sich im Bette noch mit Lesen beschäftigte. Hierüber schlief er ein, während das Licht auf dem nahen Tische fortbrannte. Nach Verlauf einiger Stunden weckte ihn ein starker Qualm und der Schmerz einer Brandwunde am Arm. Kaum vermochte er noch auf dem brennenden Fußboden des Zimmers zum Fenster zu gelangen, um solches zu öffnen; dichter schwarzer Rauch drang durch die Oeffnung und verbreitete sich weithin über die Straße. Theils aus Furcht vor wohlverdienter Strafe, theils aus Scham wagte er es nicht, Lärm zu schlagen, wohl aber faßte er alsobald den Entschluß, alle noch im Zimmer vorhandenen Tücher und seine Kleider preiszugeben, um womöglich das Feuer zu ersticken, welches bereits Stühle, Bett, Bücher u. a. m. ergriffen hatte. Mit Mühe und Noth ward er vor Ablauf einer gräßlichen Nacht Herr über das gefährliche Element.

Am folgenden Morgen erregte der üble Geruch in der ganzen Nachbarschaft ein nicht geringes Aufsehen; allein die Hausgenossen hielten reinen Mund, aus Besorgniß vor strenger Ahndung seiten der Polizei. Der Besitzer des Hauses, in welchem unser junger Feuerlöschmann wohnte, ein angesehener Mann und nebenbei ein Anverwandter von ihm, kam auf sein Zimmer. Betroffen über den kläglichen Anblick, der sich ihm hier darbot, ließ er augenblicklich Wasser herbeischaffen, um vor Allem jede weitere Gefahr zu ersticken. Der ernste Blick des väterlichen Freundes entlockte dem Jüngling einen Strom von Thränen, wodurch dessen Verdruß sich in Mitleiden verwandelte. Das nachsichtsvolle Vorgehen seines Gönners machte mehr Eindruck auf den jungen Egg, als wenn

ihm dieser eine Züchtigung auferlegt hätte. Seine stets aufs Zärtlichste für ihre Söhne sorgende Mutter bot alsbald den vollständigen Ersatz des verursachten Schadens und rief den unvorsichtigen Sohn ins elterliche Haus zurück, da sie selbst die Heilung seiner Armwunde überwachen wollte. Bei diesem Umzug kam nun dem Vater einer jener oben erwähnten Aktenumschläge zu Gesicht, worauf eine Ruthe gezeichnet war. Er stellte deswegen den zitternden Sohn zur Rede und beschloß nach kurzer Ueberlegung, denselben sogleich eine andere Laufbahn betreten und zwar die Zeichnungs- und Feldmeßkunst erlernen zu lassen. Indessen bot sich kurze Zeit hernach ein günstiger Anlaß, den sechzehnjährigen Jüngling im Handlungshaus von J. und A. Bidermann und Co. in Winterthur passend unterzubringen. Mit seltenem Scharfblick wußte dieses Haus für seine ausgedehnten Beziehungen auf dem Festlande von Europa, vornehmlich für den Handel, welchen es mittels eigener Schiffe nach Indien betrieb, die tüchtigsten Mitarbeiter heranzuziehen, indem es sie durch Ueberlassung eines verhältnißmäßigen Gewinnantheils zu den angestrengtesten Dienstleistungen ermunterte. Unser Merkurjünger war nicht unempfänglich für den doppelten Gewinn, welchen ihm seine Stellung bot. Da nunmehr auch der innere Mensch Befriedigung gefunden, so stieg bei Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen und Umfang des vorkommenden Geschäftsverkehrs in ihm ein weiterer Wunsch nach Veränderung seiner Lage nicht auf. Nach Ablauf der vierjährigen Lehrzeit seines Sohnes hielt der Vater es jedoch für angemessen, seine freundschaftlichen Beziehungen zu einem der ersten Handlungshäuser Zürichs zu benutzen, um unserm jungen Freunde eine passende Anstellung in diesem zu verschaffen. Dies Haus übertrug dem letztern bald nach seinem Eintritt eine dringliche Geschäftsreise nach Chur. Der Jüngling entledigte sich, zu Fuß Berg und Thal, in leichten schnellen Nachen die Seen überschreitend, des ihm gewordenen Auftrags mit so gutem Erfolg, daß sich sein Haus bewogen fand, ihm bald auch wichtigere Geschäftsreisen in Frankreich und Deutschland anzuvertrauen.

So vergingen mehrere Jahre. Eine neue Zeit hatte begonnen und die Rückwirkungen der von Frankreich ausgehenden Umwälzungen versetzten auch Deutschland wie die Schweiz in Unruhe. Sie veränderten die bisherige Weise des öffentlichen Lebens und brachten bei der langen Dauer dieser Periode für Handel und Wandel große Gefahren, sodaß es den meisten Geschäftsleuten gerade nicht rathsam erscheinen mochte, die Beziehungen über die Grenze noch mehr zu pflegen.

Doch wir müssen hier einen Augenblick von unserm Gegenstand ablassen und uns den Zuständen in der Schweiz zuwenden. Sie erklären es, weshalb zu jener Zeit so mancher unternehmende Mann den Wirren der Heimat zu entrinnen suchte und draußen in der Fremde, wo es freilich auch nicht friedlicher aussah, sein Glück versuchte.

Die einzelnen Republiken oder Kantone, wie sich seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts die eidgenössischen Stände oder Orte nannten, hingen am Schlusse desselben nur lose durch eine Menge Uebereinkünfte oder „Vorkommnisse" miteinander zusammen. Von Zürich, als Vorort, ging die Oberleitung des Ganzen aus, wenn es galt, die Schweiz nach Außen hin zu vertreten und die sogenannten Tagsatzungen auszuschreiben, die meist in Zürich, Luzern, Aarau, Frauenfeld,

Baden und Baumgarten abgehalten wurden. Besonders die acht alten Orte wachten mit Eifersucht darüber, daß keine Bundesgewalt die partikularen Einrichtungen, beziehentlich den Einzelwillen oder „Kantönligeist" bedrohte, und sie regierten sich selbst in den sogenannten Landesgemeinden durch ihre Landräthe für die bedeutenderen, und durch Landammänner für die laufenden Geschäfte. Die richterliche, gesetzgebende und vollziehende Gewalt war in allen Kantonen seltsam vermengt. In den Städten besorgten die kleinen Räthe die laufenden Geschäfte, die großen Räthe (oder Bürgerausschüsse) blieben maßgebend bei allen wichtigen Regierungsakten. Die letzteren Räthe wurden nicht durch das Volk gewählt, sondern ergänzten sich selbst, so unter Anderm in Zürich, Schaffhausen, Basel gleichmäßig aus allen Zünften der Bürgerschaft, in Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn dagegen aus einer beschränkten Zahl von Familien. Ueberaus kläglich waren die Verhältnisse in dem sogenannten Unterthanenlande, z. B. in den heute selbständigen Kantonen Waadtland und Aargau, über die das mächtige Bern ein strammes, nicht selten strenges Regiment führte. Die Bewohner dieser Distrikte besaßen so gut wie gar keine politischen Rechte und wurden namentlich von den kleinen Kantonbehörden oft über die Maßen übel behandelt. Diese Zustände waren eben nicht dazu angethan, die Bewohner der kleinen Schweizer Republiken zu befriedigen und bargen in sich drohende Gefahren.

Bald nach Ausbruch der französischen Revolution geriethen einige Gegenden, wie Genf, Theile von Wallis, das Bisthum Basel, St. Gallen, Waadtland, die Seeufer von Zürich in große Unruhe. Doch wurden die Aufstände bald unterdrückt. Aber die Franzosen, als sie ihre Freiheits- und Gleichheitsideen im eignen Lande siegreich sahen, wollten auch ihre Nachbarn mit ihrem System der Brüderlichkeit beglücken. Weshalb sollte sich nicht auch die Schweiz unter dem Namen einer untheilbaren Republik einigen, oder richtiger, von der großen untheilbaren Republik Frankreich annektiren lassen? So sehr die Schweizer Kantone darauf achteten, dies Glück von sich abzuwenden und ihre Neutralität zu wahren, so wurden sie doch zum Theil in den Strudel der damaligen Bewegung der Geister und in die Umwälzung der Staaten hineingerissen. Im Grunde gelüstete es den Franzosen nur nach den wichtigen Alpenpässen. Solche um jeden Preis in ihren Besitz zu bringen, ließen sie unter nichtigen Vorwänden Truppen ins Waadtland einrücken, und ihre menschheitbeglückenden Absichten verhinderten sie nicht, begehrlich die Hände nach dem damals sehr ansehnlichen Staatsschatz von Bern auszustrecken. Der Kanton gerieth, ungeachtet des Heldenmuthes seines Landvolkes, im März 1798 in die Gewalt französischer Diktatoren. Waadtland und Aargau rissen sich von Bern los, und eine neue Staatsverfassung für die gesammte Schweiz sollte das wackere Bergvolk davon überzeugen, wie sehr es den gallischen Nachbarn darum zu thun sei, die widerwilligen Bundesgenossen dauernd zu beglücken, und so ward in Paris eine Konstitution ausgeheckt und, ohne daß man sich die Mühe nahm viel herum zu fragen, die Schweiz in 18 beinahe gleich große Kantone getheilt. Wie die Franzosen die Weise ihrer Volksbeglückung verstanden, zeigte sich, als man, um jegliche Ungleichheit aus der Welt zu schaffen, Genf, Mühlhausen, Biel, das Bisthum, wie früher schon das Veltlin, mit der von Frankreich abhängigen cisalpinischen Republik vereinigte. Im nächsten Kriege,

den Oesterreich und Rußland gegen die übermüthigen Franzosen führten, schien es allerdings eine Zeit lang möglich, die ehemaligen Zustände wieder herzustellen, doch die Franzosen gelangten bald wieder zur Obergewalt, und nun mußten die widerspenstigen Landleute schwer genug für ihre Liebe zum Althergebrachten büßen.

Dergleichen Uebergangszeiten sind begreiflich niemals dem Handel und der Industrie günstig. Da richtet denn der nimmer rastende Kaufmann seinen Blick über die Grenzen hinaus und wendet sich veränderten Geschäftsbetrieben zu, von denen er erfreulichere Erfolge als die zuletzt erzielten erwartet. Schon geraume Zeit hatten die Schweizer Großhandelshäuser und Fabrikanten begonnen, ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise Italien zuzuwenden, welches damals einer eigenen Industrie fast gänzlich entbehrte. Versuche, auf den Messen zu Sinigaglia, Salerno, Aversa und andern Orten eingeleitet, ließen auf guten Absatz hoffen, und der junge Egg nahm gern den Vorschlag an, Italien zu bereisen, zumal seine sehnlichsten Wünsche dahin gingen, vor Allem das Land kennen zu lernen, „wo die Goldorangen blühen". So hatte er mehrere Jahre hindurch schon mit Glück und Geschick für sein Haus und dessen Beziehungen in Norditalien gesorgt, als Revolutionsunruhen zuletzt auch sein eigenes Vaterland berührten und ihn selbst zwangen, seine bisherigen Geschäftsreisen einzustellen.

Ihre blutigen Revolutionstribunale hatten die Franzosen zwar nicht zu den Nachbarn zu verpflanzen vermocht, aber doch Prüfungen und Wandlungen aller Art über diese gebracht. Dadurch waren ringsum die verkommenen staatlichen Zustände blosgelegt und an manchen Orten wie am Niederrhein, rascher wie am Oberrhein und in der Schweiz, das Abgestorbene hinweggeräumt worden. Kaum hatte man sich von dem Schrecken zu erholen begonnen, welcher von den Blutgerüsten in Frankreich nach allen Theilen des altersschwachen Europa sich verbreitet, kaum sich mit den Freiheitverkündigern und deren Heerscharen mit und ohne Schuhen abgefunden, so gut es gehen wollte, als das Erscheinen und die Thaten eines neuen Cäsar's, welcher bereits in einem Alter von noch nicht 30 Jahren die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, dessen Zeitgenossen neue Ueberraschungen bot. Doch verband sich mit dem Staunen und der Bewunderung ob des mit einem Male auf der Weltbühne erschienenen Helden die wohlberechtigte Hoffnung, daß in ihm der Mann erstanden sei, welcher das noch immer mit Fieber behaftete Frankreich zur Beruhigung zu bringen vermöchte. Vornehmlich schaute das an vielen Orten so gering geachtete arbeitende Bürgerthum voll gläubiger Erwartungen nach dem Mann hin, der als Kriegs- wie als Staatsmann gleich große Talente enthüllte, welcher auch die französischen Heere von Sieg zu Sieg führte, und auf dessen Geheiß die mißachtete Ordnung und die niederliegende Geschäftsthätigkeit wieder erstand. Seine Ansprachen, Proklamationen und Verheißungen erfolgten in einem Geiste, welcher die nahe bevorstehende Wiederaufnahme der friedlichen Arbeiten des Bürgers hoffen ließ, sobald es ihm gelungen, den Alpdruck des Althergebrachten zu verscheuchen. So ermuthigte der kräftige Wille, der aus allen Verfügungen des Generals Bonaparte sprach, je mehr dieser seine Macht befestigte, auch Handel und Wandel zu frischem Athemzuge. Die Lehren, welche der Volksgeist aus den Wirren der letzten Jahre gezogen, schienen zum Glück nicht verloren gegangen zu sein. Alles Dieses

hatte sich allerdings erst theilweise vollzogen, als unser Egg auf der Rückkehr nach der Heimat wieder das Hauptgebiet seiner früheren Wirksamkeit betrat.

Bei seiner Ankunft im Gebiete der Hauptstadt des österreichischen Italiens fand er Land und Leute in größter Aufregung. Bonaparte war an der Spitze seiner Legionen in der alten Metropole als Sieger eingezogen. Ein Blitzstrahl nach dem andern fiel auf die morsche österreichische Regierungsmaschinerie nieder und erschütterte dieselbe bis in ihre Grundfesten, sodaß sie jene schöne Provinz wiederholt einem Feinde überlassen mußte, den die große Menge mit Jubel begrüßte, weil die Volksheere Frankreichs dem Volke überall leicht näher treten konnten, als die abgerichteten Mustersoldaten des monarchischen Europa's. Die Franzosen suchten auf dem eroberten Terrain sich festzusetzen und begannen damit auch Norditalien zu republikanisiren. Eine scharfe Kontrole ward über die Durchreisenden verhängt, und es erging eine Aufforderung an alle Fremden, innerhalb 24 Stunden die Stadt zu verlassen.

Egg wagte Einwendung dagegen zu erheben. Er wies darauf hin, daß seine Verhältnisse es ihm zur Pflicht machten, vor Allem die ihm anvertrauten Geschäfte und Interessen wahrzunehmen. Nun ward ihm die Wahl freigestellt, entweder abzureisen oder der Bürgerwache, welche sich zur Aufrechthaltung der Sicherheit gebildet hatte, einverleiben zu lassen. Unser Züricher hielt den Waffendienst für keine Beschimpfung und überzeugte sich bald, daß er auf dem eingeschlagenen Wege in Stand gesetzt sei, seinen Geschäften obzuliegen, ohne hierdurch verhindert zu sein, abzureisen, sobald er dies für rathsamer erachtete.

Indessen endete die kaum angetretene kriegerische Laufbahn rasch genug, da Egg einen Ersatzmann zu stellen Gelegenheit fand. Er war jetzt der einzige kaufmännische Reisende in Mailand, der unangefochten seinen Incassogeschäften nachging, und es gelang ihm rascher als er gedacht, sowol Rückstände einzuziehen, als auch sonstige dringliche Angelegenheiten zu ordnen.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat fand unser Egg die alten Verhältnisse nicht mehr vor, ebenso wenig war ein Napoleon Bonaparte zur Hand, der die bösen Geister zu bannen verstanden hätte. Auch in der Schweiz wogte derselbe Kampf wie in den Nachbarländern zwischen den Anhängern des Herkömmlichen, das sich überlebt, und den Anforderungen einer angebrochenen neuen Zeit, in der sich Mancherlei überstürzte. So durchzitterten die neuen Strömungen alle Verhältnisse der Alpenlande und bereiteten auch deren Handel und Wandel Verlegenheiten aller Art. Infolge dessen trat für den geschäftseifrigen jungen Kaufmann eine längere Pause der Ruhe ein, während deren er Anstalten zu einem eigenen Etablissement in Zürich traf und die Tochter einer angesehenen Familie zur Gattin nahm.

Die Uebergriffe der Franzosen hatten unterdessen in der Schweiz von Neuem zu blutigem Streit und Kampf geführt. Nicht nur in den großen Kantonen, sondern selbst in den Urstätten schweizerischer Freiheit fand man, daß die Herrschaft der alten Geschlechter und bevorzugten Kreise im Grunde doch erträglicher gewesen sei, als die Segnungen, welche von der unter dem Schutze Frankreichs geborenen einen und untheilbaren helvetischen Republik und der neuen Verfassung erwartet werden durften. Die kleinen Kantone wiesen vielmehr das Machwerk

fremder Einmischung entschieden von sich. Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Glarus, Appenzell, St. Gallen verbanden sich zur Vertheidigung ihrer hergebrachten Rechte mit Gut und Blut. Die schönen Ufer des Züricher Sees, besonders um Richtersschwyl, und in der Schwyz die Gegend von Morgarten, die Höhen von Schindeleggi waren Schauplätze von Großthaten, welche selbst die Fremdlinge und Gleichheitsmacher in Erstaunen setzten. Sie erinnerten an die erhabenen Tage der ersten Unabhängigkeitskämpfe; doch siegte die neuere Kriegskunst über den Heldenmuth eines noch durch religiöse Begeisterung aufgeregten Volkes. Die Urkantone und ihre Gesinnungsgenossen mußten sich unterwerfen und die neue Verfassung annehmen. Auch in Wallis floß der Liebe zum Althergebrachten Blut genug. Unterdessen hatte sich der General Bonaparte bis zum Kaiser von Frankreich emporgeschwungen, und mit seinen Erfolgen wuchsen sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht; die Welt sollte zu seinen Füßen liegen. Er unterjochte Italien, die Schweiz, Holland und trug seine Waffen bis über den Rhein.

Die neu eingesetzte oder vielmehr aufgedrungene helvetische Regierung hatte vergebens darnach getrachtet, Vertrauen und Unterstützung im Schweizer Volk zu finden. Diese leidige Thatsache ermuthigte den Alois Rebnig, Anführer der Schwyzer, zum Sturze der ohnmächtigen Centralgewalt (1803). Nach dem errungenen ersten Erfolge beschäftigte sich dieser Volksmann und seine Anhänger bereits mit Herstellung eines neuen Bundes, als der erste Konsul die Herstellung der Dinge auf den frühern Stand gebot und die Sendung von Schweizer Abgeordneten nach Paris verlangte, um eine bessere Verfassung zu Stande zu bringen. Auf Grund der beliebten Neuordnung der Verhältnisse traten nun zu den 13 älteren Kantonen 6 neue; dagegen schied Wallis aus, das später zu dem französischen Kaiserreich geschlagen, sowie Neuenburg, welches als französisches Lehn dem Fürsten Berthier zu Theil ward. Ein Landamman präsidirte der Tagsatzung und übte fast alle Rechte der ehemaligen Vororte aus; die sechs alten Republiken Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn bildeten fortan die Direktorialkantone; in den demokratischen Kantonen wurden die alten Landesgemeinden, in den andern die großen und kleinen Räthe wieder hergestellt.

Es dauerte einige Jahre bevor man sich mit den neuen Einrichtungen befreundete; nach und nach kehrte jedoch Ruhe in die Gemüther zurück, zumal der neuen Ordnung der Dinge sich das Verdienst nicht absprechen ließ, daß die Schweiz unter dieser Verfassung eines zehnjährigen innern wie äußern Friedens sich erfreute. Das ganze Land athmete unter solchen Umständen wieder frisch auf, und es begann eine erfreuliche Entwicklung von Handel und Gewerbe. Drückend blieben im Grunde nur die von Napoleon unaufhörlich gestellten Forderungen zur Vollzähligmachung von 12,000 Mann Schweizern in französischem Solde, sowie für einige Kantone das lästige Kontinentalsystem. Nur die Verwendung der Schweizer Hülfstruppen überm Meer blieb ausgeschlossen, sonst mußten die Schweizer Regimenter so gut wie die der Rheinbundsfürsten den siegreichen Adlern des neuen Cäsars folgen, wohin sein Machtgebot sie rief.

Erst nachdem die neuen Zustände sich mehr konsolidirt hatten, nahm Egg die frühern Pläne wieder auf. Wir sehen ihn um 1808 emsig bemüht, seine alten Be-

ziehungen von Neuem zu pflegen. Bald forschte er den günstigen Chancen nach, welche die damaligen Zustände dem Unternehmungsgeist darzubieten vermochten.

Die Vereinigung von ganz Oberitalien zu einem einzigen großen Staat, dem Königreich Italien, hatte eine völlig veränderte Geschäftsweise zur Folge; nur mittels besonderer Licenzen (Erlaubnißscheine) durften Waaren vom Auslande innerhalb vorgeschriebener Fristen nach Italien eingeführt werden. Dies bot den nächstgelegenen Fabrikorten eine überaus günstige Gelegenheit, sich ihrer während des gehemmten Verkehrs stark angewachsenen Waarenvorräthe zu entledigen. Egg nahm Theil an den Chancen, welche sich dem richtig kalkulirenden Kaufmann darboten, und er fand seine Rechnung dabei.

Als diese glänzende Epoche vorüber war (im Jahre 1810) richtete er sein Augenmerk auf das nördliche Deutschland, wohin allein noch der freie Waarenverkehr auf den Stapelplätzen von Frankfurt und Leipzig offen geblieben war; doch dauerte die Gunst der Umstände hier nur kurze Zeit, denn gar bald verschwanden auch auf den deutschen Meßplätzen immer mehr die Käufer aus Polen, Rußland und Griechenland.

So gewiß das napoleonische System der Handelssperre schließlich nur zu einer allgemeinen Verarmung der Staaten führen mußte, welche in diese Zwangsjacke eingezwängt wurden, so setzten doch die infolge dessen hervorgerufenen künstlichen Industrien, freilich nur zu Gunsten einiger Wenigen, eine Menge fleißiger Hände in Bewegung. Es war natürlich, wenn aus dem Bedürfniß nach Kleidung und beziehentlich Gewebestoffen die Errichtung einer großen Anzahl neuer Etablissements hervorging, nachdem Englands Erzeugnisse in fast ganz Europa nur noch auf dem Wege der Konterbande Eingang finden konnten. Unserm Egg war der zauberhafte Aufschwung der französischen Baumwollen-Manufaktur während der Jahre 1808—1812 (vgl. I. Sammlung, S. 827/836) nicht entgangen. Er brachte das dort Erreichte in Beziehung zu den Industriezuständen Italiens, und da er Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse im Norden dieses schönen Landes während mehrerer Jahre genauer kennen zu lernen, so kam er bald mit sich ins Reine. Lag es doch so nahe, die französischen Preise und Erzeugungsmethoden mit demjenigen zusammenzustellen, was sich nach derselben Richtung im Norden oder Süden von Italien unternehmen ließ, woselbst nach dem Regierungsantritt Josef Napoleon's schon das Kontinentalsystem gleichfalls gehandhabt wurde, freilich zu noch größerm Schaden des Landes als anderswo, weil Neapel sich irgend welcher einheimischen Industrie nicht zu erfreuen hatte, obschon es innerhalb seiner eigenen Grenzen viele Farbstoffe erzeugte und angefangen hatte, Baumwolle zu bauen. So entschloß sich denn unser Egg, diese Verhältnisse in Italien persönlich in den betreffenden Landestheilen zu untersuchen, zumal einige Liquidationsgeschäfte seine Anwesenheit dort ohnehin erheischten.

Zur bessern Würdigung dessen, was der strebsame Züricher beabsichtigte, erscheint es jedoch hier angemessen, zunächst einen Ueberblick dessen zu gewinnen, was sich in industrieller Beziehung in den Theilen Italiens ausgebildet, denen Egg seine ersprießliche Thätigkeit zuwendete.

Schon längst bestand in den von der Natur mit der üppigsten Fruchtbarkeit

gesegneten neapolitanischen Staaten das Vorurtheil, daß dort der rechte Boden zur Pflege der Industrie durchweg fehle, ja daß ein Bedürfniß hierzu gar nicht vorhanden wäre. Die Verpflanzung einer lebensfähigen Fabrikationsthätigkeit nach dem Süden Italiens lasse daher irgend welchen Erfolg nicht erwarten. Von jeher an den Verbrauch fremder Erzeugnisse gewöhnt, sei stets auf die zeitweilig schüchtern hervorgetretenen inländischen Stoffe nur mit Geringschätzung geblickt worden, selbst dann, wenn ihnen ein wirklicher Werth nicht streitig gemacht werden konnte.

So stand es um die Industrie Neapels bis zum Erscheinen der Franzosen. Anders ward es, als während der Dauer der Kontinentalsperre eine völlige Umwälzung aller europäischen Handelsverhältnisse stattfand. Blieben hierdurch auch dem englischen Handel die Küsten Neapels nicht gänzlich verschlossen, indem es dem Schleichhandel gelang, eine nicht ganz unbeträchtliche Menge fremder Manufakturwaaren, freilich unter verhältnißmäßig großen Spesen ins Land einzuschwärzen, so konnten doch die ausländischen Erzeugnisse nur zu den höchsten Preisen abgegeben werden. Infolge dessen hatte man auch in mehreren Gegenden des Königreichs Versuche mit dem Anbau von Baumwolle gemacht und, ermuthigt durch die anhaltende Nachfrage ausländischer Fabriken, damit fortgefahren. Als die Preise für das Rohprodukt immer mehr in die Höhe gingen, brachten die Pflanzer schließlich eine Jahresernte von 30,000 Ballen auf den Markt, wodurch dem Lande die ansehnliche Summe von 4—5 Millionen Dukaten alljährlich zufloß.

Mit allen erforderlichen Hülfsmitteln versehen, begab sich Egg im Jahre 1812 auf die Reise. Gewichtige Empfehlungsschreiben, zahlreiche Bekanntschaften, wozu ihm auch sein Kunstsinn und seine Vorliebe für die Malerei verhalfen, erleichterten ihm bei seiner Ankunft in Neapel den Zutritt in den Häusern mehrerer einflußreichen Personen und verschafften ihm selbst das Vertrauen der Minister.

Infolge der Aufnahme, die ihm geworden, und der ihm günstig erscheinenden Verhältnisse entschloß sich Egg zu Errichtung einer Fabrik vornehmlich behufs der mechanischen Verspinnung und Verarbeitung der Baumwolle, wozu er auch von dem königlichen Minister des Innern aufs Nachdrucksamste ermuntert ward. Nachdem er mehrere Provinzen bereist hatte, um eine für sein Unternehmen taugliche Oertlichkeit ausfindig zu machen, fiel seine Wahl auf ein von zwei Seiten mit fließendem Wasser versehenes, unbewohntes, im Verfall befindliches Kloster in der Stadt Piedimonte d'Alife und in mäßiger Entfernung von der Hauptstadt gelegen, ein Umstand, der für ihn wegen rascher Heranziehung der benöthigten Handwerker wichtig war. Auch empfahl sich diese Gegend ganz besonders wegen ihrer gesunden reinen Luft und durch eine zwar dürftige, aber für seine Zwecke hinlänglich ausreichende Bevölkerung. Nun kehrte er nach Zürich zurück, gab seiner Regierung Kenntniß von seinem Vorhaben und verlangte die Bewilligung, eine Anzahl von 150 Arbeitern aus dem Kanton mit sich nehmen zu dürfen, welche ohnehin durch die in ihrem Lande herrschende Verdienstlosigkeit sich in äußerst bedrängter Lage befanden. Die Regierung nahm in Berücksichtigung dessen keinen Anstand, seinem Begehren

zu entsprechen, unter der Voraussetzung, daß er über das sittliche Betragen dieser Leute die sorgfältigste Aufsicht führe, — daß jegliche von ihnen beabsichtigte, aber den heimatlichen Gesetzen und Gebräuchen zuwiderlaufende eheliche Verbindung verhindert werden solle, und daß Egg endlich alle ihre in der Heimat gemachten Schulden zu tilgen übernehme. Letzterer Punkt ward in Ordnung gebracht, und weiterhin wurden mit noch andern 50 Personen, sowol Arbeitern als Maschinisten und Handwerkern aus verschiedenen Kantonen, Kontrakte abgeschlossen und diese Leute sämmtlich angeworben.

Da der französische Botschafter in der Schweiz auf einmal sich um so viele Reisepässe angegangen sah, fand er es in der Ordnung, seinem Hof von dem Vorhaben unseres Zürichers Bericht zu erstatten. Ueber die Großartigkeit der gewagten Unternehmung erstaunt, bemühete er sich, den betreffenden Personen zur ungehinderten Reise durch die italienischen Staaten behülflich zu sein, und fügte noch der für Egg bestimmten Empfehlung die schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Aeußerungen über dessen Person und Charakter bei.

Die Reiseanstalten wurden im Christmonat 1812 so getroffen, daß das gesammte Personal in drei Abtheilungen, je zu zehn Tagen, abgehen konnte. Da aber in jenem Zeitpunkt kein anderer Weg für die Sendung der Maschinen, Geräthschaften und Werkzeuge, welche als verbotene englische Erzeugnisse wären angesehen worden, offen war, als jener über Triest mittels deutscher Ursprungs-Certifikate, so mußte die Sendung auf dem Adriatischen Meere über den Hafen von Giulia nuova nach Neapel bewerkstelligt werden, was denn freilich bedeutende Kosten verursachte. Die 200 Schweizer dagegen, Alt und Jung, zum Theil ihre gesammte Haushaltung mit sich führend, reisten in strengster Jahreszeit über die Alpen und die St. Gotthardstraße. In Mailand harrte das nöthige Fuhrwerk zum Weitertransport der Leute und ihrer Effekten. Die Reise ging im Allgemeinen gut von Statten.

Nun ward auf alsbaldige Einrichtung der Werkstätten Bedacht genommen. Das im Lande herrschende Vorurtheil gegen jede neue Erscheinung verursachte eine Menge Schwierigkeiten; endlich konnte mit den Zurüstungen zur mechanischen Baumwollenspinnerei begonnen werden. Dies, wie die Herstellung der für die Bleicherei, Weberei, Färberei u. s. w. benöthigten Gebäude und Geräthschaften setzte alle Hände in Bewegung, und alle in der Umgegend befindlichen anstelligen Handwerker fanden hierbei lohnende Beschäftigung. Die schweizerischen Weber, noch ohne Stühle, wurden zur Ausgrabung des nöthigen großen Wasserkanals der Spinnerei entlang verwendet, die Kunsthandwerker für die Einrichtungen zum Wassertrieb, die Drechsler und Tischler für die Verfertigung von Handspinnrädern, um einstweilen die Weiber mit solcher Arbeit zu beschäftigen. Sobald die Webstühle mit dem Schnellschützen, einem zu jener Zeit in diesem Lande ganz unbekannten Maschinentheil, fertig waren, wurde mit 100 Landmädchen ein Versuch gemacht und dieselben in der Weberei mit Garn, welches die Schweizerinnen aus Castellamare-Baumwolle bis zur Feinheit von 60 Schnellern per Pfund gesponnen hatten, unterrichtet.

Endlich, nach sechsmonatlicher Reise, trafen auch die Maschinen nebst Zubehör ein, und zwar frei von Einfuhrzoll, das erste Beispiel einer solchen wich-

tigen Begünstigung, deren sich indessen seitdem jede für die neapolitanischen Staaten wohlthätige Unternehmung ähnlicher Art zu erfreuen gehabt hat. Bald nachher kam auch die Weberei in ein besseres Geleise, und es konnte jedem Arbeiter der für ihn passende Platz angewiesen werden.

Da die ersten zum Verkauf nach Neapel gebrachten Partien verschiedener Baumwollengewebe aus Handgespinnst, von geschickten, aber theuer gelohnten schweizerischen Arbeitern aus theurer Baumwolle zu 180—200 Dukaten per Cantar bereitet, dem Unternehmer sehr hoch zu stehen kamen, so sah dieser nicht ohne Besorgniß den Angeboten entgegen. Wie angenehm mußte daher seine Ueberraschung sein, da ihm weit höhere Preise offerirt wurden, als er selbst zu fordern gesonnen war. Ohne ein Wort zu verlieren, ward die Waare nicht nur alsbald gekauft und bezahlt, sondern Säcke mit harten Piastern überdies als Vorschuß erlegt, um sich der ferneren Lieferungen zu versichern. Und auf diesem Fuße ward der Verkehr stillschweigend fortgesetzt, wobei die Käufer nur bedauerten, daß ihnen nicht ein zehnfach größeres Quantum Waare geliefert werden konnte. Diese starke Nachfrage war lediglich Folge eines empfindlichen Mangels an baumwollenen und leinenen Stoffen.

Wenn das in den napoleonischen Staaten aufs strengste gehandhabte Ausschließungssystem der Industrie des Festlandes zu einem großen Theile die tiefsten Wunden schlug, so brachte es hingegen dem Königreich Neapel ganz erhebliche Vortheile. Dennoch getraute sich kein Anderer als Egg jenen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um ähnliche Etablissements zu errichten.

Freilich waren die Schwierigkeiten des Unternehmens und das Unberechenbare der Zwischenfälle so groß, daß selbst ein noch muthigerer Mann als Egg hierdurch abgeschreckt werden konnte. So zerstörte zu Anfang des Jahres 1814 eine Ueberschwemmung durch die ausgetretenen Wasserbäche einen großen Theil der Fabriklokalitäten, legte hin und wieder die Fundamente bloß. Die Wuth der Wogen grub so tiefe Wasserfurchen, daß an mancher Stelle ein Einsturz zu befürchten stand, und auch die neuen Gebäude litten beträchtlichen Schaden. Nur die eiligste Abhülfe konnte das Schlimmste abwenden. Egg erhielt von der Regierung die Vollmacht, alle nöthigen Vorkehrungen zur Sicherung der Fabrikanlagen zu treffen. Er sollte die Auslagen gemäß eines amtlichen Ueberschlags bestreiten, und diese an den Zahlungen in Abzug bringen, welche er noch für den ihm überlassenen Grundbesitz zu leisten schuldig war. Nach Vollendung der Bauarbeiten zeigte es sich, daß die hierfür aufgelaufenen Kosten die restirende Schuld Egg's überstiegen; insofern jedoch die Regierung hiervon nicht rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden war, konnte er nur erlangen, daß man versprach, seine Mehrauslagen später zu berücksichtigen.

Gleich großen Verdruß bereitete ihm das Benehmen der mitgebrachten Arbeiter. Kaum hatten die Schweizer Weber den günstigen Fortgang des Geschäfts und den vortheilhaften Absatz ihrer Erzeugnisse wahrgenommen, als sie sich auch berechtigt glaubten, den eingegangenen Verbindlichkeiten zum Trotz, größere Forderungen zu stellen. Statt sich vertragsmäßig nach und nach den Abzug der Verläge für ihre früheren Schulden nebst den sehr beträchtlichen Reisespesen in Abzug bringen zu lassen, begehrten sie deren gänzlichen Nachlaß,

was ihnen jedoch verweigert ward, da sie ohnehin viel höheren Arbeitslohn bezogen als die einheimischen Leute, auch freie Wohnung und kostenlose Benutzung des Hausrathes genossen, und weil endlich das Leben an und für sich um die Hälfte wohlfeiler als daheim war.

Hierüber erzürnt versammelten sich eines Sonntags Abend die vom Weine erhitzten Weber auf dem Platze vor der Wohnung ihres Prinzipals und verlangten mit Ungestüm außer dem oberwähnten Nachlaß auch noch die Zusicherung kostenfreier Rückreise nach der Schweiz, wann sie je hierzu sich entschließen wollten. Um ihrer Forderung mehr Nachdruck zu geben, hatten sie indessen die Hauptthore und leichteren Zugänge verrammelt und hierdurch die Einmischung der Polizeiwache fern gehalten. Um bedenkliche Auftritte zu verhüten, schien es rathsam, über den einen Punkt soweit nachzugeben, daß ausgemacht ward, nur derjenige, welcher innerhalb vier Jahren austrete, habe alle für ihn bestrittenen Auslagen zurück zu erstatten; der zweite Punkt aber ward einstweilen noch in nähere Ueberlegung genommen. Nachdem man die Unzufriedenen auf solche Weise beschwichtigt hatte, fand Egg sich bewogen, die Heranbildung und Unterweisung einheimischer Weber ins Auge zu fassen — und zwar es zuerst mit Mädchen und Weibern zu versuchen, um ähnlichen widerwärtigen Ereignissen vorzubeugen. Und das that wirklich noth, denn gleich ärgerliche Vorfälle wiederholten sich während der Abwesenheit des Fabrikbesitzers infolge einer Schlägerei zwischen Schweizer Arbeitern und den neapolitanischen Gensdarmen, wobei sechs verwundete Arbeiter auf dem Platz blieben.

Die durch den Wechsel des Klimas verursachten Krankheiten, von denen nur Wenige verschont geblieben waren, wiesen auf die Nothwendigkeit hin, auch für andere schlimme Fälle Vorkehrungen zu treffen. Ein angemessenes Grundstück auf dem entfernteren Theil des zu der Fabrik gehörigen Grundes und Bodens ward zu einem Friedhof auserkoren, weiterhin zum Behuf des Gottesdienstes ein eigenes Bethaus in dem Fabriklokal eingerichtet, auch ein besonderer Schullehrer für den Unterricht der jungen Leute gewonnen.

Dasselbe Kontinental-Sperrsystem, welches für Frankreichs Industrie sich so fördersam erwies (man vergleiche unser Lebensbild von Richard Lenoir in der I. Sammlung dieses Werkes), äußerte auch den günstigsten Einfluß auf das noch in der Fortentwicklung begriffene Etablissement von Egg in Piedimonte. Dieser fand an dem genannten Orte verschiedene kleinere Fabriken von Tuch vor; die älteste derselben, seitdem eingegangen, war lange Zeit Eigenthum der Familie Laurenzani, und ihre Gewebe, „Londrini" genannt, wurden vor 50 Jahren noch häufig in Sinigaglia für Deutschland gekauft. Zur Zeit des Sperrsystems, unter der Regierung Königs Murat, waren in verschiedenen Theilen des Königreichs auch noch andere Tuchfabriken, freilich zuerst nur schüchtern, ans Tageslicht getreten; da dieselben aber nur nach der alten Betriebsweise arbeiteten, so mußten sie nothwendig dem Wettstreit mit dem Auslande unterliegen.

Auch nach dieser Richtung war Geld zu gewinnen, und unser Züricher verfehlte nicht, alle sich ihm darbietenden günstigen Chancen auszunutzen. Nicht minder ließ sich Egg die Beförderung des Anbaues der Baumwolle nach

Kräften angelegen sein, und so wetteiferte eine Zeit lang die Baumwolle Neapels an Wichtigkeit mit dem Getreidegeschäfte. Ihre Produktion machte einzelne glückliche Grundbesitzer zu reichen Leuten. Wir sagen einzelne, denn der Werth des so gesuchten Spinnmaterials sank bei Eintritt der großen politischen Wandlungen auf dem europäischen Kontinente viel rascher, als selbst einzelne „Schwarzseher" zu prophezeien wagten.

Die bisherige Gunst der Verhältnisse war in der That zu auffällig und außerordentlich, als daß sich ein kluger Kopf wie Egg hätte eine lange Dauer derselben versprechen dürfen, und bald zeigte sich's in der That, wie sehr das Gedeihen größerer Unternehmungen von den Zeitereignissen abhängig bleibt. Es brachen für die Industrie überaus verhängnißvolle Zeiten herein, und der Zusammensturz der Herrschaft Napoleon's zog das so widerwillig ertragene Kontinentalsystem mit sich. Alles was ungesund und auf die Dauer lebensunfähig war, sowol ältere als neuere Fabriken im Königreich Neapel, sanken zu Boden; diejenige unseres Egg, deren Einrichtungen zum Theil noch nicht einmal vollendet waren, konnte den unendlichen Schwierigkeiten gegenüber nur mit äußerster Anstrengung und Beharrlichkeit sich aufrecht erhalten, während die angesehenste Tuchfabrik des ganzen Königreichs — die in Piedimonte befindliche obengenannte und von der Regierung ganz vorzugsweise begünstigte — das harte Schicksal betraf, geplündert und gänzlich zerstört zu werden.

Die alten Parteien des Landes erhoben immer kühner ihr Haupt und verlangten nach Wiedereinsetzung der Regierung der vertriebenen Bourbonen; diese Reaktionäre im Bunde mit der katholischen Geistlichkeit, welche letztere Napoleon und seiner Sippschaft ohnehin niemals so recht hold gewesen, wühlten alle Leidenschaften des Landes auf, das während der militärischen Regierung König Joachim's (Murat's) ohnehin niemals so völlig beruhigt worden war.

In dieser Zeit der Unruhen und Wandlungen ließ der Bezirks-Oberbeamte Egg zu sich rufen, um ihm aus amtlichem Berichte mitzutheilen, daß sich an umherstreifende organisirte Banden anderes müßige und gefährliche Gesindel angeschlossen und bei sechshundert Mann stark zehn Meilen von Piedimonte das Land beunruhige, mit der laut ausgesprochenen Drohung, auch die Eggische Fabrik in verbrecherischer Absicht heimzusuchen, er als Beamter ihm jedoch eröffnen müsse, daß er ihn und sein Besitzthum nicht zu schützen vermöchte, da Militär und Vertheidigungsmittel ihm nicht zur Hand wären, auch die Verbindung mit der Hauptstadt so gut wie aufgehoben und die Umgegend daher sich selbst überlassen sei. Voller Besorgnisse das Zimmer durchschreitend, sprach er dann weiter: „Vergeblich sinne ich auf Mittel zu Ihrer Sicherheit." Egg erwiederte mit Nachdruck: „Immerhin wird es doch erlaubt sein, das eigene Leben gegen eine Horde von Räubern und Mördern zu vertheidigen!" Dann fügte er bei: „Mich selbst würde ich schon in Sicherheit zu bringen wissen, aber nicht mein gesammtes Arbeiterpersonal, welches auf meine Fürsorge unbedingt vertraut; wie könnte und dürfte ich selbiges preisgeben, jetzt, da uns Allen die höchste Gefahr droht!" „Wohlan", entgegnete der Intendant, „wie viele waffenfähige Mannschaft können Sie zu Ihrer Vertheidigung aufbringen?" „Höchstens fünfzig," war die Antwort, „denn die fremden Handwerker aus an-

deren Staaten, welche nicht Weiber und Kinder zu schützen haben, lassen sich nicht in Anschlag bringen." „Diese Anzahl genüge, meinte der Beamte; die Schweizer stehen im Rufe kriegerischer Tapferkeit, zudem ist auch Ihre Fabrik von zwei Flüssen umgeben, folglich zum Widerstande ganz wohl geeignet; treffen Sie nur alle nöthigen Vorsichtsanstalten und unterrichten Sie mich sorgfältigst von allen weiteren Vorfällen!"

Egg versammelte nun seine waffenkundigen Schweizer und stellte ihnen die drohende Gefahr vor Augen. Alsbald erklärten diese: „Verlassen Sie uns nicht, so sind wir bereit, Sie und die Unsrigen nach Kräften zu vertheidigen." Die mechanische Werkstätte ward nun zur Waffenschmiede umgestaltet, sechs vorräthige Jagdflinten wurden in Stand gesetzt, zehn Stück alte Feuergewehre in der Nähe aufgekauft und gleichfalls in Ordnung gebracht. Als Schutzwaffe behufs Vertheidigung des inneren Hofraumes wurden sechzig mit Eisen beschlagene Keulen, nach Art der schweizerischen Morgensterne, verfertigt, sowie zwei aus Holz gedrechselte Mörser mit eisernen Reifen umbunden und mit Nägeln und gehacktem Eisen geladen gegen die beiden Hauptthore gerichtet. Zugleich ward auch ein tüchtiger Vorrath von Schießpulver herbeigeschafft.

Während auf solche Weise die Männer mit Verfertigung von Kriegswerkzeugen beschäftigt waren, füllten die Weiber ihre an der Straßenseite gelegenen Zimmer mit großen Steinen, Geschirren, Brennmaterialien u. s. w., um siedendes Wasser und Oel bereit zu halten. Die Mannschaft, in kleine Rotten je zu sechs mit einem Führer eingetheilt, übte sich im Gebrauch der Waffen und eine Schildwache, oben auf dem Thurme postirt, lugte aus ins Land, von woher die Gefahr drohte, während kleine Abtheilungen an geeigneten Plätzen während des Tages im Hinterhalt lagen. Die Zugänge zur Fabrik aber blieben während der ganzen Tageszeit offen, damit jedermann die getroffenen Zurüstungen bemerken konnte.

Zuvörderst war durch alle diese Vorsichtsmaßregeln ein wohlthätiger Schrecken meilenweit erregt worden, und als verkappte Kundschafter die im Hofraum aufgestellten Scheinmörser, vornehmlich aber wahrnahmen, mit welcher Kraft und Gewandtheit die Schweizer ihre imitirten Morgensterne handhabten, da verging ihnen die Lust, mit den handfesten Leuten anzubinden.

So vergingen mehrere Tage. Da zeigte sich eine nicht minder beängstigende neue Gefahr, welche es rathsam erscheinen ließ, die Fabrikarbeiter noch für etwelche Zeit bewaffnet zusammen zu halten. Es waren nämlich vom Gebirge Matese her Ausreißer vom Heere König Joachim's zu Hunderten nach Piedimonte gekommen und sie setzten einen Theil der Stadt in nicht geringen Schrecken, denn die schlimmen Gäste nahmen weg, was sie kriegen konnten und stillten Hunger und Durst, ohne sich um die Zahlung der Zeche weiter zu bekümmern.

Auch diesmal genügte das Erscheinen nebst doppelter Rotte der kernhaften Arbeiterschaft Egg's auf dem meistbedrohten Punkte. Die umherirrenden Soldaten hüteten sich, Bekanntschaft zu machen mit den derben Fäusten der Schweizer, und auch die friedlichen Nachbarn faßten Beruhigung, als sie merkten, daß einzelnen unvermeidlichen Auftritten eine ernstliche Bedeutung nicht beigelegt werden konnte. Nach drei Wochen hörten die Zusammenstöße gänzlich wieder auf, und die Schweizer durften ihre Waffen bei Seite legen.

Während der kurzen Uebergangszeit vom strengsten Verbot aller ausländischen Waaren bis zur Verstattung der freien Einfuhr derselben blieb Egg im ganzen Königreich der einzige, welcher fest entschlossen war, das Feld nicht zu räumen, ohne zuvor alle Kräfte aufgeboten zu haben, welche aufzuwenden ihm seine noch nicht völlig erschöpfte Geschäftslage erlaubte. Es galt in der That, einen gordischen Knoten zu lösen, der eine Zeit lang in Hinsicht auf den allgemeinen Verfall der inländischen Industrie ganz unauflösbar erscheinen mochte, zumal der Werth der fabrizirten Stoffe unter ein Viertheil des früheren hohen Verkaufspreises infolge der Einfuhr fast unermeßlicher ausländischer Erzeugnisse herabgedrückt war. Indessen blieb unserem muthigen Schweizer im Hinblick auf seine sorgfältigst getroffenen Einrichtungen doch ein Funken von Hoffnung in Bezug auf künftige Geschäfte übrig. Ob es gelingen werde, die zahlreichen Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm aller Wege entgegentraten, daran mochte er in bangen Stunden der Unsicherheit oft wohl selbst verzweifeln; sicher ist's, daß man, selbst seine besten Freunde in Neapel nicht ausgenommen, es für rein unmöglich hielt, Herr der großen Hindernisse zu werden, welche sich ihm allüberall in den Weg stellten.

Seine Weber, durch die neuesten Erfahrungen über die Tragweite und Rückwirkungen der jüngsten Weltbegebenheiten geschmeidiger geworden, unterzogen sich willig einem neuen Lohntarif und fanden auch die Errichtung einer Sparkasse sehr zweckmäßig, welche jedem Einzelnen in Fällen von Krankheiten oder Unterbrechung der Arbeiten, sowie für etwaige Rückreisekosten nach der Heimat die erwünschte Hülfsquelle darbot. Diese Anstalt umfaßte sämmtliche bei der Fabrik angestellte Personen und bot ebenso sehr dem Fabrikbesitzer gewisse Sicherheit für das Verhalten der Arbeiter, als sie letzteren, vornehmlich den wohlgesinnten, thätigen und redlichen Leuten zur Beruhigung diente. Die ganze Fabrik ward zugleich einer Umgestaltung unterworfen, auf Grund der Erfahrungen der verflossenen zwei Jahre. Während Egg mit diesen Reformen beschäftigt war, traten neue empfindliche Störungen in den Geschäften ein.

Die Herrschaft Napoleon's hatte nach seiner Rückkehr von Elba nur hundert Tage gedauert; auch die Tage der Regierung seines Schwagers waren gezählt. Viel zu spät erst ward Murat inne, daß die Italiener, welche er reif zur Erringung der von einigen Brauseköpfen erträumten Einheit gehalten, eine feige Menge seien. Seine voreilige Antheilnahme an dem letzten Unternehmen seines kaiserlichen Verwandten trug ihm schlechte Früchte. Die Oesterreicher drangen in Neapel ein, schlugen die Armee König Joachim's in mehreren Treffen und nöthigten den im Lande ohnehin nicht sehr beliebten Fürsten, nach Frankreichs Küste zu entfliehen. Indeß auch hier verfolgte den Gestürzten sein Unstern. Von Napoleon ungnädig aufgenommen, wagte er nochmals in sein ehemaliges Königreich zurückzukehren, von dem mittlerweile der frühere Regent aus bourbonischem Geschlechte, König Ferdinand IV., Besitz ergriffen hatte. Bald nach seiner Landung von Anhängern des alten Königshauses eingefangen, ward er auf Grund kriegsrechtlichen Spruches erschossen. Damit war auch die Zeit der Murat'schen Militärherrschaft in Neapel vorüber.

Die siegreichen Truppen des Kaisers Franz näherten sich auch Piedimonte,

und der österreichische Obergeneral sandte von der Grenze des Bezirks aus ein mächtig langes Verzeichniß von Lebensmitteln, deren er für den Unterhalt seiner Armee nothwendig bedurfte, nach dem Bezirkshauptort. Da nun aber der ergangenen Aufforderung so bald nicht nachgekommen werden konnte, weil die Ortsbehörden hierzu nicht genug Kraft und Ansehen besaßen, so langte bald unter scharfen Drohungen ein nochmaliger Befehl an. Nun wurden Abgeordnete nach dem Hauptquartier gesandt, welchen sich auch ein Mitarbeiter Egg's als dessen Stellvertreter anschloß. Da dieser ein sehr gebildeter, auch im Kriegswesen nicht unerfahrener und der deutschen Sprache kundiger Mann war, so hatte er nicht nur der besten Aufnahme sich zu erfreuen, sondern erwirkte selbst theils einen Nachlaß an der Forderung, theils einen weiteren Aufschub von acht Tagen zur Ablieferung des Benöthigten aus; zugleich sicherte der Obergeneral der schweizerischen Niederlassung seinen besonderen Schutz zu. Indessen verstrich die bewilligte Frist, ohne daß es den Behörden gelungen wäre, gegenüber der im Lande herrschenden Verwirrung, der eingegangenen Verpflichtungen sich zu entledigen. Einhundertzwanzig Mann Exekutionstruppen rückten heran. Diesen begegnete eine neue Deputation aus Piedimonte, bei welcher sich wiederum der Geschäftsgehülfe von Egg befand. Diesmal machte man wenig Federlesens mit den Herren Italienern, sie wurden gleich Gefangenen nach Piedimonte zurückgebracht, während die österreichische Truppe sich bei der Fabrik von Egg aufstellte. Der Kommandant derselben nahm das von Egg ihm angetragene Quartier ohne Zaudern an und wollte seine Mannschaft in Privathäuser verlegen. Egg stellte ihm jedoch vor, daß es viel besser gethan sei, die Leute an Einem Orte beisammen zu halten, zu welchem Behuf ein von den Gensdarmen eben verlassenes und daher noch mit Betten versehenes Kloster vorzüglich geeignet wäre, wodurch er den Vortheil erlangen würde, seine Leute nicht zu zerstreuen und allen Mißverständnissen mit den — der deutschen Sprache unkundigen — Einwohnern vorzubeugen. Auch während der Verhandlungen mit dem Syndikus von Piedimonte fuhr Egg fort, die Oesterreicher zu berathen, und seiner gewandten und zutrauenerweckenden Intervention gelang es, den Kommandanten davon zu überzeugen, daß nur die im Bezirk wirklich vorhandenen Gegenstände geliefert werden könnten, während es ein fruchtloses Beginnen wäre, mit Waffengewalt etwas erzwingen zu wollen, was nach Maßgabe der Umstände nicht zu beschaffen sei.

Noch am nämlichen Tage wurden beträchtliche Mundvorräthe, Tuch, Leder, ja ganze Viehherden nach dem Hauptquartier eskortirt. Den österreichischen Offizieren behagte der Aufenthalt in der Fabrik, wo sie sich mit Zuvorkommenheit und Freigebigkeit aufgenommen sahen, ganz ausnehmend. Schon in den ersten Tagen bemerkte der Kommandant auch die noch aufgestapelten Morgensterne und lachte über diese wieder zu neuen Ehren erstandenen Mordwerkzeuge aus Herzensgrund laut auf. Doch als er erfuhr, wofür diese in den derben Fäusten der Schweizer achtunggebietenden Waffen gedient hatten, wich seine bisherige Barschheit und verwandelte sich in freundliches und zutrauliches Betragen. Jedes Vergehen der ihm unterstellten Mannschaft ward streng bestraft und die Züchtigung auf dem freien Platze innerhalb der Fabrik vollzogen. Während in

andern von den Fremden heimgesuchten Orten bei ähnlichen Veranlassungen blutige Auftritte sich ereigneten, benahmen sich die von der Militärgrenze herstammenden rohen und rauflustigen Truppen in Piedimonte und Umgegend wider Erwarten gut. Nach einem Aufenthalt von 16 Tagen wurde die Stadt ihrer theuren Gäste ledig, und der Kommandant derselben bezeugte unserem Egg schriftlich seine Zufriedenheit für die stattgehabte Aufnahme in den schmeichelhaftesten Ausdrücken; die Mannschaft ward von Schweizer Arbeitern noch eine Strecke weit geleitet und mit einem Trunk guten Weines erquickt. Der Syndikus nebst zwei anderen Beamten statteten im Namen ihres Bezirks von Amtswegen Egg ihren besonderen Dank ab für seine unter so schwierigen Umständen im Interesse des Gemeinwohls geleisteten ersprießlichen, und unter mannichfachen Aufopferungen dargebotenen Dienste. Allerdings hatte Egg durch seine Klugheit sich selbst den größten Dienst erwiesen; es war klar, daß ihm mit das Schlimmste bevorstand, wenn er nicht durch seine Gewandtheit zugleich auch seine eigene Rettung erzielt hätte.

Allmälig heiterte sich auch der seit langer Zeit durch die verhängnißvollen Erschütterungen der Jahre 1813, 1814 und 1815 verdunkelte Horizont wieder auf. Es schien ein friedlicher Zustand zurückkehren zu wollen, welcher der gewerbfleißigen arbeitsamen Bevölkerung am Meisten zu statten kommt.

Doch stellte sich mit der Rückkehr der bourbonischen Königsfamilie auch ein guter Theil der früheren Uebelstände wieder ein; alle Ausartungen der Reaktion, Plackereien in Hülle und Fülle, Unduldsamkeit, Bestechung im großen Stil, Streben nach Amt und Einfluß bei dem neu hergestellten Regimente.

Der für Piedimonte neu eingesetzte Regierungsbeamte oder Unterintendant ließ sich durch Einflüsterungen böswilliger Menschen aufs geflissentlichste gegen Egg und dessen Unternehmungen aufhetzen. Am widerwärtigsten gaben sich die weitgehenden hinterlistigen Umtriebe kund bei Anlaß einer feierlichen Prozession, bei welcher das tobende Volk auf offener Straße mit wildem Geschrei die Ausweisung der Irrgläubigen und Schließung ihres Betlokals verlangte. Der Unterintendant, welcher aus diesem Lärm nicht klug werden konnte, wurde bald von den Geistlichen mit dem eigentlichen Sinn der künstlich hervorgerufenen Bewegung bekannt gemacht, und ihm dabei so hart zugesetzt, daß er glaubte, sich der Zusage baldiger Erfüllung der verlautbarten Wünsche nicht entziehen zu können.

Egg erkannte die Größe der drohenden Gefahren und begab sich daher sogleich zu dem in Capua residirenden Oberintendanten der Provinz, Feldmarschall Colajanni. Dieser nahm mit Interesse Kenntniß von allen auf das Egg'sche Etablissement Bezug habenden Verhältnissen und hörte die Darlegung aller in Piedimonte stattgefundenen ernsten Ereignisse aufmerksam an. Nachdem er vernommen, unter welchen Mühseligkeiten und fortwährenden Störungen die Forterhaltung der Egg'schen Schöpfungen möglich geworden war, versicherte er den wackern Schweizer Fabrikherrn seiner Hochachtung und bezeigte, je länger die Unterhaltung währte, um so lebhafteren Antheil an dem Schicksal seiner Kolonie. Zuletzt fragte er: ob es denn in Piedimonte zu wenig Kirchen gebe, weil die Einwohner auch das protestantische Bethaus zurückverlangten? Als er jedoch vernahm, daß für 4200 Menschen daselbst 20 Kirchen mit 2 Kapellen sich befänden,

rief er aus: „Ist's möglich! so viele Kirchen für eine so geringe Bevölkerung! Jetzt sehe ich klar in die Sache; man hat es in Piedimonte darauf abgesehen, Ihnen einen Theil Ihres Besitzthums zu entreißen, doch gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß dies nicht gelingen soll. Meine nächste Sorge wird es sein, dem König den ganzen Hergang klar vor Augen zu legen, und sicher werden Sie in Bälde einer günstigen Nachricht sich zu erfreuen haben."

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erschien in der Fabrik eine königliche Kommission, worunter sich auch ein Beamter befand, der vormals als Richter in Piedimonte fungirt hatte. Eben sollte gerade die Prüfung der Verhältnisse des Etablissements und seiner gegenwärtigen Lage erörtert, und der wohlthätige Einfluß desselben auf die ganze Umgebung, ja weiterhin auf die Industrieentwicklung im Königreiche konstatirt werden, als sich vor der Fabrik mehrere hundert Personen zusammenrotteten, an deren Spitze ein Mönch, das einzige Ueberbleibsel des bereits vor vielen Jahren aufgehobenen Klosters. Dies lärmende Volk verlangte die Verwandlung der Fabriklokalitäten in den ehemaligen Stand; allein die Gegenwart des vormaligen Ortsrichters — eines weit und breit geachteten, nur von Uebelwollenden gefürchteten Volksfreundes — und noch mehr dessen ernste, eindringliche Vorstellungen reichten hin, den Auflauf zu zerstreuen.

Während nun der königliche Oberkommissar sich noch mit den zum Behuf seines Berichts erforderlichen Recherchen beschäftigte, benutzte Egg diese Zeit, um seine Gedanken über ein Polizei-Reglement, gegründet auf die im Lande gemachten Erfahrungen, niederzuschreiben. Das Bedürfniß solcher Bestimmungen war in der Fabrik von Tag zu Tag mehr gefühlt worden. Die Kommission verabschiedete sich, nachdem sie ihrem Auftrag nachgekommen, erfüllt von Achtung über die wahrgenommene wunderbare Thätigkeit eines in seiner Weise wirklich seltenen hochachtbaren Industriellen.

Der König selbst, welchem die in seinen Staaten überhand genommene Entmuthigung sowie der Niedergang der gesammten Manufaktur-Thätigkeit gar sehr zu Herzen gegangen war, fand sich sehr angenehm überrascht durch Schilderung des zu Piedimonte in Thätigkeit befindlichen Etablissements, dessen Besitzer ungeachtet der widerwärtigen Zeitumstände dennoch den Muth nicht verloren und selbst durch die vielfältigsten Plackereien sich nicht abschrecken ließ, seinem Unternehmen Zeit, Gesundheit und Vermögen zu opfern. Ferdinand IV. ersah aus den ihm vorgelegten Berichten mit besonderem Wohlgefallen die gesunden vielversprechenden Einrichtungen der Industrie-Anstalten zu Piedimonte; auch er empfand Achtung vor den ansehnlichen Hülfsmitteln und den ausgezeichneten Kenntnissen, welche diesem großartigen Werk zur Grundlage dienten und zu der Erwartung berechtigten, daß dasselbe alle der inländischen Industrie noch im Wege stehenden Hindernisse glücklich überwinden werde. Demzufolge beschloß der König unterm 28. Oktober 1815: das Egg'sche Etablissement unter seinen besondern Schutz zu nehmen, dasselbe solle berechtigt sein, das königliche Wappen zu führen, und „um dem verdienstvollen Haupt und Stifter dieses Etablissements, Herrn Egg, einen ausgezeichneten Beweis der Höchsten Zufriedenheit zu ertheilen", befahl der König, daß eine besondere Zwischenbehörde zum Schutze für das Etablissement aufgestellt werde, um das Gedeihen desselben nach

besten Kräften zu befördern; überdies genehmigte der König die für das Etablissement entworfenen polizeilichen Vorschriften und befahl zugleich die Herstellung der Straße von Caserta nach Piedimonte, denn er gedachte in eigener Person eine Besichtigung der dortigen Manufakturen vorzunehmen.

Als nächste Folge der königlichen Gunst für das Etablissement ward die Vervollkommnung des Maschinenwesens und Erweiterung der Räumlichkeiten in Ausführung gebracht; auch wurden Einrichtungen getroffen, um in der Weberei solche Stoffe herzustellen, welche bisher der Aufmerksamkeit auswärtiger Fabrikanten entgangen waren.

Am Anblick des königlichen Wappens, welches nun die Fabrik zierte, erfreute sich das gesammte Arbeitspersonal; aber einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte die Verkündigung der vom König genehmigten polizeilichen Bestimmungen hervor, nach welchen jede Meuterei und Unordnung mit scharfen Strafen bedroht wurde. Verdrossen über den ungewohnten Eingriff in die Freiheit ihrer eigenen Entschließungen, versuchten es mehrere Kunsthandwerker in einer Vorstellung an die heimatliche Regierung über Beschränkung der persönlichen Freiheit und Verminderung des bisherigen Verdienstes Klage zu führen. Dabei blieb es aber nicht. Der Urheber dieser Umtriebe kam mit anderen Personen in Verbindung, und der damalige Agent der Schweizer Eidgenossenschaft am Hofe zu Neapel, irregeführt durch Hinterbringungen aller Art, berichtete über Egg und seine Unternehmungen nicht in der günstigsten Weise nach Zürich. Weil man nun in der Heimat eine Zeit lang wirklich glaubte, aus der Thätigkeit des im Auslande wirkenden Mitbürgers könne der Schweiz zuletzt doch Schaden erwachsen, so hielt man es für rathsam und zweckdienlich, unseren Egg sammt allen Kolonisten in die Heimat zurückzurufen.

Unser Züricher mochte sich keines Ungehorsams gegen die Regierung seiner Heimat schuldig machen, aber auch eben so wenig den Verbindlichkeiten entziehen, welche ihm die neuerliche großmüthige und für so manche Unfälle Entschädigung verheißende Huld des Königs auferlegt hatt ; noch weniger spürte er Neigung, das ansehnliche, auf seine Geschäfte bisher verwendete Vermögen preiszugeben. Er schrieb daher an einen seiner Brüder, welcher damals Mitglied der Züricher Regierung war, schilderte ihm sehr eindringlich seine Lage und Verhältnisse und fügte zugleich ein an die Regierung selbst gerichtetes Memoire bei. Als nun die von jenen Unzufriedenen herrührende Beschwerdeschrift bei der Züricher Behörde in Berathung kam, erklärte dieselbe auf Grund der erlangten bessern Auskunft die Klagen für unbegründet und wies die Beschwerdeführer ab. — Dergestalt endigte auch dieser bedenkliche Zwischenfall, und somit schienen dem ruhigen und friedlichen Fortgang der Egg'schen Unternehmungen von keiner Seite mehr bedrohliche Störungen bevorzustehen.

Allerdings lag es im Zustande der Industrie Neapels, daß ihr bei Ausdehnung der Geschäftsthätigkeit vielfach die Hände gebunden blieben. Infolge der Ueberflutung des Landes durch die Menge vom Ausland eingeführter, mit nur sehr geringem Zoll belegter Gewebe wurden Egg's Unternehmungsgeist fortwährend große Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Um dagegen mit einigem Erfolge anzukämpfen, suchte er einen Ersatz darin, daß er sich hauptsächlich auf

solche Fabrikationsartikel legte, von denen für den Augenblick die Vorräthe knapp waren. Doch weil er hierdurch sich genöthigt sah, einen häufigen Wechsel in den Arbeiten gutzuheißen, so ging es nicht ohne mancherlei Verluste ab, die mit einer solchen Methode verknüpft sein mußten. Diese Nachtheile entgingen ihm keineswegs, und so entschloß er sich zur Einführung solcher Gewebe, welche sich im Verfolg mit Nutzen weiter fortarbeiten ließen.

Zu all diesen andauernden Schwierigkeiten, welche aus den veränderten staatlichen Verhältnissen erwuchsen und durch die mit einem Male umgeschlagene Wirthschaftspolitik so unendlich gesteigert wurden, gesellte sich in den folgenden Jahren eine gleich schlimme Krisis. Je größere Ernten trefflicher und billiger Baumwolle Amerika und Indien auf die britischen Märkte sandten und je mehr sich die Einfuhr baumwollener Waaren steigerte, desto mehr verringerte sich der Begehr nach dem süditalienischen Rohprodukte und um so rascher fielen die Preise für das neapolitanische Erzeugniß, welches schließlich die Konkurrenz mit der ausländischen Baumwolle nicht zu bestehen vermochte. Eine allgemeine Handelskrisis drohte neue Verlegenheit und Verwirrungen herbeizuführen. Denn gleichzeitig litt auch der Getreidebau unter der Mitbewerbung der kornreichen Länder im Gebiete des Schwarzen Meeres, und nicht viel besser stand es um die Oel- und Seidenproduktion im Königreich beider Sizilien. Die zwei hochwichtigsten Handelsartikel waren im Auslande hohen Einfuhrzöllen unterworfen, doch blieb im Grunde die Kultur beider Erzeugnisse immer noch viel unabhängiger von der Konkurrenz fremder Welttheile und den oft unberechenbaren Chancen des Weltmarktes. Außerdem hatte man die Oelbaumpflanzungen vor 12 Jahren verringert und dafür den Baumwollenanbau gepflegt. Die Baumwollenpflanzer jedoch, als sie die Preise für ihr Erzeugniß immer tiefer, von der schwindelnden Höhe von 200 Dukaten pro Centner bis unter 60 Dukaten sinken sahen und sich auch keine Hoffnung auf baldige Wiedererhöhung der Preise machen durften, kehrten wieder zur Anpflanzung von Weinreben und Olivenbäumen zurück, oder sie lieferten ein bei Weitem schlechteres Produkt. Schließlich blieben sie indessen auf den verhältnißmäßig immer nur unbedeutenden Verbrauch im Lande selbst beschränkt.

Zu diesen Fatalitäten gesellten sich immer weitere Schwierigkeiten. Die Verbesserung des Maschinenwesens machte alljährlich neue, immer belangreichere Fortschritte, vornehmlich in dem großen Manufakturstaate England. Mit jedem neuen Fortschritte auf diesem Gebiete sank der Preis für die englischen Kattune und Baumwollenzeuge. Im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts konnte aber die Mehrzahl der großen Industriellen nicht sehr oft von Hause wegkommen und das Reisen machte sich ohnehin nicht so leicht wie gegenwärtig, wo sich ein jeder strebsame Gewerbtreibende an Ort und Stelle von den Fortschritten im britischen Maschinenwesen zu jeder Zeit zu unterrichten vermag. Man erlangte freilich gar bald Kenntniß von dieser oder jener verbesserten Einrichtung; aber für den eigentlichen Werth und die innere Bedeutung einer sinnreichen Neuerung, die man kaum dem Namen nach kannte, vermißte man deutlichere Begriffe. Und so kam es, daß die Zahl der Zweifler am Bestande der Egg'schen Schöpfungen an maßgebender Stelle keine geringe war. Nur wenige vermochten die Möglichkeit

einzusehen, wie man ohne mechanische Kräfte und Hülfsmittel im Lande selbst es unternehmen mochte, gleichen Schritt mit der Herstellung der ausländischen Fabrikate zu halten und denselben in Qualität und Preis die Spitze zu bieten.

Der König, welchem der Fortschritt und das Gedeihen des Gewerbfleißes in seinen Staaten wirklich am Herzen lag, ließ sich über alle hierauf bezüglichen Umstände genaue Berichte erstatten und vernahm mit Bedauern die unterbrochene Wirksamkeit der Fabrikanstalt von J. J. Egg in Piedimonte, sowie nicht weniger die demselben im Wege stehenden Verhältnisse. Um den Unternehmer zu ermuthigen, fand er sich bewogen, demselben (Oktober 1816) ein ausschließliches Patent ausstellen zu lassen und die Einfuhr der sogenannten Balazor oder ausländischen weißen und gefärbten Vignette-Halstücher zu verbieten, welche Egg in vorzüglicher Güte durch seine Weberei verfertigen ließ. Dies Privilegium erregte freilich die Eifersucht einer Menge weniger begünstigter Geschäftsmitwerber. Die ausländischen Fabrikanten beeilten sich, den Bedarf von dieser Gattung Mousselingewebe, welche in allen Theilen Neapels getragen, ja fast Nationaltracht wurden, für die nächste Zeit so rasch als möglich zu decken. Sie bedienten sich zu diesem Zwecke besonderer Eilfuhren, ja selbst eigens abgesandter Kouriere und leichter Schiffsboote, um die überall zusammengerafften Waarenvorräthe noch so bald als möglich in die neapolitanischen Staaten zu werfen. Weil sie unter unglaublichen Anstrengungen es dahin brachten, noch vor Ablauf der von der Regierung vorgeschriebenen Frist große Mengen jener Fabrikate an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen, so sah man in der Dogana zu Neapel zu jener Zeit in der That die Flut derartiger Waaren so sehr anwachsen, daß dieselben hierdurch in vollständigen Mißkredit geriethen. Die Artikel fielen ganz unverhältnißmäßig im Preise von dem Augenblicke an, als ihre Einfuhr vom Auslande her untersagt war, und Egg entging auf diese Weise die Frucht wohlberechtigter Hoffnungen. Es bleibt immerhin bemerkenswerth, daß diese Mousseline auch in der Folgezeit nicht wieder zu irgend welchem Ansehen gelangen konnten, und wenn es auch unserm Egg gelang, die Fabrikation dieser Artikel in beschränktem Maße fortzusetzen, so war dies nur seinen billigen Preisen, sowie der bessern Qualität seines Fabrikats zuzuschreiben. Diese Erfahrung dient nur wiederum zur Bestätigung des alten Grundsatzes, daß die sichersten Privilegien auf die entschiedenen Vortheile sich stützen müssen, welche der Fabrikant seinen Abnehmern zu gewähren im Stande ist.

Mittlerweile ließ es sich der thätige Mann angelegen sein, die im flotten Betrieb befindliche mechanische Baumwollenspinnerei mit den neuesten Einrichtungen zu versehen. Derselbe lieferte außer den für seine eigene Weberei benöthigten Sorten auch noch viele Garne, welche in Neapel guten Absatz fanden; es ward daher bald eine Vermehrung der Maschinenkräfte erforderlich. Bei dieser Gelegenheit stieg aufs Neue die begründete Besorgniß in ihm auf, daß die im Lande gepflanzte Baumwolle, deren Qualität von Jahr zu Jahr schlechter geworden war, bei fortdauernder Vernachlässigung ihres Anbaues bald nicht mehr für den Bedarf einer einzigen, eben seiner nicht einmal übermäßig ausgedehnten Spinnerei ausreichen dürfte. Er legte seine Befürchtungen in einer Denkschrift nieder, worin er diese Angelegenheit der Sorgfalt und Berücksichtigung der Re-

gierung empfahl. Auf diese Vorstellung erfolgte ein königliches Reskript (18. Juni 1818), kraft dessen ihm die zollfreie Einfuhr derjenigen Quantität Baumwolle bewilligt ward, welche er zu eigener Verarbeitung benöthigte.

Da nun auf solche Weise für den eignen Bedarf hinlänglich gesorgt war, trachtete Egg dennoch aus der Gunst der Umstände den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er brachte vermittelst der vom Auslande bezogenen Baumwolle die Feinheit seiner Gespinnste bis auf Nr. 70, welche ihm in der That für die bessern Gewebe trefflichen Dienst leistete. Die geringern Sorten brachte er zum Verkauf nach Neapel, wo dergleichen Maschinengespinnste noch immer eine neue, durchaus ungewohnte Erscheinung bildeten. Nachdem solche jedoch bekannter wurden, verlangten eine Menge Weber nach jenen Garnen, und es ging hieraus sowol in Neapel selbst wie in der Umgegend die Entstehung einer Menge kleiner Webereien hervor. Dies führte im weiteren Verlaufe zur Hebung der Industrie, und mancherlei gangbare Artikel wurden nunmehr im Lande gefertigt, die mittels der groben Malteser Handgespinnste nicht hergestellt werden konnten. In den bevölkerten Umgebungen der Hauptstadt drängten sich immer mehr fleißige Hände zu jener einträglichen Beschäftigung, und Egg fand sich hierdurch veranlaßt, während der nächstfolgenden zwei Jahre Tag und Nacht ununterbrochen fortarbeiten zu lassen. Dennoch konnte eine Spinnerei den immer zunehmenden Bedarf an Garnen nicht beschaffen. In diese Zeit fällt ein Ereigniß, das nur wegen der hieraus erwachsenen kommerziellen Folgen Erwähnung verdient. Eine geschäftskundige Krämerin, aufgebracht, daß sie immer nur kleine Portionen von Garn erhalten konnte, rannte voll Unmuth durch die Dogana, indem sie einen großen Sack voll harter Piaster sich nachtragen ließ. Diesen trug sie dem ihr zuerst begegnenden britischen Kaufmann an, indem sie ihn dringend bat, ihr für die volle Summe ausländisches Garn zu besorgen. Da der Engländer bei dieser Gelegenheit von einem Artikel sprechen hörte, welcher bisher noch nicht begehrt worden, erkundigte er sich bei einem Waarenmäkler genauer über die Umstände der Händlerin, welche er infolge ihres aufgeregten Wesens für geisteskrank hielt. Doch der Angesprochene gab ihm zur Antwort: „Nehmen Sie ruhig das Geld und halten Sie auf die Kundschaft, Sie werden es gewiß nicht bereuen.“ Die Garnlieferung erfolgte, die erste, die vom Ausland her für den eigenen Verbrauch von Neapel bezogen ward. Die englischen Kaufleute, auf den neuen Einfuhrartikel aufmerksam gemacht und außerdem von Spekulanten noch mehr angetrieben, wußten davon in hohem Grade Nutzen zu ziehen, so daß dieser Gegenstand nachher zu den ergiebigsten und sichersten Geschäften führte.

Ein neuer Wettstreit begann. Es wollte was heißen, wenn eine einzelne Fabrik von immerhin beschränktem Umfang mit den übermächtigen Großhändlern Englands konkurriren wollte, wo der rohe Stoff im Ueberfluß und bester Qualität vorhanden war, und wo damals die Geschäftsunkosten beim Betrieb mechanischer Etablissements um die Hälfte geringer zu stehen kamen, als in den neapolitanischen Staaten, wo zudem alle Einrichtungen zum Bau und zur Unterhaltung von Maschinen gänzlich mangelten, Alles Schwierigkeiten, die man in England längst überwunden hatte und von denen man sich heutzutage kaum noch

eine rechte Vorstellung machen kann. Bei alledem mußte Egg bald all seine Garne für die eigene Weberei verwenden, und konnte, wenn die Zufuhren aus England für den Augenblick im Rückstand blieben, doch nur in einzelnen Nummern den stattfindenden Bedarf befriedigen. So kam es, daß im Jahre 1819 die Zahl von 600 Arbeitern nicht ausreichen wollte, die Nachfrage zu decken, sodaß zu keiner Zeit der Mangel an ausgiebigern Maßregeln zu Gunsten der inländischen Industrie lebhafter gefühlt ward.

Nichtsdestoweniger entsprach Egg dem Verlangen der Regierung, welche wollte, daß einer Anzahl Mädchen aus der Armen-Zuchtanstalt Unterricht und Beschäftigung in den verschiedenen Abtheilungen der Fabrik zuertheilt werde. Der Erfolg war günstig, und so entschloß man sich, die Vermehrung der anfänglich bestimmten Zahl Arbeiterinnen anzuordnen und mit dem Fabrikherrn diesfalls ein bestimmtes Uebereinkommen zu treffen.

Die hierzu angewiesenen Mädchen im Alter von 8—20 Jahren waren theils Waisen und Findlinge, theils solche, die sich in polizeilicher Haft oder Aufsicht befunden hatten. Die Absicht der Regierung ging nun dahin, diese Verlassenen zum Vortheil des Staats wie zu ihrem eignen Besten zu erziehen und aus ihnen eine Pflanzschule tauglicher Arbeiter heranzubilden, die im Laufe der Zeit wol in anderen neu entstehenden einheimischen Fabriken Verwendung finden konnten.

Das Vertrauen, welches man unserm Egg und seinem Etablissement stets von Seite der Regierung zu Theil werden ließ, ermuthigte ihn, für die Aufnahme dieser Leute ein eignes Gebäude zu errichten und dasselbe mit der erforderlichen Ausstattung: Webstühlen, Geräthschaften, Betten zu versehen. Bald stieg die Zahl dieser weiblichen Lehrlinge auf 300, aber in gleichem Maße vermehrte sich auch die Schwierigkeit in Handhabung der Ordnung und Zucht bei einer Menschenklasse, welche bisher größtentheils ihr Leben in Müssiggang, Leichtsinn und grober Unwissenheit zugebracht hatte.

Sie benutzten auch jetzt noch den Besuch der Kirche in der Nähe der Fabrik, in welche während der Zeit ihres Gottesdienstes kein anderes Publikum Zutritt hatte, zu mancherlei hinterlistigen Verabredungen, welche ihnen überhaupt niemals aus dem Sinne wichen. Von Seite der Polizei ließ man es zwar an Wachsamkeit nicht fehlen, um Störungen vorzubeugen, ja die Mädchen wurden jedesmal sowol bei ihrem Kirchenbesuch als auch bei ihren Spaziergängen an Festtagen durch Gendarmen begleitet. Drei eigne Geistliche waren für ihren Gottesdienst angestellt, deren Besoldung Egg zu bestreiten hatte; kurz keinerlei Vorsichtsmaßregeln hatte man unterlassen, um den Mädchen jede Verbindung im Innern des Etablissements sowie nach Außen abzuschneiden; selbst die Fenster ihres Wohngebäudes waren mit eisernen Gittern versehen.

Ihre Entlassung aus der Fabrik sollte nach Verlauf einer bedungenen Frist und nach vorher erlangter Genehmigung der königlichen Armenanstalt erfolgen, wenn die Eltern oder Verwandten der Zöglinge erklärten, diese zu sich nehmen zu können. Auch durften sie sich verehelichen, falls die Männer, die um sie warben, im Rufe der Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit standen, in welchem Fall sie von der Anstalt eine Mitgift von 25 Dukaten erhielten. Heiratheten sie in die Stadt, so bot sich ihnen Aussicht, mit Weben oder anderer Arbeit zu Hause oder

in der Fabrik Beschäftigung zu finden. Diese wohlthätigen Einrichtungen hatten zur Folge, daß der größere Theil der ausgetretenen Arbeiterinnen stets darauf dachte, in der Nähe der Fabrik sich niederlassen zu können.

Für die Oberaufsicht dieser großen Familie genügte eine einzige, jedoch ungemein regsame Schweizerin von festem Charakter, welche zugleich die vorzugsweise geschickten Weberinnen in ihrer Arbeit unterrichtete und überhaupt Allen die ihren Fähigkeiten und Fortschritten angemessene Beschäftigung zuertheilte. Da sie aufs gewissenhafteste die Leistungen ihrer Pflegebefohlenen prüfte, so erwarb sie sich dadurch deren Anhänglichkeit in solchem Grade, daß sie selbst Züchtigungen und Strafe ohne Widerrede über sich ergehen ließen. Was sich die Mädchen über ihren Unterhalt hinaus durch Arbeit verdienten, bildete einen Sparpfennig, der ihnen nach einem fortschreitenden Maßstab zu gute gerechnet ward; die hierbei beobachtete Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit verfehlte ihren Zweck nicht, da sie einen rühmlichen Wetteifer hervorrief.

Der Regierung der Bourbonen im Königreich Neapel erging es wie jener in Frankreich, sie hatte sich durch Verfolgungen, Bevorzugungen und Ungerechtigkeiten aller Art in wenig Jahren gründlich verhaßt gemacht. Kein Wunder, wenn die kritischen Zeiten von vormals wiederkehrten. Im Jahre 1820 kam es zu Unruhen, und die Industrie litt darunter ganz empfindlich. Gegenüber solchen fast ununterbrochen andauernden Störungen entschloß sich Egg, die Reste seiner ausländischen Arbeiter und Kunsthandwerker bis auf eine kleine Zahl zu verabschieden; die Geschäfte setzte er eingeschränkt fort, in der Absicht, seine zahlreichen inländischen Arbeiter für künftige ruhigere Zeiten zusammenzuhalten. Zu derselben Zeit hegte die damals verpachtete oberste Zollverwaltung in Neapel Zweifel über Auslegung des königlichen Reskripts, welches Egg die Begünstigung zollfreier Einfuhr ausländischer Baumwolle bewilligt hatte; doch der König stützte die ungeschmälerte Gunst, die er unserm Fabrikherrn zuwendete, auf folgende Erwägungen: „Durch die wesentlichen Dienste, welche Egg der einheimischen Industrie geleistet, seinen dabei aufgelaufenen, sehr erheblichen und wegen mancherlei störender Zeitumstände noch nicht völlig ausgeglichenen Kostenaufwand, sowie im Hinblick auf die Errichtung besonderer Baulichkeiten im Interesse der königlichen Versorgungsanstalten behufs Aufnahme einer großen Anzahl von Mädchen aus dem Armenhause, habe der in Rede Stehende sich gerechte und bleibende Ansprüche auf die Erkenntlichkeit der Nation erworben, und demzufolge erkläre der König, daß, so oft in dem gegenwärtigen Zolltarif eine Veränderung getroffen werde, und hierdurch der Nutzen, welcher Egg aus dem zollfreien Bezug der Baumwolle zugesichert sei, demselben ganz oder theilweise entzogen würde, in solchem Falle demselben auch eine verhältnißmäßige Entschädigung zu leisten wäre.“ Und dabei verblieb es ungeachtet aller Gegenvorstellungen Seitens der Pächter des Zollregals.

Trotz allen Schutzes durch die Regierung vermochte die nicht bodenständige Industrie sich aus ihrem kraftlosen Zustande nicht zu erheben, wie man überhaupt niemals durch künstliche Mittel von oben herab einer Gewerbthätigkeit aufhelfen kann, die sich nicht selbst zu helfen weiß. Auch dem Etablissement von Egg schien gar oft, ungeachtet aller Anstrengungen für dessen Erhaltung und ge-

deihlichen Fortbestand, die Auflösung bevorzustehen; immer war es bisher jedoch seiner unermüdeten Thätigkeit und seinem erfinderischen Geiste gelungen, die drohende Gefahr glücklich abzuwenden.

Die Veranlassung zu den kaum überwundenen Unruhen lag mit in der trostlosen Lage der Erwerbsverhältnisse in den neapolitanischen Staaten, wo ein großer Theil werthvollen Grundbesitzes sich in den Händen der Geistlichkeit befand, welche selten Geschmack an der Förderung der Großindustrie findet; damals befürchtete sie noch, durch erweiterte Kenntnißnahme vom Gebrauche der Maschinen arbeite man nur der Aufklärung in die Hände. Auf der andern Seite klagten aber auch die unabhängigen Landeigenthümer über den gänzlichen Verfall der sonst so blühenden Baumwollenkultur. Doch in Oel, Wein und Getreide stockte die Nachfrage nicht minder. Infolge des Aufhörens der Kultur der Baumwolle drohte zudem der Handspinnerei infolge des drohenden Mangels von Rohstoff gänzlicher Niedergang. Alles höchst bedenkliche Zustände, welche schleunige Abhülfe gebieterisch forderten.

Egg unternahm es, den König auf diese Lage der Dinge aufmerksam zu machen. Gemäß den damals vorherrschenden Anschauungen suchte auch unser Schweizer Fabrikherr sein Heil in immer mißlichen Behelfen, wie Einfuhrverbote, Zollschutz und Privilegien. Seine Denkschrift von damals verlangte ein Einfuhrverbot hinsichtlich der groben Handgespinnste, um die neapolitanischen Weiber daran zu gewöhnen, wiederum die selbst gepflanzte Baumwolle auch selbst zu verspinnen, wie das vormals geschah. Egg hoffte, daß eine solche Ermunterung der einheimischen Arbeit auch zur Wiederbelebung des Baumwollenanbaues führen werde. Weiterhin drang der Bittsteller auf eine Zollverminderung für den Bezug von Indigo, dagegen auf Erhöhung der Zölle bei Bezug von ausländischen Garnen, ohne welche, wie er versicherte, keine mechanische Spinnerei im Königreiche gedeihen könne, da bei Einfuhr dieses Artikels ohnehin alle Gunst der Umstände sich auf Seite des Auslandes befände.

Darauf hin ward in der That „die Einfuhr der ausländischen Baumwollenhandgespinnste in die neapolitanischen Staaten gänzlich untersagt und die ausländischen Maschinengarne statt des bisherigen Werthzolles von 15 Prozent künftighin mit einem Zoll von 25 Grani per Rotolo belegt.“ Ueberdies bestätigte der König gleichzeitig alle die Begünstigungen, welche bisher dem Egg'schen Etablissement waren verliehen worden.

Infolge der raschen Staatshülfe aufgerüttelt und beruhigt, begannen die Baumwollenpflanzer wieder größere Aufmerksamkeit dem bisher ganz vernachläsigten Produkte zuzuwenden, ebenso ließen die Spinnerinnen sich es angelegen sein, die ausländischen Garne durch heimische Gespinnste zu ersetzen, welche nicht nur von besserer Qualität waren, sondern auch merklich billiger zu stehen kamen.

Es schien, als wolle die Industrie sich rasch erholen und wieder zu neuem Leben gedeihen; allein zu einer andauernden Besserung schien vor Allem eine gründliche Revision des Zolltarifs vonnöthen. Daher blieben erhebliche Erfolge noch immer aus. Große Hoffnungen erwachten indeß von Neuem, als der König die so ungemein schwierige Aufgabe eines neuen Tarifs dem Finanzminister von Medici übertrug, einem Manne, von dessen seltenem Scharfblick, Umsicht und

langjähriger Erfahrung in solchen Gegenständen sich erwarten ließ, daß die rechten Mittel zur Belebung und Stärkung der Industrie ins Werk gesetzt würden. Mit dem Anfang des Jahres 1825 gingen die Wünsche der Industriellen Neapels in Erfüllung. Der neue Zolltarif bildete im Sinne der damaligen Zeit eine wirkliche Schutzwehr für das Manufakturwesen. Die Fürsprecher und Vertheidiger der nach Schutz und Schirm verlangenden Gewerbthätigkeiten verkündeten, der König hätte seinem Lande kein glänzenderes und wohlthätigeres Geschenk machen können, und auch unser Schweizer Fabrikherr versicherte, der damaligen Schutzzollgesetzgebung hätten die neapolitanischen Fabriken eine Reihe unausgesetzter Fortschritte zu danken. In Wirklichkeit traten viele neue Unternehmungen ins Leben und ansehnliche Summen kamen zu Industriezwecken in Umlauf.

Fast konnte man glauben, daß der unermüdliche Egg prädestinirt sei, niemals so recht zum Genusse seines mühevollen Lebens zu kommen. Dies durfte wenigstens er selbst behaupten, als ihm (1827) die grausame Gewißheit ward, daß infolge versäumter Beaufsichtigung seine ganze mechanische Spinnerei aus ruchloser Bosheit und Rachsucht beinahe völlig zu Grunde gerichtet worden, und zwar in einem Grade, daß nichts Anderes übrig blieb, als schleunigst auswärts neue Spinnmaschinen anfertigen zu lassen.

Die massenhafte Ueberführung von jungen Mädchen aus Neapel und Umgegend in die Fabriksäle von Piedimonte erweckte den Neid der umherwohnenden arbeitenden Klasse und führte auch zu mancherlei anderen Unannehmlichkeiten, so daß Egg sich entschließen mußte, die weitere Annahme von Mädchen aus der Hauptstadt abzulehnen. Inzwischen hatte sich auch die Zahl derselben theils durch eigene Rückkehr zu Eltern oder Verwandten, theils durch Verheirathungen, von 400 auf beiläufig die Hälfte vermindert. Viele der schönsten und bestgearbeiteten Gewebe aus damaliger Zeit sind von diesen Mädchen gefertigt worden, und manche derselben, welche größere Ausbildung und Fertigkeit in der Weberei erlangt, erfüllten in einer Anzahl von mehreren Hunderten die wohlmeinende Absicht der Regierung, indem sie als geschickte Arbeiterinnen leicht ihr Fortkommen auch anderswo, vornehmlich in den Fabriken um Neapel fanden.

Im Jahre 1830 stand Egg's Spinnerei für die damalige Zeit mustergiltig da. Großentheils neu hergestellt, vergrößert, verfügte sie über die vorzüglichsten, nach einem neuen trefflichen System gebauten Maschinen. Ueberaus befriedigende Resultate gewährten nicht nur volle Entschädigung für den aufgewendeten außerordentlichen Kostenaufwand, sondern Egg fühlte sich auch durch die andauernd günstigen Aussichten ermuthigt, eine weitere Anzahl Maschinen aufzustellen, sowie seine Spinngebäude ansehnlich zu erweitern. Freilich fehlte es jetzt ebenso wenig an Verdrießlichkeiten und Mißständen aller Art, hervorgerufen durch die nöthig gewordene Vermehrung der Wasserkräfte, sowie durch gänzliche Veränderung und Umgestaltung der hydraulischen Einrichtungen nach neuerem System. Doch endigten alle Streitigkeiten mit gänzlicher Sicherstellung der Rechte des Fabrikherrn.

Einen die Entwicklung der Industrie in den neapolitanischen Staaten damals überaus hemmenden Umstand bildete der gänzliche Mangel an mechanischen Werkstätten, Maschinenbauanstalten und ansehnlichen Gießereien. Dies veranlaßte unsern Egg, gleich von vornherein schon eine Anzahl Kunsthandwerker in seinem Eta-

blissement behufs Ausbesserung und Verfertigung von Maschinenbestandtheilen anzustellen. Auf diese Weise bildete sich ein Stamm von geübteren Arbeitern, welche später den fehlenden Gewerbszweig zu vertreten beflissen und bald im Stande waren, die im Lande stattfindende Nachfrage nach Webstühlen, wie sie Egg eingeführt, zu einem guten Theile zu befriedigen. Der größte Nutzen aus Egg's unermüdlicher Thätigkeit erwuchs dem Lande durch den Aufschwung, welchen der Baumwollenanbau nahm. Er erhob sich zu einer Höhe, wie dies Neapel selbst in der günstigsten Periode der Kontinentalsperre nicht erlebt hatte, zu einer Zeit, als das Königreich von aller eigenen Industrie entblößt, seine Ernten an Frankreich, Deutschland und die Schweiz mit großem Nutzen überließ.

Es interessirt vielleicht manchen unserer Leser zu erfahren, daß Egg es war, welcher die allbeliebte Kartoffelfrucht im Jahre 1813 aus der Schweiz nach Piedimonte verpflanzte, wo man freilich lange Zeit nichts von der unbekannten Speise wissen wollte, sodaß man die Ernten oft unter die benachbarten Holzhacker und Hirten der Gebirge vertheilen mußte, während die Schweizer der Egg'schen Kolonie wiederum glaubten, ihr Leben ohne den Genuß der Kartoffel nicht hinbringen zu können.

Heute steigert sich täglich der Begehr nach jener Frucht selbst in Piedimonte, wo man ehemals die Kartoffel zu schlecht für die Thiere und gut genug nur für die Schweizer fand. Mehrere große benachbarte Bergorte verkaufen jahraus jahrein über 50,000 Säcke allein nach Neapel. So groß und rühmenswerth die Fortschritte der Baumwollen-Manufaktur Neapels unter der Aegide eines Mannes wie Egg waren, so wenig gelang es ihm, die Leinwandfabrikation zu einer auch nur annähernd gleichen Höhe der Entwicklung zu bringen. Wenn auch Egg durch seine Jacquardgewebe die Schönheit der sächsischen Leinen-Tafeltücher erreichte, so konnte er doch nur ein sehr mäßiges Quantum erzeugen, abgesehen davon, daß dasselbe die Konkurrenz mit seinen ebenfalls auf Jacquards gewebten Baumwollen-Tafeltüchern in Hinsicht auf Wohlfeilheit nicht aufnehmen konnte.

Aus den dreißiger Jahren ist uns ein Bericht über die Gewerbe- und Kunstausstellungen in Neapel zur Hand, in welchem es heißt: „Das erste Etablissement unseres Landes ist unstreitig dasjenige des Herrn Egg in Piedimonte d'Alife, ein Vorbild für alle andern, eine Quelle großer Wohlfahrt für jene Gegend, und segenverbreitend über das ganze Land. Von den durch den Besitzer in das Land gebrachten schweizerischen Familien haben sich viele daselbst niedergelassen, sich verheirathet und leben froh unter dem Schutz einer einsichtigen Regierung in diesem ihrem zweiten Vaterlande. Gegenwärtig sind die bis auf die Zahl von 1300 vermehrten Arbeiter des Egg'schen Etablissements fast ausschließlich Eingeborene. Piedimonte wird infolge dieser Betriebsamkeit in Bälde zu einer glänzenden Höhe sich emporarbeiten u. s. w. In dem Egg'schen Etablissement wurden im Jahre 1835 nicht weniger als 400 engl. Centner Garn gesponnen und auf 500 Webstühlen 35,000 Stück Baumwollen-Gewebe aller Arten, wie das Bedürfniß des Landes sie erfordert, gewoben; auch ist daselbst die mechanische Weberei eingeführt und die Rothgarn-Weberei zu beträchtlicher Ausdehnung gelangt" u. s. w.

Zu verschiedenen Zeiten, vornehmlich gelegentlich der periodischen Ausstel-

lungen der Industrieerzeugnisse Neapels, wurden Egg die ersten Preise in goldenen Medaillen zuerkannt. Bereits seit 1818 Mitglied des königlichen Instituts zur Beförderung der Naturwissenschaften, ehrte das königliche Institut zur Beförderung der Künste und Wissenschaften sich selbst, sowie den strebsamen Fabrikherrn durch dessen Ernennung zum Ehrenmitglied dieser Körperschaft.

Anfangs der vierziger Jahre befand sich Piedimonte und Umgegend in einer beneidenswerthen Lage. Lohnende Arbeit gab es hinlänglich; in Stadt und Umgegend erblickte man weder Bettler noch Müssiggänger. Piedimonte selbst hatte sich aller Armen entledigt, und seine Bevölkerung, welche im Jahre 1814 etwa 4200 Seelen betrug, zählte im Jahre 1842 etwa 10,000. Die Arbeiter und Kunsthandwerker, welche sich im Egg'schen Etablissement ausgebildet hatten, verbreiteten sich nach allen Richtungen des Landes und fanden überall in den Fabriken des Königsreichs ihr gutes Fortkommen; der haushälterische Theil der Egg'schen Arbeiter erwarb Haus und Hof oder gelangte zu ländlichem Grundbesitz.

Damit Hand in Hand stieg der Werth der benachbarten Liegenschaften ganz beträchtlich, die Hausmiethe erhob sich zur dreifachen Höhe. — Anstatt des ehemals düstern Ansehens dieser Stadt ergötzte das Auge der freundliche Anblick neuer Gebäude und anderer örtlicher Verschönerungen — unmittelbare Folgen des eingekehrten behaglichen Wohlstandes.

Wenn diese während mehrerer Jahrzehnte in Piedimonte und Umgegend vor sich gegangenen wohlthuenden Wandlungen auch nur vorübergehenden Segen der Bevölkerung gebracht hätten, so würden Wahrnehmungen solcher Art dem Urheber solcher erfreulichen Verhältnisse zur höchsten Genugthuung gereicht haben. Aber die neugeschaffene Industriethätigkeit zeigte sich von nachhaltiger Bedeutung und der Wohlstand der Bevölkerung von Piedimonte hob sich immer ersichtlicher von einem Decennium zum andern und Egg's Werk überlebte allen Schwierigkeiten zum Trotz den Meister.

So verging in ruheloser Thätigkeit ein Jahrzehnt nach dem andern. Egg's Erfolge ermunterten manchen seiner Landsleute, nach dem schönen Süden Italiens sich zu wenden, und es sind im Verlaufe der Zeit in den neapolitanischen Landen viele bedeutende Geschäfte zumeist von Schweizern gegründet worden. Mehrere dieser Etablissements waren geradezu Konkurrenzgeschäfte, und keine geringe Anzahl der Mitbewerber sind durch unsern Egg selbst in das Land gerufen worden, ja die Mehrzahl hatte anfänglich bei ihm Beschäftigung gefunden. Wohl betheiligten einzelne Eingeborene sich durch Kapital an den Unternehmungen des thätigen Schweizers, namentlich an seinen großen Industrie-Anlagen zu Piedimonte; aber kein Neapolitaner wagte es, als Mitbewerber auf dem Felde aufzutreten, als dessen glänzendster Repräsentant in jenen Landen unser Egg mit Recht galt. So kommt es, daß die Hauptindustrie Neapels bis zur Stunde vorzugsweise in den Händen schweizerischer Häuser verblieb.

Es ist begreiflich, daß ein Mann von so außerordentlich schöpferischer Thätigkeit von den Fehlern nicht frei blieb, welche bei der Mehrzahl seiner Genossen eine Lebensmitgabe bilden. Egg war sein Leben lang so sehr von der Angemessenheit seiner Entschlüsse überzeugt, daß sich seine Festigkeit nicht selten gegen

alle besseren Gründe bis zum Eigensinn verhärtete. Daraus entstanden für ihn viele und meist unglückliche Prozesse und Streitigkeiten aller Art.

Eine gewisse Ruhelosigkeit, die ihn immer zu neuen Schöpfungen antrieb, ist weiterhin Ursache gewesen, weshalb er Manches unternahm, erbaute und schuf — fast möchte es scheinen — nur um das kurz vorher Errichtete wieder einzureißen und dann nach kurzer Frist wiederum Neueres, mitunter nicht minder Unzweckmäßiges, an die Stelle des kaum erst Geschaffenen zu setzen. Eben so schlimme Streiche spielte ihm seine Eitelkeit, welche schlechte Rathgeber und schlaue Schmeichler nicht selten benutzten, um den ehrgeizigen Mann nach besten Kräften auszubeuten. Folge davon war, daß er oft und großartig betrogen und bestohlen wurde, ohne daß es den wohlmeinenden Winken und Vorstellungen wahrer Freunde gelang, ihm die Augen zu öffnen, selbst wenn sie ihm handgreifliche Beweise der vorgefallenen Schlechtigkeiten zu liefern vermochten. War einmal sein Ehrgeiz rege geworden, so stieß er mit Hohn und Härte Alles von sich, was ihn zwar hätte herabstimmen, indessen auch zu besserer Einsicht bringen können, eine Eigenthümlichkeit, die er, wie manches Andere, mit dem „Spinnerkönig" Kunz von Uster theilte, dessen Lebensgang uns in einem nachfolgenden Abschnitte beschäftigen wird.

So kam es denn, daß Egg gegen Ende seines Lebens, infolge seiner Leidenschaft zu baulichen Veränderungen, dann aber auch seiner kostspieligen Prozesse wegen, nicht minder durch ausgedehnte Betrügereien um die Früchte seiner großartigen Thätigkeit gekommen war, ja manchmal mit drückenden finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wie meisterhaft er es auch als Kaufmann verstand, den Schein immer sorgfältig zu wahren.

Unter allen Umständen machte er jedoch den Eindruck eines bedeutenden energischen Mannes, der an rastloses Arbeiten von Jugend auf gewöhnt ist. Dem entsprach die Schnelligkeit seines Ganges und die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung in Sprache und Mienen. Gegenüber der Beharrlichkeit des Wollens und der zähen Festigkeit, womit er sich durch unendliche Schwierigkeiten immer von Neuem durchwand und der Baumwollen-Industrie in Unteritalien unverdrossen die Bahn brach, traten jedoch die Schattenseiten seines so eigenartigen Charakters zurück, zumal er in Bezug auf Lebensweise und Mäßigkeit allen seinen Mitarbeitern als Beispiel diente. Er trank fast keinen Wein, begnügte sich gleich dem Volke Unteritaliens mit äußerst geringer Tageskost; der sorgfältigen Diät, welche er sein Leben lang beobachtete, hat er sicher den Segen einer fast ununterbrochenen Gesundheit bis in das hohe Alter von 74 Jahren zu danken gehabt. Wie einfach er auch für sich dahin lebte, so liebte er es doch, sich öfter als gastfreier Wirth zu zeigen, und er scheute bei solchen Gelegenheiten selbst bedeutenden Aufwand nicht, während er, was an vielen Schweizern sich wahrnehmen läßt, im Kleinen ebenso leicht sich öfter knauserig bewies.

Seine Frau, mit welcher er in Zürich in glücklicher Ehe gelebt, war ihm nicht nach Neapel gefolgt. In den ersten Jahren hatte Krankheit sie zurückgehalten, später waren es die unruhigen Zeiten, welche die beiden Ehegatten veranlaßten, getrennt von einander zu leben, und schließlich hatte man sich an diese Abschließung gewöhnt und sich begnügt, die eheliche Zärtlichkeit durch Unter-

haltung einer regelmäßigen Korrespondenz lebendig zu erhalten. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche behaupteten, daß Frau Egg ihrem Gatten, als ruhigere Zeiten eintraten, gern nach Unteritalien nachgefolgt wäre; soviel ist jedoch gewiß, daß die dahingehenden Absichten stets wieder vereitelt wurden, was uns begreiflich scheint, wenn wir erfahren, daß aus dieser Ehe Kinder nicht entsprossen. Dieser Mangel eines innigen Familienlebens erklärt auch so manches Herbe in dem Charakter des Mannes, den wir unseren Lesern vorgeführt haben. Da er Treue und Hingebung in seiner unmittelbaren Umgebung und vornehmlich von Seiten seiner Familie entbehren mußte, ist ihm die Liebe nicht so zum Bedürfniß geworden, wie dies bei anderen Menschen meist stattfindet, und so hat er sich auch nicht die Liebe und Anhänglichkeit zu erringen vermocht, die ihn sicher über so manche Verlegenheiten seines Lebens hinweggehoben hätten.

Egg war ein Freund der Kunst, ja eine seiner Hauptliebhabereien bestand in der Landschaftsmalerei, der er lange Zeit oblag. Er wendete ansehnliche Summen auf den Erwerb einer Gemäldegallerie, über deren Werth Schreiber dieses nichts bekannt geworden ist; wollte man aber seine Sammlungen nach dem Kunstwerth seiner eigenen Leistungen beurtheilen, so ist wohl die Annahme gestattet, daß bei dem Erwerb dieses oder jenes Stückes seiner Gemälde mancherlei Mißgriffe untergelaufen sein mögen. Es machte ihm Freude, mit einzelnen Notabilitäten seiner Vaterstadt in Verbindung zu treten und vornehmlich war es die „Antiquarische Gesellschaft" in Zürich, welcher er von Zeit zu Zeit werthvolle Gegenstände zukommen ließ; daher ist auch sein Name bei den Alterthumsfreunden Zürichs in gutem Andenken geblieben. Als eine fernere Eigenthümlichkeit dieses industriösen Schweizers verdient noch erwähnt zu werden, daß er sich nie dazu verstehen konnte, den unschönen neapolitanischen Dialekt zu sprechen, sondern sich immer in reinem Toskanisch ausdrückte, selbst wenn er voraussetzen durfte, nicht verstanden zu werden.

J. J. Egg starb im Frühjahre 1844, seine Etablissements in Piedimonte befinden sich im Besitz eines seiner Neffen, des Herrn Kaspar Egg von Ellikon, und gedeihen unter dessen Leitung weiter fort.

Aus dem Süden Italiens kehren wir zurück über die Alpen nach dem Heimatlande des hochverdienten Mannes, dem wir bisher unsere Theilnahme zugewendet, um uns über die Entwicklung desselben Industriezweiges in der Schweiz selbst zu unterrichten, indem wir unsere Aufmerksamkeit einem Strebensgenossen Egg's zuwenden, der gleich diesem gar oft Gegenstand sowol der wohlberechtigten Aufmerksamkeit wie der üblen Nachrede seiner Zeitgenossen, vornehmlich seiner Landsleute gewesen ist.



Die Etablissements zu Niederuster.

3. Der „Spinnerkönig" Heinrich Kunz.

Besser Neider, als Mitleider.

Der Mann, dessen Lebensbild wir einem größeren Publikum vorlegen, hatte das Schicksal fast aller eigenthümlich gearteten Naturen: von Vielen lieblos beurtheilt, von Manchen mißkannt und nur von Wenigen verstanden und begriffen worden zu sein.

Heinrich Kunz wurde am 1. März 1793 in Oetweil am Zürichsee geboren. Sein Vater, ein braver und rechtschaffener Mann, besaß ein kleines Bauerngut und beschäftigte sammt seiner zahlreichen Familie sich neben der Landwirthschaft mit der Herstellung baumwollener Zeuge. Sein Streben nach Ausdehnung bürgerlicher Freiheit verwickelte ihn in die verdrießlichen Händel jener Periode, welche wir weiter vorn bereits berührt haben, und er wurde infolge dessen mit seinen beiden Brüdern sogar in Strafe genommen. Die Mutter, eine sehr verständige, thätige und willenskräftige Hausfrau, gab ihren Kindern eine höchst einfache, an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Entbehrungen gewöhnende Erziehung und legte damit in Heinrich's Gemüth die Grundlagen zu jenen Eigenschaften, welche ihn später als Mann so eigenartig erscheinen ließen.

Nach vollendetem Unterricht in der Primärschule trat der talentvolle Knabe in die damals rühmlich bekannte Privaterziehungs-Anstalt von Fierz in Männedorf. Morgens und Abends, im Winter wie im Sommer, wanderte

er täglich von Oetweil nach Männedorf, eine starke Stunde weit; auf diesem Wege lernte er oft erst sein französisches Pensum oder seine Liederverse auswendig, und aus den zwei Schillingen, die ihm seine Mutter jeden Tag mitgab, bestritt er die Kosten seines Mittagsmahls. Nach Ablauf von drei Jahren ward er als Handelslehrling einer Baumwollenspinnerei in Gebweiler im Elsaß übergeben und zeichnete sich daselbst bald durch Fleiß und Ordnungsliebe in seinen Arbeiten so vortheilhaft aus, daß er von seinen Prinzipalen nicht nur die besten Zeugnisse, sondern auch die Einladung erhielt, nach vollendeter Lehrzeit seine Thätigkeit in ihrem Etablissement fortzusetzen.

Dies fand zu der Zeit statt, als ein Richard-Lenoir, ein Oberkampf und noch Andere durch Großbetrieb der Baumwollenspinnerei und Weberei sowie des Kattundrucks außerordentliche Erfolge erzielten. Was sich im benachbarten Frankreich erreichen ließ, sollte sich dies nicht auch in der Schweiz ermöglichen lassen? Solche Fragen legte sich damals mancher weitausschauende Mann vor. Auch unser Heinrich Kunz hatte es sich angelegen sein lassen, neben den Comptoirgeschäften den Betrieb der Spinnerei genauer kennen zu lernen. Sein schärfer und richtiger Blick lehrte ihn bald, wie lohnend, ja wie gewinnreich es wäre, wenn es ihm gelänge, seinen Vater zu bestimmen, vorerst mit der Errichtung von Handspinnstühlen einen Versuch zu machen. Immer reiflicher dachte er darüber nach, und alle seine Berechnungen überzeugten ihn immer mehr von der Angemessenheit seiner Ansicht. Von da an ruhte er nicht mehr, bis es ihm gelungen war, Vater und Schwestern für seine Idee zu gewinnen. „Als Neuigkeit", schreibt der siebzehnjährige Jüngling von Gebweiler aus, „las ich mit Vergnügen, daß man jetzt hier und da anfange neue Spinnereien zu errichten, nur thut es mir leid, daß nicht auch Ihr schon Anstalten dazu getroffen habet. Obgleich ich längst schon wußte, daß sie für einen Fabrikanten oder für einen Lohnspinner von unendlichem Nutzen sind, habe ich mich doch noch weiter darnach erkundigt." Nach einer sorgfältigen Kostenberechnung, welche dem Jünglinge alle Ehre macht, und worin er bestimmt nachweist, daß man mit 1440 Spindeln auf acht Spinnstühlen täglich 14 Gulden verdienen könne, fährt er also fort: „Man würde keine große Gefahr laufen, wenn man auch wieder englisches Garn beziehen könnte," woran man damals durch die Napoleon'sche Kontinentalsperre verhindert war, „selbst in dem Falle, daß man den Schneller um einen Schilling oder um einen Kreuzer spinnen müßte; denn wohlfeiler ist es den Engländern ja auch nicht möglich. Es werden in Frankreich überall neue Spinnereien errichtet und die alten vergrößert, ein Beweis, wie einträglich das Geschäft ist." Und in einem spätern Briefe an seine Schwester sagt er: „Bis endlich Alles eingerichtet wäre, würde es, wie schon gesagt, viel kosten, aber dann könnte man auch Woche für Woche ein schönes Sümmchen verdienen. Ich bitte euch also, keinen Augenblick zu zaudern und mir euern Entschluß zu melden. Uebrigens thäte der liebe Vater gut, wenn er bald einmal hierher käme; da könnte er schon im Gange sehen, was man dort erst zu errichten sucht." Dem Vater schreibt er am 9. September 1810: „Daß Ihr ernstlicher darauf denkt und Lust habet, mit einer Spinnerei anzufangen, freut mich sehr. Der Erfolg scheint mir so wenig zweifelhaft, daß ich

Alles daran setzen würde." Allen diesen dringenden Vorstellungen legte er genaue Zeichnungen von Spinnstühlen und Vorwerken nebst ihren Bestandtheilen bei, um dadurch ungeübte Arbeiter in den Stand zu setzen, dieselben zu verfertigen und zu konstruiren. „Ich empfehle Euch," sagt er hierüber, „den Leuten einzuschärfen, exakte und gute Arbeit zu machen, damit Ihr nicht, wenn sie einmal beendet ist, erschrecken müßt, Eure mit der Anderer zu vergleichen".

So zielte seine beständige Sorge darauf, durch Ermunterung und guten Rath seinem Vater und seinen Geschwistern an die Hand zu gehen und sie für den neuerblühten lohnenden Industriezweig in ihrem eignen Interesse einzunehmen. Wirklich kaufte auch der Vater im Frühling 1811 ein geeignetes Anwesen in der Gusch bei Oetweil, in der Absicht, daselbst den Estrich so einzurichten, daß er zur Aufnahme von etlichen Handspinnstühlen sich eignete. Der junge Kunz sah es nicht ungern, doch war er nicht ohne Bedenken darüber, denn bald nachher schrieb er an die Schwestern: „Daß der liebe Vater die Gusch gekauft hat, wird Euch angenehm sein; denn Ihr werdet nun aus einer Bauernhütte in einen Palast versetzt. Wenn wir es einrichten können, Spinnmaschinen aufzustellen, so ist die Acquisition dieses Hauses nicht ungeschickt für uns. Wenn dieses aber nicht sein könnte, so hätten wir während diesen böser Zeiten auch noch im alten wohnen können. Auf Grundstücke würde ich aber dem Vater rathen, Verzicht zu leisten, denn ich finde es nicht vortheilhaft, den Fabrikanten und Bauern zugleich spielen zu wollen." Bestandtheile zu Spinnstühlen, wie Cylinder und Spindeln, welche man im Elsaß besser und wohlfeiler liefern konnte, als in der Schweiz, kaufte der junge Kunz an Ort und Stelle, sandte sie heim und erkundigte sich bei jeglicher Veranlassung, wie weit das Unternehmen vorgerückt wäre. „Von den Spindeln hab' ich noch keine Nachricht, wann sie anlangen werden. Euer Stillschweigen aber macht mich denken, daß Ihr nicht sehr pressirt seid, und doch hätten in dieser Zeit mehr als die 700 gesandten in Gang gesetzt werden sollen. Ich habe schon mehrere Mal vernommen, daß die Stäfner und Männedörfler Spinnereien bereits recht gutes Garn liefern u. s. w."

Das Jahr 1811 war auch für die Kunz'sche Familie ein schweres und sorgenreiches. Der Ankauf des Gutes in der Gusch um 12,000 Gulden, die unerläßlichen Bauten, die Anschaffung und Herstellung der Spinnstühle kosteten große Summen Geldes, die beim gänzlichen Stocken alles Verkehrs kaum zu erschwingen waren. Dies sah der Sohn auch gar wohl ein. „Der gegenwärtige Zeitpunkt," schreibt er seiner Schwester, „ist äußerst schlimm für uns, sodaß der liebe Vater gezwungen sein könnte, zu verkaufen, was an Waaren vorräthig ist. Aber schicket Euch in Alles; wenn einmal das gröbste überdauert ist, so geht es schon besser."

In Gebweiler gefiel sich Heinrich ganz wohl. Der junge Kaufmann nahm gern an Spaziergängen, an Bällen und öffentlichen Lustbarkeiten Antheil und schien überall wohl gelitten zu sein. Im Verkehr mit der gebildeten Welt eignete er sich hier jene vornehmeren Umgangsmanieren, jenen sichern Takt an, der bei ihm im gesellschaftlichen Leben die bäuerliche Herkunft nicht vermuthen ließ. Der Wunsch, seiner Familie nützlich und sein Verlangen, selbst recht bald unabhängig zu werden, lag ihm jedoch näher, als ein fröhliches und behagliches

Leben, und so beschäftigte er sich immer ernstlicher mit dem Gedanken an die Rückkehr in seine Heimat. „Ihr fraget mich, ob ich nach Haus kommen oder mich hier etabliren wolle, darauf weiß ich noch keine bestimmte Antwort. Wenn aber der Erwerb bei euch nur ein wenig geht, so glaube ich, wäre es das Beste, wieder heim zu kommen und dort zu nützen und zu helfen, was ich könnte."

Gegen das Ende des Jahres 1811 erschien er auch wirklich bei den Seinen und übernahm die Leitung des neugegründeten Geschäftes. Jetzt kam Leben, Stetigkeit und Energie in die Sache. Eine Zeit lang trug er selbst im grünen Reisesäcklein die ersten Erzeugnisse zum Verkauf nach Wädenschweil, um zu erfahren, welche Mängel sein Garn noch habe und weil er wußte, daß gewiegte Kaufleute auch die besten Kenner sind. Jeder gewonnene Thaler floß wieder ins Geschäft und ward auf dessen Erweiterung und Verbesserung gewendet. Der junge Fabrikant richtete sofort sein Augenmerk darauf, sich die nahe Wasserkraft dienstbar und dadurch eine Anzahl Menschenhände entbehrlich zu machen. Diese Ersparniß war nicht der einzige Gewinn: sein Fabrikat wurde infolge der bewirkten gleichmäßigeren Drehung der Spindeln besser und schöner, der Absatz sicherer. Bald verband er sich mit einigen jungen, strebsamen Kaufleuten zur Errichtung einer Spinnerei in Schaffhausen und miethete zu gleichem Zwecke, jedoch für eigene Rechnung, die Stägemühle bei Wetzikon. Damit waren die größten Schwierigkeiten überwunden, der Gewinn floß reichlicher und ward regelmäßig wieder ins Geschäft gesteckt. Kunz entfaltete immer mehr das ihm angeborene hervorragende Organisationstalent, unterstützt von seltenem Scharfsinn in der Beurtheilung von Menschen und Dingen, von großer Willenskraft und Rührigkeit; damit verband sich eine solche Anspruchslosigkeit und Zuverlässigkeit, daß die ersten Kaufleute in Zürich und Winterthur mit ihm verkehrten und alle darin übereinstimmten, er sei ein Mann von Wort. So endigte der Frühling seiner geschäftlichen Laufbahn, der Sommer nahte heran.

Heinrich Kunz hatte noch nicht sein dreiundzwanzigstes Jahr vollendet, als er den kühnen Entschluß faßte, am Aabache in Oberuster eine ausgedehnte Spinnerei, in der That eine der größten in der Schweiz, zu bauen. Bei dem ansehnlichen Geldaufwand, den die Herstellung und der Betrieb dieses Etablissements erheischte, verbreitete sich das Gerücht, Kunz gehe über seine Kraft weit hinaus, er verbaue sich, Oberuster koste ihm das Acht-, ja das Zehnfache seines Vermögens. Dem war aber nicht so. Kunz hat eigentlich sein ganzes Leben lang nie Geld entliehen, zu seinen Vorzügen gehörte vielmehr die löbliche Eigenschaft, mit fremden Mitteln nicht in's Zeug hinein zu spekuliren und niemals eine Unternehmung zu wagen, der er zunächst nicht aus eigenen Kräften gewachsen zu sein glaubte.

Nach zwei Jahren war der Bau vollendet und die Maschinen kamen in Gang. Vater und Sohn arbeiteten gemeinsam, doch hatte letzterer die Leitung des Ganzen ausschließlich übernommen. Den Reingewinn theilten sie untereinander zu gleichen Theilen. Im Jahre 1825 starb der alte Kunz und hinterließ, nachdem die Spinnerei etwas mehr als zwölf Jahr im Gang war, ein Vermögen von 250,000 Fl.

Von nun an war Heinrich Kunz auf sich allein angewiesen, beziehentlich auf

die zeitweilige Beihülfe einer Schwester; doch zeigte er bald, daß er der Mann sei, seine Kräfte verdoppeln, ja seine Leistungen verdreifachen zu können.

Im Jahre 1826 stieg das Etablissement in Niederuster und drei Jahre darnach dasjenige von Windisch empor. Diese Gemeinde, welche das große und schöne Werk „sowol in ökonomischer Hinsicht, als vorzüglich darum für ein Glück des Orts ansah, weil ihr dadurch die Anwohnung eines edlen und allgemein geschätzten Mannes zu Theil ward," schenkte ihm einmüthig das Bürgerrecht. Von nun an gewannen die Geschäfte des thätigen Fabrikherrn eine nie geahnte Ausdehnung, aber auch seine Arbeitskraft schien noch mehr als bisher leisten zu können. Im Jahre 1831 kaufte er die Fabrik im Kempthal, 1835 das Anwesen zu Adlischweil, auf dem er später einen neuen großen Bau aufführte, und fast gleichzeitig gründete er seine fünfte industrielle Unternehmung im Linthal am Fuße der Hochgebirge.

Alle diese Schöpfungen gelangten zu hohem Flor; er leitete sie sämmtlich mit fester, starker, geübter Hand; überall ward strengste Ordnung gehandhabt, ein regelmäßiger Gang eingehalten. Der jährliche Umsatz mochte sich auf 3½ Mill. und die ausbezahlten Arbeitslöhne auf 650—700,000 Frs. belaufen. Alle seine Einkäufe machte Kunz gegen baar, und war der Moment dazu günstig, so griff er tiefer in die Kasse und bewerkstelligte sie in bedeutenderem Umfange. Er setzte jetzt mit Einschluß der Fabriken von Rorbas und im Aathal, welch letzteres Etablissement gegen Ende der vierziger Jahre erstand, gegen 150,000 Spindeln in Bewegung und beschäftigte über 2000 Arbeiter nebst einem guten Theile ihrer Familien. So stand er als der Erste in dem von ihm vertretenen Industriezweige in Europa da. Allerdings existirten in England größere Spinnereien, aber nicht als Eigenthum eines einzelnen Unternehmers. Muthig hatte er nach dieser Stellung gestrebt und selbst die englischen Konkurrenten konnten ihm den wohlverdienten Beinamen „der Spinnerkönig" nicht streitig machen.

Bis zum Jahre 1830 war Kunz auf seiner Bahn rasch und glänzend fortgeschritten, ohne daß ein besonderer Unfall ihm in den Weg getreten wäre. Mit einem Male aber schien sein Stern sich verdunkeln zu wollen. Das unvollendet gebliebene Etablissement in Rorbas hatte er vom Begründer desselben übernehmen müssen, weil ihm dieser die gemachten Lieferungen nicht bezahlen konnte. An der Wolltuchfabrik zu Fehraltorf setzte er bedeutende Summen zu, und als er von einer Geschäftsreise im Jahre 1831 zurückkehrte, fand er sein schönstes Etablissement in Oberuster eingeäschert. Waarenvorräthe und Maschinen waren unversichert gewesen; er hatte sonach einen bedeutenden Theil seines Vermögens eingebüßt. Ueberrascht und tiefbewegt von dem Anblick der Zerstörung sich der Brandstätte nähernd, fühlte er, wie ihm ein kalter Schweiß von der Stirne rann, sprachlos wandte er sich ab. Und als zwei Tage später die falsche Kunde zu seinen Ohren kam, auch Windisch liege in Schutt und Asche, sprach er gelassen die wenigen Worte: „In Gottes Namen! Wäre auch Windisch abgebrannt, ich werde mir doch zu helfen wissen!" — Mit aller Ruhe traf er Anstalten, auf der Brandstätte Ordnung zu schaffen, ließ den Schutt wegräumen und sorgte für alle Einleitungen zum Neubau. Kein Mensch vernahm des Unglücks halber ein unfreundliches Wort, keinem machte er den leisesten

Vorwurf; und als wirklich ein Unstern über Windisch einherzog, als bei höchstem Wasserstand der Reuß die Dämme einbrachen und die Fluten in die Magazine strömten, zeigte er sich nicht minder gefaßt und unerschütterlich. Die Arbeiter, welche der Gefahr sich aussetzen wollten, dem Fortgang der Ueberschwemmung Einhalt zu thun und zu retten, was sich retten ließ, rief er zurück und traf selbst mit größter Gemüthsruhe alle erforderlichen Anordnungen, um größerem Unglück vorzubeugen. Abermals hörte man weder Vorwurf noch Klage.

Von diesen empfindlichen Schlägen erholte er sich auch bald wieder. Sein Vermögen war noch immer bedeutend genug, die Geschäfte im Großen fortzusetzen und günstige Umstände zur Mehrung des Gewinnes zu benutzen. Dies hielt nicht schwer; denn seine Garne zeichneten sich durch Schönheit und Dauerhaftigkeit aus und blieben fortwährend so gesucht, daß ihm in der Regel deren Absatz kein Kopfzerbrechen verursachte. Uebrigens befolgte er bei seinen Manipulationen ein höchst einfaches Verfahren. Seine Preise standen meist höher als die anderer Spinner und richteten sich nach seinen Vorräthen; häuften sich letztere an, so erniedrigte er die Preise, schwanden sie, so verkaufte er theurer. Er besaß eine so gründliche Kenntniß der verschiedenen Baumwollen-Sorten, der geeignetsten Art ihrer Verwendung und Mischung, der Leistungsfähigkeit der Maschinen, er wußte seine Arbeiter vom ersten bis zum letzten so trefflich zu beurtheilen und zu Genauigkeit und Sorgfalt anzuhalten, wie kaum ein anderer seiner Konkurrenten. Es war daher eben so sehr seine unverkennbare, allerorten zu Tage getretene außerordentliche Tüchtigkeit als die immense Ausdehnung seiner Geschäfte, welche ihm den Namen „Spinnerkönig" erwarb.

Feste, unwandelbare Grundsätze, die er zu eigener Richtschnur aufgezeichnet und in ein Heft zusammengetragen hatte, befolgte er bei dem riesigen Verkehr, den er mit sicherer Hand leitete. Vor Allem hielt er auf Ordnung und Reinlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß. Wenn er raschen Schrittes seine Säle durcheilte, so entging seinem Scharfblick nicht die kleinste Nachlässigkeit und er ahndete jedes Versäumniß streng. Den Schmuz in den Spinnsälen duldete er ebenso wenig, als alte, untauglich gewordene Maschinen. Auf Anschaffung vorzüglicher Ersatzmaschinen und Vermehrung seiner „eisernen Hände" verwandte er große Summen. Um stets das Beste in dieser Beziehung zu besitzen, errichtete er eigene mechanische Anstalten und besuchte mehrfach die hier in Betracht kommenden hervorragendsten Industrie-Orte Englands und Frankreichs. Kostbares Probiren war seine Sache nicht, das überließ er Andern. Einen Sperling in der Hand zog er hundert Tauben auf dem Dache vor. Hatten sich aber neue Erfindungen bewährt, so benutzte er sie gern, ohne sich indessen von ihnen jagen zu lassen oder auf sie Jagd zu machen. Jene Plane und Zeichnungen, die er in früher Jugend aus dem Elsaß dem Vater zugesandt hatte, rührten nicht von ihm, sondern von einem ihm befreundeten Arbeiter her; denn er verstand weder etwas von der Zeichen- noch weniger von der höheren Rechenkunst und dergleichen. Da ihm alle Theorie auf diesem Gebiete als fünftes Rad am Wagen erschien, so verlangte er von seinen 70 — 80 Schlossern und Drechslern nie mehr, als daß sie das vollendet Vorliegende genau nachbilden könnten. Nichts desto weniger gehörten die aus seinen Werkstätten hervorgegangenen Spinnmaschinen

zu den dauerhaftesten, weil er dazu das beste Material und die größte Sorgfalt aufwenden ließ. — Nie duldete er, daß schlechte Fabrikate für gute verkauft wurden. Beharrlich vermied er den Verkehr mit Solchen, die er um Zahlung von Rückständen ein Mal hatte gerichtlich treiben müssen. Seiner Vorsicht bei Darlehen und bei Ertheilung von Krediten im Geschäftsverkehr ist es zuzuschreiben, daß er verhältnißmäßig immer nur geringe Verluste erlitt. Hatte er aber in jungen, unbemittelten Geschäftsleuten Redlichkeit und Tüchtigkeit erkannt, so kam er ihnen mit vollem Vertrauen entgegen und eröffnete ihnen namhafte Kredite. Die Sorgfalt, mit der er seine Plane überdachte, die eiserne Konsequenz, womit er sie ausführte, förderten ihn zum vorgesteckten Ziele, und was man oft, wie überhaupt in der Welt, der Gunst des blinden Glücks zuschrieb, war bei ihm die Frucht geistiger und körperlicher Anstrengung.

Man hat dem „Spinnerkönig“ nur zu oft Härte und äußerste Rücksichtslosigkeit gegen seine Untergebenen und Nachbarn vorgeworfen, ihn des Starrsinns, des gemeinsten Geizes und der niedrigsten Habsucht beschuldigt. Ja, man hat in die Welt hinaus geschrien, er habe durch Druck und karge Löhne die Arbeiter zur Untreue und zum Diebstahl gewissermaßen verleitet, habe in seinem Dienste verunglückte Arbeiter im Elende verschmachten und Arme oft ungetröstet von sich weggehen lassen. Durch Einführung eines harten Bußen- und eines nicht selten geradezu unerträglichen Spionirsystems habe er die Arbeiter um einen Theil ihres sauerverdienten Lohnes sowie um Frieden und Ruhe gebracht. — Die Gerechtigkeit fordert, daß man über dem Grabe dieses bedeutenden Menschen jene harten Anklagen näher beleuchte, und an einen solchen Mann überhaupt einen andern Maßstab anlege, als der ist, dessen sich der große Haufe gewöhnlich bedient.

„Hart und rücksichtslos gegen Andere konnte Kunz allerdings sein, und er ist es bisweilen gewesen. Aber er war es auch gegen sich selbst.“ In Speise und Trank, in Kleidung und Wohnung vermied er nicht nur alles Ueberflüssige, sondern versagte sich alles Entbehrliche, und weil er den strengsten Maßstab an sich und seine Leistungen legte, so verlangte er auch von jedem seiner Arbeiter äußerste Anstrengung seiner Kräfte und strengste Pflichterfüllung. Darin erblickte er das einzige Mittel, Dürftigkeit und Leichtfertigkeit zu verscheuchen und vor Ruin und Armuth in der Zukunft sich sicher zu stellen. Jenen Troß ganzer und halber Müßiggänger, die unter dem Vorwand erlittener Krankheiten oder andern Unglücks die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen brandschatzen, und gar jene leider so oft vorkommende Art geschäftigen Nichtsthuns durchschaute er sofort, trat er solchem Schlendrian — schonungslos entgegen. Allerdings gab er Einzelnen selten reichlich, in der Meinung, daß sich selber helfen die beste Hülfe sei, und daß die Mehrzahl sich auch helfen könne, wenn sie nur ernstlich wolle. Brachen aber Unglücksfälle über ganze Familien, Gemeinden und Gegenden, wie z. B. die Erderschütterungen in Wallis, ein, so erkannte er darin göttliche Heimsuchung und hielt es für Menschenpflicht, rasch mit Hülfe bei der Hand zu sein. Sein großer Irrthum bestand im Verkennen der Thatsache, daß die Natur nicht jedem Menschen das Maß der Kräfte und der Mittel verliehen hatte, welches ihm selbst zu Theil geworden war.

Auch „starrsinnig" konnte er sein und war es, wenn man unbeugsames Festhalten an Grundsätzen und Ueberzeugungen, die man als richtig erkannt und bewährt gefunden hat, Starrsinn nennen darf. „Das weiß ich besser!" war seine gewöhnliche Antwort auf mancherlei Einreden in seine Plane und Absichten. „So will ich's haben; so soll es sein!" Ein tiefer Widerwille gegen alles unnöthige Bedenken und Zaudern, wenn einmal der Entschluß gefaßt war, erfüllte seine Seele. Unaufhaltsam verfolgte er das vorgesteckte Ziel, ohne sich durch Hindernisse oder Einreden beirren zu lassen. In diesem Streben gingen alle seine Gedanken auf, und was nicht damit zusammenhing, verlor für ihn jegliches Interesse. Aber sein Starrsinn hat das Glarnerland entsumpft, und derselbe Eigenwille hat den Tunnel unter der Themse gebaut wie vor Jahrtausenden die Pyramiden Aegyptens. Der ihm angeborene Starrsinn hat Kunz zum ersten schweizerischen Industriellen und zum reichen Manne gemacht. Ohne kräftigen Eigenwillen bringt man nirgends etwas Großes und Dauerndes zu Stande. Als Kunz älter ward, theilte er allerdings das Schicksal des Greisenalters: er wurde einseitig und endlich ganz unzugänglich.

Der Vorwurf des Geizes ist derjenige, welchen er am wenigsten verdient. Ein Geiziger wird nie leisten, was Kunz geleistet. Er scharrt Geld zusammen, verwendet jedoch niemals den erlangten Gewinn zur Herstellung neuer industrieller Schöpfungen. Man ist mit jenem Vorwurf leicht Allen gegenüber bei der Hand, welche emporgekommen sind und den Säckel nicht für jegliche Ansprache offen halten. Der Geizige verbaut nicht Millionen, wie Kunz es gethan, noch weniger giebt er Hunderttausende für bloße Verschönerungen aus. Er spendet keine Beiträge an Brandbeschädigte, an Hülfsvereine, zu Sängerfesten, für Straßen und andere den Verkehr fördernde Unternehmungen; er ist unzugänglich den Bittgesuchen bedürftiger Menschen. Der Geizige scharret eben Haufen auf Haufen und verhungert schließlich auf seinen Schätzen. In den letzten zehn Jahren seines Lebens beliefen sich die bekannt gewordenen, von Heinrich Kunz herrührenden Schenkungen auf mehr als 25,000 Frcs., und was er sonst noch im Stillen Gutes gethan, davon wissen unter andern die Armen und Bedürftigen seines Geburtsortes zu erzählen. Hat er auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit nicht genug gethan, so haben seine Erben nachgeholt, was er versäumt. Ihm kommt freilich das Verdienst ihrer Freigebigkeit nicht gut zu. Aber es darf wohl erwähnt werden, daß es leichter ist, gegenüber einem Nachlaß von nahezu 20 Millionen an $^3/_4$ Million zu verschenken, als solche zusammen zu bringen.

Ebenso unbegründet ist der Vorwurf, er habe seine Arbeiter minder gut bezahlt als andere Fabrikbesitzer. Die Verödung seiner Etablissements wäre die natürliche Folge eines solchen unkaufmännischen Verfahrens gewesen, während doch die Zahl derer, die zwanzig Jahre und länger ununterbrochen in seinen Diensten gestanden, auf viele Hunderte ansteigt. Großes Federlesen liebte er freilich nicht gerade. Die meisten seiner Untergebenen redete er mit „Du" an; war er überlaunig oder verstimmt, so behandelte er sie wol auch barsch und rauh, selbst wenn dazu gerade keine Veranlassung gegeben war; Widerspruch konnte er gar nicht ertragen. Von Vorschüssen an Tagelöhner wollte er ebenso wenig etwas wissen, und wer sich nicht unbedingt in alle seine Anordnungen

fügen wollte, war sein Mann auch nicht. Wer gerade darin etwas sucht, der findet auch die meisten der übrigen mehr oder weniger allgemein erprobten Mittel und Wege anfechtbar, die man gut heißt, um jene Tausende von Arbeitern in buntem Gemisch Jahr aus, Jahr ein in Ordnung zu halten. Doch sind wir weit entfernt, alles Dasjenige zu billigen, was Kunz für unerläßlich erachtete. Wir verurtheilen jene Härte gegenüber größern und kleinern Vergehen, bei Vernachlässigungen und Veruntreuungen, die so leicht und so oft vorkommen. Bei dergleichen Vorfällen liebte der „Spinnerkönig“ ungescheut ein eigenmächtiges, gesetzlich gerade nicht statthaftes Verfahren. Der gewöhnliche Rechtsgang war ihm freilich zu schleppend, die mit den Prozessen verbundene endlose Schreiberei ihm zu verhaßt, zu den Beamten hatte er wenig Vertrauen, und es sagte seinem selbstherrlichen Wesen besser zu, einen Dieb mit einer tüchtigen Tracht Prügel fortzujagen, als sich vor den Gerichten mit ihm herumzuschleppen. Die Unangemessenheit dieses kurzen Prozedere Seiten des großen Industriellen ist indessen reichlich ausgeglichen worden durch die Art und Weise, wie er seine Leute für seine Zwecke zu erziehen verstand. In den Werkstätten sowol als in den Spinnereien arbeiteten eine Menge Menschen, denen es an jeder Schulbildung gebrach, die weder lesen noch schreiben konnten. Heinrich Kunz entging keine der hervorragenden Eigenschaften, wodurch sich der Eine oder Andere seines kleinen Arbeiterheeres bemerkbar machte. War einer flink und gescheidt, so versetzte er ihn bald auf einen höhern Posten, und je mehr die Leistungen Jemandes befriedigten, desto rascher rückte dieser vor. So waren alle seine Aufseher und die meisten seiner Comptoiristen, von der Pike auf dienend, an ihre Plätze gelangt. Suchten sie bessern Lohn oder zusagendere Behandlung, so gereichte es ihnen überall zur Empfehlung, in den Kunz'schen Etablissements praktisch vorgebildet worden zu sein. Das war einer der Gründe, und vielleicht der vornehmste, weshalb er seine höheren Angestellten verhältnißmäßig schlechter bezahlte, als die übrigen. „Sie sind durch mich geworden, was sie sind,“ sagte er, „wenn's ihnen nicht mehr gefällt, so giebt es jüngere, die auch aufrücken wollen und ihre Sache vielleicht noch besser machen.“ Das war auch meist der Fall, besonders seit den dreißiger Jahren, als die verbesserten Schulen ihm viele wohlunterrichtete, thätige und strebsame Jünglinge zuführten.

Von dem strengen Bußensystem, das Kunz eingeführt hatte, indem er die eingebrachten Bußen zurückbehielt, fühlen wir uns nicht sehr erbaut. Hierin that er freilich weder mehr noch weniger als viele andere Fabrikbesitzer, allein bei seiner glänzenden Lage finden wir dieses Verfahren durchaus nicht hinlänglich begründet. „Wer zahlt eigentlich diese Bußen? Wer anders als ich selbst. Meine Arbeiter wissen, daß sie für jede Versäumniß und Vernachlässigung aufkommen müssen, wie anderwärts. Erhielten sie bei mir nicht höheren Lohn, sodaß sie die Bußen erschwingen können, so würden sie mich einfach verlassen.“ So raisonnirte er. Wir aber sagen: Was hätte es dem reichen Manne geschadet, wenn er aus diesen Bußen eine Unterstützungskasse für alte und verunglückte Arbeiter gegründet hätte? Wie manche Thräne hätte er damit trocknen, wie manchen bittern Vorwurf von sich abwenden können!

Auf seinen Comptoirs ward nur die einfache Buchführung praktizirt.

Magazin-, Lager- und Inventurbuch mangelten. Desto mehr konnte die musterhafteste Genauigkeit und Ordnung in den vorhandenen wenigen Handelsbüchern und die Leichtigkeit überraschen, mit der sich dennoch über alle Details des Verkehrs vollständige Auskunft verschaffen ließ. In den tausenden Conto-Currenten, welche er ausstellte, sind ihm so zu sagen nie Irrthümer nachgewiesen worden, und alle seine Operationen wickelten sich leicht, prompt, sicher und rasch ab. Daher kam es, daß er mit seinen Geschäftsfreunden aus dem eigentlichen Handelsstande gewöhnlich einig ging, während er im übrigen Verkehr mit Privaten und insbesondere mit Behörden nicht selten in arge Konflikte gerieth. Bei den Wasserbauten in der Nähe und Umgebung seiner Besitzungen ließ er Andere gern gewähren, forderte dann aber auch gleiche Rücksicht und kam sehr leicht in Harnisch, wenn man ihm solche verweigerte. Bei einem solchen Anlasse war er wegen unerlaubter Selbsthülfe zu achttägiger Gefangenschaft verurtheilt worden. Dies kränkte ihn um so mehr, als er sich einbildete, im vollsten Rechte zu sein. Der Prozeß war in seinen ersten Stadien nicht ohne leidenschaftliche Einseitigkeit behandelt worden, und es hatte sich Kunz gegen gerichtliche Beschlüsse zum thätlichen Widerstand vermittelst seiner Arbeiter hinreißen lassen. Durch Anerbietung beträchtlicher Summen, welche er den Armengütern einiger unbemittelten Gemeinden des Kantons überlassen wollte, hoffte er die Staatsbehörde zu bewegen, ihm die Strafe zu erlassen. Man willfahrte ihm jedoch nicht. In einem wohlgeordneten, nach sittlichen Grundsätzen regierten Staate beugt sich das Recht nie vor dem Gelde, und Kunz wanderte ins Gefängniß. Gleichwol sandte er zwanzig Tage nach bestandener Haft, im November 1850, an die armen Gemeinden die angebotene Summe von 3000 Fl.

Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen und die Röthe stieg ihm ins Gesicht, so oft man in traulichem Gespräche mit ihm auf die Justizpflege und die Beamtenwelt zu sprechen kam. Stets glaubte er sich von dieser Seite angegriffen, sein gekränktes Ehrgefühl erwachte und riß ihn zu harten Aeußerungen hin. So war ihm von einem Glarner Beamten vor aller Welt der Vorwurf inhumaner Behandlung gegen seine Arbeiter gemacht worden. Diese Anschuldigung wies er unter Anführung von Gründen und Thatsachen ebenfalls öffentlich zurück. „Es ist wahrhaftig nichts leichter", erwiederte er, „als mit großen Humanitätsphrasen um sich zu werfen und von Verstoß gegen die Menschlichkeit, von heilloser Ueberspannung der menschlichen Kräfte u. s. w. zu reden und zu schreiben. Dagegen bleibt es eine schwierige Aufgabe für Besitzer von industriellen Etablissements, *in schlimmen wie in guten Tagen für gleich genügende Arbeit, Absatz der Fabrikate, schönen Arbeitslohn und kurze Arbeitszeit zu sorgen.* Gar viele von den Schweizer Gespinnsten müssen in die weite Welt wandern, Fracht und Eingangszölle ertragen und die Konkurrenz mit den inländischen aushalten." — — „Die Gesetze, welche den Arbeitern auf dem Felde, in den Werkstätten der Professionisten, in den Fabriken und an den Webstühlen gleiche Rechte einräumen, scheinen mir die vernünftigsten; die Sorge, daß sich die Leute krank oder sogar zu Tode arbeiten, ist unnöthig. Wenn es den Regierungen Ernst ist um's Reformirenwollen, so haben sie, wie ich glaube, Nöthigeres zu thun. Sie sollten gegen das gewissenlose, verläum-

dungssüchtige Schreibervolk, gegen die Händelstifter und die faulen pflichtvergessenen Richter und andere Beamten, wenn es deren, wie ich vermuthe, genug giebt, zu Felde ziehen."

So dachte und plagte sich, wirkte, schuf und lebte Heinrich Kunz bis nahe an sein sechzigstes Jahr. Nun aber zeigten sich in seinen Gedanken, Urtheilen und Anschauungen die ersten Spuren des herannahenden Alters, ein Schwanken und endlich ein Sinken seiner Kräfte ward bemerkbar. Es wurde ihm nach und nach schwer, bei der Ausdehnung seiner großen Etablissements und dem Umfange des zu überschauenden Arbeiterheeres Alles wie früher zu überwachen und zusammenzuhalten. Er griff nach Hülfe und war unglücklich in seiner Wahl. Sein geistiges Auge fing an sich zu trüben; er durchschaute die Menschen nicht mehr. Schmeichler, abgefeimte Schurken und durchtriebene Heuchler fanden mehr und mehr williges Gehör bei ihm und unbedingtes Vertrauen. Diese waren es, welche sich an die Spitze eines von ihnen wohlorganisirten Spionier- und Polizeisystems stellten und unter ihren Fittigen bildete sich eine zahlreiche Diebsbande, welche stahl und verschleppte, wie und wo und soviel sie konnte. Vergeblich machte man Kunz darauf aufmerksam; er glaubte nicht daran, ja er lärmte laut auf, als, um dem grenzenlosen Unfug und einer krebsartig um sich greifenden sittlichen Verderbniß zu steuern, die Behörden einschritten. Es erfolgten Hausdurchsuchungen und Verhaftungen; eine Menge von Personen wurden Verhören unterworfen und damit begann eine Riesenprozedur, welche ohne Zweifel eine größere Zahl von Diebereien und noch massenhaftere Veruntreuungen an den Tag gebracht hätte, wenn nicht ein Haupt dieser Bande in der Untersuchungshaft durch Selbstmord sich dem Arm der Gerechtigkeit entzogen hätte. Erst jetzt überzeugte sich Kunz, welch grauenhafte Unordnung unter seinen Augen in seinen Fabriken eingerissen war. Der Gram darüber nagte an seinem Herzen. Ordnung war ihm stets über Alles gegangen; auf die Art, in der er sie handhabte, war er stolz gewesen. Wie mußte es seinen Ehrgeiz verletzen, daß die Welt nun erfuhr, wie es jetzt hinsichtlich seiner oft gepriesenen Ordnung stand! Gern hätte er alle Verluste dreifach getragen, wenn er dem Prozeß hätte vorbeugen und das Vorgefallene mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllen können. Tagelang wankte er in tiefen Gedanken versunken umher, wie ein Schatten. Er aß und trank nicht mehr und erholte sich nur langsam *von dieser Niederlage vor sich selbst*. Seit dieser Zeit war sein Selbstvertrauen vernichtet und jeder Wiederaufschwung seiner Kräfte unmöglich geworden. Er fing nun an, sich selbst zu beobachten, und ward mit Schrecken die Abnahme seiner Kräfte gewahr. Jetzt ließ er es sich angelegen sein, in den Personen jüngerer Verwandter kräftige Stützen zu gewinnen und theilweise seine Besitzungen zu verkaufen. „Sie müssen sich meiner Sache annehmen, Sie müssen zu mir kommen und mir beistehen", sagte er zu einem Nahestehenden. „Bei Gott, ich verkaufe sonst noch Alles. Ich fühle es wohl: *zuweilen kann ich noch regieren, zuweilen aber nicht mehr!*"

Wie sein Selbstvertrauen wich, wuchs sein Mißtrauen gegen Andere, und des sonst so charakterfesten Mannes bemächtigte sich ein Wankelmuth, der seinem Ruf und seinem Ansehen gefährlich zu werden drohte. Mit zwei jüngeren Ver-

wandten schloß er gleichzeitig einen Sozietäts- und einen Kaufsvertrag ab. Als er den letzteren unterschrieb, bemerkte ihm einer der Kontrahenten: „Herr Vetter, dies ist für uns alle ein wichtiger Schritt." — „Allerdings," war seine Antwort, „aber doch kein übereilter". Und dennoch scheiterte die Ausführung des Gesellschafts-Vertrags an seinem Widerstand, und den Kaufsvertrag machte er durch einen Vergleich rückgängig, infolge dessen er eine Besitzung abtreten mußte. Bald hernach und nicht ohne langes Bedenken veräußerte er die Fabrik in Oberuster, die sein wahrer Augapfel gewesen, und wo er früher so manche heitere und trübe Tage verlebt hatte. Auch dieser Schritt reute ihn schmerzlich. Er sah sich hierdurch gezwungen, seinen Wohnsitz anderwärts aufzuschlagen. In Windisch mochte er nicht bleiben, es war ihm zu entlegen. Niederuster war nicht nach seinem Wunsch eingerichtet. Das Leben in Zürich gefiel ihm auch nicht. Da kaufte er Schloß Greifensee, in der Hoffnung, dort eine bleibende Stätte zu finden; aber auch hier fühlte sich der ruhelose Krösus nicht behaglich. Endlich entschied er sich doch für Niederuster, um einigen älteren guten Bekannten nahe zu sein.

Gegen Mitte August 1859 unternahm er eine Vergnügungsreise nach München, besuchte daselbst einige Bekannte, dann verweilte er etliche Tage in Kannstadt. Krank kehrte er heim. Ein Fieber, Vorbote des Typhus, hatte ihn ergriffen; zusehends schwanden seine Kräfte hin. Er that sich Gewalt an, dies zu verbergen. Ein kaltes Bad sollte ihn erfrischen; aber es war zu spät. Den letzten Besuch, welchen er empfangen, begleitete er bis zur Treppe, da sank er plötzlich zusammen, doch mit den Worten: „Ich will!" raffte er sich wieder auf. Die Klarheit seines Geistes trübte sich indeß so sehr, daß es schien, als wolle sie nur für Augenblicke zurückkehren. „Mir ist nicht mehr zu helfen," war sein letztes Wort. Am 21. August entschlummerte er sanft in Mitte einiger seiner nächsten Verwandten — und am 24. begleitete eine zahlreiche Menge seine irdischen Ueberreste zur letzten Ruhestätte.

Tadellos verlief das Leben dieses merkwürdigen Mannes nicht, dennoch wird sein Name in den Kreisen, denen er vorzugsweise angehörte, noch lange fortleben, wenn das Andenken an diejenigen längst verschwunden ist, die Steine auf sein Grab geworfen.

Heinrich Kunz ist nie verheirathet gewesen; die Segnungen einer glücklichen Ehe kannte er nicht, und das erklärt so manche Härte und Lieblosigkeit in seinem Charakter. Nachdem er in den Jahren 1830—32 fruchtlos um die Hand der Tochter einer verständigen und gemüthlichen unbemittelten Familie geworben, gab er den Gedanken an die Ehe für immer auf. Wie schade ist es, daß die schönen Gemüthsanlagen, welche er bei verschiedenen Veranlassungen bekundete, nicht im Schoße einer liebenden Familie höhere Ausbildung erlangten. Ganz anders wäre es um ihn bestellt, wie viel glücklicher würde er gewesen sein, welch reichen Segen hätte er dann um sich verbreiten können!

Kunz zeigte sich stets wie er war. Im strengsten Winter, wie bei der größten Sommerhitze sah man ihn oft, selbst noch in vorgerückterem Alter, weite Fußtouren machen, während seine Pferde müßig im Stalle weilten. Er war ein rüstiger Fußgänger. Seine äußere Erscheinung hatte nichts Auffallendes für

den flüchtigen Beobachter, wer ihn aber in Gang und Haltung in seinem blauen Frack, seinen knappanliegenden Beinkleidern, mit einer stereotyp gewordenen weißen Halsbinde und seinem nachlässig getragenen Hute aufmerksamer betrachtete, dem entging auch nicht die in ihm scharf ausgeprägte Individualität. „Dieser Mann ist ein Narr oder Genie," sagte im großen Kursaal zu Wiesbaden ein hannöverischer Geistlicher zu einem Zürcher Gaste. „Mein Herr, er ist das letztere weit eher, als das erstere," war die Antwort und nach einigen weiteren Erklärungen schloß der Fremde: „Dacht' ich mir's doch, in diesem Manne rege sich eine bedeutende Kraft." Geschworner Feind alles Scheins und aller Verleumdung ging er seinen Weg, unbekümmert um das Urtheil der Menge. Nach politischem Einfluß hat er nie gestrebt; jene Volksbeglücker, welche hinter Wirthstischen bei großem Festjubel lehren, wie der Staat regiert werden müsse, waren ihm ein Greuel. Zweimal wurde er in den Großen Rath gewählt, 1842 sogar indirekt, als eine Anerkennung seiner Verdienste um die Industrie. Und in der That, derjenige, welcher das Linttthal heute durchwandert oder das Dorf Uster durchzieht, und der es sich schwach erinnern kann, wie es dort vor etwa dreißig Jahren aussah, der wird gern zugestehen, daß Kunz durch seinen Unternehmungsgeist außerordentlich dazu beigetragen, die Segnungen des Wohlstandes in jene Gegenden, gleich wie nach anderen, zu verbreiten. Sein glückliches Vorgehen, sein glänzendes Beispiel hat zu steter Nacheiferung angespornt und hauptsächlich dazu mitgewirkt, daß in dem Kanton Zürich die hohe Entwicklung der Baumwollen-Industrie sich Bahn brach, welche in so mancherlei Verhältnisse, namentlich auch des Gewerbestandes, tief eingreifend, heutzutage eine der Quellen des Wohlstandes Tausender von Bewohnern des genannten Kantons bildet.

Die entfesselte Arbeitskraft des Menschen ist der größte und unversiegbarste Nationalreichthum. Diesen Gedanken veranschaulicht Kunz durch sein ganzes Leben.

---

4. Josabe Raschle, Tobias An der Egg und die Baumwollen-Hausweberei im Toggenburg.

Durch Darstellung und Beleuchtung des Lebens und der Wirksamkeit eines Näf (I. Sammlung S. 840) sowie des „Spinnerkönigs" auf den vorhergehenden Blättern haben wir die Großindustrie in den Alpen, welche sich vornehmlich auf Verspinnst und Verarbeitung der Baumwolle basirt, kennen gelernt. Wir schließen unsere Betrachtungen, indem wir zur Vervollständigung noch einen Blick auf den Zustand der Hausindustrie in dem industriereichen Toggenburgischen Bezirk des Kantons St. Gallen werfen und dabei dem folgen, was Aug. Feierabend in M. Wirth's trefflichem Gewerbekalender für 1867, S. 35 bis 39 ff., berichtet.

Wenn der Wanderer von der Eisenbahnstation Wyl im Kanton St. Gallen den Schlangenwindungen der Thur thalaufwärts folgt, so führt ihn die Straße in das gewerbthätige Toggenburg. Dasselbe umfaßt vier dicht bevölkerte Bezirke,

nämlich Unter-, Alt-, Neu- und Obertoggenburg mit einer Einwohnerzahl von über 12,000 Seelen. Vom Hauptthale der Thur ziehen sich links und rechts grüne Bergthäler zwischen die Berge hinein mit reinlichen, hübschen Dörfern. Weiter thalaufwärts heben sich die malerischen Berge immer höher empor und treten näher zusammen, sodaß sie oft kaum Raum lassen für die Landstraße und den lebhaften Thurfluß. Oberhalb dem reinlichen Städtchen Lichtensteg, dem Wochenmarktsorte des Ländchens, beginnt in der Umgebung des großen Dorfes Wattwyl emsiger Gewerbfleiß sein reiches Leben zu entfalten, und zwar unten im Thal längs der Ufer des Flusses in neu entstehenden zahlreichen Fabriken, droben aber an den grünen Halden der Berge bis hinauf an die Alpen in dicht hingesäeten heitern Häuschen in tausend und abertausend Webkellern, wo bei fröhlichem Gesange der Weber und Weberinnen vom frühsten Morgen bis in die späte Nacht hinein die Weberschiffchen in ruheloser Bewegung hin und her tanzen. Kaum ein Drittheil der Bevölkerung ist der ursprünglichen Erwerbsart, der ausschließlichen Viehzucht, treu geblieben und kleidet sich noch in alter Sennentracht. Die übrigen zwei Drittheile erfreuen sich eines freilich sehr zerstückelten Grundbesitzes und betreiben neben fleißiger Bebauung desselben die Hausweberei. Einst Unterthanen des Fürstabtes von St. Gallen, waren sie in überwiegender Mehrzahl der Glaubensreform ihres gelehrten Landsmannes Zwingli gefolgt und hatten jahrhundertelang nach politischer Selbständigkeit gerungen, bis die Revolution die Macht des Fürstabtes mittels Aufhebung des Klosters St. Gallen brach und die Toggenburger freie Bürger des jungen Freistaates St. Gallen wurden. Bei diesem rührigen Völklein bietet die Hausindustrie des Baumwollengewerbes in der kurzen Zeitfrist von etwas mehr als einem Jahrhundert eine äußerst lehrreiche Geschichte. Gegen Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde im Mittellande in und um Wattwyl und oben im Thurthale das Handspinnen von Baumwolle eingeführt. Das neue Gewerbe verbreitete sich bald nach Ganterswyl, Helfenschwyl, Brunnadern, St. Peterszell, Mogelsberg und Degersheim, wo jetzt die Baumwollenfabrikation eifrig betrieben wird. Im Jahre 1780 kam ein altes Weib von Wattwyl her ins Bachhüsli in der Kirchengemeinde Oberglatt, wo jetzt das schöne Dorf Flawyl steht, und spann dort das erste „Bauelgarn“ am „Rädlin.“ Weil die Alte täglich doppelt so viel Schneller spann, als andere ehrliche Weibspersonen, so hielt man sie anfänglich für eine Hexe. Aber der reichliche Gewinn lockte bald zur Nachahmung, und diejenigen, die sich zuerst vor der Rädlispinnerei behüteten und besegneten, waren die Ersten, welche das gleiche Hexenwerk zu treiben begannen.

In den Jahren 1757 bis 1765 warf das Baumwollenspinnen bereits reichlichen Verdienst ab. Es wurde zuerst durchgehends „nasses Löthli- oder Briefgarn“ 50, 100, 150 und mehr Schneller aus einem Pfund gesponnen. Später spann man mehr trockenes Garn „am Rädlin“, 20, 40 auch 80 Schneller auf das Pfund. Fleißige Spinnerinnen konnten täglich 4 Schneller Baumwollengarn liefern, und 30 Kreuzer täglich, somit in der Woche 3 Gulden verdienen. Nach einem Artikel des Toggenburger Landmandates von 1759 mußte jeder Schneller 1000 Fäden oder Haspelumgänge haben.

Vorzugsweise die weibliche Bevölkerung, Knaben und ältere Männer be-

schäftigten sich mit dem Baumwollenspinnen. Die Baumwolle wurde weiß von St. Gallen, Zürich und Winterthur bezogen. Aus der levantinischen „Ruschbauel" wurde das gemeine grobe, aus der ost- und westindischen und brasilianischen feinern Baumwolle das feinere Garn für die Musselinweberei gesponnen. Eine Menge Baumwollenhändler durchzogen das Ländchen, ließen die Baumwolle spinnen, kauften auch das Garn und verhandelten es wieder außer Land. Bald begann man an der Stelle der Leinwandweberei überall zu Berg und Thal Baumwollenwebstühle zu errichten. Im Jahre 1771 galten 32 Stab $^{6}/_{4}$ breite Baumwollenstücke 11 Gulden. Um das Jahr 1780 begann in Hemberg, Mogelsberg und Degersheim die Musselinweberei. Ein Stück von 8 Stab grober Sorte galt 15 Gulden. Ein gewandter Weber konnte dabei in der Woche 3 Brabanterthaler verdienen. Feine glatte Musseline zu 8 Stab galten 44 Gulden.



Ansicht von Wattwyl.

Der größte Theil der im Toggenburg fabrizirten Baumwollenwaaren wurde in St. Gallen, Herisau und Teufen abgesetzt, der kleinere von den Druckfabriken in Mühlhausen, Neuenburg und im Aargau angekauft. Zugleich mit der Musselinweberei begann die Fabrikation von Baumwollentüchern mit gefärbten Garnen, in welcher die Toggenburger in unserm Jahrhunderte auf den fernsten Märkten Asiens und Amerika's die mächtige Konkurrenz mit England bestehen.

Das Weben solcher Tücher unterlag anfänglich großen Schwierigkeiten. Das rohe Toggenburgische Garn mußte zum Rothfärben nach Marseille geschickt werden und brauchte für die Reise hin und her ein volles Jahr, das Färberlohn für das Pfund kostete damals 3 Gulden; jetzt im Lande kaum 50 Kreuzer. Vom Jahre 1760 bis 1790 erlebte die Toggenburger Hausindustrie goldene Zeiten.

Es konnte nicht genug Waare hergestellt werden, und aus dem Zürichgebiet, wo die Landschaft nur für die Stadt fabriziren durfte, wurden daher auf Schleichwegen große Massen herbeigeschafft.

Der Ausbruch der französischen Revolution wirkte größtentheils ungünstig auf die Toggenburger Hausindustrie durch ihr den Handel und Wandel lähmendes Schreckenssystem, durch die Ausgabe der Assignaten, durch Sperrmaßregeln und den erzwungenen verlängerten Kredit. Durch Einfuhr von viel englischem Maschinengarn wurde das Landgarn sehr gedrückt. Die unternehmenden Männer, welche zuerst das Baumwollengewerbe in die Gemeinde Wattwyl einführten, waren Jakob Abderhalden in der Schomatten, Martin Girzendanner, Jakob Hartmann, Johannes Brunner und der kaufmännisch gebildete Sohn des Pfarrers von Brunnadern, Johann Georg Bösch.

Josabe Raschle und Tobias An der Egg wurden die Gründer zweier jetzt noch blühender großartiger Handelshäuser. Der Erstere, im Jahre 1756 in der abgelegenen Berggegend des Wattwylerlaad geboren, führte im Jahre 1780 im „Dürrwälderlande" oder im jetzigen Seebezirke und Gasterlande die Handspinnerei ein und betrieb sie mit unermüdlichem Fleiße und glücklichem Erfolge. Zu Fuß und zwei mit Baumwolle schwer beladene Marktsäcke auf den Schultern, wanderte der junge rüstige Mann hinüber in die Grafschaft Utznach und wog den Spinnern von Haus zu Haus ihren Baumwollenbedarf vor. Gleichzeitig nahm er gegen Bezahlung des Spinnerlohns das zuweilen fertige Garn in Empfang und kehrte damit Abends wieder schwer beladen nach Hause. Anfänglich verkaufte er das so erworbene Garn wieder an größere „Garnkrempler." Bald sah er jedoch ein, daß es ihm mehr Gewinn bringe, wenn er es selbst verarbeitete. Er verwendete es daher zuerst zu gröbern Baumwollentüchern und dann bald darauf zu farbigen Kattunen und Taschentüchern. Um dem Postverkehr und seinen Webern näher zu sein, verließ er im Jahre 1805 die abgelegene Laad und bezog das im Dorfe Wattwyl gekaufte Haus, in welchem er sich, von einer musterhaften Hausfrau in dem Baumwollengewerbe tüchtig unterstützt, ein schönes Vermögen erwarb. Er starb im Jahre 1826 und hinterließ seinen beiden Söhnen den Ruf eines ehrenfesten, ernsten und braven Biedermannes. Die Söhne führten anfänglich das Geschäft unter der väterlichen Firma „Josabe Raschle" gemeinsam fort. Der Aeltere, Abraham Raschle, besorgte die Fabrikation und die innern Verhältnisse des Geschäftes, der Jüngere, Rudolph, auf großen Geschäftsreisen nach Italien, Holland und England den Verkauf der Waaren. Auf denselben machte er sich mit den Bedürfnissen des Verkaufs im Großen und mit den Vermittlungsorganen zwischen Erzeugung und Verbrauch gründlich bekannt. Er kam dadurch zu dem Entschlusse, ein eigenes ausgedehntes und vielverzweigtes Geschäft zu gründen. Daher trat er im Jahre 1832 aus der Geschäftsverbindung mit seinem Bruder und gründete sodann das heute noch unter seinem Namen blühende großartige Baumwollenfabrikations- und Handelsgeschäft, welches seine Agenten in allen Welttheilen hat und viele tausend Arbeiter beschäftigt. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß ein Exportgeschäft, das bei allen Wechselfällen, welche es bestehen soll, lohnend sein soll, von zuverlässigen, treuen und sachkundigen Händen

geleitet werden müsse, ließen sich Rudolph Raschle und sein späterer Geschäftsgenosse, Jakob Lanz, keine Opfer gereuen, um die überseeischen Geschäfte eigenen Abgeordneten des Hauses anvertrauen zu können. Das Haus besorgt gegenwärtig seine direkten Verkäufe auf dem Kontinent durch seine eigenen Reisenden und Agenten, und zwar in Holland, in den Hansastädten, in Wien für die Türkei, in Triest, in Ober- und Unteritalien, in London und Paris; es hat seine Niederlagen in Amerika, Ostindien, in der Levante, in Syrien und selbst in Hinterindien. In kleinerm Maßstabe besteht die Firma „Abraham Raschle" fort.

Tobias An der Egg, im Jahre 1751 in der Berggemeinde Enatbühl im Ober-Toggenburg geboren, war der Sohn des Johann Georg An der Egg, der die Alpenwirthschaft und die Salpetersiederei betrieb. Als achtzehnjähriger Bursche wanderte er barfuß in die Fremde, um daselbst sein Brot zu verdienen. Er fand zuerst bei dem obrigkeitlich angestellten Zürichboten Balz Girzenbanner in der Gemeinde Wattwyl ein Unterkommen, später im Jahre 1772 eine Anstellung in Wattwyl. Dort blieb er acht Jahre, und es fehlte ihm nicht an trefflicher Gelegenheit, sich recht tüchtig für das Leben auszubilden. Seine Geschicklichkeit und genaue Kenntniß der Baumwolle verschafften ihm im Jahre 1780 die Stelle eines Faktor in dem Hause von A. Biedermann und Comp. in Winterthur, woselbst ihm bald der Baumwollenverkauf und der Einkauf der Baumwollentücher anvertraut wurde. Oft begleitete er seine Prinzipale auf die damals von den Schweizer Kaufleuten noch stark besuchten Messen von Oberitalien und ließ es sich dann nicht nehmen, bei der damaligen Unsicherheit, die Nacht auf der Zimmerthürschwelle seines Herrn zuzubringen. Auf den Rath dieses ihm väterlich gesinnten Freundes gründete Tobias im Jahre 1790 im Bundt bei Wattwyl ein eigenes Geschäft und verehelichte sich gleichzeitig mit Barbara Abderhalden aus der Schomatten, welche ihm nicht nur eine viel begabte und verständige Hausfrau, sondern auch eine ausgezeichnete Gehülfin in dem Handelsgeschäfte wurde. Sie schenkte ihm drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, auf deren Erziehung er alle seine Liebe und Sorgfalt verwendete. Leider hatte er im Jahre 1820 das Unglück, sein Augenlicht zu verlieren, und mußte infolge dessen den Kindern die Führung seines großartig aufgeblühten Fabrik- und Handelsgeschäftes überlassen. Sechs Jahre nachher starb er. In dankbarer Erinnerung behielten die Söhne die Firma „Tobias An der Egg" bei, die in den entferntesten Weltgegenden guten Klang hat.

Als einer der ersten Gründer des Baumwollengewerbes im Toggenburg zeichnete sich weiterhin Johann Heinrich Hartmann von Kappel aus. Sein Vater war daselbst Hufschmied, und Heinrich lernte zuerst das Weißgerberhandwerk. Nach manchen auf der Wanderschaft zugebrachten Jahren kehrte er mit viel Welt- und Menschenkenntniß nach Hause zurück. Hier rieth ihm ein Freund, sich dem eben aufblühenden Baumwollengewerbe zu widmen. Hartmann beachtete mit Eifer und gutem Erfolge den Freundesrath, kaufte in Winterthur Baumwolle und ließ sie im Lande spinnen und weben. In kurzer Zeit war er nicht nur einer der einflußreichsten Fabrikanten im Toggenburg, sondern erwarb sich auch durch einen ausgedehnten Handel mit Garn und Baumwollentüchern

ein ansehnliches Vermögen. Er trat mit Grob jun. in Wattwyl in eine Handelsverbindung, baute im Jahre 1783 das stattliche Haus im „Bundt,“ die jetzige Besitzung der Firma Tobias An der Egg, und starb im Jahre 1800.

Ganz eigenthümlich gestaltete sich im Toggenburg das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Eine große Anzahl Toggenburgischer Baumwollenweber kehrten nämlich gerade zur Zeit der Entwicklung des Baumwollengewerbes im Toggenburg aus der Fremde heim. Sie schwangen sich zu „Webermeistern“ auf, indem sie die Weber im Toggenburg, die bisher für St. Gallensche und Appenzellensche Webermeister „Stücke“ gewoben, nun selbst beschäftigten. Bei dieser Aenderung befanden sich nicht nur die Weber, sondern auch die Spuler und Spinnerinnen weit besser, weil sie nicht mehr in die Ferne zum Fabrikanten zu gehen hatten, womit sie sonst viel Zeit verloren. Dieser Umschwung der Verhältnisse war denn auch eine Mitursache, daß die Stadt St. Gallen, die zu Anfang des letzten Jahrhunderts nicht nur Handels- sondern auch Fabrikstadt war, nachgerade auf Herstellung der Baumwollenwaaren verzichten mußte.

Galt die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als die eigentliche Paradieses- oder Wiegenzeit der Baumwollen-Hausindustrie des Toggenburg, so kam mit dem neunzehnten Jahrhundert die eigentliche Sturm- und Drangperiode für dieselbe, und eine schwere Prüfungszeit. Durch die Schlag auf Schlag einander folgenden großen Erfindungen in der Chemie und Mechanik drängten sich auch in dem Toggenburg Krisen auf Krisen; doch ungebeugt und gestählt ging die Fadenindustrie aus den Kämpfen und Gefahren hervor.

Der erste Schlag traf infolge der Einführung des englischen Maschinengarns die Handspinner und das Handgespinnst und durch die Schnellbleicherei die Naturbleichen. Aber die muthigen Toggenburger wußten sich bald zu helfen. Sie führten ebenfalls die Schnellbleiche und den Schnellschützen mit der mechanischen Weberlade ein, und Tausende, die bisher gesponnen, warfen sich jetzt unverdrossen auf die Baumwollenweberei. Fast in jedem Hause des Ländchens konnte jetzt der Wanderer das klappernde Geräusch des Webstuhls, das verhexte „Tättätä! Tättätä! Tättätä!“ hören. Wie wir aus der ersten Sammlung dieses Werkes wissen, legte Christian Näf schon im Jahre 1805 zu Rapperswyl den Grund zur ersten mechanischen Spinnerei in der Ostschweiz. Bald begannen auch andere Weber auf eigene Rechnung zu fabriziren, indem sie sich einige Päcke Garn kauften, etliche Stücke fertigten und mit dem Weberlohn als Gewinn sich begnügend, gegen baar Geld verkauften, um wieder neues Garn und Webestoffe kaufen zu können. Dieses Verfahren in Verbindung mit der Schnellproduktion hatte ein Sinken der Waarenpreise zur Folge. Kaufleute aus der Nachbarschaft suchten die Weber auf, kauften ihnen die Waare roh ab, ließen dieselbe schnell bleichen und verkauften sie zu Hause meist mit geringem Gewinne.

Somit war die Konkurrenz der Toggenburger Baumwollenwaaren mit den englischen bereits thatsächlich ins Leben getreten. Um hierbei ihren Mitbewerbern den Vorrang abzulaufen, warfen sich die Engländer nun auf die Vervollkommnung der Waarenappretur. Dadurch wurde es ihnen möglich, eine Menge schlechter Baumwollenartikel unter dem Deckmantel glänzender Zurichtung zu Spottpreisen loszuschlagen und die auswärtigen Märkte zu überschwemmen.

Hierunter litt natürlich im Anfange auch die Toggenburger Industrie. Doch glich sich dies bald aus, weil die Käufer durch Erfahrung die schlechtere Qualität der englischen Waaren bald erkannt hatten, und die Toggenburger Fabrikanten anderseits in immer vervollkommneterer Zurichtung mit den Engländern wetteiferten.

Durch den Cambric-Appret traten die Toggenburger Artikel in Italien und Deutschland mit den englischen in siegreiche Konkurrenz. Die 35 Zoll breiten Stücke zu 32 Stab Cambric fanden guten Absatz, vornehmlich nach Frankreich. Die Herstellung der farbig gewobenen Baumwollentücher vervollkommnete sich ebenfalls. Zur Zeit der Kontinentalsperre im Jahre 1806 nahm die Toggenburger Baumwollen-Industrie einen weitern Aufschwung. Die Weber waren vollauf beschäftigt. Eine Elle glatten Musselins galt 30 Kreuzer. Mancher Weber verdiente täglich einen halben Thaler, und von der feinsten Waare erhielt er auf den Stab einen Gulden Weberlohn. Um das Jahr 1810 begann die Fabrikation der weißen Herren-Halstücher. Im Jahre 1823 wurden in Flawyl und Oberutzwyl die ersten Jacquardmaschinen errichtet, welche ohne besondere Gehülfen die Besorgung der Fachbildung und die Ausführung von Musterzeugen nach größeren Zeichnungen ermöglichten. Infolge dessen kamen nun die sogenannten Jacquardartikel in den Handel. Mit dem Eindringen der verbündeten Mächte in Frankreich und Italien während der Jahre 1813 und 1814 konnten dann auch die Toggenburger Artikel nach Frankreich und Italien eingeführt werden. Dieselben stiegen daher rasch im Preise, und mit ihnen zugleich die Weberlöhne. Der wohlfeile Preis des englischen Garnes erleichterte die Erzeugung der Musselingewebe. Nach der Verbannung Napoleon's und mit der Wiederkehr der Bourbonen wurde die Einführung fremder Baumwollenwaaren in Frankreich verboten, und die strengsten Maßnahmen gegen das Einschwärzen schweizerischer Waaren ergriffen. Die schwere Zeit der Theuerung im Jahre 1817 verlangte Abhülfe und kostete neue Anstrengungen, bis sich endlich die Toggenburger Baumwollenwaaren Bahn nach dem Orient brachen. Bald gelangten die Toggenburger Artikel bis nach Persien und an die Grenzen von China. Zum Vertrieb der Waaren richteten sich die Blicke der St. Galler Kaufleute nunmehr auch nach Amerika. Durch diese Ausdehnung des Ausfuhrhandels gewann in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die Hausindustrie des Toggenburg einen ganz neuen Aufschwung. Anfangs der dreißiger Jahre wurden alle Vorräthe, namentlich von gröbern Waaren, aufgekauft, und Baumwolle, Garn und Gewebe stiegen beträchtlich in die Höhe. In den Jahren 1835 und 1836 trat ein solcher Garnmangel ein, daß von Nr. 40 das Pfund um zwanzig Kreuzer in die Höhe ging, ohne daß deshalb der Rohstoff — die Baumwolle — theurer gewesen wäre. Dieser Umstand veranlaßte damals die Vermehrung von Spinnereien und Jacquardstühlen. Seit dem Jahre 1837 hörte der Bezug von ausländischem Garne, mit Ausnahme der ganz feinen Sorte über Nr. 140, gänzlich auf, indem die einheimischen Spinnereien durchgängig den Bedarf bis zu dieser Nummer befriedigen konnten. Mit dem Jahre 1839 gewannen die Geschäfte wieder neues Leben. In den Jahren 1840 bis 1844 machten einige Toggenburger Fabrikanten mit den dem Geschmacke und Bedürfnisse angepaßten Jacquardartikeln im Orient lohnende Geschäfte. Das Steigen

der Garnpreise im Jahre 1846 brachte die Fabrikation in eine schwierige Lage. Vom Jahre 1848 an nahm sie einen günstigen Verlauf bis 1850, wo wieder einige Rückschläge eintraten, an denen aber die Fabrikanten selbst Schuld waren. Durch Ueberproduktion wurden nämlich die Preise ganz außerordentlich herabgedrückt, und dadurch wurde Maß und Qualität der Waare schlechter. Das brachte die bisher so gesuchten Artikel auf den Märkten des Orients rasch in Verruf.

Schon in den dreißiger Jahren erfolgte die gänzliche Emanzipation der Toggenburger Fabrikanten von den Kaufleuten in St. Gallen, und zwar nicht nur aus dem natürlichen Unabhängigkeitstrieb, sondern auch wegen des Verhältnisses der Fabrikanten zu den Arbeitern. Die Kaufleute machten nämlich den Fabrikanten nur so lange Waarenbestellungen, als sie Aussicht hatten, selbe wenigstens ohne Verlust absetzen zu können, unbekümmert um das Schicksal von Tausenden brotloser Arbeiter in der Zwischenzeit. Der Fabrikant aber fühlte sich in einem nähern Verhältniß zu denselben, und um nun in der geschäftsstillen Zeit auf Lager arbeiten zu können, mußte er wissen, bei welchen Waarenartikeln er am wenigsten Gefahr lief. Diese Rücksicht drängte daher den Fabrikanten, ohne die Mittelsperson des Kaufmanns direkte Absatzpunkte für seine Waaren aufzusuchen, wie wir dies schon in dem Artikel über M. Näf auseinandersetzten.

Heute sind die Erzeugnisse der Toggenburger Hausindustrie durch den Handel bereits über den ganzen Erdboden verbreitet. Trotzdem steht derselben dermalig ein gewaltiger Wandel bevor. Zur Zeit des amerikanischen Krieges und bei den ungeheueren Baumwollenpreisen haben die Toggenburger Fabrikanten in der Schreckenszeit der Fallimente mannhaft Stand gehalten, aber auch einsehen gelernt, daß die Zeit der Handweberei vorüber und dagegen diejenige der mechanischen Weberei unabweisbar gekommen ist. In der geschäftsstillen Zeit entstanden daher dem Laufe der Thur entlang Fabriken neben Fabriken, die nun schwunghaft arbeiten. Die Handweberei wird zwar neben der mechanischen Weberei noch fortbetrieben, indessen ist vorauszusehen, daß sie unser Jahrhundert nicht überdauern wird. Der regsame Toggenburger wird sich aber alsdann in anderer Weise zu helfen wissen.

In Verbindung mit der Baumwollen-Manufaktur hat kaum ein anderer Zweig der Gewerbe-Industrie größere Bedeutung erlangt, als die Kunst der Farbengebung und damit zusammenhängend der Kattundruck, dessen wir bereits in der ersten Sammlung dieses Werkes ausführlicher gedachten, als wir unseren Lesern die großartige Thätigkeit und die Verdienste der englischen Familie Peel und den interessanten Lebensgang Richard-Lenoir's vorführten. An dieser Stelle handelt es sich um das ersprießliche Wirken einer zweiten zu Ruf und Ansehen gelangten Familie, die durch Geburt Deutschland und der Schweiz angehört, deren Wirksamkeit jedoch leider nicht unserem Vaterlande, sondern Frankreich zu Gute gekommen ist.

Damit vervollständigen wir zugleich das entworfene Bild von der Entwicklung der Baumwollen-Manufaktur, welche wir in den vorliegenden zwei Sammlungen unseres „Buches berühmter Kaufleute" unseren Lesern darbieten.



Philipp Oberkampf.

5. Christ. Philipp Oberkampf,

der Begründer des Zeugdrucks in Frankreich durch die Etablissements von Jouy.

(1738 bis 1815).

In stiller, geheimnißvoller und sympathiereicher Sprache redet die Natur zum Gemüth des Menschen durch die Farben. Das Wohlgefallen an schönen Farben liegt tief im menschlichen Wesen begründet und hat sich bei allen Völkern auf den verschiedensten Kulturstufen mehr oder weniger geltend gemacht. Denn es ging Hand in Hand mit dem Bestreben, das Wohlgefällige festzuhalten, aufzusuchen oder selbst hervorzurufen, um es auf die umgebenden Dinge, Kleidung, Schmuck, Wohnung, Geräthe oder selbst auf die eigene Haut zu übertragen. Nicht immer sind es gerade die höchst kultivirten Völker gewesen, welche in der Verwendung und Zusammenstellung der Farben den feinsten Instinkt, das richtigste Gefühl bekundet haben. Wohl aber erhöht sich gleichen Schrittes mit der steigenden Kultur die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Farbengebung und

Farbenverwendung. Was sonst nur nebensächlich und zunächst zur Genugthuung des eigenen Geschmacks betrieben wurde, das wird zur Profession, zur Industrie, verzweigt sich zu zahlreichen und immer neuen Industrien und nimmt endlich auf dem Felde der menschlichen Arbeit eines der ausgedehntesten und belangreichsten Gebiete ein. Wollten wir uns vergegenwärtigen, welche zahllose Menge von Händen in den verschiedensten industriellen Zweigen fort und fort lediglich damit beschäftigt sind, den Dingen eine andere, uns mehr zusagende Außenseite zu geben, als die Natur ihnen verlieh, wie viele Köpfe immerfort an neuen Fortschritten in den farbengebenden Künsten arbeiten, wie viele hierauf bezügliche Erfindungen bereits gemacht worden: wahrlich, es würde eine lange, in der That kaum völlig zu erschöpfende Musterung geben.

Eine besondere Art der verschönernden Farbenverwendung ist der Zeugdruck, einer der kräftigsten Zweige an dem lebendigen Baume unserer heutigen Industrie, obschon nicht von hohem Alter, denn es ist nicht viel über hundert Jahre her, daß in Europa und zwar vorzüglich in Deutschland die ersten einschlägigen Versuche gemacht worden sind. Anregung und Vorbilder dazu gaben die bunten Stoffe, welche der Handel aus Persien und Ostindien herbeiführte, und von denen namentlich die letzteren nichts anderes waren als leichte Baumwollstoffe mit aufgesetzten farbigen Mustern, d. h. Kattune. Damals also waren Kattune, als weither gekommene, theure, unnachahmliche Artikel, Gegenstand der Sehnsucht und der Putzliebe einer hochfeinen Damenwelt; sie sind bekanntlich längst auf eine tiefere Skala der Werthschätzung herabgesunken und ein Verbrauchsartikel der niederen Stände geworden; aber auf der breiten demokratischen Grundlage hat sich die druckende Industrie um so sicherer begründet und aufgebaut. Kleine Leute, wenn ihrer genug da sind, geben ebenso gute und besser berechenbare Konsumenten ab als vornehme, und in dem Kalkül des Fabrikanten wiegen fünfzig Dienstmädchen gewiß reichlich eine große Dame auf. Baumwolle wird stets die allgemeine Grundlage des Kattundrucks bleiben, das Wechselnde liegt also nur in den Mustern. Mit den Mustern aber geht es wie mit den Variationen in der Musik, man kann sie tausendfach abwandeln und anscheinend immer etwas Neues bringen, sodaß also auch den kleinen Leuten das Vergnügen nicht versagt bleibt, immer „mit der Mode fortgehen" zu können.

Es ist bekannt, daß in Deutschland zuerst und schon seit dem XIV. Jahrhundert der Kupferstich und der Holzschnitt, zum Zwecke der Herstellung von bunten Spielkarten und anderen Bildwerken ausgeübt, späterhin auch der Buchdruck erfunden und sogleich auf eine hohe Stufe geschmackvoller Ausbildung erhoben ward. Erscheint es somit nur folgerecht, daß auch der Zeugdruck, dessen Manipulationen so vieles mit jenen Künsten gemein haben, bei uns zuerst aufkam, so könnte es doch Wunder nehmen, daß dies so spät und erst nach Verlauf dreier Jahrhunderte geschah. Dies wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, daß es sich nicht allein um das Aufbringen eines Druckmusters auf ein Stück Zeug, sondern hauptsächlich auch darum handelte, es so auszuführen, daß die Farben nicht durch Tragen und Waschen allzubald wieder verloren gingen. Unerhörte Anstrengungen wurden anfänglich in dieser Beziehung gemacht und doch nur geringe Erfolge erreicht, denn der Zeugdruck ist vor allem eine chemi-

sche Kunst; die Chemie aber stand im vorigen Jahrhundert noch in ihren Kinderschuhen und konnte erst später belehrend und aufklärend eingreifen. Außer einigen unbestimmten Nachrichten über das Fabrikations-Verfahren in Indien fehlte aller Anhalt; das alte Aegypten, das ein näherer Lehrmeister hätte sein können, war schon ein paar tausend Jahre todt und vermodert, und manche werthvolle technische Kunst war mit ihm zu Grabe gegangen, die in späteren Zeiten erst wieder entdeckt oder ersonnen werden mußte. So erzählt uns der Römer Plinius von den Färbekünsten der Aegypter als einer großen Merkwürdigkeit, daß sie ihre Zeuge mit farblosen Stoffen behandelten und dann in eine einzige Farbebrühe tauchten, woraus sie in verschiedenen Farbenmustern und Schattirungen hervorgegangen wären. Man kannte also in jenen alten Zeiten schon Bindemittel oder Beizen und arbeitete in demselben Sinne wie wir es heute auch thun. Ohne Beizen könnte aber auch von einer Färberei und Druckerei kaum die Rede sein, da nur äußerst wenige Farbestoffe sich ohne ein solches Hülfsmittel haltbar mit der Gespinnstfaser verbinden, und da andererseits auch die Faserstoffe selbst sich hinsichtlich der Farbeannahme sehr verschieden verhalten, sodaß sich im Allgemeinen Wolle und Seide am besten, Baumwolle schon weniger gut ausfärbt und die Flachsfaser sich hierin am widerspenstigsten zeigt. Heute nun haben Praxis und Wissenschaft bereits zu einer reichlichen Auswahl von Hülfsmitteln und Kombinationen verholfen, um die Haltbarkeit und den Glanz der Farben sowie die Mannichfaltigkeit der Nuancen zu steigern. Man kann sowol mit Beizen als mit Farben drucken. Grundirt man den ganzen Stoff mit einer Beize, so bekommen die nachgehends aufgedruckten farbigen Muster ihre Haltbarkeit. Andererseits druckt man die Muster in einer Masse vor, welche an den Stellen, wo sie aufgetrocknet ist, beim nachherigen Ausfärben im Kessel das Anhängen der Farbe hindert und nach dem Auswaschen die betreffenden Stellen weiß erscheinen läßt. Solche Mittel heißen Reservagen oder Deckpappe. Statt des Deckens kann man aber auch auf vorher gefärbten Zeugen Stoffe aufdrucken, welche die Eigenschaften haben, an ihrer Stelle die bereits erzeugte Farbe wieder zu zerstören und den weißen Grund hervorzubringen. Solches sind die Aetzbeizen oder Enlevagen, die man ferner auch so zusammensetzen kann, daß sie gleichzeitig das Gewebe ihres Orts zur Aufnahme einer zweiten Farbe geeignet machen, die bei nochmaligem Ausfärben zum Vorschein kommt. Der Druck mit Beizen (Vordruck), der immer beim Ausfärben den Grund ungefärbt läßt, kann auf einem und demselben Stück mehrmals in verschiedenen Farben wiederholt werden. Auch verwendet man Farben gleich mit Beizen vermischt (Applikations- oder Tafelfarben), die somit unmittelbar haftend aufgesetzt werden können. Viele Farben werden durch Berührung mit chemischen Agentien wesentlich modifizirt: ein schon bedrucktes Zeug kann also auch noch dadurch an Nuancen bereichert werden, daß man mit einer solchen umfärbenden Substanz noch eine Musterung in die vorhandenen Figuren eindruckt. Bei vielen Applikationsfarben ist zur Befestigung auf dem Stoffe noch die Einwirkung heißer Wasserdämpfe erforderlich; dies sind dann die sogenannten Dampffarben. Die verschiedenen Beizen selbst bewirken verschiedene Farbentöne, was bei solchen, die an sich schon eine Farbe erzeugen

(Eisenlösungen, Katechu ꝛc.) leicht, bei den farblosen schwerer erklärlich ist. So können mit einer Krappfarbenbrühe erhalten werden: durch Thonerdebeizen Rosen- bis Hellroth, durch Eisenbeizen Lila, Violett bis Schwarz, mit Gemengen von beiden Braun. Mustert man also einen Stoff mit solchen verschiedenartigen Beizen, so kommt das von Plinius bewunderte ägyptische Kunststück heraus.

Im Vergleich mit den heutigen Mitteln und Apparaten waren die ersten Anfänge des Zeugdrucks in Europa dürftig genug. Anfänglich hatte man versucht, die schönen indischen und persischen Muster — immer auf Baumwollenstoff — mit Pinsel und Feder nachzuahmen, und ging dann zu dem mehr förderndem Mittel des Druckens über. Man druckte ganz wie bei den Spielkarten mit Holztafeln die Umrisse, und was sich sonst etwa wiedergeben ließ, und vollendete die Arbeit durch Einmalen. Deutschland und nach ihm Holland und England pflegten die neue Industrie schon geraume Zeit, bevor sie auch in Frankreich Platz finden konnte. Dort war bis in die letzten Regierungsjahre Louis XV. die Fabrikation und Einfuhr gedruckter Kattune streng verboten. Die französischen Handelskammern hatten das Verbot ausgewirkt, weil, wie es hieß und auch allgemein geglaubt wurde, sonst die Hanf-, Leinen- und Seiden-Industrie bedeutend beeinträchtigt werden würde. Was die Franzosen damals von Kattunen kaufen wollten, und sie wollten gern kaufen, schon weil es verboten war, konnte nur auf dem Wege des Schmuggels über die Schweizergrenze herbeigeschafft werden. Doch gab es merkwürdig genug in Paris ein Stadtviertel, in welchem der Kattunhandel sich auf neutralem Boden befand und vom Gesetz nicht erreicht werden konnte. Hier wurde die Schmuggelwaare öffentlich verkauft, und es gab daselbst sogar eine Fabrik solcher Artikel, die ein Ausländer gegründet hatte. Die ganze Prohibitiv-Wirthschaft wurde aber endlich unhaltbar infolge des großartig gewordenen Schmuggels sowol, als weil selbst im Inlande immer mehr *geheime* Kattunfabriken ihr Wesen trieben. So gab endlich im Jahre 1759 ein Handelsgesetz Ludwig's XV. dieser Industrie freien Zutritt im Lande, und wie gerufen war sogleich auch schon der Mann vorhanden, der es vermochte, das immerhin noch junge und bildungsbedürftige Wesen seiner Entwicklung und Ausbildung so weit zuzuführen, daß es das wurde, wozu seine natürlichen Anlagen es befähigten, — eine *Großindustrie*. Dieser Mann hieß *Philipp Oberkampf*, ein junger Deutscher, der dieses Erzieheramt mit solchem Erfolg verwaltete, daß ein halbes Jahrhundert hindurch die Geschichte des Zeugdrucks fast an diesen Mann allein sich knüpfte. Und obschon es die damaligen Zustände mit sich brachten, daß auch dieser Deutsche sich seinen Wirkungskreis in fremdem Lande schaffen mußte, so sind doch die Früchte seiner Arbeiten, die zunächst allerdings Frankreich erntete, auch der Allgemeinheit zu Gute gekommen. Oberkampf verdrängte in ganz Europa die morgenländischen Stoffe; die Indiennes und Persiennes kamen nun aus Frankreich, demselben Lande, das am spätesten in diese Industrie eingetreten war. Frankreich wurde für lange Zeit der Ton- und Modeangeber in den feineren Kattundruckwaaren, aber die dadurch hervorgerufene auswärtige Konkurrenz ist nicht ohne Erfolg geblieben. Heute steht die Industrie namentlich auch in Deutschland an vielen Orten fest begründet und giebt vielen Tausenden betrieb-

samer Menschen das Brot, um das wir alle bitten. Die Einfuhr französischer feiner Drucke nach Deutschland hat bedeutend abgenommen, nachdem im Inlande, besonders in Sachsen und Westfalen, solche fast ebenso gut, zum Theil noch besser erzeugt werden.

Der Mann, welchem Industrie und Handel so Großes verdanken, galt während seines Lebens als ein Muster felsenfesten Selbstvertrauens, seltener Beharrlichkeit und Ausdauer in Erstrebung eines vorgesteckten Zieles, großer Gewandtheit in Auffindung von Mitteln und Wegen zum Zwecke. Aber auch seinem edlen Charakter und Herzen hat man Gerechtigkeit widerfahren lassen und das Alles verdient wohl, daß wir vor dem Bilde seines Lebens mit einiger Theilnahme verweilen.

Oberkampf's Vater und Großvater waren von Profession Färber. Nach vollbrachter Wanderschaft fand der erstere lange nicht die Stätte, wo er seinen Wanderstab zur Ruhe stellen konnte; er hatte in Fulda, in Mainz und Straßburg vergeblich sich bemüht, die Erlaubniß zur Gründung eines Geschäfts zu erlangen. Seine Absicht war, sich auf den Zweig des Druckens zu verlegen, wovon er auf seinen Reisen Einiges gelernt hatte. Viel war dies nach unseren Begriffen gerade nicht: er konnte nämlich mit Reservagen drucken und blau ausfärben und erhielt somit ein weißes Muster auf blauem Grunde. Aber selbst dies Wenige war damals noch eine Art Geschäftsgeheimniß. Er etablirte sich schließlich in Weißenburg im Anspachischen, wo ihm am 11. Juni 1738 unser Christoph Philipp geboren ward. Einige Jahre später veranlaßte ihn eine Fabrik in Klosterheilbronn zur Uebersiedelung dahin. Hier sollte er Flanelle färben, die nachgehends durch Kupferplatten mit einer oder zwei Farben bedruckt wurden. Da Alles, was mit dem Drucken zusammenhing, ihn mächtig anzog, so hatte er diese Offerte mit größter Bereitwilligkeit angenommen. Er gab aber deshalb die Versuche im Kattundruck nicht auf und brachte es endlich dahin, daß er umgekehrt blaue Muster auf weißen Grund drucken konnte, damals etwas Unerhörtes und für unmöglich Gehaltenes. Dieser Erfolg brachte ihn vorwärts; eine Baseler Kattunfabrik engagirte ihn, und so sah er seinen sehnlichsten Wunsch, in ein derartiges Geschäft zu kommen, erfüllt. Hier erhielt der Knabe Philipp Unterricht im Zeichnen und Graviren und zeigte sich bei den seiner Jugend angemessenen Arbeiten in der Fabrik ebenso aufmerksam als intelligent. Nachdem der Vater später noch ein paar Jahre Direktor einer Kattunfabrik zu Schäffisheim gewesen, wünschte er sich auf eigene Rechnung zu etabliren und fand hierzu endlich die Erlaubniß beim Rathe zu Aarau. Der junge Philipp, damals etwa 12 Jahre alt, hatte den Vater auf seinen verschiedenen Umzügen überall hin begleitet, und so wanderten die Beiden im Jahre 1755 auch zu Aarau ein, ihre ganze Habseligkeit im Ränzel bei sich tragend.

Das kleine hier begründete Geschäft fand guten Fortgang; Oberkampf fertigte für jene Zeit sehr gute Kattune, und der Sohn machte sich dabei sehr nützlich, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und zeigte überhaupt einen regen und strebsamen, leicht fassenden Geist. Nach einigen Jahren aber, nachdem es in des Vaters Geschäft nichts mehr für ihn zu lernen gab, sehnte er sich hinaus in die Welt, um zu lernen und sein Glück zu versuchen. Da aber der Vater

von alledem nichts hören wollte, so gab es harte Kämpfe, bei denen indeß die Mutter dem Sohne treulich zur Seite stand. Der junge Mensch war Anfangs willens, nach Spanien zu gehen, vielleicht nur, um gleich recht weit fortzukommen, wie es im jugendlichen Sinne liegt. Praktische Gründe entschieden indeß für Frankreich, und so kam der junge 18jährige Arbeiter, nachdem er ein halbes Jahr bei Köchlin & Dollfus in Mühlhausen als Graveur fungirt — von seinem Talent im Graviren verhoffte er sich viel — endlich im Jahre 1758 nach Paris, allein, zu Fuß und ohne ein Wort der fremden Sprache zu kennen. Hier gab es zur Zeit nur zwei geduldete Kattunfabriken, in welchen Oberkampf nacheinander Arbeit nahm, aber die Zeit der Freigabe der Industrie war nahe, und als nun ein königlicher Beamter, Herr Tavannes, der durch seine Stellung den Beschluß früher erfuhr, sich beeilte, eine neue Fabrik anzulegen, mußte ihm, dem Nichtfachkenner, ein Mann von der Vielseitigkeit Oberkampf's höchst erwünscht sein, denn dieser erbot sich nicht nur zu den Funktionen eines Zeichners, Druckers, Färbers, Koloristen und Korrespondenten, sondern auch zur Erweiterung und Vervollständigung des Geschäfts. So wurde Philipp Werkmeister und Gewinntheilhaber einer Fabrik, die er allerdings erst noch schaffen sollte. Immer von groß angelegten Plänen erfüllt, wurde es ihm in dem Geschäfte, das in einer traurigen Vorstadt des alten Paris versteckt war, bald zu eng. Hier war kein Platz für große Erfolge; warum sollte man nicht lieber aufs Land hinaus ziehen, wo Raum und wohlfeilere Arbeitskräfte nach Bedarf zu Gebote standen? Herr Tavannes acceptirte diese Ansicht und so gingen denn drei Männer, dieser, Philipp und sein Bruder Fritz, den er inzwischen aus der Heimat hatte nachkommen lassen, auf die Umschau nach einem passenden Orte zu einer Fabrikanlage. Man entschied sich für das Oertchen Jouy, in einem reizenden Thale an der Straße zwischen Paris und Versailles am Ufer der Bièvre gelegen. Oberkampf fand sich von der Gegend ganz besonders angezogen; sie gemahnte ihn an die schöne Umgebung Aarau's, die Heimat seines Vaters; außerdem fand sich gutes Wasser für die Fabrik und wohlfeiler Raum genug für eine spätere Vergrößerung, denn es befanden sich dort außer einem herrschaftlichen Schlosse nur wenige um die Kirche gruppirte Häuser. Dies war also die Oertlichkeit, wo in wenigen Jahren die größte Druckfabrik Europa's entstehen, wo Oberkampf während 55 Jahren in Glück und Ehren wirken und endlich sein erfolgreiches Leben beschließen sollte.

Vor der Hand freilich herrschte statt der Ausdehnung die engste Beschränkung; es wurde das bescheidenste Häuschen gemiethet, zu dem ein Fleckchen Rasen gehörte, das übrigens nur ein einziges Gelaß hatte, welches für Oberkampf Wohnzimmer, Schlafzimmer und Werkstatt zugleich sein mußte. Der Farbkessel fand im Innern keinen Platz, er wurde außerhalb aufgestellt. Fritz Oberkampf mußte aus Mangel an Wohnungsraum in Versailles bei Tavannes wohnen und früh und abends den Weg hin und her messen. In so kleinlichen Verhältnissen begann Oberkampf seine fleißigen Hände und seinen erfinderischen Kopf zu gebrauchen. Am 1. Mai 1760 druckte er eigenhändig sein erstes Stück Kattun. Die erste Zeit war eine schwere, aber er überwand alle Hindernisse. Nach zwei Monaten hatte er schon Indiennes zu verkaufen und konnte zwei

Drucker engagiren; da aber Tavannes die fälligen Wechsel für die Weißstoffe nicht bezahlen konnte, so wäre das junge Etablissement fast in der Geburt wieder erstickt worden. Durch Dazwischenkunft eines Dritten wurde indeß die Sache geordnet und Oberkampf arbeitete nun mit Feuereifer an der Erweiterung des Geschäfts, bildete sich Gehülfen aus der Einwohnerschaft und fand Unterstützung durch einige tüchtige Landsleute. Im Jahre 1761 wurden 3600 Stück Indiennes gefertigt, ansehnlich genug für ein junges Geschäft, wo Alles erst neu geschaffen werden mußte, aber kaum das Viertel dessen, was hätte verkauft werden können, denn die Waaren von Jouy hatten sich bereits stark in Gunst gesetzt.

Uebrigens fehlte es auch an Widerwärtigkeiten nicht. Neid und Uebelwollen erhoben sich gegen den jungen blonden Ausländer und sein aufblühendes Geschäft; Einige behaupteten, daß dadurch der Schnittwaarenhandel total ruinirt werden müsse; der Pfarrer polterte, daß weder Oberkampf noch seine Arbeiter gehörig zur Messe gingen; die Anwohner des Flusses führten Klage, daß die Färberei das Wasser nicht nur vergifte, sondern auch den Bleichereien unterhalb verkürze. Bei einem Austreten des Flusses hatte sich Oberkampf im Wasser beim Retten seiner Zeugstoffe erkältet, was ihm ein langes Krankenlager zuzog; in seinen Compagnonschaften wurde er übervortheilt, fand aber doch endlich den passenden Mann in einem Herrn S. Demaraise. Die Verbindung der beiden Geschäftsgenossen dauerte zu beiderseitiger Zufriedenheit 27 Jahre; der Eine besorgte das Kommerzielle, der Andere dagegen wirkte mit Leib und Seele für das Emporbringen des Geschäfts in technischer Beziehung. Und in der That war das äußere Wachsthum und die innere Erstarkung der Fabrik von Jouy gleich staunenswerth; ein Bauwerk nach dem andern erhob sich, und in wenig Jahren war das sonst so stille Dörfchen ein lebhafter Fabrikort geworden. Ein morastiger Grund wurde ausgetrocknet, der Fluß eingedämmt, und auf dem gewonnenen Terrain entstanden immer neue Fabrikgebäude, um sich sofort mit Arbeitern zu füllen. Nicht weniger als durchschnittlich 1500 Menschen fanden in Jouy ihren ständigen guten Unterhalt.

Der handgreifliche, lokale wie allgemeine Nutzen eines solchen Instituts und das ausgezeichnete Benehmen des deutschen Meisters brachten allmälig auch die früheren Widersacher zum Schweigen; dagegen versuchten nun andere ihn durch Konkurrenz zu ruiniren. Geldmänner etablirten in Sevres mit großen Kosten und wahrem Luxus an Gebäuden und Ausstattung eine Kattunfabrik, aber nach kaum 18monatlichem Betriebe ging das ganze, Besorgniß erregende Material in die Hände Oberkampf's über, der es von den ruinirten Unternehmern wohlfeil erkaufte und dadurch seine eigene Produktionskraft ganz wesentlich stärkte. Der Ruf der Fabrikate von Jouy war rasch ein europäischer geworden; Oberkampf aber, der ihn zu erringen gewußt, verstand ihn auch zu erhalten; seine Stoffe gefielen nicht allein ununterbrochen durch ihre Schönheit, sondern sein erfinderischer Kopf wußte auch zur gelegenen Zeit immer etwas Neues, Interessantes an den Markt zu bringen, das die Kauflust neu anspornte. Ein starker Hebel für ihn war allerdings auch die Gunst des königlichen Hofes, die sich ihm zuwandte, nachdem er gezeigt, was er leisten konnte. König Ludwig XVI. ließ durch einen besondern Erlaß Hof und Stadt auffordern,

daß man die eleganten Stoffe der neuen Fabrik tragen möge, und damit war Alles gesagt. Auch das wahre Verdienst hat oft genug erst eines äußern günstigen Umstandes bedurft, um die gebührende Anerkennung zu finden. Als einmal eine der glänzendsten Hofdamen dadurch fast zur Verzweiflung gebracht wurde, daß ihr ein hochbewundertes Kleid aus echt persischem Stoffe ruinirt worden war, fertigte ihr Oberkampf einen Stoff, an der jenem persischen durchaus gleichkam. Damit hatte er sich natürlich bei der hochfeinen Welt in große Gunst gesetzt; bald war er der Löwe des Tages; Alles, was auf Eleganz Anspruch machte, trug Stoffe von Jouy. Es wurde nun auch Mode, die berühmt gewordenen Fabrikanlagen persönlich zu besichtigen; dies thaten selbst Mitglieder der königlichen Familie, namentlich auch die Königin Maria Antoinette.

Dieselbe und zwar nachhaltige Beliebtheit fanden Oberkampf's Fabrikate nicht nur in ganz Frankreich, sondern noch weit über dessen Grenzen hinaus. Von allen Seiten liefen die großartigsten Aufträge ein, und der weitverzweigte Verkehr des Etablissements von Jouy führte enorme Summen nach Frankreich. Oberkampf wurde daher auch ein reicher Mann, ohne jedoch an Herz und Gesinnung Schaden zu nehmen. Er blieb immer derselbe einfache, bescheidene, herzensgute und generöse Mann, ein Fabrikherr wie er sein soll, der Freund und Vater seiner Arbeiter, die er sehr anständig lohnte, ein Helfer für die der Unterstützung Würdigen. Der ordentliche, mäßige und sparsame Arbeiter hatte bei ihm eine gesicherte Existenz für das ganze Leben. Für Krankheitsfälle und invalides Alter war reichlich gesorgt. Kam ein junger Arbeiter in das mannbare Alter, so sagte er ihm: „Du mußt dir ein Haus bauen und eine ordentliche Frau nehmen, ich will dir das Geld vorschießen.“ Durch kleine Lohnabzüge wurde dann der Vorschuß allmälig gedeckt und in einigen Jahren war der so Etablirte freier Besitzer seines kleinen Anwesens. In solcher Weise bedeckten sich nach und nach Thal und Hügel mit freundlichen Wohnungen und Gärtchen glücklicher und zufriedener Menschen, und Oberkampf, indem er so dem Zuge seines Herzens folgte, übte zugleich eine ganz gesunde Geschäftspolitik, denn es konnte ihm unter solchen Umständen natürlich gar nicht fehlen, daß er stets die ergebensten und besten Arbeiter hatte.

Die neuen technischen Prozeduren, wie sie nach und nach in Jouy in Gang kamen und auch größtentheils dort selbst ersonnen wurden, sind jetzt durch neuere Erfindungen zwar ziemlich weit überholt, aber der Hauptanstoß zu den weiteren Fortschritten war doch von dort ausgegangen. Alle Mittel, welche Praxis, Wissenschaft und Erfindertalent zu seiner Zeit nur an die Hand geben konnten, faßte Oberkampf zusammen und wendete sie zur Vervollkommnung seiner Fabrikation an. Allmälig wurden immer mehr mechanische Apparate an Stelle der Handarbeit eingeführt, bald auch neben dem Druck mit Blöcken und Kupferplatten der Walzendruck, in welchem schon Oberkampf's Vater die ersten Versuche gemacht hatte. Bis über drei Walzen kam man aber zu jener Zeit weder in Jouy noch anderwärts hinaus. Oberkampf kümmerte sich auch um alle auswärts gemachten Fortschritte und unternahm alljährlich Reisen nach England, Holland u. s. w., um stets mit der Zeit fortzugehen. Solche Erkundungsreisen, späterhin durch Angehörige Oberkampf's besorgt,

wurden selbst in der Zeit des Krieges und der Kontinentalsperre nach England ermöglicht. Die Leute von Jouy hatten aber auch immer für Fabrikvortheile, die sie erfahren wollten, eine Gegenleistung aus ihrem Eigenen zu bieten; sie machten Tauschgeschäfte, aus welchen jeder Theil Gewinn zog.

Die berühmtesten Chemiker und Gelehrten, wie Fourcroy, Chaptal, Berthollet, Gay-Lussac, Sequier, nahmen an der aufblühenden Anstalt hohes Interesse und gewährten durch ihre Wissenschaft wesentliche Förderung.

Die Hauptartikel von Jouy waren über 40 Jahre lang Mignonnettes, kleingemusterte Kattune, deren man nie genug liefern konnte. Daneben wurden ab und zu mit Novitäten glänzende Geschäfte gemacht. Oberkampf brachte beispielsweise zuerst die Drucke mit Tüpfelgrund, bei denen durch eine Menge in die Form gesetzter Stifte der Fond eine punktirte Füllung erhält, auch selbst die zartesten Muster in dieser Weise erhalten werden können. Noch mehr schlug ein anderer neuer Artikel ein, echter Blaudruck auf weißem Grund. Der Walzendruck wurde vervollkommnet, und Oberkampf's Neffe Widmer erfand eine Maschine, mit welcher die Gravirung einer Kupferwalze, die sonst vielleicht 6 Monate Zeit erfordert haben würde, in 5—6 Tagen beschafft werden konnte. Eine andere Maschine von demselben Urheber zum Graviren kupferner Platten war nicht weniger nützlich. Nach langen Versuchen war man in Jouy auch zuerst dahin gelangt, die Reservagen durch Aetzbeizen zu ersetzen und hatte den Vortheil, das neue Verfahren lange Zeit allein ausbeuten zu können. Der Druck eines echten Grüns in einer Applikation war ein lange vergebens gesuchter Fortschritt, eine Aufgabe, auf deren Lösung die Engländer 50,000 Frs. Prämie gesetzt hatten. Sie wurde ebenfalls in Jouy durch Widmer gelöst. Oberkampf war ferner der erste, der die von Berthollet angegebene Chlorbleiche und zwar gleich in großem Maßstabe einführte, zu einer Zeit, als die Sache noch völlig neu war und noch kein Vertrauen beanspruchen konnte. Große Apparate zur Benutzung des Wasserdampfes zu allen Prozeduren der Färberei sollen gleichfalls in Jouy zuerst fungirt haben.

Oberkampf war aber nicht nur der tüchtige Techniker, sondern seine Größe liegt vornehmlich in der seltenen Begabung, ein aus nichts geschaffenes Unternehmen mit glücklichem Erfolge fort und fort bis ins Großartigste zu erweitern. Und gleichwie dieses stete Wachsthum selbst in den schwersten Zeiten der Revolution kaum ernstliche Unterbrechungen erfuhr, so vermochte auch die fortwährend steigende Konkurrenz ihm keinen Eintrag zu thun. In der That waren schon in den 80er Jahren im Bezirk von Paris und in den Provinzen etwa 300 Fabriken nach dem Muster von Jouy entstanden und gegen 300,000 Arbeiter waren im Kattundruck beschäftigt. Es erscheint nun natürlich, daß auch die französische Spinnerei und Weberei diesem Aufschwunge möglichst zu folgen suchte. Oberkampf's direkte wie indirekte Verdienste um das Emporkommen so wichtiger Industriezweige fanden denn auch allgemeine Anerkennung und Würdigung. Besonders schätzte der König Ludwig XVI. den deutschen Meister hoch. Im Jahre 1783 verlieh er der Manufaktur zu Jouy das Prädikat einer „königlichen“, was außer der Ehre auch noch verschiedene Freiheiten und Vortheile mit sich führte; vier Jahre darauf erfolgte Oberkampf's Erhebung in den

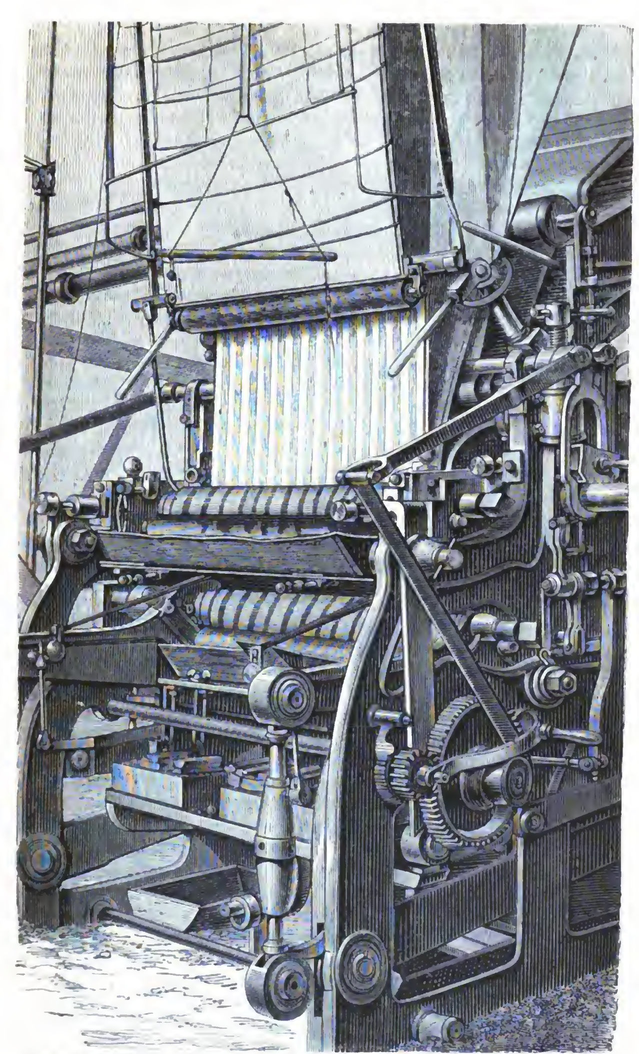
Adelstand. Als ihm in einer späteren Zeit bei Gelegenheit einer Industrie-Ausstellung die große goldne Medaille zuerkannt wurde, erklärte er diese Auszeichnung für den besseren, ihn mehr erfreuenden Adelsbrief.

Im Jahre 1787 wurde Oberkampf durch Auseinandersetzung mit seinem bisherigen Gesellschafter alleiniger Besitzer des ganzen Fabrikanwesens, als schon die ersten Wellenschläge der Revolution sich über Frankreich entladen hatten, die wir in einzelnen Zuckungen unseren Lesern bereits gelegentlich der Schilderung des Wirkens von Richard-Lenoir (vergl. 1. Samml. S. 824 fg.) vorgeführt haben. Jetzt also begann die Prüfungszeit, in welcher sich unser Oberkampf als der ungewöhnliche, unverzagte, kluge und menschenfreundliche Mann bewähren sollte, als welcher er bekannt und berühmt war. So nahe es auch bei der hereinbrechenden allgemeinen Geschäftsstockung liegen mochte, die Fabrik stillstehen zu lassen, Oberkampf konnte es nicht über sich gewinnen, seine Arbeiter zu entlassen und selbst müßig zu bleiben. Er ließ fortarbeiten auf die Gefahr hin, die Magazine mit unverkäuflichen Waaren zu füllen. Seine Thätigkeit war größer als in den glücklichsten früheren Geschäftsjahren, und in einer Zeit, wo alle Geschäftsleute zagten, ließ Oberkampf sogar beträchtliche Erweiterungsbauten in seiner Anstalt vornehmen. Alle Rohkattune, die der ostindische Handel nach Europa brachte, ließ er aufkaufen, eine Maßregel, die nicht nur Vertrauen in die Zukunft, sondern auch kluge Vorsicht bekundete, da Magazine voll unbedruckter Calicos in so kritischen Zeiten ein Besitzthum sein mußten, das weniger als ein anderes gefährdet war.

Trotz der schweren Zeiten waren die Erfolge der ersten Revolutionsjahre für die Fabrik ganz leidliche. Der Gebrauch gedruckter Waaren hatte sich bedeutend gesteigert. Seidenstoffe wurden von Niemand mehr getragen; das baumwollene Negligé hatte die reichsten Toiletten verdrängt, da fehlte es denn nicht an Arbeit und Absatz. Die fessellos wilde Revolution brachte auch wirre, wilde Muster in Gang: große schreiende Rauten und Zickzacke kamen auf und wurden gedruckt, bis sich unter dem Direktorium der Geschmack wieder hob und die für Schönheitsideen besser geeignete Greque und Romaine herrschend wurden.

Im Jahre 1791 wurden die Generalconseils gebildet. Das der Seine und Oise beschloß in einer seiner ersten Sitzungen die Errichtung eines öffentlichen Ehrendenkmals für Oberkampf. Seine Statue sollte auf dem Hauptplatze von Jouy aufgestellt werden. Er aber, bescheiden, wie er war, setzte Alles daran, um die ihm zugedachte Ehre abzuwenden, und schätzte sich glücklich, als ihm dies gelungen war.

Jouy erhielt auch seine Nationalgarde und seinen Jakobinerklub; die Kirche mußte sich wie überall gefallen lassen, in einen Tempel der Vernunft verwandelt zu werden. Aber die Dinge arteten hier nicht in Skandal aus; die Mehrzahl der Klubmitglieder bestand aus dem gesunden Theile der Fabrikbevölkerung, und die schweizerischen Elemente, welche Oberkampf als Verwandte und Gehülfen allmälig nach Jouy gezogen hatte, bildeten noch besondere Stützen für Aufrechthaltung der Ruhe und Besonnenheit. Das Meiste hierfür that aber doch Oberkampf mit seinem mächtigen persönlichen Einflusse auf seine Umgebungen. Er scheute keine Opfer, um die Werkstätten im Gange zu erhalten.



Heutige Druckmaschine zu fünf Farben. Nach Turgan, „Grandes usines.“ (Vgl. I. Samml. S. 792.)

Arbeit, die gewohnte, liebgewonnene und einträgliche, erschien und bewährte sich ihm als das beste Abhaltungsmittel gegen alle revolutionären Ausschweifungen und Exzesse; fast alle seine Arbeiter harrten auf ihrem Posten standhaft aus und nur wenige Einzelne ließen sich durch die Deklamationen der Sansculotten abwendig machen. Selbst die Genugthuung hatte Oberkampf, daß sogar die revolutionären Obmänner in Paris ihn durch Dekret aufforderten, seine Geschäfte als nützlich für die Republik fortzuführen, gleichsam eine Art Freibrief in einer Periode, wo die Verhaftungen und Hinrichtungen zu den täglichen Ereignissen gehörten. Und wenn dieses Anerkenntniß zunächst der gemeinnützigen Wirksamkeit Oberkampf's gelten mochte, so zeigte ein anderer Fall, wie sehr auch die Persönlichkeit und edle Gesinnung des verdienstvollen Bürgers selbst den Schreckensmännern imponirte. Was gar nicht als denkbar erschienen war, geschah dennoch; Oberkampf wurde von einem schlechten Subjekt aus seiner eigenen Umgebung den blutigen Gewalten denunzirt als Royalist und Aufkäufer, in damaliger Zeit die zwei größten Verbrechen, deren Bezüchtigung fast sicher zur Guillotine führte. Oberkampf aber fand unerwartet selbst im Krater der Revolution seine Rettung; ein Mitglied des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses, Amar, sonst ein Terrorist reinsten Wassers, nahm sich seiner an und sprach zu seinen Gunsten so überzeugend, daß diese Gefahr an ihm vorüberging. Dagegen schonte ihn die Revolution in anderer Beziehung um so weniger: sie lag ihm wie allen Besitzenden beständig und grausam auf dem Beutel. Unter verschiedenen Titeln, wie patriotische Gaben, National-, Zwangsanleihen 2c. wurde er im Laufe der Revolutionsjahre um Hunderttausende erleichtert, und hierzu kamen noch ebenso schwere Verluste an entwertheten Assignaten. Oberkampf hielt es für ein Gebot der Ehre und Pflicht, seine Verbindlichkeiten nur mit baarem Gelde zu lösen, während viele seiner alten Schuldner den Zwangskurs benutzten, um sich ihrer Verbindlichkeiten mit werthlosem Papier entledigen zu können. Die Arbeiter wurden baar bezahlt bis gar kein Geld mehr, selbst in der Schweiz nicht, aufzutreiben war; sie erhielten dann in einem der papiernen Monate die fabelhafte Summe von mehr als 5 Millionen Assignaten ausgezahlt, deren damaliger Werth freilich nur $1/_{200}$ des Nennwerthes betrug.

In der ganzen Revolutionszeit geriethen Oberkampf's Fabriken niemals in Stillstand, wenn auch mitunter zu einiger Arbeitsbeschränkung. Aber die Perioden der Stockung blieben darum für das Geschäft nicht unfruchtbar, denn der unermüdliche Fabrikherr wandte dann seine angestrengteste Thätigkeit darauf, neue Entdeckungen für seinen Industriezweig zu machen, neue Waare zu ersinnen und in Vorrath arbeiten zu lassen und seine Anstalt mit noch besseren Einrichtungen auszustatten. Mit großen Kosten sandte er Leute nach allen den Gegenden aus, wo zu Vervollständigung und Nutzen seiner Werke etwas zu erforschen sein konnte; selbst in Indien und Persien waren seine geschicktesten Männer bemüht, die Spuren der in alter Zeit dort blühenden Industrie aufzusuchen, die Bereitung der herrlichen morgenländischen Farbentöne und andere ihm noch wünschenswerthe Vortheile kennen zu lernen. Aus dem Munde des persischen Gesandten, der späterhin die Anstalten in Jouy in Augenschein nahm, konnte Oberkampf andererseits auch erfahren, welchen guten Ruf er selbst in

jenen fernen Gegenden genoß. Er habe, sagte der Gesandte, schon von Hause den lebhaften Wunsch mitgebracht, diese Anstalten zu sehen, deren Erzeugnisse bei den persischen Fabrikanten als Meisterwerke gälten.

Als mit dem Jahre 1795 die Schrecken der Revolutionszeit vorüber und gesichertere Zustände zu hoffen waren, besserten sich auch bald die geschäftlichen Angelegenheiten. Oberkampf's Anstrengungen, seine Anstalt wieder in den früheren Blütestand zu bringen, waren größer denn je, und groß waren auch seine Erfolge, um so mehr als er sich in mehreren Gliedern seiner Familie und Verwandtschaft tüchtige Helfer herangezogen hatte. Er hatte aber, wie gesagt, gemäß seinen Grundsätzen dafür gesorgt, daß ihn die erwarteten bessern Zeiten nicht unvorbereitet fänden. Als die Kundschaft des Landes sich wieder nach Jouy zu wenden anfing, fand sie nicht nur große Vorräthe, sondern selbst schöne Novitäten, die dem Geschmacke zusagten und sogleich einen außerordentlichen und dauernden Absatz fanden. — Wenige Jahre später sehen wir die Anstalt Oberkampf's wiederum einen großartigen Zuwachs gewinnen: zu der schon länger betriebenen großen Bleicherei kam noch eine Spinnerei und Weberei hinzu, die in Etienne etablirt wurde. Die Geschäfte aber hatten sich wieder so gehoben, daß im Jahre 1805 in Jouy und Etienne gegen 1400 Arbeiter thätig waren.

Ein Mann wie Oberkampf konnte natürlich der Aufmerksamkeit des großen Emporkömmlings der Revolution, Napoleon mit seinem Scharfblick für tüchtige und ganze Persönlichkeiten, nicht entgehen. Auch der Gewaltige zollte ihm die Achtung und Hochschätzung, die alle Welt ihm entgegenbrachte. Schon unter dem Konsulat sollte er zum Senator ernannt werden, „um Handel und Industrie zu ehren“; Oberkampf aber verbat sich dringend solche nicht gesuchte Ehre und suchte sie abzuwenden. Nicht als Mitglied des Senates sei er an seiner Stelle, erklärte er; sein einziger passender Platz sei seine Fabrik.

Im Sommer 1806 besichtigte der Kaiser in Begleitung Josephinens mit großem Interesse die Anstalten von Jouy und die dortigen Arbeitsprozeduren. Beim Abschied hing Napoleon dem Fabrikherrn, dem von ihm gern so genannten Patriarchen von Jouy, sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion um mit den Worten: Niemand ist würdiger es zu tragen als Sie. Ein zweiter kaiserlicher Besuch, diesmal mit Marie Luise, folgte später jenem ersten. Ueberhaupt bewahrte Napoleon, dem auch die industrielle Hebung des Landes am Herzen lag, Oberkampf und seinen Unternehmungen eine fortgesetzte Theilnahme und frug ihn bei verschiedenen Gelegenheiten um seinen Rath oder seine Meinung. Bei einer solchen Unterredung äußerte er einmal: „Wir führen beide einen harten Krieg mit den Engländern, Sie mit Ihrer Industrie, ich mit meinen Waffen; übrigens ist Ihr Krieg der bessere.“ Dieses Kompliment war wenigstens einem solchen Großmarschall der Industrie gegenüber wohl angebracht.

Was die greulichsten Wirren der Revolution nicht herbeigeführt hatten, die gänzliche Schließung von Oberkampf's Fabriken, bewirkte der Sturz Napoleon's. Die in kurzer Frist zweimal über Paris gekommenen Kriegszustände und die mit dem zweimaligen Erscheinen fremder Truppen in Paris unabwendbar gewordenen Stockungen — Russen und Preußen hatten es sich auch in Jouy und Etienne bequem gemacht — ließen keinen Raum für die Arbeiten

des Friedens. Bei der zweiten Einnahme von Paris umtobten die Kanonendonner auch die Oberkampf'ſche Heimſtätte der Induſtrie nahe genug, doch entging man unter preußiſchem Schutze größeren Gefahren, und die Bewohner der ganzen Umgegend flüchteten ſich und ihre Habe nach Jouy als einem ſichern Aſyl.

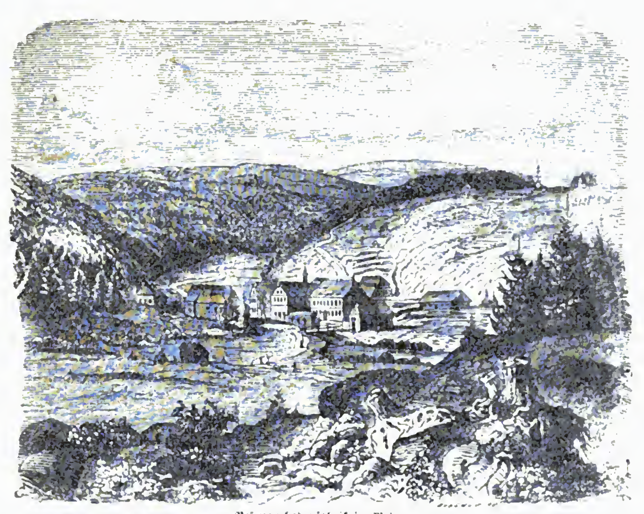
Oberkampf aber fühlte ſich von dem Darniederliegen des Werkes, dem er ſo ganz angehörte, von dem Schickſale ſeiner unbeſchäftigten Arbeiter aufs ſchmerzlichſte berührt. „Dieſer Zuſtand tödtet mich," pflegte er oft zu ſagen, und zwar im richtigen Vorgefühl, denn er erkrankte bald und entſchlief am 4. Oktober 1815 im 77. Jahre ſanft und ohne Todeskampf.

So begann die lange erfolgreiche Laufbahn dieſes ſeltenen Mannes unter Ludwig XV., überdauerte die Regierung Ludwig's XVI., die Republik, das Kaiſerreich und die erſte Reſtauration, um unmittelbar vor der zweiten vom Schauplatze abzutreten, ohne noch der Wiederkehr des Friedens ſich erfreuen zu können.

Noch im Oktober zogen die Preußen von Jouy ab und die Fabriken begannen wieder zu arbeiten; aber der treibende und ſchaffende Geiſt ſcheint mit dem alten Oberkampf aus ihnen geſchwunden zu ſein. Die Anſtalten, nunmehr im Beſitz von Oberkampf's Sohn und drei ſeiner Verwandten, erhielten ſich noch einige Jahre im Gedeihen und alten Rufe; dann zog ſich Oberkampf jun. zurück, wie es ſcheint, um als Rentier zu leben; er ſtarb als angeſehener Mann im Jahre 1837. Die Fabrik aber wechſelte mehrmals ihre Beſitzer, die Grundſtücke wurden zerſchlagen und erhielten andere Beſtimmungen, was die allmälige gänzliche Abtragung der Fabrikgebäude zur Folge hatte. Heute iſt von dem ganzen ſchönen Etabliſſement nichts weiter übrig als ein Häuschen, das über der Thüre die einfache Inſchrift führt: C. P. Oberkampf 1760. Die Jahreszahl iſt die der Ankunft des Genannten in Jouy, an welche ſich Glück und Wohlergehen ſo Vieler durch länger als 50 Jahre knüpfen ſollte, und das Häuschen iſt kein anderes als dasjenige, welches Oberkampf bei ſeiner Ankunft bezog und zur beſcheidenſten aller Fabriken machte, die gleichwol der Ausgangspunkt einer großartigen Induſtrie werden ſollte. Die Pietät der Tochter bewahrte dieſes einzige Ueberbleibſel einer ſchönen Vergangenheit vor dem Ruin, indem ſie es erkaufte und zu einer Bewahranſtalt für arme Kinder beſtimmte.

So lebt denn Alles, was Oberkampf einſt geweſen und geſchaffen, nur noch in der Erinnerung; aber dieſe Erinnerung iſt eine wohlthuende und ehrenvolle. Er wurde der Wohlthäter ſeines Adoptivvaterlandes durch die Gründung und Emporbringung eines großen und wichtigen Induſtriezweiges und zugleich ein Lehrmeiſter für die ganze induſtrielle Welt. Wenn auch in ſeiner Kunſt jetzt weit überholt, war er doch unter ſeinen Zeitgenoſſen der Erſte, und die Leiſtungen der nach ihm Kommenden hatten nur an die ſeinigen anzuknüpfen. Als Menſch aber war Oberkampf der trefflichſten Einer. Mit dem Sack auf der Schulter ging er aus, ſeine Arbeit zu ſuchen; durch braves Thun und tüchtige Anſtrengung der ihm verliehenen Kräfte kam er empor, wurde reich, angeſehen und mit Ehren überhäuft, und blieb dabei immer derſelbe einfache, beſcheidene, von Menſchenliebe erfüllte Mann, reines Herzens durch ſein ganzes Leben wie ein Kind, ein echter Patriarch, wie ihn die Bibel ſchildert.

Franz Luckenbacher.



Resonanzbodenfabrik in Mader.

Johann Liebieg
und
die Industrie des Böhmerlandes.

1. Böhmen als Industrieland.

Unter den vielen reichgesegneten Ländern der österreichischen Monarchie ragt vor Allem Böhmen als eine Perle in der Krone der Habsburger hervor. Von einem Urgebirgskranz eingeschlossen, durchströmt von einem wohlgegliederten Netz wasserreicher Flüsse, voller Wälder und Felder, mit reichen Schätzen im Erdinnern könnte es eine der vornehmsten Rollen in der Welt spielen, wenn nicht die nationalen und politischen Streitigkeiten, die seit Jahrhunderten sich stets mit gleicher Heftigkeit wiederholen, das Land oft darniederwürfen. Aber trotz derselben und namentlich veranlaßt durch die günstige geographische Lage, wie die Menge und den Reichthum an Rohstoffen, die große Benutzbarkeit der Wasserkraft, hat es sich immer wieder emporgehoben und steht jetzt als das industriereichste Land Oesterreichs da. Besonders die deutschen Grenzgebirgsgegenden gedeihen stetig als Sitz einer bedeutenden Gewerbthätigkeit.

Doch auch die Landeshauptstadt Prag ist in dieser Beziehung zu einer hohen Stufe emporgeklommen.

Böhmens Industrie und deren Aufschwung ist verhältnißmäßig jung. Wohl bestanden auch dort die zunftmäßig betriebenen Handwerke in früherer Zeit, aber außer diesen gab es in den Städten keinerlei Industrie. Noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts äußerte sich darüber der weit gereiste Freiherr Karl v. Zerotin folgendermaßen: „Das Volk in Böhmen hat keine Industrie; es liebt nur dasjenige, was ohne viel Mühe von selbst produzirt wird. Ich glaube, daß, wenn das Land nicht so fruchtbar wäre, ein großer Theil des Volkes Hungers sterben müßte. Es lebt in den Tag hinein und bekümmert sich nur um die Gegenwart. Die böhmischen Städte, Prag ausgenommen, können mit den Städten Deutschlands nicht verglichen werden. Nur der Platz wird mit mittelmäßigen Gebäuden geziert, sonst haben sie nichts Sehenswerthes."

Ist die letztere Bemerkung auch heute noch ziemlich richtig — denn das über 5,000,000 Einwohner zählende Böhmen besitzt nur eine einzige große Stadt Prag — so paßt doch die Schilderung der Industrie keinenfalls mehr, und nur noch in Galizien, Ungarn, Kroatien finden sich heute Zustände, welche in Oesterreich mit den angeführten übereinstimmen. Böhmen aber zeigt heute ein ganz anderes Aussehen und hat dies vorzugsweise seiner deutschen Bevölkerung zu verdanken, in deren Händen sich die Industrie sowie der Großhandel befinden, während der Ackerbau meist den Tschechen verblieben ist.

Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, als die Wunden des Dreißigjährigen Krieges etwas vernarbt waren, machte sich schon ein gedeihliches Regen und Leben bemerkbar; der Zunftzwang wurde gelockert, es entstanden die ersten Fabriken, das Gewerbewesen wurde überhaupt ein Gegenstand besonderer Fürsorge und Pflege Seiten des Staates, und die Entwicklung einiger Welthandelszweige, wie die Glaserzeugung und der Leinwandhandel, erweiterte fort und fort den Gesichtskreis und gab dem Unternehmungsgeiste einen stetigen Aufschwung. So war der Boden hinlänglich vorbereitet, auf dem nach Eintritt der auf die französischen Kriege folgenden Friedensepoche die moderne Fabrik-Industrie Wurzel schlagen und sich ausbreiten konnte, unterstützt von jenen großartigen Erfindungen im Maschinenwesen und den zahlreichen und wichtigen Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie, welche in die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts fallen und seitdem in fortwährender Bereicherung und Vervollkommnung begriffen sind. Um die Mitte unseres Jahrhunderts sehen wir die Fabrikthätigkeit Böhmens auf den großen Weltausstellungen ehrenvoll anerkannt; der Gewerbfleiß seiner Bewohner ist beinahe sprüchwörtlich geworden; bei der Anlage von Eisenbahnen wird niemals unterlassen, auf die industrielle Bedeutung der dabei zu durchschneidenden Bezirke hinzuweisen und oft wird von der Bevölkerung der Bau von Eisenbahnen in der Absicht erbeten, um Industrie und damit Erwerb und Wohlstand in ihre nächste Umgebung zu ziehen. So erfreut sich die Industrie in Böhmen eines andauernden Wachsthums; sie ist aber vor allen Dingen eine höchst mannichfaltige.

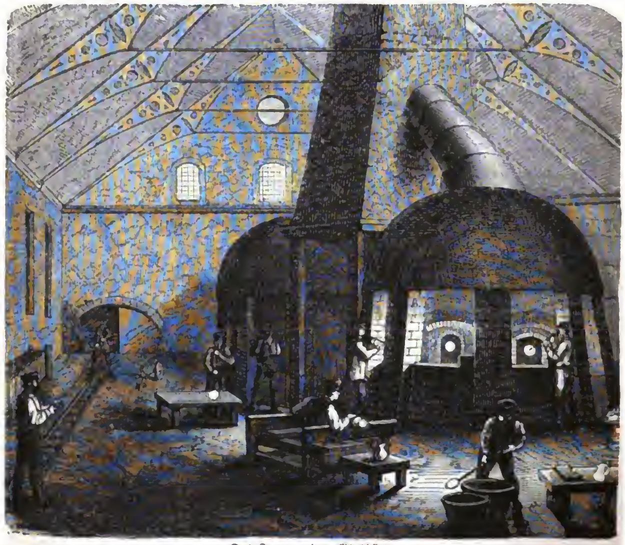
Schon jetzt überwiegt im Königreiche die industrielle Bevölkerung die ländliche, ein Verhältniß, wie es in keinem andern Kronlande der österreichischen

Monarchie vorkommt, und hierin beruht auch vorzugsweise der Werth, den das schöne Land für Oesterreich besitzt, in dessen östlicher Hälfte es noch sehr an Industrie fehlt und der Ackerbau eben vorherrscht. An Kohlen und Eisen, den Grundlagen jeder neueren Gewerbthätigkeit, hat Böhmen Ueberfluß und namentlich ist das große Steinkohlenbecken von Pilsen hier zu erwähnen, welches im Westen des Landes einer bedeutenden Industrie das Leben gab. Im Norden, im Eger- und Bilathale, finden sich unerschöpfliche Braunkohlenlager, deren Inhalt weit über die Grenzen versandt wird, während die reichen Eisenerze namentlich im Centrum Böhmens, im Gebiete der silurischen Formation, vorkommen. Die Gesammtproduktion an Roh- und Gußeisen beträgt jährlich 300,000 Ctr., genügt jedoch nicht dem heimischen Bedarfe, sodaß viel zollvereinsländisches und schottisches Eisen eingeführt wird. Das böhmische Eisen, weil es noch größtentheils mit Holzkohlen verschmolzen wird, kommt sehr theuer zu stehen und erträgt die Konkurrenz mit dem ausländischen nur infolge schützender Zölle; doch ist es von ganz vorzüglicher Güte und bildet die Grundlage für verschiedene wichtige Industriezweige. Die böhmischen Sensen und Sicheln, von denen jährlich 300,000 Stück produzirt werden, konkurriren mit den steyrischen, wie die Karlsbader Nähnadeln mit den Aachenern. Ein eigenthümlicher Gewerbszweig besteht zu Platten und Gottesgab im Erzgebirge, wo 120 Meister eine große Anzahl armer Leute mit der Anfertigung von Blechspiegeln ($^1/_2$ Mill. Stück jährlich) und Blechlöffeln (300,000 Stück) beschäftigen. Die Waffenfabrikation hat ihren Sitz in Weipert aufgeschlagen, während Prag der Hauptort für Maschinenbau ist. Bedeutend ist die Industrie in musikalischen Blasinstrumenten, namentlich zu Königgrätz, von wo nicht nur die zahlreichen Musikkapellen des österreichischen Heeres, sondern auch jene „böhmischen Musikanten" ihre Instrumente beziehen, die mit ihren ohrzerreißenden Tönen alle Messen und Jahrmärkte unsicher machen.

In Bezug auf Porzellan- und Steingutfabrikation hat Böhmen alle übrigen Kronländer überholt. Man zählt 30 Fabriken, von denen die Hälfte sich im Egerer Kreise befindet. Weit berühmter ist jedoch die **böhmische Glasindustrie** geworden, die einst den ersten Rang überhaupt einnahm und die Konkurrenz der ganzen Welt nicht zu scheuen brauchte, gegenwärtig aber von Frankreich und England übertroffen wird, woran namentlich die hohen Preise des Brennstoffs und des Natrons, dann aber die versäumte Einführung der neuesten Verbesserungen Schuld waren. Die letzte Industrieausstellung zu Paris im Jahre 1867 zeigte indessen wieder einen bemerkenswerthen Aufschwung. Die Glasindustrie befindet sich völlig in deutschen Händen und zählt 120 Hütten, sowie) Reinigungsanstalten, deren größerer Theil im Leitmeritzer Kreise und in den Bezirken Haida und Kamnitz liegen. In Böhmen geschieht nämlich das Raffiniren, Malen u. s. w. des Glases nicht in den Hütten selbst, sondern eine Handelsleute übernehmen die weitere Bearbeitung des Produktes. Höchst interessant ist die Geschichte des böhmischen Glashandels und wir können uns nicht versagen, einige Notizen aus derselben hier anzuführen.

Als Gründer dieses Handels ist **Kaspar Kittel** zu nennen, der gegen Ende des XVII. Jahrhunderts zu Blottendorf wohnte und dort die Glashütte

zu St. Georgsthal anlegte. Aus eben jener Gegend, wie aus Bürgstein und Kamnitz, zogen damals aber viele arme Scherenschleifer mit ihren Karren bis Holland, Dänemark, Kurland, und dieser Umstand veranlaßte den intelligenten Kittel, sie zum Glasexport zu benutzen. Er ertheilte den Schleifern Instruktionen und übergab jedem so viel Glaswaaren, als er auf seinem Schubkarren fortzubringen im Stande war. Nachdem er sie noch mit dem nöthigen Zehrgelde versehen hatte, entließ er sie in Gottes Namen. Alle kehrten mit gutem Erlös zurück und nun schaffte Kittel Frachtwagen an, die namentlich nach Lüneburg gingen, von wo die Spedition nach Rußland hin stattfand.



Das Innere einer Glashütte.

Bald wurden auch Spanien und Portugal für diesen Geschäftszweig erobert, wo böhmische Glashandelsleute sich niederließen und die Ausfuhr nach Amerika leiteten. So entstand aus kleinen Anfängen ein Weltgeschäft. Kittel setzte unermüdlich Alles daran, um seinen Waaren in fremden Ländern Zutritt zu verschaffen. Als handelspolitisches Kuriosum sowie als Beweis der industriösen Schlauheit unseres Glashändlers möge hier angeführt werden, daß Kittel dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der bekanntlich ein Liebhaber klafterlanger Grenadiere war, einen „sechs Schuh langen Kerl" gegen die Erlaubniß anbot, die Messen zu Frankfurt a/O. mit seinen Glaswaaren beziehen zu dürfen. (Vergl. „Mitth. des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen." 1866. S. 3 u. fg.)

Außer Hohl- und Tafelglas, roh und geschliffen, liefert Böhmen auch ge-
iene Spiegel, namentlich die Liebieg'sche Fabrik zu Elisenthal, von der noch
Rede sein wird, und Glas-Quincaillerien, mit deren Erzeugung im Werthe
fast 3,000,000 Fl. über 15,000 Arbeiter in den Bezirken Gablonz und Tann-
d beschäftigt sind. Wir erwähnen hier noch der nicht unbedeutenden In-
trie der Granatschleiferei und der Polirung von Halbedelsteinen in und
Turnau, welche etwa 600 Arbeitern Beschäftigung bietet und deren Produk-
ı jährlich auf 80,000 Fl. angegeben wird. Während die erwähnten Gewerbe
ſt auf altem Boden stehen, ist die Fabrikation chemischer Produkte in
hmen ein Kind unseres Jahrhunderts. Die bedeutendste Fabrik, welche Soda,
orkalk, Schwefel- und Salzsäure liefert, befindet sich zu Aussig a/E.

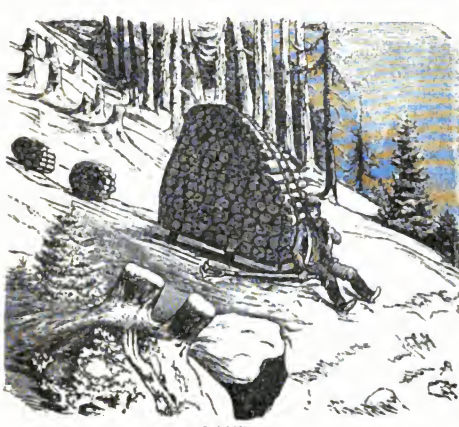


Glasbläser.

Die Fabrikation der Zündhölzchen, unter deren Vertretern Pollak
vorragt, hat ihren Sitz vorzugsweise in Pilsen und Schüttenhofen. Nicht
iiger als 10,000 Mill. Zündhölzchen im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. werden
27 Fabriken erzeugt. Außer dem Schwefel und Phosphor, dem Stearin und
ıchs, braucht man dazu alljährlich einen kleinen Wald von 6000 Klaftern
lz! Berühmt sind auch die Hardtmuth'schen Bleistifte, welche zu Budweis
ı 400 Arbeitern aus böhmischem (Krumauer) Graphit fabrizirt werden und
ır jährlich nicht weniger als $\frac{1}{2}$ Mill. Dutzend.

Von großer Bedeutung für Böhmens Gewerbthätigkeit ist noch immer der
ıld. Freilich, wer die böhmischen Wälder in ihrer alten Ausdehnung suchen
llte, der würde sich arg enttäuscht fühlen; denn auch dort hat die Axt erbar-
ngslos gewirthschaftet, und bedeutendere Waldkomplexe findet man außer in
: Gebirgen nur auf den Domänen der Großgrundbesitzer, von denen einzelne
ßer als das Gebiet mancher deutschen Duodezfürstchen sind. Umfaßt doch
Schwarzenberg'sche Herrschaft Krumau allein über 8 Geviertmeilen! Haben
auch viele „Kavaliere" der Eisenindustrie, der Rübenzuckerfabrikation u. s. w.

zugewandt, so spielen sie doch in gewerblicher Beziehung keine gerade hervorragende Rolle, Wald- und Landwirthschaft bilden die hauptsächlichen Quellen ihres Einkommens. Der Wald liefert sein Holz und da, wo noch, wie am Moldauursprung, im Böhmerwald, wirkliche Urwälder von schlanken Tannen und Buchen bestehen, leben auch viele Menschen von der Waldindustrie, die namentlich durch die Ernährung dieser sonst geschäftslosen Leute, weniger durch die Summen der erzeugten Werthe von Bedeutung ist. Holzhauer- und Köhlerkolonien finden sich durch den ganzen Wald zerstreut. Die hauptsächliche Arbeit dieser Leute findet im Winter statt. Dann wird das auf unzugänglichen Bergrücken gefällte Holz auf Schlitten mit eisenbeschlagenen Kufen in die Thäler geschafft. Eine förmliche Schlittenbahn wird, ähnlich wie dies auch in den Vogesen geschieht, angelegt, auf welcher der Waldarbeiter pfeilschnell herabschießt.


Holzschlitter.

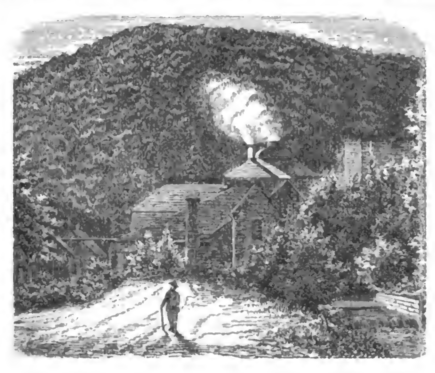
Wer sich nicht genug Kraft und Muth zu dem Geschäft eines Holzfällers zutraut, dem bietet der Wald Gelegenheit zu anderer Arbeit. Fleißige Hände erzeugen Wirthschaftsgegenstände aller Art, Siebreifen, Zündhölzchenspäne, Dachschindeln und namentlich Holzschuhe. Im ganzen südlichen Böhmen trägt man die plumpe, aber billige und dauerhafte „wasserdichte" Fußbekleidung. Mit Hülfe eines Beiles, eines Hohlmeißels und eines Bohrers ist ein Paar Holzschuhe in erstaunlich kurzer Zeit hergestellt. Auch die Erzeugung von Dachschindeln, obwol jetzt infolge der Zunahme feuerfester Dachungen nicht mehr so schwunghaft betrieben wie früher, beschäftigt viele Leute.

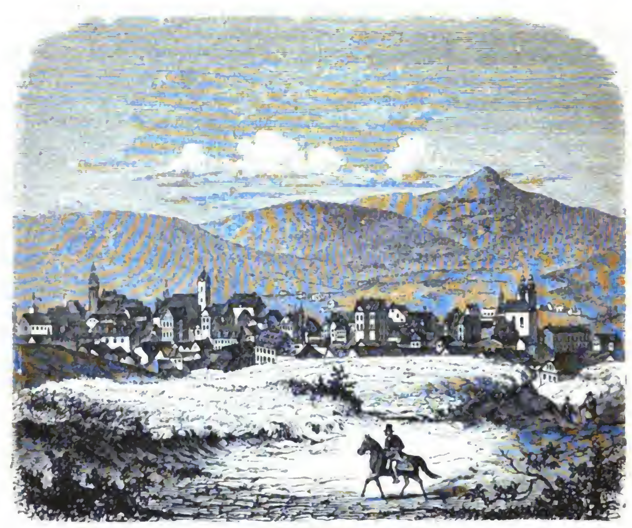
Einzelne Holzarbeiter haben es weiter gebracht, als die große Mehrzahl ihrer Arbeitsgenossen. Zu ihnen zählt „der Reif von Kuschwarda". Johann Reif, der Sohn eines armen Mannes, hat durch Thatkraft, Fleiß und Redlichkeit sich im Holzgeschäft ein bedeutendes Vermögen erworben, er ist eine volksthümliche Persönlichkeit und einer der ersten Industriellen im Böhmerwalde. Er besitzt drei Etablissements, die Adolfsäge bei Kuschwarda, gegründet 1857, die Idasäge bei Schattawa, gegründet 1862, und die Johannessäge bei Müllerschlag, gegründet 1863. In diesen beschäftigt er gegen 200 Arbeiter.

m kostbaren Resonanzbodenholz, welches die Meisterwerke klassischer Musik
n entzückten Ohre vorzuführen ermöglicht, bis zum einfachen Holzrechen herab,
ern die drei Sägen eine staunenswerthe Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen.
sonanzbodenhölzer von allen Größen und Gattungen, Klaviaturrahmen und
kelhölzer, Späne für Nürnberger Spiegelfabrikanten und für Zündhölzchen-
riken, papierdünne Holzblättchen zu Galanteriewaaren, Holzstäbchen, die
tels Bindfaden verbunden, zu Fensterrouleaux verwendet werden, Dach-
ndeln besonderer Konstruktion u. s. w. werden jährlich im Werthe von
000 bis 40,000 Fl. erzeugt und nach England, Frankreich, Deutschland, ja
st nach Amerika versendet. Auf der Londoner Industrieausstellung 1862
elt Johann Reif für die von ihm ausgestellten Holzwaaren die große goldene
daille. Außer Reif beschäftigt sich noch **Wenzel Bienert** mit der Resonanz-
enfabrikation. Seine großartigen Etablissements liegen zu Mader (siehe
angsvignette) im Bergreichensteiner und zu Tusset im Oberplaner Bezirke.
viel von den Erzeugnissen des Waldes.

Mit der Landwirthschaft zusammen hängen die Fabrikation von Oel, Spi-
s, Branntwein und Bier. Das böhmische **Bier**, namentlich das Pilsener,
eut sich wohlverdienten guten Rufes. Bedeutender als diese agrikolen Ge-
be ist jedoch die **Rübenzuckerfabrikation**, die in Böhmen auf hoher
fe steht. Die ersten Versuche der Zuckererzeugung wurden 1802 zu Horscho-
gemacht; aus der Raffinerie zu Königsaal ging der erste böhmische Zucker
or. Jetzt zählt man in Böhmen 66 Rübenzuckerfabriken.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir in ähnlicher Weise noch andere
orragende Industrieprodukte Böhmens, die Erzeugnisse der Papier- und
etenfabrikation, die Korbflechterei, Filzwaaren, Leder- und Rauchwaaren
ihnen. Sie alle werden übertroffen durch die Fadenindustrie, die Flachs-
Hanfprodukte, die Baumwoll- und Schafwollfabrikate, die wir am besten
en lernen, wenn wir uns dem Mittelpunkte dieser Industrie, dem gewerb-
gen **Reichenberg** im äußersten Nordosten des Landes, zuwenden.





Reichenberg.

2. Reichenberg und die böhmische Gewebe-Industrie.

Wenn man durch Reichenberg wandert, findet man in dieser böhmischen Stadt mit Befremden nicht eine einzige regelmäßige Straße und gewahrt nicht selten baufällige hölzerne Baracken neben neumodischen Prachtgebäuden. Schlägt man freilich in der Chronik nach, so findet man, daß Reichenberg einst ein Dorf gewesen und sich erst nach und nach zur Stadt erhoben habe; allein diese historische Notiz bietet keinen Anhaltspunkt, um daraus auf die wirklich labyrinthische Bauart unseres „Neiße-Manchesters" Schlüsse ziehen zu können, sondern man wird den Grund zu jener eigenthümlichen Erscheinung einzig und allein darin zu suchen haben, daß jeder der zahlreichen Ortstuchmacher zu seinem Gewerbe einen großen geräumigen und sonnigen Hofraum zum Trocknen der Wolle und Tücher brauchte. Darin hat sich in den Bedürfnissen der Tuchmacher des XVI. Jahrhunderts und der heutigen Fabrikanten kaum etwas Wesentliches geändert, und wir wissen nur, daß jene Bauweise lediglich in dem gesunden Sinn und richtigen Verständniß des Handwerksmannes seinen Grund hat.

Besonders merkwürdig ist eine Gasse: „Die langen Lauben" oder die heutige Prager Straße. Da die Häuser dieser Straße ziemlich hoch gelegen sind, waren dieselben mit Brücken verbunden; unten zog sich die Fahrstraße dahin, eine Art Hohlweg, welche auf den Markt führte. Diese sonderbare Passage kann man noch auf der im Jahre 1763 erschienenen Ansicht der Stadt

-henberg abgebildet sehen. Nicht minder interessant ist noch heute ein Stadt-
l, wo sich die alten guten deutschen Sitten und deutsche Biederkeit erhalten
-n. Es ist dies das sogenannte „Viertl", eine Art Halbinsel, durch die
-ze von der andern Stadt geschieden.

Hier wohnen die Tuchmacher in Freundschaft, Zucht und Frieden neben-
nder, und mancher große Staat könnte sich an dem Römersinne dieser ehr-
-n Tuchmacher ein Beispiel nehmen. Hell und glänzend tritt dieser gemüth-
Zug besonders hervor, wenn ein Bürger der stillen Gemeinde bestattet
. Jung und Alt, Groß und Klein legt die Tuchmacherschürze bei Seite und
dem Sarge des Erdenpilgers zur letzten Ruhestätte. So war es vor hun-
und hundert Jahren, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag; den
-izier der Altstadt dagegen hat schon die moderne Kultur beleckt.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts glich Reichenberg nach Umfang und
-hen weit eher einem Dorfe als einer Stadt. Planlos stand die armselige
-dvoll kleiner Häuschen und Hütten umher, ohne den Ansatz nur irgend einer
-mäßigen Gasse erkennen zu lassen. Damals hätte der alte Jeschkenberg,
-on er im Laufe der Jahrhunderte Zeuge so mannichfacher Veränderungen
-e, sich nicht einmal im Traume den Gedanken beikommen lassen, daß jene
-ige Ortschaft, die da unten im Thale der Neiße ein so unbeachtetes Stillleben
-e, einst in Bezug auf Größe den ersten Rang nach der Landeshauptstadt
-g einnehmen und zu einem der wichtigsten Hochsitze der österreichischen In-
-ie emporwachsen würde. Die älteste Geschichte Reichenbergs liegt in tiefem
-kel begraben, doch sprechen einige Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, daß ihre
-ndung in die Zeit Przemysl Ottokar's II. falle.* Dort hausten im XIII. Jahr-
-ert Raubritter, die jener König vertilgte. Zur weiteren Sicherung der
-nd belehnte Ottokar den aus der Schweiz stammenden Rulko von Biberstein
-ahre 1278 mit Friedland und Reichenberg. Bei diesem Geschlechte verblieb
-Stadt auch bis zum Jahre 1551, ohne daß sie zur Blüte gelangt wäre.
den schweren Schlägen der Hussitenzeit konnte sie sich mehrere Menschenalter
erholen und erst unter dem Geschlechte der Rädern und namentlich unter
wackern Stadthauptmann Ulrich von Rosenfeld blühte sie sichtlich empor.
-r Ulrich von Rosenfeld veranlaßte eine bessere Bauweise, hielt auf regel-
- Straßen, besorgte die Pflasterung des Marktes und der Gassen und er-
-e von Rudolf II. ein Privilegium, jährlich zwei Jahrmärkte halten und ein
-twappen führen zu dürfen; auch schenkte er der Stadt sein eigenes Malz-
und errichtete Bierbrauereien im größeren Maßstabe.

Indessen wollen wir uns nicht in die alten Jahrhunderte verlieren, son-
ein Bild von Reichenbergs industrieller Gegenwart geben. Zum Verständ-
-es Ganzen schicken wir die Bemerkung voraus, daß das Reichenberger Thal
-um Industriebezirke gehörigen Etablissements nicht zu fassen im Stande ist,
-rn daß dieselben, je nach dem wichtigen Faktor der dortigen Gegend, dem
-er, in den Thälern der Umgebung zerstreut sind, daß aber jede Fabrik Ab-
-ngen ihres Etablissements in der Stadt besitzt.

Zu Ende des vorigen und in den beiden ersten Decennien des gegenwär-
Jahrhunderts war die Leinenmanufaktur der blühendste Industrie-

zweig im Norden und Nordwesten Böhmens, so auch in Reichenberg. Früher galt, wie wir alle wissen, Leinenwaare als unentbehrlichstes Bedürfniß jedes Standes und eine echte Hausfrau hielt mit einem gewissen Stolz auf vieles und schönes Leinenzeug in sauberen Schränken; dies hat sich geändert. Den Markt, welchen einst die böhmischen Leinenprodukte fanden, hat jetzt zum großen Theile England erobert, welches durch seine riesigen Maschinenflachsspinnereien und Webereien in den Stand gesetzt ist, billigere Fabrikate zu liefern, und das auch durch die Art der Zubereitung des Flachses wesentliche Vortheile sich zu eigen gemacht hat, sodaß die feineren Garne aus dem Auslande bezogen werden müssen, da die böhmischen Spinnereien nur bis Nr. 80 spinnen. Auch die Lage der Leinenweberei ist keine erfreuliche, da die Weber, welche gewöhnlich selbst Unternehmer sind, von dem Leinwandhändler abhängen und in ihrer Stellung, infolge unzureichender Kapitale, nicht mit dem Manufakturisten zu konkurriren vermögen. In der Gegend von Schluckenau, Georgswalde ist der Leinenweber bereits Lohnweber geworden und ihrer viele haben sich der Erzeugung von Baumwoll- und Halbleinenstoffen zugewendet. In Reichenberg und Umgebung sind circa 1300 Webstühle beschäftigt, welche 60,000 bis 70,000 Stück Leinwand (Gradel, bunte Zwilliche, Matratzenstoffe, bunte halbleinene Zwilliche) erzeugen.

Die Gesammtproduktion an Flachs und Hanf beträgt in ganz Böhmen jährlich über 200,000 Ctr., welche in 16 größeren Flachsspinnereien mit circa 80,000 Spindeln versponnen werden. Die Handspinnerei beschäftigt noch 15,000 Menschen, aber auch sie ist im Verfall, in dem Maße wie sich die Maschinenspinnerei hob. Traurig ist der Zustand der Weber, sodaß zu verschiedenen Malen bereits die Wohlthätigkeit helfend eintreten mußte. Vor uns liegt ein Bericht des Direktors K. Noback aus Prag, über die Noth und das Leben der Fabrikarbeiter und Handspinner im böhmischen Riesengebirge aus dem Jahre 1863, welcher schauerliche Bilder aufrollt, die in der letzten Zeit keineswegs verwischt wurden, ja durch den Krieg vom Jahre 1866 eine noch trübere Färbung erhielten. Seit Jahren haben die Leute in den genannten Gegenden wöchentlich nur 1 bis 1½ Fl. verdient, und dieser kärgliche Verdienst muß meist für eine ganze Familie ausreichen. Vorschußvereine erwiesen sich zur Abhülfe der Noth als ungeeignet, und man mußte zur Vertheilung von Lebensmitteln schreiten. Da ereignete es sich denn, daß beim Zusammentritt des Hülfskomités am 23. September 1863 der Bezirksarzt in Königinhof erklärte: „man dürfe kein Brot vertheilen, da die Leute diese ungewohnte Nahrung weder vertragen, noch auch später fortsetzen könnten.“ Wahrlich, trauriger als dieser Ausspruch vermag nichts das Elend und die Noth jener Arbeiterbevölkerung zu illustriren! Kaffee trinkt man dort nicht, und der Besitz einer Kuh erscheint unerschwinglich. Die Ausgabe für Salz beträgt 10 Proz. aller Ausgaben der armen Menschen, da sie wöchentlich 1 Pfd. Salz konsumiren, das infolge des viel beklagten Monopols zu 10 Krn. (2 Sgr. = 20 Pfg.) verkauft wird, während z. B. in Leipzig das Pfund dieser zum Leben unentbehrlichen Würze nur 9 Pfg. kostet. Und doch ist Oesterreich eines der salzreichsten Länder! Im Bezirke Starkenbach, wo es nur Leinenhandspinner giebt, betrug nach dem genannten Bericht der tägliche Verdienst eines Menschen 1½ bis 2 Kr. Zur Erklärung

gendes: Die Leute kaufen die rohen Flachsstengel zu 6 bis 7 Fl. pr. Centner, das Pfund zu etwa 7 Kr.; zum Verspinnen mit der Hand brauchen sie zu m Pfunde zwei Tage, und für das vollendete Produkt erhalten sie etwa Kr., wonach der Arbeitsgewinn von zwei Tagen in 3 Krn. besteht! Kommt April ins Land, dann ziehen jene armen Spinner in die gesegneten Fluren „böhmischen Paradieses", in den Leitmeritzer Kreis, um dort als Hülfs-iter bei der Landwirthschaft zu wirken. Die Ersparnisse des ganzen Som-s betragen 10 bis 12 Fl., und diese werden während des Winterelends zu-ßt. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn diese Leute leiblich und tig zu Grunde gehen. Die Zustände sind dort in der That, trotz vielfach ewandter Mittel Seitens der Regierung und von Privaten geradezu grauen-. Die Anzahl der Leinenweber ist am stärksten im Gitschiner Kreise, in welchem elf Einwohner ein Weber und auf jedes dritte Haus ein Webstuhl entfällt. gegen ist im Bereiche der Egerer Handelskammer die Leinenweberei beinahe ein-ingen; im Erzgebirge hat sich nur die gleichfalls wenig einträgliche Spitzenklöppe-rhalten, welche in früherer Zeit sich eines guten Absatzes zu erfreuen hatte.

Gegenwärtig machen mehrere große Firmen alle Anstrengungen, den ehe-igen guten Ruf der böhmischen Leinengewebe, welche eine größere Dauer-igkeit besitzen als die englischen und irischen Gewebe, denen aber vor Allem gefälliges, bestechendes Aeußere, schöne Weberei, gute Bleiche und Appre-einen sichern Export verschafft, wieder herzustellen. Die Ausfuhr an Leinen ug im Reichenberger Handelskammerbezirke 754,000 Zollpfund, die Einfuhr egen nur 6591 Zollpfund; ein großer Theil dieser Waaren ist nach Schlesien ingen, wo Händler böhmische Leinwand mit Vortheil verwerthen.

In demselben Maße, in welchem die böhmische Leineninduſtrie gesunken hob sich die Erzeugung der Baumwollfabrikate und übertraf bald, was Quantität der Produktion, dann die Vorzüglichkeit der Herstellung von Per-, Battisten und Baumwolltüchern („Cotton-Tücheln") betrifft, alle übrigen der Oesterreichs, Nieder-Oesterreich ausgenommen. Spinnfabriken für Baum-engarn zählte man 103 (im Jahre 1861) und Fabriken für Baumwollen-e ungefähr 300; mehrere von ihnen lieferten jedoch zugleich Leinen- und ıfwollenstoffe. Der Hauptsitz der Baumwolleninduſtrie befindet sich im Be-e der Reichenberger Handelskammer.

Im Jahre 1809 wurde dort die erste Baumwollenspinnerei errichtet. Da-s kamen die günstigen Zollverhältnisse diesem Geschäftszweige sehr zu Statten, die Unternehmungen stellten sich als sehr lohnend heraus. Gegenwärtig ist anderer Zweig der böhmischen Industrie so großen Schwankungen unter-en, da man von dem englischen Markt abhängig ist und jede Preisdifferenz nur den Fabrikanten, sondern auch den Weber trifft, weshalb nur große lissements ihre Rechnung finden können, aber kleine Spinnereien zu theuer uziren und folglich zu konkurriren nicht im Stande sind. In dieser Be-ing erscheint das Verhältniß der Spindeln zu den Arbeitern in England nüber Oesterreich lehrreich genug; während in Oesterreich auf 1000 Spin-20 Arbeiter kommen, braucht England bei derselben Spindelzahl nur $9^2/_3$.

Im Jahre 1846 zählte man bereits in und um Reichenberg 19 Baum-

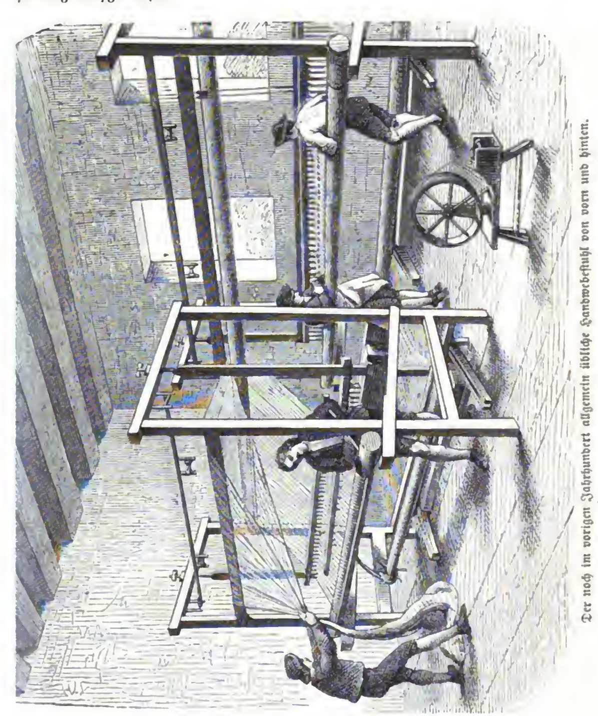
wollenspinnereien mit 161,642 Spindeln, im Jahre 1856 schon 42 Spinnereien mit 256,605 Spindeln. An roher Baumwolle wurden im Laufe eines Jahres 85,509 Ctr. verbraucht, die Produktion betrug 73,136 Ctr. (Nr. 1 bis Nr. 160), die Zahl der Arbeiter 5037.

Da jenen Platz, welchen einst die Leinenindustrie inne hatte, jetzt die Baumwollenmanufaktur einnimmt, so hat der Baumwollenwebestuhl eine ungeheuere Verbreitung gefunden. In Reichenberg und Umgebung zählt man 3863 Webestühle, und es vertheilte sich demnach je 1 Webestuhl auf 36,2 Einwohner und auf 5,18 Häuser. Unter diesen 3863 Webestühlen gab es 2963 gewöhnliche, 430 Regulatorstühle und 470 Kraftwebestühle, und es ließ sich annehmen, daß ein gewöhnlicher Webestuhl 25 Stück à 100 Ellen, ein Regulatorstuhl 50 und ein Kraftstuhl 75 Stück Baumwollenwaare jährlich erzeugten, woraus man sich das Gesammtquantum der Erzeugung zu berechnen vermag.

In ganz Böhmen wurde die Baumwollenweberei im Jahre 1856 in 48 Fabriken durch 2175 Meister und 84,638 Arbeiter betrieben, welche 1,526,300 Stück im Geldwerthe von 20,000,000 Fl. produzirten. Auch fehlt es nicht an Baumwollendruckereien, deren bedeutendster in Kosmanos (Gebrüder Leitenberger mit 800 Arbeitern) wir bereits in der ersten Sammlung dieses Werkes Erwähnung thaten. Was die übrigen mit der Baumwollenwaaren-Fabrikation im Zusammenhang stehenden Erwerbszweige Böhmens betrifft, so erwähnen wir die Rothgarnfärbereien des Leitmeritzer Kreises (die größte zu Lindau), die Bandmachereien derselben Gegend und die bedeutenden Bleichereien von Hohenelbe.

Von ganz besonderer Bedeutung für Böhmen und speziell Reichenberg ist die Tuchmacherei eines der ältesten und bedeutendsten Gewerbe des Landes geworden. Tuchmacher finden sich in Böhmen bereits in der ältesten Zeit, als das Land noch ganz slavisch war und noch kein Deutscher seinen Fuß über den Grenzgebirgswall gesetzt hatte. Bereits im X. Jahrhundert werden solche erwähnt und von ihnen freilich gesagt, daß sie nur grobe Waare erzeugten. Mit der größeren Entfaltung des Städtewesens im XII. und XIII. Jahrhundert, mit dem Einrücken der gewerbfleißigen, von den Königen des Landes herbeigerufenen Deutschen, blühte, wie Handel und Industrie im Allgemeinen, auch die Tuchmacherei auf. Przemysl Ottokar II. (1253—1278) zog mit Eifer flämische Tuchmacher herbei, die ihre vortreffliche Waare nun auch auf böhmischem Boden erzeugten. Im XIII. und besonders im XIV. Jahrhundert finden wir daher schon Tuchmacher- und Tuchschererzünfte, die den Zünften anderer Gewerbe stets vorangenannt werden. Sie deckten aber den Bedarf des Landes keineswegs. Unter den luxemburgischen Königen waren es besonders lombardische und Nürnberger Tuchhändler, die in Böhmen von Zöllen befreit waren und einen großen Absatz ihrer Waaren erzielten. Zur Zeit König Johann's (1310—1346) erfahren wir denn, daß die von den Fremden geförderte Tuchmanufaktur sich in solcher Weise hob, daß die Prager Gewandschneider ihr Tuch schon nicht mehr von den Ausländern nahmen, sondern von den Zittauern und Friedländern kauften. (Hübsch, „Geschichte des böhmischen Handels" S. 149 f.). Was nun besonders Reichenberg angeht, so wurde die Tuchmacherei daselbst im

l. Jahrhundert von Görlitz eingeführt, wo sich gleichfalls Flamländer nieder-
ssen hatten. Bisher hat man immer geglaubt, der erste Tuchmacher in
henberg sei **Urban Hoffmann** gewesen, welcher 1579 dorthin übersiedelte,
ß haben neuere Forschungen schon im Jahre 1410 eine Tuchmacherzunft in
henberg nachgewiesen.



Der noch im vorigen Jahrhundert allgemein übliche Handwebestuhl von vorn und hinten.

Schlesiens Abtretung an Preußen 1742 war für die dortige Tuchmacherei von
zem Vortheile; die Zahl der Arbeiter wuchs, während man 1748 in Reichenberg
zählte, gab es 1785 daselbst schon 600 Tuchmacher. Da geschah es, daß in den
zösischen Kriegen die Nachfrage nach Militärtuchen ungemein vermehrt wurde,
lge dessen die Zahl der Tuchmacher bis auf 804 mit 480 Gesellen und 1282
fsarbeitern stieg. Für das Spinnen des Garnes mußte man, bei der Fort-
er der Kriege, allgemein die Beihülfe der umliegenden Ortschaften in Anspruch

nehmen. Die Dorfbewohner trugen die Wolle auf dem Rücken aus der Stadt nach Hause, krämpelten sie mit Handkämmen auf dem bekannten „Rössel“ und spannen das Garn auf Handrädern. Das war die Zeit, wo das Geschäft gleichsam von selber ging, und so hat sich die „gute alte Zeit“ in gutem Andenken erhalten, ihre Nöthen sind vergessen.

Doch die Zeiten ändern sich und das Maschinenwesen brachte auch in diesem Industriezweige einen vollständigen Umschwung zu Wege. Seit Arkwright's erfolgreichen Bestrebungen und der unübersehbaren Vervielfältigung der Spinnmaschinen in Verbindung mit der Anwendung der Dampfkraft zum Betriebe derselben, reichte eine Vervollkommnung der andern die Hand, und die betriebsamen Völker Europa's wetteiferten in deren Benutzung. Als nun nach dem Wiener Frieden der Verkehr wieder auflebte, fanden sich bald keine Käufer mehr auf die rauhen, aus grobem Handgespinnst gefertigten und dabei theuren Tuche, da bessere und billigere Waare genug auf den Markt gebracht wurde. In der That war denn auch sehr bald die Zahl der Reichenberger Tuchmacher seit 1813—1818 von 700 auf 300 gesunken, und die Tuchindustrie hätte verkümmern müssen, gleich der Leinenindustrie, wenn man nicht den Abgrund rechtzeitig erkannt und davon abgelenkt hätte. Auch in Reichenberg fanden die neuen Maschinen-Einrichtungen Eingang, und damit gewann seine Industrie ein neues Leben. Die Katharinberger Schlucht, durch welche die Schwarze Neiße mit einem Gefälle von mehreren hundert Fuß als Wildbach sich herabstürzt, bot der nahen Stadt eine Fülle von Wasserkraft zur Anlage von Spinnfabriken. Dort erstand im Laufe der Zeit eine Fabrik neben der andern, und es ward das ganze Thal gewissermaßen in eine große Werkstätte umgewandelt. Wohl zwanzigmal wird dort die Wassermasse durch Wehre aufgestaut und in die finstern Kerker der Radstuben geführt, um die schweren Räder in Umschwung zu bringen und die Arbeit von tausend Menschenhänden zu verrichten. Im Jahre 1860 gab es 23 Fabriken, in denen 85 Satz Krempeln, 203 Hand- und 85 Kraftspinnmaschinen mit 22,730 Spindeln betrieben wurden und von denen 8500 Ctr. Streichgarn geliefert werden konnten. Im ganzen Reichenberger Steuerbezirke befinden sich 61 Streichgarnspinnereien mit nahezu 50,000 Spindeln, van denen circa 30,000 durch Handmaschinen, die übrigen aber durch Kraftmaschinen in Bewegung gesetzt werden. Der Uebergang von der Hand- zur Maschinenarbeit hat hier die Ueberzeugung verschafft, daß dadurch ein gleichförmiges Gespinnst und so eine wesentliche Verbesserung des Fabrikates erzielt wird. Man spinnt in Reichenberg in einer Feinheit von 13—25 Strähnen pr. Pfd. (2000 W. Ellen). Eine Einfuhr von Streichgarnen fand bisher nicht statt, wol aber eine Ausfuhr, jedoch nicht in Quantitäten von Belang.

Die Einführung der Spinnmaschine erregte, wie überall, auch unter der Reichenberger Bevölkerung große Besorgnisse; wie anderswo so glaubte sich auch hier die Arbeiterbevölkerung zum Hungertode verurtheilt, und als durch die Errichtung von Rauhmaschinen auch das Tuchrauhen mit Handkarden entbehrlich gemacht wurde, beschlossen die Arbeiter, den vermeintlichen Feind gewaltsam zu vertilgen. Hierzu kam, daß das Verhältniß zwischen ihnen und den Fabrikanten keineswegs geregelt war; Krankenkassen und derlei Anstalten waren bei-

je gänzlich unbekannt. Am 3. Juli 1844 rotteten sich die Fabrikarbeiter des
tharinberger Thales zusammen, zerschlugen die neuen Maschinen, verwüsteten
Waarenbestände und verübten andere Gewaltthätigkeiten. Der Zug war
inenartig bis zu 1000 Mann angewachsen, als ihnen das Reichenberger
hützencorps entgegentrat und sie vom Eindringen in die Stadt abhielt. Tags
auf rückten zum Schutze der Fabriken Kürassiere und Infanterie ein; unter
irregeleiteten Arbeitern wüthete aber der strafende Stock in empfindlichster
ise. Seitdem haben die Arbeiter sich mit den Fortschritten des Maschinen-
iens ausgesöhnt, zumal sie einsahen, daß die durch Maschinen entbehrlich ge-
rdenen Hände bald neue Beschäftigung fanden.

Die Reichenberger Tuchmacherzunft, eine der reichsten in ganz Oesterreich,
lt jetzt ca. 1300 inkorporirte Meister, von denen jedoch nahezu 600 ihr Ge-
rbe gar nicht oder nicht selbständig ausüben. Die übrigen sind selbständige
ister; 30 derselben betreiben ihr Geschäft fabrikmäßig, d. i. mit Spinnerei
Appreturanstalten verbunden; etwa 120 dasselbe in größerem Umfange.

Reichenberg produzirt gegenwärtig Tuch, Musselin, Elastique, Peruvienne,
ffel u. dgl., meistens feine und mittelfeine Waare im Preise von 30—100
oschen per böhmische Elle, und die Gesammtproduktion beläuft sich auf 80,000—
0,000 Stück von 30—40 Ellen.

Kein Industriezweig hat sich in Oesterreich jedoch mit solcher Schnelligkeit
wickelt, wie die Kammgarnspinnerei; keiner aber bedarf so wie dieser
es großen Anlagekapitals und eines gewissen Grades industrieller Bildung,
l ihm die wichtige zollvereinsländische Konkurrenz gegenübersteht und der
e Zoll zur Errichtung derartiger Etablissements nicht aufmuntert. Im Jahre
56 waren in Reichenberg, Friedland und Multenau in vier Unternehmungen
10 Spindeln beschäftigt, welche 5200 Ctr. Wolle zu 1138 Ctr. weichen
nmgarnes für Tibet, Musselin, Satinet, Kaschmir und zum Bedrucken
immte Umhängetücher, dann 1500 Ctr. hartes Kammgarn für Orleans,
hair und Lastingsfabrikation im Gesammtwerthe von 555,000 Fl. verarbei-
n. Nur in zwei Fabriken sind Spinnerei und Weberei vereinigt, die andern
blissements sind selbständige Unternehmungen. Das Rohprodukt für weiche
nmgarne liefern Ungarn, Oesterreich, Preußisch-Schlesien und Australien,
s für harte besteht aber ausschließlich nur aus englischen Wollen.

Die Strumpfwirkerei ist ebenfalls eines der ältesten Gewerbe Reichen-
gs. Hier ist sie noch Hausindustrie, während sie in einigen andern Ortschaften
rikmäßig betrieben wird. In wollener Wirkwaare, namentlich in Strümpfen,
der inländische Verbrauch sehr bedeutend; es wird jedoch dieser Artikel auch
Italien, der Türkei und Amerika exportirt, während Leinenwirkwaare we-
r im Inlande verbraucht wird, sondern den meisten Absatz in Italien findet.

Die Teppichfabrikation ist durch zwei Unternehmungen in Maffersdorf
Reichenberg vertreten, welche ihre eigenen Färbereien und Appreturanstalten
en, circa 600 Arbeiter beschäftigen und jährlich circa 75,000 Ellen Teppiche
15,000 Stück Decken im Gesammtwerthe von 534,000 Fl. erzeugen. Dieses
rikat hat sich Anerkennung verschafft und wird nach den italienischen Pro-
en, nach den Zollvereinsländern und nach Amerika exportirt.

Eine Hülfsarbeit der Reichenberger Tuchindustrie ist dem Maffersdorfer Thale ausschließlich eigen, nämlich die Tuchleistenfabrikation (Zwisten). Von dort werden die Reichenberger Tuchmacher mit dem Garn für die Sahlbänder der Tücher und ebenso die Fabrikanten in Görlitz, Sorau und Kottbus versorgt. Zu diesem Zwistengarn wird die geeignete starkhaarige Wolle aus Prag bezogen; zu manchen Sorten verwendet man auch Ziegen- und Kälberhaare. Das Garn, welches man früher ausschließlich auf Handrädern spann, verarbeitet gegenwärtig gleichfalls die Maschine.

Wir haben in Vorstehendem die vorzüglichsten Erzeugnisse angeführt, wodurch Reichenberg sich den Ruhm, zu den ansehnlichsten Fabrikstädten zu zählen, erworben hat. Uebersehe man dabei nicht die besonderen Schwierigkeiten, mit denen diese Perle im Industriegürtel Oesterreichs zu kämpfen hatte: die schwankenden Coursverhältnisse und die Konkurrenz der vortrefflichen Tuchwaaren der Staaten des Zollvereins, die einen größeren Absatz der Reichenberger Tuche in Deutschland nicht gestatten. Im Inlande selbst hat Reichenberg einen ganz gewaltigen Rivalen an **Brünn**, das übrigens meist façonnirte Modeartikel liefert, indessen auch in andern Stoffen Rühmenswerthes leistet, wozu nicht allein die Gunst der Produktionsverhältnisse, rasche Verkehrsmittel und billiger Brennstoff, sondern auch tüchtige Geschäftskenntniß und ein rüstiger Fortschritt mit dem Zeitgeiste das Ihrige beigetragen haben; während in Reichenberg mancherlei Faktoren zusammenwirkten, um es nicht in dem Grade emporkommen zu lassen, als die mährische Hauptstadt. Leider läßt es sich beim Mangel an technischen Fachschulen, Schwierigkeit im Kredit, fehlendem Kapital, an Aufmunterung der Gewerbe u. dgl., nicht leugnen, daß Reichenberg stets durch das Beispiel Anderer aufgemuntert werden mußte und faktisch niemals die Initiative zu kräftigerem Vorwärtsschreiten ergriffen hat.

Wie es aber vorzugsweise *ein* Mann war, der die Stadt zu der Höhe hob, in welcher sie nun vor uns steht, wie ein armer Tuchmachergeselle, der von der Pike auf diente, sich dort zum vielfachen Millionär emporschwang und heute als einer der größten Industriellen Oesterreichs überhaupt gefeiert wird, das sollen die folgenden Seiten erzählen.





In einer Tuchmacher-Werkstätte des vorigen Jahrhunderts.

3. Johann Liebieg.

Ein Lebenslauf vom Tuchmachergesellen zum Millionär.

Im äußersten Nordosten Böhmens, von diesem, wie von dem benachbarten
esien durch mäßig hohe Bergketten getrennt, liegt das nur drei Quadrat-
en große und von 26,000 Menschen bewohnte Braunauer Ländchen, dessen
sche Einwohnerschaft vor vielen Jahrhunderten aus Franken hier eingewan-
ist und sich durch eigenthümliche Sitten und Tracht auszeichnet. In der
e des Thales, am Abhange eines Bergrückens und am rechten Ufer des
ichens Steine erhebt sich ein Benediktinerkloster. Seine rothen Ziegeldächer
mmern weit ins Land hinein, und rings um dasselbe gruppiren sich bescheidene
er, die 4000 Insassen zählen. Das ist das Tuchmacherstädtchen Braunau,
nt durch den Eifer, welchen es einst für die Reformation entwickelte, durch
eiche Brände, welche es mehrere Male von Grund aus zerstörten, und oft
nnt in unsern Tagen als die Geburtsstätte von Johann Liebieg, des größten
ischen Industriellen.

Unter der Regierung König Przemysl Ottokar's II. (im XIII. Jahrhundert)
es der Benediktinerabt Martin, welcher die ersten Tuchmacher nach dem
Städtchen an der Steine berief und dadurch eine neue bedeutende Er-
squelle für die Bewohner schuf. Die Blütezeit der Braunauer Tuchmanu-
r fällt offenbar in jene Periode, wo die rothen Tücher der Stadt eine Art

Weltruf und ein Marktpatent besaßen, welches sich bis weit in die Türkei hinein erstreckte. Erst in unsern Tagen verschwand dieser einst so berühmte Exportartikel theilweise vom industriellen Schauplatze, aus verschiedenen Ursachen, vornehmlich weil in der Türkei durch die Uniformirung der Armee nach europäischem Muster die rothen Tuche entbehrlich wurden.

Natürlich verarmten durch den Rückgang des Geschäftes viele Tuchmacherfamilien, und so ging es auch der Familie Liebieg, deren Vorfahren bereits im XVII. Jahrhundert in Braunau genannt werden.

Heute noch zeigt man dort ein ganz besonders ärmlich aussehendes hölzernes Haus, das sich gar bescheiden ausnimmt gegenüber dem großartigen, vier Stockwerke hohen Stiftsgebäude, dem Sitze des reichen Benediktiner-Ordens, dessen Eigenthum die Domäne Braunau ist. Jenes unscheinbare hölzerne Haus aber bildete die ganze Habe einer Tuchmacherfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, einer Tochter und zwei Söhnen, deren jüngerer Johann getauft wurde, nachdem er am 7. Juni 1802 das Licht der Welt erblickte. Nach einem, den damaligen Umständen angemessenen, spärlich genossenen Normalschulunterrichte wurde Johann zu einem Tuchmacher in die Lehre gethan und nach Ablauf der üblichen Lehrzeit von vier Jahren freigesprochen: ein Zeitpunkt, der sehnlichst herangewünscht wurde, zuerst weil die beschränkten Geschäftsverhältnisse seines Geburtsortes anfingen, dem aufstrebenden jungen Manne zu mißfallen, dann aber auch, weil er überhaupt wenig Geschmack an der ihm gewissermaßen aufgezwungenen Profession empfand. Außerdem hatte der Umstand, daß die Mutter nach ihres Mannes frühzeitigem Tode zur zweiten Ehe mit einem Arzte geschritten war, dem Behagen, welches sonst an den Heimatsort fesselt, Eintrag gethan.

Man nannte damals die Tuchmachergesellen insgesammt Tuchknappen, und es gab wol keine Tuchknappenherberge in Böhmen, die sich eines zahlreicheren Besuches und lebendigeren Treibens zu erfreuen gehabt, als die zu Reichenberg im Bunzlauer Kreise, dem eigentlichen Sitze der böhmischen Tuchmanufaktur. Daß unser Johann, nachdem er das Bündel geschnürt und, als für die Wanderschaft vorbereiteter Tuchknappe, den Seinigen ein kurzes, aber herzliches Ade gesagt, seine Schritte diesem hohen, damals vielgenannten Industrieort zuwandte, erscheint natürlich. Doch war sein Streben weniger darauf gerichtet, dort in dauernde Arbeit zu treten, als einen Wirkungskreis zu erkunden, welchen das ihn anwidernde Handwerk nicht zu bieten vermochte. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt — um sein Leben zu fristen, sah sich Liebieg genöthigt, noch ein paar Jährchen dabei auszuharren. Am Arbeitsstuhle, welcher zu jener Zeit, der Breite der Tücher halber, noch von zwei Gesellen bedient werden mußte, fühlte sich der junge Tuchknappe immer unbehaglicher und er war deswegen auch für seine Mitgesellen kein gern gesehener Kamerad. Doch mag dies weniger einem Mangel an Geschick seinerseits zuzuschreiben gewesen sein, als einer eigenthümlichen Beruflosigkeit für diese Art von Beschäftigung. Sicher unrichtig wurde dies von den Nebengesellen als Nachlässigkeit bezeichnet. Wie sehr jedoch eine befriedigende Thätigkeit als eigentlichstes Lebenselement dem jungen Liebieg galt, das zeigte sich, und sie fing sich im vollen Maße zu entwickeln an, als er soviel erspart hatte, um ein kleines Sortiment von Hausir-

rtikeln, von Hosenträgern, Halsbinden, Bürsten, Pfeifenköpfen u. dergl. anuschaffen, mit denen er einen kleinen Handel in stärker besuchten Gasthäusern röffnete. Damit war er ins rechte Fahrwasser gekommen. Ein größeres Gehäft mit einer ganzen Ladung damals in Mode gekommener Damenlocken aus Seide fiel überaus günstig für ihn aus und lieferte den Beweis, wie regsam nd unermüdlich Johann Liebieg sein konnte, wo es galt, eine lohnende Spekuation einzuleiten oder zu einer solchen die nöthige Schnelligkeit und Energie zu ntwickeln.

Mittlerweile war auch sein älterer Bruder Franz, welcher sich dem Handelsande gewidmet hatte, mit der Schwester Pauline nach Reichenberg gekommen. Ohne Widerwillen wurde von Johann, welcher leichten Herzens dem Tuchwebuhle und dessen eintöniger und engbegrenzter Wirksamkeit Valet gesagt, der Vorschlag angenommen, ein Schnittwaarengeschäft in Gemeinschaft mit seinen ächsten Anverwandten in Compagnie zu errichten, nebenbei aber auch mittels niger gepachteter Webstühle den Versuch zu machen, die Fabrikation gewisser Seidenstoffe zu betreiben. In beiden Richtungen behielt sich der jüngere Bruder Johann die Einwirkung auf den Verkehr vor, sowie auf alles Dasjenige, was uf die Aeußerlichkeiten des Geschäfts Bezug hatte. Schon damals gab sich in hm ein auffallendes Verwaltungs- und Organisationstalent kund, welches sich n Laufe weniger Jahre, wie wir bald vernehmen werden, so eminent und mit anz ungewöhnlichen Erfolgen geltend zu machen wußte.

Im Jahre 1828 aber war es, in welchem ein Zufall einerseits, und andererits der praktische Blick des Mannes, den Grundstein zu dessen industrieller Beeutung legte.

Christian Christoph Graf Clam-Gallas, der Vater des nachmaligen Besitzers der Domäne Reichenberg, Eduard Grafen Clam-Gallas, hatte n Jahre 1806 in einem einstöckigen, von versumpften Wiesen und unwegsamen Waldungen umgebenen Gebäude im sogenannten Josephinenthale, unweit Reichenberg, eine Baumwollenspinnerei, verbunden mit Wollfärberei, errichten ssen, welches überaus primitive Etablissement, unter dem Einflusse hochobrigitlicher Dispositionen nicht zu rentiren im Stande, später in den Besitz eines tädters übergegangen und von demselben 20 Jahre lang betrieben, sodann er in eine Kattunweberei umgewandelt worden war. Dieses Etablissement kam n Jahre 1828 unter den Hammer. Die Brüder Liebieg erstanden dasselbe meistetend: ein einstöckiges Gebäude mit einem kleinen Hofraume, wo ein einfaches Tremmelwerk das im ersteren befindliche Wasserrad von vier Pferdekräften bei nausgiebigem Wasserstande zu unterstützen bestimmt war, nebst einem kleinen Wohngebäude: daraus bestand der ganze damalige Fabrikkomplex.

Johann Liebieg hegte gleich beim Ankaufe desselben den Plan, an dieser Stelle einen ganz neuen Industriezweig zu gründen, nämlich die Fabrikation on Merino, Tibet und Lasting; fürwahr ein Plan, so großartig und weitagend, daß der ältere Liebieg es vorzog, dem kühneren Bruder dessen schwiege und gefahrvolle Ausführung allein zu überlassen. Infolge dessen trat er us der Compagnie und widmete sich dem alleinigen Betriebe des früheren, sher durchaus wohlbestellten Schnittwaarengeschäftes.

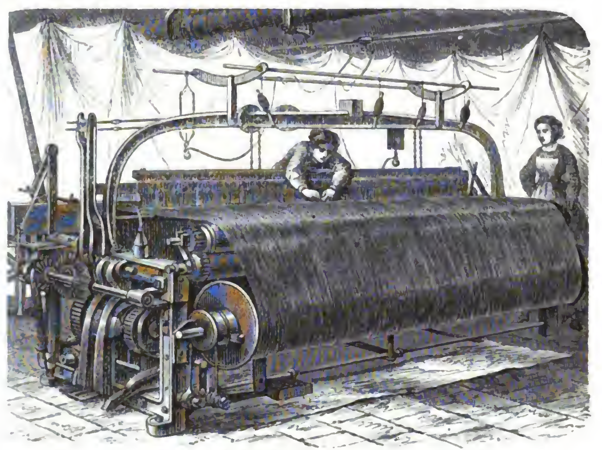
Infolge der nothwendig gewordenen Aufstellung einer nicht unbedeutenden Zahl von Handwebstühlen, worunter sich schon damals einige Regulatorstühle befanden, weiterhin infolge der Errichtung von Faktoreien in Tannwald, Grünwald, Liebenau und im Friedländischen, welche Massen der neuen Webartikel zur Appretur in die Josephinenthaler Fabrik lieferten, war die Vergrößerung der Lokalitäten und schließlich die Vornahme von Neubauten dort unerläßlich geworden. So entstanden unter Johann Liebieg's kräftiger und umsichtiger Leitung im Jahre 1832 ein Preßgebäude und eine Schafwollendruckerei, drei Jahre später, im Jahre 1835 eine Färberei mit Dampfanlage, im Jahre 1839 eine Kunstweberei, an deren Stelle im Jahre 1844 nach einem furchtbaren Brande eine Weftspinnerei kam.

Großartige Anlagen zur Erzeugung von Orleans und Mohair brachte das Jahr 1845, und in eben demselben Jahre ward ein drei Stockwerke hohes Waarenmagazin aufgeführt, an welches sich ein imposantes, zugleich die Packsäle und Comptoirs enthaltendes Wohngebäude anschloß, das sich Dank der auf Anregung Liebieg's erbauten Riesengebirgs-Straße bald in den lebhaftesten Verkehr mit den volk- und industriereichen Ortschaften des Isar- und Riesengebirges gezogen sah. Infolge des fortwährend steigenden Betriebes wurden im Jahre 1849 die mechanische Weberei auf 800 Stühle nach englischem Muster, im Jahre 1850 das großartige Druckereigebäude, im Jahre 1851 eine Worstedspinnerei, im Jahre 1854 eine eigene Gasanstalt für den 2500 Flammen täglich betragenden Bedarf der Fabrik und 1855 endlich ein drei Etagen hohes, 15,000 Centner fassendes Wollmagazin geschaffen, eine benachbarte Mühle dagegen in eine Streichgarnspinnerei umgewandelt.

Gegenwärtig nach dreißigjährigem Bestande umfaßt das Liebieg'sche Etablissement im Josephinenthale demnach Kammgarn-, Worsted- und Streichgarnspinnerei, Weberei, Appretur, Färberei und Druckerei. Die Motoren derselben repräsentiren 309, die Arbeitsmaschinen 400 Pferdekräfte, mithin zusammen 709 Pferdekräfte. Die Zahl der Arbeiter und Handwerker, welche dort Beschäftigung finden, beträgt gegen 2000, ihre tägliche Arbeitszeit 12 auch 14 Stunden bei 30 Kr. (für Kinder) bis 2 Fl. Tagelohn. An Brennstoffen werden in diesen Fabriken jährlich 500 Klftrn. Holz und 130,000 Ctr. Steinkohlen verwendet. Die zur Benutzung kommenden Rohstoffe sind durchschnittlich im Jahre: 8000 Ctr. ungarische und siebenbürgische Schafwolle; 280,000 Pfd. Schafwollengarn, theils aus dem Zollvereine und England bezogen, theils eigenes Gespinnst; 105,000 Pfd. Baumwollengarn, meist eigenes Erzeugniß. Die jährliche Produktion aus diesen Rohmaterialien erreicht den bedeutenden Werth von 2½ Mill. Gulden, welche sich vertheilen auf 70,000 Stück Orleans, Mohair, Alpaka, Lasting, Rockstoffe, Tibet u. s. w. im Werthe von 1,400,000 Fl.; 15,000 Stück Wintertücher und Longschals im Werthe von 90,000 Fl.; 60,000 Stück gedruckte Tücher und Schals für 300,000 Fl.; 500,000 Pfd. Weftgarn für 700,000 Fl.

Die Weftspinnerei liefert Ketten- und Schußgarne für die Kraftweberei und Fransengarne für die Schalfabrikation, die Streichgarnspinnerei Ketten- und Schußgarn für die Handweberei. Die Kraftstuhl-Weberei liefert Orleans, Tibetin, Mohair und Alpakas, Lasting und verschiedene façonnirte und glatte

ılbschafwollstoffe, die Handweberei ganzwollene Winterschals, glatt und urirt, mit und ohne Seide. Die Druckerei arbeitet hauptsächlich in Umhängeḥern verschiedener Größen aus deutschen und französischen, sowie auch aus enen, in der Liebieg'schen Fabrik in Mildenau (Friedländer Bezirk) erzeugten mmgarnen für den Export. Nebstbei werden aber auch Orleans, Möbelstoffe, schmirs und Wollenmusselin daselbst bedruckt. Alle diese, in der Fabrik bst erzeugten oder von auswärtigen Faktoreien eingelieferten Artikel werden r zum Theil auch in einem Filial-Etablissement in Nußdorf bei Wien gefärbt, Reichenberg aber ausschließlich appretirt, bedruckt und vollständig zum Verıfe vorbereitet. Die Schußgarne für Orleans (Weft) spinnt die Fabrik zum ößten Theile selbst; die Baumwollengarne liefern ihr die eigenen großartigen ›innereien in Swarow (Tannwalder Bezirk), Haratitz (Eisenbroder Bezirk) d in Eisenbrod.



Neuester mechanischer Tuchwebstuhl.

Eine nicht gering anzuschlagende Eigenschaft Johann Liebieg's besteht in ı Scharfblick, vermittelst dessen er stets die Oertlichkeiten herausfand, wo ḥ ein Schatz ungehobener Naturkräfte verborgen lag. Sein Unternehmungsst trieb ihn an, solche sofort zu verwerthen, und so entstanden nach und nach Etablissements, die wir soeben nannten. In Swarow ließen sich die römung der dort mit der Desse vereinigten, reißenden Kamenitz und die arbeitsürftige Bevölkerung, vortrefflich für größere Pläne benutzen. Kaum hatte bieg dieses erkannt, als er auch schon 1844 den Grund zu einer Baumwollnnerei und Weberei legte, welche am 1. November 1845 in Betrieb gesetzt rden. Fünf Jahre später ging die an demselben Wasser gelegene Haratitzer

Mahlmühle in seinen Besitz über und ward gleichfalls in eine Baumwollspinnerei und Zwirnerei verwandelt. In diesen beiden Fabriken vertreten die Motoren 425 Pferdekräfte, welche 47,000 Baumwoll- und 6400 Zwirnspindeln, sowie 400 mechanische Webstühle in Bewegung setzen. Zu diesen kommen noch 140 Handwebstühle. Die Zahl der Arbeiter übersteigt die Ziffer von 1600 und die gelieferten Stoffe, zu denen 130,000 Ctr. Baumwolle und 925 Ctr. Schafwolle jährlich verbraucht werden, besitzen einen Werth von über 1½ Mill. Gulden.

Aber auch diese beiden Spinnereien lieferten für die immer im Steigen begriffenen Reichenberger Fabriken noch nicht Garn genug. Abermals mußte Johann Liebieg, um nicht fremde Garne beziehen zu müssen, daran denken, sich den Bedarf durch eigene Fabrikation zu decken. Eisenbrod, an der rauschenden, vom Riesengebirge herabstürzenden Iser, ein verkommenes tschechisches Ackerstädtchen an der Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn, wurde dazu ausersehen, der Sitz einer neuen großartigen Spinnerei zu werden. Seit im Jahre 1856 dort die ersten Spatenstiche gethan, die ersten Wasserwerke erbaut wurden und ein riesiges Etablissement emporwuchs, hat sich das bisher so traurige Städtchen zusehends gehoben. In der Fabrik aber drehen sich 25,000 Spindeln, arbeiten 400 Männer, Frauen und Kinder und werden 2000 Centner ostindische Baumwolle zu 1,500,000 Pfund Baumwollgarn im Werthe von 1 Million Thaler versponnen. Fast gleichzeitig hiermit entstand die Kammgarnspinnerei in Mildenau, welche 2700 Centner deutsche und ungarische Schafwolle verarbeitet und 1200 Centner weiche Kammgarne und 900 Centner Abfälle im Werthe von zusammen 420,000 Gulden produzirt. Rechnen wir dazu noch die Färberei und Appretur-Anstalt in Nußdorf bei Klosterneuberg in Niederösterreich, welche in einem alten Klostergebäude errichtet wurde, 12,000 Stück Woll- und Halbwollwaaren liefert und bestimmt war, hauptsächlich Wien zu jener Zeit zu versorgen, als von Reichenberg aus direkt dorthin keine Eisenbahn führte, so haben wir Alles angeführt, was Johann Liebieg im Gebiete der Gespinnstindustrie geschaffen. Wahrlich ein Riesenwerk! — für das Leben eines Einzelnen erscheint eine solche Thätigkeit schon bewundernswerth, der Erfolg derselben dagegen geradezu enorm!

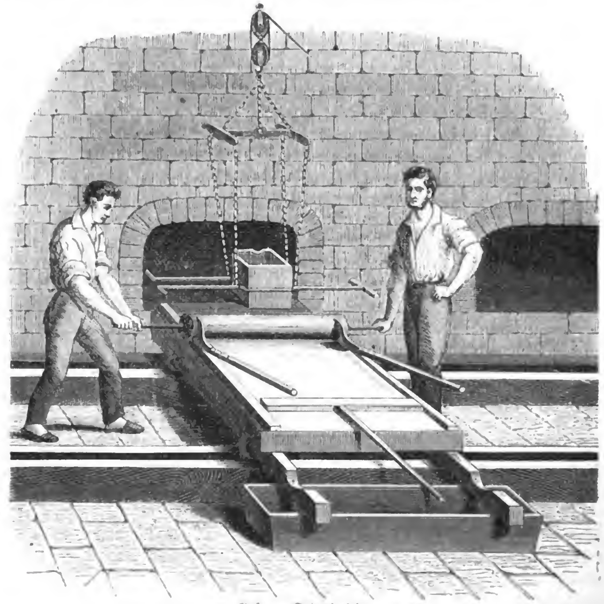
Allein nicht genug hiermit. Johann Liebieg's Geist und Schaffensdrang hat sich in der Industrie als ein ungemein vielseitiger bewährt. Er blieb, wenn die Textilindustrie auch stets als sein Hauptfeld angesehen werden muß, doch nicht blos bei dieser stehen, sondern zog noch eine Menge gewinnbringender Geschäftszweige gleichzeitig in den Kreis seiner schon großartig gesteigerten Wirksamkeit. Seine Blicke fielen auf Ungarn. Dort ist noch viel zukunftsreicher Boden, welcher nur der Arbeiter harrt; dort liegt noch die Industrie in den Windeln, und nur durch fremde — meist deutsche Kolonisten und die Uebertragung fremder Kapitalien dorthin, wurden in dem an Holz und Kohlen, an Wasserkraft, an edlen und unedlen Metallen, an Wein, Obst und Getreide gesegneten Lande, die Anfänge einer lohnenden Industrie geschaffen. Johann Liebieg konnte in nächster Nähe die Erfolge der böhmischen Glasindustrie verfolgen und er beschloß, dieselbe auch auf ungarischen Boden zu verpflanzen. Dabei galt es freilich, ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden, die einen andern, als Johann Liebieg, sicher zurückgeschreckt hätten. Wohl war in dem wilden Karpatenthale

an der siebenbürgischen Grenze, das von der Bistritz durchflossen wird und zum Süd-Biharer Komitat gehört, ein schönes Areal mit prächtigen Buchenwaldungen billig erworben, allein um aus der verfallenen Glashütte daselbst etwas Ordentliches zu machen, fehlten zwei Hauptbedingungen: Menschen und Wege. Beides wurde beschafft. Deutsche Handwerker und Glasarbeiter setzten sich sammt ihren Familien dahin in Bewegung, und bald erhob sich (1852) der friedliche Ort Schwarzwald mit seiner Bretsäge, Mahlmühle, der Glashütte und Schleifanstalt, mit den Beamtenhäusern und freundlichen Arbeiterwohnungen, die 500 fleißigen Menschen Obdach gewähren. Mitten in die Wildniß hinein war ein kleines Kulturcentrum gezaubert worden, das ringsum Segen verbreitete. Aber durch hohe, unwegsame Gebirge schien diese Kolonie von aller Welt abgeschlossen, und der Absatz der dort erzeugten Waaren konnte so lange kein gewinnbringender werden, als der Transport derselben, nach der alten ungarischen Weise, karawanenartig vermittelst Achsenfuhrwerk betrieben wurde. Da entschloß sich Liebieg, selbst eine Straße zu bauen, und mit einem Aufwande von 150,000 Gulden entstand ein 11,000 Klafter langer Kunstweg mit nicht weniger als 84 steinernen Brücken. Das Anlagekapital für Gründung und Hebung der Kolonie Schwarzwald war hierdurch auf 800,000 Gulden gestiegen: doch der Lohn für solche außerordentliche Opfer, Mühe und Arbeit ist erst von der Zukunft zu erwarten. Die Glashütte selbst enthält einen deutschen Hohlglas- und einen französischen Tafelglasofen, die jährlich mit 60,000 Klaftern hartem Holz gespeist werden. Zur Verarbeitung gelangen 5200 Centner Quarz, Potasche, Glaubersalz u. s. w., aus denen 5000 Centner Tafel- und Hohlglas, ordinäres und geschliffenes, im Werthe von 80,000 Gulden erzeugt werden.

Auch die Schätze des Erdinnern verstand der große, wunderbar thätige Mann sich dienstbar zu machen. Im Jahre 1862 kaufte er die Dachschieferbrüche von Ratschitz bei Eisenbrod, in welchen jahraus jahrein 200—300 Arbeiter mit dem Brechen und Zuhauen der Dachschiefer beschäftigt sind, von denen 50,000 Ctr. im Werthe von 30,000 Fl. in den Handel gelangen. Gleichzeitig mit dieser gewinnbringenden Unternehmung wurden in dem benachbarten Smrtsch zwei kontinuirliche, von 50 Arbeitern bediente Kalköfen erbaut, die jährlich 75,000 Ctr. Maurer- und 25,000 Ctr. Düngkalk im Werthe von 40,000 Fl. liefern. Doch auch edlere Mineralprodukte als Kalk und Schiefer weiß Johann Liebieg zu gewinnen. Im Jahre 1863 gelangte er durch Kauf in den Besitz des abgewirthschafteten Rochlitzer Kupferhüttenwerks, das nun in den Händen seines neuen Besitzers zu rentiren begann. In ihm werden die reichen Kupfererze des Riesengebirges auf nassem Wege durch Auslaugen mit Salzsäure verhüttet und das gelöste Metall durch Cementation ausgeschieden. Hierbei gewinnt man auch ½ Loth Silber auf den Centner Kupfer. An Rohstoffen werden 18,000 Ctr. Kupfererze durch 110 Arbeiter verhüttet, welche 250 bis 300 Ctr. Kupfer (12,000 bis 15,000 Fl. Werth) und 300 bis 400 Pfd. Silber (15,000 bis 18,000 Fl. Werth) erzeugen. Das Kupfer wird, nachdem es im Garofen zu Rosettenkupfer umgeschmolzen ist, zur Verhämmerung nach Guttenstein in Niederösterreich gesandt. Dieses gleichfalls Johann Liebieg gehörige Walzwerk verarbeitet 2000 bis 3000 Ctr. Kupfer (200,000 Fl. Werth) zu

Blechen und Kesseln, welche ihren Absatz in Oesterreich, Italien, den Süddonauländern und Kleinasien finden.

Man nehme zu allen diesen Etablissements noch eine amerikanische Kunstmühle zu Haratitz (29,000 Ctr. Mehl), eine großartige Bäckerei (jährlich 150,000 Laib Brot erzeugend), eine Bierbrauerei auf der Domäne Smirschitz (25,000 Eimer Bier), eine Bretsäge ebendaselbst (für 300,000 Fl. Breter), eine Spiegelfabrik zu Elisenthal in Böhmen (Produktionswerth 250,000 Fl.).



Guß von Spiegeltafeln.

Wahrlich es dürfte überhaupt nur wenig Industrielle geben, die in Bezug auf Vielseitigkeit und Großartigkeit mit Johann Liebieg's wahrhaft bewundernswerther Thätigkeit zu konkurriren vermögen oder ihn gar übertreffen.

Das richtige Verständniß derselben erhalten wir jedoch erst dann, wenn wir die hier mitgetheilten Einzelnheiten zusammenfassen und uns auf diese Weise ein Gesammtbild der Leistungen dieses Königs der böhmischen Industrie schaffen. Es ergeben sich da Zahlen, welche uns den Ausruf des Erstaunens ablocken. Die gesammte, bei allen Fabriken verwandte Wasserkraft beträgt circa 700 bis 1000 Pferdekräfte, die Kraft der Dampfmaschinen 630 Pferdekräfte. Beleuchtet

werden die verschiedenen Etablissements mit 6,000,000 Kubikfuß Gas im Jahre, und die Frachtbewegung der Rohmaterialien wie fertigen Produkte auf der Eisenbahn beträgt 1½ Mill. Centner. Damit der Staat nicht leer ausgehe, so empfängt derselbe von Johann Liebig jährlich die erkleckliche Summe von 150,000 Fl. an Steuern.

So bedeutend diese Ziffern auch sind, so verschwindet ihre volkswirthschaftliche Wichtigkeit dennoch vor den folgenden beiden. Dieser eine Mann beschäftigt in seinen Fabriken direkt und indirekt 5—6000 Menschen, die jährlich 1,000,000 Fl. etwa an Arbeitslohn empfangen. So viele „sind in seines Glückes Schiff mit ihm gestiegen" und hängen von ihm ab, zumal auch in Distriften, wo die „Hungerleiderei" zuvor fast sprüchwörtlich geworden war. Indem das zahlreiche Arbeiterheer Liebieg's ihren Brotgeber durch ihrer Hände Mithülfe zum Millionär machten, übernahm letzterer aus freiem Antriebe wieder Verpflichtungen gegen sie, die weit über die bloße Ertheilung von Lohn und Arbeit hinausgingen. Diese Anschauung trifft mit einer der großen sozialen Fragen unserer Zeit, der Arbeiterfrage, zusammen.

Je mehr die Industrie sich entwickelte, desto zahlreicher wurde auch der Arbeiterstand, welcher in den großen Fabrikstädten schon die bedeutendere Hälfte der Bevölkerung bildet. Das Loos der Arbeiter blieb jedoch meist kein beklagenswerthes und führte zu all den Aeußerungen von Unzufriedenheit, welche wir Alle kennen und worunter sowol Arbeitgeber als Arbeitnehmer zu leiden hatten. Nur zu häufig entstanden Strikes oder Arbeitseinstellungen, durch welche die Arbeiter bestimmte Forderungen, meist Erhöhung des Lohns oder Kürzung der Arbeitszeit, zu erzwingen hofften. Dies führte von selbst viele Arbeitgeber dahin, nach Möglichkeit die Lage ihrer Arbeiter zu verbessern, und auf diese Weise entstanden Unterstützungs- und Krankenkassen, Speiseanstalten und Wohnungen für Arbeiter.

In Böhmen verdient Johann Liebieg unter den ersten, welche ohne äußern Zwang das Wohl ihrer Arbeiter durch Humanitätsanstalten zu heben suchten, ganz besonders hervorgehoben zu werden. Schon im Jahre 1842 hatte er bestimmt, daß jeder Arbeiter, der ununterbrochen ein Jahr lang in seinen Diensten gestanden habe, nach Ablauf dieser Zeit Anspruch habe auf unentgeltliche Behandlung durch den Fabrikarzt und unentgeltliche Darreichung von Arzneien in Krankheitsfällen. Bis zum Wiedereintritt in die Arbeit wurde ihm die Hälfte des Lohns und im Sterbefalle 6 bis 10 Fl. verwilligt. Hierdurch erwuchs ein Aufwand von 10—17,000 Fl. jährlich, der sich aber reichlich durch die größere Tüchtigkeit der Arbeiter, welche solchergestalt erzielt wurde, verzinste, sodaß dieselben bei den oben erwähnten Reichenberger Arbeiterunruhen sich nicht betheiligten, sondern auf Seiten ihres gütigen Herrn standen. Um die altgewohnte, keineswegs kräftige Ernährungsweise der Reichenberger Arbeiter umzuändern und denselben allmälig zu einer gesünderen Körperbeschaffenheit zu verhelfen, errichtete Liebieg eigene Speiseanstalten, in denen täglich 2000 Portionen Suppe, Fleisch, Kaffee und Gemüse zu ungemein billigen Preisen unter die Arbeiter vertheilt wurden. Das Brot lieferte er aus seinen eigenen Bäckereien und Mühlen. Nun galt es noch für Wohnungen und geistige Nahrung zu sorgen, und

auch hier schuf der praktische Mann Abhülfe. Nachdem zu diesem Zwecke die englischen und französischen Fabrikdistrikte bereist waren, schritt man 1851 zur Anlage von Arbeiterhäusern, deren Zahl jetzt schon auf 40 gestiegen ist. Jedes solches Haus (16 in Schwarzwald ausgenommen) kostete gegen 5000 Fl. und enthielt 8 Wohnzimmer nebst Kammern, Kellern u. s. w., war für 8 Parteien bestimmt, deren Miethabgabe so gering ist, daß sie das Anlagekapital kaum mit 2 Prozent verzinst. Weiterhin für das Wohl seiner Leute bedacht und namentlich die Jugend, die den künftigen Arbeiterstamm liefern müßte, berücksichtigend, errichtete Liebieg in Swarow und Schwarzwald, wo keine Unterrichtsanstalten bestanden, zwei Schulen, jede für 80 Kinder berechnet; außerdem aber eine Sonntagsschule in Reichenberg und ebendaselbst eine Kleinkinderbewahranstalt (Asyl), in der die Fröbel'sche Unterrichtsmethode Eingang fand.



Liebieg'sches Asyl-Gebäude in Reichenberg.

Wir mußten uns länger bei der Beschreibung der verschiedenen Etablissements aufhalten. Doch diese Schilderung dient zur Charakteristik des Mannes, um den es sich handelt. Er hatte im Jahre 1828, so zu sagen, mit nichts angefangen, und es schon nach kaum 25 Jahren zu einem Vermögen gebracht, das man heute nach Millionen rechnet. Es gelingt seinen erbittertsten Feinden nicht, einen solchen Erfolg als ein Geschenk der blinden Glücksgöttin hinzustellen. Dazu war unter allen Umständen Thatkraft, Besonnenheit und Unternehmungsgeist unerläßlich; dahin zu gelangen, wo Liebieg jetzt steht, wäre ohne weise Mäßigung im Glücke, ohne eine, jeder Selbstüberhebung fern stehende Denkungsart, ohne eine jedem falschen Ehrgeize, jedweder Prunk- oder Genußsucht abgeneigten Gesinnung schlechterdings unmöglich gewesen. Immer nur das Praktische, das

zum Ziele Führende im Auge behaltend, ist Johann Liebieg an seine weitverzweigten, die verschiedenartigsten Geschäftszweige umfassenden Unternehmungen geschritten. Zwei Leitsterne waren es, denen er hierbei vertrauensvoll folgte; mögliche Verbesserung der Kommunikationsmittel und Erleichterung des Geldumlaufs. Diesen mit eiserner Konsequenz zu Wegweisern auf seinem Lebenspfade erkorenen volkswirthschaftlichen Grundsätzen hat er zumeist seine glänzenden Erfolge zu danken und dadurch seiner zweiten Vaterstadt Reichenberg wesentliche Dienste geleistet, deren volle Würdigung zum Theil der Nachwelt vorbehalten bleibt. Er ist es, dem die Reichenberg-Zittau-Löbauer Eisenbahn und dadurch der Anschluß an die sächsischen Schienen, sowie die Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn zum Anschlusse an die Wiener Bahn zu danken ist; er war es, dem die Riesengebirgs-Straße, diese Pulsader des Verkehrs in einer nur auf Industrie angewiesenen Gegend, das mindestens um ein Jahrzehnt beschleunigte Zustandekommen schuldet; er hat die Reichenberger Handelskammer im Jahre 1851, als deren erster Präsident, zu einer segensreichen Thätigkeit angespornt; vorzugsweise er zählte zu den Gründern der so herrlich gedeihenden Reichenberger Sparkasse; seinem Drängen nachgebend, hatte sich endlich doch die industriellen Interessen gerade nicht besonders huldvoll geneigte privilegirte österreichische Nationalbank herbeigelassen, eine Filial-Escompte-Anstalt in Reichenberg zu errichten. Ueberall, wo es sich darum handelte, dem Verkehr neue Schleußen zu öffnen, da kann man darauf rechnen, Johann Liebieg an der Spitze zu sehen. Und mangeln ihm auch die Gaben, in der Legislatur, in welche er infolge seiner geschäftlichen und materiellen Ueberlegenheit berufen wurde, Hervorragendes zu leisten — ein Umstand, der ihn bewog, im Jahre 1862 seine Mandate als Landtags- und Reichsrathsabgeordneter in bescheidener Weise niederzulegen — so mag er sich doch mit dem Bewußtsein getröſten, durch sein Wirken, durch seinen Einfluß und durch seine Entschiedenheit außerhalb der Räume, wo die Volksvertretung tagt, mindestens ebenso viel Zweckdienliches geschaffen zu haben, als Jene, welche der wandelbare Volksenthusiasmus zu den beliebtesten und hervorragendsten Rednern zählt.

So viel Liebieg auch das Glück begünstigte, so verschonte ihn doch das Mißgeschick in seinem Geschäfte nicht gänzlich, und zwar traten ihm zuerst die Elemente feindlich entgegen. Im Jahre 1848 zerstörte eine Feuersbrunst die mechanische Weberei in Reichenberg, und zehn Jahre darauf richtete eine große Ueberschwemmung im Reichenberger und Swarower Etablissement Verheerungen zum Schadenbelaufe von mehreren hunderttausend Gulden an. Auch der Krieg des Jahres 1866 traf Johann Liebieg vorzugsweise; seine Fabriken wurden in Lazarethe verwandelt und auf seinen Domänen Smirschitz und Horschenoves wurde die Königgrätzer Schlacht ausgefochten.

Johann Liebieg's Schaffen ist ein rein objektives, sein Streben ein der Ehre der Arbeit gewidmetes, und er wird dabei von zwei Schwiegersöhnen, die, in Südamerika etablirt, dem Stammgeschäfte in Reichenberg den überseeischen Markt erobert haben, und von drei wackern Söhnen, die sich in die Sorgen des Vaters bei dessen mannichfachen Unternehmungen theilen, kräftig unterstützt, was ihm gegenwärtig, wo er im 68. Lebensjahre steht, zur nicht geringen Er-

leichterung dienen mag. Denn neben den oben geschilderten großen Fabriketablissements ist Johann Liebieg auch noch bei vielen anderen, mehr oder minder umfangreichen Unternehmungen engagirt, für deren Leitung die Kraft eines Einzelnen nimmermehr ausreichen würde, und sollte er auch, nebst allen Vorzügen eines tüchtigen Industriellen, wie Johann Liebieg, die für einen großen Unternehmer so ungemein schätzenswerthe Eigenschaft besitzen, in der Wahl seiner unzähligen Angestellten ebenso vorsichtig als sicher zu sein.

Wenn auch der Neid, welcher einen der tüchtigsten unter den Self made men schwer begriff, an dem „Parvenu" Manches auszusetzen hatte, so fehlte es andererseits doch auch an wohlverdienter Anerkennung nicht. Nach der Londoner Industrieausstellung im Jahre 1862, wo er als einer der vornehmsten Repräsentanten der österreichischen Industrie angesehen werden mußte, wurde er durch die Verleihung des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet. War es hier, wo seine gewerbliche Thätigkeit zur Geltung gelangte, so wurde auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 der Menschenfreund und Wohlthäter in ihm belohnt. Er erhielt den einzigen Preis, welcher in der Klasse für die Beförderung der Volkswohlfahrt auf Oesterreich fiel, und zugleich das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Schon im Jahre zuvor, als während seiner Rundreise über die Schlachtfelder Böhmens der Kaiser Franz Joseph auch Liebieg's Fabriken in Reichenberg besucht hatte, wurde ihm „wegen seiner Verdienste um die Hebung der inländischen Industrie" das Ritterkreuz der eisernen Krone III. Klasse zugesprochen. Damit war er in den Freiherrnstand erhoben; der Wahlspruch seines Wappenschildes: per laborem ad honorem, „durch Arbeit zu Ehren", läßt ihn aber nie vergessen, daß nicht müßiges Ausruhen, sondern altgewohnte Thätigkeit seine heutige ausgezeichnete Stellung begründeten und ihn von Erfolg zu Erfolg führten.

Nach einem Ueberblick der mannichfachen Thätigkeit Liebieg's, ruft A. Anschiringer in einer Biographie desselben aus: „Das Alles hat eine einzige Menschenkraft innerhalb der Spanne Zeit von 40 Jahren zu Stande gebracht. Und kein hochgebildeter Geist war es, der hier waltete, kein hochstudirter, nach allen Richtungen hin versirter, mit den volkswirthschaftlichen Systemen aller Völker vertrauter, von der Kultur des Jahrhunderts beleckter Weltmann war es, der da schuf und waltete, Wohlstand verbreitend, wo er nur immer einen Grundstein gelegt, für irgend ein industrielles Unternehmen. Der schlichte, gesunde Menschenverstand war es, der im Verein mit einer unbeugsamen Willenskraft und einer Selbstbeherrschung, die jedem verfeinerten Lebensbedürfnisse unzugänglich blieb, die „Arbeit" zu seiner Devise gemacht und die produktive Thätigkeit als unveräußerliches Recht der Menschheit und als höchste Menschenpflicht zur Geltung zu bringen gewußt. Hier kann es sich nicht darum handeln, einen vom Glück begünstigten „Emporkömmling" zu verhimmeln oder dem Millionär Weihrauch zu streuen. Hier kann es sich nur darum handeln, Thatsachen sprechen zu lassen, um den Beweis herzustellen, daß Fleiß, Beharrlichkeit, Klugheit und Energie nicht minder die Mittel bieten, glänzende Erfolge zu erringen, als es dem Genie in einer bevorzugten Lebensstellung beschieden ist, zum Tempel des Nachruhms emporzusteigen."



G. J. Ouvrard.

Gabriel Julien Ouvrard,

Ein Finanzmann des ersten Napoleonischen Kaiserreichs.

(1770 — 1847.)

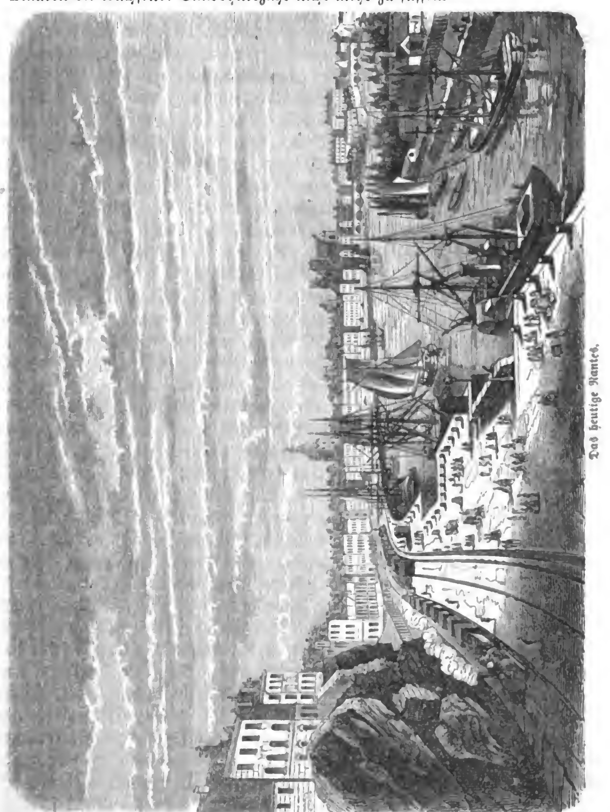
1.

Ueber Staatsanleihen, deren Berechtigung und Ersprießlichkeit kann man fast täglich die widersprechendsten Urtheile hören. „Staatsanleihen sind ein fressendes Uebel, das jeden Staat zu Grunde richten muß" — eifern die einen. „Der Staat ist der vollkommenste, der die meisten Schulden hat" — behaupten die andern. Beide Aussprüche zeugen von Mangel an tieferer Einsicht in das Wesen der Sache; denn so allgemein darf die Frage weder gestellt, noch beantwortet werden.

Das Richtige ist vielmehr, im einzelnen gegebenen Falle zu untersuchen, ob eine Anleihe dem Staate zum Vortheil oder zum Schaden gereicht. Der Staat, nach dem modernen Begriff von seinen Aufgaben, hat nicht blos das Recht, er hat die Pflicht, Einrichtungen zu schaffen und Anstalten ins Leben zu rufen, welche zur Hebung des Volkswohls, des leiblichen wie des geistigen, dienen, zu denen aber die Kräfte des Einzelnen oder der Gemeinden sich unzureichend erweisen. Wenn nun der Staat behufs Ausführung solcher, die Erwerbsfähigkeit und die Bildung des Volks fördernder Unternehmungen, wie Verkehrswege, Eisenbahnen, Flußregulirungen, öffentliche Bauten, kurz zu sogenannten produktiven Zwecken Anleihen kontrahirt, so thut er nichts Anderes als der Industrielle, der zur Vergrößerung seines Geschäftsbetriebs, oder der Landwirth, der zur Amelioration seiner Grundstücke fremde Kapitalien aufnimmt; und vorausgesetzt, daß die Höhe der Anleihe nicht außer Verhältniß steht zu den Einnahmequellen des Staats, d. h. daß deren Verzinsung und allmälige Tilgung die Steuerkraft des Landes nicht übermäßig belastet, wird dem Staatsganzen daraus nicht nur kein Nachtheil, sondern offenbarer Nutzen erwachsen. Ebenso gewiß ist andererseits, daß Anleihen, deren Ertrag den Machthabern nur zu unproduktiven Zwecken, namentlich zu Angriffskriegen, oder zu gewissenloser Verschwendung die Mittel bietet, mehr als irgend etwas den Staat in seinem innersten Lebensnerv schwächen, ja ihn gänzlicher Ohnmacht entgegenführen. Die Geschichte der Gegenwart liefert hiervon traurige Beweise. Nun treten aber auch Fälle ein, wo der Staat zur Abwehr feindlicher Angriffe und zur Wahrung oder Wiedererlangung seiner Selbständigkeit auf einmal größerer Summen bedarf, die aus dem vorhandenen Vermögen und den laufenden Einnahmen nicht zu beschaffen sind. Daß es in solchen Fällen ersprießlicher sei, durch eine Anleihe mit wohlangelegtem Tilgungsplan die Last auf die Schultern mehrerer Generationen zu vertheilen, als durch außerordentliche unerschwingliche Steuern den Wohlstand und die wirthschaftliche Entwicklung des Landes auf lange Jahre zu lähmen oder zu dem noch verderblicher wirkenden Mittel der massenhaften Ausgabe von papierenen Werthzeichen zu greifen: diese Erkenntniß hat sich auf dem europäischen Kontinent, nachdem England bereits im vorigen Jahrhundert das Beispiel gegeben, erst im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts Bahn gebrochen. Ihr bei der französischen Regierung Eingang verschafft zu haben, ist das Werk des Mannes, dessen Lebensskizze hier versucht werden soll; und da auch das Geschäfts- und Privatleben desselben vielfache Berührungspunkte mit der Geschichte Frankreichs darbietet, insbesondere auf die Finanzpolitik der Regierung, sowol unter dem Konsulat und dem Kaiserreich, als unter der bourbonischen Restauration bis zum Julikönigthum bedeutsame Streiflichter wirft, gehört er zu den interessantesten Figuren seiner Zeit.

Gabriel Julien Ouvrard war der Sohn eines Papierfabrikanten in der Bretagne, der ihm, wie seinen Geschwistern, eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Nachdem er sich auf den Kollegien zu Clisson und zu Beaupreau gute Schulkenntnisse angeeignet, trat er 1783 kaum achtzehn Jahre alt, in das Kolonialwaarengeschäft Guertin, Loret & Comp. in Nantes als Theilhaber ein, und schon kurze Zeit darauf etablirte er ein eigenes Haus unter der Firma Guertin & Ouvrard.

Der Handel von Nantes hatte seit der im Jahre 1783 erfolgten Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen mächtigen Aufschwung genommen; die Stadt blühte rasch empor und vermochte in ihren Mauern die wachsende Einwohnerzahl nicht mehr zu fassen.



Das heutige Nantes.

In richtiger Schätzung des Wohnungsbedürfnisses brachte ein unternehmender Mann, Namens Graslin, große Bodenkomplexe an sich, auf denen er neue Stadtviertel erbaute. Die dabei beschäftigten Arbeiter empfingen ihre Löhne in Bons, bei Vorzeigung in Kupfermünze zahlbar, und diese Scheine

cirkulirten unbeanstandet als baares Geld durch die ganze Stadt. Plötzlich aber erhob sich Mißtrauen gegen die Zahlungsfähigkeit des Ausstellers, infolge dessen fast sämmtliche Scheine auf einmal zur Einlösung vorgezeigt wurden. Graslin's Feinde glaubten ihn dadurch zu stürzen. Allein er berechnete klug die Zeit, die zur Auszählung der Beutel mit Kupfermünze erforderlich sei; es ward ihm leicht, von einem Tage zum andern sich die benöthigte Quantität zu verschaffen, und so parirte er glücklich den Sturm auf seinen Kredit und seine Kasse. Der junge Ouvrard, der dem Vorgange mit Aufmerksamkeit gefolgt war, zog daraus die doppelte Lehre, welche Hülfsmittel der Kredit bei richtiger Benutzung dem Einzelnen wie dem Staate gewähre, und wie geschäftliche Intelligenz den schwierigsten Lagen gegenüber die geeigneten Auswege zu finden wisse.

Sehr früh schon war in dem jungen Manne die Neigung zu großartigen Spekulationen erwacht, die seinen Geist bis in das späte Alter leidenschaftlich beherrschte. Diesem waghalsigen Streben leisteten die Zeitereignisse nur zu vielen Vorschub. Am 14. Juli 1789 kam, mit Erstürmung der Bastille, die seit langem gährende französische Revolution zum offenen Ausbruch und schleuderte die Geschicke des Volks in eine Bahn unberechenbarer Wechselfälle und Gefahren. In solchen Zeiten allgemeiner Unsicherheit, wo stündlich Gut und Leben Tausender auf dem Spiele steht, läßt auch der Einzelne, zumal bei vorhandener Anlage zum Leichtsinn, eher als in ruhigen Zeiten die Regeln der Vorsicht und die Beschränkung auf das Maß seiner Kräfte außer Augen. Der neunzehnjährige Ouvrard hatte die Kühnheit, unter Benutzung des väterlichen Kredits mit den Papierfabriken der Umgegend Lieferungskontrakte auf alles in den nächsten zwei Jahren fertig werdende Papier abzuschließen. Da nun einerseits, weil die Presse ihrer bisherigen Fesseln entledigt worden war, der Papierverbrauch außerordentlich zunahm, andererseits es den Fabriken an Arbeitskräften zu mangeln begann, ging binnen Kurzem der Preis des Papiers dermaßen in die Höhe, daß unser Spekulant seine Kontrakte an verschiedene Buchhändler in Tours und Nantes gegen einen Gewinn von 300,000 Frcs. wieder abtreten konnte. Die Spekulation war geglückt — wie aber, wenn sie mißlungen wäre? Hatte nicht der Leichtsinnige seine wie seiner Familie Ehre und Existenz freventlich auf eine Karte gesetzt?

Mit dem so gewonnenen Kapital wandte er sich wieder dem Betrieb des Kolonialwaarenhandels im größten Maßstabe zu. Auch hier blieb ihm das Glück treu; der Rückschlag, den die politische Umwälzung des Mutterlandes auf die französischen Kolonien ausübte, mußte eine beständige Preissteigerung der dortigen Produkte zur Folge haben, und seine darauf gegründeten Operationen in Zucker, Kaffee, Baumwolle, die er meist in Verbindung mit dem Hause Gebrüder Baour & Comp. in Bordeaux ausführte, schlugen zu ansehnlichstem Vortheil aus. Im Jahre 1793 zählte sein Vermögen bereits nach Millionen.

Da aber erfaßten ihn die immer höher anschwellenden Wogen der Revolution. Es waren die Tage der Schreckensherrschaft, die bekanntlich in Nantes unter dem blutgierigen Carrier mit besonderer Heftigkeit wüthete. Ouvrard ward als Aufkäufer angeklagt und konnte nur dadurch dem sichern Tode entgehen, daß er bei den Fahnen des Heeres Schutz suchte. Er begab sich in das Hauptquartier

des Generals Kleber, machte das Gefecht bei Torfou mit und wurde von dort mit einer militärischen Meldung an den Konvent nach Paris geschickt. Kaum hatte der unfreiwillige Krieger das Pflaster von Paris betreten, als der gewaltsam zurückgedrängte Spekulationsgeist sich mit verstärkter Macht in ihm regte. Hier, im Centrum der politischen Bewegung und aller großen Interessen des Reichs sah er seiner Thätigkeit ein viel weiteres Feld geöffnet, als eine Provinzialstadt zu bieten vermochte, und sofort stand sein Entschluß fest, sich in Paris ansässig zu machen. Ein längerer Urlaub war bald ausgewirkt; freilich boten die Zustände der Hauptstadt im Augenblick noch keinen Raum für den Betrieb bürgerlicher Geschäfte. Vor dem erbitterten Kampfe, worin die Parteiführer einander der Reihe nach zerfleischten, vor dem blutigen Terrorismus, durch den sie sich zu behaupten suchten, den entfesselten Volksleidenschaften, auf die sie ihre Macht stützten, flohen die Vermögenden oder verbargen ihr Kapital, um nicht von einem Privatfeinde verdächtigt und der Guillotine überliefert zu werden. Doch wenige Monate nach Ouvrard's Ankunft in Paris, am 9. Thermidor 1794, erreichte die Schreckensherrschaft durch den Sturz Robespierre's ihr Ende. Sofort machte sich nun Ouvrard frei vom Militärdienst und gründete ein Bankhaus in der Rue d'Amboise, in dem frühern Comptoir der Firma Rougemont und Hottinguer. Zugleich nahm er auch die unterbrochenen Spekulationen in Kolonialwaaren wieder auf, und zwar mit glänzendem Erfolge, denn sie brachten ihm einmal binnen drei Monaten einen Gewinn von 500,000 Frcs. in Gold.

Neben seinen eigenen Angelegenheiten fingen jetzt, da er die Geldnoth der Regierung in der Nähe beobachten konnte, die trostlosen Finanzzustände des Staates an, ihn lebhaft zu beschäftigen. Das Land war mit Assignaten überschwemmt, deren Werth immer tiefer, fast bis auf Null herabsank; dennoch wurde dieses Papier bei Zahlung der Steuern zum Nominalwerth angenommen, sodaß den öffentlichen Kassen aus der Haupteinnahmequelle des Staats so gut wie gar nichts mehr zufloß. Ouvrard sann auf Mittel, wie der Entwerthung des Papiergeldes Einhalt zu thun und dadurch zugleich der Ebbe in den Staatskassen abzuhelfen sei. Als Resultat seiner Erwägungen schlug er vor, die Regierung möge ein Gesetz erlassen, wonach die Assignaten in Zukunft bei Steuerzahlungen nicht zum Nominalwerth, sondern zu dem jedesmaligen monatlichen Durchschnittscours genommen werden sollten; eine Finanzmaßregel, die in unsern Tagen bekanntlich Oesterreich in Bezug auf seine Banknoten bei Entrichtung der Eingangszölle nicht ohne Nutzen angewendet hat. Allein finanzwissenschaftliche Kenntnisse und Einsichten waren die schwächste Seite jener Männer, die auf den Trümmern des zusammengebrochenen Feudalstaats einen neuen Gesellschaftsbau zu errichten hatten; Ouvrard's Vorschläge fanden weder Verständniß noch Gehör. Sie lenkten aber die Blicke Barras', Vorsitzenden des Direktoriums, das nach Auflösung des Wohlfahrtsausschusses die höchste Staatsgewalt darstellte, auf seine finanziellen Fähigkeiten, und als es sich im Jahre 1797 darum handelte, die Sorge für den Unterhalt der Flotte aus den Händen der Verwaltungsbeamten in die eines Privatunternehmers übergehen zu lassen, wurde Ouvrard unter dem Titel eines Generallieferanten (munitionnaire général) mit der Gesammtlieferung betraut. Der Betrag dieser Lieferungen bezifferte sich mit

64,000,000 Frcs. Ja noch mehr, um dieselbe Zeit holte ein französisches Schiffsgeschwader die spanische Flotte von Cadix ab, um sie vor den Angriffen der Engländer sicher zu stellen und gemeinschaftlich mit ihr gegen die englische zu operiren, und auch die spanische Regierung übertrug Ouvrard die Verpflegung ihrer Flotte. Die Preise, die ihm in dem bezüglichen Kontrakte zugestanden wurden, waren auf eine aktive Kriegführung berechnet; statt dessen lagen aber die spanischen Schiffe mehrere Jahre unthätig im Hafen von Brest, und dieser unvorhergesehene Glücksumstand steigerte den Gewinn des Unternehmers auf mehr als 15,000,000 Frcs.

Kein Wunder, wenn so unerhörte Erfolge sein Verlangen nach fernern Geschäften mit der Regierung reizten und dies seinem Streben von nun an die ausschließliche Richtung gab. Es kommt hinzu, daß die Eitelkeit, sich des Verkehrs mit den höchststehenden Personen rühmen zu können, überhaupt eine öffentliche Rolle im Staate zu spielen, seine Spekulations- und Gewinnsucht womöglich noch überwog. Für beide Leidenschaften suchte er Befriedigung auf dem eingeschlagenen Wege, von dem er deshalb nicht wieder zu lassen vermochte, obwol ihm, wie man sehen wird, Dornen und Nesseln in Menge darauf erwuchsen.

Gelegenheit, intimere Beziehungen mit der Regierung anzuknüpfen, fand sich bald. So lange der junge General Bonaparte die republikanische Armee in Italien von Sieg zu Sieg geführt, hatten die in Feindes Land erhobenen Kontributionen den Unterhalt der Truppen gedeckt; die ehrgeizigen Pläne des von seinen Soldaten angebeteten Führers flößten aber dem Direktorium Besorgnisse ein, und um sich seiner zu entledigen, stellte es ihn 1798 an die Spitze einer Expedition zur Eroberung Aegyptens. Alsbald nahmen die Sachen in Europa eine ungünstige Wendung für Frankreich; infolge dessen blieben die Kontributionen aus, es fehlte an Geld, den Sold zu bezahlen, an Waffen und Ausrüstung für das Heer. In der äußersten Bedrängniß ging man Ouvrard um ein Darlehn von 10 Millionen an, welche Summe er auf der Stelle herbeischaffte. Gleichzeitig versäumte er nicht, einen neuen Finanzplan vorzulegen. „Frankreich", hieß es darin, „bedarf nothwendig, um aus seinen Verlegenheiten herauszukommen, einer Rentenschuld bis zum Belaufe eines Viertels oder Drittels der Staatssteuern, garantirt durch eine genügend dotirte und gut verwaltete Amortisationskasse; durch Ausgabe unkündbarer Renten werden die jetzt todtliegenden Kapitalien in den Verkehr gesetzt und der Industrie dienstbar gemacht werden; ja, nicht blos das Inland, auch das Ausland wird sein Geld in französischen Fonds anlegen; nur indem der Staat, dem Beispiel Englands folgend, die Bahn des Kredits beschreitet, kann er dem Bankrott entgehen, dem das bisherige System planloser und zu bestimmter Frist rückzahlbarer Schulden ihn unvermeidlich zutreiben muß." Gleich dem Vorschlag zur Hebung der Assignaten verhallte indeß auch diese Mahnung Ouvrard's an finanzielle Reformen im Lärmen des politischen Parteigetriebes.

Bonaparte, mit den Siegeslorbern von Abukir und den Pyramiden gekrönt, kehrte aus Aegypten zurück, beseitigte durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) das schwache Direktorium und riß als Erster Konsul die Alleingewalt an sich.



Bonaparte, der Erste Konsul, Ouvrard's schlimmster Gegner.

Wenn der spätere Beherrscher Europa's nicht blos in der Militär-, sondern auch in vielen Zweigen der Civilverwaltung, namentlich auf dem Gebiet der Gesetzgebung ein staunenswerthes organisatorisches Genie bekundete, so blieb ihm doch die Finanz- und Volkswirthschaft stets ein Buch mit sieben Siegeln. Das eigene Land fortwährend mit hohen Kriegssteuern belasten, die unterjochten Völker aufs äußerste brandschatzen, und in Zeiten, wo die erpreßten Summen für die Bedürfnisse der Armee und des Hofes dennoch nicht ausreichten, Gelder aufnehmen, um damit von der Hand in den Mund zu leben — darin bestand die Finanzpolitik Napoleon's im ganzen Verlauf seiner Herrschaft. Aus der ägyptischen Expedition hatte er zwar vermehrten Kriegsruhm, aber sonst keine Ausbeute heimgebracht. Er brauchte, zu einem neuen Feldzuge in Italien rüstend, Geld und forderte Ouvrard auf, ihm 12 Millionen zu leihen. Diesmal aber weigerte sich der Bankier und verlangte vielmehr die dem Direktorium vorgestreckten 10 Millionen zurück.

Ouvrard's Reichthum hatte damals seinen Höhepunkt erreicht. Sein Kapital arbeitete in drei großen Firmen zu Paris selbst: Girardot & Comp., Charles Rougemont & Comp. und Cinot, Charlemagne & Comp.; außerdem in drei Filialen: zu Brest, Bordeaux und Orleans; sein Hauptcomptoir glich einem Ministerialbureau, als Chef desselben fungirte Cambacérès, im folgenden Jahre Konsul und nachmals Erzkanzler des Reichs; andere Millionen waren in Grundbesitz angelegt, der jährliche Pachtertrag eines ihm gehörigen Areals in der Umgegend von Köln überstieg allein 600,000 Frcs.; mit einem Wort, er hatte keinen Nebenbuhler, er galt für den König im Reich der Geld- und Geschäftswelt. Und nicht minder groß war das gesellschaftliche Uebergewicht, das ihm seine Reichthümer gaben. Frankreich besaß zu jener Zeit keinen Hof, keine ahnenstolze Geburtsaristokratie, keine Haute Finance im heutigen Sinne. In der Stadtwohnung

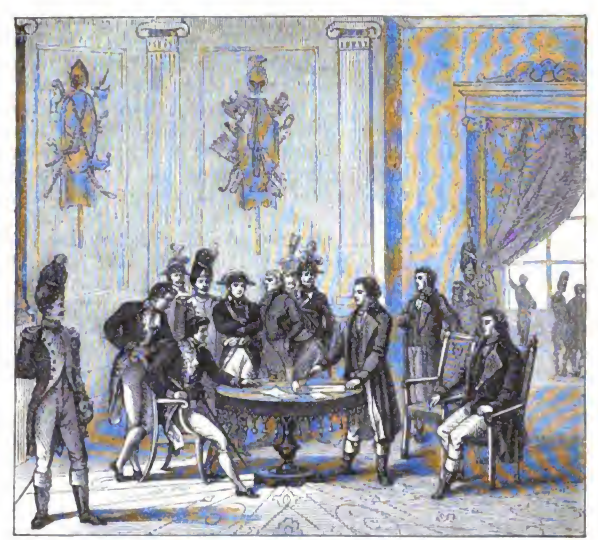
Ouvrard's, dem Palais Montesson in der Rue de Provence, das er der Witwe des Herzogs von Orleans abgekauft, wie auf seinem Landgute Raincy, das an Pracht mit jedem Fürstensitz wetteiferte, versammelte sich Alles, was in Paris auf Auszeichnung Anspruch machen konnte und was von distinguirten Fremden nach der Hauptstadt kam; zuvorkommend sorgte der Wirth für das Vergnügen seiner Gäste, er hielt offene Tafel, spielte den freigebigen Gönner gegen Künstler und Künstlerinnen und half Offizieren oder Civilbeamten in heimlichen Geldverlegenheiten aus. Zwischen einer solchen Macht und der schrankenlosen Herrschsucht des Ersten Konsuls war der Zusammenstoß unausbleiblich.

Durch die abschlägige Antwort aufs empfindlichste gereizt, befahl Bonaparte gegen Ouvrard eine Untersuchung einzuleiten wegen Uebervortheilung des Staats, der er sich bei seinen Lieferungen an die Marine habe zu Schulden kommen lassen. Der Angeklagte wurde in seinem Hause von Gensdarmen bewacht, seine Papiere und Handlungsbücher wurden versiegelt und in Beschlag genommen, und er sollte vor ein Militärgericht in Marseille gestellt werden. Natürlich erregte der Fall ungeheueres Aufsehen in Paris. Aber das war es gerade, was der neue Herrscher beabsichtigte; er wollte an einem recht eklatanten Beispiel zeigen, daß er keine andere Macht, worauf sie sich auch stützen möge, neben der seinigen dulde, daß Niemand ungestraft wagen dürfe, seine Ungnade sich zuzuziehen. Nichtsdestoweniger brauchten der Krieger und der Finanzmann einander; darum verständigte man sich wieder: jener ließ die Untersuchung fallen, dieser dagegen übernahm unter vortheilhaften Preisbedingungen die Equipirung, Bewaffnung und Verpflegung der gesammten Armee. Bonaparte zog im Mai 1800 über die Alpen und verjagte durch die entscheidende Schlacht bei Marengo das österreichische Heer aus der Lombardei; Ouvrard ging an die Fortsetzung seiner Geschäfte und Spekulationen.

Konnten wir dem Emporsteigen des Letztern zu einer für die damalige Zeit beispiellosen Kapitalmacht einigermaßen im Zusammenhange folgen, so dehnt er von jetzt an seine Unternehmungen, die sich über die Alte und Neue Welt erstreckten, in so riesenhaftem Umfange aus, daß es unmöglich ist, durch das Labyrinth von Zahlen den leitenden Faden zu finden und mehr als Einzelheiten aus dem Meer seiner Geschäfte hervorzuheben. Den Kern derselben bildeten Lieferungen aller Art an die französische Regierung, obwol seine erste Erfahrung auf diesem Wege ihn genugsam über das, was er dabei zu erwarten habe, hätte belehren und warnen sollen. Napoleon, dem im Gegensatz zu den erleuchteten Ansichten Friedrich's des Großen jedes Verständniß dafür abging, welche nothwendige Stelle im Staatshaushalt Handel und Kredit einnehmen, hegte einen tiefen Widerwillen gegen die Träger derselben; er benutzte sie, wenn seine unersättliche Kriegslust ihrer Geldmittel bedurfte, glaubte aber ihnen gegenüber an keine Verträge gebunden zu sein, sondern betrachtete sie nach Art der orientalischen Despoten wie Schwämme, die man eine Zeit lang sich vollsaugen läßt, um sie dann zum Hohn gegen Gesetz und Recht nach Willkür wieder auszuquetschen. Das Unglück ist, daß die Tyrannen auch immer Sklaven fanden, die, wie Ouvrard, von Geldgier und Eitelkeit verlockt, ihre Kasse und ihren Kredit den treulosen Gebietern zu unterthänigen Diensten stellten!

Zu seinen Lieferungsgeschäften hatte sich Ouvrard mit einem Herrn Vanlerberghe, der Kenntnisse vom Getreidehandel besaß, assoziirt. Im Jahre 1802 wurde Frankreich infolge mehrerer Mißernten von einer furchtbaren Theuerung heimgesucht. Zu Amiens und in andern Städten stürmte das Volk die Magazine, und der Aufstand drohte sich über das ganze Land zu verbreiten. Der Erste Konsul, im höchsten Grade beunruhigt, wandte sich zuerst an ein Consortium von acht Pariser Bankiers wegen Beschaffung von Getreidevorräthen aus dem Auslande, doch die Verhandlungen führten zu keinem Ziele. Nun ließ er noch in später Abendstunde Ouvrard und Vanlerberghe zu sich nach Malmaison entbieten, welche sich bereit erklärten, gegen 2 Proz. Provision die nöthigen Ankäufe für Rechnung der Regierung zu machen; diese solle nur die Fakturabeträge, die sie auf sich würden ziehen lassen, zur Verfallzeit disponibel halten. Alles ward ebenso rasch und willig zugestanden, als die Gefahr in der That dringend war. Sofort begannen die Beauftragten ihre Operationen. Kuriere flogen mit Kaufordres nach den englischen und holländischen Häfen, von wo schwimmende Getreideladungen in solchem Umfange nach Havre und Rouen dirigirt wurden, daß binnen drei Wochen die Preise der Brotstoffe wieder auf den normalen Stand herabsanken. Ouvrard und sein Associé hatten Wechsel im Betrage von 26 Millionen dafür acceptirt. Als sie aber die fälligen Tratten bei der Staatskasse zur Einlösung vorwiesen, gab ihnen der Minister des Schatzes, Barbé-Marbois, einfach den Bescheid, er habe kein Geld. Sie mußten aus eigenen Mitteln für Deckung der acceptirten Beträge sorgen, und es bedurfte einundeinhalbjährigen Mahnens und Drängens, ehe sie die Auslage zurück erhielten. Zum Lohn ward ihnen obendrein angesonnen, die bedungene Provision auf die Hälfte zu ermäßigen, ja es ward sogar, da sie hierauf nicht eingehen mochten, der Posten ganz gestrichen.

Trotz alledem übernahmen die Beiden im Juni 1803, während Bonaparte eine Landung in England vorbereitete, von Neuem den Unterhalt der gesammten französischen Marine, und zwar auf die Dauer von sechs Jahren und drei Monaten! Bis zum April des nächsten Jahres belief sich ihr Guthaben für gemachte Lieferungen bereits auf die Summe von 68,000,000 Frcs., und es waren dazu, die Verluste abgerechnet, über 43,000,000 baare Kassenauslagen erforderlich gewesen. Bonaparte soll zu dem Beamten, der ihm die Liquidation vorlegte, mit höhnischem Lächeln geäußert haben: „Ouvrard muß anfangen in Verlegenheit zu kommen.“ Wirklich waren dessen Interessen nun derartig mit denen der Regierung verstrickt, daß er sich dem Netz, hätte er es auch gewollt, nicht mehr entwinden konnte. Enorme Verbindlichkeiten lasteten auf ihm; er hatte alle seine liegenden Güter verkaufen müssen, und der Erlös daraus war in dem Abgrund der Passiva verschwunden. Die einzige Möglichkeit, seine Forderungen an die Ministerien des Kriegs und der Marine nach und nach zu realisiren, lag in fortgesetzten Geschäften mit dem Staat: nur so durfte er hoffen, immer wenigstens einen Theil der in seinen Händen befindlichen Lieferscheine in Geld zu verwandeln.



Versammlung bei dem neuen Staats-Oberhaupte. Nach Duplessi-Bertaux.

2.

Der Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 ernannte den Ersten Konsul unter dem Namen Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen. Aller Pomp eines dynastischen Throns, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, entfaltete sich wieder in Paris; bei der Krönung kam Papst Pius VII. selbst von Rom, den Kaiser zu salben. Aber mit dem Gepränge des Hofes kontrastirte um so schroffer die Leere der Staatskassen. Um das muthmaßliche Defizit des Jahres 1805 zu decken, schloß der Minister des Schatzes, Barbé-Marbois, mit Ouvrard und Vanlerberghe zwei Verträge, denen noch ein Herr Séguin und, auf besondern Wunsch des Ministers, ein Herr Desprez beitraten. Die Compagnie verpflichtete sich in dem einen, für 150,000,000, in dem andern für 400,000,000 Frcs. Obligationen der General-Steuereinnehmer zu discontiren und der Regierung die benöthigten Summen vorzuschießen, mit der Klausel jedoch, daß auch sämmtliche unbezahlte Lieferscheine als Kontanten anzurechnen seien.

Kurz nach Abschluß dieses letzten Vertrags that sich für Ouvrard ganz unerwartet ein neuer Schauplatz großartiger Wirksamkeit auf. Spanien war gezwungen worden, in dem französisch-englischen Kriege gegen England Partei zu nehmen, und sollte jährlich 72,000,000 Frcs. Subsidien an Frankreich zahlen.

An 32,000,000 Frcs. waren schon verfallen, aber noch kein Centime war von Madrid eingegangen. Da die Mahnungen auf diplomatischem Wege fruchtlos blieben, verfiel Napoleon auf den Gedanken, Ouvrard möge die rückständigen 32 Millionen vorstrecken und persönlich in Madrid das Inkasso betreiben. Dieser, durch den Minister Marbois vom Willen des Kaisers in Kenntniß gesetzt, ergriff eifrig eine Mission, die sowol seiner Eitelkeit schmeichelte, als auch seinem nimmer rastenden Geschäftsgeist reiche Ausbeute versprach. Schnell, obzwar mit nicht geringer Mühe, schaffte er die geforderten 32 Millionen herbei; dann begab er sich auf die Reise, die Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen die verschiedenen Ministerien seinen Associés überlassend.

In Madrid angekommen, sah er auf den ersten Blick, daß es mit den spanischen Finanzen noch bei Weitem kläglicher bestellt war als mit den französischen, mithin das Kabinet gänzlich außer Stande sei, Frankreichs Forderungen zu befriedigen. Seit Jahrhunderten stützte sich Spaniens Staatsbudget auf die aus seinen amerikanischen Kolonialländern, aus Peru und Mexiko, anlangenden Gold- und Silberbarren — und diese Quelle war durch den Krieg mit England, dessen Schiffe den Seeweg sperrten, seit mehreren Jahren verstopft. Sie zu öffnen, aus den dort aufgehäuften Schätzen vorerst Frankreich bezahlt zu machen und dem Mutterlande die zum augenblicklichen Bedarf nöthigen Geldmittel zuzuführen, sodann unter Verpfändung der Kolonial-Revenuen bei holländischen Kapitalisten eine umfassende Anleihe für Spanien zu vermitteln: darin erkannte Ouvrard die Aufgabe, die sein Talent, seine Gewandtheit und Thatkraft hier zu lösen hatte. Welche kolossale Silbervorräthe in der Schatzkammer zu Mexiko aufgespeichert lagen, war ihm genau bekannt. Denn er hatte bei Gelegenheit seiner Lieferungen an die spanische Flotte in Brest Regierungstratten über die Summe von 4,000,000 Piaster (20,000,000 Frcs.) auf die königliche Kasse in Mexiko erhalten und im Jahre 1800 seinen in Philadelphia unter der Firma Ouvrard de Chailles & Comp. etablirten Bruder behufs Einziehung dieser Tratten nach Mexiko gesandt. Der Schatzmeister zeigte demselben 75,000,000 blanke Silber-Piaster, die der Krone Spaniens gehörten und wohlverwahrt der Absendung nach Europa harrten.

Die Verhältnisse am spanischen Hofe stellten der Aufgabe Ouvrard's Schwierigkeiten entgegen, deren Bemeisterung die äußerste Klugheit erheischte. Auf dem Throne, einst dem mächtigsten der Christenheit, saß der unfähige, schwache König Karl IV., ein Spielball intriguirender Höflinge, während thatsächlich ein Günstling der Königin, Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, bekannt unter dem Titel Friedensfürst (Principe de la Paz), das Scepter in Händen hielt. Letzterer war ein prinzipieller Gegner der Subsidienzahlung; doch wußte ihn Ouvrard, indem er ihm bald mit dem Zorne Napoleon's drohte, bald seinen geheimen Hoffnungen auf den portugiesischen Königsthron Nahrung gab, allmälig in das Interesse Frankreichs zu ziehen; und durch ihn gewann er auch den Zugang zum Ohr der Königin und des Königs. Eine Hungersnoth, die Spanien verheerte und der die Minister rathlos gegenüberstanden, bot ihm Gelegenheit, dem Lande wichtige Dienste zu leisten; er verkaufte an die Junta d'Avona von Madrid unter Garantie der Regierung 2,000,000 Ctr. Getreide zum Preise

von 26 Frcs. für den Centner, wirkte von England und Frankreich die Erlaubniß zur Einfuhr dieses Quantums in die spanischen Häfen aus und bewies bei Abwickelung des Geschäfts eine schlau berechnete Uneigennützigkeit, welche ihm das Vertrauen aller Parteien erwarb. Nachdem er sich so das Terrain geebnet, drang er, selbst die sprüchwörtliche Langsamkeit der spanischen Behörden überwindend, mit allen seinen Ansprüchen und Vorschlägen durch. In einem vom Finanzminister Solar gegengezeichneten Uebereinkommen wurde die Subsidienfrage geregelt und die königliche Bewilligung ertheilt, daß die Kassen zu Mexiko, Lima und Buenos-Ayres als Unterpfand dienen sollten, um darauf Anleihen in Holland und Amerika zu negoziiren.

Hiermit war die offizielle Mission Ouvrard's beendet.

Konnte aber ein Mann wie er, die Verbindungen, die er in Madrid angeknüpft, die Gunst, die er seitens des Hofes genoß, im Stich lassen, ohne sie auch zum eigenen Vortheil ausgenutzt zu haben? Gewiß nicht, und ebenso gewiß, daß ein so ins Ungemessene strebender Geschäftsgeist sich nicht mit Kleinigkeiten begnügen mochte. Der Preis, den er begehrte und noch vor Ablauf des Jahres als Krone seiner Bemühungen errang, übertraf denn in der That an Tragweite die umfassendsten der bisherigen Kombinationen. Es war die Errichtung einer Handelsgesellschaft zwischen ihm und Seiner Katholischen Majestät dem König Karl IV. von Spanien auf folgenden Grundlagen:

1) Die Sozietät führt die Firma Ouvrard & Comp., und Ouvrard ist ihr alleiniger Vertreter.
2) Sie hat die ausschließliche Befugniß, so lange sich Spanien im Kriege mit England befindet, Manufakturen und Produkte aller Art in die spanisch-amerikanischen Kolonien einzuführen, und ebenso die Erzeugnisse jener Länder, namentlich auch Gold und Silber, von dort auszuführen.
3) Se. Majestät der König verpflichtet sich, die zum Abgang der Schiffe aus Europa und ihrer Landung in Amerika nöthigen Licenzen dem Vertreter der Sozietät zur Verfügung zu stellen.
4) Alle aus dem Compagniegeschäfte sich ergebenden Gewinne werden zu gleichen Hälften zwischen den beiden Compagnons getheilt.

Behufs der Verschiffungen nach und von Amerika empfing Ouvrard 500 königliche Licenzen, für beliebige Schiffe und beliebige Ladungen giltig. Der Betrag der theils vom Madrider Schatzamt, theils von dem Bankhause Garochi Neffe & Comp. auf die königlichen Kassen in Amerika gezogenen Tratten, die infolge des Sozietätsvertrags durch seine Hände gingen, erreichte die Summe von 52½ Mill. Piaster in 752 Appoints.

Den Winter über blieb er noch in der spanischen Hauptstadt, mit allerhand Reformplänen für die sehr im Argen liegende Verwaltung des Landes und mit den Vorbereitungen zum Beginne seiner überseeischen Operationen beschäftigt. Letztere betreffend, kam es vor Allem darauf an, das englische Ministerium dahin zu vermögen, daß es trotz des Krieges mit Frankreich und Spanien Baarfrachten aus Amerika, die für jene Länder bestimmt waren, ungehindert die See passiren ließe. In seinem Auftrage begab sich Mr. Power, Chef des Hauses Tornston, Power & Comp., nach London und bot der Ostindischen

Compagnie, die Silber sehr nothwendig bedurfte, Piaster zu billigem Course an, falls England deren Export aus den amerikanischen Häfen gestatten wolle. Pitt, der Premierminister, verweigerte Anfangs entschieden die Genehmigung zu einem Verkehr, welcher offenbar Englands Feinden neue Hülfsmittel zuführen sollte. Jedoch in der Politik britischer Staatsmänner bildet der Handel einen nie zu übersehenden Faktor; bei reiferer Erwägung leuchtete dem Minister ein, daß die aus Amerika gebrachten Baarsummen doch jedenfalls ihren Weg in die Kanäle des europäischen Handels finden, schließlich also England am meisten zu gute kommen würden. Diese Rücksicht überwog jedes andere Bedenken; die Genehmigung wurde ertheilt, und man stellte sogar vier englische Fregatten für den Silbertransport zur Verfügung. Hiermit war das größte Hinderniß, das der Ausführung des spanischen Sozietätsvertrags im Wege stand, beseitigt. Im Frühjahr 1805 reiste Ouvrard nach Paris und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Amsterdam, um dem dortigen reichen und angesehenen Hause Hope & Comp. sowol die Negoziirung einer spanischen Anleihe in Holland, als die Vermittelung seiner Geldbeziehungen aus Amerika anzutragen. Die beiden Chefs des Hauses, John Williams Hope und P. C. Labouchère, hörten dem lebhaften, zungenfertigen Franzosen staunend zu, als er ihnen seine Relationen zur französischen und spanischen Regierung auseinandersetzte, sie in seine neuesten Entwürfe von so unglaublichem Belang einzuweihen suchte und mit Millionen wie mit Federbällen um sich warf; sie zweifelten, ob sie einen Menschen von gesundem Verstande vor sich hätten. Ihre Zweifel schwanden erst beim Anblick der schriftlichen Dokumente: des Vertrags mit dem König von Spanien, der Schiffslicenzen, der Tratten auf die Schatzkammern von Mexiko, Havanna und Buenos-Ayres. Es kam eine Vereinbarung zu Stande, laut welcher der Betrieb des ganzen amerikanischen Geschäfts in die Hände der Herren Hope & Comp. gelegt wurde. Sie übernahmen es, die Wechsel auf dort einzuziehen und für die erhobenen Beträge, doch erst nachdem die betreffenden Baarfrachten aus dem Hafen von Verakruz ausgelaufen, Ouvrard's Conto zum Course von 3 Frcs. 75 Cent. für den Piaster zu kreditiren. Sie übernahmen ferner die Benutzung der Licenzen für dessen Rechnung, bedangen sich aber 5 Proz. Provision vom gesammten Bruttoumsatz aus. Sie acceptirten drittens den Auftrag, eine spanische Staatsanleihe in Holland abzuschließen und unterzubringen. Man sieht, Ouvrard ließ Andern den Löwenantheil an den von ihm geplanten und eingeleiteten Unternehmungen zukommen. Hope & Comp. und das verwandte Haus Gebrüder Baring in London (von dem wir unsere Leser schon in einem Artikel der ersten Sammlung unterhielten), mit dem jene a Conto meta die Ouvrard'schen Pläne ins Werk setzten, theilten sich nach zwei Jahren in einen daraus erzielten Reingewinn von nahe 1,000,000 Pfund Sterl.; Spanien ward durch den Zufluß der amerikanischen Silberpiaster von seinen finanziellen Verlegenheiten befreit, und Frankreich erhielt die spanischen Subsidien in baarem Gelde voll ausbezahlt. Ouvrard selbst, der alles dies veranlaßt und möglich gemacht hatte, genoß das Wenigste davon; ihn reizten Geschäfte nur so lange, bis sie in Gang gebracht waren, dann verlor er das Interesse an ihnen und richtete seinen ruhelosen Unternehmungsgeist auf neue Projekte. Er übergab den größten Theil

der Wechsel auf die spanischen Kolonien den Herren Hope & Comp. und eilte nach Madrid zurück.

Hier benutzte er den erlangten allgewaltigen Einfluß, um sich in einen Strudel von Unternehmungen zu stürzen, deren jede für sich die ungetheilte Thätigkeit des Entrepreneurs erfordert hätte. So nahm er alle Blei- und Quecksilberminen des Staats, ferner die Lieferung aller Regietabake in Pacht, entwarf den Plan einer Wasserleitung für die Stadt Madrid und eines Kanals zur Verbindung der Flüsse Tajo und Guadalquivir mit dem Meere. Solche Zersplitterung der Kräfte ohne Maß und Ziel mußte in einer Katastrophe enden, wie sie jetzt mit zermalmenden Schlägen über Ouvrard hereinbrach.

Wir haben gesehen, daß er unmittelbar vor seinem Abgange nach Spanien in Gemeinschaft mit Vanlerberghe, Séguin und Desprez zwei Verträge mit dem französischen Finanzministerium unterzeichnete zur successiven Einzahlung von 150 und 400 Mill. Franken gegen Obligationen der General-Steuereinnehmer. Während seiner Abwesenheit hatte nun Desprez mit den vereinnahmten Geldern, statt sie an das Ministerium abzuliefern, für eigene Rechnung spekulirt, unter anderm über 50 Mill. an schlechte Schuldner verborgt, und als er ins Gedränge kam, Obligationen, für welche er die Valuta bereits empfangen, bei der Bank von Frankreich versetzt. Desprez konnte die darauf entnommenen Vorschüsse nicht zurückzahlen, die Bank wandte sich an die General-Steuereinnehmer direkt wegen Einlösung der Obligationen, und es kam an den Tag, daß sie von Desprez betrogen war. Schnell verbreitete sich das Gerücht von großen Verlusten, welche die Bank erlitten, ihre Noten geriethen in Mißkredit, sie mußte zur Suspension der Baarzahlungen schreiten. Von den Feinden des Finanzministers wurden diese Vorfälle in den schwärzesten Farben an den Kaiser berichtet; die Nachricht traf ihn am andern Tage nach dem über die Oesterreicher erfochtenen Siege bei Austerlitz und beschleunigte seine Rückkehr nach Paris. Unterdessen empfing auch Ouvrard die Kunde von den eingetretenen Verwicklungen, zugleich mit dem Befehl, bei Vermeidung der Arrestation unverzüglich in Paris zu erscheinen.

Napoleon's Ankunft in den Tuilerien erfolgte am 26. Januar 1806. Das Erste war, daß er das Konsortium der vier Lieferanten zu sich beschied und die volle Schale seines Zorns über die von ihm verachteten Kaufleute ausgoß. In einer zweiten Audienz, am 6. Februar, ließ er ihnen durch den Kabinetsrath Maret ein Dekret vorlesen, das sie schuldig erklärte, die Summe von 87,000,000 Frcs. dem Staate abwendig gemacht und zu eigenen Spekulationen verwendet zu haben, und ihnen bei Strafe der Einsperrung und Sequestration ihrer Güter anbefahl, 69 Millionen in spanischer Anleihe und spanischen Silberwechseln auf die Kolonien in kürzester Zeit an den Schatz zu liefern, für die übrigen 18 Millionen aber eigene Accepte zu geben, für welche die fällig werdenden Lieferscheine des Kriegs- und Marineministeriums als Deckung dienen sollten. Hierauf fand zwischen dem Kaiser und Ouvrard — so erzählt letzterer in seinen Memoiren, einer Quelle, deren Glaubwürdigkeit freilich nicht bewiesen werden kann — folgende Unterredung statt.

Napoleon. Welche Garantie können Sie mir bieten?

Ouvrard. Sire, der Schatz wird vollständig bezahlt werden, wenn Euer Majestät uns in Freiheit läßt.

Napoleon. Herr Ouvrard, Sie haben das Königthum erniedrigt, indem Sie es zur Stufe des Handels herabzogen.

Ouvrard. Sire, der Handel ist der Schutzgeist der Staaten; er kann sehr wohl des Königthums, aber das Königthum kann seiner nicht entbehren.

Napoleon. Dummheiten das. Uebernehmen Sie die Verpflichtung, den Schatz zu decken?

Ouvrard. Ja, Sire.

Napoleon. Gut, ich verlasse mich darauf. Ich werde mein Dekret zurückziehen und ein anderes ausfertigen lassen, das jedoch gleichfalls alle Ihre Piaster und sonstigen Valuten bei Hope & Comp. zu meiner Verfügung stellt.

Ouvrard. Aber England, Sire, wird die Ausfuhr dieser Piaster nicht zugeben, wenn sie Euer Majestät gehören; ja Spanien selbst wird der englischen Politik zuvorkommen, nämlich seine Tratten für ungiltig erklären.

Napoleon. Pah, dann gehe ich nach Madrid. Mit 500,000 Mann setzt man durch, was man will.

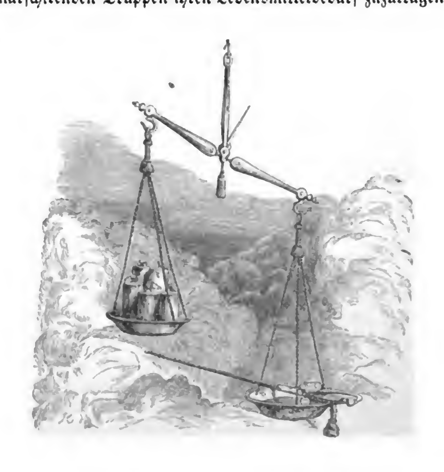
Ouvrard. Eure Majestät kann in Spanien mit Einem geschickten Manne Alles durchsetzen, würde dagegen, glaube ich, mit 500,000 Mann wenig oder gar nichts ausrichten.

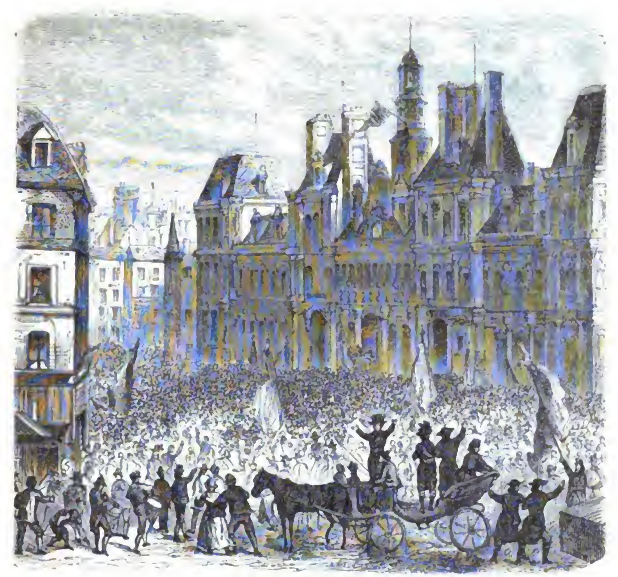
Das andere Dekret, vom 28. Februar datirt, unterschied sich von dem frühern nur dadurch, daß es statt der bei Hope & Comp. befindlichen Effekten, weil dieses Haus im Gefühl seiner Unabhängigkeit von Napoleon's Machtgebot den Befehl zur Herausgabe derselben aufs bestimmteste zurückwies, alle von Ouvrard auf den persönlichen Vertreter seines königlichen Socius, Don Manuel d'Espinosa in Madrid, gezogenen und von diesem acceptirten Wechsel als Eigenthum des französischen Schatzes in Anspruch nahm; 62,000,000 Realen solcher Wechsel, die bei dem Hause Séguin und Michel jeune deponirt waren, mußte das Konsortium binnen 24 Stunden einliefern. Ein expresser Kurier setzte das spanische Kabinet von dem Inhalt des Dekrets in Kenntniß. Ouvrard's Kredit und Ansehen in Madrid war natürlich durch diese Napoleonischen Gewaltmaßregeln mit Einem Schlage vernichtet, sein Vertrag mit Karl IV. aufgelöst und das künstliche Gebäude über den Haufen geworfen, das er aufgerichtet hatte, um Spanien und Frankreich die beiden Ländern so nöthigen Baarmittel aus der andern Hemisphäre zuzuführen.

So niederschlagend die plötzliche Zerstörung seiner Lieblingsplane auf ihn wirken mußte, arbeitete er doch mit allen Kräften an Abtragung der durch Desprez' Unredlichkeit ihm aufgebürdeten Schuldenlast an den Schatz, deren Betrag eine neue Untersuchungskommission sogar auf 141 Millionen erhöhte, und es gelang ihm, sie im Laufe von anderthalb Jahren vollständig, wie er sich gegen den Kaiser verbürgt, zu tilgen. Aber Privatgläubiger des Lieferungsgeschäfts, das er in Compagnie mit Vanlerberghe fortbetrieb, konnten nicht gleichzeitig befriedigt werden; das Geschäft sah sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen und am 31. Dezember 1807 beim Pariser Handelstribunal den Status zu überreichen. Derselbe ergab übrigens einen Aktivsaldo von 30,000,000 Frcs.,

in Forderungen an das Kriegsministerium bestehend, sodaß die Masse später ohne Verlust für die Gläubiger geregelt wurde.

Die Feindseligkeit Napoleon's gegen Ouvrard verlor dessenungeachtet nichts von ihrer Schärfe. Nicht zufrieden, ihn von der Höhe seines Reichthums und Glanzes gestürzt zu haben, suchte und fand er auch Vorwände, ihn seiner Freiheit zu berauben. Von 1809 bis 1814 wanderte Ouvrard von einem Pariser Gefängniß ins andere; eine Zeit lang saß er sogar als Staatsverbrecher im Donjon von Vincennes. Aus der Schuldhaft Sainte-Pélagie hätte man ihn gern entlassen, er sollte nur mit einem Wort die Gnade des Kaisers ansprechen, wie es seine Kollegen Desprez, Vanlerberghe und Séguin thaten; er aber verlangte Gerechtigkeit, nicht Gnade, und beharrte standhaft auf der Forderung eines richterlichen Erkenntnisses. Dieser ausdauernde Widerstand gegen despotische Willkür erhielt ihm die Achtung der Welt. Als im Beginn des Jahres 1812 die mangelhafte Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln die Behörden in Verlegenheit setzte, ward der Gefangene vom Polizeipräfekten Baron Pasquier ersucht, seine Ideen darüber mitzutheilen, worauf er eine Denkschrift über den Gegenstand verfaßte. Die Rüstungen zum russischen Feldzuge veranlaßten ihn, ein Exposé über die Verpflegung der Truppen auf dem Marsche auszuarbeiten und dem Kaiser zu übersenden. Er bekämpfte darin das von Napoleon befolgte Prinzip der Requisitionen in Feindes Lande, das in dem bekannten Ausspruch gipfelte „Der Krieg muß den Krieg ernähren", und empfahl dagegen dringend die Errichtung von Depots in verschiedenen Hafenplätzen des baltischen Meeres sowie die Organisation fliegender Proviantkolonnen, welche von dort aus den marschirenden Truppen ihren Lebensmittelbedarf zuzutragen hätten.





Halb Paris vor dem Stadthause.

3.

Der russische Feldzug war der Anfang vom Ende gewesen. Hunger und Frost hatten die Reihen der Großen Armee niedergemäht. Der übermüthige Eroberer erlag den vereinigten Waffen Preußens, Rußlands und Oesterreichs und ward auf die Insel Elba verbannt. Getragen von den Bajonneten der verbündeten Heere zogen die Bourbonen, das von der Revolution entthronte Königsgeschlecht, wieder als Herrscher in Frankreich ein.

Es war eine traurige Erbschaft, die das zertrümmerte Kaiserreich Napoleon's hinterließ: ein durch fortwährende Kriege erschöpftes Land, leere Staatskassen und ein Budget, dessen Ausgaben bisher nur zum kleinern Theil durch die innern Revenuen, in der Hauptsache durch die Kriegssteuern der bezwungenen Völker gedeckt wurden. Jetzt endlich glaubte Ouvrard, von der provisorischen Regierung ehrenvoll in Freiheit gesetzt, den Zeitpunkt gekommen, wo man seinen Finanzplanen nicht länger das Ohr verschließen könnte. In einem, Mai 1814, dem Ministerium und den beiden Kammern eingereichten Memoire erörterte er die Mittel und Wege, dem augenblicklichen Bedürfniß zu genügen

und aus der schwierigen Lage in geordnete Zustände einzutreten. Frankreich müsse die Schulden der gestürzten Regierung anerkennen; da es aber nicht im Stande sei, sie baar zu bezahlen, den Gläubigern für den Betrag ihrer Forderungen 5 prozentige Rententitel geben. Hierdurch entstehe eine öffentliche Schuld von 800 bis 1000 Millionen Francs. Infolge des wiedergekehrten Friedens werde die Industrie sich in einer Weise heben, daß die regelmäßige Jahreseinnahme ohne Ueberbürdung der Steuerzahler auf 600 Millionen zu bringen sei; der vierte Theil davon, also 150 Millionen, solle zur Verzinsung und Amortisation der Schuld verwendet werden.

Die Kammern ernannten eine Kommission zur Prüfung des Ouvrard'schen Projekts; aber der Finanzminister Baron Louis wußte deren Zusammentritt hinzuhalten, bis plötzlich Napoleon's Flucht von Elba, im März 1815, die Scene wieder völlig veränderte. Napoleon schien seine alte Feindschaft gegen Ouvrard vergessen zu haben. Denn kaum in Paris angelangt, ließ er den von ihm so hartnäckig Verfolgten zu sich rufen und redete ihn mit den Worten an: „Meine Minister wollten Sie ruiniren; Sie thaten recht, ihnen zu widerstehen"; dann sprach er lange über den Wiener Kongreß; schließlich fragte er: „Können Sie mir Geld schaffen, fürs erste 50 Millionen?" Ouvrard erklärte sich bereit, die Summe binnen zwanzig Tagen einzuzahlen gegen 5,000,000 Frcs. Renten auf den Staatsschatz. Der Kaiser ging den Handel ein und diktirte die Verschreibung seinem Kabinetssekretär Fain in die Feder. Diese 5,000,000 Renten, die übrigens später nur mit 3,300,000 Frcs. in das Große Buch eingetragen wurden, bahnten den Weg zu der zwei Jahre darauf von Ouvrard zu Stande gebrachten Anleihe.

Hundert Tage währte die neue Herrlichkeit Napoleon's; mit der Niederlage bei Waterloo war seine Rolle für immer ausgespielt. Die Verbündeten rückten zum zweiten Male in Paris ein, und am 20. November wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet. Sie legten Frankreich die Verpflichtung auf, 700,000,000 Frcs. Kriegsentschädigung, zahlbar in fünf Jahresraten, an die alliirten Mächte zu entrichten und drei Jahre lang eine Besatzung von 150,000 Mann fremder Truppen zu unterhalten, außerdem auch die erweislichen Entschädigungsansprüche der Gemeinden und Privatpersonen in den von Napoleon bekriegten Ländern zu befriedigen.

Der Graf von Provence, der zweite Sohn Ludwig's XV., bestieg als Ludwig XVIII. den französischen Thron und bewies sogleich, daß die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Durch königliche Ordonnanz verfügte er eine Zwangsanleihe von 100 Millionen bei einzelnen vermögendern Unterthanen — die verkehrteste Maßregel, die ergriffen werden konnte, denn sie entzog der neuen Regierung von vornherein alles Vertrauen und allen Kredit seitens der Pariser Börse. Zu den schweren Verlegenheiten des Gouvernements gesellte sich aber nun die schwerste: neben der Sorge für den Unterhalt der fremden Truppen die Beschaffung der baaren Gelder, die als Raten der stipulirten Kriegskontribution außer Landes geschickt werden mußten; die Lage war verzweifelter denn je. Nur Ouvrard verzweifelte nicht, und sein Genie entdeckte das passende Rettungsmittel. Daß unter solchen Verhältnissen, sagte er sich,

eine Rentenemission in Frankreich selbst keine Nehmer finden würde, liegt auf der Hand; wie aber, wenn die Kabinete von England, Rußland, Preußen und Oesterreich zu bewegen wären, den Tribut von 700 Millionen, statt in klingender Münze, in französischen Staatsrenten zu empfangen? Dann wäre die Hauptkalamität, der Abfluß des baaren Geldes aus Frankreich, beseitigt, und das Land gewänne Zeit, seine reichen innern Hülfsquellen zu erschließen, um aus deren Ertrag die Verzinsung und allmälige Tilgung der Schuld zu bewirken. Soll jedoch der Vorschlag den betheiligten Mächten annehmbar erscheinen, so muß ihnen Bürgschaft gegeben werden für die sichere Verwerthung der Papiere. Es gilt also, auswärtige Kapitalisten zu finden, welche die Effekten zu einem festen Course von den Mächten übernehmen, sie nur nach und nach bei günstigen Gelegenheiten an den Markt bringen und durch ihren Vorgang auch Andern Vertrauen in die Sicherheit der französischen Rente einflößen.

Dies war der Plan, den Ouvrard dem Präsidenten des Ministerkonseils, Herzog von Richelieu, unterbreitete, zu gleicher Zeit mit den ihm befreundeten mächtigen Bankhäusern Gebrüder Baring in London und Hope & Comp. in Amsterdam Unterhandlungen darüber anknüpfend. Der Herzog von Richelieu, ein einsichtiger, in Finanzsachen vorurtheilsloser und guten Rathschlägen zugänglicher Staatsmann, ermächtigte Ouvrard, weiter mit Herrn Alexander Baring zu unterhandeln, und dieser, nachdem er auf einer Reise durch Frankreich die Ergiebigkeit des Landes aus eigener Anschauung geprüft, ließ sich wirklich geneigt finden, unter gewissen Bedingungen im Verein mit einer Anzahl englischer Kapitalisten eine die gesammten Verpflichtungen Frankreichs umfassende 5prozentige Anleihe zum Course von 70 Proz. zu negoziiren. Es fehlte nur noch die Zustimmung der alliirten Mächte. Metternich, als Vertreter des immer geldbedürftigen Oesterreich, befürwortete dieselbe lebhaft, blieb aber in der Minorität; England, Rußland und Preußen versagten den Beitritt — somit war die ganze Kombination gescheitert.

Was daraus folgen mußte, trat schon im nächsten Jahre ein. Die Unterhaltung der Besatzungstruppen sowie die Zahlung der Kontributionsgelder gerieth völlig ins Stocken. Kein anderer Ausweg zeigte sich; man mußte wieder auf den vorjährigen Plan zurückkommen und den Widerstand der Alliirten zu überwinden versuchen. Alles hing hier davon ab, daß dem Herzog von Wellington die Sache plausibel gemacht wurde, denn dieser genoß das unbedingte Vertrauen der verbündeten Souveräne; was er für gut befand, war ihrer Zustimmung sicher. Ouvrard, vom französischen Ministerium mit Vollmacht versehen, suchte ihn im Dezember 1816 in Brüssel auf, ließ alle seine Ueberredungskünste vor ihm spielen und kehrte mit der Nachricht nach Paris zurück, der Herzog begebe sich nach England, um dem Premier Lord Castlereagh die Annahme des Plans zu empfehlen. Auch er selbst reiste nach London, wo er mit Baring und dessen Schwager Labouchère das Nöthige verabredete, und im Januar 1817 kamen sämmtliche Betheiligte in Paris zusammen. Wellington logirte als Gast in Ouvrard's Hause in den Champs Elysées. Er legte den Gesandten der drei übrigen Mächte eine von Ouvrard verfaßte Note vor, und auf Grund derselben erklärten sich alle einverstanden, daß sowol für die fällige Jahresrate der

Kriegsentschädigung, 140 Millionen, als für die Unterhaltungskosten des Besatzungsheers, 160 Millionen, französische Rentenschuld in Zahlung genommen, und daß die Papiere den Häusern Baring und Hope übergeben würden, welche sie gegen eine Provision für Rechnung der alliirten Staaten nach und nach bestens zu verkaufen, inzwischen aber die erforderlichen Baarauslagen und Vorschüsse zu leisten hätten. Obgleich der Beschluß geheim bleiben sollte, gelangte er doch zur Kenntniß der Pariser Bankiers. Natürlich begannen diese ein Papier, zu dem die größten Staaten Europa's Vertrauen zeigten und dessen Unterbringung zwei der reichsten und solidesten Bankhäuser in die Hand nahmen, mit andern Augen anzusehen als bisher. Ihre Eifersucht wurde rege, sie wollten an der gewinnverheißenden Operation betheiligt sein. Dieser Umschlag der Stimmung entging den Herren Baring und Labouchère nicht und bewog sie, statt als Kommissionäre der Mächte, als Selbstkäufer aufzutreten. In einem ersten Kontrakt mit der französischen Regierung übernahmen die Firmen Gebrüder Baring und Hope & Comp. 6 Millionen Renten oder 120 Millionen Kapital zu 53 Frcs. 85 Cent.; bald darauf in einem zweiten 30 Millionen Renten oder 600 Millionen Kapital zu 57 Frcs. 51 Cent.; eines dritten bedurfte es nicht, französische Rente war ein beliebtes Papier an allen europäischen Börsen geworden, und ihr Cours hob sich in rapider Steigerung auf 64, 68, 72 Frcs.

Seltsamerweise hatte der Urheber, Förderer und Vermittler dieser damals zuerst angewandten und erprobten Kreditoperation, welche sein Vaterland aus drückendster Lage befreite und neuen politischen Verwicklungen des kaum erst zur Ruhe gekommenen Europa vorbeugte, keinen Theil an den großen Gewinnen der Unternehmer. Bei dem ersten Rentenverkauf an Baring und Hope erhielt nämlich Ouvrard die Zusage von der Regierung, sein durch Lieferungen an die Besatzungstruppen entstandenes Guthaben von 12 Millionen solle ihm ebenfalls in Renten zu 53 Frcs. 85 Cent. behändigt werden; deshalb verzichtete er auf den ihm angetragenen Antheil an der Rentensubskription. Die Zusage wurde ihm aber nicht gehalten, weil sein Associé bei diesen Lieferungen, Doumerc, in Untersuchung kam, und so ging er des Gewinns, den die Coursdifferenz der gestiegenen Papiere ergeben hätte, verlustig. Es wiederholte sich hier nur das Schicksal, das ihn durch sein ganzes Geschäftsleben begleitete. Sein Heißhunger nach großartigen Spekulationen begnügte sich nie mit einer einzigen Unternehmung; er trieb ihn, sich stets in mehrere zu gleicher Zeit zu verwickeln, die er unmöglich alle übersehen konnte und deren eine ihn immer um die Früchte der andern betrog.

So sehen wir ihn im Jahre 1823, als die Franzosen mit 100,000 Mann in Spanien einrückten, um die dortige konstitutionelle Regierung niederzuwerfen und den absoluten Thron des bigoten Königs Ferdinand VII. zu stützen, wieder in weitverzweigter, verwirrender Thätigkeit als Generallieferanten bei der Okkupationsarmee. Die Lieferungen repräsentirten ungeheuere Summen, und eine Masse von Agenten und Unteragenten, in den spanischen Garnisonsorten zerstreut, standen in seinem Dienste. Vor den Chikanen der Minister glaubte er diesmal geborgen zu sein, da die zu Bayonne abgeschlossenen Lieferungsverträge von dem Generalissimus der Armee, dem Herzog von Angoulême, unterzeichnet

waren, und dieser Prinz von Geblüt ihm fortwährend die vollste Zufriedenheit mit seinen Veranstaltungen bezeigte. Wie sehr irrte er sich! Er sollte noch Schlimmeres erfahren als unter Napoleon's Willkürregiment. Von Anfang an hatte der spanische Krieg in beiden Kammern heftige Gegner gefunden, und nur mit Mühe erhielt das Ministerium den dafür geforderten Extrakredit von 100 Millionen bewilligt. Um so stärkere Opposition erregte die Mittheilung bei Vorlage des nächstjährigen Budgets, der Krieg habe 208 Millionen gekostet, es sei mithin eine Nachbewilligung von 108 Millionen erforderlich. Die in überwiegender Mehrheit streng royalistischen Kammern votirten zwar auch diese Summe, griffen aber das Ministerium, insbesondere den Finanzminister Villèle heftig an, indem sie ihm vorwarfen, durch schlechte und nachlässige Verwaltung die Staatsgelder verschleudert zu haben. Eine Kommission wurde niedergesetzt zur Prüfung der für die Armee in Spanien verrechneten Ausgaben. Villèle, um die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, räumte ein, daß die Staatsinteressen geschädigt worden, doch nicht infolge schlechter Maßnahmen des Ministeriums, sondern von der Habgier und Unredlichkeit der Lieferanten; der Hauptschuldige sei Ouvrard, der durch Bestechung die für den Staat so unvortheilhaften Bayonner Verträge zu erschleichen gewußt habe. Die Kommission ließ sich täuschen, der Prozeß gegen Ouvrard begann und beschäftigte zwei Sessionen hindurch die Kammern, die Presse, die öffentliche Aufmerksamkeit des In- und Auslandes. Von der Kommission gingen die Akten an den Staatsgerichtshof, vom Staatsgerichtshof an die Pairskammer, von der Pairskammer wieder an eine Kommission, endlich an das Pariser Korrektionstribunal, dessen Richter die Erklärung abgaben, in den dickleibigen Aktenstößen finde sich nicht der geringste Anhalt zur Aufrechthaltung der Klage. Dieses Ergebniß hatte der unschuldig Angeklagte in zweijähriger Untersuchungshaft hinter den Mauern der Conciergerie abwarten müssen. Währenddem war durch Regierungsbeamte ohne seine Zuziehung die Liquidation der gemachten Lieferungen aufgestellt und dabei herausgerechnet worden, daß Ouvrard, welchem nach seinen Büchern ein Guthaben von 16 Millionen an den Staat verblieb, vielmehr noch für 2 Millionen Debitor der Regierung sei: ein Facit, das seinen finanziellen Ruin besiegelte.

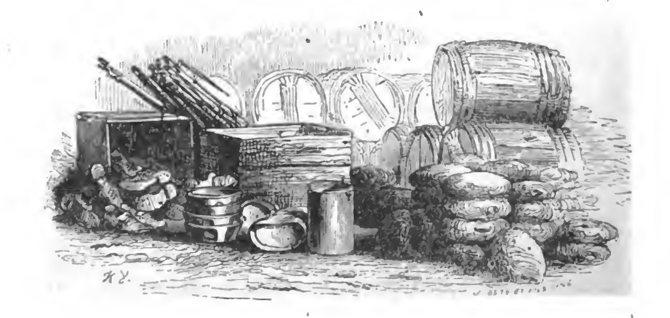
Im Kerker schrieb er seine „Memoiren“, zum Zweck der Rechtfertigung seiner Handlungsweise und Widerlegung der gegen ihn erhobenen Anklagen. Sie sind (3 Bde., Paris 1826—27) im Druck erschienen. Mag auch, wie es der angegebene Zweck mit sich brachte, Vieles, was des Verfassers eigene Angelegenheiten betrifft, von der Eitelkeit diktirt, einseitig dargestellt und vor der geschichtlichen Wahrheit nicht überall stichhaltig sein, so ist doch eine solche Fülle geistvoller Bemerkungen und fruchtbarer Ideen über Handel, Geldwesen, Volks- und Finanzwirthschaft in die Erzählung der Thatsachen eingeflochten, daß jeder Kaufmann, der die drei Bände durchliest, sich von der Lektüre reichlich belohnt finden wird.

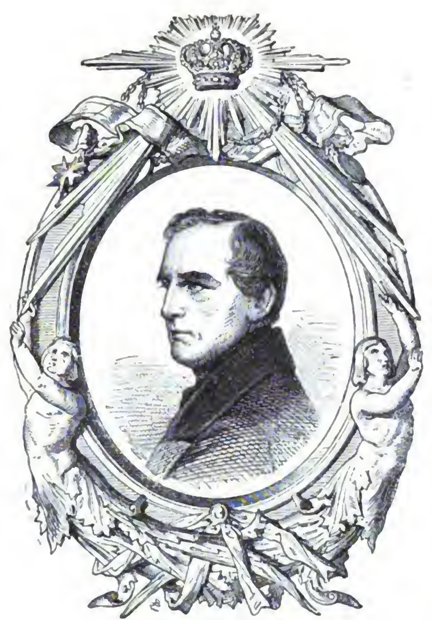
Der Verfasser war freigesprochen, aber nicht frei; er vertauschte nur das Staatsgefängniß mit dem Schuldthurm. Sein ehemaliger Associé Séguin hatte nämlich eine alte Forderung von 5 Millionen auf dem Prozeßwege gegen ihn erstritten und ließ nun, da Ouvrard nicht zahlen konnte, die Personalexekution an

ihm vollstrecken. Bis zum Jahre 1830 saß er in Sainte-Pélagie. Da tauchte noch einmal und zum letzten Male die Firma Ouvrard's am Horizont der Geschäftswelt auf. Durch geheime Quellen von den berüchtigten Ordonnanzen Karl's X., die den Ausbruch der Julirevolution veranlaßten, acht Tage vorher in Kenntniß gesetzt, läßt er sofort an der Londoner Börse, wo Niemand, selbst nicht das mit dem französischen Ministerium eng liirte Haus Rothschild, an die Nähe einer Krisis glaubte, große Summen französischer Rente auf Lieferung verkaufen. Unmittelbar darauf sank der Cours derselben unter 50, und Ouvrard strich Millionen Differenzen ein. Bis zum Schluß des Jahres fuhr er fort, hoch und waghalsig an der Börse zu spielen. Ob dabei, was sehr wahrscheinlich ist, das Gewonnene wieder verloren ging, oder ob endlich seine Spekulationswuth gesättigt war, genug, Ende 1830 zog er sich von den Geschäften zurück, und sein sonst so viel genannter Name schwand fast gänzlich aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen. Er starb erst 1847, in dem hohen Alter von 77 Jahren.

Französische Geschichtschreiber, so namentlich Thiers, haben Ouvrard's Bedeutung und Einfluß, um die von Napoleon ihm zugefügten Ungerechtigkeiten zu beschönigen, geflissentlich entstellt und verkleinert. Seine Schwächen wurden auch von uns nicht verschwiegen; sie wurzeln indeß zum nicht geringen Theil im Nationalcharakter seines Volks, und Ouvrard war vor Allem durch und durch Franzose. Uebrigens hat er auch nur sich, nicht Andern damit geschadet. Unstreitig aber machen ihn seine Talente und die Art, wie er sie anwendete, zu einer höchst merkwürdigen, außerordentlichen Erscheinung. Er besaß eine Kombinationsgabe, die, mit den größten Faktoren rechnend, ebensowol den Augenblick ergriff, wie entfernte Räume und Zeiten umspannte; des Wortes wie der Feder gleich mächtig, wußte er die widerstrebendsten Personen und Verhältnisse für seine Plane zu gewinnen, ja seinen Ansichten in Kreisen Geltung zu verschaffen, welche sonst der Einwirkung eines Privatmannes unerreichbar bleiben. Wir glauben eine Pflicht erfüllt zu haben, indem wir sein unparteiisch gezeichnetes Bild in die „Gallerie berühmter Kaufleute" einreihten.

O. B. Schuhmann.





Karl Ludwig Freiherr von Bruck.

Karl Ludwig Freiherr von Bruck.

Gründer des Oesterreichischen Lloyd zu Triest, Haupturheber der wirthschaftlichen Entwicklung des heutigen Oesterreich.

1. Von Elberfeld nach Triest.

Unter den ausgezeichneten Männern des Handelsstandes, die sich in diesem Jahrhundert durch eigene Kraft zu einer hohen Stellung emporgeschwungen und ihrem Namen in den Annalen der Zeitgeschichte einen dauernden Platz gesichert haben, nimmt Karl Ludwig Freiherr von Bruck eine hervorragende Stelle ein. Ihm war es beschieden, nicht nur für die kommerzielle Entwicklung Triests, des wichtigsten Seeplatzes Oesterreichs, in segensreichster Weise zu wirken, sondern auch bei der infolge der politischen Ereignisse des Jahres 1848 zur Nothwendigkeit gewordenen Neugestaltung des österreichischen Kaiserstaates eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen. Unzweifelhaft groß sind die Verdienste,

welche sich der einst so vielfach gepriesene und nachmals gleich sehr verdächtigte Mann um sein Adoptivvaterland erworben hat. Wol war das Ende dieses genialen Menschen ein überaus trauriges und beklagenswerthes, indeß keineswegs maßgebend, um auch nur im Geringsten die hohe Bedeutung zu schmälern, die Bruck als thatkräftigem Kaufmann zu Gunsten Triests, als Finanz- und Staatsmann, als Regenerator des zerrütteten Reiches der Habsburger zugesprochen werden muß. Je ungewöhnlicher nun Bruck's Laufbahn erscheint, ein desto größeres Interesse bietet gewiß die nähere Kenntniß der Verhältnisse, durch deren Einwirkung es dem ehemaligen Commis und spätern Handelsherrn wesentlich mit gelang, seinen Namen so eng und segensreich mit der Geschichte des heutigen Oesterreich zu verflechten.

Karl Ludwig Bruck wurde am 18. Oktober 1798 in Elberfeld geboren. Er war der Sohn bürgerlicher Eltern, die weder den Bankiers, noch dem reichen Fabrikantenstande beigezählt werden durften, deren Lage es jedoch gestattete, ihrem Sohne einen guten Schulunterricht ertheilen zu lassen. Derselbe bestimmte sich für den Handelsstand und fand nach beendigter Lehrzeit als Commis ein gutes Unterkommen in der freundlichen Rheinstadt Bonn. Dort benutzte er nicht nur die Gelegenheit, um in dem daselbst garnisonirenden Ulanenregiment das vorgeschriebene eine Jahr als Freiwilliger abzudienen, sondern besuchte auch sehr fleißig die staatswirthschaftlichen Kollegien der Universität, gewiß ein beredtes Zeugniß für den Wissensdrang des jungen strebsamen Mannes. Für den hochgehenden Sinn desselben spricht auch der Entschluß, bald nach beendeter Dienstzeit sein Glück in weiter Ferne zu suchen. Er lenkte seine Blicke auf die Ostindische Compagnie und unternahm deshalb eine Reise nach London. Hier gelang es ihm indessen nicht, die gewünschte Anstellung zu finden. Da richtete er sein Augenmerk auf Griechenland, für dessen Unabhängigkeitskampf vom türkischen Joche zu jener Zeit ganz Europa schwärmte. Mächtig schlugen die Flammen der Begeisterung auch im Herzen des jungen Rheinländers auf, und er beschloß, der hellenischen Sache seinen Arm zu weihen. Kurze Zeit darauf befand er sich auf dem Wege nach dem Lande seiner Sehnsucht. So führte ihn das Schicksal nach Triest, wo er sich darüber zu orientiren gedachte, wie er es anzufangen habe, um seine hochfliegenden Pläne zu realisiren. Der Aufenthalt in Triest ward für Bruck's ganzes ferneres Leben entscheidend, denn nur infolge dessen lernte er auch die Verhältnisse in der damals schon im Aufblühen begriffenen Seestadt an der Adria näher kennen, wo sich ihm eine neue Heimat und der Schauplatz einer großartigen Thätigkeit eröffnen sollte.

Es war im Jahre 1821, während einer für den Handel nicht ungünstigen Zeit, als Bruck mit guten Empfehlungsbriefen, unter anderen auch an den Konsul Brandenburg, in Triest eintraf. An diesem hochachtbaren Vertreter der preußischen Handelsinteressen gewann der lebhafte Rheinländer einen wohlwollenden Gönner. Derselbe warnte ihn vor der Ausführung seines eigentlichen Vorhabens und machte seinen Schützling mit verschiedenen Philhellenen bekannt, die mit großen Hoffnungen und Gedanken nach Griechenland gegangen und von dort grausam enttäuscht zurückgekehrt waren. Infolge dessen verzichtete Bruck auf seine Absicht, sich den Freiheitskämpfern Griechenlands anzu-

schließen, und nahm um so bereitwilliger eine ihm angebotene Stelle in dem Comptoir des Konsuls an. Daselbst rechtfertigte der begabte junge Mann durch Eifer, Geschick und Umsicht alle Erwartungen, welche sein Gönner von den Fähigkeiten seines Mitarbeiters hegte. Letztere in einem weiteren Wirkungskreise zu verwerthen, bot sich für Bruck bald passende Gelegenheit, als Herr von Reyer, einer der angesehensten Bürger Triests, zur Besetzung eines offenen Postens in der Assekuranzkammer seine Blicke auf den strebsamen jungen Rheinländer richtete. Nachdem dieser das Einverständniß seines bisherigen Chefs gewonnen, verließ er dessen Haus und arbeitete sich in kürzester Frist so bemerklich in seine neue Berufsbranche ein, daß er bald bis zur Stellung eines Sekretärs aufrückte. Als solcher vermählte er sich, im Jahre 1828, mit Fräulein Marie Buschek, der liebenswürdigen Tochter eines angesehenen Handelsherrn in Triest. Hierdurch sah sich unser Bruck dauernd an die Stadt gefesselt, für deren Hebung zu wirken, fortan eine seiner vornehmsten Lebensaufgaben bildete.

Zwischen Istrien und Görz liegt das zehn Meilen weite Gebiet von Triest, umgeben von einem Berggürtel, mit Dörfern, Weinbergen und Salzgärten. Von den Höhen von Optschina herab schweift unser entzücktes Auge auf die Fluten des Meeres, das im Abendroth glüht und braust, hin nach der Adriastadt, die gleichfalls von wunderbarem Glanze umflossen ist. Sie bildet seit ihrer Verbindung durch Schienenwege mit Wien den eigentlichen Mittelpunkt des Seeverkehrs von Oesterreich. Je mehr Venedig von seiner frühern Herrlichkeit verlor, um so mächtiger hat sich Triest erhoben, dessen Kaufleute unternehmend und rührig sind und von der trefflichen Lage ihrer Stadt guten Nutzen zu ziehen wissen. An hundert Fabriken aller Art, weit über 600 Geldwechsler, Rheder und Großhändler entwickeln eine Thätigkeit, welche Triest zum Hamburg des Südens macht und vor Allem geeignet erscheinen läßt, den deutschen Handel mit der Levante in großartigem Maßstabe zu vermitteln.

Triest bestand unter dem Namen Tergeste oder Tergestum schon zur Zeit der Römerherrschaft. Dort legte Sempronius eine Militärkolonie an, baute eine Wasserleitung sowie ein Amphitheater, dessen Ueberreste man unter der Renngasse der Altstadt auffand. Als das Römerreich zerfiel und germanische Völkerschaften vom Adriatischen Meere her nach Italien vordrangen, wechselte Triest sehr oft den Oberherrn, da es nach und nach den Byzantinern, den Gothen, den Longobarden und den Franken zufiel. Auch später bildete die Stadt vielfach den Zankapfel zwischen Slaven, Arabern, Bayern und Venetianern, behauptete aber ihre Unabhängigkeit, bis sie sich 1382 freiwillig unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich, Leopold des Frommen, stellte, welcher, wie auch seine Nachkommen, die Stadt besonders begünstigte. Kaiser Karl VI. erhob Triest 1719 zum Freihafen und es ist seine Bedeutung und sein Wohlstand seitdem unter österreichischem Scepter in stetem Zunehmen begriffen gewesen, während es unter der napoleonischen Herrschaft fortwährend sank. Nur die theure Erinnerung an die 54 Mill. Gulden Kontributionen, welche es binnen 15 Jahren erlegen mußte, hat sich aus jener Zeit erhalten. Im J. 1719 zählte die Stadt nur 5600 Einwohner, gegenwärtig leben auf ihrem Gebiete mehr als 100,000 Menschen.

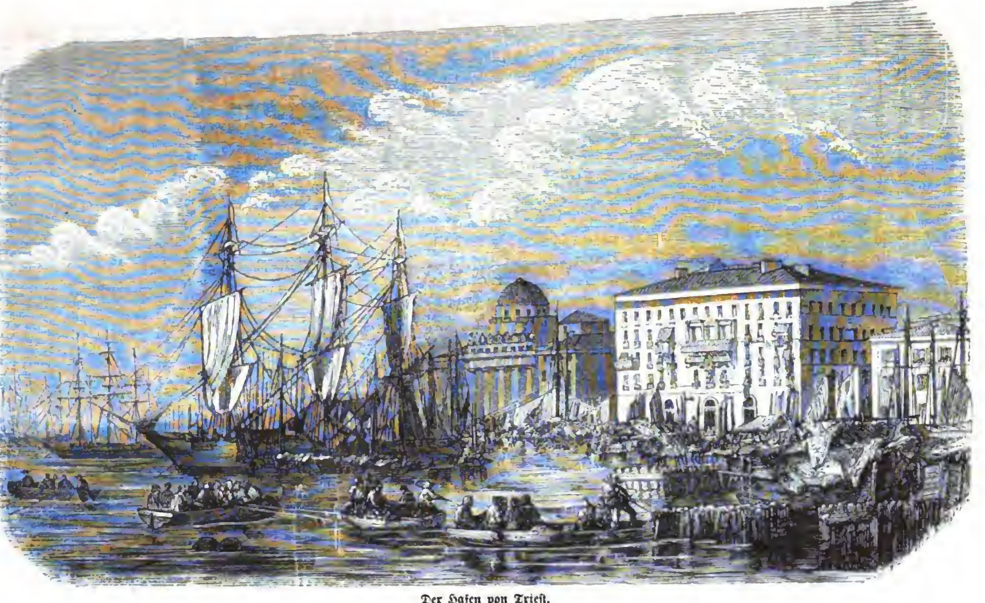
In einem Halbkreise um den Meerbusen theils am ebenen Strande, theils die benachbarten Hügel hinauf gebaut und von einem Wildbache durchströmt hat Triest ein stattliches, großstädtisches Ansehen. An den nördlichen und westlichen Abhängen des Schloßberges breitet die Altstadt ihre engen, krummen und schmuzigen Gassen aus, die oft schwer passirbar sind, da die Dachrinnen das Wasser auf die Fußwege ausschütten, welches dann in der Mitte der Straße weiter fließt, zumal diese tiefer liegt als ihr Rand. Indeß ist die Altstadt doch nicht ohne Sehenswürdigkeiten; denn den „großen Platz“, der gegen das Meer hin liegend als Frucht- und Viktualienmarkt dient, begrenzen nicht nur prachtvolle Gebäude, unter ihnen das weitläufige Hotel Locanda grande, sondern es schmückt denselben auch in der Mitte eine große



Blick auf Triest und den Leuchtthurm.

Fontäne mit allegorischen Figuren, welche mehrere Flußgötter, Handel und Schifffahrt darstellen; neben der Fontäne erhebt sich eine 26 Fuß hohe Säule mit der Statue Karl's VI. Nicht weit davon befindet sich auf dem Theaterplatze das neue Theater, zu dem noch der Gasthof alla Citta di Londra, ein Ballsaal, ein Kaffeehaus sammt einer Anzahl Läden gehören. Durch enge Gassen steigt man den Schloßberg hinan zur Domkirche des heiligen Justus, welcher hier begraben liegt. Ebendaselbst zieht das von Rosetti errichtete Denkmal des berühmten Kunstkenners Winckelmann, der 1768 in der Locanda grande ermordet wurde, die Blicke der Fremden auf sich.

Viel stattlicher erscheint die Neu- oder Theresienstadt, auf einer Fläche gebaut, welche man zum Theil dem Meeresgrunde abgewonnen hat. Die breite Corsostraße trennt sie im Süden und Osten von der Altstadt.



Der Hafen von Triest.

Sechs Klafter breite Gassen durchschneiden sich rechtwinkelig, sodaß sie meist regelmäßige Vierecke bilden. Als schönste Straße gilt der Corso, der sich zu einem Dreieck erweitert und den die Börse mit dem Börsenplatze abschließt, während sich auf dessen Mitte eine Fontäne mit einer schwarzmarmornen Neptunsgruppe und Leopold's I. Erzstatue befinden. So ehrwürdig unter den Merkwürdigkeiten von Triest die römischen Alterthümer, die noch benutzte altrömische Wasserleitung, Karl's des Großen Triumphbogen erscheinen, so werden sie doch an Bedeutung bei Weitem durch die Börse übertroffen. Sie bildet das wichtigste Gebäude der Stadt, den Kernpunkt Triests, und sie ist durch die daselbst befindlichen Bureaux des Lloyd eine europäische Berühmtheit geworden. — Besonders lebhaft geht es auch in der Josefsstadt zu, deren Grund und Boden gleichfalls dem Meere abgerungen ist. Hier liegt das armenische Kloster mit der armenischen Druckerei, das Hafenamt, das Sanitätsgebäude und auf der Spitze des Theresienmolo der 106 Fuß hohe Leuchtthurm, dessen Lichtkegel drei Meilen weit sichtbar ist.

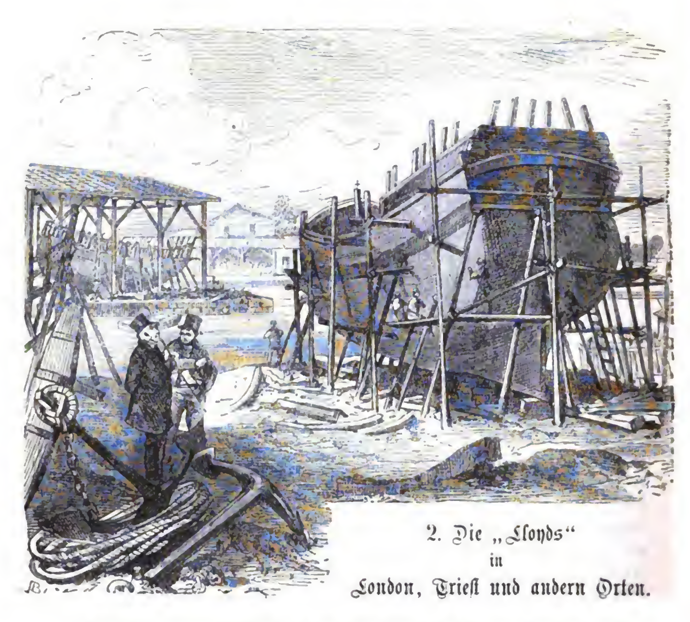
Der Hafen von Triest gewährt eine freie Einfahrt, und bietet selbst schweren Dreimastern hinreichende Tiefe. Vom Hafen aus zieht sich ein von Maria Theresia 1753 angelegter Kanal einige hundert Schritt in die Neustadt hinein, sodaß die Kauffahrer bis zur schmalen rothen Brücke, die über ihn führt, fahren, um in die Waarenmagazine an seinem Ufer auszuladen.

Im Jahre 1842 liefen in den Hafen von Triest ein nur 7700 Schiffe, und zu Anfang des sechsten Jahrzehnts besaß Oesterreich überhaupt nur 9746 Handelsfahrzeuge mit 269,427 Tonnengehalt; im Jahre 1853 warfen dagegen 13,157 österreichische Segelschiffe und 920 Dampfer in Triest Anker und es liefen 13,240 Schiffe aus. Seitdem hat die Schiffahrtsbewegung, faßt man die Zahl der Schiffe ins Auge, scheinbar abgenommen, in Wirklichkeit ist sie jedoch überaus gestiegen, denn maßgebend bleibt der Tonnengehalt der Fahrzeuge. Trotz des Verlustes von Venedig betrug derselbe 1867 im Ganzen 894,347 Tonnen und es vertheilen sich die Schiffslasten auf 6721 einheimische Segelschiffe von 264,510 Tonnengehalt und 742 Dampfer von 280,172 Tonnengehalt, gegen 2547 fremde Segelschiffe mit 240,236 Tonnen und 165 Dampfer mit 109,429 Tonnen. In demselben Jahre liefen aus: 6768 österreichische Schiffe von 258,976 Tonnen und 743 Dampfer mit 281,552 Tonnen, sowie 2594 fremde Segelschiffe von 268,407 Tonnen, nebst 159 fremden Dampfern von 112,939 Tonnen, im Ganzen 10,264 Schiffe von 921,874 Tonnen (das Vorjahr weist um 10% günstigere Ziffern nach). Im Jahre 1852 wurden zur See für $124\frac{1}{2}$ Millionen Gulden Waaren eingeführt, die Seeausfuhr dagegen betrug 60 Millionen Gulden. Im Jahre 1867 dagegen bezifferte sich die Einfuhr auf 89,009,690 Gulden, die Ausfuhr dagegen war auf 104,226,407 Gulden gestiegen. — Die Einfuhr zu Land (im Jahre 1852 über 22 Millionen betragend) belief sich ohne die Einfuhr- und Ausfuhrbewegung der edlen Metalle im Jahre 1867 auf 276 Millionen Gulden; die Ausfuhr zu Land dagegen auf 500 Millionen, gegen $37\frac{3}{5}$ Millionen im Jahre 1852.

Um Triest zu überschauen, bietet sich ein vorzüglicher Standpunkt vor dem Wirthshause auf dem höchsten Rande des Karstabfalles, 1100 Fuß über dem

Meere, von wo die große Frachtstraße in Windungen hinab nach der Stadt führt. Da sieht man vor sich über der Stadt das Kastell auf dem 273 Fuß hohen Felsen, dann das herrliche Miramar, die ehemalige Residenz des unglücklichen Erzherzogs Maximilian. Weiterhin überblickt man den lebhaftesten Theil der Stadt, aus deren geradlinigen Straßen, Häuservierecken und Plätzen nirgends eine Thurmspitze hervorragt, denn nur einige Kirchen zeigen niedrige Rotunden. Befriedigt schweift der Blick am hellen Sommerabend über das Meer und seine malerischen Felsengestade von Duino bis Capo d'Istria, und erkennt drüben Grado und Aquileja. Tief zu Füßen liegt Triest mit seinen blendendweißen Häusern, von welchen der glühende Abendschein zurückstrahlt wie ein Juwel. Umher auf den Abhängen schimmern unzählige Landhäuser. Die zahlreichen Schiffe erscheinen von dieser Höhe wie Boote, die ferneren wie Punkte auf der Flut.

Am stillen Sommermorgen erscheint das Meer so glatt und hell, daß die entfernten Schiffe wie im Aether zu schwimmen scheinen; in der Nähe sieht es grün aus wie ein Alpensee und so hell, daß man trotz großer Tiefe noch bis auf den Grund mit seinen Muscheln, Krebsen und Fischen sehen kann. Die Flaggen aller Handelsvölker wehen in Triests Hafen, wo dreißig Konsuln ihre Flaggen am Strande aufgesteckt haben. Seefahrer aller Nationen besuchen Triest: Leute vom Nil und aus der Berberei, Engländer und Russen, Franzosen, Spanier, Italiener, Deutsche und Türken; Triester Schiffe gehen nach China, Peru, Brasilien, Ostindien u. s. w. Am Hafen entwickeln alle seetüchtigen Nationen ihre vielgeschäftige Thätigkeit. Hier erscheint der Dalmatier mit kurzen, faltenreichen, blauen Hosen, türkischer Jacke und Dolch, dort der istrische Matrose mit dunkelbraunem Kaputrock, rother und blauer Mütze, drüben der Grieche mit blauer und rother Jacke und rother Mütze, daneben der armenische Handelsmann im langen schwarzen Kaftan, während der Yankee, seinen Tabak kauend, nach dem Türken hinschaut, und der Albanese trotzig das Getümmel durchschreitet. Nicht minder lebhaft geht es auf der Börse oder vielmehr auf dem Platze vor derselben zu, denn an heiteren Tagen wird unter freiem Himmel in allen Landessprachen verhandelt und notirt. Auf den Märkten dagegen halten istrische Landleute ihre Waaren feil: Bohnen, Mais und Roggen; die Tschitchen bringen auf plumpem Karren, vor dessen Deichsel ein Ochse mit einem Joche auf dem Nacken gespannt ist, Getreide, Wein, Holz und noch viele andere Lebensbedürfnisse und Handelsartikel herbei. — Welch ein Getümmel am großen Kanal! Fässer, Kisten, Ballen sind gleich Schanzen aufgeschichtet; Kärrner, Lastträger, Commis, Kaufherren, Rheder, Matrosen, Neugierige drängen sich durcheinander, Ankerketten rasseln, Winden knarren, Wagen klappern, dazwischen hin ertönt das langgezogene Ho! der arbeitenden Matrosen, der Kommandoruf der Kapitäne. Zu diesem Chaos von Tönen gesellt sich die bunte Mannichfaltigkeit der Trachten, die Verschiedenheit der Gesichter und Sprachen, und es bietet dies Alles ein Rundgemälde aller Zonen im Kleinen. Nach dieser Orientirung kehren wir zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Darstellung zurück.



2. Die „Lloyds" in London, Triest und andern Orten.

Die Assekuranzgesellschaft, bei welcher Bruck als Sekretär fungirte, fallirte, und ihr Sekretär wurde beauftragt, die Abwicklung der Geschäfte derselben wahrzunehmen. Die Gewandtheit, mit welcher Bruck sich dieser schwierigen Aufgabe entledigte, trug wesentlich dazu bei, das Vertrauen, das der Handelsstand Triests ihm schon vorher zugewendet hatte, zu vermehren. Sein heller Verstand hatte längst die Mängel erkannt, welche nothwendigerweise den Sturz der gedachten Gesellschaft herbeiführen mußten. Jeder Tag vermehrter Erfahrungen wies darauf hin, wie die Ueberzeugung von der zwingenden Macht, welche aus der Vereinigung der Kräfte sich entwickelt, in Triest wenig Eingang gefunden. Kein Wunder, daß das Gedeihen der Stadt nur mäßige Fortschritte machte, so lange ein Jeder über seinen begrenzten Horizont nicht hinauszuschauen vermochte. Daß Triests Blüte vornehmlich auf seinen levantinischen Beziehungen beruhe, dies sagte man sich Tag für Tag. Auf welche Weise aber der Handel nach dem Oriente zu recht gedeihlicher Entwicklung gebracht werden könne, darüber gingen die Meinungen so sehr auseinander, daß nichts Fördersames zu Stande kam. Gegenüber einer an vereintes Handeln ungewöhnten Menge schien es Bruck vor Allem rathsam, auf einen Punkt hin die Aufmerksamkeit denkender Kaufleute zu lenken. Er wies die Interessenten darauf hin, daß dem Versicherungswesen eine ganz andere Zukunft bevorstehe, wenn eine

Verbindung sämmtlicher Triester Assekuranzgesellschaften zu einem einzigen großartigen Institute angestrebt würde. Und in der That fand ein zu diesem Behufe ausgearbeiteter Plan vielfachen Anklang. Indessen hielt es damals in Triest so schwer, wie irgend anderswo, etwas Außerordentliches zu Stande zu bringen. In dieser aller Orten bemerklichen Schwerfälligkeit spiegelte sich der Staatsorganismus jener Periode ab. Vor lauter Bedenken wagte Niemand einen Schritt nach vorwärts, geschweige da, wo es galt, die breite Straße des Hergebrachten zu verlassen und neue Wege aufzusuchen. Daß Schlendrian, Privatabneigungen und Sonderinteresse ihm unvorherzusehende Hindernisse in Menge bereiten würden, verhehlte sich ein Mann gleich Bruck nicht. Doch mit dem Anwachsen jener verdoppelte sich auch sein Schaffensdrang, und so gelang es seiner Unermüdlichkeit und Umsicht, die letzten Anstände aus dem Wege zu räumen. Das Jahr 1833 ward das Geburtsjahr des Triester Lloyd, aus welchem später das vielgenannte großartige Institut des „Oesterreichischen Lloyd" hervorging.

Hier ist nun die geeignete Stelle, einen Blick auf die Geschichte und Uranfänge jener Institute zu werfen, welche unter dem Namen der „Lloyds" längst bekannt, für die Entwicklung des Handels und Weltverkehrs von außerordentlicher Bedeutung geworden sind. — „Lloyd's Kaffeehaus" hieß ein Versammlungsort englischer Kaufherren im Börsengebäude zu London, wo insbesondere die Großhändler, Versicherer und Versicherungsmäkler schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts ihre Besprechungen abhielten. Wir haben schon früher der Entstehung dieser Einrichtung gedacht (erste Sammlung S. 204 u. ff.) und wir ergänzen daher in Folgendem nur die dort gemachten Mittheilungen. Die Feuersbrunst, welche am 10. Januar 1838 die Londoner Börse zerstörte, vernichtete auch die alten, von den Lloyds benutzten Räume. Gegenwärtig, beziehentlich seit dem Oktober 1844, finden die Zusammenkünfte in dem neuen Börsengebäude statt, in dessen weiten Hallen alltäglich binnen fünf Minuten, wie selbstgefällig der Engländer behauptet, mehr Geschäfte abgesponnen werden, als in ebenso viel Stunden auf allen europäischen Geschäftsplätzen zusammengenommen. Begreiflich! Der englische Weltkaufmann nutzt Zeit und Verhältnisse überall bestens aus. Uebergroße Bedenklichkeit gehört nicht zu seinem Naturelle. Auch erinnert sich der Engländer zu jeder Zeit, daß time money ist und er schätzt daher den Werth der Zeit nach Sekunden. Zur Geschäftszeit treibt er eben nichts anders als Geschäfte! Auf den Straßen stehen bleiben und in deutsch-gemüthlicher Weise mit einem Berufsgenossen plaudern, wie man dies vielfach bei uns auch wahrnehmen kann, würde in England als Unsitte betrachtet werden. Selbst der höflichste Gentleman wirft demjenigen kaum einen Blick zu, der ihn in seinem Geschwindschritte aufhalten und ihm mit irgend einer Frage in den Weg treten wollte, die den Dahineilenden „nichts anginge."

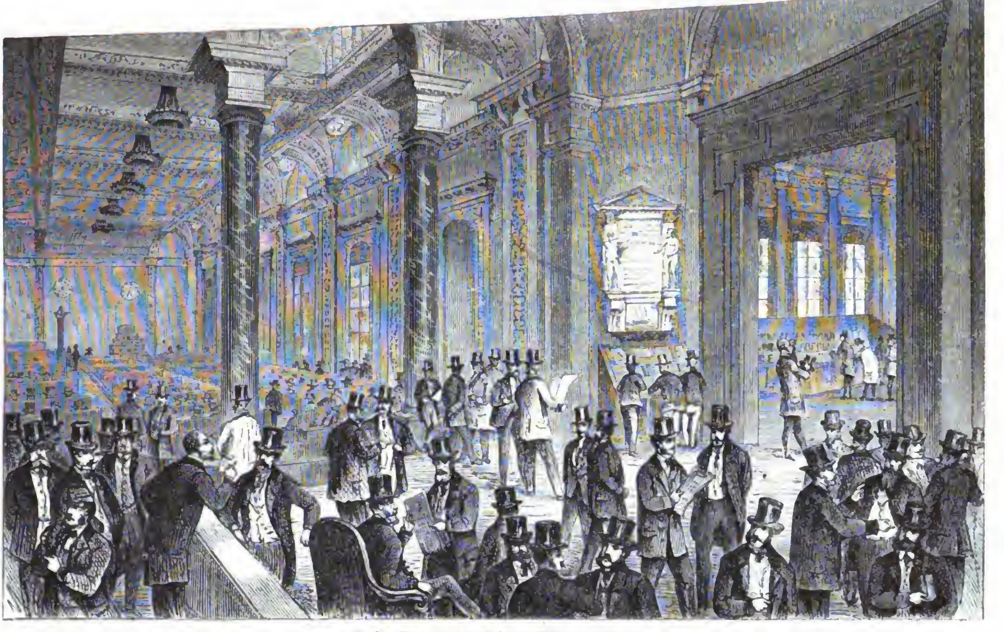
Dieselbe Weise der Lebenspraxis in Bezug auf Erwerb und Geschäft macht sich bemerkbar in den Räumen der Lloyds. Hier thut sich auf vor Dir eine Welt im Kleinen. In diesen prächtig weiten Sälen wird über die kolossalsten Werthe mit einer Raschheit verhandelt, daß dem Neuling schier der Verstand stille steht.

Der Kundige dagegen erblickt in jenem alltäglichen Wogen und Treiben nur einen Theil der unwiderstehlichen Herrschaft, welche der Mensch über das

flüssige Element erlangt hat. Aus allen Richtungen der Windrose treffen bei den Lloyds die neuesten Telegramme ein, 200 Assekuranten erhalten und geben Auskunft; die kaum angekommenen Schiffslisten, die Lloyd's lists, welche Anfangs wöchentlich erschienen, seit dem Jahre 1800 aber täglich ausgegeben werden, liegen Interessenten zur Durchsicht vor und verkündigen was die Stunde, ja die Minute bringt. Mit bangen Erwartungen begiebt sich mancher Schiffsrheder hin zu den Lloyds, um eilig noch die Ladung eines zu lange ausbleibenden Schiffes zu versichern. Es liegt Gefahr im Verzuge und von Tag zu Tag steigt ja höher und höher die zu erlegende Prämie. Ein Anderer muß nothwendig sogleich einen Geschäftsgenossen sprechen und fragt nun eilig bei den Lloyds nach Mr. Smith. Du lieber Gott! Wie viel Tausende führen in England diesen Namen! Wiewol unser Mann weder Vornamen, noch ein völlig zutreffendes Signalement der gesuchten Persönlichkeit anzugeben vermag, und die Smiths in England wie gesagt so verbreitet sind, wie unsere deutschen Schulze und Müller, dennoch kennt Meister Huissier gar wohl die Smiths alle, welche bei den Lloyds einsprechen, und man darf versichert sein, daß er aus der Menge des großen Saales schon den richtigen Mann herausfinden wird. — Ueberlassen wir die Mr. Smiths ihrem Schicksale und sehen wir uns lieber in dem Merchants-room etwas um. Hier offeriren sich uns die neuesten Zeitungen aus allen Theilen der Welt, während in dem benachbarten Captains-room sich überreiche Gelegenheit darbietet, Gesichter und Kostüme aus dem Bereiche des Schiffsverkehrs über das weite Erdenrund zu studiren. Hier findet sich täglich eine bunte Gesellschaft vom feueranbetenden Parsi-Schiffsrheder mit dem schwarzen Kürbisturban bis zum Mann des Phlegmas, dem zugeknöpften Niederländer, zusammen, ein mannichfaches Assortiment komischer und höchst ernsthafter Figuren, der leibhaftige Schiffsagent par excellence, der vieleifrige glattrasirte Clark, aber auch eine Menge geschäftiger Müßiggänger, die weder Schiffsagenten, noch Versicherer, noch Rheder, noch Kapitäne sind. — In diesen Räumlichkeiten voller Abwechslung und Rührigkeit werden auch die Auktionen von Schiffen und Schiffsgegenständen abgehalten.

Ein Zierath im Hauptsaale der Lloyds verdient noch Erwähnung: eine in die Wand gefügte Ehrentafel nämlich, dargebracht von der Londoner Handelswelt als Anerkennung der Opfer sowie als Achtungsbeweis für die Geschicklichkeit, welche das große Weltblatt, die „Times", aufwendete, um den Ruin Tausender durch rechtzeitige Enthüllungen zu verhindern, als ein Abenteurer, zugleich Schwindler und Marquis, sammt dessen Helfershelfern aus allen Gesellschaftskreisen in der raffinirtesten Weise Europa mit falschem Papiergelde überschwemmte.

In einer andern europäischen Börse, der zu Triest, befindet sich der Sitz jener mächtigen Schiffahrts- und Handelsgesellschaft, welche als „Oesterreichischer Lloyd" sich in allen Theilen der Welt einen geachteten Namen erworben und durch umfassend-großartige Thätigkeit dem Verkehr, dem Großhandel sowie der Industrie, vornehmlich Oesterreichs, bereits überaus werthvolle Dienste geleistet hat. Unzweifelhaft darf dieses Etablissement als ein Hauptvermittler für den Waaren- und Personenverkehr zwischen den Ländern des Donaugebietes sowie den Küsten des Mittelländischen Meeres und dem gesammten Oriente gelten.



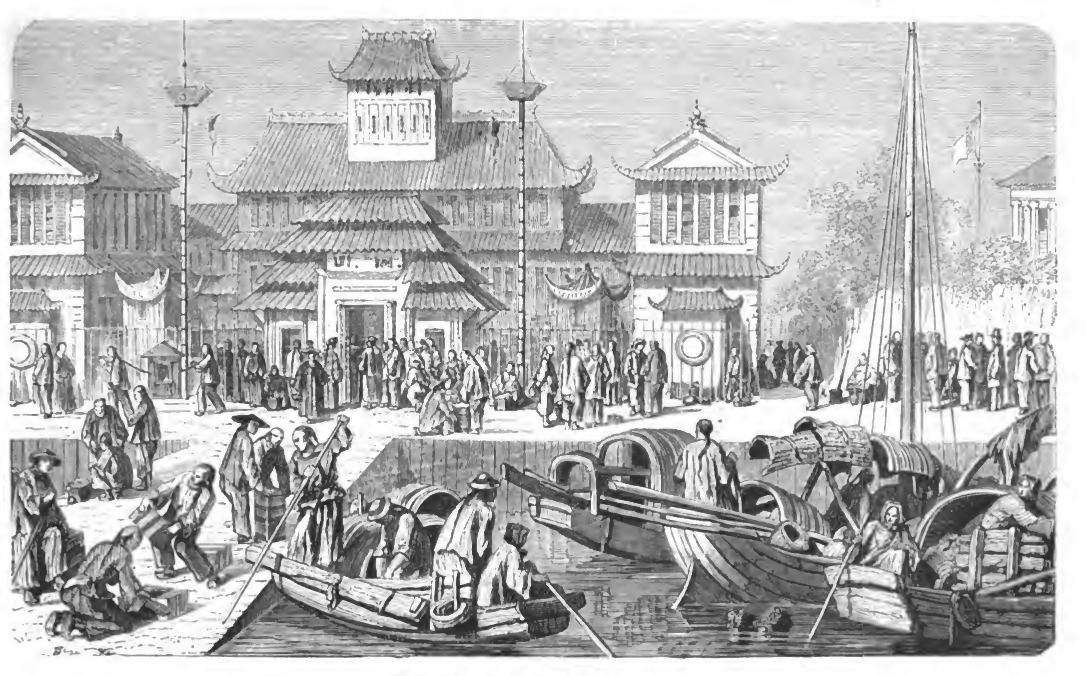
Großer Saal der Lloyds in der Börse zu London.

Mit jedem Jahre ist die europäische Wichtigkeit des Institutes klarer hervorgetreten und damit zugleich ein Ehrenzeugniß dem genialen Manne ausgestellt worden, welcher als Begründer des schon unter seiner Leitung erfreulich emporgewachsenen Instituts angesehen werden muß.

In seinen ersten Jugendjahren war der „Triester Lloyd" nichts als ein Versicherungsinstitut, nach dem Muster des englischen Lloyd, das zugleich zu Nutzen und Frommen seiner Interessenten auf den bedeutendsten Handelsplätzen Agenten unterhielt, zunächst um durch dieselben die neuesten Preislisten, Wechsel- und Coursbulletins u. s. w. zu beziehen. Während diese in den Lesesälen des Vereins den Interessenten zur Einsicht auflagen, wurden in den Bureaux mit Genauigkeit Register geführt über alle ankommenden und abgehenden Schiffe, sowie über Beschaffenheit und Ladung der von andern Häfen nach Triest bestimmten Fahrzeuge, sodann über seewärts ein- und auslaufende Waaren, über Größe und Bauart aller österreichischen Kauffahrteischiffe, über die Namen der Eigenthümer und Kapitäne derselben, überhaupt über Alles, was zur Geschichte eines Schiffes gehört. So hat der Lloyd mächtig auf Handel und Schiffahrt des Kaiserstaates eingewirkt, vornehmlich dadurch, daß er es sich angelegen sein ließ, im Bereich des Adriatischen Meergebietes die genauesten Nachrichten einzuziehen, um damit dem Triestiner Handelsstande an die Hand zu gehen.

Die Begründung eines solchen nützlichen Etablissements wäre allein schon hinreichend gewesen, Bruck's Thätigkeit aufs Ehrenvollste zu verewigen. Doch der weitausschauende Mann sah in der ursprünglichen Schöpfung nur den gewonnenen Boden zu einem viel mächtigern Bau. In richtiger Erkenntniß dessen, was Triest für den Handel werden könne und was zu diesem Zwecke unerläßlich sei, entwarfen Bruck und Regensdorff den Plan zur Gründung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft, deren Schiffe regelmäßig zwischen Triest und allen wichtigen Hafenplätzen des Adriatischen Meeres, sowie der östlichen Hälfte des Mittelmeeres fahren sollten.

Zu Anfang der dreißiger Jahre war der Verkehr zwischen Triest und den Häfen des Adriatischen und Mittelländischen Meeres freilich noch gering und auf die Segelschiffahrt beschränkt. Reisen nach Griechenland, Aegypten und in die Levante gehörten zu den Seltenheiten, denn sie waren mit unendlichen Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverlust verbunden. Nachrichten aus Alexandrien empfing man damals über Marseille, ja nicht selten sogar auf dem Umweg über London! Selbst mit Venedig wurde die Verbindung nur mittels zweier kleiner Dampfer einer englischen Gesellschaft unterhalten, und allem Vermuthen nach wäre die Dampfschiffahrt im Adriatischen Meere in fremde Hände gefallen, wenn nicht Bruck's Unternehmungsgeist die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Gründung einer österreichischen Dampfschiffahrt erkannt hätte. Mit der ihm eigenen Energie und unter dem Beistande anderer intelligenten, einflußreichen und patriotischen Männer, worunter in erster Reihe besonders Franz Theodor von Reyer, Chef des Hauses Reyer und Schlik in Triest, zu nennen ist (er stand mehrere Jahre dem Institut als Präsident vor), betrieb der schöpferische Geist Bruck's die Gründung und den Fortbau eines Unternehmens, dem sich anfänglich wie allem Großen, Hindernisse und Vorurtheile aller Art entgegenstellten.



Douanengebäude zu Schanghai.

Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schon der Gedanke an solch ein Unternehmen schien den Zopfträgern unter der Triester Bürgerschaft so abenteuerlich-kolossal, daß selbst die angesehensten Mitglieder des Kaufmannsstandes zweifelnd den Kopf schüttelten und Diejenigen Schwindler nannten, welche an die Ausführbarkeit von Bruck's Absichten glaubten. Doch alle Abneigung und Kleinmuth schwanden, als in Baron Salomon von Rothschild für das Institut eine bedeutende und einflußreiche Finanzkraft gewonnen wurde, und so trat die Dampfschiffahrtsgesellschaft als zweite Sektion der nun als „Oesterreichischer Lloyd“ (Lloyd austriaco) auftretenden Gesellschaft in Thätigkeit.



Bureau des Lloyd und Börse in Triest.

Die definitive Konstituirung erfolgte im August 1836. Damals reiste der k. k. Oberleutnant F. A. Reyer mit Empfehlungen Metternich's an die k. k. Gesandtschaften und Konsulate nach der Levante, um in den Häfen, die von den Dampfbooten der Gesellschaft berührt werden sollten, sich nach den einschlagenden Verhältnissen zu erkundigen, die Gesellschaft mit den dortigen Regierungen in Berührung zu bringen, geeignete Individuen zu Agenten vorzuschlagen u. s. w.

Endlich wurde im Jahre 1849 noch eine dritte Sektion des Lloyd, die „literarisch-artistische Abtheilung“ ins Leben gerufen. Sie steht der Buchdruckerei, der Herausgabe der Tagesblätter, sowie der Kunstanstalt vor, außerdem fällt ihr die Beaufsichtigung der Lesesäle zu, wo zur Zeit 80 deutsche und 200 ausländische Blätter aufliegen. Zu den nützlichsten Einrichtungen dieser Abtheilung gehört eine wohlangelegte Sammlung der besten geographischen und hydrographischen Karten, der Zoll- und Sanitätsgesetze aller Staaten und endlich solcher Materialien, die dem Handelsstande überhaupt, insbesondere aber dem Versicherer und Seefahrer von Nutzen sein können.

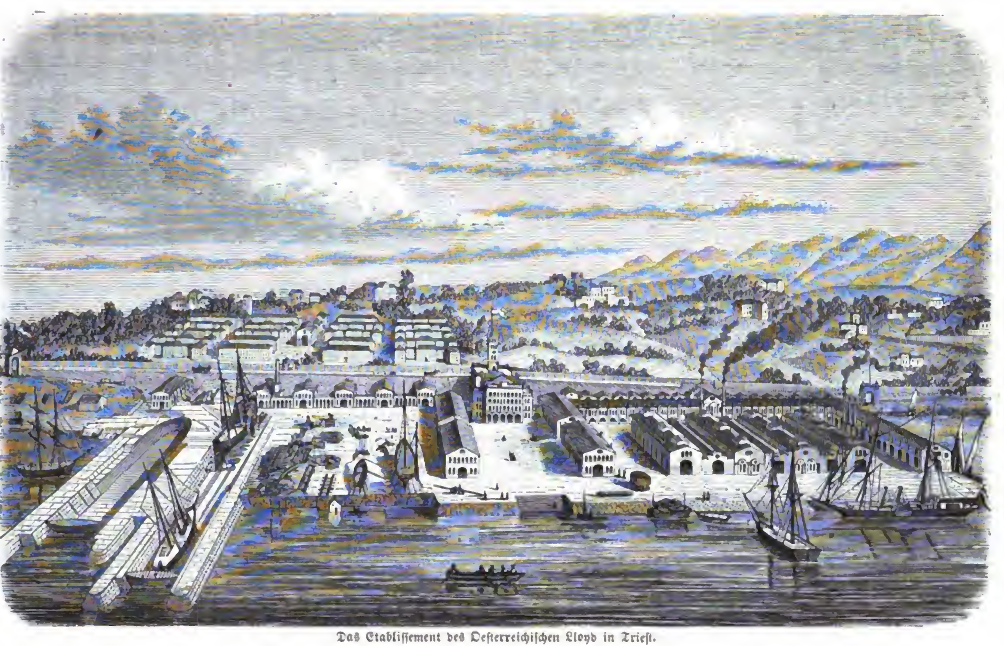
Die Gesellschaft, welche den Oesterreichischen Lloyd bildete, verfügte ursprünglich (1836) über ein Kapital von 1 Million Gulden, beziehentlich nach Gründung der Dampfschiffahrts-Abtheilung von 1$^1/_2$ Millionen Gulden, die durch Ausgabe von Aktien herbeigeschafft wurden. Später fand man es für nöthig, dasselbe auf 3,000,000 Gulden zu erhöhen (ausgegeben in 6000 Aktien à 500 Gulden); doch machte die fortwährende Erweiterung des Wirkungskreises, vornehmlich die nothwendig gewordene stete Vermehrung der Dampfschiffe, schon im Laufe des ersten Jahrzehnts eine Anleihe von weitern 4,000,000 Gulden nöthig.

Den Statuten gemäß leiteten anfänglich fünf, später sieben Direktoren (Baron Bruck gehörte zu den fünf ersten Direktoren) die Geschäfte des Instituts. Die Amtsdauer der Direktoren war auf fünf Jahre normirt; sie genossen für ihre Mühwaltung zusammen 12% des Reingewinns. Der Verwaltungsrath, welchem die Erledigung aller wichtigen Geschäfte oblag, sollte wöchentlich je einmal sich versammeln. Ihm stand die Ernennung und Entlassung der Beamten zu, er hatte Bau, Dienst und Personal der Lloydschiffe zu überwachen, den Abschluß von Verträgen wahrzunehmen. Die Generalversammlung der Aktionäre sollte einmal im Jahre einberufen werden. Sie beschließt über alle wichtigen Angelegenheiten der Gesellschaft und erwählt die Direktoren des Verwaltungsrathes (ihrer zwei konnten aus der Reihe auswärtiger Interessenten berufen werden). Eine Central-Delegation vertrat die Gesellschaft in ihren gemeinsamen Angelegenheiten. Ihre Entscheidungen werden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Stimmengleichheit giebt der Vorsitzende den Ausschlag.

Die erste Abtheilung, gebildet von den vereinigten 29 Versicherungskammern, zieht alle Branchen des Assekuranzwesens in den Bereich ihrer Thätigkeit, sie bestimmt die Versicherungsprämien und leitet in Fällen von Seegefahren oder Verlusten die Hülfsleistungen und Veranstaltungen zur Rettung. Die Versicherungskammern werden in dieser Abtheilung durch eine Kommission von fünf, jährlich nach Stimmenmehrheit gewählten Mitgliedern vertreten.

Die zweite Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd, wie bereits bemerkt, von der Dampfschiffahrts-Gesellschaft gebildet, sollte den Statuten gemäß im ersten Jahre zur Anschaffung von sechs Dampfbooten ermächtigt sein. Infolge dessen wurden unverzüglich zwei Dampfschiffe in London bestellt, während der Bau von vier anderen, deren Maschinen in England konstruirt waren, in Triest begonnen ward. Der erste Dampfer, der in London vollendet wurde, erhielt den Namen „Erzherzog Ludwig" und führte die Nr. 1. Er lief am 12. April 1837 in den Hafen von Triest ein und trat bereits am 16. Mai desselben Jahres seine erste Reise nach Konstantinopel mit 53 Passagieren und voller Ladung an. Er berührte die Häfen von Ankona, Korfu, Patras, Pyräus, Syra und Smyrna und warf am 30. Mai im Hafen von Konstantinopel die Anker.

Schon die erste Generalversammlung im Jahre 1837 ermächtigte den Verwaltungsrath zur Ausgabe von 500 neuen Aktien und zum Baue von so vielen Dampfschiffen, als erforderlich sein dürften. Hierdurch wurden die Direktoren in Stand gesetzt, das Privilegium sammt beiden Schiffen von der englischen Venedig-Triester Dampfschiffahrts-Gesellschaft käuflich an sich zu bringen und alsbald den Bau neuer Dampfer zu veranlassen.



Das Etablissement des Oesterreichischen Lloyd in Triest.

Die Schiffe, welche die Verbindung zwischen Triest und Venedig unterhielten, gingen anfänglich zwei-, dann dreimal in der Woche. Im Jahre 1838 wurde vermittelst eines Dampfbootes ein regelmäßiger Dampfschiffahrtsdienst zwischen Triest und den Häfen der Quarnerischen Inseln sowie Dalmatiens hergestellt und zwar in der Art, daß während der acht Sommermonate die Fahrten monatlich zweimal und in den vier Wintermonaten dagegen nur einmal stattfanden. Jetzt fahren diese Dampfer das ganze Jahr hindurch wöchentlich dreimal von Triest nach Zara und Cattaro und zurück und laufen unterwegs bei der Hin- und Rückfahrt in verschiedene Häfen ein. Ebenso wurden die Fahrten nach dem Orient in dem Maße, wie sich die Zahl der Dampfer der Gesellschaft und der Handel der Adriastadt vermehrte, immer weiter ausgedehnt. Anfangs genügten monatlich zwei Fahrten, deren Endziel Konstantinopel war, während der Dampfer auf seiner Reise nur die Häfen Ankona, Korfu, Patras, Piräus, Syra und Smyrna berührte; doch mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft und Verkehrserweiterung vermehrten sich diese Fahrten und auch die Zahl der Häfen, welche die Lloyd-Schiffe auf denselben regelmäßig berührten. — Für die weitere Entwicklung des Geschäftsbetriebs dieser großartigen Dampfschiffahrtsgesellschaft wurde das Jahr 1844 von großer Bedeutung. Zunächst trat eine neue Linie zwischen Triest und der istrischen Küste bis Pola sowie nach dem ungarischen Küstenlande ins Leben, dann kaufte die Gesellschaft die sechs Dampfer der Donaugesellschaft an. Damit wurde auch die Linie von der Donaumündung bis Konstantinopel und von dort bis Trapezunt am Schwarzen Meer in den Verkehrskreis des Oesterreichischen Lloyd gezogen, dessen Dienst nach der Levante sich immer fester regelte und ausdehnte. Das Jahr 1849 brachte die regelmäßigen Fahrten nach Aegypten und von 1856 an befuhren die Dampfer der Gesellschaft auch die Westküste des Schwarzen Meeres sowie die untere Donau bis Galacz und Ibrahil hinauf. So wurden allmälig in den Kreis der Geschäftsbeziehungen gezogen: alle Haupthäfen der istrischen, kroatischen, dalmatischen und albanischen Küste, der Jonischen Inseln, Griechenlands, der italienischen Küste, dann Alexandrien, Port-Saïd, Jaffa, Caifa, Beyrut, die Insel Cypern, Alessandretta, Shersina, Rhodus, Smyrna, Konstantinopel — die Haupthäfen des Schwarzen Meeres — dann die Beschiffung des Po sowie des Lago-Maggiore, so daß der Versandt der Waaren von der Schweizer Grenze bis in die entferntesten Häfen des Orients durch die Dampfschiffe der Anstalt vermittelt werden konnte. Als jedoch Oesterreich das lombardisch-venetianische Königreich verlor, stellte auch der Lloyd seine Fahrten auf dem Po und dem Lago-Maggiore ein. Mit der Ausdehnung der Dampferlinien ging Hand in Hand die Umgestaltung der Flotte, welche bis zum Jahre 1867 große Fortschritte machte. Sie bestand im Jahre 1868 aus 34 eisernen Schraubendampfern von 100 bis zu 400 Pferdekraft und 400 bis 2000 Tonnen, 4 eisernen und 32 hölzernen Raddampfern von 100 bis 400 Pferdekraft und 300 bis 1500 Tonnen Tragfähigkeit, zusammen 70 Dampfer von 16,940 Pferdekraft und 66,370 Tonnengehalt, gegen 63 Dampfer von 35,140 Tonnengehalt im Jahre 1862 und 7 Schiffe von 630 Pferdekraft vor dreißig Jahren.

Die rasche Entwicklung des Oesterreichischen Lloyd zeigte sich gar bald für den Handel Triests von überaus wohlthätigem Einfluß und die Bedeutung der neuen Verkehrsbewegung verringerte sich auch dann nicht, als sich dem Institute im Laufe der Zeit immer mehr Konkurrenten zur Seite stellten.

Vor Allem gab sich das regenerirte Italien große Mühe, Triests kommerzielle Wichtigkeit herabzudrücken. Zu diesem Zweck gewährte die italienische Regierung der Sardinisch-Orientalischen Gesellschaft pro Meile eine Subvention von 35 Francs, und im April 1864 eröffnete sie die Eisenbahn von Brindisi, welches man zu einem Stapelplatz zu machen gedenkt, von wo aus die aus der Levante ankommenden Waaren per Eisenbahn unverzüglich nach ihrem Bestimmungsorte weiter befördert, dagegen die nach der Levante bestimmten von dort aus nicht minder schnell nach Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel u. s. w. geschafft werden sollen. Sind erst die beabsichtigten Alpenbahnen über den St. Gotthard sowie über den Mont Cenis hergestellt — dann mag Brindisi einer glänzenden Zukunft entgegensehen, und da man dies in England recht wohl begreift, so haben sich bereits englische Gesellschaften dort niedergelassen, welche die für einen Stapelplatz nothwendigen Etablissements errichteten und die Ausführung der Hafenarbeiten förderten.

Auch die Regierung des Sultans hat in der von ihr kräftig unterstützten Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Feweide Osmanié" dem Lloyd einen gefährlichen Konkurrenten erweckt; denn die Schiffe derselben fahren zwischen Konstantinopel, Smyrna, Salonichi und Alexandrien und andererseits nach Trapezunt. — Weiterhin gehören die französischen Dampfschiffe der Messageries impériales, welche eine regelmäßige Dampfschiffahrts-Verbindung zwischen Marseille und Aegypten sowie zwischen Marseille, dem Piräus, Smyrna, Konstantinopel und dem Schwarzen Meere unterhalten, zu den Rivalen des Oesterreichischen Lloyd.

Trotz alledem hat sich Bruck's Schöpfung immer großartiger entwickelt. Dem Lloyd gelang es, sowol auf der Venetianer als auch auf der Alexandriner Linie die italienische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Italienische Dampfer befahren jetzt nur die Linie Marseille-Genua-Triest, welche der Lloyd schon im Jahre 1859 aufgegeben hatte. Im Jahre 1867 wurden neue Verbindungen zwischen Varna und Konstantinopel, Odessa und Konstantinopel eingerichtet, die thessalische Linie von Volo nach Syra verlängert und die Fahrten zwischen Triest und Alexandria, um den vermehrten Verbindungen der Peninsular-Oriental-Company zwischen Suez und Indien zu entsprechen — zu wöchentlichen — also von 48 auf 52 im Jahre erhöht. Ferner wurden, um den Wünschen Ungarns zu genügen, die Fahrten von Fiume nach Triest und nach Zara verdoppelt. Der Frachtentarif zwischen Triest und der Levante, der ohnehin schon im vorigen Jahre eine Ermäßigung von 50 Prozent nachwies, wurde abermals vermindert. Zur Erleichterung des Handelsverkehrs wurden ferner mit Eisenbahnen und andern Dampfschiffahrts-Unternehmungen Umladungs-Konventionen abgeschlossen, unter denen die wichtigste die mit der Bombay-Bengal-Steam Navigation eingegangene ist, weil sie den Lloydschiffen ermöglichte, im Laufe des vorigen Jahres 12,000 Ballen Surat-Baumwolle, die mittels der Eisenbahn Suez-Alexandria an den letztern Ort befördert wurden, nach Triest zu verschiffen.

Dieser wichtige Verkehr scheint große Dimensionen annehmen zu wollen, und demgemäß werden zu dessen Förderung große Erleichterungen gewährt.

Ziffern legen unsern Lesern am deutlichsten den ungeheuren Aufschwung dar, den die Unternehmung des Lloyd seit dem ersten Jahre bis heute genommen hat. Die Zahl der Reisen war von 87 im Jahre 1837 auf 961,460 im Jahre 1865, die der Reisenden von 53 auf 252,543 im Jahre 1866, die Einnahme von 193,660 auf 8,921,135 Gulden gestiegen, gegenüber 7,535,107 Gulden Ausgaben, wodurch ein Ueberschuß von 1,386,028 Gulden konstatirt wird. Das Vermögen des Lloyd bestand am 1. Jan. 1867 in 64 Dampfern im Werthe von 13,040,500 und dem oben aufgeführten Aktienkapital von 9,192,225 Gulden. Den Aktionären konnte fürs eben genannte Jahr eine Dividende von 17 Gulden pro Aktie bewilligt werden. — Welchen Nutzen das Institut des Oesterreichischen Lloyd dem Handelsverkehr von Mitteleuropa gebracht hat, erhellt aus der Thatsache, daß die Lloydschiffe seit ihrem Bestehen nicht weniger als 34,345,744 Centner Waaren und 1,828,803,815 Gulden Geldsendungen befördert haben, ohne daß irgend Jemand zu Schaden gekommen wäre. Die Beträge, welche die Dampfschiffahrts-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd auf von ihr beförderten Güter und Gelder versichern ließ, betrugen im Jahr 1867: 58,129,171 Gulden (1866: 33,685,000 Gulden), wofür sie 1867 Prämien im Belaufe von 156,610 Gulden, gegen 115,000 Gulden vom Jahre 1866 zahlte,

Anfänglich begnügte sich die Gesellschaft mit Unterhaltung gut eingerichteter Werkstätten zur Beschaffung der nöthigen Reparaturen an ihren Dampfern, sowie zur Herstellung einzelner Bestandtheile derselben. Im Jahre 1852 entstand jedoch auf Bruck's Betrieb an der Bucht von Muggia, auf dem Wege nach Servola, ein großartiges Arsenal, das zu einem der größten unter den im Privatbetrieb befindlichen Etablissements dieser Art erweitert ward. Auf den Werften desselben, den Docks, in der Dampfmaschinenfabrik und den zahlreichen übrigen Werkstätten finden 2000 thätige Arbeiter zureichenden Lebensunterhalt, abgesehen von einer gleichen Anzahl auf den Schiffen selbst beschäftigter Personen. Wir kommen später auf diese Schöpfung noch einmal zurück.

Im März 1864 lief das erste eiserne Dampfschiff, das auf den eigenen Werften des Lloyd gebaut worden war, vom Stapel. Das Schiff, die „Austria," in allen seinen Theilen ausschließlich aus österreichischem Eisen unter der Leitung eines tüchtigen deutschen Ingenieurs, Namens Dingler aus Zweibrücken, erbaut, galt bis zum Jahr 1867 für das größte Fahrzeug der österreichischen Handelsmarine. Daß dem Arsenale des Lloyd gegenwärtig technische Kräfte zu Gebote stehen, die schwierigsten Aufgaben der Schiffsbaukunst zu lösen, geht weiterhin aus der Bewältigung einer ebenso schwierigen als interessanten Aufgabe hervor, die zur selben Zeit die Werkstätten des Lloyd beschäftigte, nämlich die Verlängerung des eisernen Dampfers „Aquila" um 40 Fuß. Zu diesem Zweck mußte das Schiff auf eine höchst sinnreiche Art aus dem Wasser gehoben, auf einen Stapel gelegt, in der Mitte auseinander geschnitten und dann verlängert werden. Diese kunstreichen Operationen wurden aufs Trefflichste ausgeführt, sodaß man sich entschloß, weitere zwei Boote und

drei Dampfschiffe ebenfalls zu verlängern. Diese Fortschritte unterbrach das böse Jahr 1866 mit seinen Folgen von Geschäftsstockung, Nöthen und Sorgen. Eine Zeit lang gewann es selbst den Anschein, als gehe die Direktion ernstlich mit der Absicht um, die Arsenal-Arbeiten immer weiter einzuschränken; denn es wurden in ihren Werkstätten fast nur Anker, Ketten, Taue und andere zum Schiffsdienst gehörige Utensilien hergestellt. Im Jahre 1867 aber schöpfte man frischen Athem und setzte den Bau dreier neuen Schiffe ins Werk, darunter der „Mars", ein Dampfer von 2000 Tonnen Gehalt, welcher bereits die „Austria" im Range verdrängt hat. Vier weitere Dampfer, darunter gleichfalls mehrere von 2000 Tonnen Gehalt, sind unterdessen in Dumbarton erbaut worden.

Infolge dieser Anstrengungen hat die Gesellschaft jenen bedeutsamen Fortschritt auf den Bahnen ihrer Weiterentwicklung thun können, den wir kurz vorher bereits berührt haben: sie hat ihre Frachtsätze um ein Wesentliches niedriger gestellt, ohne deswegen eine Verminderung ihrer Einnahmen befürchten zu müssen. Kurz der Fortgang des Oesterreichischen Lloyd ist ein stetiger geblieben, trotz aller Prüfungen und Verlegenheiten, welche ihm Zeiten und Verhältnisse ebenso wenig ersparten, als dem österreichischen Staate überhaupt. Keine andere europäische Gesellschaft verfügt über eine so zahlreiche Dampfflotte und kann sich einer wohlorganisirteren und zweckmäßigeren Einrichtung rühmen.

Die Kanzleigeschäfte des Instituts werden durch 57, die Speditionsgeschäfte durch 34 Individuen ausgeführt. Der Seedienst nimmt 50 Kapitäne, 34 Ober- und 30 Unterleutnants, 23 Piloten, 107 Maschinisten, im Ganzen 1364 Individuen in Anspruch. Zählt man hierzu die Schiffsärzte der Anstalt und einige andere Angestellte, so ergiebt sich, daß die zweite Sektion des Lloyd mindestens 2638 Personen festen Unterhalt gewährt.

Die Regierung besorgt durch das k. k. Flottillencorps die vollständige Bemannung der Lloydschiffe, mit Ausnahme der Maschinisten und Agenten, welche der Lloyd selbst ernennt. Für diese Bemannung vergütet die Anstalt eine festgesetzte Summe. Die Fahrzeuge werden als k. k. Kriegs- und Paketschiffe behandelt und genießen als solche alle möglichen Erleichterungen und Befreiungen in polizeilicher, sanitätsamtlicher und finanzieller Hinsicht. Im Falle die Schiffe zu Kriegszwecken verwendet werden sollten, verzinset die Regierung das gesammte Kapital mit 5 Prozent und vergütet die Werthverminderung bei der Rückgabe.

Die Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Gefälligkeit der Lloyd-Offiziere ist allgemein bekannt. Seit dem dreißigjährigen Bestehen der Anstalt hat dieselbe noch kein bedeutenderes Seeunglück zu beklagen, wobei das Leben oder Eigenthum der Passagiere zu Schaden gekommen wäre.

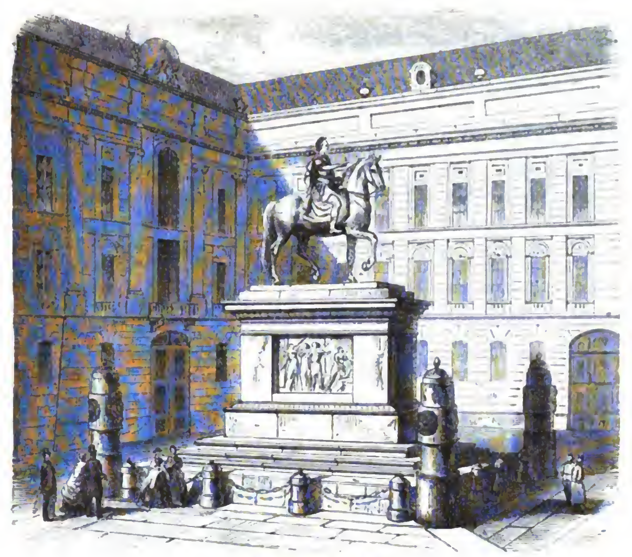
Der dritten Sektion des Oesterreichischen Lloyd, der literarisch-artistischen, haben wir gleichfalls bereits gedacht. Sie war seit 1849 fortwährend bemüht, alle Nachrichten zu sammeln und zu verbreiten, welche den Handel, die Schifffahrt, den Gewerbfleiß und die Künste zu fördern geeignet scheinen, Werke zum Behufe des Massenvertriebs hervorzubringen und deren Absatz zu vermitteln. Sie unterhält zu diesem Zwecke eine besondere Druckerei, wo die periodisch erscheinenden Blätter des Lloyd hergestellt werden, früher auch eine artistische Anstalt für Stahl- und Holzstich nebst einem photographischen Atelier;

weiterhin vier große Lesesäle mit über 1800 Mitgliedern, die sich freilich meist nur in italienischer Sprache unterhalten. — Das Kanzlei- und Redaktionspersonal, Druckerei, mit ihren 7 Schnellpressen, 1 hydraulischen Presse und 3 Kupferdruckpressen beschäftigt 127 Individuen.

Unter den periodischen Blättern, die von dieser Abtheilung herausgegeben werden, haben unter andern der „L'Osservatore Triestino" (der „Triester Beobachter"), die „Triester Zeitung," ein politisch-kommerzielles Blatt, sowie das „Giornale del Lloyd austriaco" Manches dazu beigetragen, die Kenntniß der auswärtigen, vor Allem der levantischen Verkehrsverhältnisse in Oesterreich zu erweitern. Ferner wurde von der betreffenden Abtheilung herausgegeben das vielverbreitete „Illustrirte Familienbuch", ein periodisches Werk mit artistischen Beigaben, welches in Monatsheften in deutscher und italienischer Sprache erschien, und andere illustrirte Werke. — Seit 1868 ist jedoch die Kunstanstalt mit dem gesammten Verlage an Herrn Julius Ohswaldt, den langjährigen Redakteur des „Illustr. Familienbuches", übertragen worden.

Dies das Ergebniß einer dreißigjährigen Wirksamkeit und einer steten, umsichtigen Leitung des großartigen Instituts, dessen Blüte und rüstiges Auf- und Vorwärtsstreben jeden Freund des Fortschrittes mit Freude erfüllt, und dessen Bedeutsamkeit für den Handel Deutschlands noch mehr erkannt wird nach Vollendung der großen Weltverkehrsstraße vermittelst des Kanals von Suez, wodurch dereinst Alexandrien und die Hauptplätze des Mittelmeeres mit Triest, Hamburg, Bremen, Ostende und Antwerpen in nähere Verbindung treten, wenn ein Theil des ostindischen Waaren- sowie des Personenverkehrs über das Rothe Meer und Triest seinen Weg nach Norddeutschland und Westeuropa nimmt. — Schon heute weiß der Reisende, der in der Welt herumkommt, die Wichtigkeit des Triester Lloyd zu schätzen; denn in Asien und Afrika, nicht minder in Australien und Amerika findet der Reisende Vertreter der Anstalt, durch welche er ihre Dienste in Anspruch nehmen oder mit ihr in Verbindung treten kann. In gerechter Würdigung der Wichtigkeit des Oesterreichischen Lloyd hat die österreichische Regierung ihm seit Jahren ansehnliche Subsidien gewährt, welche von ursprünglich 1 Million Gulden alljährlich auf etwa 2,000,000 angewachsen sind.

Bruck hat den Aufschwung seiner Schöpfung noch erlebt. Mit Stolz konnte er auf dieselbe hinblicken; reicht doch dieser Erfolg allein schon aus, seinen Namen der Nachwelt ehrenvoll zu überliefern. — Sicherlich hat das Gelingen dieser großartigen Unternehmung dazu beigetragen, die Errichtung ähnlicher Institute an andern Seeplätzen unseres Kontinents, ja selbst der Neuen Welt zu fördern. In diesem Sinn darf Bruck mittelbar als Miturheber des 1853 in Palermo entstandenen „Sizilianischen Lloyd", des 1856 in Bremen begründeten „Norddeutschen Lloyd" und des in New-York ins Leben gerufenen „Nordamerikanischen Lloyd" betrachtet werden, insofern deren Entstehung wol dem Gedeihen des Oesterreichischen Lloyd mit zu danken gewesen ist.



Am Josefsplatz zu Wien.

3. Das Jahr 1848 und seine Folgen.

Es war eine eigenthümliche Zeit, jene gegen Ende des fünften Jahrzehnts. Die revolutionäre Strömung, hervorgegangen aus der Nichtachtung der in ernster Stunde den Völkern gegebenen Versprechungen, hatte seit den dreißiger Jahren im Grunde niemals aufgehört, die Herzen und Köpfe zu erregen. In Athem gehalten durch den geistlosen Polizei- und Censurmechanismus des Metternichschen Systems, angefochten durch die Freiheit athmenden Schriften des „jungen Oesterreichs", durchdrang unwiderstehliches Verlangen nach dem oft verkündeten herannahenden Völkerfrühling alle Theile des alternden Kaiserstaates. In Wien gab sich ein Rendezvous die ganze junge Welt, die noch zu hoffen wagte und an eine Zukunft glaubte: hier strömte zusammen Alles, was gewillt war zu leben und zu genießen. Und wahrlich die reizende Kaiserstadt an der Donau galt mit Recht für einen bevorzugten Ort fröhlichen, unbekümmerten Genusses, lachend bei allen Lebensäußerungen eines leichtblütigen Volkes. Gleich liebenswürdig heiter wie entgegenkommend zeigte sich hier die vornehmere Gesellschaft, der Abschließung und stolze Herablassung unbequem dünkte. Kein Wunder, wenn noch Jedermann sang und glaubte:

's giebt nur a' Kaiserstadt, 's giebt nur a' Wien!

und wenn daselbst die Unzufriedenen und Leichtbefriedigten aus Osten und Süden sich zusammenfanden. Alle Welt wollte gern profitiren von den geistigen und materiellen Vortheilen und Verlockungen einer Großstadt: die studirende Jugend wie der geschäftige Müßiggänger, der behäbige wohlbestellte Kleinstädter wie der reiche unabhängige Adel aus der Provinz, ernste Männer mit patriotischem Herzen und jene zahlreiche Klasse von Glücksjägern aus allen Richtungen der Monarchie sowie des Auslandes. Mit ungeschminkter Treuherzigkeit und angeborner Unbefangenheit erging man sich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrzehnts trotz Spitzel und uniformirter Aufsichtspersonen in Betrachtungen über die trostlose Dürre, welche das politische Leben jener Zeit kennzeichnete, freute sich jeglicher Witzelei, jedes derberen Angriffs, womit den regierenden Machthabern zu Leibe gegangen ward.

Die allgemeine Lage Europa's erschien gegen Ende des gedachten Decenniums in immer düstererm Lichte. Dem Blicke des aufmerksamen Beobachters entging nicht, daß hinter dem Morgenroth der vom Papste heraufbeschworenen neuen Aera schwere Gewitterwolken sich zusammenthürmten. In gleicher Weise überließ man sich auch draußen „im Reiche" schwarz-roth-goldnen Hoffnungen von bald herannahender deutscher Reichsherrlichkeit, und weil man wünschte, schöne Dinge, wie „Einheit und Größe des Vaterlandes" ohne heißen Kampf, gleich einer reif gewordenen Frucht einheimsen zu können, so glaubte man zuletzt, was zu wünschen so geringe Mühe verursachte. O schöne Zeit warmblütiger Täuschungen! —

Voller Sympathien für die Bemühungen der Polen, Magyaren, Tschechen, Italiener und Franzosen behufs Erringung dessen, was man „unveräußerliche Volksrechte" nannte, schloß man das Auge vor dem bodenlosen Abgrund, der entgegengähnte, sobald das alte morsche System der Geistesniederhaltung, der Verdummung, der Vertuschung und Bemäntelung in die Grube zusammenstürzte, welche es sich selbst gegraben .....

Darf man sich wundern, wenn unter dem Drucke des Metternich'schen Systems das Talent nicht wagte hervorzutreten, es sei denn unter dem Schutz und Schirm der Götzen des Tages; wenn an dessen Stelle die Mittelmäßigkeit das Szepter führte, sowol in der Arena des bürgerlichen und industriellen Lebens, wie in den Regionen des Regierungsapparats. So erschien Oesterreichs Boden unwiderruflich als Tummelplatz der Repräsentanten des Zopfes und der zahlreichen Satelliten des Schranzenthums. Wer sich mit den Männern der Willkür, den Vormündern des unreifen Volksgeistes gut zu stellen wußte, stand sich nicht schlecht dabei. Daher fanden Projektenmacher und Abenteurer in Wien leicht ihr Glück, zumal wenn es ihnen gelang, sich mit der Polizei abzufinden. Um so gefährlicher dünkte Alles, was nach Genie aussah, und so ward die Begabung bald denen lästig, die dergleichen auf der politischen und literarischen Schaubühne kundgeben konnten. Inmitten des kaum übersehbaren Dunstkreises von Mittelmäßigkeit fiel es daher einem klugen und gewandten Mann nicht so schwer als anderswo vorwärts zu kommen, wenn er als Jünger Merkurs oder gleich hoch gewertheter Erwerbszweige im Lande Oesterreich sein Brot suchte, wo sich alljährlich eine gute Anzahl Fremde ein- und meistens wohl befanden.

In der Hauptstadt trat gegen Ende des Jahres 1847 das alte sorglos-heitere Treiben der Unreife Bangen erregend hervor. Junge Leute ohne Welterfahrung, ja ohne die nöthigsten Kenntnisse, die zum Fortkommen doch nöthig sind, deutsche Studenten und Literaten meist mosaischen Ursprungs, junge Beamte aus Böhmen, heißblütige Juraten aus Ungarn, Kaufleute von italienischer Herkunft, — Fremde und Einheimische — konstruirten in vielbesuchten Kaffeehäusern der Großstadt flott und unbekümmert den modernen konstitutionellen Staat zusammen, just wie er ihnen gerade mundete und sicher auch nicht aufzubauen gewesen wäre, wenn selbst ein Kaiser Josef II. auf dem Throne gesessen hätte. Zur Zukunftspolitikmacherei, nach dem Zuschnitt der Wiener Gemüthlichkeit, hielt sich ein Jeder berechtigt, als Pio nono sogar seine Römer reif hielt zum Uebergang in konstitutionelle Bahnen. Daß zu einem solchen Experimente, dort wie hier, das eigentlichste Material fehle, welches naturgemäß vorausgesetzt werden mußte: der Staatsbürger selbst, geschult durch eine Reihe jahrelang ausgeübter bürgerlicher Pflichten, — dies wollte man nicht einsehen, weil es zur Ueberschwenglichkeit jener Zeit eben nicht paßte. Kein Wunder, wenn, als die Sturmglocke vor der Pforte zu einer neuanbrechenden Aera erdröhnte, in dem vielgestaltigen, sprachenreichen, altersschwach gewordenen österreichischen Staatskörper alle Mittel der Verjüngung fehlschlugen, nach belgischen oder norwegischen Verfassungsschablonen den Staat neu- und umzugestalten — auf Grund eines erst kurz vorher erworbenen „politischen Bewußtseins“....

Wirthschaftliche und finanzielle Fragen sind während der letzten Jahrzehnte der Schwerpunkt des modernen Staatslebens geworden. In keinem Staate aber ist dies so ersichtlich hervorgetreten wie in Oesterreich, das so viel auf allen Gebieten nachzuholen hatte. Während der vierziger Jahre waren eine Menge von Schäden bloßgelegt, aber unter der „gemüthlich-väterlichen“ Regierung des Metternich'schen Regiments nicht immer gefühlt worden. Gegen Ende des fünften Jahrzehnts trat es indessen immer klarer zu Tage, daß Oesterreichs Existenz auch wirthschaftlich auf anderen, neuen Grundlagen errichtet werden müßte. Das ehemalige System der Einengung, der Furcht vor der Selbstthätigkeit der Nationen, hatte alle Lebensadern des geistigen und materiellen Verkehrs unterbunden. Die frisch pulsirende Kraft, aus der ungehinderten Arbeitstüchtigkeit des Einzelnen entspringend, mußte wiedergewonnen werden; dem Wohlstande, der lange genug verkümmert und zum Theil in trostloser, rohester Naturalwirthschaft hingehalten ward; mußten die Schleußen geöffnet werden, durch die an die Stelle eines blos genießenden Wohlbefindens vermehrter Verdienst und neuer Unternehmungsgeist einströmen konnten.

Zu den landläufigen Redensarten während der letzten Jahrzehnte gehörte vorzugsweise die Betonung der „Unerschöpflichkeit“ der mannichfachen Hülfsquelle im Reiche der Habsburger. Allerdings ist die österreich-ungarische Monarchie vermöge der Ausgiebigkeit ihrer Bodenschätze ein Land, in welchem Industrie und Gewerbfleiß, Handel und Wandel zu höchster Blüte gelangen können, wenn die ungehobenen Reichthümer mit der Wünschelruthe des Kapitals und der Zaubermacht der Arbeit aus ihren verschlossenen Lagern ans Tageslicht gefördert werden. Dazu muß sich jedoch vor Allem das Vertrauen in den

Bestand der politischen Schöpfungen einer neuen, besseren Aera gesellen — fehlt diese Zuversicht, so bleibt es auch nutzlos, beispielsweise dem benachbarten Sachsen den Mund wässerig zu machen und ihm zu sagen, daß ein entschlossener Mann in zweimal vierundzwanzig Stunden den Fuß auf den üppig-fruchtbaren Boden Ungarns setzen und dort für 25 Gulden Papiergeld oder 13 Thlr. pro Acker an verschiedenen Orten des Königreichs, nicht minder in Galizien, Siebenbürgen und Kroatien sich ein Besitzthum erwerben könne, dessen Werth in der Hand eines thätigen Menschen binnen Kurzem sich unfehlbar verzehnfachen lasse.

Indessen fehlt es selbst heute noch an den nöthigen Kommunikationsmitteln zur Hebung der verheißenen unterirdischen Schätze, wie beispielsweise des Mineral- und Kohlenreichthums im benachbarten, gesegneten Böhmerlande. Damit sah es jedoch vor 25 Jahren noch viel mißlicher aus. Nur auf künstliche Weise und auf Unkosten der Mehrzahl der übrigen Landeskinder konnten damals wol einzelne Industriezweige zur Blüte gelangen, aber unter diesen hatte sich selbst eine so bodenständige, naturgemäße Betriebsamkeit, wie die Eisengewinnung im Steierlande, nicht auf ihrer Höhe zu erhalten vermocht. Gegenwärtig zweifelt kein denkender Mensch mehr, daß nur auf dem Wege stetigen, d. h. ungestörten Fortschreitens eine Befreiung der materiellen und großen Kapitalkräfte vom Banne der Vertrauenslosigkeit herbeigeführt werden könne und daß Sicherheit und Vermehrung des Besitzes, von einem gleichmäßigen Blutumlauf in einem gesundern und zu gesteigerter Kraftanstrengung befähigten Gesammtstaatskörper zu erhoffen sei. Von der Nothwendigkeit durch darauf hingerichtete Staatseinrichtungen den Unternehmungsgeist und die Gewerbthätigkeit zu ermuthigen, vermochte man sich zu Anfang des fünften Jahrzehnts in den maßgebenden Kreisen der Kaiserstadt durchaus nicht zu überzeugen; vielmehr gelangte man dort zur rechten Einsicht erst nach Dezennien, als in jahrelangem bürgerlichen Streit und Kampf, nach zwei verderblichen Kriegen die Monarchie der Habsburger bis an den Rand des Verderbens geschleift worden war.

Die Fabrikation im Großen, welche sich in der Zeit, die wir schildern, meist in den Händen von Eingewanderten befand, durfte sich einer etwas günstigern Lage rühmen als die Kleinindustrie, dank der freiern Bewegung, die man ihr wohl oder übel gestatten mußte. Aber der Schutz der Absperungsmaßregeln ließ nur eine gemessene, äußerst begrenzte Entwicklung zu und lähmte den Verkehr mit dem Auslande. Nur die Branchen, in denen ein gutes Rohmaterial in ausgiebiger Weise zur Verfügung stand, wie z. B. die Wollmanufaktur, blühten auf und bildeten sich langsam aber stetig aus. Daneben gedieh ringsum an allen Grenzen die Schmarotzerpflanze aller Handelshemmungen, der Schmuggel, in kaum glaublichem Umfang und erhöhte die allgemeine Käuflichkeit und Korruption im Staate der Habsburger.

Kein Wunder, wenn die Kreditverhältnisse sich nur schwer aus den Kinderschuhen herauszuwinden vermochten. Wien war freilich die Arena großer Transaktionen. Sie bestanden jedoch meist in Anleihen und Lotterie-Unternehmungen, wozu Staat wie Private, der hohe Adel und später die auftauchenden Aktiengesellschaften vorzugsweise griffen. Die Nationalbank und eine Reihe bedeutender Geldmänner unterstützten diese Art von Geschäften; den industriellen Unter-

nehmungen kamen diese Leistungen der haute finance indessen weniger zugute, obgleich es keineswegs an Bankiers und Kavalieren fehlte, welche im Besitze von größern Etablissements, wie Spinnereien, Zucker-, Glas- und Porzellanfabriken 2c. waren. Die Rothschilds betheiligten sich in hervorragender Weise an der Herstellung der Eisenbahnen, vornehmlich der Nordbahn, ein Graf Széchényi nahm thätigen Antheil an der Errichtung der Donaudampfschiffahrt: aber das Börsengeschäft überwog bei weitem. Außerdem ging das Bestreben der Geldmänner dahin, Gutsherren zu werden, und dadurch ward der Industrie der Lebensnerv, der Kredit, noch mehr verkümmert. Diese Neigung trat noch deutlicher hervor, als nach Ablauf der Tage der Freiheitsrausche die großen Umwälzungen im Jahre 1848 folgten und der Erwerb von Grundbesitz Vielen zeitweilig als sicherste, oft allein noch mögliche Spekulation erschien.

Bis zum Jahre 1848 hatten sich diejenigen, welche in der Wolle saßen, wirthschaftlichen und kommerziellen Fortschritten gegenüber meist apathisch, ja ablehnend verhalten. Was dem Staate fehlte, dem Einzelnen abging an Anregung zu größerer Thätigkeit, dem Volke zu besserer Bildung und zu energischerem Schaffen, dafür suchte und fand die vielgegliederte Gesellschaft im kaiserlichen Oesterreich Ersatz in den Aufregungen materiellen Lebensgenusses. In dieses unruhige und dabei doch höchst gemüthliche und amüsante Treiben und Hinleben von einem Tage zum nächsten fiel wie eine Bombe der Ausbruch der Februar-Revolution im kaum begonnenen Jahre 1848. Das Volk von Paris hatte gesiegt und berauschte sich in republikanischen Genüssen, die ihm sehr theuer zu stehen kommen sollten. Anfangs befürchtete man, unsere unruhigen Nachbarn überm Rhein möchte das Gelüste befallen, uns in Masse einen Besuch abzustatten und, wie vor etwas länger als 50 Jahren, so neuerdings wieder den in der Verehrung des Ausländischen noch immer gar erfahrenen „Deutschen Brüdern" die Segnungen der soeben errungenen Freiheiten zu oktroyiren: glücklicherweise ist jedoch der Franzose seit 1792 ein anderer Mensch geworden und gar bald, nachdem alle Schibolethe des Freiheitsjubels so ziemlich verklungen waren, erschien der Neffe des Mannes, welcher von den Franzosen zu Anfang dieses Jahrhunderts als Erretter aus blutigen Wirrsalen gepriesen und hervorgehoben worden war. — Im deutschen Volke, wie getheilt es auch sein mochte in Rücksicht auf Sitten, Neigungen und „berechtigte Eigenthümlichkeiten", hatte das Gefühl der Zusammengehörigkeit den Drang nach größerer Einigung wachgerufen. Man verlangte allseitig nach einer würdigern Stellung im Rathe der Nationen. Die Erweckung aus langjährigem Traumleben war jedoch zu jäh erfolgt, unedle Leidenschaften erwachten. Es blieb nicht bei dem verstärkten Rufen nach Preßfreiheit, Vertretung des Volks beim Bundestage, gleichen Verfassungsrechten (die späteren Grundrechte) und Volksbewaffnung.

Diese Rufe waren auch nach Oesterreich gedrungen und dort zur Tageslosung geworden — soweit die Bevormundung dies gestattete. Trotz allen Drucks des alten Polizeistaates hatte es das Metternichsche Weisheitssystem nicht verhindern können, daß die sehnsüchtigen Wünsche nach konstitutionellen Einrichtungen in allen Provinzen immer unverhohlener und dringender hervortraten. Länger als dreißig Jahre währte schon die Niederhaltung der Gemüther. Wie

groß auch die Entmuthigung, Erschlaffung und Unreife sein mochte: das mußte sich der blödeste Verstand sagen, daß die Völker in und außerhalb Oesterreich durch das schnöde System der Bevormundung um ein gutes Stück ihrer Zukunft bereits betrogen waren.

Mit mäßigen Konzessionen hätte man damals noch große Befriedigung hervorrufen können. Doch die Mahnungen der Wohlmeinenden sowie der Presse von auswärts verhallten ungehört. Die Gewalthaber zu Wien verriethen nicht die geringste Neigung, den Neuerungen Raum zu gewähren, welche die Heißsporne der Freiheit nur als Abschlagszahlungen annehmen wollten, während die Masse der Schwärmer die geringste Dosis von Konzessionen schon als ein Arcanum für den altersschwach hinsiechenden Kaiserstaat priesen. Fürst Metternich blieb, allen Warnungsrufen zum Trotz, steif und fest überzeugt, sein System sei das einzig richtige, denn es habe ausgereicht, dreißig Jahre lang eine buntscheckige Bevölkerung von 36 Millionen in Zucht und Ordnung unter einem Hute zu halten.

Der Fluch, welcher auf jeglicher Gewaltherrschaft ruht, hatte sich längst schon in der Kostspieligkeit eines Regierungsapparats ausgesprochen, der in der Hauptsache auf Unterhaltung einer Legion uniformirter und geheimer Polizeitrabanten sowie von Hunderttausenden von Bajonnetträgern beruhte. Die Folgen dieser Wirthschaft zeigten sich zunächst in dem Zustande der österreichischen Finanzen gegenüber der fortdauernden Vermehrung der Staatserfordernisse, und am unmittelbarsten in den Anstrengungen zweier der österreichischen Herrschaft unterthänigen Völker, die sich der Fesseln zu entledigen suchten, in welche der Despotismus sie fester und fester zu schlagen sich abmühte. Man wollte nicht einsehen, daß hinsichtlich der durch klimatische Verhältnisse, Sitten, Sprache, Gewohnheiten und Gesetze innig mit dem übrigen Italien verbundenen Lombarden und Venetianer niemals an ein Aufgehen ihrer Sympathien zu Gunsten eines deutsch-österreichisch-ungarischen Staates gedacht werden könne. Ueberdies hatte sie die österreichische Bureaukratie um die Segnungen betrogen, welche ihnen eine ungehemmte Entwicklung ihrer freien Städte- und Kreisverfassung wohl gebracht hätte. Nirgends in Oesterreich wäre der Aufbau einer konstitutionellen Staatsverfassung schneller vor sich gegangen, keine Provinz hätte mit größerm Danke und Eifer das Geschenk einer Konstitution aus den Händen des Kaisers angenommen, als die italienische, wenn dies vor der Erhebung des übrigen Italiens erfolgt wäre. Nun hieß es: zu spät! Man hatte die italienischen Provinzen Jahr und Tag in förmlichem Belagerungszustande gehalten, sie mit Truppen überschwemmt; die Bitten und Beschwerden der Kongregationen lagen unter den Akten des Staatsraths begraben. Wie mit Blindheit geschlagen zögerte man fort und fort, den italienischen Provinzen nur einen geringen Theil derjenigen Freiheiten zu gewähren, welche vor Kurzem die andern Fürsten der Halbinsel ihren Staaten, von denen nur wenige sich an Bildung und Thätigkeit mit den Norditalienern messen konnten, verliehen hatten. Nur durch den Schimmer der Gewalt konnte das „System" seine innere Hohlheit verhüllen: es gehörte eben zu den politischen Schwächen jener Zeit, daß jeder Machthaber sich bestrebte, stark und unerschütterlich vor den Augen Europa's zu erscheinen, mochte auch der Boden unter seinen Füßen erzittern. —

Zu spät! Italien und Galizien hatte man mit eisernem Arme umspannt — und in dem Herzen Oesterreichs, in dem getreuen und erbangesessenen Wien sprangen die Gefäße, in welchen das Blut eines braven Volkes so lange Zeit gestockt hatte. Die Italiener, deren größte Sünde in des Despotismus Augen war, Wünsche laut auszusprechen, welche man in ganz Oesterreich im Stillen hegte, griffen, als sie der Uebermacht schier unterlagen, zu dem letzten verzweifelten Mittel: sie suchten durch Zurückweisung des österreichischen Papiergeldes, das man ihnen aufzwingen wollte, den Kredit des Staates und die Industrie sowie die gewerbliche Thätigkeit der ganzen Monarchie zu erschüttern. Sie erreichten ihren Zweck. Das ganze arbeitende und besitzende Bürgerthum, in seinen eigensten Interessen angegriffen, widerstand der allgemeinen Gährung nicht länger. Die alte Taktik, einen Volksstamm durch den andern in Schach zu halten, verfing nicht mehr. „So kann es forthin nicht bleiben" sprachen selbst die geduldigsten und vertrauenseligsten Pfahlbürger. Tiefer Unmuth erfüllte die Gemüther mehr und mehr. Doch die Haltung der Regierung war nach wie vor ablehnend: die Macht des freien Gedankens blieb von ihr unbegriffen. Immer nur die kalte Metternichsche Polizeiweisheit, die in die warmen hoffnungsreichen Herzen der Völker hineinfiel wie ein Brocken Eis. Und dennoch herrschte in Italien wilde Gährung und von Frankreich her erbrauste der Orkan der Revolution ....

Aufgerüttelt durch die Sturmglocken des Aufstandes, stieg in der ersten Märzhälfte im heitern Wien die Aufregung aufs Höchste. Freiheitathmende Reden wurden gehalten, die Nothwendigkeit einer Aenderung des Regierungssystems dargethan, und es erschien dies Jedermann als ausgemachte Sache. Was dies heißen wollte, darüber waren sich freilich die Wenigsten klar, denn das richtige Verständniß hinsichtlich der Tragweite einer Staatsumwälzung — und Systemwechsel hieß soviel als Staatsumwälzung — ging wenigstens den Straßen- und den meisten Kaffeehauspolitikern ab. Wenn Ruhe und Nachdenken in die Herzen zurückkehrte, mußte sich jeder verständige Mann sagen, daß gegenüber so völlig unvorbereiteten Zuständen die großen Erwartungen zu kühn seien und die daran sich knüpfenden neuen Staatsformen, wenn sie sich wirklich mit einem Male verwirklichen ließen, Aussicht auf Besserung des siechen Staatskörpers so rasch und zuverlässig kaum gewähren dürften. Bereits verlangte man nicht weniger als Preßfreiheit, Konstitution, Verantwortlichkeit der Minister, Glaubens- und Lehrfreiheit, Volksbewaffnung, innigen Anschluß an Deutschland, wo die Gestalt des deutschen Kaisers schon aus dem Zauberbann des Kyffhäusers herausgetreten war. Der Ruf: „Fort mit Metternich!" erscholl mit immer größerer Entschiedenheit.

Auch in Wien kam es zu Kampf und Blutvergießen. Jetzt erst drang die Stimme des Volks in die kaiserliche Hofburg. Mit den Vorstellungen einer Anzahl angesehener Bürger vereinigten sich diejenigen mehrerer Mitglieder der Familie des Monarchen. Am Abend des 13. März verbreitete sich die Kunde von Metternich's Abdankung. Dies war der erste Sieg, den das Volk errungen — für damals der wichtigste. Die letzte Entscheidung in Bezug auf völligen Systemwechsel brachte bald darauf halb Wien vor die Burg. Da öffnen sich plötzlich die Reihen der Grenadiere, und heraus fährt Kaiser Ferdinand. Er wird mit

donnerndem Zurufe empfangen; kaum ist er in die Burg zurückgekehrt, so vernimmt man, daß Alles gewährt sei: Preßfreiheit, Konstitution, Nationalgarde! In drei Tagen sind die morschen Stützen eines alten verkommenen Systems, das sich selbst nicht zu vertheidigen vermochte, über den Haufen geworfen.

Und während am 18. März Wien die errungene Freiheit durch berauschende Siegesfeste feierte, während sich alle Blicke der fortschreitenden Bewegung in Oesterreich zuwandten, von wo man solcher Anstrengungen am wenigsten gewärtig war, begann auch in Preußens Hauptstadt der Geistersturm. Wie in der Kaiserstadt, so sah es damals in allen größeren Städten der Monarchie aus; auch Prag, Pest, Gratz hatte seinen 13. März. Die Tschechen, das regsame, lebenskräftige Element in Böhmen, bemächtigten sich in ihrem Lande der ganzen Bewegung in der Absicht, sie bei erster Gelegenheit für ihre nationale Sache auszubeuten. Das Divide et impera des alten Systems hatte die beiden Nationalitäten in Böhmen schroff nebeneinander bestehen lassen, ohne eine Ausgleichung, eine innere Versöhnung der beiderseitigen Interessen zu versuchen. Das sollte sich bitter genug rächen.

Großartige Akte, Reformmaßregeln aller Art bezeichnen die ersten Tage des Frühjahrs 1848. Ungarn sowie Italien nahmen daran Theil; hier wie dort begannen jedoch die Sachen ein überaus unheimliches Ansehen zu gewinnen. Denn je weniger bestimmten Rechten Rechnung getragen ward, je weniger allseitig ausgedrückten Wünschen Erhörung entgegenkommen zu wollen schien, je ungestümer traten die Manifestationen hervor, durch welche die kräftige Partei der Revolution beide Kronlande in einen unerhörten Zustand von Aufregung zu versetzen wußte. Das ganze österreichische Italien erhob sich wie ein Mann gegen die gedankenarmen Träger des Despotismus. In Mailand und andern Orten kam es zu blutigen Kämpfen, in welchen die bewaffnete Macht den Kürzern zog. Das überall zusammenstürzende System der Bevormundung sowie des Säbelregiments traf erbitterter Haß. Es wäre indessen nicht weniger verabscheut worden, wenn auch das Gouvernement sich bestrebt hätte, durch Milde und Entgegenkommen die Gemüther eines heißblütigen Volks mit der Thatsache der Fremdherrschaft auszusöhnen. Den Sympathien, welche die Gluten der Freiheitssonne erweckt hatte, stand unversöhnlich die Erinnerung an das drangvolle Gebahren des Polizeistaats par excellence während des letzten Jahrzehnts entgegen.

Aus der durch die mächtigen Interessen des Handels und Wandels sich etwas mehr nach Oesterreich hinneigenden Adriastadt Triest lauteten die Nachrichten damals weniger trostlos. Die um Mitternacht von 2000 Menschen vor dem Postgebäude zu Triest in Empfang genommenen Wiener Nachrichten und jenen Gewährungen, die man noch vor acht Tagen für utopische gehalten, verbreiteten sich mit solcher Schnelle, daß in wenig Augenblicken gegen 30,000 Menschen lawinenartig sich durch die Straßen wälzten. Daß dabei die freudig aufgeregte Menge zu Ehren der großartigen Ereignisse etliche Fensterscheiben klirren ließ, versteht sich von selbst. Die Vorgänge im Tergesteum arteten indessen nicht in extreme Exzesse aus. Der Ausweg, zu dem mit kluger Voraussicht des Kommenden der gewandte Bruck anrieth, indem er die Direktion bewog, im Lesesaal ihres Instituts an die Stelle des Porträts des verhaßten Staats-

kanzlers das Bildniß des milden Kaisers Ferdinand zu placiren, entwaffnete die aufgeregte Menge und mit einem lauten „Evviva Ferdinando" zerstreute sich die Masse, ohne zu Gewaltthätigkeiten vorzuschreiten. Festliches Glockengeläute, Musik, Aufschriften der Hauptstichworte des Tages, wie „Viva constituzione!" stimmten in den Stunden der guten Botschaften in den Jubel der Massen mit ein, ohne daß Mißklänge bedenklicher Art laut geworden wären.

Die Erinnerung an jene Zeiten der überströmenden Begeisterung, womit das Morgenroth einer, wie es schien, segenverheißenden Aera erglühte, hat uns übermannt. Wir vergaßen einen Augenblick, daß unsere Aufgabe es zu vermeiden hat, Memoiren niederzuschreiben; wir müssen uns kürzer fassen.

Das mit Frühlingswonneschauern begonnene Jahr 1848 endigte im Sturmesgebrause, und im Rasen der entfesselten Elemente sanken dahin die werthvollsten Errungenschaften; im Kampfe mit dem vernichtenden Orkane gingen unter eine Menge edler Geister, ein gutes Theil alter theuergewordener Hoffnungen.

Der Sturm büßte allgemach an Energie ein. Ruinen und Trümmer von zu Grunde gegangenem Menschenglücke, von Völkergröße und Geisteshoheit bezeichneten seine Bahnen. Nun galt es, Staat und Gesellschaft dem Wirrwarr zu entreißen, neue Fundamente für ein geordnetes politisches Dasein zu gewinnen, frische Thätigkeiten in Fluß und mit den vorhandenen niedergedrückten in lebenskräftigen Zusammenhang zu bringen: mit einem Worte, die blutig klaffenden Wunden des zerrütteten Staatskörpers zu verbinden und zu heilen.

Darin beruhte die große Aufgabe, welche den Männern der Bewegungsjahre, die sich über dem Strudel der Strömung emporzuhalten wußten, zufiel. An die hochsteigenden Wogen während der Zeiten der Bewegung muß man zurückdenken, die Unfertigkeit der Zustände und Menschen muß man sich vergegenwärtigen: dann erlangt man ein Bild der Schwierigkeiten und Verlegenheiten, welche die berufenen Retter in der Noth umringten. Hier vorherrschend Mittelmäßigkeit, Niedrigkeit der Gesinnung, dort nur wenige Talente, in der Hauptsache Hoffnungslosigkeit, Vertrauensleere..... Wahrlich es bedurfte hohen Muthes, tüchtiger Begabung, seltener Energie, das lecke Staatsschiff zu besteigen, es wieder flott zu machen und aus den hochgehenden Wogen in ein ruhiges Fahrwasser einlaufen zu lassen.

Zu den Personen, denen sich der Blick der Regierer und Regierten in sturmbewegter Zeit zuwandte, gehörte auch der Mann, welcher der Mittelpunkt dieser Darstellung ist: der geniale Leiter des „Oesterreichischen Lloyd", dem seine Mitbürger schon längst ein ungewöhnliches Vertrauen zugewendet hatten, je mehr er seinen Stolz darein setzte, solches zu rechtfertigen. Seitdem ist der Name Bruck's immer mehr in den Vordergrund der politischen Schaubühne des neuen Oesterreich während der letzten Jahrzehnte getreten, seine Thätigkeit, sein Wirken und Wollen ist eng verbunden mit der Geschichte Oesterreichs während anderthalb Dezennien. Da wir jedoch nicht eine Geschichte des Kaiserstaats während dieses Zeitraumes zu schreiben beabsichtigen, so können wir die Wirksamkeit des Staatsmannes Bruck nur in leichten Umrissen skizziren.



Friedensverhandlungen mit Viktor Emanuel.

4. Bruck's erste staatsmännische Leistungen.

Wie sehr in wenigen Jahren sich das Aussehen des vor Kurzem noch so gemüthlichen Oesterreich, die Physiognomie von Land und Leuten verändert hatte, empfand Schreiber dieses so recht, als er ein halbes Decennium nach der Märzrevolution die Kaiserstadt wieder betrat. Wandlungen aller Art hatten das Geistes- und Gemüthsleben erschüttert, große Hoffnungen waren rasch zu Grabe getragen worden, harte Prüfungen hatten den Staat mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht — noch gähnte der nicht geschlossene Abgrund. Jene Vertrauensseligkeit, die aus dem leichtlebigen Naturell der südöstlichen Völkermischung entspringt, — die Ursache mit, weshalb das Metternich'sche System so langen Bestand haben konnte —: sie war dahin, gleichzeitig mit jener naiven Unbesorgtheit für den nächsten Tag, welche durch die ehemaligen wenig kostspieligen Existenzverhältnisse so sehr gesteigert ward. Die dem Hoffnungsrausche während der sonnigen Märztage so bald auf dem Fuße gefolgte Enttäuschung ließ die Bewohner der Erblande die Schwächen des Fundamentes aufsuchen, worauf sich die Monarchie der Habsburger stützte, noch mehr aber die nichtdeutschen Volksstämme die Haltlosigkeit des Kittes erkennen, der die durch Bildungsverschiedenheit und Neigungen sich so sehr widerstrebenden Völker des Ostreichs zu einem ungefügigen Ganzen vereinigt halten sollte. Nicht mehr harmlos — nein erbittert standen sich Deutsche und Tschechen, Ungarn und Slaven gegenüber; die Polen, Ungarn und Italiener blieben seitdem jeden Augenblick geneigt zu versuchen, ob sie einzeln für sich nicht ihr Fortkommen würden besser finden können, als im Verbande mit dem kaiserlichen Gesammtösterreich.

Die politischen Parteien aus dem Jahre 1848 schienen untergegangen zu sein; dagegen untergrub allgemeines Mißtrauen mehr und mehr das Fundament

aller Staatswohlfahrt. Dabei nutzte ein wachsames Regiment jede Gelegenheit aus, um mit vollen Segeln dem Reaktionshafen zuzusteuern; niedergehalten vom Arm der Staatsgewalt, wagten es die wiederum zu Unterthanen degradirten Staatsbürger nicht, ihren Unmuth offenkundig werden zu lassen. Um so verzehrender ergriff seitdem das ansteckende Gift des Mißmuths und der Vertrauensleere von unten und oben die innern und edleren Theile des Staatskörpers.

Bei Sadowa zeigte es sich, wohin der schlimmste Unglauben, das Verzweifeln an Besserung der Zustände, stets führen wird: — das Reich der Habsburger war von den Feuerlöschmännern des Jahres 1849 und ihren Nachfolgern bis an den Rand des Verderbens regiert worden. Nur Eines vermochte jenes System von Staatsklugheit zu Stande zu bringen: — eine Nation gegen die andere zu benutzen — und schließlich Alle zu täuschen.

Den Zeitgenossen ist noch in frischem Gedächtniß, wie der Frühlingsbewegung des Jahres 1848 die Erhebung Italiens, der Aufruhr sowie der Bürgerkrieg in den deutschen Erblanden, in Böhmen und Ungarn folgte. Die Unabhängigkeitsbestrebungen der Lombarden und Venetianer fanden ihren Abschluß durch die Niederwerfung Karl Albert's von Sardinien, die Wiedereinsetzung der vertriebenen kleinen Herrscher aus dem Hause Habsburg-Lothringen, die Unterdrückung der freiheitlichen Gelüste der Italiener. Während Radetzky's Schwert für die „Sache der Ordnung" kämpfte, herrschte in Wien Kopflosigkeit; die Reise des Kaisers nach Innsbruck vollendete die steigende Verwirrung.

Die Hauptstadt bildete damals den Sammelpunkt aller revolutionären Elemente der durch Militärgewalt nicht in Schranken gehaltenen Landestheile. Die kaiserliche Familie hatte zuerst der Burg, dann dem Lustschloß Schönbrunn den Rücken gekehrt und sich nach Olmütz gewendet. Das aufständische Wien, dem die Ungarn zu spät zu Hülfe eilten, fiel in die Hände unerbittlicher militärischer Gewalthaber; das Regiment Windischgrätz zeigte seine Stärke nur in Ausnahmsmaßregeln und Kriegsgerichten. Die Unterwerfung der Hauptstadt ward der Monarchie verkündet, indem man an einer Anzahl der vornehmsten Führer und Theilnehmer am Aufstande, darunter der deutsche Parlamentsabgeordnete Robert Blum und der Kommandant der aufständigen Hauptstadt Messenhauser, blutige Rache nahm. Die Militärdiktatur erklärte bald darauf die ganze Monarchie in Belagerungszustand.

In Ungarn aber ging jene fürchterliche Katastrophe vor sich, deren Heranziehen die Auflehnung der Kroaten gegen das magyarische Uebergewicht verkündet hatte. Emsig bemüheten sich die Freunde des Absolutismus, von der Hofburg zu Wien aus das Feuer zu schüren. Die Kurzsichtigen! Sie warfen hiermit ins eigene Haus die Brandfackel, welche, von den Furien des Aufruhrs ergriffen, nunmehr unbarmherzig umhergeschwungen ward. Dem Bruche zwischen der Nationalregierung in Pest und dem ungarischen Königthum der Habsburger folgte jener menschenverheerende Bürgerkrieg, der erst im folgenden Jahre durch Beihülfe der Russen niedergeschlagen werden konnte.

Schon vor Beginn des blutigen Ringens hatte ein kaiserliches Manifest den Reichstag vertagt und zum 15. November nach Kremsier einberufen. Weitere Ereignisse folgten Schlag auf Schlag; am 22. November die Bildung des

Ministeriums Schwarzenberg, am 2. Dezember die Abdankung des milden Kaisers Ferdinand, welchem die energische Politik der Restauration widerstrebte; diesem viel bedeutenden Akte die Thronentsagung des Erzherzogs Franz Karl und die Erhebung dessen Sohnes, Franz Josef, auf den Kaiserthron. — Die Freunde der ruhigen und gesetzmäßigen Entwicklung suchte man durch Verkündigung einer neuen Aera wiederkehrender Ordnung zu gewinnen und man machte in der That Miene, den materiellen Interessen wenigstens, die man so lange und so arg vernachlässigt, größere Fürsorge zuzuwenden.

Eine Zeit lang fanden die gegebenen Versprechungen gläubige Gemüther. Denn selbst die zur Herrschaft gelangten Konservativen sowie der denkende Theil der Aristokratie gaben die Nothwendigkeit tiefeingreifender Reformen zu. Gesetzgebung wie Administration, mit einem Worte Oesterreichs gesammte politische und wirthschaftliche Basis mußte einer vollständigen Umgestaltung unterzogen werden. Aber wie bald man auch mit der politischen Konzentration und der Unifizirung der Gesetzgebung fertig zu werden suchte und sie größtentheils durchführte: der Schwerpunkt eines neuen Staatslebens lag in den wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnissen. Wenn man die feudalen Institutionen, die der Geldwirthschaft direkt entgegenstanden, wenn man dem Robotsystem ein Ende machte und die Grundbesitzer vermittelst einer Rente entschädigte, wenn die Immunitäten eines ganzen Königreichs fallen mußten, wenn man das Land in besondere Verwaltungsbezirke theilte, um die einzelnen Theile enger an den Grundstock der Monarchie zu knüpfen: so brachte dies eine Umwälzung in dem gesammten wirthschaftlichen Leben der Völker Oesterreichs hervor, die sowol dem Staate neue Opfer auferlegte, als sie auch für die Einzelnen tief einschneidende Veränderungen herbeiführte. So reich die österreichisch-ungarische Monarchie an Urprodukten ist, so arm erschien sie an flüssigen Kapitalien. Damals handelte es sich indessen um nichts Geringeres, als den frohnpflichtigen Bauer zum eigenen Herrn zu machen und den Grundbesitzer, der in einzelnen Kronländern während der Zeit der Robot- und der Naturalleistung buchstäblich im Ueberfluß von Produkten schwamm, aber oft nicht über hundert Gulden gebot, die Bezahlung der Gespanne und der Tagelöhner zuzuweisen. Dies dünkte Vielen eine Unmöglichkeit.

So war der Bruch mit den mittelalterlichen Verhältnissen unvermeidlich geworden und konnte, wie alles Gute, das man zu lange aufgeschoben, nur unter Noth und bangen Sorgen erfolgen, höchstens dadurch gemildert werden, wenn man die schweren Uebelstände und harten Opfer über sich ergehen ließ, indem man sich eben in das Unvermeidliche schickte. Der wichtigste Stand eines auf den breiten Grundsäulen des Ackerbaues beruhenden Staates konnte sich jedoch nicht so bald in seiner neuen Stellung zurechtfinden. Der Geldwirthschaft überliefert, drückten ihn die neuen Verhältnisse mehr, als sie ihn emporhoben. Der Industrie und dem Handel konnte gegenüber dem Mangel an Kommunikationswegen auch nur allgemach aufgeholfen werden. Außer der praktikabeln Wasserstraße führte nur eine unvollendete Eisenbahn in das Innere des getreide- und weinreichen Ungarlandes; ebenso nur eine zweite Schienenstrecke nach dem Norden, eine dritte in die nächstgelegenen südlichen Provinzen. In unerquicklichem, völlig stagnirendem Zustand verharrte das Gewerbswesen und mit der Großindustrie stand es kaum besser.

Die Errichtung von Banken und Geldinstituten hatte noch zu Ende des fünften Jahrzehnts mehr Gegner als Freunde gefunden. Traten doch selbst später noch der Escompte-Gesellschaft, welche, wiewol sie keine Zettel ausgeben durfte, dennoch bald Handel und Wandel gute Dienste leistete, in ihrem Beginnen mancherlei Bedenken, vornehmlich seitens der einheimischen Kaufmannschaft und nachher bei ihrem Bestreben, emporzukommen, nicht geringere Hindernisse entgegen. Denn der Schlendrian und die Verehrer des Herkömmlichen zeigten sich wie allerwärts, so auch in Wien, jeder neuen Verkehrsentwicklung, deren Nothwendigkeit bestreitend, abhold und unfördersam. Engherzigkeit und Furcht vor der Erstarkung des Bürgerthums hatten einen Zustand geschaffen, welchen die Institution der Innungen und Zünfte zum Schaden der Konsumenten und Staatskassen aufrecht erhielt, während die scharfe Trennung der verwandten Gewerbe naturgemäß zu Stillstand und Verknöcherung führen mußte. Ueberall verkommene, arg zerrüttete Zustände, Stockung im Blutumlauf des Staatskörpers.

Handel und Wandel lagen unter solchen Umständen in allen Theilen der Monarchie darnieder. Und dennoch zeigten die Erfolge eines energischen Willens, was schöpferischer Kraft noch zu vollbringen möglich werden konnte. Triests Verkehr und Schiffahrt hatte selbst in den Jahren des Uebergangs gewonnen; der österreichische Industrielle hatte Absatz für einen Theil seiner Waaren nach Gegenden gefunden, die für ihn bis dahin böhmische Dörfer gewesen. Auf den Märkten der Türkei erschienen immer öfter neben dem englischen Handelsmann Kaufleute aus Triest und Venedig, und bald überzeugte man sich, daß eine gute Anzahl im Oriente gesuchter Artikel von Oesterreich aus schneller und billiger geliefert werden konnten, als es der übermächtigen britischen Industrie möglich war.

Sollte der Mann, dem Triest solch raschen Aufschwung zu danken hatte, nicht auch die Fähigkeit besitzen, der wirthschaftliche Regenerator des österreichischen Kaiserstaates zu werden? — Und in der That, derjenige der Direktoren, welcher als Seele des Triester Lloyd gelten durfte, er besaß auch die Gabe, das Grundübel zu erkennen, an dem das Reich hinsiechte; ihm waren auch die Mittel nicht unbekannt, womit ein Arzt dem kranken Körper zu Hülfe eilen konnte.

Bruck's bisheriges Wirken war der Art, daß es auch außerhalb Triests Aufmerksamkeit erregen mußte. Kaiser Ferdinand I. wollte einen Mann, dessen industrielle und kommerzielle Begabung einer der wichtigsten Städte des Landes zu ihrem Flor verholfen, nicht ohne sichtbare Anerkennung lassen; er erhob Bruck in den Ritterstand, indem er ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens verlieh. Außerdem hatte ihm seine gemeinnützige Thätigkeit die Achtung und Freundschaft vieler ausgezeichneter Persönlichkeiten erworben und ihn in nahe Beziehungen zu den fähigsten Staatsmännern Oesterreichs gebracht. Mit dem Grafen **Stadion**, dem aufgeklärten und hochgebildeten Gouverneur des Litorale, verknüpften ihn die Bande gegenseitiger Werthschätzung. Schon vor Eintritt der Umwälzungen ward sein Name nicht selten in den Kabineten der damaligen Minister achtungsvoll genannt; Freiherr von Kübeck, ja selbst Fürst Metternich verschmähten es nicht, Bruck's Rath in wichtigen handelspolitischen und finanziellen Angelegenheiten einzuholen. — So hatte sich Bruck's Stellung gestaltet, als die Ereignisse von 1848 Europa erschütterten. Der Beginn einer neuen

Geschichtsepoche entzog auch den Direktor des Lloyd seinem bisherigen friedlichen Wirken und führte ihn mitten in die stürmische Arena des öffentlichen und politischen Lebens. Eine neue, völlig veränderte Laufbahn, die des Staatsmannes und Diplomaten, eröffnete sich ihm, und der bisherige umsichtige Leiter des österreichischen Lloyd in Triest lieferte den Beweis, daß das wahre Talent sich rasch, selbst in fremdartigen Regionen, heimisch zu machen weiß. Bald zeigte es sich, daß Bruck auch für eine weitaus größere Wirksamkeit im Staatsleben der rechte Mann war, wiewol er nicht erst am grünen Tische der Bureaukratie das Geheimniß der Völkerleitung studirt hatte.

In jenen Tagen, als man vergebens auf Lösung der Schwierigkeiten, die sich im Innern des Kaiserstaates erhoben, umhersuchte, als die Hoffnungen von ganz Deutschland einen Augenblick in der Person des volksfreundlichen Erzherzogs Johann einen Mittelpunkt gefunden, erblickte die deutsche Bevölkerung Oesterreichs ihr Heil vor Allem in der engeren Verbindung mit einem geeinigten Deutschland, dessen Konstituirung dem zu Frankfurt a/M. versammelten Parlamente oblag. Dorthin begab sich auch Bruck, der Vertreter sehnsüchtiger Wünsche, vornehmlich der deutschen Bewohner von Triest, deren volles Vertrauen der energische Mann sich erworben. In Frankfurt angelangt, gruppirten sich um Bruck bald mehrere der fähigsten österreichischen und süddeutschen Abgeordneten. Seine ausgebreiteten Kenntnisse im Handels- und handelspolitischen Fache, sein staatsmännischer Blick, seine Vertrautheit mit den spezifisch-österreichischen Verhältnissen, alles Dies befähigte ihn zu einer hervorragenden Rolle. Bruck's Wirksamkeit als Abgeordneter währte indessen nur kurze Zeit, denn noch im August 1848 ernannte ihn die kaiserliche Regierung zu ihrem Bevollmächtigten bei dem damaligen Reichsverweser Erzherzog Johann. Hiermit war der erste entscheidende Schritt auf der dornenvollen Laufbahn des Staatsmannes erfolgt. Jedoch sollte Bruck nur noch wenige Monate in der deutschen Parlamentsstadt verweilen.

Als nach Unterdrückung des Oktoberaufstandes zu Wien es sich darum handelte, zur Rettung der Monarchie einen wirksamen Regierungsorganismus einzurichten, erschien es als ein Gebot der Klugheit, die Mißbeliebtheit der bevorstehenden Maßnahmen der Restauration durch schöpferische Lebensäußerungen eines staatsverjüngenden Elements zu decken und dem hoffnungsarm darniederliegenden Lande neuen Muth dadurch einzuhauchen, daß man seine schlummernden Kräfte und Hülfsmittel zu freier Entwicklung wach rief. Graf Stadion war es, der zu diesem Endzweck die Heranziehung Bruck's als Leiter eines Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten vorschlug. Dieser hochsinnige Patriot hatte das Portefeuille des Innern im Ministerium Schwarzenberg nur unter der Voraussetzung übernommen, daß schöpferische Männer wie Bach und Bruck ihm zur Seite träten. So gelangte der ehemalige Kaufmann (21. November 1848) an die Spitze des österreichischen Handelsministeriums.

Die Zerrüttung der Finanzen des Landes lastete damals wie ein Alp auf jedem gewerblichen Unternehmen; der Wetteifer fand keine Nahrung, die Sorge um die Existenz stellte jedes andere Interesse des Gewerbsmannes und des Handelsstandes in den Hintergrund. Die Konsumenten schränkten ihren Bedarf ein; das Silber verschwand, während sich die Banknoten mehrten. Es fehlte

so sehr an Ausgleichungsmitteln im Kleinverkehr, daß, um der Nachfrage nach Zahlmitteln zu genügen, die großen Fabrikherrn ihren persönlichen Kredit auszumünzen begannen und Anweisungen auf ihre Kassen ausgaben, deren Appoints bis zu 10 und 6 Kr. herabgingen. Bei einem solchen Zustande konnte nur ein Mittel zum Bessern führen. Man mußte Industrie, Gewerbe und Handel mit Aussicht auf Erfolg auf die eigenen Füße zu stellen suchen; die Industrie mußte befähigt werden, sich selber zu helfen und die Mittel herauszufinden, welche seitens der Regierung zu ihrer Unterstützung angewandt werden konnten. Darin bestand ein Hauptaugenmerk für einen Leiter der Finanzen Oesterreichs.

Bevor Bruck mit der Organisation seines Ressorts sich noch beschäftigen konnte, rief ihn jedoch eine dringendere Mission auf den bisherigen Kriegsschauplatz nach Italien, indem Kaiser Franz Josef ihm den Auftrag ertheilte, mit dem durch den Sieg bei Novara widerstandslos gewordenen Sardinien Frieden zu schließen. Italiens Unterwerfung hatten zwei Feldzüge der Piemontesen nur verzögern können, vollendet ward dieselbe jedoch erst durch die im Monat August stattgehabte Uebergabe von Venedig. Gleichzeitig mit Unterzeichnung des Friedensschlusses gelang es dem geschickten Unterhändler, eine der Aufgaben seines eigentlichen Ressorts zu fördern und mit Sardinien einen Handels- und Schifffahrtsvertrag zu vereinbaren. Ebenso wurde der Vertrag vom 4. Dezember 1834 zur Unterdrückung des Schleichhandels auf dem Lago-Maggiore, jener in Betreff des Tizino und über den Po erneuert. So verstand Bruck Oesterreichs politisches und militärisches Uebergewicht zur Erlangung gewichtiger Handelsvortheile zu benutzen. Ganz in demselben Sinne schloß er mit Parma und Modena eine Postkonvention ab, welche den Anschluß dieser beiden Staaten an den österreichisch-italienischen Zollverein anbahnte. — Alle diese werthvollen Dienste, welche Bruck bei diesen Staatsgeschäften dem Lande geleistet, wurden durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone I. Klasse und bald nachher, am 19. Dezember 1849, durch Erhebung in den Freiherrnstand gelohnt.

Baron Bruck beeilte sich alsobald nach seiner Rückkehr aus Italien, die Organisation seines Ministeriums zu Stande zu bringen, und er trug gleich darauf dem Kaiser seine desfallsigen Absichten vor, welche von dem jungen Monarchen am 8. Oktober 1849 auch gutgeheißen wurden. Demzufolge begann das Handelsministerium seine Thätigkeit in vier Abtheilungen: für Handel und Industrie, für Bauten, für Straßen und Wege, endlich für administrative Zwecke. Des neuen Ministers Programm verhieß: „Steigerung der Produktionskraft Oesterreichs in allen Zweigen seiner gewerblichen und industriellen Thätigkeit durch Beseitigung der innern Verkehrsschranken, Verbesserung und Vermehrung der Kommunikationsmittel, Entfesselung der Kapital- und Arbeitskräfte."

Die Wichtigkeit der Presse wohl erkennend, begründete Bruck, wie früher in Triest den „Triester Lloyd", jetzt als Minister ein von den bedeutendsten Kräften unterstütztes Blatt: „Austria". Dasselbe sollte das Publikum über die Interessen des Handels und der Industrie aufklären, die bis dahin in Oesterreich vorherrschenden ungesunden wirthschaftlichen Ansichten bekämpfen, zugleich die Absichten des Ministers erläutern und ihnen den Beifall der Staatsangehörigen sichern.

Der neue Minister und seine Räthe, unterstützt durch herangezogene frische

Kräfte, entfalteten eine außerordentliche Thätigkeit. Man merkte gar bald, daß es dem Handelsminister heiliger Ernst sei, den Staat von Grund aus zu regeneriren, soweit dies von einem einzelnen Zweige des Regierungsorganismus überhaupt zu ermöglichen ist. Indessen hielt es mit jedem Tage schwerer, die verkündeten Verheißungen in lebensvolle Formen überzuleiten. Graf Stadion's edler Geist unterlag der ungeheuern Aufgabe, das Staatsschiff aus dem noch immer hochgehenden Wogendrang heraus zu steuern; ebenso wenig wollte es den Kollegen Bruck's gelingen, sich mit dem in Kremsier tagenden Reichstage zu verständigen. Infolge dessen ward derselbe aufgelöst und die verhältnißmäßig noch immer freisinnige Märzverfassung von 1849 oktroyirt, durch welche ein Reichstag von zwei Kammern, Provinziallandtage, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Ministerverantwortlichkeit, öffentliches Verfahren in Rechtssachen u. s. w. zugesagt ward.

Große Sorgen warteten Derjenigen, welchen die Ausführung des neuen Programms oblag. Galt es doch, wie Eingangs bemerkt, eine völlig neue Rechtspflege zu organisiren und die wirthschaftlichen Verhältnisse fast völlig umzugestalten. Dabei fehlte es überall am Wichtigsten: am Material, womit man solche Umgestaltungen zu Stande zu bringen hat, an tüchtigen und verläßigen Mitarbeitern in den höheren, mittleren und niederen Regionen der Verwaltung, sowie der Rechtspflege. Kein Wunder, wenn die freisinnigen Verheißungen der Rückschrittspolitik eines Bach, Thun und ihrer Gesinnungsgenossen allmälig weichen mußten. Bei alledem war indessen in der Entlastung des Grundes und Bodens ein Theil der Früchte aus den Tagen der Erhebung gerettet worden.

Unablässige Fürsorge von Seiten der Regierung erforderte der täglich kritischer sich gestaltende Zustand des Staatshaushalts und des öffentlichen Kredits, dessen Verfall ja schon aus den Jahrzehnten vor Ausbruch der Revolution datirte. Der jähe Verlauf der politischen Ereignisse im Gährungsjahr 1848 hatte die äußerste Zerrüttung des Staatshaushalts nur beschleunigt. Der Aufstand der Hauptstadt, Bürgerkrieg in Ungarn und Italien vollendeten den trostlosen Zustand der Finanzen. Für Männer, wie Schwarzenberg und Bruck, mit ihren weitausschauenden Plänen war die Zeit entschlossenen Handelns gekommen. Vor Allem galt es, dem Staate und seinen Lenkern, jenem nach außen Achtung, diesen nach innen Vertrauen zu erwecken, den vielfach gestörten Verkehr wieder in die alten Bahnen zu leiten und neue Absatzquellen dem Handel und Gewerbfleiß zu eröffnen, der fortwährenden Entwerthung des Papiergeldes entgegenzutreten, Ungarn dem Zustande äußerster Anarchie zu entreißen und aus seiner früheren Sonderstellung in eine Provinz des aufzurichtenden Gesammtstaates umzuwandeln. — Auch die Beziehungen zum „Reiche" führten eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Verlegenheiten herbei. Preußens Verhalten in Kurhessen und Holstein, sein Widerstreben den österreichischen Anforderungen gegenüber, erschienen in einem Grade besorgnißerregend, daß vom Konflikt zum Krieg nur noch ein unvermeidlicher Schritt dünkte. Als jedoch infolge der Niederwerfung Ungarns dem Ministerium Schwarzenberg fast die gesammte Heeresmacht Oesterreichs gegen seinen benachbarten Widersacher zur Verfügung stand, besann sich Preußen eines Bessern und fügte sich noch im letzten Augenblick auf der Konferenz zu Olmütz (November 1849) den durch Rußland unterstützten Forderungen Oesterreichs.

Das alte Spiel, die alten Eifersüchteleien zwischen Oesterreich und Preußen, begannen von Neuem. Hätte Oesterreich nicht jene verhängnißvolle Doppelrolle nach Westen und Osten, dort im alten „Reiche" seine oberste Stelle behaupten und zugleich in den Donauländern seine Hände bei allen Vorgängen im Oriente im Spiele haben wollen, — jedenfalls seine Hauptaufgabe, sieht man von den Pflichten ab, die ihm in seinen eigenen Landen obliegen —, so würde man der Zerrüttung auf dem wirthschaftlichen Gebiete viel wirksamer haben Stillstand bieten können; die Pest der Valutaentwerthung, nothwendige Folge der bodenlosen Zettelwirthschaft, die aus dem Zwangscours uneinlösbar gewordener Banknoten entstand, hätte sich in den Tagen der Restaurationspolitik nicht bis zum Aeußersten entwickelt. Eine allgemeine Entnüchterung trat glücklicherweise zu jener Zeit in ganz Europa ein und begünstigte bis zu einem gewissen Grade die Maßnahmen des Handelsministers. Mehr und mehr verschwanden die vor der Bewegung des Jahres 1848 genährten Träumereien von einer bevorstehenden Völkerverjüngung, einem neu angebrochenen allgemeinen Geistesfrühling; nach einem jeden neuen Siege der Wiederhersteller der Ordnung kehrten die hochgehenden Wogen des Freiheitstaumels immer merklicher in das ehemalige Bette des angeborenen Gehorsams und stummen Sichgeduldens zurück. Ein Trost verblieb immerhin: die Regierungen ließen sich wirklich angelegen sein, das materielle Wohlbefinden ihrer Unterthanen zu fördern. Dies kann mit gutem Gewissen vornehmlich vom Ministerium des Baron Bruck behauptet werden.

Es versteht sich von selbst, daß der Minister bei Durchführung seines Programms vor Allem die eigenthümlichen Verhältnisse des österreichischen Staates wohl berücksichtigte. Zunächst widmete er seine ganze Aufmerksamkeit der Erleichterung des Verkehrs innerhalb des weiten Gebietes der österreichischen Provinzen vermittelst eines erweiterten Eisenbahnnetzes, welches im April 1851 sich bereits um 51 Meilen vergrößert hatte. Die Verbindung mit dem nördlichen Deutschland über Sachsen war hergestellt und hierdurch eine neue Verkehrsader geöffnet, die ungarische Centralbahn bis Pest fertig geworden, und die Südbahn nach Triest mit ihren riesenhaften Bauten über den Semmering wurde energisch gefördert, auch die begonnenen lombardischen Schienenwege ihrer Vollendung entgegengeführt. Gleichzeitig mit diesen großen Arbeiten fuhr man namentlich in Ungarn fort, neue Landstraßen anzulegen, der Lauf der Theiß, der Donau sowie der Moldau wurde regulirt, wodurch man nicht blos die Schiffahrt hob, sondern auch große Landstrecken kulturfähig machte. Es wurde fernerhin für Erweiterung der Häfen zu Triest und Venedig Sorge getragen und in der erstgenannten Stadt eine Centralbehörde zu Gunsten des Seeverkehrs eingesetzt. Auch im Bereiche des Postwesens sind eine Reihe wichtiger Verbesserungen durchgeführt worden, deren andere Länder sich freilich bereits erfreuten, wie Markenfrankirung, Postanweisungen und fliegende Post; weiterhin wurde die Zahl der Postämter vermehrt, der Posttarif niedriger gesetzt und für die weitesten Strecken der Satz von 9 Kr. angenommen, endlich wurden postalische Uebereinkünfte mit den benachbarten Staaten abgeschlossen. So ist die Post, welche bis dahin nur als eine finanzielle Unternehmung galt, zu einem Institute im Dienste des Verkehrs umgeschaffen worden. Der deutsch-österreichische Postverein verdankt gleichfalls seine

Anbahnung der unermüdlichen Thätigkeit des neuen Handelsministers, infolge der mit Sachsen und Bayern abgeschlossenen Postkonvention. Die nämliche Aufmerksamkeit wandte derselbe der Entwicklung und Verbesserung des Telegraphenwesens zu. Der Vertrag vom 1. Oktober 1850 führte zum deutsch-österreichischen Telegraphenverein hin, während mit den Nachbarstaaten innerhalb und außerhalb Deutschlands weitere Verträge zu Stande kamen und in Oesterreich selbst dem Publikum die Benutzung der Drähte in liberaler Weise zugestanden ward.

Noch bedeutsamer erscheinen jedoch die Reformen, welche der Minister im Zollwesen zur Ausführung brachte. In dieser Beziehung sind besonders zwei große von ihm eingeleitete Maßregeln für die Finanzen und die Handelspolitik Oesterreichs von größter Bedeutung geworden. Zunächst bewirkte er nämlich die Aufhebung der Zolllinie zwischen Ungarn und Deutsch-Oesterreich vom 1. Oktober 1850 an, was den Vortheil gewährte, die lästigen Verkehrsschranken zwischen zwei Ländern zu beseitigen, die demselben Reiche angehörten und so viel übereinstimmende Interessen hatten. Hierdurch wurden außerdem den Staatsfinanzen neue Quellen der Einnahmen gesichert. Es kostete indessen Mühe und Zeit, bis sich der Handelsstand im großen Ganzen in die neuen Verhältnisse hineinlebte und die Vortheile erkannte, welche ihm aus dem Zusammensturze der Barrieren erwuchsen. Die Industrie sah nach dem Aufhören der Zollschranken zwischen den deutsch-slavischen Provinzen und Ungarn ihr Absatzterrain erweitert, aber der Urzustand, in welchem sich damals die Kommunikationswege befanden, verzögerten doch das Eintreffen der erhofften Ergebnisse für Fabrikation und Waarenhandel.

Die zweite bedeutende Maßregel bestand darin, daß das bisher in Oesterreich giltige Prohibitivsystem verlassen und ein neuer Zolltarif eingeführt wurde, der sich auf das Schutzzollsystem gründete. Dieser Uebergang darf als eine den Bedürfnissen der Staatsangehörigen durchaus entsprechende Maßregel erachtet werden. Sie ist vorher von einer Regierungskommission, zu welcher man die fähigsten Mitglieder des Handels- und Gewerbestandes gezogen, und welcher Freiherr von Bruck selbst präsidirte, sorgfältig berathen und allseitig erwogen worden.

Aus derselben Periode, beziehentlich schon aus dem Vorjahr, stammt auch der Plan der österreichischen Regierung, den preußisch-deutschen Zollverein in einen österreichisch-deutschen in der Absicht umzuwandeln, um Preußen aus der bisher eingenommenen Stellung der Oberleitung zu verdrängen.

Mit jenem Scharfblick ausgerüstet, der den gewandten Kaufmann sowie den weitsehenden Staatsmann kennzeichnet, suchte Freiherr von Bruck dadurch für eine Idee Grund und Boden zu gewinnen, die ihm nicht nur für Oesterreich, sondern für Europa von höchster Bedeutung erschien. Ihm schwebte nämlich ein großes mitteleuropäisches geeinigtes Verkehrsgebiet vor, an das sich, schon durch die Gewalt der Umstände gezwungen, die Nachbarländer, welche den Zugang nach den nördlichen Meeren und dem Mittelländischen Meere beherrschen, im Laufe der Zeit anschließen mußten. Zur Verwirklichung dieses Gedankens gehörte freilich viel mehr noch als die Hervorrufung besserer Kommunikation: es mußte ein Umschwung und die Reform aller wirthschaftlichen Verhältnisse angebahnt, Oesterreich mußte auf eine höhere Stufe der Kultur gestellt, seine Arbeitskräfte mußten gesteigert, seine Intelligenz angeregt, sein Boden verwerthet, seine

Kapitalkraft erhöht werden; seine Industriellen mußten freier um sich blicken lernen, sich gewöhnen, der Krücken zu entbehren, die Prohibition und hoher Zoll ihnen unter die Arme gegeben; die Kaufleute mußten anfangen, die ausländischen, vornehmlich deutschen Märkte als eine Ergänzung der inländischen zu betrachten und dagegen die dem Inlande fehlenden Produkte zu importiren.

Die bescheidenste Verbesserung, die allernöthigste Reform, um wie viel mehr noch großartige Ideen, sie finden allerwege übereifrige Gegner, schon an dem tagtäglichen Schlendrian, dann aber auch, weil jeder Uebelstand, so vortheilhaft er im großen Ganzen sein mag, für einzelne Verhältnisse und Personen doch nachtheilig erscheint. Handelt es sich vollends um wirthschaftliche und politische Reformen, wie Freiherr von Bruck sie fortzuentwickeln gedachte, so tritt noch die ganze Partei der unverbesserlichen Reaktionsschwärmer als Widersacher auf. Man kann sich denken, mit welch unendlichen Schwierigkeiten der Regenerator des österreichischen Verkehrswesens zu kämpfen hatte. Um so höher ist das zu schätzen, was Bruck in einer verhältnißmäßigen kurzen Spanne Zeit für Handel und Verkehr, sowie als Vertreter einer aufgeklärten und gesünderen Handelspolitik geleistet hat und wodurch er in Wirklichkeit Begründer einer neuen volkswirthschaftlichen Aera im Kaiserstaate geworden ist. Die Freunde des absolutistischen Regiments, welche jedoch damals auf fast allen Gebieten des Staatslebens zur Herrschaft gelangten, erschwerten auch ihm seine Stellung in solchem Maße, daß er der unerquicklichen Lage um jeden Preis ledig werden wollte. Er bat den Kaiser um seine Entlassung und erhielt sie auch.

Trotz der kurzen Verwaltung des Handelsministeriums durch Bruck war bereits vielfach neues Leben in Handel und Wandel eingedrungen. Eine Menge lästiger Flußzölle hatte man beseitigt, viele Meilen von Straßenbauten und neuer Schienenwege fertig gebracht, ebenso den Seeverkehr begünstigt. Zu demselben Zwecke war ein besonderes Lootsencorps errichtet, die Zahl der Leuchtthürme sowie der wohlthätigen Institute der Handelskammern (letztere auf 56) vermehrt und alles im Bereiche der Seeschiffahrt, der Handelspolizei und des Sanitätswesens Liegende einer besonderen Behörde, der Central-Seebehörde zu Triest, überwiesen worden. Diese neue Einrichtung hatte sich bald so trefflich weiterentwickelt, daß der britische Handelsminister Labouchère jene Schöpfung Bruck's als eines der mustergiltigsten Institute, als nachahmungswürdiges Vorbild bei Organisation ähnlicher Anstalten für Großbritannien bezeichnete.

Es war Ende Mai 1851, als Bruck, nachdem er aus dem Handelsministerium getreten, eine Reise nach England unternahm, von der er mit durch scharfe Beobachtungen und gründliche Studien gewonnenen erweiterten Erfahrungen zurückkehrte. Als Frucht dieses Besuches darf die erweiterte Wirksamkeit des „österreichischen Lloyd“ angesehen werden, welchem der von der politischen Bühne zurückgetretene Staatsmann nunmehr wieder seine ganze Aufmerksamkeit und unermüdliche Thätigkeit zuwandte. Obschon die Flotille des Lloyd damals schon 34 Dampfer zählte, so machten doch die wachsenden Bedürfnisse des Handels eine Vermehrung der Fahrzeuge nothwendig. Die an die Rhede von Muggia grenzende Bucht ward dazu ausersehen, dem gedachten Zwecke zu dienen. Denn sie bot die wünschenswerthen Eigenschaften zur Gründung eines Arsenales von

größtem Umfange. Die Regierung begünstigte das Unternehmen durch Ueberlassung einer ansehnlichen Uferstrecke, und so begannen bereits im Herbst 1852 die Erdarbeiten. Dieses im Laufe der Zeit vielfach erweiterte Arsenal zerfällt heute in zwei Hauptabtheilungen, deren eine ausschließlich dem Schiffsbau, die andere dem Maschinenbau gewidmet ist. Die erstere umfaßt die allen Anforderungen der Schiffsbaukunst entsprechenden Schiffswerften, Slip nebst Trockendock, sowie die Gebäude für die zum Schiffbau nöthigen Werkstätten. Zur zweiten Abtheilung gehören die zum Maschinenbau gehörigen Gebäude und Arbeitsstätten, wo die in der ersten Abtheilung erbauten oder renovirten Schiffe ausgerüstet werden. Der große Trockendock ist derartig gelegen, daß ansehnliche und beladene Schiffe, ohne ihre Lage zu verändern, sich trocken legen lassen; er besteht aus einem 420 Fuß langen, 86 Fuß breiten und 30 Fuß tiefen Bassin. Durch Erbauung des Slip ist der Werth des Trockendocks überaus gestiegen. Hier können die Fahrzeuge in wenigen Stunden von dem schädlichen Ballast gereinigt werden, der sich während ihrer Reisen in Gestalt von Seegras, Muscheln und anderem Seegethier, Meergewächsen und Gestein u. s. w. an ihre Planken heftet. Der Nutzen dieser Slips ist nicht hinlänglich bekannt. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Gegenstande.

Wenn man annimmt, daß die Schnelligkeit eines Schiffes im normalen Zustande 10 Meilen betrüge, durch jenen unerwünschten Ballast aber auf 7—8 Meilen reduzirt würde, so läßt sich leicht berechnen, wie ansehnlich bei längeren Reisen der Gewinn an Zeit und wie groß infolge dessen auch die Ersparung an Feuerungsmaterial werden kann. Denn nicht selten stellt sich der Nutzen auf ein Viertel des zu konsumirenden Materials und ist noch mehr ins Gewicht fallend bei eisernen Schiffen, abgesehen davon, daß jedes Schiff durch größere Aufmerksamkeit, die man demselben zuwendet, überhaupt länger in gutem Zustande erhalten wird.

Die Schiffswerften des Lloyd sind heute in einer Ausdehnung angelegt, daß sehr wohl gleichzeitig acht Schiffe der größten Gattung gebaut werden können. Die dem Maschinenbau gewidmeten Theile des Etablissements stehen mit den Werften durch eine Eisenbahn in Verbindung und ebenso wieder unter sich. Hier klappern und lärmen den ganzen Tag über alle Arten „eiserner Arbeiter“, wie Dreh- und Hobelbänke, Bohrmaschinen, Ventilatoren u. s. w. und Grund und Boden erschüttert in mäßigen Zwischenräumen das schwerfällige Gedröhne der großen Dampfhämmer. Die Wasserbauten, welche die Anlage aller dieser großartigen Werkstätten nöthig machte, gehören zu den bewunderungswürdigsten Leistungen auf jenem besonderen Gebiete der Baukunst; und es bildet das Arsenal des Lloyd mit seinen Umgebungen eine eigene Stadt, die ihre Entstehung und ihre Blüte dem Manne zu verdanken hat, der Gegenstand dieser Darstellung ist.

Um seiner Mitbürger Wohlfahrt hat sich Bruck während seines damaligen Aufenthaltes zu Triest in anderer Weise noch verdient gemacht. Ihm verdankt die Stadt die Bildung einer Aktiengesellschaft, die Triest mit zureichendem Trinkwasser versieht. Eine an der Meeresküste bei Auresina wiederaufgefundene, dem Virgil einst bekannte Quelle mit süßem Wasser wurde gefaßt, das Wasser durch Druckwerke auf die Höhe geleitet und so der Stadt zugeführt.



Die Semmering-Eisenbahn. Der Weinzettelfeldtunnel.

5. Die Semmering-Eisenbahn.

Die Förderung eines andern Riesenwerkes, so bewunderungswürdig als das Institut des „Oesterreichischen Lloyd“ und von nicht minder segensreichen Folgen: die Erbauung der Semmering-Eisenbahn, gehört gleichfalls der Zeit der ersten Verwaltung des Handelsministeriums durch Bruck an. Von demselben mit der ganzen Energie seines Feuergeistes begünstigt, verdient es in der That eine besondere Würdigung, welche wir ihm nachfolgend zu Theil werden lassen.

Ein dahinjagender Eisenbahnzug, das Aufschreien der Maschine, das Volksgewühl auf den Bahnhöfen sind so landläufige Erscheinungen unserer Zeit geworden, daß wir die Großartigkeit dieser Schöpfungen der Gegenwart aus dem Auge verlieren. Und dennoch — was wollen gegen die heutigen Riesenbauten die Straßen der Römer, die Pyramiden und Obelisken Aegyptens heißen?

Bahnen mit feststehenden Gleisen haben allerdings schon die Römer und Griechen gekannt, sie sind auch in den deutschen Bergwerken schon seit Jahrhunderten in Gebrauch gewesen und von deutschen Bergleuten 1676 nach den

englischen Steinkohlengruben verpflanzt worden. Doch erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts legte man statt der früheren hölzernen Gleise eiserne an, wodurch man auf die Herstellung von Eisenbahnen für die Verkehrsstraßen kam. Mit der Erfindung der Dampfmaschine wurden die Verhältnisse der Gleisstrecken immer großartiger; indessen übertraf der kühne Gedanke, mit der Lokomotive sogar Alpenpässe fahrbar zu machen, über die man erst vor einem Jahrhundert mühsam Poststraßen gebaut, alles bis zur Gegenwart Dagewesene. — Die erste mit Dampf befahrene Eisenbahn entstand in England; die Strecke zwischen Liverpool und Manchester ward am 15. September 1830 der öffentlichen Benutzung übergeben. Doch selbst in England wurde das Unternehmen nur mit Zweifel und Mißtrauen begrüßt. Noch mehr erschwerte dies zu jener Zeit die Einführung der Eisenbahnen in Frankreich, wo die einsichtsvollsten Männer selbst nicht an die allgemeine Verbreitung der Schienenwege glauben wollten. Sah doch sogar Thiers sechs Jahre später in den Eisenbahnen nur Verbindungsmittel zwischen zwei Großstädten. Ja, wer aber möchte es wol für möglich halten, daß selbst ein Arago zu den entschiedenen Gegnern der Eisenbahnen gehörte!

Die erste deutsche Eisenbahn, welche indessen nur mit Pferden befahren wurde, war die von Budweis nach Linz führende (1828—1832); ihr folgte die Nürnberg-Fürther, bei welcher zuerst die Dampfkraft zur Anwendung gelangte. Rasch entstanden von nun an die Leipzig-Dresdner, die Ferdinands-Nordbahn und andere zahlreiche Eisenschienenwege, sodaß man in Deutschland heute über 2200 Meilen und in Oesterreich gegen 1000 Meilen Eisenbahnlängen zählt, deren Herstellung mehr als 3000 Millionen Gulden gekostet haben mag.

Zu den Wunderwerken der Natur in Steiermark gesellt sich auch das nächst der Brennerbahn großartigste Meisterwerk der Wegebaukunst, die Eisenbahn über den niederösterreichischen Semmering, welche Wien mit Triest, die Nord- und Ostsee mit dem Adriatischen Meere verbindet. Der Semmering ist ein Bergsattel, welcher durch das Reichenauer oder Schwarzathal vom Schneeberg getrennt und in einer Höhe von 3066 Fuß von einer wichtigen Alpenstraße überschritten wird. Schon im XIV. Jahrhundert ward am Südabhange ein Hospiz errichtet, woraus das Dorf Spital entstand; Karl VI. vollendete 1728 die von ihm begonnene Alpenstraße, welche aber 1840 durch eine bequemere, „die neue Semmeringstraße" ersetzt wurde. In den Jahren 1848—54 entstand nun die gedachte Gebirgs-Eisenbahn, 5½ Meilen lang von dem 1530 Fuß hoch gelegenen Gloggnitz bis zu dem 770 Fuß höher liegenden Mürzzuschlag, während sie bis Laibach noch 43½ Meilen und von da bis Triest weitere 18½ Meilen durchläuft.

Es sind die Alpenwege an sich sehr schwierige; vermag doch selbst der Fußwanderer nur an wenigen Stellen und oft nur mit Mühe und Noth die Alpenjoche zu überschreiten. Wie groß mußten erst die Hindernisse sein, eine Eisenschienenstraße über die Thäler, Schluchten, Klippen und Hänge eines 4800 Fuß hohen Gebirgszuges zu führen, sie gegen Wildwasser, Ueberschwemmungen, Bergstürze zu schützen, Steigungen zu reguliren, um den Paß zu erreichen, Tunnels zu sprengen und thurmhohe Viadukte zu erbauen. Nur der Sachkundige vermag die ungeheuren Schwierigkeiten zu ermessen, welche unter Beihülfe tüchtiger

Baugehülfen der Eisenbahn-Ingenieur Ritter von Ghega vorher zu berechnen und zu beseitigen hatte, ehe er nur diese Bahn in Angriff nehmen konnte. Zu diesem Behufe hat er jahrelange Studien machen, hat er Reisen nach England und Amerika unternehmen müssen, nur um die zweckmäßigsten Maschinen kennen zu lernen. Die für den neuen Dienst besonders erbaute und durch einen Preis ausgezeichnete Lokomotive vollführte am 12. April 1854 ihre erste Probefahrt, nachdem der bereits im Jahr 1848 begonnene Bau einige Zeit gestockt hatte.

Die Scheidewand zwischen Niederösterreich und Steiermark bildet eine Einsattelung im Uebergangsgebirge zwischen den südlichen Ur- und den nördlichen Kalkalpen. Die Höhen dieses 12 Meilen langen und 2—7 Meilen breiten Bergzuges liegen auf beiden Seiten der steirischen Grenze, wo aus dem Laubholz breite Gneisrücken mit Tannenholz himmelwärts ansteigen. Neben dem hohen Göller bei Mariazell thürmt sich im Südosten die Schneealpe 4500 Fuß hoch mit den 1500 Fuß höhern Windkogel auf. Neben ihr erhebt die Raxalpe ihr 5000 Fuß hohes Plateau mit dem 6300 Fuß hohen Brachkogel; ringsum jäh nach den Thälern abstürzend, die steilrandig, wild und zerklüftet sind. Der letzte und höchste Stock gegen Nordost heißt Schneeberg, der von Nordwest nach Südost streicht. Nur Moose, braune Flechten, kurzes weitabstehendes Gras und kurzstengelige Blumen wachsen auf seinem Gipfel, der den größten Theil des Jahres hindurch und in einzelnen Schluchten immer Schnee trägt. Zwischen der Raxalpe und dem Schneeberg bricht sich die Schwarza durch die Schlünde und Engen des Höllenthals einen Weg nach der Wiener Ebene.

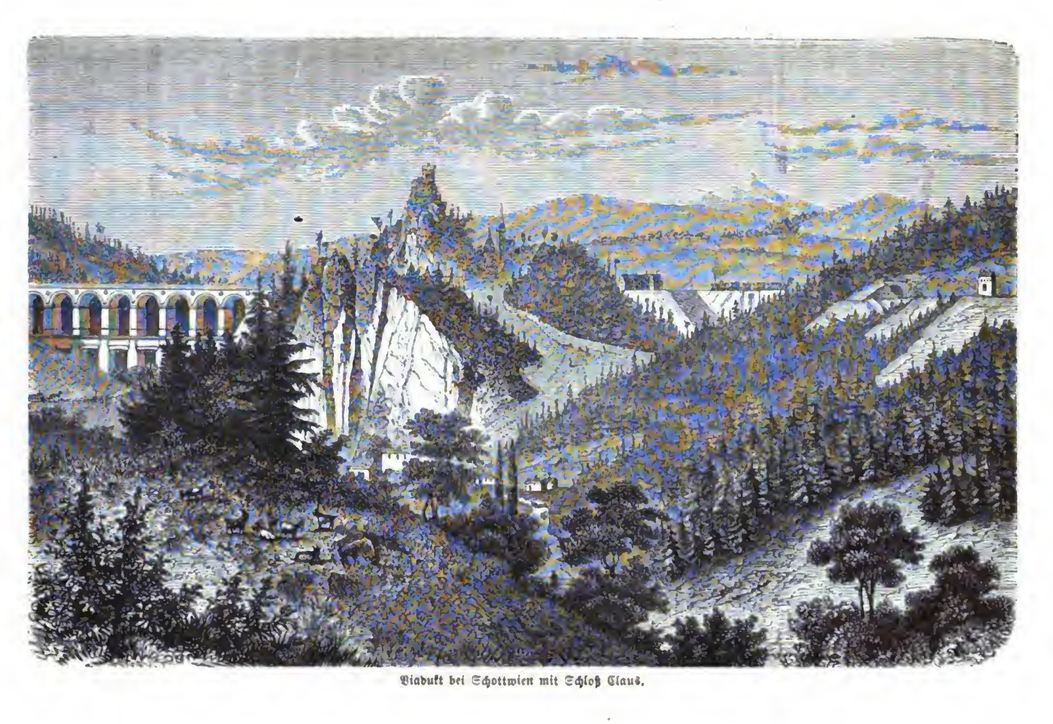
Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalerische Schwarzathal mit seinen Engen, Schlünden, Wäldern, Dörfern und nackten Felswänden; der Zug durchsaust Tunnel, um auf der andern Bergseite in Krümmungen, über bogenreiche Viadukte, Pfeileranbau und an steilen Wänden hin durch die Bergwildniß weiter zu rasseln. Bald befindet man sich in hellem Sonnenschein, bald in Finsterniß, bald zwischen nackter Felswildniß, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale, bald unter dem Walde. Von Gloggnitz an, wo das Thal enge wird, beginnt die Alpenstraße. Quer vor ihr steigen grüne rundgeformte Berge auf; starr schaut über die Steinwand, an welcher der Blick haftet, die kahle Spitze des Schneebergs mit seinen Furchen, Rinnen und Klüften. Wir haben nun die Bergkegel des Silberbergs und Eichkogels, diese Eckpfeiler am Eingange des Schwarzathals hinter uns, und es schlüpft etwa eine Meile entfernt durch einen Engpaß bei Schottwien die Poststraße ins Gebirge, um sie in sechs Windungen zu überschreiten. Hier sind wir an der eigentlichen Alpenstraße angelangt. In Schlangenwindungen durchzieht nunmehr die Bahn das Schwarzathal, indem sie beim Beyerbach-Viadukte sich rückwärts nach dem Eichkogel wendet, um dann in ziemlich gerader Richtung an Klamm und Schottwien und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie im Bogen durch die Adlitzgräben hin nach der Paßhöhe strebt. Hoch oben auf senkrechtem Felsenvorsprung schaut die Ruine Klamm herab, so hoch und steil, daß man das graue Gemäuer kaum erkennen kann; höher, immer höher jagt der Eisenbahnzug hinan, dicht neben sich die steilen Felswände.

Nicht senkrecht, sondern in ungeheuren Kurven umkreist die Bahn die Bergrücken und Höhen, indem sie sich durch mehrere Tunnel einen Weg bricht; dann fliegt sie in sanften Windungen am Eichkogel hin und folgt den Biegungen der Steinmassen. Jetzt ist sie zu den steilen Thalschluchten der beiden Adlitzgräben gelangt, deren schroffe und zackige Wände sich fast senkrecht über dem engen grünen Thalstreifen unten erheben und im Zickzack von Schottwien aus ins



Viadukt über die kalte Rinne bis zum Boller Tunnel und zum Viadukt über die Krauffelklause.

Gebirge verlaufen, den Gebirgsstock des Semmering von den wildromantischen Thälern der Schwarza und Prein trennend. Eine Zeit lang folgt die Bahnlinie in weit ausschweifendem Bogen diesen Felsenwindungen, dann zeigen sich zwei gewaltige Viadukte, und es mündet schließlich die Eisenstraße in einen über 100 Klaftern langen Tunnel ein, um aus dem untern Adlitzgraben in den obern zu gelangen. Kaum hat die Bahn alle diese Schwierigkeiten überwunden, kaum für ihre Bogenlinien eine angemessene Steigung ermittelt, so treten ihr andere Hemmnisse entgegen.



Viadukt bei Schottwien mit Schloß Claus.

Nackte, zerbröckelnde Felswände von steiler Böschung bieten sich ihr als einzige Möglichkeit des Weiterkommens dar. Diesen Felswänden klimmt sie entlang, über Schluchten und breite Senkungen hin, bald wiederum eine Felsenwand durchbrechend. Da nun das Gestein jener Wände eine Menge Risse zeigte, so war zu befürchten, daß es mit der Zeit infolge der Erschütterung durch die Bahnzüge immer mehr aufgelockert werde. Daher mußte man hier bei der Weinzettelwand den Weg durch die Tiefe massiger Felsenwände suchen, und diese durch Pfeiler und Mauern stützen, um sie vor dem Auseinanderfallen zu sichern. So gelangt die Lokomotive zur steilen Wand der kalten Rinne, über deren Klüfte sie mit Hülfe gewaltiger Viadukte von zwei übereinander gebauten Bogenstellungen dahinsaust. Unsere Abbildungen zeigen panoramenartig die Bauten der Bahnstrecke, welche man sich allerdings so gerade laufend und zusammengedrängt nicht denken darf.

Der Umblick, den man von der Weinzettelwand aus genießt, ist großartig, voller Bewunderung verweilt das Auge bei dem Gewirre von Felsenschlünden und Thalschluchten. Endlich schießt der Schienenweg unter dem Passe in einen 763 Klaftern langen ausgemauerten Tunnel, bis die Bahn bei Mürzzuschlag sich an die steirische anschließt, nachdem sie 15 Tunnels von 2254 Klaftern Länge und 16 Viadukte von bedeutender Ausdehnung durcheilt hat.

Bei dergleichen großen Eisenbahnbauten denkt man vorzugsweise an die technischen Schwierigkeiten der Bahn selbst, an die Vermessung der Höhen, an die Berechnung des Steigens und Fallens, weniger aber an die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung des Materials erfordert. Je unwegsamer die Gegend ist, um so größer sind dann die Schwierigkeiten. Bald fehlt es an Wegen und Unterkunftsorten, bald stören elementare Ereignisse den Weiterbau. Und doch muß Alles mit der Berechnung zusammentreffen, Alles sich mit dem ungeheuren Organismus des Ganzen einigen.

An dem waldigen Gebirgsstock, hoch über den Thalgründen, hatte sich Anfangs der fünfziger Jahre eine Kolonie weither eingewanderter Arbeiter angesiedelt und es entwickelte sich hier nun ein eigenthümlich bewegtes Leben, nachdem diese Nomaden der Industrie sich in der Felseinsamkeit häuslich niedergelassen. Da hallten nationale Volksweisen von den Felswänden wieder, die sonst nur den Ruf des Kukuks, den heisern Schrei des Raubvogels, das Jodeln eines Hirten oder den Pfiff eines verwegenen Jägers hörten. Es erklangen deutsche, slavische und italienische Laute friedlich nebeneinander an den verschiedenen Stationen. Dazwischen trat der Zigeuner mit der Fiedel und geigte seine heißblütigen Tänze, oder es erschien ein wanderndes Orchester und spielte gegen geringe Entschädigung abgeleierte Opernarien und Straußische Walzer.

Doch horch! eben ertönt die Glocke von der großen Bretterbude, wo die Oberaufseher weilen! Im Nu setzen sich die Arbeiter-Kolonnen in Bewegung mit Hacke, Axt und Schippe, gefolgt von einem Train kreischender Karren. Nach jener Felswand geht es, durch welche der Tunnel gebrochen und wo Tag und Nacht gearbeitet wird. Damit die Arbeit rasch gefördert werde, beginnt man den Tunneldurchbruch nicht nur an beiden Seiten, sondern gräbt auch in der Mitte einen Schacht bis auf die Sohle der Bahnlinie, um an drei Stellen zu-

gleich arbeiten zu können. Da pickt und hämmert es Tag und Nacht, Sprengschüsse knallen und das zerkleinerte Gestein poltert donnernd in die Tiefe.

Andere Arbeiterkolonnen wandern ab und zu. Mit Bohr, Meißel und Brecheisen greift die eine den Fels an und sprengt gewaltige Stücke los; andere hauen die Blöcke glatt, und steirische Fuhrleute laden sie auf zweiräderige Wagen, um sie aus dem Thale dorthin zu fahren, wo die Pfeiler des Viaduktes gebaut werden. Da steigen Gerüste neben Gerüsten mit den wachsenden Pfeilern und Bogen empor, da schnurren die Seile der Zugmaschinen, da knarren die Karren, auf denen, die Zickzacklinien des Fahrgerüstes hinauf, die verschiedenen Baumaterialien zugeschafft werden, während wiederum andere Arbeiterkolonnen die langen Felswände, deren Gestein zu rutschen droht, mit einer Mauer aus gewaltigen Steinblöcken einfassen. Alles ging bei diesem Bau ins Kolossale: die Naturverhältnisse, die Menge der Arbeiter, des Materials und der Lebensvorräthe. Hier braucht man Schmiede und Schlosser, um die Werkzeuge zu schärfen und auszubessern, Maurer und Steinmetzen, Stellmacher und Zimmerleute, Brot- und Fleischhändler, Kassenbeamte, Zeichner und Messer, Schneider und Schuhmacher, Boten und Handlanger, Kletterer und Lastträger, während unten im Thale der stämmige Slovene die Deiche gräbt, um die wilden Wasser in höhere Ufer zu fassen, oder große Becken auf dem Bergrücken anlegt, in denen die Bergbäche und Regenrieseln zu Teichen gesammelt werden, um aus ihnen die Dampfmaschinen zu speisen. Geschickt weiß auch der Italiener Feder und Reißzeug zu handhaben, wogegen der Böhme, dort als Maurer, hier als Zimmermann in rüstiger Faust Hammer und Axt schwingt, während Wiener Kleinkrämer mit allerlei Lebensbedürfnissen handeln, deutsche und italienische Ingenieure Zeichnungen und Messungen vornehmen.

Es ist die Semmeringbahn ebensowol ein redender Beweis von der technischen Tüchtigkeit der Baufachmänner, denen die Herstellung jenes großartigen Unternehmens anvertraut war, als auch von der Thatkraft und der Ausdauer jenes ausgezeichneten Staatsmannes Oesterreichs, der ihre Weiterführung trotz allen Anzweifelns und aller Schwierigkeiten der Verhältnisse unverdrossen förderte und dafür die Genugthuung genoß, im Jahre 1854 das Werk gar herrlich vollbracht zu sehen. Am 27. Juli 1857 wurde auch die Laibach-Triester Linie eröffnet. Daß dieselbe zu rascher Vollendung gedieh, ist gleichfalls das Verdienst des Freiherrn von Bruck.

Die Wichtigkeit der österreichischen Alpenstraßen wird mit jedem Jahre bedeutsamer hervortreten, je mehr sich das Eisenbahnnetz von Süd-Europa erweitert. Gelingt der Kanal von Suez, sind weiterhin die kleinasiatischen Schienenwege, welche das Mittelmeer mit dem Rothen Meere und dem Indischen Ozean verbinden, vollendet, so werden, dank der vermehrten Kommunikationsmittel, zu denen ein fester Wille Oesterreich während einer Zeit voll Prüfungen und Zerrüttungen verhalf, vielleicht für den gesammten Handel des habsburgischen Kaiserstaates die goldnen Zeiten kommen, von denen damals vielfach gesprochen und geträumt ward, als Baron Bruck sich der Vollendung der ersten Alpenstraße rühmen durfte.



6. Freiherr von Bruck,

Gesandter während der orientalischen Wirren,
zuletzt Finanzminister

(1855—1860).

Unterdessen segelte das Staatsschiff, unbekümmert ob des Grollens des kaum verwehten Sturmes wie des steigenden Mißbehagens, mit vollen Segeln in den Hafen der Reaktion ein. Die Verfassung ward im Sinne der Centralisation behufs Herstellung des Einheitsstaates benutzt und die noch aufrecht erhaltenen Grundrechte kamen nur der katholischen Kirche, beziehentlich deren Würdenträgern zu Gute, die zu immer größerem Einfluß gelangten. Im August 1851 erschien jene Reihe kaiserlicher Ordonnanzen, wodurch die Verantwortlichkeit des Ministeriums aufgehoben, der Reichstag zu einem Hof- und Ministerialorgan herabgedrückt und die Aufhebung der Nationalgarde dekretirt wurde. Diesen energischen Maßregeln folgte am 1. Januar 1852 die Aufhebung der Verfassung von 1849, die Zurücknahme des Preßgesetzes, der Schwurgerichte, der Gemeindeordnungen u. s. w. Der junge Kaiser verbarg, übereinstimmend mit seinem ganzen Hofe, seine Vorliebe für eine militärisch-absolutistische Regierungsweise und für ein damit zusammenhängendes Bündniß mit dem Klerus nicht im Mindesten. Doch läßt sich nicht leugnen, daß den materiellen Interessen der Staatsangehörigen fortwährend Rechnung getragen ward.

Nach dem Austritte des Herrn von Bruck aus dem Ministerium Schwarzenberg waren die Verhandlungen mit Preußen wegen Eintritt in den Zollverein nicht ausgesetzt worden; indeß nahm diese Angelegenheit bald eine solche Wendung, daß es eine Zeit lang schien, als sei die Fortexistenz jener hochwichtigen Handelsvereinigung ernstlich in Frage gestellt. Preußen hatte durch den Vertrag vom 8. September 1851 den Eintritt des bisherigen Steuervereins vom Jahre 1854 an in sein Zollgebiet bewirkt, und um seine süddeutschen Widersacher in Schach zu halten, denselben die Zollvereinsverträge gekündigt; Oesterreich dagegen seine deutschen Bundesgenossen zu einer für den 2. Januar 1852 anberaumten Zollkonferenz nach Wien entboten, in der Absicht, mit denselben einen Handelsvertrag zu vereinbaren. Natürlich weigerte sich Preußen, an den Berathungen theilzunehmen, bevor nicht die Zollvereinsverträge wieder zwischen den bisherigen Kontrahenten erneuert seien. Heftig ward hin und her gestritten, ohne daß die Sachen vorwärts gekommen wären. Um so größerer Erfolge konnte sich zu derselben Zeit auf der Arena der großen Politik der energische Leiter der auswärtigen Angelegenheiten rühmen. Freilich war es dem Urheber aller der bis dahin glücklich und rasch vor sich gegangenen großen Wandlungen nicht gestattet, sein saures Tagewerk bis zu einem natürlichen Abschluß gelangen zu lassen: — Fürst Felix Schwarzenberg starb am 5. April 1852, und sein ungleich geringer befähigter Nachfolger, Graf Buol-Schauenstein, zeigte sich nicht befähigt, das begonnene Werk im Geiste seines Vorgängers fortzuführen.

Schon vor dem Tode jenes genialen Staatsmannes hätte man den kaum zurückgetretenen Bruck gern wieder herangezogen, als die Verhandlungen wegen der Handelsbeziehungen mit Preußen und den deutschen Bundesgenossen gar nicht vom Flecke kommen wollten. Auch der neue Premierminister wünschte Bruck's Wiedergewinnung. Daher enschloß sich der Kaiser, seinen ehemaligen Handelsminister von Neuem in seinen Rath zu ziehen und zunächst die Fortführung der Unterhandlungen mit Preußen in die Hände dieses kundigen Fachmannes zu legen. Herr v. Bruck sah sich in Berlin wohl aufgenommen und auch den süddeutschen Regierungen galt er als persona grata. Bei ihnen hatte er sich als Urheber mehrerer bedeutsamer Denkschriften wohl akkreditirt. Anfangs 1849 schon betonte er in der einen die Nothwendigkeit einer Handelseinigung zwischen Oesterreich und Deutschland, während er in einer andern seine Ansichten über Herstellung eines mitteleuropäischen Zoll- und Handelsgebietes darlegte (Februar 1849 und Mai 1850). Bedeutendes Aufsehen erregte vornehmlich das letzte erwähnte Memoire. Jener Eingangs dieses, wie oben erwähnt, eingehender entwickelten Ideen Bruck's hatte sich Fürst Schwarzenberg bedient, um Preußen auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete in die Enge zu treiben, und da es ihm gelungen, mehrere süddeutsche Regierungen dem Haupte des Zollvereins zu entfremden, so stand wohl die Fortexistenz des Zollvereins in Frage, ohne daß deswegen die Angelegenheit eines Handelsvertrages zwischen Oesterreich und dem Süden Deutschlands an Aussichten gewonnen hätte. Dagegen war infolge des daraus hervorgegangenen Intriguenspieles viel bitterer Hader und Streit entstanden. Geraume Zeit wogte offen und im Geheimen hin und her der Kampf der Gegensätze, ein Kampf zwischen Oesterreich und Preußen um die handels-

politische Suprematie in Deutschland. Preußen spielte seine letzte Karte aus, als es, wie oben erwähnt, die Zollvereinsverträge kündigte, beziehentlich die bisherigen Vereinsmitglieder sich selbst zu überlassen drohte, sobald die süddeutschen Regierungen fortführen, die Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein zu verlangen.

So standen die Dinge, als Freiherr v. Bruck in Berlin eintraf, um die schwebenden Angelegenheiten einem befriedigenden Abschluß entgegenzuführen, und in seiner Person gewissermaßen dafür eine Bürgschaft bot, daß man zu Wien auf politische Nebengedanken ernstlich verzichtet habe. Der für Deutschland und Oesterreich gleich wichtige Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 kam infolge dessen, Dank der Unverdrossenheit und Gewandtheit des geschickten Unterhändlers, zu Stande, und die Wiederaufrichtung des Zollvereins, dem sämmtliche bisherige Betheiligte beitraten, ging gleichzeitig vor sich. Nach dieser Seite war das gute Einverständniß wiedergewonnen. Der Befriedigung, welche man an maßgebender Stelle darüber empfand, gab der Kaiser Ausdruck, indem er seinen Abgesandten durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens ehrte. Bruck sah durch das Erreichte zwar keineswegs seine großen Pläne verwirklicht, was aber sich zunächst erstreben ließ, konnte doch vielleicht als Uebergang zu einer dereinstigen Herstellung eines Handelsgebietes von 70 Millionen Menschen gelten.

Damals erheischten die Verhältnisse im Orient mehr als irgend anderswo die Anwesenheit eines gewandten Vertreters, einen Mann, der neben Talent auch Festigkeit genug besaß, um Oesterreich bei der Pforte in Achtung und Ansehen zu erhalten. Der Kaiser wählte unter den Staatsmännern, die ihm dazu geeignet schienen, Herrn v. Bruck. Im Juni 1853 trat derselbe das schwierige Amt eines Internuntius an. Seine Persönlichkeit, die Geradheit seines Auftretens, sein wohlwollendes Wesen trugen nicht weniger als der Ruf, der ihm vorausging, dazu bei, ihm in Konstantinopel eine einflußreiche Stellung zu sichern. Vor Allem galt es, die früheren freundschaftlichen Beziehungen, die seit der Sendung des Grafen von Leiningen eine Störung erlitten, wiederherzustellen und unter höchst kritischen Verhältnissen den Einfluß Oesterreichs gegenüber dem Rußlands einer- und Frankreichs sowie Englands andererseits aufrecht zu halten, was deshalb ganz besondere Schwierigkeiten bot, weil jene drei Mächte Miene machten, ihren Forderungen durch bewaffnete Demonstrationen Nachdruck zu geben, Oesterreich dagegen die Aufrechterhaltung einer neutralen Stellung vorzog. In den bald nachher sich entspinnenden Mißhelligkeiten zwischen Rußland und der Türkei, welche damals ganz Europa lebhaft beschäftigten, konnte der kaiserliche Gesandte keine in die Augen springende politische Thätigkeit entwickeln. Es schien dies auch nicht wünschenswerth. Desto erfolgreicher zeigte sich nach anderer Seite hin die Wirksamkeit des Herrn v. Bruck: — dieselbe erstreckte sich vornehmlich auf Herstellung von Einrichtungen, welche nicht allein der Türkei zugute kamen. In dieser Beziehung verdient vor Allem der Erlaß einer Hafenordnung für Konstantinopel Erwähnung, die unter dem direkten Einfluß des Internuntius entstand. Ebenso setzte er ein österreichisches Hafenkapitanat sowie ein Hafenamt ein, unterstützte den Bau eines Hospitals für österreichische Seeleute, half eine deutsche Schule ins Leben rufen. Stets erwies er sich während seines zweijährigen Aufenthalts allen Denen nützlich, welche seinen Schutz nachsuchten.

Inzwischen hatten sich seit dem Besuche des Kaisers Franz Josef in Berlin wol die Beziehungen zu dem deutschen Nachbarstaate gebessert, die Verhältnisse in Italien aber sich um so schlimmer gestaltet. Auch Ungarn grollte fort und düsterer, immer düsterer umwölkte sich im Osten der politische Horizont, als die von Rußland in Konstantinopel erhobenen Forderungen infolge des brüsken Auftretens des Fürsten Mentschikoff die ernstesten Verwicklungen befürchten ließen. Oesterreich bot zur friedlichen Vermittelung, nach beiden Seiten hin, die Hand und hielt hierbei den Charakter einer aufrichtigen Neutralität aufrecht. Diese Zurückhaltung dauerte auch nach dem Zusammentreffen der beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland im Lager von Olmütz fort. Während Rußland rüstete, ließ Oesterreich eine Verminderung seines hohen Heeresbestandes in noch größerem Maßstabe als bisher vor sich gehen. Auch sonsthin bemühte man sich, beruhigend auf die Gemüther zu wirken, indem man die militärischen Ausnahme-Maßregeln in den deutschen und böhmischen Erblanden aufhob und den Belagerungszustand im lombardisch-venetianischen Königreiche milderte.

Dagegen war es ungeachtet aller Anstrengung nicht gelungen, die österreichischen Finanzen aus der mißlichen Lage zu bringen, in welcher sie sich seit dem Jahre 1848 befanden. Die Staatsausgaben hatten sich mit den steigenden Ansprüchen der Centralisation und der Reorganisation aller Zweige des öffentlichen Lebens ungemein erhöht. Das Agio war wieder auf 28 Prozent gestiegen, und jegliche Mühe schien verschwendet, die Bank solvent zu machen. Vergebens hatte man die Aktien derselben vermehrt, ein Silberanlehen im Auslande abgeschlossen, Anlehen von 500 Millionen kontrahirt: einen Einfluß auf die Valutaverhältnisse hatte Niemand von dem Allen verspürt. Dieser chronische Zustand der Verschlimmerung hörte freilich ebenso wenig auf, als man sich später entschloß, einer österreich-französischen Aktiengesellschaft die kaiserlichen Staatsbahnen Bodenbach-Olmütz, Wien-Pest, Orowicza-Basiasch, mehrere Staatsgüter, z. B. das Kohlenwerk Brandis sowie verschiedene andere Kohlengruben, Eisenwerke, Maschinenstätten und Gießereien gegen 200 Millionen Gulden in Gold und Silber zu überlassen. Nur eine Radikalkur, die von unten auf das gesammte Wirthschaftsleben des Staates mit neuer Frische erfüllte, versprach noch Rettung und Hülfe. Doch der Arzt, der zu solch einer langsamen und schwierigen Heilmethode sich verstanden hätte, war nicht bei der Hand; die dekretirte Centralbehörde, welcher die Kontrole über das gesammte Staatsrechnungswesen zustehen und die unmittelbar mit dem Monarchen verkehren dürfen sollte, erwies sich einem so langjährigen Uebel gegenüber als völlig unzureichend.

Als hervorragendster Moment der äußeren Politik während dieser Periode darf die Unterzeichnung des Wiener Konferenz-Protokolls betrachtet werden, weiterhin, infolge der immer gefährlichere Gestalt annehmenden orientalischen Frage, der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen (im April 1854), dem später auch der Deutsche Bund beitrat, und endlich der Vertrag mit der Pforte (24. Juni 1854) wegen Besetzung der Donaufürstenthümer. Wir Alle wissen, daß dessenungeachtet der orientalische Krieg nicht abgewendet, wohl aber eine bis jetzt unverminderte Abneigung der Machthaber Rußlands gegen das österreichische Gouvernement heraufbeschworen worden ist. Dagegen

vernichtete die bewaffnete Neutralität, zu welcher der Leiter der auswärtigen Politik rieth und welche trotzdem zur Aufstellung von 750,000 Mann führte, die zeitweilig erwachte Aussicht auf Verschwinden des bisher chronisch gewesenen Defizit im Jahresbudget des Kaiserstaates.

Unterdessen unterließ der Internuntius zu Konstantinopel nichts, sich das Vertrauen der türkischen Machthaber zu erhalten, was sich deutlich darin zeigte, daß die Pforte ihn am häufigsten zu ihren vertrauten Berathungen heranzog, als sich die Verwicklungen immermehr steigerten. Das Streben des Freiherrn, den Frieden zwischen der Pforte und Rußland aufrecht zu erhalten, blieb allerdings erfolglos, da Frankreich und England unter sich eins waren, dem Koloß „mit thönernen Füßen" entschieden entgegenzutreten und den stolzen Zaren zu demüthigen. Als nicht unwichtiges diplomatisches Ergebniß darf indessen der Abschluß der vorhin erwähnten Juni-Konvention gelten, wodurch Oesterreich an der Donau und am Pruth eine gebietende militärische Stellung einzunehmen vermochte, ohne daß ihm eine weitere Verpflichtung auferlegt gewesen wäre, als dieselbe zu vertheidigen, wofern sie angegriffen würde, was jedoch kaum zu besorgen stand und auch nicht stattfand.

Infolge des Rücktritts des bisherigen Finanzministers von Baumgartner im Frühjahr 1855, während der Krieg innerhalb des Bereiches des Donau- sowie des Schwarzen Meeres-Gebietes und der Krim noch zahlreiche Opfer abverlangte, wurde Freiherr von Bruck aus Konstantinopel abberufen, um das erledigte Portefeuille der Finanzen zu übernehmen. Damit trat eine der schwierigsten Aufgaben an ihn heran, die einem staatsmännischen Heilkünstler überhaupt nur gestellt werden konnten. Er sollte den Haushalt eines Staates ins Gleichgewicht bringen, dessen Budget selbst in völlig ruhigen Zeiten jährlich ein Defizit von mindestens 50 Mill. Gulden aufwies, und zwar ohne an eine Vermehrung der Staatseinnahmen denken zu dürfen, denn die Steuerlast erschien bereits unerträglich. Was seine Aufgabe aber noch ganz besonders erschwerte, das war die eigenthümliche Stellung, welche damals ein Finanzminister von Oesterreich einnahm. Derselbe besaß bei den Verwilligungen, zu deren Ausführung die Gelder des Staates in Anspruch genommen wurden, keineswegs die entscheidende Stimme, wie die Staatsvermögensverwalter anderer Länder. Ihm lag nur die unliebsame Verpflichtung ob, die Gelder herbeizuschaffen, welche die anderen Ministerien benöthigten. Gegenüber den Departements, wo Sparsamkeit am nothwendigsten und rathsamsten gewesen wäre, wie beim Militärwesen, hatte er gar nichts hineinzureden. Dies Alles schreckte jedoch Herrn von Bruck nicht zurück. Er kam den Befehlen seines Kaisers nach und übernahm am 10. März 1855 das schwierige und dornenreiche Amt eines österreichischen Finanzministers. Indessen vertraut seit 30 Jahren mit den Hülfsmitteln Oesterreichs, unabhängig in seinen Ueberzeugungen, klar im Urtheil und ein Feind aller halben Maßregeln, faßte er seine Stellung so auf, wie es die Natur der Verhältnisse gebot.

Vor allen Dingen handelte es sich darum, jeden Schritt zu vermeiden, welcher die endliche Planirung der finanziellen Unebenheiten verzögern konnte. Das Augenmerk des Ministers war deshalb nicht auf einen e i n z e l n e n Zweig der Volkswirthschaft sowie der Finanzen des Staates gerichtet, vielmehr zog er Alles,

was das materielle Leben Oesterreichs anging, in den Bereich der zu lösenden Aufgabe. Er erkannte, daß die Staatsverwaltung vor Allem die Aufgabe habe, die Produktion allseitig zu freier Entwicklung zu bringen. Auf das Studium dieser Faktoren eines gesunden Staatshaushalts, der hauptsächlichen Quelle aller Staatseinkünfte, verwandte Herr von Bruck mehrere Monate. Das Resultat seiner gründlichen Umschau war die Aufstellung eines einheitlichen Systems, nach welchem die nöthigen Umgestaltungen vorgenommen werden sollten.

Als leitende Prinzipien sollten zunächst folgende Hauptpunkte ins Auge gefaßt werden: Reduzirung des Heeres, Beschränkung der Börsenspekulation vermittelst der Kapitalien der Bank, Verminderung des Notenumlaufes durch Abtragung der Zettelschuld bei der Bank, successive Beseitigung des jährlichen Defizits im Staatshaushalte. Zur Ausführung dieses Programms gehörten Zeit, Sparsamkeit, Vertrauen sowie die friedliche Entwicklung der Kräfte und Hülfsquellen des Landes.

Das In- und Ausland begrüßte die Ernennung des Freiherrn von Bruck als einen Uebergang zu geregelten Finanzverhältnissen in Oesterreich, und vornehmlich die Börse in Wien erklärte ihre Uebereinstimmung mit der Berufung dadurch, daß in der kurzen Frist von wenigen Wochen die Wechselcourse auf deutsche Plätze sowie London in einer Weise sanken, wie man dies seit langer Zeit nicht mehr gewohnt war: das Agio fiel fast um die Hälfte binnen wenigen Tagen. Die Unsicherheit im kaufmännischen Verkehr, hervorgerufen durch die trostlosen Schwankungen der Valuta, gänzlich zu entfernen, darauf zielten die nächsten Maßregeln hin, welche der neue Finanzminister in Vorbereitung hielt. Hätte Herrn von Bruck so sehr das Glück begünstigt, als sein Eifer außerordentlich war, seinem finanziellen Talente wäre die Lösung der übernommenen Aufgabe sicher gelungen. — Zunächst ging seine Absicht dahin, das Verhältniß des Staates zur Bank zu ordnen, weil davon die Zurückführung der Valuta auf ihren normalen ursprünglichen Stand und hiervon wiederum die Hebung des Staatskredits abhängig war. Das ließ sich freilich nur vermittelst großer Opfer fertig bringen. Doch er wußte mit dem Unvermeidlichen unter Aufwand von seltenem Muth und mit einer Entschlossenheit zu rechnen, welche eines besseren Ausganges wohl werth gewesen wären. Er begriff recht gut, daß Palliativmittel hier gar nicht am Platze sein würden, da sie die Genesung nur verzögern konnten. Die Bank hatte von dem Staate nach Abrechnung der früher fundirten Schuld noch 155 Mill. Gulden zu fordern und sie mußte dafür Deckung erhalten. Zu diesem Zwecke verpfändete der Finanzminister für diesen Betrag Staatsdomänen und ertheilte der Bank das Recht, Hypotheken darauf aufzunehmen oder aber auch das Pfandgut zu veräußern; sie erhielt weiterhin das Recht der Pfandbriefemission bis zu 175 Mill. Gulden. Dadurch, sowie infolge der ihr ertheilten Erlaubniß, um 35 Millionen ihr Kapital erhöhen zu dürfen, sah sie sich, zumal sie für die neuen Aktien Banknoten nur zum Tagescours anzunehmen brauchte, in den Stand gesetzt, ihren Silbervorrath in einer angemessenen Weise zu vermehren und auf solche Weise die nöthigen Vorkehrungen für die spätere Wiederaufnahme der Baarzahlung zu treffen, woraus die Regulirung der Valuta von selbst hervorging. Ueberdies ward dem Immobiliar-Kredit durch Gründung

eines Hypotheken-Instituts unter die Arme gegriffen und dies übte gleichzeitig einen wohlthätigen Einfluß auf die gesammte Güterbewegung des Staates aus.

Jedermann, selbst die Gegner des Finanzministers, mußten zugeben, daß derselbe in seiner Stellung eine ganz außerordentliche Thätigkeit entwickele. Dieser rastlose Fleiß imponirte den gebietenden Herren der Comptoirs und der Börse, und der Name Bruck lebte im Munde der großen und kleinen Geldleute. Der Krieg im Orient hatte auch Oesterreich schwere finanzielle Opfer auferlegt. Als nun der Minister, um tabula rasa zu machen — zu dem Mittel einer freiwilligen Anleihe griff, der erste Versuch, im Lande selbst die Mittel aufzubringen, welche die Regierung über das Erträgniß der Steuern und Abgaben hinaus gebrauchte, — da sprach sich in glänzender Weise das Vertrauen der Geschäftswelt zu dem Leiter des Finanzwesens Oesterreichs aus. Nicht allein die verlangten 500 Millionen wurden in der kurzen Frist von einem Monat gezeichnet, sondern darüber hinaus weitere 111 Millionen. Daß Bruck das veröffentlichte Maximum um letzteren Betrag überschritt, ohne die Staatsgläubiger hiervon zu benachrichtigen, versetzte freilich dem Staatskredit einen auf lange Zeit empfindlichen Schlag, und die Folgen äußerten sich bei dem später ausgeschriebenen Lotterie-Anlehen.

Bis auf letzteres verdienen alle bis dahin von Bruck angeordneten Maßregeln unbedingten Beifall, was indessen in Rücksicht auf das von ihm zugelassene Kreditinstitut für Handel und Gewerbe nicht so unbedingt behauptet werden kann. Pereire und Rothschild bewarben sich um die Erlaubniß zur Gründung einer solchen Kreditbank. Letzterer in Verbindung mit den Fürsten Schwarzenberg, Fürstenberg u. m. A. erhielt den Vorzug. Dem Institut selbst wurde allerdings eine Einrichtung zu Theil, die sehr wesentlich von der des französischen Crédit Mobilier abweicht. Hauptzweck der österreichischen Kreditanstalt sollte sein — auch wenn die Statuten dies nicht ausdrücklich hervorheben — den Mittelpunkt abzugeben für die Bildung von Gesellschaften zur Erbauung der großen Eisenbahnen. Denn vom Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes bleibt der rasche Austausch der vielfachen Produkte des Staates abhängig, und Ungarns fruchtbare Hügel und tiefgrundige Pußten werden sich erst dann beleben, wenn ihre jährlichen Ernteüberschüsse wirklich rasch den darnach verlangenden Nachbarländern oder anderen europäischen Abnehmern zugeführt werden können. Deswegen tritt immer und immer wieder für jeglichen Finanz- und Handelsminister die Erweiterung und der Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes in den Vordergrund als eine Vorbedingung für die wirthschaftliche Gesammtentwicklung des Kaiserstaates. Aus diesem Grunde erschien es Bruck nöthig, dafür Sorge zu tragen, daß die Unternehmungslust begünstigt und die sich bildenden Eisenbahngesellschaften an ein mit großen Kapitalien ausgerüstetes Institut sich anlehnen könnten. Nach dieser Richtung hin hat die Kreditanstalt auch Wesentliches geleistet. Auf der andern Seite ist gegen sie angeführt worden, daß, während durch sie fremde Kapitalien nach Oesterreich eingeströmt und hierdurch die Spekulation ermuthigt worden sei, dies doch keineswegs, wie Bruck wohl hoffen mochte, der Industrie zu Gute gekommen wäre. Wohl aber sei durch ihre Zulassung der Paroxismus des Börsenspiels vermehrt worden, und dieser habe endlich auch die kleineren Kapitalisten in seine verderbenschwangeren Kreise

gezogen, sodaß es schließlich dem soliden Industriellen ebenso wenig wie dem Grundbesitzer mehr möglich geworden, die benöthigten Kapitalien zur Erweiterung einer fruchtbringenden Thätigkeit aufzubringen. In dieser Beziehung zeigte sich der österreichische Crédit Mobilier allerdings kaum minder verhängnißvoll, wie das gleichnamige Geldinstitut zu Paris. Doch was das Wiener Institut auch in seinen Lehrjahren verschuldet haben mag, im Laufe der Zeit hat es sich doch überwiegend wohlthätig erwiesen.

Den Intentionen des Herrn von Bruck gemäß sollte die Kreditanstalt berufen sein, eine der wichtigsten Rollen bei dem schwierigen Geschäft der Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu übernehmen, und die Kreditanstalt hat in der That damals dem Umlauf größerer Mengen von Zetteln entgegengearbeitet. Die Grundlosigkeit der Lehre begreifend, daß die Masse der vorhandenen Noten den Escompte allein schon billig mache, nöthigte er die Bank bereits im August 1855, ihren Kredit zu beschränken und dadurch die Notenemission einzudämmen. Es war dies von zwei sehr wohlthätigen Folgen begleitet. Zuerst verminderte sich die Summe der cirkulirenden Noten, was für die Bank von Vortheil war; dann aber sahen sich die großen Häuser gezwungen, ihren Kredit auf fremden Plätzen in Anspruch zu nehmen, wodurch die Wechselcourse sanken. Mit den Restriktionen der Bank mußte aber die Zunahme der Cirkulations-Geschwindigkeit Hand in Hand gehen. Dies zu bewirken, sollte eine der Aufgaben der Kreditanstalt sein, die sie auch theilweise gelöst. Das offen zu Augen tretende Gute, welches die heroischen Maßregeln Bruck's zur Folge hatten, bestand zunächst darin, daß der Silbercours sich allmälig dem Paristande näherte, wodurch dem Finanzminister die Ausführung einer anderen wichtigeren Reform, die er schon seit längerer Zeit ins Auge gefaßt, erleichtert wurde. Er konnte nämlich am 24. Januar 1857 den Münzvertrag unterzeichnen, kraft dessen Oesterreich den Dreißigthaler- oder Fünfundvierzig-Guldenfuß annahm und wodurch die Handelsbeziehungen des Kaiserstaates zu den übrigen deutschen Ländern weiterhin erleichtert wurden. Der österreichische 45-Guldenfuß und der norddeutsche (preußische) 30-Thalerfuß sind hiernach nur noch dem Namen nach verschieden. Ein österreichischer Gulden ist seitdem = 20 preußische Silbergroschen, ein norddeutscher Thaler = $1\frac{1}{2}$ Gulden: die Rechnung gestaltet sich demnach sehr einfach. Ueberdies ist durch Ein- und Zweivereinsthalerstücke auch äußerlich eine gemeinschaftliche Münze geschaffen. Gleichzeitig mit dem Münzvertrag ward eine für Oesterreich allein giltige neue Münzeintheilung veröffentlicht, an die Stelle der bisher bestandenen Eintheilung der groben Münzen nämlich das Dezimalsystem gesetzt. Ein Paragraph desselben Vertrages verordnete, daß die österreichische Bank ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen solle. Der Anfang wurde damit auch in der That gemacht, aber freilich nicht in dem festgesetzten Umfang und innerhalb des vereinbarten Termins. Die endliche und völlige Wiederherstellung der Valuta verhinderten jedoch bald nachher die politischen Ereignisse, welche uns Allen noch im Gedächtniß sind und von denen wir sogleich sprechen werden. — Diesen nur ist es zuzuschreiben, daß es Baron von Bruck nicht gelang, in den österreichischen Finanzen das Gleichgewicht herzustellen und den fortwährenden Defizits ein Ende zu machen. Um dies zu erreichen, entschloß der Finanzminister

sich zum Verkauf der Südeisenbahn, was sich freilich nur mit einem Verluste von 30 Prozent bewerkstelligen ließ. Die Veräußerung weiterer Staats-Eisenbahnstrecken sollte der mißlichen Maßregel folgen, die vielfach angegriffen und sicherlich ihrem Urheber schwer genug angekommen ist, zumal derselbe damit auf seine frühere Lieblingsidee, den Staat in Besitz des gesammten Eisenbahnnetzes zu bringen, verzichten und damit stillschweigend eingestehen mußte, die Hülfsmittel Oesterreichs in Wirklichkeit überschätzt zu haben, als er in seiner Stellung als Handelsminister den Bau der Schienenwege mit so großem Eifer betrieb.

Wenn Baron Bruck auch als Finanzminister eine ganze Reihe von Eisenbahnen mit vorläufigen Konzessionen versah, ging er dabei mit guter kaufmännischer Berechnung zu Werke. Damals jagte, hervorgerufen durch das Spekulationsfieber, welches von dem Crédit Mobilier-Institute ausgegangen war, eine Unternehmung die andere, und es handelte sich darum, daß man sich durch die Menge Projekte hinsichtlich des österreichischen Eisenbahnnetzes nicht aus dem Felde schlagen lasse, zumal des Ministers Ansicht dahin ging, das zur Herstellung der Eisenbahn-Hauptlinien benöthigte Baukapital, wenn thunlich, mit einem Male zu beschaffen. So wurden denn in allen Theilen des Reiches rasch hintereinander verschiedene Linien in Angriff genommen. Die Konzessionirung derselben in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen ist vielfach getadelt worden, weil die Menge hintereinander auf den Markt geworfener Papiere einen Druck ausüben mußte, von welchem die übrigen Transaktionen des Finanzministers kaum unberührt bleiben konnten. Allerdings kamen die österreichischen Eisenbahngesellschaften infolge der Betheiligung des Auslandes und angelockt durch die hoch genug erscheinende 5prozentige Zinsengarantie rasch zu Stande, doch ein guter Theil des französischen und deutschen Kapitals kehrte bald nachher wieder in seine alte Heimat zurück.

Kaum waren während des Jahres 1856 all die großen Reformen angebahnt, als Herr von Bruck auch auf die früheren Entwürfe wieder zurückgriff und die Tarif- und Zollangelegenheiten abermals zum Gegenstand seiner Fürsorge machte. Im April 1856 erschien ein abgeänderter Zolltarif, der nicht nur von einer freisinnigen Auffassung der Zollverhältnisse Zeugniß ablegte, sondern auch wegen seiner einzelnen Sätze eine soziale und politische Bedeutung erlangte. Konsumtionsgegenstände und Halbfabrikate wurden mit Einem Schlage um 20—50 Prozent ihres bisherigen Zolls ermäßigt. Zucker, Kaffee, Kakao erfuhren eine ansehnliche Herabsetzung, Gewürze wurden, wahrscheinlich nicht ohne Rücksicht auf Triest, als den zukünftigen Stapelplatz ostindischer Spezereien, reduzirt. Der durch diese Abänderungen modifizirte Tarif stellte sich sogar mehrfach etwas niedriger als der des Zollvereins und konnte seiner Zeit als weiterer Schritt zur Anbahnung eines deutsch-österreichischen Zollvereins betrachtet werden. Dahin gingen auch die Eröffnungen, die Herr von Bruck noch im Herbst 1856 an das Präsidium des deutschen Zollvereins richtete und welche auf Ermäßigung der Durchfuhrzölle, Vereinfachung der Zollmanipulationen, Reduktion der Zölle für gewisse Rohprodukte, wie Wein, Vieh u. s. w. abzielten.

7. Lebensabschluß.

Nur wenige friedliche Jahre liegen zwischen dem Pariser Frieden und dem Ausbruche des italienischen Krieges von 1859. Innerhalb dieses kurzen Zeitraumes hat Oesterreich allerdings bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete industrieller Entwicklung und des Verkehrswesens gemacht, aber auch einen der verhängnißvollsten Rückschritte durch das im November 1855 abgeschlossene Konkordat. Seit dieser Zeit ist keiner der österreichischen Staatsleiter seines Lebens so recht wieder froh geworden, und wie der Pariser Frieden heute gewissermaßen nur als Introduktion zum Frieden von Zürich, beziehentlich zur Verdrängung Oesterreichs aus dem Norden Italiens angesehen worden, so hat man auch vielfach behaupten gehört, daß die der katholischen Kirche eingeräumte Sonderstellung nothwendigerweise zum Fall von Sadowa habe führen müssen. Wie viel Uebertreibung auch hierin liegen mag, jedenfalls hatten sich von 1859—1866 die Zustände im Innern des Kaiserreichs bis zu einem Grade verschlimmert und sich steigend ein solcher Pessimismus der Gemüther bemächtigt, daß die durch den Arm der Staatsgewalt niedergehaltene Unzufriedenheit zuletzt in Hoffnungslosigkeit unterging, ja bis zu einem Verzweifeln an der Zukunft des Staates sich verstieg. Gab es doch Leute genug, die so wenig an die Möglichkeit einer Besserung der Verhältnisse glaubten, daß sie geradezu noch größeres Unheil befürchteten, wenn der im Jahre 1859 unabwendbar gewordene Krieg mit Sardinien zu Gunsten des Kaiserstaates wäre entschieden worden. In Norditalien hatte weder die Reise des Kaiserpaars durch die Lombardei (November 1856), noch die verkündete Amnestie das bisherige Säbelregiment und verhaßte Regierungssystem vergessen machen können.

Der von Napoleon III. beim Empfang des diplomatischen Corps zur Neujahrswende (1859) an den österreichischen Gesandten gerichtete Neujahrsgruß ließ die rasch darauf folgenden Ereignisse ahnen. Der Verlauf des italienischen Krieges ist bekannt. Durch den Frieden von Zürich verzichtete Oesterreich auf die Lombardei mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera. Nächste Folge der Siege des mit Frankreich eng verbundenen Sardiniens war der Anschluß der italienischen Staaten an das unter Leitung eines schlauen Staatsmannes zum Königreich Italien emporgestiegene Piemont. Der bekannte Spruch Montecuculi's: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und — wieder Geld!" hatte sich damals wie vor zweihundert Jahren, wenn auch zum Theil in anderen Formen, bewahrheitet. Einen Krieg kann man heutzutage mit Papiergeld und Zwangscours-Banknoten führen, was vor 200 Jahren sehr problematisch gewesen sein möchte, aber auf jeden Fall nur einen siegreichen Krieg — keinen Krieg, in dem gleich nach den ersten verlorenen Schlachten Muthlosigkeit und Verzweiflung vorherrschen. Diese Behauptung ist keine gewagte. Selbst nach dem zweiten großen Mißgeschicke von Solferino würde schwerlich der Feind gleich vor den Thoren der Hauptstadt Oesterreichs erschienen sein, zuverlässig aber würden die Bewohner des Kaiserreichs den Kopf etwas strammer emporgehalten haben, wenn der Staat statt seiner chronisch gewordenen Geldnoth eine wohlgeordnete Finanzwirthschaft und nicht völlig entleerte Kassen als Rückhalt gehabt hätte. So aber diente dieser Krieg in erster Linie dazu, die alten Schäden völlig bloßzulegen.

Statt nun die völlig erschöpften und abgehetzten Provinzen durch die Entfesselung der geistigen Güter zu neuem Leben zu ermuthigen, vor Allem durch entschiedene Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung, statt durch Rücksichtnahme auf die wohlberechtigen Wünsche der Bevölkerungen, der äußeren Machtstellung des Kaiserstaates zu Hülfe zu kommen, erscheint die Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs seit dem Tode des Fürsten Felix Schwarzenberg nur aus einer Reihenfolge verhängnißvollster Mißgriffe bestehend.

Als es nach wiederhergestelltem Frieden sich darum handelte, die Krankheit ernstlich und gewissenhaft ins Auge zu fassen, welche am innersten Nerv des Staatskörpers zehrte, verurtheilte Freiherr von Bruck in einer an das Staatsoberhaupt und die höchsten Kreise gerichteten Denkschrift die ganze bisher verfolgte innere und auswärtige Politik und deren Urheber. Er wies mit Entschiedenheit auf die Nothwendigkeit gründlicher Heilungsversuche an Haupt und Gliedern hin, da nur hiervon eine Verjüngung zu erwarten sei.

An einer andern Stelle sprach sich der Finanzminister über Ursprung und Grundursache der vieljährigen finanziellen Bedrängnisse des Staates eingehender aus. Das Gedeihen Oesterreichs hielt er entschieden davon abhängig, daß vor Allem der Finanzminister Herr in seinem Departement werde und nicht blos der Steuereintreiber für die Erfordernisse des Kriegsministeriums sei. Wir sind überzeugt, nur des Ministers eigene Ideen auszusprechen, wenn wir, einem späteren Schriftstücke folgend, den Kernpunkt seines weiteren Gedankenganges mit gewissen Maßnahmen zusammenfallend erachten, von deren Unerläßlichkeit mit ihm noch eine große Anzahl denkender Köpfe überzeugt waren.

Wer hätte es bezweifeln mögen, daß in der Herstellung einer geregelten Finanzwirthschaft vorzugsweise die Handhabe liege, um Oesterreich zu seiner ehemaligen Machtstellung aufzurichten. Allerdings litten und leiden auch noch die meisten europäischen Staaten mehr oder weniger an demselben Uebel wie Oesterreich; in der relativen Höhe der Staatsschuld wird sogar Oesterreich von allen übrigen Großmächten, Preußen ausgenommen, übertroffen. Dessenungeachtet steht die Partie für Oesterreich bei weitem ungünstiger, als beispielsweise für England und Frankreich. Der Grund liegt darin, daß diese ihre Staatsschulden fast ausschließlich im Lande kontrahirt haben, während Oesterreich beinahe immer ins Ausland borgen gegangen ist. Bei jenen Staaten bleiben mithin die Renten für ihre Staatsschulden immer im Lande, ihre Staatsschuldenkasse wird gewissermaßen zur Spar- und Rentenkasse der französischen und englischen Staatsangehörigen, und der hierdurch geförderte Reichthum jener Staaten erscheint wie eine Quellenbildung, aus welcher der Staat schöpfen kann im Fall der Noth und in Tagen der Bedrohung. Dort sind Schuldner und Gläubiger zu einem organischen Naturleben zusammengewachsen, wo der Stoff, in sich selbst immer neue Kräfte erzeugend, eine ewige Dauer verspricht. Oesterreich liefert dagegen die Zinsen seiner Staatsschuld, die durch die Arbeit seiner Unterthanen aufgebracht werden müssen, mithin die Früchte ihres Fleißes, meist an das Ausland ab, ohne daß Nebenswerthes davon zurückflösse zur Neubelebung seiner erzeugenden Kräfte. Bruck wies mehrfach auf den bedenklichen Umstand hin, daß mehr als zwei Drittheile der österreichischen Staatsschuld im Auslande angelegt seien.

Von den etwa anderthalbhundert Millionen Gulden Jahreszinsen, welche letztere erheischt, wandern längere Zeit jahraus jahrein kaum weniger als 100,000,000 ins Ausland. Die Einwirkung dieser Erscheinung auf den materiellen Wohlstand steigert sich aber zu um so intensiveren Progressionen, je länger ein solcher Zustand fortdauert. So erklären die wirthschaftskundigen Staatsmänner den Mangel an Kapital in Oesterreich, und dieses wiederum ist Ursache der mangelhaften oder unzureichenden Ausbeutung der unermeßlichen Naturschätze der österreichischen Länder. Eine höhere Rente aus Grund und Boden und Erdinnern zu ziehen, verhindert die Dürftigkeit der Verkehrsmittel, wozu infolge der jahrzehntlangen Nichtachtung der wirthschaftlichen Interessen kaum das Bedürfniß erkannt worden ist, zumal jene Mängel von einem guten Theile der Bewohner der weniger kultivirten Provinzen gar nicht empfunden wurden. Aus diesem Grunde erschien auch Manches im Lande Oesterreich gar nicht so schlimm, als es in Wirklichkeit war, und selbst der Schlendrian gewann im Glorienschein des Herkömmlichen das Ansehen, das aus der Ueberschätzung des Ueberlieferten erwächst.

Eine geregelte Finanzwirthschaft ist und bleibt daher die Vorbedingung zu jeglicher Kräftigung Oesterreichs. Stellt man nun die Frage, was in Bezug auf Pflege gesunder wirthschaftlicher Anschauungen, sowie zur Reform des Finanzwesens unter dem Metternich'schen Regime und nachher in Oesterreich geschehen ist, so lautet die Antwort: die österreichischen Finanzminister begnügten sich fast sämmtlich, unzureichende Abhülfen in Anwendung zu bringen: Ersparnisse im Staatshaushalt, Einführung neuer und Erhöhung bestehender Steuern, vornehmlich Anleihen sollten das chronisch gewordene Defizit verschwinden machen. In der Regel reichte man freilich mit dem so Errungenen nicht viel über den nächsten Zinstermin hinaus; man führte allezeit recht eigentlich ein Leben von der Hand in den Mund. Was zu thun sei, um den Staat von seinen Nöthen zu befreien, welche Mittel zu solchem Behufe zur Verfügung stehen müßten, begriff aus der Reihe der zahlreichen Finanzminister, die in Oesterreich seit zwanzig Jahren einander gefolgt sind, nur Freiherr von Bruck. Er war es, der bei Gelegenheit des sogenannten Nationalanlehens den ersten Versuch machte, aus dem Lande selbst die Mittel zur Wiederherstellung des Staatskredits heranzuziehen. Der Versuch gelang insofern, als der Betrag des Nationalanlehens nicht allein gedeckt ward, sondern sogar eine weit über 100 Millionen betragende Ueberzeichnung ergab. Daß die Verwendung dieser großen Summen in ganz anderer Weise stattfand, als Bruck es wollte, daß die aufgebrachten 611 Millionen zum größten Theile durch ebenso kostspielige wie nutzlose militärische Demonstrationen während des Krimkrieges aufgesogen wurden, — und daß bei entleerten Kassen die Finanzwirthschaft in ihrer bisherigen Misère weiter verharren mußte: — dafür trifft Bruck keine Verantwortung.

Baron von Bruck befand sich 1859 in der mißlichsten Lage. Kaum den eben berührten Verlegenheiten entronnen, sah er sich nach wenigen friedlichen Jahren dazu verurtheilt, den Erfordernissen und Nachwehen des fatalen italienischen Krieges Rechnung zu tragen. Den steigenden Ansprüchen gegenüber konnten kleinliche Auskunftsmittel nicht mehr verfangen. Im Auslande Geld zu borgen, schien nicht rathsam, hatte sich doch schon das letzte auswärtige Anlehen nur zu

dem damals fast denkbar höchsten Zinsfuß abschließen lassen. Und so griff Bruck zu dem Behelfe, ein neues Anlehen im Lande, das sogenannte Lotterieanlehen, zu kontrahiren. Auf die verlangten 200 Mill. Gulden wurden jedoch nur 70 Millionen gezeichnet, und es rächte sich nun bitter das bei der Nationalanleihe beobachtete strafbare Schweigen. Die nöthigen Summen im Staate selbst dort zu suchen, wo noch Millionen aufgespeichert waren, dieser Behelf blieb noch übrig. Aber man wagte nicht, da anzupochen, wo man erwarten mußte, daß Niemand „herein!“ rufen würde. Und dennoch, die Steuerkraft, bereits bis zum äußersten Maße angespannt, ließ weitere Steuererhöhungen schlechterdings nicht zu — wäre auch mit 15 oder 20 Millionen, die auf diese Weise vielleicht erlangt wurden, geholfen gewesen? Ersparnisse ließen sich in größerem Maßstabe nur noch beim Militärbudget erzielen, doch auch hier konnte man zufrieden sein, wenn man in den nächsten Finanzperioden vielleicht im besten Falle 20 Millionen abstreichen konnte. Allen Kalamitäten war mit Einem Schlage geholfen, wenn man endlich zu dem Entschlusse gelangt wäre: das geistliche Gut zur Mitleidenheit heranzuziehen.

Ist es ein Unrecht, wenn der Staat in seiner höchsten Bedrängniß ein solches Ansinnen an die Kirche stellt? Diese Frage ist seitdem vielfach aufgeworfen und ventilirt worden. Das deutsche Staatsrecht beantwortet dieselbe sehr unumwunden in dem Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803, dessen § 35 wörtlich lautet: „Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster in den alten sowol als in den neuen Besitzungen, katholischer sowol als augsburgischer Konfessionsverwandten, mittelbarer sowol als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien Disposition der respektiven Landesherren, sowol zur Beihülfe des Aufwandes für Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit.“ Dieses Reichsgesetz, welches auch für Oesterreich volle Giltigkeit hatte, erkennt der Staatsgewalt die unumschränkte Verfügung über die in ihren Ländern gelegenen Kirchengüter, und zwar nicht blos für kirchliche, sondern auch für Staatszwecke im weitesten Sinne rechtlich zu.

In Spanien, Italien und Mexiko, rein katholischen Ländern, hat man sich nicht den geringsten Skrupel gemacht, das geistliche Gut für die Zwecke des Staates in Anspruch zu nehmen. In Frankreich ist dasselbe schon im vorigen Jahrhundert geschehen, und selbst in Oesterreich trug man zur Zeit des Westfälischen Friedens gar kein Bedenken, die säkularisirten geistlichen Stifte, wie Trient und Brixen, sich anzueignen. Bereits unter Maximilian I. und Ferdinand I. wurden Amortisationsgesetze erlassen, wodurch es verboten wurde, unbewegliche Güter an Kirchen zu schenken oder denselben länger als drei Jahre in Besitz zu geben, wenn die landesherrliche Bewilligung nicht erlangt war. Um Vieles weiter ging noch die Josefinische Gesetzgebung. Die Erwerbung durch Kauf an die todte Hand ist noch heutigen Tages an die landesherrliche Genehmigung gebunden, was freilich seit dem Konkordat zu einer Formalität herabgesunken war.

Als man im Jahre 1850 die Radikalkuren in Erwägung zog, deren Anwendung als Hülfe für den Staat erschien und einem subsidiären Verfügungsrechte des Staates über die Einkünfte des geistlichen Gutes, soweit sie nicht für kirchliche Zwecke aufgebraucht werden, eifrig das Wort redete, dachte man jedoch keineswegs an eine förmliche Einziehung des geistlichen Gutes zum Staatsvermögen, wie dies in Spanien, Italien 2c. geschehen ist. Eine solche Maßregel wird, wenn auch unter Umständen politisch, sich doch nie rechtlich rechtfertigen lassen. Die schlechthin ins Werk gesetzte Einziehung der geistlichen Besitzungen als Staatsgut würde sogar dem eigentlichen Zwecke vielleicht nur unvollkommen entsprochen haben, da es, wie die Erfahrungen bei dem Domainenverkaufsgeschäfte zeigten, für Niemand mehr als für den Staat Schwierigkeiten bietet, Immobiliarbesitz in Geld umzusetzen. Bei den geistlichen Besitzungen kommt noch hinzu, daß ein Theil derselben seit einer Reihe von Jahren vernachlässigt worden sein soll, sodaß ihr Ertrag bei weitem nicht ihrem Areal, ihrer Bodenbeschaffenheit und ihren sonstigen Verhältnissen angemessen erscheint.

Denn der weiterblickende Theil des Klerus hat schon bei Abschluß des Konkordats sich nicht verhehlt, daß die eingegangene ungleiche Verbindung kaum Aussicht auf längere Dauer gewähre. Diese Erwägung hat es den Betreffenden nahe gelegt, die gute Zeit möglichst rasch und ausgiebig zu benutzen. Ob dem entsprechend, die Ueberschüsse der Einkünfte der geistlichen Stiftungen vorzugsweise im Auslande untergebracht worden, wie behauptet worden ist, mag dahin gestellt bleiben. Unwahrscheinlich ist es unter allen Umständen, daß mehrere Orden sogar ihre Güter mit Schulden belastet haben sollen, um die daraus gewonnenen Summen außerhalb Oesterreichs anzulegen; denn es gehört zu größeren Geldaufnahmen (schon über 1000 Gulden) nicht nur die Genehmigung der Oberen, sondern auch die der Regierung. Jene Vermuthung hat deshalb nur eine so allgemeine Verbreitung finden können, weil trotz der notorisch großen Einkünfte die Betheiligung des hohen Klerus, der Klöster und Stifter an den finanziellen Operationen des Staates eine nur äußerst geringe gewesen ist. In Bezug auf das Nationalanlehen war die Betheiligung kaum der Rede werth, ja der Gewährsmann, dem wir hier folgen, versichert, daß der ärmste Beamte zu dem „freiwilligen Zwangsanlehen" der Regierung im Grunde zehnfach mehr beigetragen habe, als die reichen Stifter.

Der Werth des geistlichen Grundbesitzes läßt sich allerdings schwer abschätzen. Im Jahre 1849 ward das gesammte geistliche Vermögen des Kaiserstaates in runder Summe auf 367 Mill. Gulden mit 11 Mill. Passiven und einem Einkommen von 24 Millionen taxirt. Doch beruht diese Schätzung ausschließlich auf den eigenen Angaben der Geistlichkeit, welche unter den damals obwaltenden Verhältnissen ein ebenso natürliches als begreifliches Interesse daran hatte, ihre Selbstabschätzung so niedrig als möglich zu stellen. Ueberdies ist notorisch der Werth des Grundbesitzes seit 1849 in Oesterreich um mehr als das Doppelte gestiegen. In Anbetracht dieser Umstände mochte der Schätzungswerth vor zehn Jahren mit nahe an 1000 Mill. Gulden für das in Oesterreich befindliche geistliche Gut keineswegs zu hoch gegriffen sein. — Konnte nun ein der Geistlichkeit auferlegtes Zwangsanlehen von 400—500 Mill. Gulden als eine

allzu harte Zumuthung gelten? Das geistliche Gut war bereits im Jahre 1849 seinen eigenen Angaben zufolge so gut wie gar nicht verschuldet; seitdem sind ihm enorme Kapitalien aus der Grundentlastung und von anderer Seite her zugeflossen. Beträchtliche Theile der jährlichen Reinertragsüberschüsse sind fortwährend wieder kapitalisirt und wohl angelegt worden. Es konnte somit nicht schwer halten, schon von den im Eigenthum des Klerus befindlichen Kapitalien und Werthpapieren einen namhaften Theil der gedachten Summe verfügbar zu machen. Für den Rest die geistlichen Besitzungen mit Hypotheken zu belasten, was aber immerhin in keinem abnormen Verhältnisse zu geschehen brauchte, würde, nehmen wir eine Beleihung von 200—300 Mill. Gulden an, höchstens doch eine Verschuldung bis zum vierten Theile des Grundwerthes zur Folge gehabt haben — ein keineswegs unnatürliches Verhältniß, zumal hier, wo der Eigenthümer durchschnittlich einen gewissen Theil der Bodenrente nur für sich verbraucht, den Rest aber alljährlich kapitalisirt. Wie wenig sich infolge dessen Klerus und Stiftsherren Beschränkungen in ihrem Wohlleben aufzulegen brauchten, erhellt aus einer Liste der Jahreseinkünfte der vornehmsten Prälaten, Klöster und Stifter des Kaiserstaats. Der Erzbischof von Gran hat eine Einnahme von mehr als ½ Mill. Gulden, der von Olmütz 300,800 Fl., Prag 71,680 Fl., Linz 51,250 Fl., das Prager Domkapitel 80,060 Fl., St. Florian 95,000 Fl., die Kreuzherren in Prag 54,000 Fl., die Prämonstratenser in Schlögl 53,150 Fl., in Tepl 223,000 Fl., bei den Schotten in Wien 197,000 Fl., in Seitenstätten 92,600 Fl., in Göttweig 71,600 Fl., St. Peter in Salzburg 87,500 Fl., Kremsmünster 191,700 Fl., Admont 52,700 Fl., St. Lambrecht 50,200 Fl., Heiligenkreuz 93,900 Fl., Hohenfurt 51,000 Fl., Ossegg 87,900 Fl. Diese Angaben, von den Betreffenden selbst gemacht, rühren aus dem Jahre 1849 her. In Wirklichkeit mochten sich alle diese Revenuen im Jahre 1860 aber auf das Doppelte belaufen.

Niemand konnte unter solchen Verhältnissen sagen, daß die Belastung des geistlichen Gutes mit einem Zwangsanlehen von einer halben Milliarde den österreichischen Klerus ruinire. Ja man hat das Gegentheil behauptet. Müßten, so ist gesagt worden, alljährliche Zinsen für die auf die geistlichen Güter intabulirten Hypotheken aufgebracht werden, so würde hierdurch dem Klerus eine rationellere und in dessen Folge einträglichere Bewirthschaftung seiner Güter zur Nothwendigkeit gemacht, und der jährliche Abgang in den Einnahmen hätte sich dergestalt gar bald wieder ausgeglichen, ja voraussichtlich in wenigen Jahren schon in ein dem Beutel der Geistlichkeit zufließendes Plus verwandelt.

Soldhermaßen kalkulirten Diejenigen, welche im Jahre 1860 von der steigenden Noth des Staatshaushalts in erster Reihe berührt wurden; hätte man damals zu solch einer Radikalkur sich entschließen können, die Kalamität wäre mit einem Schlage gehoben gewesen. Und dasselbe, was zu jener Zeit zweckmäßig erschien, erscheint heute noch gleich rathsam. Indessen wogen damals die zärtlichen Rücksichten gegen die Hauptträger des Konkordates vor, und Bruck blieb es überlassen, wiederum zu den alten unzureichenden Palliativmittelchen seine Zuflucht zu nehmen. Man kann demselben vielleicht daraus einen Vorwurf machen, daß er im Amte verblieb, wiewol ebensowenig auf seine dringend mahnende Stimme wie auf seine vielfachen Rathschläge gehört wurde. Wie aber,

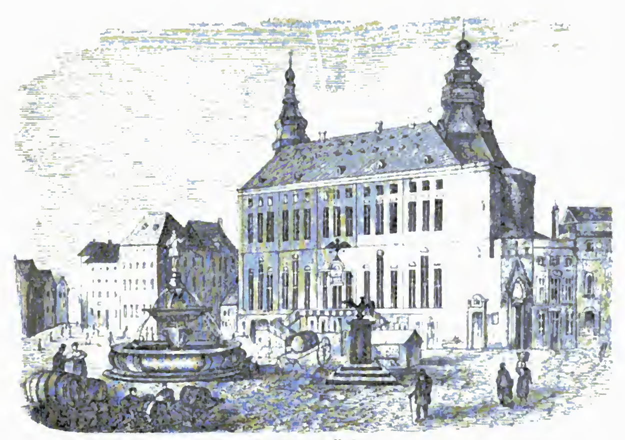
wenn auch er, gleich so vielen Andern, verdrossen die Flinte ins Korn geworfen und gegenüber den steigenden Verlegenheiten des Staates wie ein Feigling gehandelt hätte? — Er harrte auf seinem fatalen Posten aus, arbeitete unermüdlich fort und bereitete andere Maßnahmen vor, von denen er hoffte, daß sie den Staatsfinanzen aufhelfen würden. Daß er gar bald schon die Unzulänglichkeit seiner Anstrengungen erkannte, steht fest; auch entging ihm keineswegs der schlechte Eindruck, den das Mißlingen des Lotterieanlehens höheren Ortes hervorrief. Von Neuem kam er in dringlicher Weise auf die Nothwendigkeit eines Systemwechsels und Gutheißung kräftiger Maßregeln zurück, um den Staatshaushalt in Ordnung zu bringen; vor Allem betonte er die Nothwendigkeit der Verleihung einer Reichsverfassung, vor welchem Schritt die damalige Regierung freilich zurückwich, wozu sie sich indessen einige Jahre später doch genöthigt fand. Sein Drängen auf Reformen erbitterte noch mehr seine ohnehin zahlreichen Gegner in der Umgebung des Staatsoberhauptes, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er sie alle, die kleinen Geister einer gerichteten Zeit, in solchem Grade übersah.

Wie erhebend erscheint gegenüber dem ablehnenden Verhalten jener Kurzsichtigen vom Jahre 1860, — die inzwischen allseitig fest gewurzelte Erkenntniß, daß eine Verjüngung des Staatskörpers vermittelst des Zusammenwirkens aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde Noth thue, — Anschauungen, welche in Oesterreich von 1868 seit 1866 zu herrschenden geworden sind, und welche sich aussprechen in allen konstitutionellen, fortschrittsfreundlichen Maßnahmen der österreich-ungarischen Staatsleitung! Konnte dem vielgeschmähten Finanzminister von 1860 eine glänzendere Rechtfertigung zu Theil werden? In jenen Unglückstagen aber gewannen die Oberhand Neider und Schwachköpfe, Hofschranzen und Schmeichler, Finsterlinge und Rückschrittsadvokaten. Sie verkleinerten die Verdienste Bruck's, und indem sie ihm das Mißlingen von Maßregeln, die Folgen von politischen Zwischenfällen, deren Ausgang er nicht in der Hand hatte, als Verbrechen anrechneten, vergaßen diese Ketzerrichter die außerordentlichen Wohlthaten, welche Bruck's schöpferisches Schalten und Walten während einer an wirklichen Talenten überaus armen Zeit über sein Adoptivvaterland ergossen. Gegen ihn sprach allerdings die überaus mißliche Lage des Staatshaushaltes. Konnte aber die Verwaltung des Ministers dafür überhaupt verantwortlich gemacht werden? Konnte er zuerst den Ausbruch des orientalischen und wenige Jahre nachher des italienischen Krieges verhindern und das davon mit herrührende Mißlingen seiner Pläne und Absichten abwenden? — Trotz der Geringschätzung, mit welcher Bruck seitens der Höflinge begegnet ward, verließ derselbe jedoch seinen Posten nicht, so sehr sein oft leidender, meist nervös aufgeregter Zustand ihm größere Schonung zur Pflicht gemacht hätte. Als aber die großen Unterschleife entdeckt wurden, welche der Feldmarschallleutnant von Eynatten und andere feile Kreaturen während des italienischen Krieges sich zu Schulden kommen ließen, ward auch sein Name genannt. Noch mehr — am 20. April 1860 erhielt auch Freiherr von Bruck eine Ladung, vor dem Untersuchungsrichter als Zeuge im Prozeß Eynatten zu erscheinen, obgleich er eine kaiserliche Zusicherung gehabt haben soll, nur schriftlich sein Zeugniß abzulegen. Infolge dessen bat der tief Gekränkte den Kaiser sofort schriftlich um seine Entlassung aus dem

Amte; zwei Tage später empfing er wirklich seine Verabschiedung in der ungnädigsten Form. Aufgerieben durch jahrelange Sorgen und Arbeiten, tief verletzt durch den Verlust des kaiserlichen Vertrauens, faßte der verfolgte Mann in einer Stunde höchster Aufregung den beklagenswerthen Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen. Am Morgen des 23. April fand man den gefallenen Minister mit tiefen Schnittwunden im Halse sowie im Vorderarme in seinem Bette im Blute schwimmend. Sein Tod erfolgte am Nachmittag desselben Tages. Der Verdacht, daß er sich an den Unterschleifen der Generale einer Mitschuld bewußt gewesen sei, stellte sich gar bald als grundlos heraus. Doch eine offizielle Ehrenerklärung von Seiten der Regierung erfolgte leider erst ein Jahr nach seinem Verscheiden. Für seinen Ruf ist der Umstand von Bedeutung, daß er Reichthümer nicht hinterlassen hat.

Freiherr von Bruck, ein Mann von gewinnender Persönlichkeit, zeigte sich ebensowol in seinem öffentlichen wie Privatleben als durchaus achtungswerther Charakter; — wohlwollend, leutselig, redlich, thätig und freisinnig. Sein lebhaftes, wol zur Heftigkeit hinneigendes Temperament war jedoch Ursache, daß ihm bei außerordentlichen Fällen bisweilen seine gewöhnliche Besonnenheit abhanden kam, was auch den Schlüssel zu seinem traurigen Lebensabschluß bietet. Bruck war von stattlicher Gestalt, das Befehlen ihm angeboren. Sein Amt führte er mit Anstrengung aller seiner bedeutenden physischen und geistigen Fähigkeiten. Nicht blos als Begründer des Lloyd, sondern auch als Minister hat er Oesterreich überaus werthvolle Dienste geleistet, indem er eine industrielle Bewegung veranlaßte, die unterdessen, wie aus den Weltausstellungen des letzten Jahrzehnts erhellt, wahrhaft großartige Früchte getragen hat. Durch sorgsame Pflege der Verkehrsanstalten sowie durch gesetzgeberische Akte von größter Tragweite hat er Oesterreich in ganz neue Bahnen geleitet. Sein letztes Verdienst, das er sich um die Gewerbthätigkeit seines Adoptivvaterlandes erwarb, war das von ihm herrührende neue Gewerbegesetz, das sich auf freiheitliche Bewegung gründet. — Allerdings würde man sich sehr täuschen, wollte man glauben, Bruck habe zu den Anhängern des Freihandelssystems gehört. Er war im Gegentheil einer der entschiedensten Vertreter der Grundsätze Friedrich List's. Sein Ideal, jenes mitteleuropäische Handelsreich, in dem Oesterreich die hervorragendste Rolle spielen sollte, stützte sich auf die Idee eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen die englische und französische Industrie und des Ausschlusses jeder fremden Konkurrenz von einem großen mitteleuropäischen Markte. Seine Schöpfungen haben ihn überlebt; sie sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken und lassen es tief bedauern, daß traurige Ereignisse, für deren Eintritt ihn eine Schuld nicht trifft, seinem Dasein ein verfrühtes Ende machten. Bei längerem Leben würde er sicher noch Großes und Segensreiches gewirkt haben.

Jedenfalls ist das Leben dieses Mannes, trotz seines jähen und tragischen Abschlusses, höchst lehrreich und vielfach aufmunternd. Denn es ergiebt sich aus demselben, was der mit Geisteskraft Ausgerüstete, wenn er sie würdig und hochsinnig anwendet, Großes zu leisten im Stande ist und zu welcher Lebenshöhe geistige Güter unter günstigen Umständen einen energischen Mann zu erheben vermögen.



Rathhaus zu Aachen.

David Justus Ludwig Hansemann,

als Kaufmann, Publizist und Staatsmann.

(Porträt vergl. Titelbild zur I. Sammlung.)

In den mannichfachen Zweigen bürgerlicher Thätigkeit und auf den fast zahllosen Feldern, welche Kunst, Handel und Gewerbe seit Jahrtausenden urbar gemacht haben, hat es stets in gewissen Fächern höher Begabte von Zeit zu Zeit gegeben, welche über ihre Zeitgenossen weit emporragten und der Nachwelt noch lange als Vorbild dienen. So auch auf dem Gebiete der Handelsinteressen. Aber man hat keine Beispiele in der Geschichte, daß ein weltbekannter Tonsetzer, ein durch die Schöpfungen seines Pinsels zu unsterblichem Ruhm gelangter Maler, ein Canova, ein Thorwaldsen, ein Rauch, die doch dem Gestein und dem Erz Leben einzuhauchen wußten, jemals berufen, mithin befähigt erachtet worden wären, das Wohl und Wehe eines Staates wahrzunehmen. Ebenso wenig erging jemals ein solcher Ruf an die ausgezeichnetsten unter den hervorragenden Künstlern des baulichen Schaffens, unter den Neuern etwa an einen Schinkel, oder an Jene, die mit einer beispiellosen Energie das ehemals so einfache Getriebe vor der Esse und dem Amboß zu einer vorher kaum geahnten Industrie entfalteten, wie etwa ein Borsig.

Aus dem unverwelklichen Kranze der Dichter unseres Vaterlandes ragt zwar ein Heros hervor, Goethe, der eine Zeit lang den hohen Posten eines

Ministers bekleidete; allein so wie es einerseits eine Entweihung der seltenen Gottesgabe wäre, die einen Schiller, Goethe, Lessing, Richter 2c. zu unsterblichen Schöpfungen begeisterte, wenn man sie zu den im Eingange bezeichneten bürgerlichen Berufszweigen zählen wollte, so läßt sich auch andererseits erkennen, daß dem Dichter als Minister gar oft unendlich unbehaglich zu Muthe gewesen ist, ganz abgesehen davon, daß — was wol so bald nicht wieder zur Erscheinung gelangt — eine eigenthümliche Art von wahlverwandtschaftlichem, ja kordialem Verhältniß zwischen dem Regenten und seinem Minister waltete, und daß dies in einem Miniatur-Staate und zu einer Zeit geschah, die man heutzutage als eine patriarchalische bezeichnen hört. Man könnte endlich sich versucht fühlen, auf den Gelehrtenstand, im engeren Sinne, hinzuweisen, als einen solchen, aus welchem denn doch eine ansehnliche Reihe Staatsmänner hervorgegangen ist, die anfänglich einem andern Berufe lebten. In der That, die Gebrüder von Humboldt beispielsweise, waren ganz sicher gelehrte Berühmtheiten von höchster Bedeutung. Indessen gerade diese Männer legten den ersten Grund ihres Wissens in der vormals überaus angesehenen Handelsschule in Hamburg, und wer weiß, ob nicht gerade das, was sie später in den Hörsälen der Universitäten angesammelt haben, zu dem im Allgemeinen geringen Erfolg ihrer staatsmännischen Wirksamkeit mehr mag beigetragen haben, als die gewonnene erste Grundlage.

Wie vielfach der als Dichter mit Recht hoch gefeierte Lamartine, gemeinsam mit Arago, einem Stern am Himmel französischer Gelehrsamkeit, als Staatsmann sich vergriffen hat, ist bekannt. Auch ein Leipziger Professor, von den Wellen der Achtundvierziger Stürme emporgehoben, konnte sich an dem Steuerruder eines Mittelstaates eine Reihe von Jahren hindurch mit leidlichem Glücke behaupten, allein dies gelang ihm doch nur durch Verleugnung früherer, vielleicht allzu begeistert gepredigter Ansichten. Als sein Monarch, gleich dem unsterblichen Friedrich, — der nur zu spät für seine Regierungszeit ausrief: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen", — eines schönen Morgens den noch schönern Ruf: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" vernehmen ließ, verschwand der gelehrte Pandektist von der politischen Schaubühne.

So wenig nun, wie diese Beispiele, zeigen andere aus der neuesten Zeit für die vorzugsweise Befähigung grundgelehrter Leute zur Leitung eines großen Staates. Der scharfsinnige Theolog Stahl pries die Umkehr der Wissenschaften und lebte sich in diese Ansicht so hinein, daß er hoffte, vermöge dieser Umkehr verrotteten Zuständen neues Leben einzuhauchen. Dem gedankenreichen Professor Gneist droht Gefahr, infolge seiner vortrefflichen, gründlichen Forschungen über Ursprung und Gestaltung der englischen Landesverfassung ins bedenkliche Fahrwasser der Anglomanie zu gerathen. Virchow, der berühmte Reformator des pathologischen Wissens in der Medizin, erscheint auf dem Gebiete des Staatsmannes mitunter von der Ansicht beherrscht, als ließen sich die geheimen Gebresten des Staates mit derselben Unumwundenheit doziren, wie die Störungen des Nerven- und Ganglien-Systems eines menschlichen Körpers.

Nur aus dem Handelsstand, fast möchte man sagen aus dem Handelsstand allein, gingen Staatsmänner hervor, *die ihre Stellung in der That ausfüllten.* Denn darauf kommt es im Leben — auf welcher Stufe der sozialen

Verhältnisse man auch stehe — vornehmlich an, daß man nicht nur seine Aufgabe begreife, sondern auch erfülle; daß man einer solchen Aufgabe sich ungetheilt hingebe und an ihre Lösung nicht mit Ansichten herantrete, die Einem aus vorangegangenen Verhältnissen überkommen sind. Zu einem solchen Aufgehen in seinem Berufe ist ein wissenschaftlich und praktisch durchgebildeter Kaufmann ganz vortrefflich geeignet.

Er wechselt leichter die Rolle, die er sich auserkoren, oder wie sie ihm zugetheilt worden, und nimmt aus der einen Stellung in die andere nur Das mit, was er an allgemein verwendbaren Erfahrungen gesammelt. Für die neue Rolle schwebt ihm keine unpassende Schablone vor, denn er besaß keine solche für die aufgegebene. Das Geschäftliche des Kaufmanns — die Kleinkrämerei ebenso gut, nur nicht in gleichem Maße, wie ein ausgedehntes überseeisches Handelsunternehmen — ist so gestaltet, daß es, mit Ausnahme der allergewöhnlichsten Formen, wie etwa das Falzen der Briefbogen, die Führung eines Registers, ohne entschiedenen Nachtheil sich eben nicht schablonisiren läßt.

Vom Chef einer Firma, die ihren Ruf über die ganze bekannte Welt verbreitet sieht, bis hinab zu dem Kleinhändler, dessen Kundschaft nicht außerhalb seines Kirchsprengels oder seines Wahlbezirks zu finden ist, wird die Regel anerkannt, daß jedes einzelne der vorkommenden Geschäfte seine eigenthümliche Behandlung beansprucht. Wie der Bankier, heutigen Tages namentlich, mit unverwandtem Blick die Nadel des politischen Kompasses im Auge behält und mit Anstrengung aller seiner geistigen Befähigung durch die Wellen zu steuern bemüht ist, welche von Krieg, Mißwachs, Aufruhr u. s. w. in der Nähe oder Ferne zu höherem Wogendrange aufgeregt werden, so auch sinnt der tüchtige Krämer, wenn er ein Pfund Kaffee für den Nachbar abwägt, ob er gut thut, den bisherigen Preis beizubehalten, oder mit Bezug auf Berichte aus Seeplätzen um drei Pfennige zu erhöhen oder auch zur Bekämpfung eines Konkurrenten um drei Pfennige herabzusetzen. Zwischen dieser Ueberlegung läuft wol auch noch flugs eine andere unter: die über Solidität des vor ihm stehenden Kunden und modifizirt die Behandlungsweise der so verschiedenartigen Gesammtkundschaft.

Denn die Elemente eines wohlgeordneten kaufmännischen Getriebes, vom höchsten wie vom geringsten Maßstabe, sind zuerst rasches Ueberdenken jedes eintretenden einzelnen Falles, dann rasches Uebergehen von einem Standpunkte zum andern, was man schlechthin mit dem Ausdruck „den Umständen Rechnung tragen" bezeichnen hört.

Diese ununterbrochene Uebung der geistigen Kräfte in Verbindung mit dem Prinzip des „Anpassens" bei momentan nicht zu beseitigenden Umständen, — sie befähigten auch die zu einem höheren Posten berufenen Kaufleute, selbst des Staates Steuerruder mit einer Geschicklichkeit zu führen, um welche ergraute Staatsmänner sie beneideten. Wenn sie in ihrer staatsmännischen Stellung nicht ausdauerten oder darin gar untergingen, so war es — bei sorgfältiger Betrachtung — gemeinhin nicht ihre Ungeschicklichkeit, die sie zu Falle brachte, sondern eine politische Strömung, die sie wegschwemmte, weil sie mit ihr nicht schwimmen durften. Casimir Perrier, Jacques Lafitte, Kaufleute von der Pike auf, waren Louis Philipp's beste Minister. Bald nach ihrem Tode

fing sein Stern an zu erbleichen. — Robert Peel, einer der redlichsten und hochgeehrtesten Minister der jüngst verflossenen Zeit, an dem keine Faser von Selbstsucht zu bemerken war, der gepriesenste Staatsmann des fünften Jahrzehnts, der den wesentlichsten Antheil an der weisen Lenkung seines Vaterlandes hatte, war zwar nicht selbst Kaufmann, aber der Sohn eines Kaufmanns, eines Fabrikanten von jenem Musterschlage, wie sie auch unser deutsches Vaterland aufzuweisen hat. — Auch sein Zeitgenosse, der Deutsche Camphausen bekundete, daß er das Zeug eines Peel besitze, als er seine damals so übel gedeuteten Worte von der „zur Versöhnung weit hinüber gereichten Hand“ wenige Wochen vor der Katastrophe des 18. März 1848 aussprach.

Just zur selben Periode, als ein dem Kaufmannsstande entsprungener anderer Staatsmann im österreichischen Kaiserreiche das Interesse seiner Zeitgenossen über ein Jahrzehnt hinaus fesselte, wandten sich auch die Blicke einem Landsmann Bruck's, dem Gegenstande der nachfolgenden Lebensskizze zu.

David Justus Ludwig Hansemann wurde am 12. Juli 1790 auf einer Elbinsel, Finkenwerder bei Hamburg, geboren. Sein Vater war Prediger der dortigen kleinen Gemeinde; er ließ sich die Ausbildung seines Sohnes angelegen sein, schwerlich jedoch in der Absicht, ihn dem Kaufmannsstande zu widmen. Nur selten liefern diesem Stande die Predigerfamilien aus ihren genügsamen, geräuschlosen Kreisen ein Kontingent. Allerdings mag die Nähe Hamburgs, dieses ehrwürdigen Emporiums deutscher Handelsbetriebsamkeit, nicht ohne Einwirkung auch in dem Hause des frommen Vaters geblieben sein; ist doch der Handel in seiner ehrenhaften Bedeutung ein Agens fast jedweder Thätigkeit in jener alten Hansastadt und ihrer Umgebung.

Ihre geistige Temperatur, durchweht von den Prinzipien der Ordnung und Pflichttreue, auch der Plusmacherei, die dem Kaufmann, will er anders ehrenhaft dastehen, so zu sagen aufgezwungen wird, — diese Temperatur dringt dort bis in den Winkel des armseligsten Schuhflickers. Ihre Wirkung auf unsern jungen David ist unverkennbar und in ihm bis in sein spätes Alter, wie wir sehen werden, unverwüstlich geblieben. Weniger läßt sich dasselbe behaupten in Bezug auf den, zuweilen in ungeberdigen Trotz umschlagenden Unabhängigkeitssinn der Hamburger, welcher sich in Hansemann verloren zu haben scheint. Aller Fleiß, den der Vater auf seinen Sohn bei dessen Heranbildung verwendete, muß nicht zu der Hoffnung berechtigt haben, diesen dermaleinst in des Vaters Fußtapfen eintreten zu sehen. Noch nicht 15 Jahre alt, wird er für jene Zeit ziemlich weit weg gethan und nach Rheda in Westfalen zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben. Rheda liegt an der Köln-Mindener Eisenbahn zwischen Bielefeld und Hamm, ist aber nur eine Station für sogenannte Bummelzüge. Es war früher die Residenz eines 1803 mediatisirten Fürsten, von dem man erzählte, daß sein Landesheer von 10 Mann und 1 Unteroffizier nur 6 Uniformen besaß, deren je eine im Besitz des Unteroffiziers blieb, die übrigen 5 aber unter den 10 Soldaten, deren 5 täglich im Dienste waren, wechselten.

Die Winzigkeit dieses Städtchens läßt auf die Ausdehnung des Geschäfts schließen, in welchem Hansemann seine Schule begann, wie es denn auch ein eigenthümliches Licht auf die Verhältnisse jener Zeit wirft, daß man es vermied

oder nicht vermochte, den jungen Mann in Hamburg unterzubringen. Man geht gewiß nicht zu weit, wenn man voraussetzt, daß des Knaben Lebhaftigkeit es dem Vater nicht rathsam erscheinen ließ, ihn die Lehrzeit in dem mit Wein-, Spiel- und andern Vergnügungshäusern zu reichlich bedachten Hamburg verbringen zu lassen. Wie es zuging, daß gerade jenes kaum dem Namen nach bekannte Städtchen auserwählt wurde, könnte der Held unserer Biographie nur allein angeben.

Sein Prinzipal, Kaufmann Schwenger, besaß ganz gewiß nicht irgend einen merkantilen Weltruf. Es war auch nur ein Detailgeschäft, in das der junge Hansemann eintrat, und die Dimensionen eines solchen Geschäfts sind, in einem Landstädtchen zumal, in der Regel die bescheidensten, die man sich denken kann. Aber dies schließt, wie in der Einleitung hervorgehoben, keineswegs die Nothwendigkeit aus, bei jedem einzeln vorkommenden, an sich noch so unbedeutenden Handelsgegenstande alle auf den Artikel wie auf den Käufer Bezug habende Konjunkturen im Geiste sich schnell und gewinnbringend zu vergegenwärtigen. Daß der junge Mann eine in dieser Beziehung vortreffliche Schule durchgemacht haben muß, erweisen schon seine der Lehrzeit folgenden weiteren Versuche auf der kaufmännischen Schaubühne.

Indessen muß sein Lehrherr nicht ohne Ansehen in seiner Heimat gewesen sein. Als Hansemann das dritte Jahr seiner Lehrzeit begann, entstanden die ephemeren, der Sippe Napoleon's zugetheilten deutschen Staaten, das Königreich Westfalen und das Großherzogthum Berg (1807). Die Landschaften erhielten die französische Gemeindeordnung und infolge derselben ward das Städtchen Rheda mit einem Maire aus der Zahl seiner Notabeln versehen; zu diesen muß Herr Schwenger gehört haben, da ihm jene Würde verliehen ward. Von nun an wurde der junge Hansemann von seinem Prinzipale vielfach zu den Schreibereien benutzt, welche mit jenem Amte verknüpft waren und die um so ausgedehnter gewesen sein müssen, je mehr bekanntlich die französische Gemeindeordnung das Aeußerste im Bevormundungssystem leistet. Einerseits zeigt diese Verwendung, daß der junge Mann von der Natur mit einem gewissen Maße von Anstelligkeit und von seinem Vater mit einem soliden Grund von elementaren Kenntnissen ausgerüstet worden war, andererseits aber auch, daß das Handelsgeschäft des Herrn Schwenger solche Doppelbeschäftigung zuließ. Was sich aber als unwiderleglich herausstellt, ist, daß Hansemann in sich selbst einen mächtigen Sporn besaß, seine Anlagen zu kultiviren, und dieser Aufgabe scheint er in noch fast knabenhaftem Alter mit seltenem Ernst nachgegangen zu sein. Mögen alle Jünger des Handelsstandes, denen diese Zeilen vorliegen, am Gegenstande dieser Skizze sich veranschaulichen, wie wichtig für sie gerade jene Periode ihres Lebens ist, die man das Jünglingsalter nennt, gemeinhin die Jahre ihrer Lehrlingsschaft. Es bestätigt sich nicht immer, wenn man die Aeußerung vernimmt, Der oder Jener sei von der Natur stiefmütterlich begabt. Irgend eine Anlage, irgend eine besondere Befähigung, irgend eine eigenthümliche Neigung und Geschicklichkeit ist Jedem zugetheilt, gleichwie das mahnende Glöcklein des Gewissens nie fehlt, das so lange warnend läutet, bis wir unser Ohr ihm verschließen.

Wenn von vielen Seiten erzählt wird, Hansemann habe es den Arbeiten als Sekretär einer Bürgermeisterei zu verdanken, daß er sich später so leicht auf dem Felde der Staatsleitung zurecht gefunden habe, so darf man daraus freilich nicht folgern, daß die Funktion des Privatschreibers eines ehrsamen kleinen Ortsbürgermeisters die Schule eines Staatsmannes bilden könne. Das aber dürfte feststehen, daß der junge, fleißige, lern- und wißbegierige Handlungsdiener kein einziges der vielfältigen Formulare, die den Dienst der untersten Stufen einer polizeilichen Verwaltung zu einem Mechanismus ausbilden, ausgefüllt haben mag, ohne sich hinterher mit dem Geiste, der diese Formulare hervorgerufen und in ihnen zum Ausdruck kam, bekannt zu machen.

Ein solches Eingehen in den Ursprung und das Wesen einer jeglichen, auch der einfachsten Hantierung ist für einen jungen Mann von unberechenbarem, allerdings oft erst nach langen Jahren sich herausstellendem Nutzen. Und auch nur wer sich seine Beschäftigung so vergeistigt, nicht der, der sie gleichgiltig und mechanisch abhaspelt, sieht Garben reifen aus einer schon halb vergessenen Saat. Ohne ein mit eiserner Charakterfestigkeit betriebenes, von seiner Stellung aber gerade nicht bedingtes Selbststudium hätte der Schreiber des Maire von Rheda nach französischem Zuschnitt die Eigenschaft eines Staatsmannes sich nicht aneignen können. Es läßt sich dagegen mit größerem Rechte folgern, daß das Kurzangebundene, Bissige, ja oft Verletzende in der Ausdrucksweise Hansemann's, mit welcher er bei seinem spätern öffentlichen Auftreten gar sehr grell von seinem Kollegen Camphausen abstach, damals eingesogen ward, als er in so empfänglichen Jahren das niedere Werkzeug französischer Präfektenwirthschaft in dem Urboden deutscher Unabhängigkeit, auf der rothen Erde, abgab.

Bis zu seinem 21. Jahre blieb unser Hansemann in dem Schwenger'schen Hause.*) Er versuchte sich nun als Handlungsreisender, indem er für eine Tuchfabrik in Montjoie im Regierungsbezirke Aachen auf Kundschaft und Absatz auszog. Damals exzellirten die niederländischen Tuchfabrikate in höherem Maße wie heutzutage; ein Bratenrock galt nichts, wenn das Tuch nicht vom Rheine hergekommen war. Unsern Musterreiter sehen wir aber auch hier wiederum wirklich musterhaft; denn er benutzt diese Reisen offenbar nicht blos seinem Hause Absatzwege zu bahnen, sondern er macht sich mit den Quellen bekannt, aus welchen die rheinischen, belgischen und holländischen Fabriken ihren Rohstoff, die Wolle, bezogen, und legt vorsorglich den Grund zu einem nur nach Jahren ausführbaren Unternehmen, indem er sich mit dem Stoff und den darin verkehrenden Häusern vertraut macht. Es liegt nichts Unwahrscheinliches in der Behauptung von Personen, die sich seiner von daher erinnern, wenn sie nachmals versicherten, daß sie schon zu jener Zeit den Scharfblick und die Energie des jungen Commis voyageur bewundert hätten. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß es vorzüglich die Zeitläufte gewesen, die einen thatkräftigen Menschen begünstigen, daß das Vulkanische in den politischen Zuständen, welches schon wenige Jahre nach dem Abschlusse der heiligen Alliance bald da bald dort zu Eruptionen sich

*) Viele Jahre später finden wir einen Kaufmann Schwenger in Aachen im Rathe der von Hansemann gegründeten Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

entwickelte und mitunter nur zufällig so Länder wie Individuen emporhob oder versinken ließ, so bleibt immer auch in dieser neuen Phase seines Lebens erkennbar, daß Hansemann Zeit und Menschen vortrefflich ausgenützt hat, um weitere Kenntniß von Personen, Sachen und Zuständen zu gewinnen. Zugleich wird man es begreiflich finden, daß dem weitsichtigen jungen Manne das unstete Leben eines Handelsreisenden nicht länger zugesagt haben mag, nachdem er das, was auf diesem Felde kaufmännischer Thätigkeit an Erfahrungen einzusammeln war, in sich aufgenommen hatte. Postwagen und Wirthshaus sind nur wenige Jahre seine Stätte, er gewinnt eine solche in Elberfeld, wo ihm die selbständige Leitung eines Geschäfts übertragen ward. Hier verbrachte er wiederum einige Jahre, dem Anscheine nach sehr in der Stille, denn es hat sich kein Material auffinden lassen, das über seine Thätigkeit in Elberfeld besonderes Licht zu verbreiten vermöchte.

Aber in dieser Stille reifte der Jüngling zum Manne, unter beharrlichster Pflege des nun schon in Fleisch und Blut übergegangenen Hanges zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Ein solcher Hang erzeugt von selbst einen andern, ganz unschätzbaren, den zur Sparsamkeit, zum sparsamen Haushalten nicht nur mit dem verdienten Gelde, sondern, was unendlich werthvoller, mit der knapp zugemessenen Zeit. Wir können uns versichert halten, daß er diese letztere weder an Spieltischen noch bei Gelagen vergeudete, und so sehen wir ihn wiederum nach wenigen Jahren, und zwar bei Erwägung der in solchen Fällen gewöhnlich maßgebenden Umstände sehr früh, das Joch der Dienstbarkeit abschütteln und mit seinem eigenen Schifflein hinaussteuern in das weite, weite, von Klippen strotzende Meer kaufmännischen Treibens. So gewaltig das Leben auf diesem Tummelplatze einer gewissermaßen berechtigten Begierde nach Gewinn und eines sehr subtilen Ehrgeizes auch dem unbefangenen Zuschauer sich darstellt, — in seiner ganzen Unermeßlichkeit tritt dieses Leben nur Demjenigen vor Augen, dessen Geist und Gemüth über das Niveau des Alltagsmenschen hinausgeht, wie solchen die große Masse uns vorführt.

Unseres Hansemann Geistesreichthum war allmälig hoch emporgewachsen, an Gemüth kann es dem wohlerzogenen Sohne eines Predigers schon von vornherein nicht gefehlt haben; aber wir haben leider im Verlaufe seiner späteren Jahre doch die Wahrnehmung zu machen, wie er am Gemüthe allmälig verarmte.

Hansemann etablirte sich 1817 mit seinen nicht sonderlich bedeutenden Ersparnissen in Aachen als Wollhändler. Den zahlreichen Tuchfabriken daselbst, sowie in Montjoie, Eupen, Verviers 2c., die bis daher ihren Wollbedarf meist direkt aus den Produktionsländern bezogen hatten, mußte ein umsichtiger Geschäftsmann als Zwischenhändler, der Lager hielt oder mindestens unterrichtet war, um einzelne Sorten und Quantitäten am billigsten und schnellsten zu beschaffen, nicht unwillkommen sein. Hierzu kam, daß es Hansemann bald gelang, sich durch eine solide Geschäftsführung, durch strenge Zuverlässigkeit sowie durch rastlose Betriebsamkeit bald einen ausgezeichneten Ruf zu erwerben. Der Ruf eines Kaufmanns ist eine seiner wichtigsten Stützen und Hebel zugleich. Mit seinem Herzblut muß er dafür einstehen, gleichwie der Offizier für seine Ehre, ohne es gerade wie dieser im Duell verspritzen zu müssen, und das ist gerade

das Bittere im Leben des Kaufmanns, daß an seinen Ruf so Vieles geknüpft ist, was in anderen Ständen gleichgiltig übersehen wird.

Der einmal gegründete gute Ruf aber ist in seinen Folgen geradezu unübersehbar. Große Häuser legten beträchtliche Kommissionslager in Hansemann's Hände nieder. Die Firma David Hansemann wurde bedeutend. Ungefähr acht Jahre hatte sie bestanden, Hansemann trat in die Blüte des Mannesalters, er war 35 Jahre alt, als er den Plan zur Begründung einer Feuer-Versicherungs-Gesellschaft aufnahm. Es ist dies die im Jahre 1825 in Aachen gebildete jetzige Aachen-Münchener Sozietät. Als er das Unternehmen ins Leben rief, war dies mühseliger als zu heutiger Zeit. Das Aktienwesen lag damals in den Windeln, der Börsenverkehr, beziehentlich Börsenschwindel mit solcher Art von Werthpapieren bestand noch nicht einmal im Embryo. Welche Ueberredung muß Hansemann angewandt und welches Vertrauen muß er genossen haben, daß er die bedächtigen Patrizier und Handelsherren der alten Kaiserstadt zur Zeichnung von Aktien zu bestimmen vermochte! Es haben damals von den 500 Aktien à 1000 Thlr. zwei Drittheile ihre Unterkunft in Aachen selbst finden müssen. Verdunkelt wurde das Unternehmen ohnehin noch durch das Beispiel, welches eine vier Jahre zuvor in Elberfeld gegründete ähnliche Gesellschaft darbot, die sich zudem mühsam nur emporrang. Wir sehen indeß in dem Berichte der zweiten Generalversammlung der jungen Gesellschaft aus dem März 1826, daß mit Hülfe von 300 Agenten eine Summe von 11 Mill. Thalern in Versicherungen eingesammelt war. Blutwenig freilich, wenn es dabei geblieben wäre, ansehnlich genug aber für den Erfolg kaum eines halben Jahres. (Das Protokoll der Generalversammlung vom März des Jahres 1863 weist dagegen nahezu 1000 Mill. Thaler an Versicherungen nach.) Bei der Begründung dieses Unternehmens rief Hansemann die Philanthropie zu Hülfe, denn die voraussichtliche Dividende bildete keinen sonderlichen Köder für die damalige Zeit. Aber auch zu einem andern Behufe ließ sich die Menschenliebe nutzbar machen. Die preußische Landesregierung war noch vor ganz Kurzem äußerst schwierig in Konzessionirung von Versicherungsanstalten, noch am 17. Mai 1853 ist ein Gesetz erlassen worden, das verschiedene Cautelen neu aufstellte, und es ist dieses erst in neuester Zeit in seinen wesentlichen Paragraphen außer Gebrauch gekommen. Ohne der Ehrenhaftigkeit unseres Hansemann nahe zu treten, läßt sich annehmen, daß, um damals die Geneigtheit der Landesbehörden zu erringen, die Hälfte des Ueberschusses über alle Zinsen, Schäden und Kosten einem mit dem Komité für die Feuer-Versicherungs-Gesellschaft fast gleichzeitig gebildeten, in den Personen fast identischen Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit überwiesen wurde, allerdings erst nachdem er vorher die aufgesammelten Ueberschüsse als ein den Aktionären zu verzinsendes Kapital in Form eines Reservefonds zu 200,000 Thlrn. angewachsen sein würden. Neun Jahre lang blieb dies fruchtlos; denn auch die Bedingung war gestellt, daß der Gewinnantheil nicht eher an den gedachten wohlthätigen Verein zur Auszahlung gelangen dürfe, bevor er nicht die Höhe von 30,000 Thlrn. erreichte. Bis zum Jahre 1834 siechte der Verein, der sich auf ein wohldurchdachtes Sparkassensystem beschränkt hatte. Da erhielt er von der gedachten Feuer-Versicherungs-Gesellschaft einen

Antheil von 35,286 Thlrn. und wies am Ende des gedachten Jahres an eigenem Kapital und Reserve nicht bedeutend mehr als jene Intrade nach, nämlich 37,481 Thlr. Bis zu Ende März 1845 (weiter reichen die vorliegenden Materialien nicht) hatte die Feuer-Versicherungs-Gesellschaft bereits 134,878 Thlr. abgeführt, was, beiläufig bemerkt, wol die Folge gehabt hat, daß die freiwilligen Beiträge zum Verein, die 1834 noch 2225 Thlr. betrugen, im Jahre 1844 nur die Höhe von 788 Thlrn. erreichten.

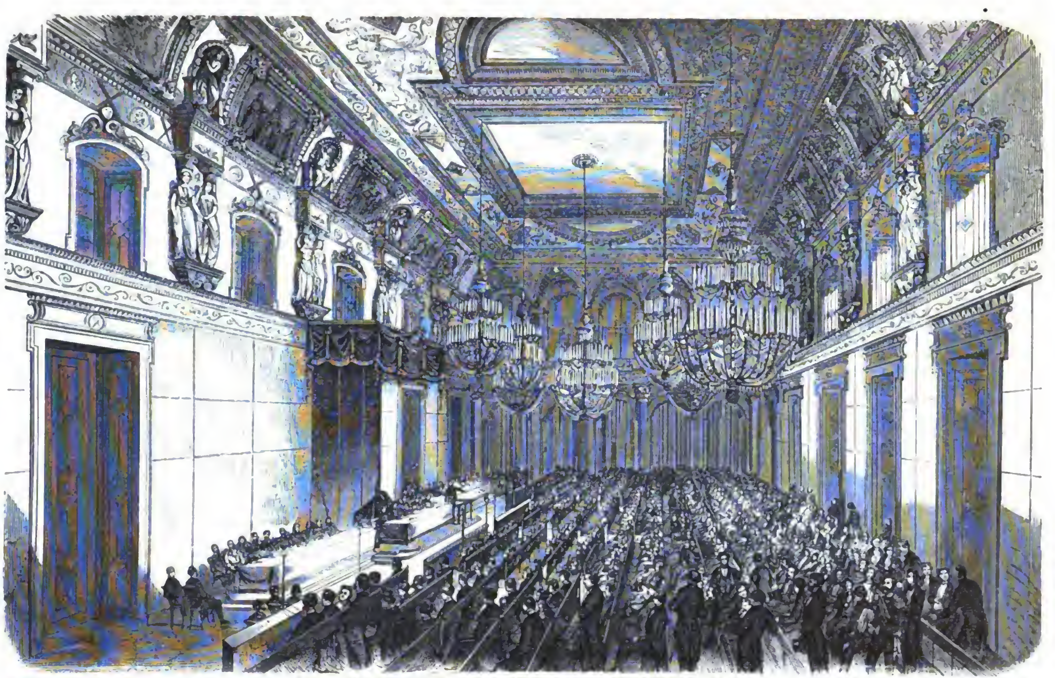
Unterdessen hatte sich der denkwürdige Mann, dem diese Zeilen gelten, mit seiner außerordentlichen Thätigkeit im Stillen auch mit der politischen Weltlage beschäftigt. Er trat in die volle Mannesreife des Vierzigers, als er sich mit einem Produkt seines Geistes hervorwagte, dem in Bezug auf Form, Stil und Durchdachtheit das Prädikat „gelungen" wohl zugesprochen werden muß, man mag seinen Ansichten beipflichten oder ihnen gegenüberstehen. Die Julirevolution in Paris (1830) hatte das Schauspiel der Entthronung einer legitimen Dynastie inscenirt, trotz der feierlichen Weihe, welche dem Legitimitätsprinzip kurz vorher von den Mächtigen Europa's ertheilt worden war. Diese selbst erschienen wie gelähmt. Man duldete nicht nur deutsche Miniatur-Ausgaben der Revolution, sondern ließ sich auch in der Losreißung von Belgien eine Zertrümmerung des Dammes gefallen, der kaum 15 Jahre vorher gegen die französische Rauf- und Raublust errichtet worden war. Nur Rußland war damals so glücklich, den Aufstand Polens unter Preußens so wenig verdankter Hülfe niederzuschmettern. In dieser Zeit verfaßte Hansemann eine Denkschrift „Ueber Preußens Lage und Politik" — eben jenes vorher erwähnte Produkt, — die er seinem Könige unter ehrfurchtsvollen Ausdrücken am 31. Dezember 1830 übersandte. Ob sein auf Gegenwart und Zukunft geworfener Blick ein richtiger, ob seine Rathschläge gesunde waren, ob seine Verkündigungen sich erfüllten, bleibt einem Jeden nach seinem eigenen Standpunkte zu ermessen; aber Keiner, dem Gelegenheit ward, fünfzehn Jahre später diese umfassende, ihren Vorwurf in Ausführlichkeit erschöpfende Arbeit zu lesen, verweigerte dem Verfasser den Zoll der Achtung. Auch erhielt Hansemann, was in jener Zeit bedeutungsvoll genug war, einige anerkennende Worte unmittelbar aus dem Kabinet des Königs. Fünfzehn Jahre behielt Hansemann die Schrift in seinem Pulte. Erst als er im Jahre 1845 an dem Provinzial-Landtage der Rheinprovinz Theil zu nehmen berufen war, vertheilte er sein Werk unter die Mitglieder desselben. Eine andere Verbreitung ließ er nicht eintreten, aber in seinem Compte rendu, einem im Jahre 1850 in Berlin unter dem Titel „Das Preußische und Deutsche Verfassungswerk 2c." erschienenen, 24 Druckbogen starken Werke befinden sich vielfach Auszüge aus jener Denkschrift. Von einer solchen edlen Zurückhaltung entfernte sich Hansemann allerdings allmälig, wie dies im weiteren Verlaufe dieser Darstellung ersichtlich wird.

Im Jahre 1832 wählte die Stadt Aachen ihren thätigen Mitbürger zum Abgeordneten-Stellvertreter für den Provinziallandtag, doch die Regierung wies ihn wegen qualitativen Mangels zurück. Er deutete dies mit etwas zweifelhaftem Recht aus der Mißliebigkeit her, die seine unberufenen Rathschläge in ministeriellen Kreisen wol erzeugt haben konnten. Um so lebhafter betrat er als

Publizist die Bahnen der höheren Politik und ließ im Jahre 1833 ohne Scheu sein „Preußen und Frankreich“ vom Stapel. Diese Schrift verräth schon viele jener Gedanken aus der im Pulte verschlossen gebliebenen, beschäftigte sich jedoch hauptsächlich mit den Staatsfinanzen, zog Parallelen zwischen dem französischen und preußischen Finanzsystem zum Nachtheile des letzteren und erregte deshalb hinlängliches Aufsehen. Sie soll auch Ursache gewesen sein, daß ihr Verfasser aus der Handelskammer, in welche er gewählt worden war, wieder ausscheiden mußte und daß er noch mißliebiger wurde. Auch das neue Werk zeugt von einem rastlosen Fleiße, namentlich bei Erwägung der immensen Schwierigkeiten in jener Zeit der Abgeschlossenheit der Verwaltung vor Publizität, zu zweckdienlichem Material zu gelangen. Dennoch ließ sich die Regierung seine Wahl gefallen, als er 1836 zum Mitgliede des Handelsgerichts erwählt wurde. Man mochte es weniger bedenklich finden, einem Agitator den Zutritt zu Ehrenämtern zu gestatten, als ihm den Sitz in einem politisch unbedeutenden Kollegium zu versperren. Hansemann wußte sich bald weitere Geltung zu verschaffen. L'art de se faire valoir, die Kunst, seinen Werth ins Licht zu setzen, hatte er sich bald angeeignet; denn zwei Jahre später sehen wir ihn der Handelskammer als Vorsitzenden präsidiren, später auch als Präsidenten des Handelsgerichtes. Ungefähr um dieselbe Zeit beginnen seine Anstrengungen zur Herstellung der rheinischen Eisenbahn. Er war es, der die Konzession in Berlin betrieb, die Sache daheim förderte und den Vorsitzenden des Comité, Camphausen, auf seiner Stelle bald ersetzte.

Die rheinische Eisenbahn hat in ihrem ersten Dezennium ihren Aktionären mancherlei Wehe bereitet, man könnte sagen: an ihrem Barte haben die Andern scheren gelernt. Vergessen sind im Laufe der so ereignißreichen Zeiten Geschrei und Anklagen, die sich über falschen Kalkul und Gelderv ergeudung damals überlaut vernehmen ließen. Auch Hansemann mußte Manches über sich ergehen lassen, konnte doch selbst ein Mann wie er irren. Es war überhaupt vor dreißig Jahren keinem Irdischen beschieden, den Aufschwung genau zu schätzen, welchen die Benutzung der Dampfkraft und Elektrizität dem Gewerbfleiß verleihen würde. Aber Hansemann besaß eine Ahnung davon, die er schon früh und seitdem allezeit aussprach. Diesen Fernblick verdankte er seinen fortwährenden nach vielen Seiten gerichteten Studien, nur daß er, je älter er wurde, in den Fehler der meisten Autodidakten mehr und mehr verfiel, allzuzähe auf seiner Meinung zu beharren und der gegentheiligen immer weniger Rechnung zu tragen. Auch scheint ein anderer, äußerst natürlicher Prozeß in seinem Innern langsam, doch stetig sich entwickelt zu haben. Aus dem bitteren Gefühle bei Verkanntwerden der guten Absicht erzeugt sich Menschenverachtung und die mit dieser verschwisterte Selbstsucht, mit andern Worten: die Jagd nach eigenem Vortheile.

Im Laufe von sechs Jahren (1837/43) gingen, außer zweien politischen Werken über Landtags- und Regierungsverhältnisse 2c., aus seiner Feder vier zu ihrer Zeit treffliche Schriften — alle über die Eisenbahnfrage — hervor, wobei man nicht vergessen darf, daß diese Frage damals weit weniger klar als heute der Politik und der Börse gegenübertrat. Alle diese literarischen Arbeiten legen Zeugniß ab, wie tief Hansemann in das Verständniß seiner Zeit eingedrungen war.



Sitzung des vereinigten Landtags im Weißen Saale des k. Schlosses zu Berlin.

Mit dem Gefühle der Sicherheit für seine Existenz, wie für das Reifen seiner politischen Ideen, legte Hansemann 1844 sein kaufmännisches Geschäft nieder und ließ sich als Abgeordneten in die Provinzialstände wählen. Es ist bereits oben erzählt, wie er in jener Versammlung mit seinem fünfzehn Jahre vorher verfaßten Werke debütirte. Von nun an sehen wir ihn energisch thätig, dem preußischen Staate zu der versprochenen Verfassung zu verhelfen. Als hierauf nach etwa $1^1/_2$ Jahre sämmtliche Provinziallandtage auf den Ruf des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu dem Vereinigten Landtage sich in Berlin zusammenfanden, trat Hansemann bald als einer der entschiedensten Führer der damals so beargwohnten und doch von revolutionären Ideen himmelweit entfernten Opposition in den Vordergrund. Nicht daß er eine sonderliche oder gar verführerische Rednergabe mitgebracht hätte; wohl aber verfügte er über praktische Ideen und fein ausgebildete Pläne, dann besaß er jene Schlagfertigkeit, die sich in kurzen, aber treffenden Repliken, zuweilen illustrirt mit Paradoxen, gefällt. Ihm gehört das seitdem geflügelte Wort: „in Geldangelegenheiten hört die Gemüthlichkeit auf."

So frappant dieses Paradoxon auf den ersten Anblick erscheint, so richtig es den unübersehbaren Hader um Mein und Dein in gemeiner Welt darstellt, so vermessen und verderblich ist dasselbe, wenn man es als Lehrsatz oder auch nur als festzuhaltendes Herkommen, wie bei der Anwendung im Landtage, zur Richtschnur aufstellt. Es ist aber auch logisch falsch. Denn die Gemüthlichkeit, worunter eine aus Ueberlieferung, Achtung, Liebe und Ehrfurcht entsprossene Opferfreudigkeit oder Hingebung für den Andern zu verstehen ist, kann nicht an einer Stelle walten und an der andern nicht; sie existirt dann überhaupt nicht, was allerdings leider nur zu häufig vorkommt. Wer im konventionellen Leben den Anstrich einer Gemüthlichkeit zur Schau trägt, um ihn alsbald wieder zu verwischen, wenn eine Geldfrage berührt wird, ist nur — ein Heuchler. Es läßt sich auch der Geldpunkt nicht so genau von allen Lebensverhältnissen abschließen, sondern er ist vielmehr in dieselben so verzwickt, daß der Götze Geld erfahrungsmäßig jegliche Gemüthlichkeit auf Erden zu verschlingen droht, wenn die Besseren sie nicht zu allen Zeiten bewahren und hegen und pflegen. Ein Jubel bei Glas und Karte kann nicht für Gemüthlichkeit gelten. — Auch bei der am Schlusse des Vereinigten Landtages lebhaft angeregten Frage wegen der Wahlen zum Ausschusse, den die Regierung demnächst wieder einzuberufen beabsichtigte, also keine Geldangelegenheit, fehlte unserm Hansemann die Gemüthlichkeit. Er und Viele mit ihm verweigerten scharf den Vollzug einer Wahl. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch das Zugeständniß, daß es den damaligen Herren am Staatsruder nicht minder an Gemüthlichkeit gebrach. Eben daraus geht hervor, daß es allezeit dieses löblichen Mittels zum friedlichen Einvernehmen bedarf.

Inzwischen hatte das Ereigniß der Einberufung des Allgemeinen Landtages elektrisch auf In- und Ausland gewirkt, außerdem war das ganze Festland ohnehin von aufregenden Stoffen bis zum Ueberfließen erfüllt. Die Niederlage des Sonderbunds in der Schweiz, des Papstes vorübergehende Schwärmerei für Neuerungen, die gährende Unzufriedenheit über des gelehrten Guizot's puritanische Lenkung des französischen Staates, — Alles dies gab Hansemann

gewiß gar viel zu denken und — auch Manches zu thun. Er bereiste im letzten Viertel des Jahres 1847 Süddeutschland, knüpfte Bekanntschaften in München und in kleinern Plätzen an und nahm auch an der damals übel beleumundeten Versammlung in Heppenheim Theil, wohin sich von Preußen aus kaum Jemand wagte, außer Mevissen, der aber zu spät eintraf. Damals flog man noch nicht mit der Eisenbahn nach allen Winden aus.

Nun trat das Jahr 1848 mit seinem Pariser 24. Februar ein. Wiederum hatte die französische Nation eine Dynastie aufgebraucht. Gleich einem Blitzschlage wirkte über den Rhein hinweg die Nachricht von dem Pariser Ereignisse; zuerst betäubend wegen ihrer Maßlosigkeit, dann zündend bei so lange gesammeltem Stoff und bei dem Schüren des Brandes durch Ledru-Rollin und Genossen.

Schon vier Tage danach schickte Hansemann an Herrn von Bodelschwingh, damals und seit Jahren Minister des Innern, einen sehr ausführlichen Brief, ein politisches Promemoria, wiederum ein Werk, das in seiner Gedrungenheit und in der Voraussicht, die es kundgab, dem Verfasser nur zur Ehre gereichen kann. (In dem oben angeführten Compte rendu ist es vollständig abgedruckt.) In den letzten drei Zeilen dieses inhaltreichen Schreibens aber stellt er sich dem Minister zur Verfügung, Zeichen seiner Ungeduld, sich geltend zu machen. Sein Scharfsinn mußte ihm sagen, daß es ihn schöner kleide, wenn man seine Rathschläge würdigend, ihn entbiete zu Rath und That, während er selbst durch sein Anerbieten die Reinheit seiner Absichten in den Augen seines entschiedensten Gegners verdächtigte. Er blieb auch ohne Antwort. Wiederum vier Tage später taucht Hansemann in Heidelberg bei einer Versammlung deutscher Abgeordneten und Patrioten auf, mit ihm überhaupt nur noch zwei Preußen, Stedtmann und Raffauf. Will man diese Unruhe, die Sorge für die öffentliche Wohlfahrt Ehrgeiz nennen, so haben wir nichts dagegen. Jenes nichtssagende Verlangen nach äußeren Merkmalen der Anerkennung charakterisirte diesen Mann der Bewegung nicht. Im Gegentheil wies Hansemann sein Leben lang Auszeichnungen durch Ehrenzeichen und Titel beharrlich von der Hand, als ihm solche zu verschiedenen Zeiten geboten wurden.

Die freundliche Stadt am Neckar ist bekanntlich die Geburtsstätte des Frankfurter Vorparlaments, und es sei zum Ruhme Hansemann's hier ein- für allemal anerkannt, daß bei aller begeisterten Thätigkeit, welcher wir ihn hingegeben sehen, er sich doch stets in einer so zu sagen kaufmännischen Nüchternheit zu erhalten wußte und niemals der Ueberspannung verfiel, wie so viele ihn an „Gemüthlichkeit" weit hinter sich lassende Genossen. Sein Einfluß auf diese Versammlung scheint nur gering gewesen zu sein, doch nach sechs Tagen (11. März 1848) wohnte er schon wieder in Köln einer Vereinigung von Mitgliedern des Provinziallandtages bei, die eine Petition an den König beschlossen und absandten, deren Inhalt, bei Berücksichtigung des damaligen fieberhaften Zustandes in Nassau, Kurhessen, Darmstadt ꝛc., sich noch in den Schranken des Maßvollen hielt.

Unterdessen war es in Berlin zum Kampfe gekommen. Ob Hansemann zu den damals Jubelnden gehört hat oder nicht — wir wissen es nicht. Jedenfalls konnte die Katastrophe in Berlin ihm besonders unerwartet nicht kommen.

Freilich gab es ihrer genug, die da meinten: „Ei, der konnt' es leicht ahnen, die Opposition von 1847 hat ja den Widerstand zum Aufstand gezeitigt!" Darauf ist den Anklägern mit Recht erwidert worden: „Warum habt ihr ihm nicht vorgebeugt?"

Wenige Tage später sitzt Hansemann im Rathe mit Mitgliedern der Gemeinde-Verwaltung Kölns, welche abermals eine Petition von Stapel lassen. Doch Hansemann wartet das Mundiren der Schrift nicht ab, es drängt ihn, sich nach Berlin zu begeben, muthmaßlich nachdem er erfahren, daß Camphausen dorthin berufen worden war. Hätte er seine Ungeduld nur zwei Tage beschwichtigt, so hätte ihn die eben abgegangene ehrende Einladung noch zu Hause getroffen. So erzählt Hansemann selbst in seinem mehrerwähnten Compte rendu und, wie solche Offenheit ihn ziert, so soll auch die Anführung dieser Umstände nichts weiter bezwecken, als dem Leser die Unruhe und Spannung vorzuführen, in welche außerordentliche Zeiten selbst den besonnenen und vorsichtig berechnenden, an Jahren und Erfahrungen gereiften Mann versetzen können.

Wiederum nach wenigen Tagen (29. März 1848) hat der Held unserer Darstellung unter Camphausen's Vorsitz im Ministerrathe den Platz als Chef der Finanzen inne. Er selber giebt als Ursache seines bescheidenen Erscheinens in zweiter Reihe an, daß Camphausen nur unter der Bedingung an der Minister-Kombination Theil nahm, daß Hansemann das Präsidium nicht erhalte. An derselben Stelle spricht er ferner mit der schon oft hervorgehobenen Unumwundenheit von der „Nothwendigkeit," daß er in das Ministerium eintrete. Und in der That, es hätte damals Keiner besser wie er die ihm anvertraute Stelle des Finanzministers ausfüllen können, und es bleibt überhaupt fraglich, ob es deren noch Viele gab, die es ebenso gut wie er vermocht hätten. Man muß die Zerfahrenheit, die das ganze Staatsgetriebe in seinem Centrum, Berlin, überfallen hatte, mit erlebt haben, um ermessen zu können, welches Chaos die Männer zu ordnen übernahmen, welche, Camphausen an der Spitze, am 29. März 1848 sich in die Portefeuilles theilten. Wenn Einem, so konnte man es Hansemann zurufen: Tu l'as voulu. Man muß aber gleichzeitig anerkennen, daß er lange Jahre hindurch mit Unerschrockenheit verkündet hatte, den gewerblichen Interessen, dem ungestümen Andrang der sich kräftig entfaltenden Industrie sei zu lange schon zu geringe Rechnung getragen worden. Er wußte also, es gelte nun Etwas von dem zu leisten, was er selbst früher gefordert hatte. Aus diesem Bewußtsein erwuchs seine Entschlossenheit, mit der er von nun an auftrat. Es bleibt bewundernswerth, wie er sich schnell zurecht zu finden und mit Energie das öffentliche Vertrauen wieder herzustellen wußte. Je bestürzter Alles über die Zustände nach dem 18. März geworden war — denn hinter der Exaltation gewahrte jeder Besitzende blutrothe Gespenster, — desto greller trat die urplötzliche Lähmung in Handel und Gewerbfleiß und ein Mißtrauen in die Stabilität der über Nacht entstandenen Regierung hervor. Diese letztere schien nicht mehr auf ihren Füßen, sondern auf dem Kopfe zu stehen. Ein Eingehen auf die damaligen Verhältnisse würde ein allzugroßes Ausholen erfordern. Wir können daher hier nicht ein Bild jenes

Durcheinanders von improvisirten Volkstribunen, improvisirter Bürgerwehr, improvisirtem Krieg mit Dänemark und der großen Zahl anderer stündlich auftauchender Umgestaltungen liefern wollen. Wer in diesem Gewirre am wenigsten den Kopf verlor, war unser Hansemann: er wußte vielmehr das erstorbene Vertrauen zu beleben: die Zuversicht auf Wiedergewinn von Ruhe und Gesetzlichkeit gewann wiederum Boden. La plus grande et la plus précieuse des Richesses publiques et privées, c'est la certitude du lendemain, sans lendemain il n'y a pas de foyer domestique et par consequent de famille ni de bonnes moeurs, predigte den turbulenten Franzosen seiner Zeit vergeblich der streng-sittliche Guizot. Hansemann hatte diesen Lehrsatz wohl begriffen und handelte darnach. Er umgab sich mit Kapazitäten im Verwaltungs- und Handelsfach. Bald konnte er es wagen, 10 Millionen neues Papiergeld zur Unterstützung der bedrängten Fabriken und Werkstätten auszugeben; keine Spur von Mißtrauen zeigte sich mehr. Einem gefährdeten Bankhause von Weltruf springt er rettend bei, blos durch Verleihung der Alluren eines wohlbegründeten Bank-Instituts. Jetzt steht diese Anstalt in großem Flor. Das Gesetz wegen der Wartegelder der Beamten, das über die freiwillige, spätere Zwangsanleihe und mehrere andere, die Gehälter der Beamten, die Steuer von Rübenzucker u. s. w. betreffende Gesetze zeugten für muthvolles Vorgehen auf gesetzlichen Geleisen. An die, wie später erwiesen, unvermeidlich gewordene Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen trat er kühn heran, wohl wissend, welch schweren Kampf er zu bestehen haben würde. Andererseits trug er keine Scheu, laut zu bekennen, daß er die von ihm früher mit Energie getadelte Finanzverwaltung in musterhafter Ordnung vorgefunden habe. Und so sehr wußte er mit seiner Handlungsweise nach oben wie nach unten zu imponiren, daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn nach dem Abgange des Camphausen'schen Ministeriums zur Bildung einer neuen Verwaltung berief. Zum ersten Male und seitdem nicht wieder saßen sechs Bürgerliche mit nur zwei Adeligen im Rathe des Königs.

Aber all diesem Glanze, welchen Hansemann um sich gesammelt, schlich doch auch ein Schatten hinterdrein. Seine Vaterlandsliebe, seine Hingebung, von welcher er selbst gern sprach, als er hinanstrebte, wird verdunkelt von dem Gerüchte, daß er bei Uebernahme der Portefeuilles es sich ausbedang, in eine mit 6000 Thlrn. neu dotirte Stelle eines Präsidenten der Bank einzurücken, sobald er das Portefeuille abgeben sollte oder müßte. Den Muth eines Cincinnatus, dahin zurückzukehren, von wannen er gekommen, besitzt eben nicht ein Jeder. Dagegen litt er auch damals nicht an der von Dahlmann so bezeichnend charakterisirten „Krankheit der ehrlichen Leute, sich für unentbehrlich zu halten." Die Sureté du lendemain war ihm für seine Person mindestens ebenso wichtig, wie sie es für den Staat ist. Und weil er nun schon den Sechzigen nahe war, vielleicht auch in einiger Siegestrunkenheit, konnte er sich der einmal angenommenen Gewohnheiten und Redeweisen nicht mehr entschlagen, obwol ihm sicherlich nicht unbekannt sein konnte, daß die Worte eines Ministers viel mehr der Abwägung bedürfen, als die eines Parlaments-Mitgliedes, und daß unter Anderm das konventionelle Herkommen einem Minister nicht gestatte, seine Räthe und andere Personen von Distinktion, wie geschehen sein soll, in

Hemdärmeln zu empfangen, was man als Chef eines Handelshauses wol schon wagen kann. Die den Umgang veredelnden gesellschaftlichen Formen sind nicht da, um im Handumdrehen umgestülpt zu werden; in unruhigen Zeiten ist dies ebenso unnütz, als es schädlich werden kann.

Es muß der Starrheit seines „eckigen" Charakters oder dem Uebermuthe der Siegesgewißheit zugeschrieben werden, wenn Hansemann schon im Mai 1848 auf die Frage: was denn werden solle, wenn eine Vereinbarung mit den Landesdeputirten nicht zu Stande käme? flugs mit der Antwort heraus polterte: „Nun, dann müssen wir zusehen, wer der Stärkere ist." Wie er durch solche unzeitgemäße Herausforderung die Nationalversammlung zum Mißtrauen, dem Störendsten bei einer Verständigung, reizte, so fachte er durch eine andere, bei Gelegenheit einer Diskussion über Aufhebung der Grundsteuer-Befreiung gefallene Aeußerung, derjenigen von dem „tiefen Schnitte ins Fleisch der Rittergutsbesitzer," bei dieser einflußreichen Klasse jenen unauslöschlichen Haß an, der ihn so lange verfolgte, bis er auch das Asyl räumte, welches er sich geschaffen zu haben wähnte. Das einmal heraufbeschworene Mißtrauen fraß krebsartig um sich; Heilversuche mißlangen zumeist wol darum, weil die Elemente, aus welchen die Versammlung der Landesvertreter bestand, als gar zu spröde sich erwiesen, und weil die ganze Zeit eben keine Vertrauen erweckende war; endlich weil Hansemann's unversöhnliche Feinde mit Eifer, Geschick und Erfolg seine Stellung untergruben. Als im September 1848 seine Kollegen abtraten, schied auch er mit aus. Er war des Gezänkes müde und ein zusagendes Asyl erleichterte den Rückzug. Vielleicht würde er andernfalls geblieben sein, und der neue Ministerpräsident hätte die Unterstützung durch solch einen tüchtigen Finanzminister wol kaum von der Hand gewiesen.

Doch Hansemann zog es vor, im September 1848 als Präsident an die Spitze des preußischen Bankwesens zu treten und sich bald darauf in die Erste Kammer (jetziges Herrenhaus) wählen zu lassen, nachdem eine solche durch die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 ins Leben gerufen war. In dieser aristokratischen Versammlung fand sich ein allmälig immer mehr anwachsender Stamm seiner bittersten Feinde zusammen. Aber nur selten brach er mit ihnen eine Lanze, ebenso wenig schloß er sich dem Bunde der Alt-Liberalen inniger an, die unter der Führerschaft des wohlgesinnten General-Steuer-Direktors a. D. Kühne, des würdigen Ober-Burggrafen von Brünneck, des geradsinnigen Direktors Baumstark und des trefflichen Obristleutnant Vincke-Olbendorf auftraten. Bald schlug sein kaustisches Wesen in das mürrische um, immer seltner fand er sich in den Sitzungen ein, seine Reden erschienen bisweilen zweideutig; doch soll er wesentlichen Beistand bei der Begründung der konstitutionellen Zeitung geleistet haben, die damals ins Leben trat, erst 1852 erlosch und während ihres Bestehens für Weiterbildung des Verfassungslebens unerschrocken kämpfte. Auch in Erfurt tagte er mit dem ephemeren Deutschen Reichstag, der Eintagsfliege in der Geschichte der Wiedergeburt Deutschlands. Für diese letztere hat Hansemann überhaupt nie sonderlich geschwärmt, weder damals, als er vormärzlich mit süddeutschen Freisinnigen fraternisirte, noch später als preußischer Finanzminister während der Reichsverweserschaft eines

habsburgischen Prinzen. Deshalb prognostizirte er schon vor seiner Abreise nach Erfurt richtig genug: „Es handelt sich dort nur darum, wer die Blamage der Fehlgeburt tragen soll, die Minister oder wir."

Hier endigt eigentlich Hansemann's politische Laufbahn. Noch einmal blitzte sein geschäftliches Genie auf, als die Einblicke, die er nun in das Bankgetriebe that, ihn wie in seinen jungen Jahren anspornten, das in sich Aufgenommene vortheilhaft zu verwerthen. Wiederum unter philanthropischer Außenseite ließ er im Jahre 1850 den Plan zur Gründung der Diskontobank hervortreten. Es sollte den kleinen Leuten geholfen werden, welchen bis dahin die Bank allerdings fast gar nicht zugänglich gewesen war. Monopolisirte Unternehmungen verfallen in ihren Leitern leicht dem Hange zur Bequemlichkeit. Wenn 10,000 Thlr. mit einem Male sich rasch umsetzen lassen, weshalb sich mit zehn Geschäften à 1000 Thlr. befassen? Das Bankwesen befand sich damals in einer Uebergangsperiode, die selbst heute noch fortdauert. Es existirte zwar schon seit etwa 30 Jahren eine Art von Konkurrentin der Preußischen Bank in Berlin, der Kassen-Verein, allein dieser gab sich mehr den speziellen Interessen der wenigen Bankhäuser hin, die ihn gestiftet, und seine Manipulationen wurden mit Krämerneid überwacht, sobald der Versuch zu gemeinnützigen bankmäßigen Operationen angestellt ward. Eine Geschichte des Kassen-Vereins seit seinem jetzt fünfundvierzigjährigen Bestehen bildete einen interessanten Leitfaden zur Beleuchtung der noch jetzt fortdauernden Kämpfe um Entwicklung und zur freiern Gestaltung des Bankwesens.

Das Menschenfreundliche und Gemeinnützige in dem Hansemann'schen Plane auf der einen, auf der andern Seite aber die fröhliche Botschaft darin an Groß und Klein, daß Männiglich das Zehnfache dessen als Darlehn beanspruchen dürfe, was er baar einlege, Beides übte eine magische Wirkung. Hohes Interesse bieten die Namen der ersten Theilnehmer. Ungefähr wie die heurigen Unterschriften der Programme patriotischer, philanthropischer und spekulativer Gesellschaften, sah man auf jenen Listen die starre, unbeugsame Ordnung des Alphabets: Excellenzen, Freiherren und Geheimräthe schonungslos in Reih und Glied mit plebejischen Krämer- und Handwerksleuten. Auch mancher Schwindler mag mit untergelaufen sein, nur der solide Handelsstand in seinem Kerne war dürftig repräsentirt. Dennoch war der Zulauf groß. Schultze-Delitzsch arbeitete damals noch im Stillen an seinen Plänen. Das Bewußtsein, daß den unteren Ständen Beistand geleistet werden müsse, war mächtig in den höheren. Die Erinnerung an die kaum überwältigte Zerrüttung der Gesellschaft lebte noch in Allen, und der lauernde und berechnende Erbe des Kaiserreichs bereitete sich gerade zur Ernte aller der Aussaat vor, die der Fanatismus der rothen Republikaner sowol wie des schleichenden Jesuitismus reichlich gestreuet hatte. Er ließ eben von Romieu das famose Werk „Le spectre rouge" schreiben. Darum glaubte kein Mann von Ansehen sein Scherflein zurückhalten zu dürfen und Der und Jener mag wol getrost in der Genialität eines Hansemann eine Bürgschaft außerordentlicher Gedeihlichkeit für das neue Unternehmen erblickt haben. Die ersten Anfänge des Unternehmens waren jedoch bescheiden; indessen mancher kleine Mann segnete das Unternehmen. Humane Prinzipien galten als Richtschnur. Allerdings war

infolge der Erhebung ansehnlicher Provisionen bei jedem Umsatze der Kredit immerhin kostspielig zu nennen, dennoch aber kam man billiger weg als bei den Wucherern; nur daß zu solcher Provision Niemand sich verstand, dem die preußische Bank, die allmälig sich weit leutseliger zu erweisen anfing, ihren weit billigeren Kredit darbot. Man wird es begreiflich finden, wenn Hansemann, einmal an der Spitze der Diskontobank, sich nicht lange mehr auf dem Sitze eines Präsidenten der preußischen Bank zu erhalten vermochte. Er schied aus, zumal die Anfeindungen der immer mächtiger gewordenen persönlichen Feinde mit der steigenden Fürsorge für Gedeihen der Diskontokasse zusammenfielen. Die Geschäfte dieser letzteren gewannen bald an Ausdehnung. Die Annalen dieses Instituts stehen begreiflicherweise dem Verfasser nicht zu Gebote und da er zu den Affiliirten auch nicht gehört, so bleibt ihm nur zu referiren, was äußerlich von Zeitungen verbreitet wurde und sonsthin zu Ohren gekommen ist. Wenige Jahre verwandelten das Unternehmen mehr und mehr. Der philanthropische Zweck trat immer mehr in den Hintergrund, in den Vorgrund Operationen in der kühnsten Bedeutung des Worts. Eine Kommanditgesellschaft wurde auf dem vorhandenen Grunde errichtet, kolossale Summen in Aktien wurden kreirt, Hansemann wurde allein verantwortlicher Geschäftsführer. Sein Ruf verschaffte den Aktien eine Beliebtheit sondergleichen, man zahlte bis zu 50 Prozent Agio. Aber Geld im Kasten übt einen zauberhaften Einfluß auf Den, der darüber zu disponiren hat. Er ist von dem unwiderstehlichen Triebe, es immer nutzbarer anzulegen, fortdauernd geängstigt, am meisten natürlich dann, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, die Nutzbarmachung zugleich Pflicht und Ehrensache ist. Und nun gar noch die vielen guten Freunde, die früh und spät mit verlockenden Vorschlägen herbeiströmen! So sind denn große Summen auf Bergwerke ausgethan worden, deren anfänglich kalifornischer Glanz sich gar bald in grauenhaften Nebel verwandelte, und auch Hansemann erscheint, trotz aller Reife und Erfahrung, den Dämonen der Spekulation verfallen gewesen zu sein. Wenn nun auch in einem der ersten Jahre die Bilanz der Aktienunternehmung eine fabelhafte Dividende für die Aktionäre und eine nichts weniger als fabelhafte Tantième von über Zweimalhunderttausend Thalern für den Geschäftsführer herausstellte, so konnte Alles dies den unvermeidlichen Lauf der Dinge nicht hemmen. Schädlich wirkte die Geschäftsstockung während des Krimkrieges, hinter diesem die Handelskrisis von Amerika, über England importirt. Die Aktien sanken tief unter pari, und nur das Genie eines Meisters wie Hansemann konnte einen Theil der Stöße pariren, welche das Institut damals erlitt. Nicht so rasch als die Gunst des Publikums sich bei Gründung von Hansemann's Schöpfung eingestellt hatte, ließ sich das kopfscheu gewordene Vertrauen wieder zurückgewinnen. Hat sich nun mittlerweile auch der Cours der Aktien wieder auf den Paristand und darüber erhoben, hörte man auch bisweilen von riesenhaften neuen Entwürfen, die dem Gehirn des Meisters entsprungen und bis in die nordische Hauptstadt an der Newa sich verloren, dann von einem neu ausgedachten Pfandbriefsystem für städtische Grundstücke u. s. w. — die Glanzperiode von Hansemann's schöpferischem Schalten und Walten auf dem gedachten Gebiete hatte ihren Abschluß gefunden. Dennoch sehen wir diesen unermüdlichen self made man

bis über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus unausgesetzt thätig, natürliche Folge früh erworbener und sorglich fortgepflegter Arbeitslust, und von diesem Standpunkt aus erscheint der Gegenstand dieser Darstellung als das wahrhafte Musterbild eines echten Kaufmanns.

Hansemann hatte seinen Sohn zur Mitregentschaft in seinem industriellen Reiche und zur Nachfolge in der Leitung seiner wiewol immer rüstiger, doch mit wachsender Behutsamkeit operirenden Bank berufen, indessen deswegen doch die Zügel nicht aus den Händen gelassen. Ja, es ziert sein letztes Lebensjahr eine Handlung, die um so mehr verdient in diese Lebensskizze mit eingerahmt zu werden, weil sie zugleich dazu dienen kann, deutsche Gewissenhaftigkeit gegenüberzustellen der Gewissenlosigkeit Derer, welche zuerst in Frankreich Hansemann's Schöpfung nachahmten und in schnödester Weise ausbeuteten, unbekümmert um das Wehe Derer, die sich ihnen angeschlossen hatten. (In Frankreich Mirès, die Pereire u. A.; in England u. A. Overend, Guerney & Comp.) Wir hatten schon oben der Verstrickung gedacht, in welche Hansemann's Bank durch Bergwerksunternehmungen gerathen war. In der That waren es über 4 Mill. Thaler, welche von dem Bankkapitale von 10 Millionen zu fest auf Montan-Spekulation verwendet worden. Gleich den Franzosen und Engländern sein Gewissen durch den Wahlspruch „Après moi le déluge“ zu beschwichtigen, sagte unserm Hansemann nicht zu. Vielmehr schob er auf seine eigene Schultern, was den Aktionären als Alp schwer auf dem Herzen lag.

In dem Berichte über den Geschäftsgang seiner Bank pro 1863, vertheilt in der Generalversammlung vom 23. Mai 1864, erklären die beiden Hansemann, Vater und Sohn, wie sie auf sich allein die Tilgung der Forderungen übernehmen, welche der Bank aus dem Bergwerksunternehmen zustanden. Unter gewissen Modalitäten sollte die Rückzahlung an die Bank binnen 22 Jahren in gleichmäßigen halbjährlichen Raten erfolgen, und beide Hansemann wiesen zunächst einen ansehnlichen Theil der ihnen aus dem Bankgeschäft jährlich kompetirenden Gewinnquote darauf an. Auch der Verwaltungsrath der Bank brachte ein Opfer in einem Fünftel seiner Tantième. Bei alledem lief es freilich nicht ganz ohne Blutverlust Seitens der Aktionäre ab. Denn für die 22 Jahre andauernde Amortisation mußten sie dem Zinsgenuß auf die gedachten Millionen entsagen, wodurch die Bank allerdings kaum 50 Prozent ihrer eigentlichen Forderung zurückerhält. Gewiß ein tiefer Schnitt ins Fleisch, aber ein heilsamer, durch welchen Hansemann die bedrohte Gesundheit seiner Schöpfung wieder herstellte und zwar unter wesentlichen Opfern aus eigenem Beutel. In den drei Jahren 1864—1866 hatte sich vermittelst dieser Amortisation die Forderung der Bank an das Bergwerkunternehmen um 680,000 Thlr. vermindert.

Wenn wir aber vorher von einem „ansehnlichen Theil“ der Gewinnquote sprachen, welche Hansemann dem Frieden mit seinem Gewissen und mit seinen Aktionären zum Opfer brachte, so braucht man nicht zu besorgen, daß er dadurch den Seinen Noth und Sorge hinterlassen hätte. Die Rechnungsabschlüsse der Bank pro 1866 und 1867, die dem Schreiber dieser Zeilen aus Freundeshand zugingen, beruhigen uns. Außer den Summen, die von der Gewinn-Quote der Herren „Geschäftsinhaber“, wie erwähnt, zur Amortisation hergegeben worden,

bezogen sie als Rest davon 45,073 Thlr. 7 Sgr. 4 Pf. im Jahre 1866, 59,706 Thlr. 5 Sgr. 1 Pf. im Jahre 1867.

Endlich ist noch zu gedenken, daß Hansemann, seiner unbezweifelten und anerkannten Tüchtigkeit wegen zum Präsidenten des Handelstages erwählt, einen damals viel besprochenen und in der That etwas verdächtigen Anlauf nahm, die preußischen Interessen den österreichischen oder vielmehr süddeutschen Illusionen hintanzustellen, infolge dessen er sich aus dieser Ehrenstelle schnell zurückziehen mußte.

Der Lebenslauf des merkwürdigen Mannes nahete seinem Ende. Dem resoluten Wesen eines gewiegten Handelsherrn, weniger aber seinem vorgerückten Alter, war es entsprechend, daß Hansemann gegen Ende des Jahres 1863, eines körperlichen Leidens wegen, sich einer Operation unterwarf. Dieselbe hatte zur Folge, daß ihm die Aerzte hinterher das Bad Schlangenbad im Nassauischen empfahlen, wohin er sich auch begab, aber nur um daselbst ziemlich unerwartet das Zeitliche, 75 Jahre alt, zu segnen.

Er verschied nach kurzem Todeskampfe am 4. August 1864. Seine irdische Hülle wurde nach Berlin gebracht und daselbst am 8. desselben Monats feierlich der Erde übergeben. Freilich waren es fast nur Sommitäten der Handelswelt und aus gewerblichen Kreisen, die dem Heimgegangenen die letzte Ehre erwiesen. Höheren Orts, möchte man glauben, schien der Mann verschollen, der sechzehn Jahre vorher in schlimmen Tagen eine überaus werthvolle Stütze gewesen. Aber zwei bedeutende Männer fanden sich doch an seinem Sarge ein, die gleich dem Verstorbenen von Ministersesseln aus regiert, wenn auch sonsthin nicht gerade sehr miteinander sympathisirt hatten: Herr v. d. Heydt und Herr von Bernuth, der Letztere ein Edelmann im edelsten Sinne des Wortes. Der Erstere hatte etwa ein Jahr vorher den Posten eines Ministerpräsidenten an den Staatsmann des XIX. Jahrhunderts abgetreten, an den gewaltigen, Kühnheit und Bedächtigkeit in sich vereinigenden Herrn von Bismarck.

Berlin prangte damals in den aus Düppel und Alsen eingebrachten Siegestrophäen, den Vorläufern derer bei Königgrätz; — der Mann galt ihm wenig mehr, den sie eben zu Grabe trugen, und dennoch gehörte sein Name zu den populärsten der vierziger Jahre. So ändern sich die Zeiten.

Fr.



Johann Georg Büsch.

Johann Georg Büsch,

verdienstvoller Nationalökonom, ausgezeichnet als Schriftsteller auf dem Gebiete der „Handelswissenschaften“, Begründer der Handelsakademie zu Hamburg. (1728—1800.)

Dasselbe XVIII. Jahrhundert, in dem es sich allenthalben reformatorisch und revolutionär regte, in welchem von allen Seiten Beiträge zur geistigen wie physischen Förderung des Einzelnen wie ganzer Völker geliefert wurden, ist auch epochemachend gewesen rücksichtlich des An- und ersten Ausbaues der staatswissenschaftlich-volkswirthschaftlichen Disziplinen, sowie der Anlegung von Bildungsstätten, in denen eine theoretische Grundlage für eine technische Berufsart geboten werden sollte. Die ersten hervorragenderen national-ökonomischen Systeme gehören dem wesentlichsten Theile nach diesem Jahrhundert der Aufklärung

par excellence an. Die Physiokraten, Merkantilisten und A. Smith drängen sich hier zusammen: auf die Jahrhunderte einer vorwiegend naturalistischen und improvisirten oder doch mehr instinktiv und erfahrungsmäßig angenommenen Handelspolitik folgte die Epoche der theoretischen Grundlegung handelspolitisch-volkswirthschaftlicher Praxis, folgte die Ausbildung der eigentlich „praktischen Philosophie", d. h. der Philosophie der realsten Verhältnisse des bürgerlichen und internationalen Verkehrs.

Zu den Männern, welche von solchem Zuge nach der Herausbildung der staats- und volkswirthschaftlichen Theorien mächtig ergriffen wurden und zugleich in dieser Richtung mit glücklichstem Erfolg arbeiteten, gehört J. G. Büsch.

Wir finden unter den öffentlichen Denkmälern Hamburgs auch ein ehernes Standbild dieses echtesten und treuesten Bürgers dieser Königin unter den norddeutschen Handelsplätzen. Obgleich erst mit dem dritten Lebensjahre aus seinem eigentlichen Geburtsorte Alten-Meding im Lüneburgischen, wo sein Vater das geistliche Amt verwaltete, sammt seiner Familie nach Hamburg verpflanzt, darf doch diese Stadt um so mehr als seine eigentliche Heimat angesehen werden, als ihm dort ein zahlreicher Verwandtenkreis lebte und er, abgesehen von dem Göttinger Triennium, der ganz kurzen holsteinischen Hofmeisterperiode und den in den reiferen Jahren sich häufiger wiederholenden größeren Reisen mit großer Zähigkeit an dem liebgewonnenen, wenngleich lange undankbaren Orte haften blieb.

Wenn wir erwägen, daß J. G. Büsch's Lebensjahre die Zeitspanne von 1728 bis 1800 umfassen, daß seine entscheidenden, seine wichtigsten Lebensjahre in den Zenith des XVIII. Jahrhunderts fallen, daß in seinem Hamburg ein, wenn auch kleiner Kreis hervorragender, der Geschichte der Poesie und der Wissenschaften angehörender Männer — ich erinnere an Klopstock, Reimarus, Hagedorn, Lessing — theils nur vorübergehend, theils andauernd verweilte, daß ferner Hamburg von den weitverzweigten Kriegsereignissen, sei es des Siebenjährigen oder eines der anderen zahlreichen Kriege des XVIII. Jahrhunderts in sehr empfindlichem Grade, namentlich nach Seite seiner materiellen Interessen, berührt werden mußte, so begreifen wir wohl, welch tiefgehenden Anregungen ein strebsamer und empfänglicher Geist, wie der seinige, ausgesetzt sein mußte. Es kann ja nicht fehlen, daß alle bedeutender angelegte Naturen, wenn sonst nur nicht von allzu verfehlter Erziehung genarrt, von dem zündenden Blitze außerordentlicher zeitlicher und persönlicher Einwirkungen mächtig getroffen werden. Der Eine wird dann Poet, der Andere Aesthetiker, ein Dritter wirft sich, wie unser Büsch, auf die Ergründung und wissenschaftliche Durchforschung ganz realer, um nicht zu sagen banaler oder banausischer Angelegenheiten. Wenn wir J. G. Büsch trotz des in seinen Adern rollenden, vom Vater ererbten theologisch-geistlichen Bluts, und obgleich er sich durch ein theologisches Triennium — namentlich unter Mosheim — bis zur wirklichen Kandidatur hindurcharbeitete und als ausübender Prediger sogar Predigttheorien aufstellte (siehe sein Leben a. a. O.), dennoch der Theologie den Rücken wenden und die geistliche Laufbahn quittiren sehen, so dürfen wir das keinesfalls nur seinem von ihm selbst eingestandenen Ungeschick im freien Sprechen zuschreiben, sondern müssen es wesentlich auf Rechnung des auf ihn wirkenden Zeitgeistes bringen. Wer von den großen und

größten literarischen Autoritäten Deutschlands aus dem XVIII. Jahrhundert wäre nicht in die Vorhöfe der theologischen Fakultät eingetreten, ohne sie wieder zu verlassen, oder aber, wenn er ins Allerheiligste vorgedrungen war, ohne titanenhaft gegen das katholische Element im Protestantismus anzukämpfen. Nur der eine, Goethe, bezieht als Jurist die Hochschule, um aber freilich auch zunächst in seiner Fachwissenschaft starken Ehebruch zu treiben. Wenn wir Klopstock, Lessing, Schiller, — Herder — mit der Theologie oder doch mit theologischen Stimmungen beginnend, dann auf die ästhetisch-philosophisch-poetischen Bahnen einlenken sehen, so erleben wir an Büsch (man wolle die Parallele vorläufig gestatten) den Umschwung aus den sublimsten in die realsten aller Studien hinein. Die Macht des Wohnorts und seiner Eigenartigkeit ist hier natürlich nicht zu verkennen. J. G. Büsch wird aus einem Kandidaten der Theologie, aus einem Aspiranten lüneburgischer Pfarrämter ein Mathematiker, Hydrostatiker, Hydrauliker, Optiker, Physiker, Aeronautiker, Astronom, Handelspolitiker, Staatswissenschaftler, Nationalökonom — ein Theoretiker der Börse, ein Agitator in Sachen des Zoll- und Bankwesens, des Strand- und Seerechts, ein Handelsschullehrer und -Direktor. Aber doch verleugnet er so wenig als Herder gerade den besten Kern und die vorzüglichste Eigenschaft eines Seelsorgers. Das bezeugen seine unsterblichen Verdienste um die Hamburger Armenordnung, — auf lange Zeit in deutschen Städten ein Unicum in dieser Art —, das beweist nicht minder der ethische Gesichtspunkt, den wir in Büsch als Organisator, Lehrer und Direktor der Hamburger Handelsakademie durch seine Schulgesetze oder seine Hausandachten hindurchdringen sehen: ein Vorzug unseres Büsch gerade dies, dessen leider so mancher moderne Handelsschulmann gänzlich verlustig gegangen sein dürfte, da, wenigstens nach den Lehrplänen einer ziemlichen Anzahl jetzt bestehender Handelsschulen, sich diese mit der religiösen Bildung ihrer Eleven ganz und gar nicht befassen. Von dem Humanitätszeitalter, als welches wir das XVIII. Jahrhundert gewiß bezeichnen dürfen, hat Büsch unverkennbar viel gelernt. Er ist wohl berufen als Gatte und Vater; man rühmt seine geselligen Talente nicht blos, sondern auch seine entschiedene Anlage zur Freundschaft, die er Niemandem so innig und andauernd gehalten wie dem trefflichen Kollegen Ebeling; seine Hingebung an Andere, seine aufopfernde Förderung fremden Wohles, seine nie ermüdende Gastfreundschaft, sein warmes Herz für das allgemeine Beste, seine Uneigennützigkeit, seine Fähigkeit, vermöge eines ihm zu Gebote stehenden reichen und vielseitigen Wissens alle möglichen Saiten der Unterhaltung mit den verschiedensten Menschen anzuschlagen. Diese und andere Vorzüge des rein menschlichen Charakters waren herrliche Zugaben und Ergänzungen zu dem unermüdlichen Fleiße, der vielseitigen, dabei aber doch nach einzelnen Richtungen hin auch wieder tiefen und gründlichen Bildung, ja geradezu bahnbrechenden Leistung des Mannes. Diese seine Vorzüge überraschen um so mehr, als der Knabe und Jüngling vielen pädagogischen Mißgriffen, häufigen Einschüchterungen und Verletzungen eines regen Ehrgefühls und Bedürfnisses nach Anerkennung preisgegeben war und also leicht in eine Menschen verachtende, misanthropische Art hätte hineingedrängt werden können — und als der ältere Mann und Greis so heftigen Störungen seiner Gesundheit ausgesetzt war, daß

er leicht statt ein stets liebenswürdiger Gesellschafter und hülfreicher Menschenfreund ein lästiger Griesgram und kalter Egoist hätte werden können.

Nicht gering ist seine, auch mit dem Zeitgeist stimmende pädagogische Ader anzuschlagen. Büsch gehört zu den Menschen, welche einen äußerst lebhaften Lehr- und Mittheilungstrieb haben. Wenn er auch der Kanzel nicht treu bleibt, so finden wir ihn desto freudiger und anhaltender auf dem Katheder und mit der Feder thätig. Es genügt ihm nicht, den Obliegenheiten seiner mathematischen Professur am Gymnasium oder dem Amte eines Lehrers der Handelsakademie nachzukommen; er will in und für weitere Kreise lehren und fährt daher unermüdlich mit öffentlichen Vorlesungen fort. Mit Wärme redet er von dem Genusse, den ihm das Lehren bereite; es ist ihm diese Thätigkeit ja zugleich ein Hebel seines eigenen geistigen Fortschritts. „Beim Lehren kommen ihm neue und neue Gedanken, steigen in ihm neue und neue Gesichtspunkte des vorliegenden Stoffes auf, erquickt er sich an dem fröhlichen Gange der Ideenassoziation."

Ueberblicken wir den Lebensgang des Mannes, so sind es allerdings keine außerordentlichen Entwicklungen, die uns hier begegnen; es verläuft darin Alles ziemlich regelmäßig und ohne hervorragende Knotenpunkte. Büsch ist kein Mensch von großartigem Zuschnitt, kein Reformator im größeren Stil: weder seine Geistes- noch seine Charaktereigenschaften nehmen sehr auffällige Dimensionen an. Auch seine persönlichen Beziehungen oder seine Korrespondenz stehen an interessantem, spannendem Material weit hinter den Verbindungen anderer ihm zeitgenössischer bedeutender Persönlichkeiten zurück. Was ihm aber an Glanz des Auftretens und an Großheit der Zielpunkte oder an Umfang berühmter Freundschaften abgeht, das ersetzt sich bei ihm reichlich durch die stilleren Tugenden der unermüdlichen Strebsamkeit, des schon berührten lebhaften Gemeinsinnes, durch die scharfe Wachsamkeit seines Patriotismus, sowie durch seine klare, durchsichtige Verstandesthätigkeit und durch die kräftige Initiative, die er in den gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts verhältnißmäßig doch erst schüchtern in Deutschland auftretenden nationalökonomisch-handelspolitischen und handelswissenschaftlichen Disziplinen und der solcher Theorie zur Seite gehenden Agitation ergreift. In diesem letzteren Punkte, nach Seite seiner handelspolitischen Agitation könnte man versucht sein, ihn als einen Vorläufer Friedrich List's anzusehen, obwol Letzterer eine weit lautere und bewegtere, auch wol geistvollere und kühnere Thätigkeit entfaltet hat. Was den Sohn des XVIII. Jahrhunderts nach seiner schriftstellerisch-wissenschaftlichen Seite kennzeichnet, das ist namentlich auch sein universeller Zug, der ja auch den zeitgenössischen literarischen Berühmtheiten eigenthümlich ist. Die ästhetisch-sentimentale Seite ist bei Büsch freilich von der praktisch-realen stark überwuchert. Einen glänzenden Stil suchen wir auch in seinen Schriften vergeblich. Büsch schreibt eher hausbacken, weitläufig; weder in seinen biographischen Aufzeichnungen, noch in seinen Reiseerinnerungen aus den skandinavischen Ländern, aus den Niederlanden und England, noch in seinen historischen Arbeiten stößt man auf schwungvollere oder pikant-geistreiche Wendungen und Auffassungen, vielmehr verläuft Alles ungemein plan und nüchtern. Das Kind der Kaufmannsstadt und der Vertreter kaufmännischer Interessen verleugnet sich wahrlich keinen Augenblick

in dem fast trockenen Geschäftsstil, der in den mathematisch-mechanisch-national-ökonomischen Schriften wol völlig am Platze erscheint, in den Reiseschilderungen und historischen Arbeiten indessen weniger munden will. Der ruhige, behaglich raisonnirende Norddeutsche bricht in Büsch völlig durch — obgleich die norddeutsche Natur keineswegs à tout prix diese Prosa der Konzeption aufweist, wie dies „der Magus des Nordens“ oder der Mohrunger Herder zur Genüge darthut.

Sein Freundschaftstalent hat Büsch in vorzüglichem Maße seinem Kollegen, dem trefflichen Statistiker und Geographen Ebeling gegenüber bewährt.

Gälte es eine angemessene Disposition in der Darlegung von Büsch's Gedankenwelt und Thätigkeit zu treffen, so dürfte es am geeignetsten sein, ihn zuerst nach seiner Selbstbiographie über sich, seine Erziehung und seinen Studiengang reden zu lassen, sodann ihn in seine berufliche Thätigkeit zu begleiten, rücksichtlich deren uns besonders der Handelsakademie-Direktor interessirt, — drittens die wissenschaftlich-literarischen Leistungen des Mannes ins Auge zu fassen.*) Wir erhalten so folgende drei Abschnitte: 1. Aus Büsch's Selbstbiographie, — 2. Büsch als Lehrer und Direktor der Hamburger Handelsakademie, — 3. Büsch als Schriftsteller und besonders als Nationalökonom.

Was Büsch über und von sich selbst erzählt
(über den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit in Hamburg 1794).

Ich ward in dem Jahre 1728 den 3. Januar zu Alten-Meding, einem Dorfe im Lüneburgischen, geboren, wo mein Vater damals als Pfarrer stand. — Als ich drei Jahre und drei Monate alt war, wurde mein Vater nach Hamburg zum Prediger an der Großen Michaeliskirche berufen. — Insonderheit haben sich bei mir die Eindrücke von allen solchen Vorfällen in der größten Lebhaftigkeit erhalten, welche meine Leidenschaften reizten, von allen Strafen, Verweisen, Kränkungen oder Befriedigungen meines Ehrgeizes. — Der in meiner Kindheit und Jugend herrschende Ton der Erziehung war der von einer Strenge ohne Ueberlegung. Die ersten Werkzeuge zur Erziehung in den Händen der Eltern, der öffentlichen und der Privatlehrer waren die der körperlichen Züchtigung, die man an den Wänden aufgehangen oder vor die Fenster allenthalben wie ein Zeichen hingestellt sah, dem nur die Ueberschrift fehlte: Hier erziehet man. Man leitete nicht durch Winke und Vorschriften, wie ein Kind dieses oder jenes recht machen solle, sondern durch Tadel und Vorwürfe, daß es nichts recht mache. — Ich habe mehr Unangenehmes dieser Art von Fremden, als von meinen wirklich

*) Von den über J. G. Büsch erschienenen Schriften und Aufsätzen nennen wir folgende (vergl. Ersch und Gruber Encyklop. Art. Büsch): Büsch, wahr und ungeschmückt dargestellt von J. H. V. Nölting, Hamb. 1800; Büsch's Leben, Charakter und Verdienste. 1801. Vergl. ferner: „Thieß' Gelehrtengeschichte von Hamburg“, — „Smidt's Hanseatisches Magazin“, — J. J. v. Eckenburg „Dem Andenken des Professor Büsch“, Braunschw. 1800. — „Hamburger unparteiische Korrespondenz“, 1800, N. 130; „Woltmann's Geschichte und Politik“, 1800; „Baur's Gallerie historischer Gemälde“; „Büsch und Ebeling“ Morgenblatt 1817 Nr. 198—200. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutscher. 261—268. Meusel's Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller.

sanftmüthigen Eltern erfahren. — Bisher glaube ich, daß das Vortheilhafteste in der Umänderung der deutschen Erziehungsart seit etwa 30 Jahren dieses ist, daß ein gutartiges Kind bei der Milde seiner Erzieher es leichter hat, gut zu werden, und von den Aeußerungen seiner guten Gesinnungen wirklich Freude hat. Züchtigungen und selbst wörtliche Verweise auch eines jungen Kindes sind bedenklicher, als Eltern glauben .. Bei mancher Ungezogenheit handelt ein Kind schon in einer gewissen Denkungsart, die man nicht ganz durch die Züchtigung niederschlagen sollte .. Der Kinder Empfindlichkeit hat oft Gründe, die man ihnen nicht benehmen sollte. Insonderheit muß man gutmüthige Unbesonnenheit und kindischen Vorwitz nicht zu ernsthaft an ihnen ahnden. Eine jede darauf erfolgende Strafe wird das Gefühl einer erlittenen Ungerechtigkeit hinter sich lassen, und die Furcht, hier oder dort anzustoßen, wird sie scheu machen, ihre Herzensmeinung auch dann zu sagen, wenn man sie gern von ihnen hören möchte. — Ich fühlte sehr früh, was Herabsetzung wäre, und strebte Allem, was das Ansehen davon hatte, entgegen, und da ich viel Tadel erfahren mußte, gewann mein Herz sehr frühe eine böse Falte. — In meinem neunten Jahre befielen mich die Kinderblattern und ich ward sehr davon gezeichnet. Dies hatte zur Folge, daß ich hinter meine wohlgebildeten Geschwister bei den Umgangsfreunden meiner Eltern zurückgesetzt wurde. Alles, was ich blatternarbigter Junge, dem noch kein Tanzmeister die Füße zurecht gesetzt und den Kopf zwischen den Schultern hervorgezogen hatte, in meiner Lebhaftigkeit that, mag mir schlecht angestanden haben. Auf mich regneten also die Verweise allenthalben. Selbst bei den Großeltern, die in Hamburg lebten, wurde der arme Georg durch beständiges Keifen der Großmutter und Großtante gemißhandelt. Mit meinem Großvater, der als Generalsuperintendent bis 1746 dort lebte, stand ich mich desto besser. Er war stockblind, konnte also nach dem Aeußerlichen mich nicht beurtheilen. Fast an keinem meiner Lehrer fand ich einen Freund. Mit allen Aeußerungen des besten Willens, mit allem für mein Alter ganz ungewöhnlichen Fleiße in Allem, was man mir aufgab, verdiente ich keinen Dank und kein Wohlwollen. Ich ward monitoribus asperis asper und brachte meine Jugendjahre im steten Gefühl der nachtheiligsten Leidenschaften hin .. Man schien keinem Kinde etwas Gutes zuzutrauen, blos deswegen, weil es ein Kind war. Man dachte nicht daran, den Keim des Guten in ihnen zu entwickeln. Alles, was man mir nicht Lernens halber zu lesen aufgab, mußte Geschichte sein. Aber, hilf Himmel! was für Geschichte! Meiger's Nucleus historiarum, Ernst's historische Konfekttafel, Bergmann's bestrafte Zungensünde, Adami alias Misander's Theatrum tragicum .. Sehr glücklich schätzte ich mich, als ich Francisci lustige Schaubühne geliehen bekam. Besseres Futter für meine Seele wurden Alle de Werken van myn Heer Jacob Cats. .. Von besonderen Kinderbüchern gab es nur „Rambach's Kinderbüchlein“ .. Ich mußte beim Lateinlernen tüchtig daran und noch jetzt bin ich gewiß, daß man den Kopf der Kinder ohne Noth schont und ihm für die Folge desto mehr Schwierigkeiten entstehen macht. Doch soll der Lehrer auch pädagogisch verfahren und z. B. bei den auswendig zu lernenden Wörterbüchern dem Gedächtniß durch Entwicklung der Analogie helfen, nach welcher aus den Primitiven die Wörter abgeleitet oder zusammengesetzt werden.

Bis in mein fünfzehntes Jahr blieb ich im Privatunterricht. Der frühe Tod meines Vaters machte eine Versetzung in die öffentliche Schule nothwendig, die eine wichtige Epoche in meinem Jugendleben bildete. — Meine beiden Eltern waren vortreffliche Menschen von Seiten des Herzens. Mein Vater war fromm und gottesfürchtig ohne alle Heuchelei oder Schwärmerei; er war genügsam und ohne jeden Neid, ein fester Freund, versöhnlich .. Meine Mutter war eine Frau ohne Leidenschaft, von einem reinen natürlichen Verstande, eine sorgfältige Hausmutter — doch ohne Geiz. Es war viel Gastfreiheit in unserm Hause .. Der Umgang vieler guter Leute in unserm Hause, wobei wir immer zugegen waren, war mir äußerst vortheilhaft. Ich sammelte in demselben viele Begriffe, die mir sonst spät entstanden sein möchten. Ich sah und hörte nichts Böses oder Unrechtes .. Wir Kinder hatten das Glück, von züchtigem, gutgeartetem Gesinde beaufsichtigt zu werden. Besonders für die bessern Volksklassen, die sich gesellschaftlich viel außer dem Hause oder doch abgesondert von den Kindern bewegen, sind die Dienstboten, je nach Umständen, bedenkliche Menschen .. Eines der sichersten Schutzmittel gegen die geschlechtlichen Verirrungen der Jugend suche ich in der frühen und nachher anhaltenden Einprägung der Schamhaftigkeit und eines nie leichtsinnigen Gebrauchs der Zunge. Ich habe diese Erziehungsregel den Erziehern der Fürstenkinder in meinen Fragmenten über die Erziehung der Prinzen, ich habe sie aber auch dem Landvolke unserer Gegend in dem Schleswig-Holstein'schen Kalender von 1793 wichtig zu machen gesucht .. An die erste Bemühung, eine Sprache kennen zu lernen, wandte ich einige Wochen durch alle meine freie Zeit .. Die Kenntniß des Latein ist eine viel zu wenig beachtete Grundlage für das Erlernen anderer Sprachen .. Von Wörtern lerne man nur die Partikeln auswendig; man versuche immer, ob einem nicht der Verstand eines Wortes durch die Aehnlichkeit mit einer anderen bereits bekannten Sprache oder aus dem Zusammenhang einleuchte, ehe man es im Wörterbuch nachschlägt. Nach den Gesetzen der Ideenassoziation behält man es so am sichersten. Im neunzehnten Jahre trat ich in das Gymnasium, dessen Lehrer ich später auch lange Jahre werden sollte. Jetzt erst ließ ich von meiner Autodidaxie ab. Mein Lehrer der Mathematik war so wenig zum Vortrag dieser Wissenschaft aufgelegt, daß er auch nicht Einen Lehrsatz zu demonstriren vermochte. In vier Stunden der Woche diktirte er uns den Wolfischen Auszug lateinisch, doch blos die Sätze und Aufgaben, ohne einigen Beweis .. Der Unterricht des Reimarus in der Philosophie war der erste in meinem Leben, in dem ich ernsthaft mitdachte .. In meinem 21. Jahre bezog ich die Akademie in Göttingen, um zunächst Theologie zu studiren. Gegen Ende meiner akademischen Laufbahn lernte ich Montesquieu, Esprit des lois kennen. Dies Buch gab meiner Seele eine ganz ungewohnte Nahrung. Durch das Studium der Naturlehre ward ich von Neuem zur Mathematik geführt .. Unter anderen mathematischen Werken las ich auch den Euklid, der mir den Kopf ganz zurecht setzte .. Mit ebenso übel geordneten als unvollständigen Kenntnissen (aber auch mit einem starken Fortschritt in lebenden Sprachen und mannichfaltiger Belesenheit) verließ ich die Akademie in meinem 24. Jahre.

Der Kandidatenstand ist der traurigste Theil meines Lebens gewesen .. In der Mitte des Jahres 1751 kam ich nach Hamburg zurück, um es noch ein-

mal auf kurze Zeit als Hofmeister bei einem holsteinischen Edelmann zu verlassen.. 1753 lehrte ich in einer Hamburger Familie durch fünf Stunden täglich für 80 Thlr. und den Mittagstisch, an fünf Tagen der Woche.. Ich hatte während meiner Kandidatenjahre viel Zeit, wandte sie jedoch immer gut an. Da ich nicht viel Geld hatte, mußte ich Umgang suchen, der mich nicht in viele Unkosten setzte. Ich fand ihn insonderheit bei einigen Kaufleuten, die eingeschränkt lebten. Es ward zur Nothwendigkeit für mich, an ihren Unterhaltungen theilzunehmen. In der Aufmerksamkeit, die ich auf ihre Unterredungen wandte, liegt der erste Grund meines Geschmacks an Handelskenntnissen, mit welchen ich mich nach der Zeit so ernsthaft beschäftigt habe.

Im Jahre 1754 mehrten sich meine kandidatischen Beschäftigungen so, daß ich täglich 8 bis 10 Stunden Unterricht an Kinder, Knaben, Jünglinge, ja auch an verschiedene junge Frauenzimmer geben mußte. Die Mischung dieses Unterrichts war äußerst mannichfaltig. Zum Glück konnte ich immer Mathematik lehren.. Dagegen lag die mir so lieb gewordene Geschichte mehr als zehn Jahre bei mir ganz darnieder. Mein Amt als Professor der Mathematik am Gymnasium versorgte mich so wenig hinlänglich, als es mich nicht ausreichend beschäftigte. Ich mußte also fortwährend nach einträglichen Nebenbeschäftigungen suchen.

In den ersten 16 Jahren meiner Ehe (mit J. Schwalbe) wurden mir viele Kinder, in Allem zehn geboren. Ich hatte also der häuslichen Freuden genug. Sie waren ein starkes Gegenmittel gegen die mich so schwer anfallende Hypochondrie. Erst die Uebernahme der Handlungsakademie und die Verbindung dieses Instituts mit meiner Haushaltung erschwerte ein innigeres Zusammenleben mit meiner Familie. Mein Vermögen, inmitten des größten Geräusches angespannt zu arbeiten und meine Aufmerksamkeit nur auf das zu heften, was ich will, habe ich in jedem Zustande meiner Nerven gehabt. Eine Zeit lang hatte ich mein Studirzimmer zwischen den Zimmern zweier Eleven, von denen der eine fleißig Violine, der andere Flöte spielte.. In den ersten Jahren meines Amtes schrieb ich noch nichts Erhebliches für den Druck, obgleich mir schon früh die Lust zur Schriftstellerei entstand.. In einer Zeit riß mich Nachahmung aller Art oft hin. Eine Zeit lang entwarf ich zerstreute Gedanken, als mich die Lesung eines Bruyère, Pascal und selbst eines Beaumelle hinriß. Ein andermal schnitt ich ein Stückchen Arbeit im Youngischen Ton zu.. sogar zu einem Roman hatte ich den Anfang gemacht.. Alle Arbeiten früherer Jahre habe ich vernichtet.. Im Jahre 1759 redigirte ich ein Journal „Hamburgische Anzeigen von gelehrten Sachen", das aber schon im ersten Jahrgange wieder aufhörte.. In meinem 37. Jahre unternahm ich die erste Arbeit von Belang für den Druck. Es war ein Leitfaden für meine im Jahre 1764 begonnenen Vorlesungen über Mathematik und Physik für Nichtstudirende.. Ende 1767 entstanden mir zwei Veranlassungen, die meiner Thätigkeit eine ganz neue Wendung, aber auch einen stärkeren Antrieb gaben, als dies je zuvor der Fall gewesen war. Die erste war die Errichtung einer Handlungsakademie, zu welcher mein Beistand von dem Herrn Unternehmer derselben, Herrn Wurmb, um diese Zeit gesucht ward. Nie ist mir ein Geschäft an- oder aufgetragen worden, das mich so sehr, wie dieses, gereizt hätte. Handlung und Staatswirthschaft waren bis dahin ein vorzüglicher

Gegenstand meiner Lektüre und meiner Unterredungen gewesen, doch beides nur gelegentlich und ohne allen bestimmten Plan und Absicht. Ich las, ich sprach von beiden, doch nur zufällig. Ich hatte auch nie eine Zeile darüber aufgeschrieben, viel weniger etwa eine eigene Arbeit in diesem Fach zu Papier gebracht.. Indessen war mir manche Idee, manche Reflexion über jene Dinge entstanden.. Jetzt sah ich eine Gelegenheit, dies, was ich schon wußte und einsah, brauchbar zu machen, und aus so mannichfaltigen zerstreuten Bruchstücken dieser Kenntnisse mit der Zeit ein Ganzes zu bilden. Immer hatte die Ertheilung von Unterricht in einer Sache mir deren Festhalten wesentlich erleichtert.. Anfangs unterrichtete ich die wenigen Eleven der Handlungsakademie in der Handlung ohne strenge Ordnung. Ich nahm bald diese, bald jene dahin einschlagende Materie, in der ich meine Ideen aufs Reine brachte und den Eleven sie mittheilte, oder indem ich nach Sokratischer Methode fragte und sie in ihren Köpfen entwickeln half. Aber nach einiger Zeit forderte Herr Wurmb mich auf, förmliche Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der Handlung zu halten. Diese Vorlesungen hielt ich zweimal öffentlich und hatte das Vergnügen, viele Jünglinge und Männer aus der Stadt unter meinen Zuhörern zu sehen, deren Fähigkeit und Kenntnisse mich vollends in die Nothwendigkeit setzten, es mir rechten Ernst mit diesem Geschäfte sein zu lassen.. Die in Hamburg beliebten „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ dienten mir zur Veröffentlichung einer jeden mir entstehenden und nicht unwichtig scheinenden Meditation. Im Allgemeinen legte ich nicht gern die Hand an ein Werk, dessen Ende ich nicht bald absehen konnte. Nur an dem Buche über „den Geldumlauf“ habe ich acht Jahre gearbeitet.. Leider hinderte mich meine Augenschwäche, der Mathematik in größerem Maßstabe und in allen ihren Theilen, wie in der Astronomie obzuliegen, und infolge meiner Schlaflosigkeit war mein Kopf jahrelang nur selten stark genug für schwere Theorie.. Die Handlungsgeschichte führte mich zur Geschichte überhaupt und zur neueren insbesondere zurück. Das Bedürfniß meines Unterrichts in derselben veranlaßte die Abfassung meines „Grundrisses einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit“.. Aus den Vorlesungen weniger Stunden über Handlungstheorie erwuchs mein Buch von dem Geldumlauf. Da meine aus Montesquieu ehemals gesammelten Ideen sehr verflogen waren, so leitete mich Steuart's Buch, das gegen diese Zeit zuerst bekannt ward, in meinen ersten Schritten.

Meine erste größere Reise machte ich im Jahre 1774, um seitdem dergleichen von je zwei zu zwei Jahren zu wiederholen; diese Reisen schärften meine Beobachtungsgabe ungemein.

In meinen späteren Jahren war die Schriftstellerei meine Lieblingsbeschäftigung. Von den vielen Aufsätzen, zu welchen mir der Anlaß aus allerlei gemeinnützigen Absichten entstanden ist, mag ich kein vollständiges Verzeichniß geben.... Alles das, was ich von dem Jahre 1785 an in Rücksicht auf das medizinische Armeninstitut fast halbjährlich schrieb, ist nur Vorbereitung auf die nach meinen Vorschlägen in der Hauptsache in Hamburg ausgeführte große Armenordnung gewesen... Meine letzten Schriften eines lokalen Inhalts betrafen die unserer Stadt so nothwendig werdende Erweiterung und die Befreiung derselben von den Ueberschwemmungen durch Seefluten....

Ins „Deutsche Museum“ habe ich z. B. eine Arbeit über „unerkannte Schwierigkeiten bei Pensionsanstalten“ und über „die Beschwerlichkeit des Reisens in Niederdeutschland“ gegeben.. In den Altonaischen Kalender habe ich verschiedene, insonderheit für den Landmann zuträgliche Aufsätze eingerückt.*) ...

Das Halten von Vorlesungen liebe ich über Alles. Ich würde, wenn mir auch die vortheilhafteste Veränderung meiner Umstände angeboten wäre, nie gern ein anderes Amt, als ein Lehramt angenommen haben.. Die besten Gedanken erwachen mir gewöhnlich im Vortrage. Zu allen meinen Schriften von Belang sind mir die ersten Gedanken in demselben entstanden..

Am liebsten und geläufigsten rede ich über Dinge, von denen ich viel mehr weiß, als ich meinen Zuhörern zu der Zeit sagen will und darf.... Der Vortrag der Geometrie muß bei jungen Studirenden nicht sowol das Erkenntniß derer Wahrheiten selbst, die sie enthält, als vielmehr das zum Zweck haben, ihnen einen mathematischen Kopf oder diejenige Wendung des Geistes zu geben, daß sie nicht mit unzulänglichen Gründen zufrieden sind..

---

*) Unter den literarischen Arbeiten J. G. Büsch's verdienen genannt zu werden: Probeschrift über die Lehre von der Proportion; — Mathematische Encyklopädie. In drei Bänden. — Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft. Drei Bände. Altona 1796—1798. Der dritte Band ist bekannt geworden unter dem Titel: Hamburger Briefsteller für Kaufleute. (Siebente Auflage von Schleier 1841); — Encyklopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften, nach Reimarus' Grundrissen ausgearbeitet; — Vermischte Abhandlungen: Von dem Geldesumlauf in anhaltender Rücksicht auf Staatswirthschaft und Handlung 2c. Zweite Auflage 1800; — Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit. Zwei Bände. Hamburg 1781. Vierte Auflage 1810; — In der von Büsch und Ebeling 1784 begonnenen und durch mehrere Jahre fortgesetzten Handlungsbibliothek sind von Büsch ausgearbeitet erschienen: Abhandlungen „über die Handlungscompagnien“, „über die Handelschangen“, über „Ursprung des Wechselrechts“, Darstellung der „Bedenklichkeiten bei den im Jahre 1783 so lebhaft betriebenen Handelsunternehmungen mit Nordamerika“; — dieser Schrift geht als Einleitung ein Aufsatz voran: „über den Werth und Unwerth der Handlungstheorie“. — Weiterhin erschienen: „Noch ein Wort über den Zwischenhandel, insonderheit in dem nördlichen Europa, und über den Unterschied der Niederlagen, Stapelstädte und Marktplätze“; „über Bankgeld, Münze und Münzverwirrung, in näherer Rücksicht auf den Lüb'schen Münzfuß“; — „Memoire sur les abus qui se sont introduits en France dans les affaires de change“; — „Geschichte der Britischen Navigationsakte“; — „über die Hamburgischen Zuckerfabriken“; — „ein Wort zu seiner Zeit über die Hamburgische Bank“.

In der Ebeling'schen Sammlung von Reisebeschreibungen befinden sich von Büsch: „Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens im Jahre 1780“; — „Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil der V. Niederlande und Englands im J. 1777“; — Büsch's sämmtliche Schriften über „Münzwesen und Banken“ erschienen zu Hamburg 1821, neue Ausg. 1824; seine Schriften über die Handlung in 8 Bänden zu Hamburg 1824—1827. Eine Ausgabe von Büsch's sämmtlichen Schriften kam in 16 Bänden zu Zwickau heraus, 1813—1816. Ein Wiener Nachdruck, welcher jedoch nicht alle Schriften Büsch's umfaßte, erschien von 1813 bis 1818. Die durch den Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels und deren zu befürchtende böse Folgen veranlaßten eine besondere Schrift. „Keine meiner Arbeiten“, sagt Büsch von derselben, „habe ich so schnell vollendet. Aber es lag mir gar zu sehr am Herzen, das Urtheil der Deutschen über diesen wichtigen Gegenstand so geschwinde, als möglich, zu leiten.“

Das Institut der Handlungsakademie, mit welchem ich mehr als zwanzig Jahre lang dem Staate so große ökonomische Vortheile verschafft habe, ist nie mit dem allgemeinen guten Willen begünstigt worden, den es in andern Staaten würde gewonnen haben .. es blieb Einzelnen unbegreiflich, wie zwei Professoren über die Handlung etwas Brauchbares lehren können; auch nicht daß der Kaufmann unserer Zeiten mehr Vorkenntnisse nöthig habe, als ehemals, und daß die meisten Geschäfte desselben sich besser begreifen lassen, wenn sie in einem gewissen Zusammenhange gelehrt, als wenn sie brockenweise auf dem Comptoir aufgetischt werden .. Ebeling allein hatte mir Muth gemacht, das Handlungsinstitut zu erhalten, als nach einer vierjährigen Dauer dessen Ende mir unabwendlich schien" ...

Hiermit schließen wir die Mittheilungen aus Büsch's Selbstbekenntnissen. Dieselben geben durchweg Zeugniß von einem zwar einfachen, aber redlich strebenden, fleißigen und namentlich für das allgemeine Beste aufrichtig kämpfenden Mann, der innerhalb der seinem Geiste gesteckten Grenzen und gemäß den an ihn herantretenden lokalen Antrieben, besonders aber auch im Verhältnisse zu den ihn befallenden leiblichen Uebeln (er litt viel an den Augen und an Hypochondrie, die er sogar zum Gegenstande eines besonderen Studiums machte) möglichst viel Gutes gewirkt und geschafft hat.

Da Büsch's wissenschaftliche Seite im Bereiche der Handlungswissenschaft ihren Schwerpunkt hat, so dürfte es am Platze sein, das Urtheil eines der scharfsinnigsten Beurtheiler in dem national-ökonomischen Gebiete über Büsch's handelswissenschaftliche Leistungen hier anzuführen. Wir finden in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft Jahrgang XXIII. 2. u. 3. Heft aus Roscher's Feder: „Erinnerungen an J. G. Büsch" und theilen aus denselben Folgendes mit: Die Hamburger Handelsakademie, welche nicht von Büsch, sondern von Wurmb gegründet wurde, ist nicht das erste derartige Institut in Europa gewesen; vielmehr hatte schon 1759 Minister Pombal eine Handelsschule in Portugal gegründet, die 1775 gegen 200 Zöglinge prüfen konnte ....

Büsch's Schriften lassen sich in drei Gruppen bringen: zuerst mathematische, die wenig imponiren mögen, aber für den Standpunkt deutscher Mathematik in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wegen ihres praktischen Sinnes und ihrer würdigen Popularität alles Lob verdienen. Am wichtigsten hierunter ist „der Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens", wovon der erste Theil (1753) die reine Mathematik, der zweite Theil (1791) die Hydrostatik und Hydraulik, der dritte Theil in 2 Bänden (1793 u. 1796) die bürgerliche und Wasserbaukunst enthält. Dann historische Schriften, endlich handelswissenschaftliche. Diese letzteren reichen einerseits herab bis in die volkswirthschaftlichen Grundlagen alles Handels, andererseits hinauf in die völkerrechtlichen Streitigkeiten der akutesten Handelspolitik. — Büsch zeigt sich jeder praktischen Uebertreibung und doktrinären Einseitigkeit abhold.

Wenn auf der einen Seite die Zufriedenheit auffällt, womit er (in der ersten Auflage seiner Lehre vom Geldumlauf) den Vorzug des Adels im Staats-

dienste ganz unbedenklich und natürlich findet, so spricht aus ihm andererseits würdiger Bürgerstolz auf die Größe des Städtewesens im Mittelalter.

Hüllmann nennt Büsch, ungeachtet der Schwerfälligkeit seiner Darstellung, doch fast einzig in Deutschland. Lüder wirft Garve vor, in seiner Uebersetzung von Adam Smith „unsern größten politischen Schriftsteller, den ehrwürdigen Büsch" nicht erwähnt zu haben; noch 1820 nennt er ihn „den ersten unserer staatswissenschaftlichen Schriftsteller"..

Büsch verdankt seine Berühmtheit zum Theil der unstreitigen Originalität seiner Schriften. Er darf doch mit einigem Recht behaupten, er habe im Bankwesen gar keinen Vorgänger, auch in der Handelslehre, wenigstens in Deutschland keinen. Während die meisten gleichzeitigen deutschen Nationalökonomen Systeme und Lehrbücher schrieben, jeder sich stützend auf seine Vorgänger, recht eigentlich eine Literatenliteratur, ist die Mehrzahl von Büsch's Arbeiten wesentlich monographischer Art, auf die Sachen selbst eingehend und viel mehr auf eigene Erfahrung, Beobachtung, persönliche Erkundigung und Reisen gestützt, als auf Bücherstudium. Büsch citirt seine eigenen Schriften sehr oft, aber auch fast nur diese, was zum Theil mit seiner Augenschwäche zusammenhängt. Das große Buch, das er studirt haben will, sei die Hamburger Börse. Die meisten Bemerkungen Büsch's zeugen von eigenem Nachdenken, sind der klaren Uebersicht wegen nach Ziffern in 1. 2. 3. rc. abgetheilt, ohne jedoch Glieder einer systematischen Kette zu sein. Im Definiren ist Büsch nicht stark, will auch nicht „Systematiker" sein. Schon in der ersten Vorrede seiner Abhandlung vom Geldumlaufe wird sehr gewarnt gegen voreiliges und unpraktisches Systemmachen.. Einige Geringschätzung der bloßen Theorie gegenüber der Praxis trägt er gern zur Schau.. Er hat unendlich viel mehr vom Praktiker, Historiker, ja vom Juristen als vom Philosophen gehabt.. Gegen literarische Fachgenossen zeigt er sich leicht etwas verdrießlich und krittlig; namentlich reibt er sich gern an Ad. Smith.

Büsch's Buch vom „Geldumlauf" enthält viele tüchtige Ausführungen, zum Theil nach Steuart. Sein vornehmster Irrthum ist die merkwürdige Ueberschätzung des Geldumlaufs. Die Abhandlung vom Geldumlauf umspannt in Ausführungen oder wenigstens Andeutungen den ganzen volkswirthschaftlichen Ideenkreis Büsch's. Nach ihm muß die Rücksicht auf den Geldumlauf die Grundlage aller guten Staatswirthschaft bilden. Er ist viel wichtiger, als die von Ad. Smith so sehr hervorgehobene Arbeitstheilung. Büsch führt diese selbst auf den mächtigen Reiz des Geldes zurück.. Ueber die Produktion liebt er nicht blos hinwegzusehen, sondern er verschmäht es oft geradezu, bei Erklärung der wirthschaftlichen Vorgänge nur an sie zu denken. Daher meint er sogar in seiner Bekämpfung der Hume-Montesquieu'schen Lehre vom steten Gleichgewicht der Geld- und Waarenmenge, daß vermehrte Thätigkeit der Menschen immer die Waarenpreise steigern müsse. Die Vermehrung der Geldmenge hat nur insofern Einfluß auf den Preis der Waaren, als sie eine lebhafte Cirkulation erleichtert.

Büsch's Definition vom „Total des Auskommens im Volke", daß es nicht von der Landesgröße, Bevölkerungszahl oder Geldmenge bestimmt wird, würde sogar über Smith hinausgehen, wenn nicht Büsch — ohne Physiokrat zu sein — das Wort „produzirende Klasse" einseitig auf die Landwirthe bezöge. — Beim Umlaufe des

Geldes kommt es nach ihm nicht an auf das bloße Umzählen des Geldes von einer Hand in die andere, sondern nur auf dasjenige Umzählen, welches zur Ablohnung nützlicher Geschäfte vorgenommen wird. — Für eine wichtige Entdeckung hält Büsch die Zweiheit der Arbeiten, welche das Geld regelmäßig hervorrufe: erst Arbeit des Landmanns, um das Geld zu erwerben, mit dem er seine Nebenbedürfnisse kauft, sodann zweite Arbeit, um dies Geld zurück zu verdienen.

Merkwürdig ist es, wie gut er drei wirkliche Entdeckungen ahnt, deren Vollendung dann später drei andere Forscher unsterblich gemacht hat. Büsch wird von der Entwicklung seines Keims hauptsächlich abgehalten durch seine unglückliche Gewohnheit, über die tieferen Vorgänge der Wirthschaft hinweg zu sehen und nur den von ihnen veranlaßten Geldumlauf ins Auge zu fassen. So ist er unverkennbar sowol dem Ricardo'schen Gesetz der Grundrente, wie dem von Thünen'schen Gesetze der Ackerbausysteme auf der Spur. In letzterer Beziehung hat er richtig wahrgenommen, daß sich die nächste Umgegend einer großen Stadt vornehmlich mit Produktion von Heu, Gras und Hafer zu beschäftigen pflegt. Ebenso nahe steht Büsch der von Malthus gewonnenen Einsicht, daß nur eine Vermehrung der Bedürfnisse, zumal bei Landleuten, zu einer nachhaltigen Vermehrung der Produktion führen kann. — Büsch schätzt die Gunst der Handelsbilanz danach, ob viel oder wenig Menschen daran gearbeitet und verdient haben. Die Ueberschätzung des Umlaufs läßt offenbar den tieferen Kern, das Wesentliche der Sache, hinter der äußeren kaufmännischen Schule zurücktreten. Dies rührt jedenfalls zum Theil von allerlei Reminiscenzen des Merkantilsystems her, die Büsch noch ankleben, zum Theil gewiß von der Eigenthümlichkeit seines Wohnortes. Diesen lokalen Einfluß bemerkt man sehr deutlich, wo Büsch das von ferne her eingeführte Korn der Volkswirthschaft nützlicher hält, als das von nahe her, weil bei jenem eine größere Menschenzahl ihren Verdienst finde.

Hinsichtlich des Begriffs Kapital macht Büsch einen sehr auffallenden Rückschritt gegen Ad. Smith, sofern ihm das Geld dabei wieder zu sehr im Kopfe spukt. Er nennt darum die Sammlung eines Staatsschatzes ein Mittel, den Zinsfuß auf einer dem Staate beliebigen Höhe zu erhalten. Wenn er leugnet, daß ein Wechsel die Umlaufsmittel vermehre, so liegt dem abermals seine Vermischung von Kapital und Geld zu Grunde, indem allerdings der Wechsel kein neues Kapital bildet.

Kurzsichtig ist es, wenn Büsch noch Staatspapiere, die auf den Inhaber lauten, eigentlich für unpraktisch hielt, scharfsichtig dagegen, wenn er voraussagt, England werde seine gewaltige Staatsschuld wol nie heimzahlen.

Das große Verdienst Büsch's um die sogenannte Handelswissenschaft im engern Sinne, d. h. „Privatökonomie des Handels", sowol durch Gründung und fast dreißigjährige Leitung der Hamburger Handelsakademie, als durch zahlreiche Schriften, wird man am besten ermessen, wenn man z. B. Marperger's zahllose Werke mit Büsch's „theoretisch-praktischer Darstellung der Handlung" vergleicht. Wie anziehend klar und echt praktisch ist die letztere geschrieben, während der zu seiner Zeit doch höchst angesehene Marperger, den z. B. noch 1748 die Leipziger ökonomischen Sammlungen fast den einzigen deutschen Handelsschriftsteller nennen, in seinen ebenso breiten, als stoffarmen Excerptsammlungen höchst geistlos verfährt.

Zuerst in seinen „Kleinen Schriften über die Handlung" 1772 setzt es

Büsch durch, daß wir gegenwärtig statt „commerce d'économie" den viel passenderen Ausdruck „Zwischenhandel" gebrauchen. Ferner rührt von ihm her der heutige Sinn der Wörter: Aktiv- und Passivhandel für den Handelsbetrieb eines Volkes auf eigene oder fremde Gefahr, mit eigenem oder fremdem Kapital. Seine Theorie der „Handelscompagnien" übertrifft um vieles Alles, was über diesen Gegenstand in Deutschland bis dahin erschienen war, obgleich sie, rein wissenschaftlich, gegen die Engländer, von Josiah Child bis Ad. Smith, keinen Fortschritt darstellt. Er billigt solche Compagnien nur da, wo es an Einzelvermögen oder auch an Muth der Einzelkapitalisten im erforderlichen Grade noch fehle. In der Geschichte der „englisch-ostindischen Compagnie" ist er entschieden gegen das Aussaugesystem der Clive u. a. Alle Monopolien sowie alle Regierungsgeschäfte einer Handelscompagnie verwirft er unbedingt.

Büsch gehört auch zu den frühesten Kennern der sogenannten „Handelskrisen". Dies zeigt sich z. B. aus seinen Aufsätzen über die Hamburger Krisen von 1763 und 1799 und besonders aus seiner einsichtsvollen Warnung (1783) vor Ueberfüllung des neueröffneten Marktes von Nordamerika. Dagegen sind Büsch's früher so berühmte Schriften über Münz- und Bankwesen weit mehr technisch und privatökonomisch, als volkswirthschaftlich. Sehr gut erkennt Büsch, daß nicht jeder Nutzen, den eine Bank in dem einen Lande gestiftet hat, nun auch auf jedes andere übertragen werden könne. Ebenso erkennt er die Grenze, bis zu welcher die Coursschwankung der Banknoten den Aktionären einer Zettelbank vortheilhaft sein kann. Im Ganzen aber ist er über das Wesen der Zettelbanken sehr wenig klar.

In seiner Münzpolitik fällt es auf, daß er den leichten Münzfuß, zumal beim Scheidegeld, so sehr empfiehlt, um den Fabrikanten die Konkurrenz mit dem Auslande zu erleichtern. Fabriken mit viel stehendem Kapital, wie man heute es nennt, haben zwar wenig Vortheil davon, desto mehr aber Fabriken mit viel umlaufendem. Büsch übersieht dabei, daß der von ihm gewünschte Vortheil der Fabrikanten großentheils auf Kosten ihrer Arbeiter gehen würde.

Die zu seiner Zeit bestehende Verschiedenheit des Münzfußes in Deutschland hält er für kaum möglich zu beseitigen. Dem Vorschlage Hegewisch's, in ganz Europa einen gemeinsamen Münzfuß einzuführen, wenigstens für Gold, setzt Büsch nicht blos die großen Schwierigkeiten der Verwirklichung entgegen, sondern auch — den Einwand, daß damit wenig gewonnen sein würde.

Zu den wichtigsten Seiten von Büsch's Leben, sagt Roscher weiter, gehört seine enge, bis zum Tode währende Verbindung mit Hamburg und seine daraus hervorgehende literarische Vertretung hamburgischer Interessen. Vertreten hat er diese (nach seiner eigenen Aussage) lediglich aus Ueberzeugung, ohne im mindesten durch ein Amt dazu verpflichtet zu sein. Er schildert mit Recht sein Naturell als ein solches, das ihm nöthig mache, selbst fremden Staaten ebenso unparteiisch und seiner tiefsten Ueberzeugung gemäß Rath zu ertheilen, wie seinen eigenen Landsleuten. So hat er sich mit wärmstem Eifer der Hamburger Lokalinteressen angenommen, namentlich durch seine Mitarbeit an den Adreß-Comptoir-Nachrichten, worin er die öffentliche Meinung auf das Vielseitigste anzuregen und zu leiten wußte (ähnlich war J. Möser's Antheil am Osnabrücker Intelligenzblatte). Er war der erste Vorsteher der um 1765 gestifteten Gesellschaft zur

Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, die unter Anderm eine „Schifffahrts- und eine Handwerkerschule", sowie eine Rettungsanstalt für scheinbar Ertrunkene und Erstickte ins Leben rief. Wie an der Verbesserung der Armen- und Krankenpflege, hatte Büsch auch sehr wesentlichen Antheil an der Verbesserung des Hamburger Feuer-Assekuranzwesens und an der Gründung des Mobiliar-Kreditvereins. Ganz besonders vertrat Büsch diejenigen Hamburger Interessen, die mit Hamburgs Stellung zu Deutschland und zum Auslande zusammenhängen. — Gegen den Neid, den die Größe seiner Vaterstadt erregt, sucht er dieselbe zu vertheidigen „ihr Vortheil sei durchaus kein Nachtheil für das übrige Deutschland". So lange Hamburg ein mehr oder minder selbständiger Staat ist, wird sein Handel immer vorzugsweise Zwischenhandel sein. Diesen Zwischenhandel der Hanseaten vertritt Büsch sehr geschickt gegen die Angriffe J. Möser's. Dagegen begreift er wenig den geschichtlichen Nutzen der Stapelrechte auf niederer Stufe der Kultur. Doch ahnte er, daß es auf mittlerer Kulturstufe eine Menge von mäßigen Handelsplätzen giebt, die sich dann später zu wenigen großen konzentriren. In der Schrift über die Hamburger Zuckersiedereien (1790), die viel Gutes über den natürlichen Standort des Gewerbes enthält, wird hauptsächlich der Gedanke entwickelt, daß es für Deutschland selbst unvortheilhaft sei, im Innern des Landes eine Zuckerindustrie zu erkünsteln. Vom Zucker bezogene Finanzzölle ohne Schutzzweck würden ungleich mehr eingebracht haben.

Hinsichtlich seiner Stellung zum „Merkantil- und Schutzsystem" ist er dem Freihandel mehr zugethan, als die meisten seiner deutschen Vorgänger. So macht er gegen Justi Fälle geltend, wo der Staat vernünftigerweise keine Industrie pflanzen darf, sondern sich mit Rohproduktion begnügen muß. So zeigt er auch gegen das Merkantilsystem im Allgemeinen, daß die von treibhausartigen Gewerben ernährten Menschen immer auf Kosten des ganzen Volkes leben. Allein Büsch ist doch kein so unbedingter Freihändler, um gegen die Größe der im Lande befindlichen Geldmenge ganz gleichgiltig zu sein. Namentlich werde in kriegerischen Zeiten das geldreichere Land bedeutende Vortheile haben. Es klingt beinahe merkantilistisch, wie Altitalien durch römische Erpressungen reich, durch den römischen Handel wieder arm geworden sein soll. Auch wird gegen Ad. Smith direkt hervorgehoben, daß ja die von einem Volke für Andere zu leistende Arbeit keine unüberschreitbare Grenze hat. — Schutzzölle sind zunächst für den allgemeinen Handel störend. Haben sie aber das einzelne Volk, welches sie einführt, wirklich gehoben, so nützen sie schließlich dem allgemeinen Handel wieder. So sieht z. B. Büsch ganz gut ein, daß Hamburgs Zwischenhandel jetzt, ungeachtet der preußischen Sperren, mehr mit Preußen zu thun und mehr von demselben zu verdienen hat, als in dem früheren ungesperrten, aber dürftigen Zustande Preußens. Auch lehrt Büsch, wie später J. B. Say, daß die ordinären Waaren beim Gewerbeschutze wichtiger sind, als die Luxusartikel.

Wie Büsch zur Aufhebung des Strandrechts in Schleswig-Holstein nicht unwesentlich beigetragen hat, so hat er einen wichtigen Theil seiner Lebensarbeit zur Bekämpfung des Mißbrauchs englischer Seeherrschaft angewendet (wie List und neuerdings Carey). Schon der Aufsatz über Handelsneid richtet sich gegen England. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht die Schrift „Ueber die durch den

jetzigen Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels und deren, insbesondere für den deutschen Handel zu befürchtenden, bösen Folgen" (1793). Die zweite, völlig umgearbeitete Auflage erschien 1800 unter dem Titel: „Ueber das Bestreben der Völker neuer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun." Eben dahin geht „sein Gutachten über die 1797 von der hannoverschen Regierung vorgenommene Konfiskation eines nach Frankreich bestimmten Hamburger Kornschiffes", ferner die Abhandlung „du droit ꝛc." (s. o.), wodurch er auf die Baseler Friedenskonferenzen einzuwirken suchte.

Vollkommen eingetroffen ist Büsch's Weissagung, daß nicht Könige und deren Minister, sondern eine seemächtige Republik Europa zu einem brauchbaren Seerecht verhelfen wird. Büsch rechtfertigt sein Streben, dem Rastatter Kongreß gegenüber die Neutralität und Freihafenstellung der Hansastädte zu vertheidigen, hauptsächlich damit, wie ja Deutschland als Ganzes zum Schutze seines Seehandels auch gar nichts thut. Er zeigt, daß Hamburg, um seine Bedeutung als Bankplatz zu erhalten, von fürstlicher Laune ganz unabhängig sein müsse.

So wie die hier im Auszug gegebene Beurtheilung der volkswirthschaftlichen Leistungen unseres Büsch das Beste sein dürfte, was in dieser Richtung über denselben gesagt worden ist, so besitzen wir wol in J. Classen's (Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg) Schrift: „Die ehemalige Handelsakademie des Professor J. G. Büsch ꝛc." die eingehendsten Mittheilungen über Büsch's Wirksamkeit eben an dieser Handelsakademie.

Es sind schon in der ersten Sammlung dieses Buches, als wir (auf Seite 725 u. ff.) die vielfachen Verdienste E. W. Arnoldi's u. A. auch um Einführung der Handelsschulen erwähnten, die Leser mit den damaligen Bildungszuständen in unserm Vaterland bekannt gemacht worden, welche im Hinblick auf die Bedürfnisse im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Gründung von Fortbildungsanstalten für Handlungsbeflissene und beziehentlich später von „Handelsschulen" hinführten. Damals hielt man allerdings zunächst nur den Gedanken fest, die Ausbildung von Handlungslehrlingen, namentlich an kleinern Orten, wenigstens in Bezug auf ihr Fach zu fördern und dem schreienden Mangel nothdürftigster Bildung, hervorgerufen durch die „Handlungsdiener-Manufakturen" von damals, wie Arnoldi die Abrichtung der zeitgenössischen Jugend kennzeichnet, Abhülfe zu schaffen. In viel höherem Sinne und innerhalb eines ansehnlich erweiterten Rahmens arbeitete der Mann, der Gegenstand dieser Darstellung, an der Fortbildung des Kaufmanns, schon fünfzig Jahre vor Eröffnung der Gothaer Handelslehranstalt. Wir haben auch an derselben Stelle nicht unerwähnt gelassen, daß die in Hamburg empfangenen Anregungen den wackern Arnoldi zu seinem nachmaligen verdienstvollen Wirken in einer verwandten Sphäre ermuthigten, wie ja manches Andere noch, was der Ebengenannte und dessen Gesinnungsgenossen erstrebten, als ursprünglich von unserm J. G. Büsch, dem Lehrer Arnoldi's, ausgegangen angesehen werden darf. Es sei mir nach dieser Vorausschickung vergönnt, aus Classen's Schrift die nachfolgenden Mittheilungen über die Errichtung der Handelsakademie zu Hamburg folgen zu lassen.

Der mit dem Titel eines preußischen Geh. Kommerzienrathes in Hamburg lebende Kaufmann Fried. Chr. Wurmb faßte Ende des Jahres 1767 den Plan zur Errichtung einer Handelsakademie — vielleicht für den Zweck einer Finanzspekulation. Er wendete sich an Büsch, um von diesem in seinem Unternehmen unterstützt zu werden. Mit Freuden ging Büsch auf den Gedanken ein. Die innere Einrichtung des Unterrichts und der Aufsicht ward ganz von ihm entworfen. Die Anstalt ward Anfang 1768 eröffnet. 1769 ward Ebeling an dieselbe berufen. Im Oktober 1771 zeigte Wurmb dem Professor Büsch an, „daß er das Institut aufgeben müsse". Als derjenige, welcher das Institut fortführen werde, wird in einer Ankündigung der Adreß-Comptoir-Nachrichten vom 19. Dezember 1771 Ebeling genannt (vergl. dasselbe Blatt vom 24. Februar 1772); doch nennt die Ankündigung als einen Mitdirigenten den Professor Büsch. Dagegen geht aus vertraulichen Mittheilungen hervor, daß Büsch die Akademie übernommen habe. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man auf die Hemmnisse achtet, die Büsch als Professor an dem Gymnasium für seine anderweitige Wirksamkeit an der Handelsakademie zu erfahren hatte. Es spielten hier kollegialische Eifersüchteleien und Intriguen. — Seit etwa 1773 tritt er mit seinem Namen auch öffentlich an die Spitze des Instituts, das mit 1772 einen recht erfreulichen Aufschwung genommen hatte. — Die Anstalt erhält den Charakter des Internats, und Büsch's Familie wird der Mittelpunkt desselben. Büsch legt entschiedenes Gewicht auf die erziehliche Thätigkeit seiner Schule; stets schwebt ihm der Gedanke vor, für eine rationelle und liberale Ausbildung der heranwachsenden und reiferen Jugend der gewerblichen Berufskreise zu sorgen. Alle Kenntnisse sollten in seinem Institut gelehrt werden, die dem Staatsbürger nützen konnten. — Der Lektionsplan von 1778 enthält u. a. folgende Lehrgegenstände: 1. Neuere Geschichte und Erläuterungen über den jetzigen Zustand der Handlung (Büsch). 2. Kommerzgeographie (Ebeling). 3. Französisch (mündliche Uebersetzung eines deutschen Schriftstellers). 4. Technologie. 5. Italienisch. 6. Englisch. 7. Buchhaltung und Waarenkalkulation. 8. Religion. 9. Waarenkenntniß, in dem Unterricht eines Maklers. 10. Mathematik für Kaufleute (Büsch). 11. Von Zeit zu Zeit Holländisch und Spanisch. — Im Lektionsplan von 1792 finden wir u. A.: Naturhistorie; Deutsch für Ausländer; allgemeine Grundzüge der Handlung; ausgesuchte Materien 2c. — Um der verschiedenen Vorbildung in den verschiedenen Fächern Rechnung zu tragen, reiht Büsch die Schüler in verschiedene Klassen, die nach Fächern getrennt sind, ein, „Keiner soll um der Schwächeren willen aufgehalten werden".

Im Jahre 1789 entschloß sich Büsch, die Pension in der Akademie größtentheils aufzugeben und ihre Wirksamkeit fast nur auf die Lehranstalt zu beschränken. Trotz aller Sorgfalt in der Beaufsichtigung der jungen Eleven blieben doch mancherlei Extravaganzen nicht aus, die Büsch zu jener Aenderung bewogen haben mögen. Freilich hatte er eine vielleicht zu ängstlich gehaltene Haus- und Tagesordnung aufgestellt. Man lese seine speziellen Vorschriften und Anordnungen aus der „Umständlichen Nachricht von 1788". Bis auf die Kleidung der Eleven erstrecken sich die Anordnungen. Unter den Fragen, welche den Vorgesetzten eines neu eintretenden Schülers vorgelegt werden, finden sich

folgende: „Darf der Zögling seidene Oberkleider im Sommer und überhaupt seidene Unterkleider tragen?" „Sind ihm goldene oder silberne Besetzungen erlaubt?" „Sind ihm goldene Besetzungen um den Hut zu erlauben?" „Sind ihm kostbare Garnituren von Knöpfen erlaubt?" „Soll ihm ein Friseur täglich erlaubt sein?" „Darf er gestickte Manschetten ꝛc. anschaffen?" §. 51 der Gesetze besagt: „Nach 9 Uhr des Morgens darf kein Friseur mehr in der Akademie sein".. Auf die religiöse Bildung wird streng geachtet; jeder Schultag wird mit einer Morgenandacht eingeleitet; an Sonn- und Festtagen muß jeder Eleve in sein Gotteshaus gehen. Wer nicht anders als mit Zwang dazu bewogen werden kann, dem werden billig so lange alle Ergötzlichkeiten untersagt, bis er sich bessert. Wer unter dem Vorwande zur Kirche zu gehen, irgend andere, auch sonst unschuldige Wege nimmt, bekommt einen oder auch mehrere Tage Hausarrest. Wer die Morgenandacht ohne Noth und vorgängige Erlaubniß versäumt, bezahlt vier Schillinge aus seinem Taschengelde in die Strafkasse." — Welcher Kontrast zu der völligen Gleichgiltigkeit, mit der sich gegenwärtig so manche angesehene Handelsschule der religiösen Bildung ihrer Schüler gegenüber verhält!!

Gern jedoch, aber vergeblich, hätte es Büsch gesehen, seine Akademie zu einer Staatsanstalt erklärt zu wissen. Denn nach dem Aufhören des Pensionats (um 1789) stellen sich bedeutende materielle Sorgen ein, weshalb man von Neuem zu demselben zurückgreift, doch wird nun von der früheren ängstlichen Ueberwachung abgesehen. — Seit 1793 ist die Akademie offenbar mehr und mehr zurückgegangen, wozu ohne Zweifel auch die zunehmende Gebrechlichkeit der Vorsteher (Büsch fast blind, Ebeling taub) das Ihrige beigetragen hat. Jedenfalls hat sich Büsch in den letzten Lebensjahren der persönlichen Betheiligung an der Akademie enthalten.

Wie groß auch das Verdienst ist, welches sich Büsch durch seine Antheilnahme an der Errichtung und Fortführung der Handelsakademie zu Hamburg erwarb, nicht minder groß zeigte sich sein Eifer zur Förderung der Armenpflege seiner Vaterstadt und gab mit die Veranlassung zur Stiftung der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe im Jahre 1765, deren erster Vorsteher er ward. Stets zeigte er sich bereit, gemeinnützigen Zwecken seine Talente zugute kommen zu lassen. Er hatte großen Antheil an dem Zustandekommen einer Assoziation zur Verbürgung hypothekarischer Anleihen auf städtische Grundstücke, und bis in sein spätestes Alter zeigte er denselben Eifer zur Hebung des Flors von Hamburg wie in seinen besten Mannesjahren.

Und so nehmen wir Abschied von dem Lebensbilde eines in Hinsicht des Herzens wie Verstandes trefflichen Mannes, der als einer der würdigsten und verdienstvollsten Söhne Hamburgs nicht blos im Andenken seiner näheren Landsleute in dieser Stadt, sondern auch in der dankbaren Erinnerung des ganzen deutschen Volks bewahrt zu werden verdient. Und wenn daher Hamburg mit der Errichtung eines ehernen Standbildes von Büsch vorangegangen ist, um seinem einstigen Mitbürger den Tribut der Pietät darzubringen, so mögen die einstigen Verfasser einer deutschen Kulturgeschichte es nie unterlassen, den Mann, der von seinen Geistesgaben so vorzüglichen Gebrauch machte, in ihre Ruhmeshalle aufzunehmen.

August Schiebe,

einer der bedeutendsten Nachfolger von J. G. Büsch auf dem Gebiete des Handels-Schulwesens.

Als ein würdiger Genosse des Hamburger J. G. Büsch steht in der Geschichte der Theorie des Handels und der Handelsschulen der Elsässer August Schiebe. Auch er hat sich den Ausbau der Handelswissenschaft sowie die Verbreitung und Hebung der kaufmännischen Fachschule zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht. Er ist ein ebenso fruchtbarer Schriftsteller in allen Hauptzweigen der Handlungswissenschaft, wie ein vorzüglich energischer und einsichtsvoller Leiter von Handelsschulen gewesen. In seiner letzteren Stellung zeigt er mit Büsch darin eine große Verwandtschaft, daß auch er nicht die eng abgegrenzte Fachbildung, sondern die allgemeine „humane" oder „humanistische" Bildung des Schülers der Handelsschule verlangt und ins Auge faßt. Daß er dies gethan, können wir namentlich auch an den von ihm gebildeten Schülern wahrnehmen, welche als Leiter von Handelslehranstalten es nimmer dulden wollen, daß z. B. deutsche Literatur, Geschichte u. dergl. humaniora aus dem Lehrplane derselben ausgeschieden werden. Was ihn von Büsch unterscheidet, ist namentlich der Umstand, daß während dieser von der Theologie und überhaupt einer gelehrten Carrière zur Epoche machenden Vertretung, wenn nicht Begründung der Theorie des Handels sowie „der Handelsschule" übergeht, Schiebe dagegen als gelernter, durch die kaufmännische Praxis hindurchgegangener Kaufmann das theoretische Gebiet seines Faches betritt, — obgleich auch er nur deshalb das von ihm beabsichtigte Studium der Medizin aufgab, weil äußerer Mangel ihn dazu nöthigte.

Was die Schüler und Freunde des am 21. August 1851 verstorbenen Schiebe an dem Manne wol ausnahmslos rühmen, das ist seine feste, kernige, echt männliche Natur, die weicheren Naturen zuweilen etwas zu hart erscheinen mochte, namentlich wenn es sich um die Entscheidung von Disziplinarfällen in der Schule handelte. Da wird ihm zwar rücksichtslose Behandlung des Falles, aber auch strengste Gerechtigkeit zugeschrieben. Daß auch Schiebe, wie Büsch dies in so umfassender Weise gewesen, ein Mann voll Gemeinsinn war, dem das öffentliche Vertrauen sich zuneigte, sehen wir u. A. daraus, daß man ihm Aemter wie das eines Schiedsrichters, eines Syndikus in Fallimentsfällen, eines provisorischen Direktors von industriellen Etablissements, eines Bevollmächtigten von Handelshäusern zur Abwicklung von schwierigen Geschäften übertrug; in Paris ordnete er in Bezug auf den Canal d'Alsace auf 33 Jahre das Verhältniß der Regierung zu den Aktionären und der Aktionäre unter sich.

August Schiebe wurde am 2. Oktober 1779 in Straßburg geboren. Schon als zwölfjähriger Knabe verlor er seinen Vater. Dieser Umstand sowie die auch in seine Vermögensverhältnisse störend eingreifende französische Revolution gaben Veranlassung, daß er von dem beabsichtigten Studium der Medizin abstehen mußte. Er tritt als Lehrling in ein Handelshaus, wo auch ihm die gewöhnlichsten mechanischen Arbeiten nicht geschenkt wurden. Einen Reiseposten, den er in einem französischen Handelshause übernommen hat, muß er infolge des Sturzes desselben gegen eine andere Stellung vertauschen. Nachdem er

besonders in Frankfurt a/M. in einem Bankierhause längere Zeit gearbeitet, zieht er sich 1812 aus der kaufmännischen Praxis zurück, um Unterricht in der Handelswissenschaft zu ertheilen. 1817 gründet er in seiner Vaterstadt ein Handelsinstitut, das sich bald einer günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Gleichwol giebt er es 1819 wieder auf, um ein Liquidationsgeschäft zu leiten. Bereits ein Jahr zuvor hatte er sein erstes Werk „Lehre der Wechselbriefe" erscheinen lassen, von dem 1819 eine französische Bearbeitung erschien, unter dem Titel: „Traité théorique et pratique des lettres de change et autres effets de commerce". Nachdem Schiebe im Jahre 1825 die seitdem vielfach neu aufgelegten „Kaufmännischen Briefe", „das erste geordnete Lehrbuch der Handelskorrespondenz", wie Dr. Odermann es nennt, hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1830 seine „Comptoirwissenschaft". — In eben diesem Jahre trat er die Stelle als Direktor der Handelsschule in Leipzig an, die er bis nahe an seinen Tod, nämlich bis Ende Mai 1851, bekleidete. Ueber seine wissenschaftlichen Leistungen sagt derjenige seiner Mitarbeiter an der Leipziger Handelsschule, welcher auch das ehrenvolle Vermächtniß der Herausgabe von Schiebe's Hauptwerken antrat, der jetzige Direktor derselben Schule, Dr. C. G. Odermann, daß Schiebe eine *neue Bahn in der praktischen Handelswissenschaft* gebrochen und vorzugsweise *die technische Seite* des Handels ins Auge gefaßt habe. Für seine Tüchtigkeit als Dirigent der Leipziger Handelsschule aber spricht — abgesehen von so manchem rühmlichen Zeugnisse seiner Schüler und Kollegen — gewiß vornehmlich auch *der* Umstand, daß in der Schiebe'schen Epoche diese Bildungsstätte künftiger Kaufleute einen mehr als europäischen Ruf gewann und eine Frequenz aufzuweisen hatte, wie sie auch der Hamburger Handelsakademie von J. G. Büsch und Ebeling niemals zu Theil geworden ist.

Seit Büsch und Schiebe sind in Deutschland und Oesterreich eine Menge von Handelslehranstalten und verwandte Bildungsinstitute entstanden, und allem Vermuthen nach wird sich die Zahl dieser Bildungsstätten von Jahr zu Jahr vermehren. Unsere statistischen Handbücher weisen bereits eine ansehnliche Reihe solcher Anstalten auf, und es kommen hiernach 16 auf Preußen und Norddeutschland, 6 auf Sachsen, 5 auf Bayern, 8 auf die übrigen deutschen Staaten; auf Oesterreich dagegen 10, einschließlich Pest.

H. K.

Auch bei dieser Biographie hat der Herausgeber dieses Buches dieselben unerquicklichen Erfahrungen machen müssen, deren er in der Vorrede Erwähnung thut.

Er dachte anfänglich an ein ausführlicheres *vergleichendes* Lebens- und Zeitbild zweier um die Ausbildung des Kaufmannsstandes ihrer Zeit hochverdienter Schulmänner. Seine Absicht, beide Männer auch im Bilde als zusammengehörige und einander ergänzende Persönlichkeiten vorzuführen, mußte aufgegeben werden infolge der Ungeneigtheit Seitens der Betheiligten, ihm ein Bildniß Schiebe's zum Zwecke der Wiedergabe durch den Holzschnitt zu überlassen. In der Reihenfolge von 50 Portraits eine Lithographie erscheinen zu lassen, war unthunlich. Wir verzichteten daher auf Ausführung unserer ursprünglichen Ideen, wenn auch ungern, und da außerdem das Material, welches uns in Bezug auf Schiebe zur Verfügung stand, nur die Herstellung einer Skizze möglich machte, so gaben wir, was wir vermochten, nicht aber was uns vorschwebte.

Fr. Otto.



Friedrich List.

Der Volkswirthschaftslehrer Friedrich List,

ein Hauptförderer des Zollvereins und Mitbegründer des deutschen Eisenbahnwesens.

I.

Nach dem Sturze des ersten Napoleon entstand eine Krisis im deutschen Handels- und Gewerbewesen durch die Aufhebung der Kontinentalsperre und eine theilweise Verminderung des baaren Geldumflusses. Die Handelssperre war, wie wir aus diesen Blättern wissen, örtlich auch der deutschen Fabrikation fördersam gewesen, nach Aufhebung derselben schloß das inzwischen industriell erstarkte England bald jegliche Konkurrenz aus. Dies führte den Sturz vieler deutschen Fabriken herbei. Es entstanden neue Zollverhältnisse, die für das Ausland durchgehends Handelsfreiheit und unter den einzelnen deutschen Staaten Zollschutz-Zustände hervorriefen. Dieser widernatürliche Zustand mußte vor-

aussichtlich den wirthschaftlichen Ruin Deutschlands herbeiführen. Denn nicht nur die kleinen Staaten brüsteten sich mit ihrer Zollhoheit, auch innerhalb der größeren Gebiete gab es innere Zollgrenzen. So war der preußische Staat bis 1816 durch mehr als sechzig verschiedene Zollschranken belästigt, abgesehen davon, daß jede einzelne Stadt ihre besondere Accise hatte. Der erste Schritt zur Abhülfe dieses Jammers geschah am 11. Juni 1816, indem Preußen sämmtliche Wasser-, Provinzial- und Binnenzölle in den alten Provinzen der Monarchie beseitigte. Diese theilweise Entfesselung des Verkehrs hatte die günstigsten Folgen und ermuthigte zu weiterem Vorgehen. Noch nicht zwei Jahre waren seit jenem ersten bahnbrechenden Akte der preußischen Regierung verflossen, als der zweite folgte. Am 26. Mai 1818 wurde ein Gesetz erlassen, welches die preußische Monarchie zu einem einzigen Handels- und Verkehrsgebiete gelangen ließ, die ungehinderte Einfuhr fremder Erzeugnisse verkündete und für den Grenzverkehr einen Tarif in Aussicht stellte. Dieser wirthschaftliche Fortschritt veranlaßte jedoch zunächst allgemeine Entrüstung, welche in den Wiener Konferenzen von 1819/20 diplomatischen Ausdruck fand und in den Verhandlungen des „Vereins zur Anbahnung einer deutschen Zoll- und Handelseinigung" schutzzöllnerische Purzelbäume schlug, aber hier wie dort schließlich vor der Macht der Thatsachen verstummen mußte. Die letzte Konsequenz der erwähnten Gesetze war 1834 die Stiftung des Zollvereins, welcher die wirthschaftliche Einheit Deutschlands begründete und die politische fördern half.

Zollschranken und Prohibition nach Innen, Blindheit gegenüber der Schutzlosigkeit nach Außen: darin gipfelte noch gegen Ende des zweiten Jahrzehnt die Weisheit der Regierer der großen und kleinen Staaten, welche den Volkssäckel wieder etwas füllen zu helfen eigentlich verpflichtet gewesen wären. Da jedoch gründliche Reformen von den vielen kleinen Souveränetäten nicht ausgehen konnten, so war nicht viel auf dem Gebiete des nationalen Verkehrslebens zu hoffen.

Dem tief erschöpften Preußen traute damals Niemand jene wunderbare Gesundheit und Beweglichkeit zu, welche vorhanden sein mußte, um sich wenige Jahre nach einem Menschen und Güter verwüstenden Kriege zu einer zweiten, diesmal friedlichen, aber dennoch nicht minder bedeutenden Großthat aufzuraffen und, „nachdem es dem Vaterlande die Fahne der Befreiung vorgetragen, nunmehr demselben das Banner deutscher Handelsgröße zu entfalten, als Schirmherr der deutschen Fabrikation und Gewerbsthätigkeit aufzutreten". Um sich hinsichtlich der Umstände, in welchen dieser bedeutsame Fortschritt in Scene gesetzt ward, zu orientiren, erscheint es nöthig, einen Blick jener Periode zuzuwenden, in welcher jahrelange Kriege, sowie der Druck der Fremdherrschaft, alle physischen und geistigen Kräfte von ganz Deutschland erschöpft, die Bürger arm an vaterländischen Tugenden gemacht, mit einem Wort unser Vaterland sittlich und bürgerlich tief herabgebracht hatten. Nach dem endlich wiedergewonnenen Frieden überwog der Drang nach Ruhe und Erholung jede höhere Regung, und so konnten die Regierungen jener Zeit ungescheut thun oder vielmehr unterlassen, was sie wollten.

In keinem deutschen Lande hatten die Verkehrsverhältnisse, von welchen Hebung des Handels und Wandels abhängig ist, eine krassere Gestalt angenommen, als in dem Winkel zwischen Main, Neckar und Rhein. Dort treten

gegenwärtig noch die traurigen Folgen der Zerrissenheit am meisten zu Tage. Während des Zeitalters der „Mauthschranken und Schlagbäume" äußerten sie sich überaus empfindlich in unaufhörlichen Plackereien, denen die Handeltreibenden ausgesetzt waren und die nur zu oft in blutige Raufereien ausarteten, welche die Wächter des Gesetzes den Verächtern desselben gegenüber zu bestehen hatten. Um das Unwesen jener Uebergänge zu begreifen, muß man sich erinnern, daß mancher kleine Staat seine Zollgrenzen gegen fünf oder mehr andere Staaten zu schützen suchen mußte. An den Grenzen von Hessen z. B., welches seine Zollgrenzen gegen sieben mehr oder weniger größere oder kleinere Staaten zu wahren hatte, fanden nicht selten blutige Kämpfe zwischen den Schmugglern und Waldfrevlern einerseits und andererseits den Vertretern der Staatsgewalt, Douaniers, Soldaten, sowie dem Forstpersonale statt. In Frankfurt a. M. war es schließlich nur das Schwergewicht und der Druck des Mächtigeren, nicht die Ueberzeugung, welche zu einer Aenderung dieser Zustände führte. Dieselbe gehässige Stimmung und alle jene Widerwärtigkeiten, welche Preußen in den heute annektirten Ländern zwischen Rhein und Main entgegentritt, galt es während der zwanziger Jahre zu bekämpfen, und der Unverstand beehrte in jener Zeit das norddeutsche Königthum just mit denselben Ehrentiteln, die ihm in unseren Tagen noch von Seiten unverbesserlicher Klein- und Pfahlbürger beigelegt werden. Aus des „deutschen Reiches Sandbüchse", aus der Mark mit ihren „armseligen Schluckern", wollte der Westen Deutschlands durchaus nichts Gutes erwarten. Die Verhältnisse des damals nur noch wenig bekannten Staates Friedrich des Großen boten freilich hin und wieder Veranlassung zu den ungeheuerlichsten Vorstellungen. Mit dem Maßstabe, den man an die niedrige Kultur von Ost- und Westpreußen anzulegen hatte, maß man die wirthschaftlichen Zustände von ganz Norddeutschland, und ein Bewohner der alten Kaiserkrönungsstadt Frankfurt a. M. dünkte sich fürwahr ein Prinz gegen die „Hungerleider von Preußen". Diese Unkenntniß von Land und Leuten in der Richtung der deutschen Meere fanden ihren Rückhalt in der ein Jahrhundert alten Abneigung, womit Oesterreich dem norddeutschen Königreich begegnete. Was Preußen mit dem Zollverein wollte, war damals freilich noch nicht sehr klar hervorgetreten und in Bezug auf Handel und Verkehr sah es bei uns fast überall gleich mißlich aus. Nur geringes Verständniß hinsichtlich dessen, was zur Hebung dieser wichtigen Faktoren noththat, waltete in den maßgebenden Kreisen und leitete die Anschauungen der Regierer wie der Regierten, und weil man einmal gewohnt war, auf dem Felde der Politik Preußen entgegenzutreten, so lag es nahe, ihm auch in Bezug auf die beabsichtigte Förderung des wirthschaftlichen Fortschreitens den Weg zu verlegen. Dies verstanden die Meister der österreichischen Staatskunst gleich gut in früheren wie in späteren Jahrzehnten. Kein Wunder, wenn es acht Jahre dauerte, ehe es Preußen gelang, die seinen Grenzen nahe gelegenen Nachbarstaaten zu Verbesserungen im Zollwesen zu bestimmen und beziehentlich zu einem Zollbündniß zu vereinigen.

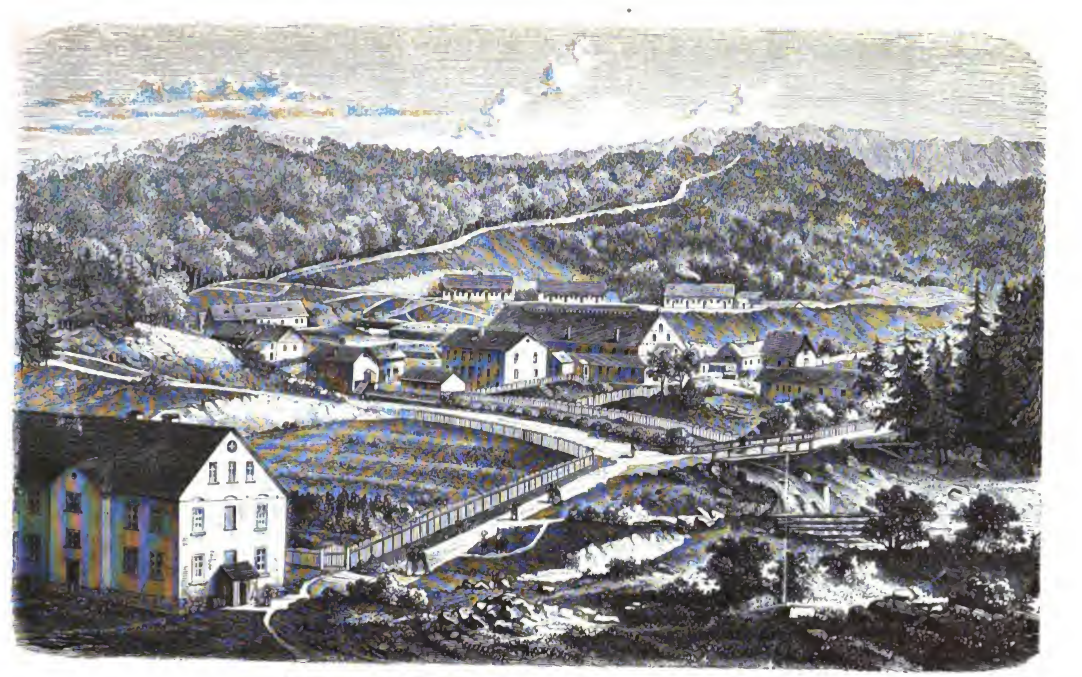
Es war höchste Zeit, daß in unserm Vaterlande zu Gunsten von Handel und Gewerbe etwas geschah. Englands Baumwollen-Manufaktur hatte begonnen, alle deutschen Märkte zu überfluten, und dadurch der kaum wieder erwachten

heimischen Gewerbthätigkeit den Todesstoß versetzt. Die britischen Korngesetze dagegen verschlossen in gewöhnlichen Jahren dem ausländischen Getreide geradezu den Zutritt in die britischen Häfen. Ebenso hatten die Niederlande ihr altes Prohibitiv-System erneuert und die Mündung des Rheins, einer der großen Verkehrsstraßen unseres Vaterlandes, den Bestimmungen des Wiener Kongresses zuwider, geschlossen. Auch Frankreich war bemüht gewesen, seine hohen Schutzzölle immer weiter hinaufzuschrauben, und so nahmen die Erwerbsverhältnisse innerhalb Deutschlands von Tag zu Tag eine klägliche Gestalt an. Nur die schlimmen Beispiele fanden Nachahmung, das Gute scheiterte an dem Uebermaß von Respektirung des Herkömmlichen. Achtunddreißig voneinander getrennte und zum Theil sehr kleine Souveränetäten, mit vielfach durchschnittenen Gebietstheilen, suchten jeder nur seinen Vortheil auf Kosten des gesammten deutschen Handels und Verkehrs. Ohne die geringste Rücksicht zu nehmen auf das Wohl des Ganzen oder auch nur des nächsten Nachbarn, wurden zeitweilig wol neue Zollstätten und Schlagbäume zur Förderung fiskalischer Interessen aufgerichtet, jedoch keiner der letzteren niedergelegt. So sah es aus zur Zeit, als Professor Fr. List in einer von 70 angesehenen Fabrikanten unterzeichneten Bittschrift zuerst jene überaus trostlosen Zustände darlegte und von der ohnmächtigen deutschen Bundesversammlung unterm 14. April 1819 baldige Abhülfe verlangte. Auch ein wackerer Thüringer Kaufmann, der von uns bereits im ersten Bande vorgeführte E. W. Arnoldi, blieb nicht müssig. Seinen unermüdlichen Mahnungen gelang es, zu einer Eingabe an dieselbe höchste Behörde die Unterschriften von 5051 mitteldeutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden zu erwirken. Weiterhin suchten eine Anzahl gleichgesinnter süd- und norddeutscher Männer zu derselben Zeit die Aufmerksamkeit ihrer Regierungen auf die geschilderten schreienden Uebelstände zu lenken.

Und in der That, als jene Massenpetition im Bundespalast zu Frankfurt a. M. zur Vorlage kam, fand sie eifrige Fürsprecher an mehreren Gesandten, vornehmlich der sächsischen, thüringischen und hessischen Lande. Man gab zu, daß die in Bittschriften, Zeitungen und Broschüren entworfenen Schilderungen von der traurigen Lage der deutschen Industrie keineswegs übertrieben seien, aber der Bundestag — er that nichts. Machtlos geboren, ging er an eben diesem Geburtsfehler fünfzig Jahre später zu Grunde.

Diese Machtlosigkeit der einzelnen Regierungen zeigte, daß von Frankfurt her so bald nichts zu hoffen sei. Es lag klar zu Tage, daß wenn der eine oder andere mächtigere deutsche Staat mit seinen Schleppträgern den Aufforderungen zu gemeinsamen Beschlüssen behufs Vollziehung des Art. 19 der Bundesakte entweder ausdrücklich oder stillschweigend seine Unterstützung versagte, die besten Absichten und Vorschläge immer im Sande verlaufen würden. Dennoch blieb nichts übrig, als fortwährend die einzelnen Regierungen zu drängen, die Augen zu öffnen oder offen zu halten und von der nächsten Zeit zu hoffen, daß eine bessere Einsicht schließlich doch Alle noch überkommen werde. Deswegen mußte die öffentliche Meinung zu Hülfe genommen und die Ueberzeugung befestigt werden, daß ohne beschleunigte Abhülfe vermittelst gemeinsamer Maßregeln der deutsche Gewerbfleiß kläglich verkümmern werde.

Der Weg, auf welchem man zu besseren Verhältnissen gelangen wollte,



Kolonie und Glashüttenwerk Schwarzwald in Ungarn.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer

war ein beschwerlicher, — und die Gefahren des Verzugs waren größer, als die Kurzsichtigkeit einzusehen vermochte. Man zögerte und zögerte, bis die schlimmen Befürchtungen, welche die Schmerzensrufe nach einer kommerziellen Einigung des Gesammtvaterlandes hervorgerufen hatten, allmälig Wesen und Gestalt annahmen. Allüberall traten mehr und mehr die traurigen Folgen der Kleinstaaterei zu Tage. Nur der Philister und die Phalanx mit Blindheit geschlagener Schreiberseelen konnte dem Verfall länger unthätig zusehen.

Nur Schritt vor Schritt brach sich eine bessere Erkenntniß Bahn. Dem Großherzogthum Hessen, das sich schon im Jahre 1828 mit Preußen geeinigt, folgten erst nach drei Jahren (1831) Kurhessen, Bayern, Thüringen, Württemberg, diesem Sachsen 1833, Baden trat erst 1835 dem Zollverein bei. Es ist überaus lehrreich, hier des Verhaltens zu gedenken, dessen sich Kleinstaaten wie Nassau und Frankfurt a. M. gegenüber einem Fortschritte befleißigten, der als der bedeutendste seit den Tagen der Reformation von allen patriotisch denkenden deutschen Männern erkannt worden ist. Bemüht, sich dem Andrange Preußens zu entziehen, „tastete Frankfurts hoher Senat wie ein vom Schwindel Ergriffener um sich herum, und da er Niemand fand, der ihm in seinen Nöthen einen Anhaltspunkt gewähren wollte", so richteten die wohlweisen Herren ihre wirren Blicke übers Meer und schlossen 1832 mit England einen Zoll-, Handels- und Schiffahrtsvertrag (!) auf zehn Jahre ab, basirt auf gegenseitige Freiheit des Verkehrs und der Schiffahrt, der Niederlassung sowie der Gleichstellung der Staatsangehörigen. Kaum ist es glaublich, aber es ist deswegen nicht weniger wahr, daß man britischen Landeskindern Rechte einräumte, die man gleichzeitig den „deutschen Brüdern", welche sich auf dem kaum 2 □ Meilen großen Gebiet der Freien Stadt Frankfurt niederlassen wollten, aufs Hartnäckigste verweigerte. Kann es wol Wunder nehmen, wenn hierdurch die Freie Reichsstadt gar bald in eine Stellung gerieth, deren Natur sich darin kundgeben mußte, daß ihr kleines, inmitten des Zollvereins gelegenes Gebiet in ein privilegirtes Schmuggeldepot für englische, französische und sonstige Erzeugnisse sich verwandelt hätte. Vergeblich waren alle Vorstellungen patriotisch denkender Männer, nicht an das Ausland sich anzulehnen, nicht so ausschließlich die spezifisch Frankfurter Interessen zu pflegen, vielmehr auch an die Nachbarn, vornehmlich an das große Ganze, an Deutschland, zu denken. Alle diese mahnenden Stimmen verhallten: die eingesetzte Kommission erklärte sich dahin, daß man durchaus nichts von „Preußischen Plackereien" wissen wolle, der Anschluß an das „Preußische Mauthsystem" verletze das innerste Lebensprinzip der Freien Stadt, er vernichte deren merkantile Existenz.

Ebenso ablehnend verhielt sich Nassau, welches noch 1835 (!) mit Frankreich einen Zollvertrag für die Dauer von fünf Jahren abschloß, ein Beispiel, das nachzuahmen sich später Mecklenburg bewogen fand. Durch diesen wunderbar ausgedüftelten Ausweg suchten sich die kleinen Herzogthümer „aus den Schlingen einer deutschen Handelsvereinigung" zu ziehen, die, weil sie von Preußen ausging, doppelt unwerth erschien. Allen mit den rheinischen Verhältnissen Vertrauten sind die Folgen, welche aus diesen kleinstaatlichen Lächerlichkeiten und Zerrereien entstanden, wohl bekannt. Hessen setzte sich gegen Ende des vierten

Jahrzehnts auf den Kriegsfuß gegen Nassau, und in mitternächtiger Stunde lief eine Escadre gegen den oranischen Nachbar aus, um eine nassauische Rheinstrecke durch Versenkung von Quadern in den „freien deutschen Strom" für die Schiffahrt unbrauchbar zu machen. Jahrelang währte der hieraus erwachsene Streit und Hader, bis sich die braven Hessen endlich bequemen mußten, das rheinische Flußbett Nassau's wieder zu reinigen. — Nicht viel besser erging es der „Freien Stadt" Frankfurt. Rings von Zolllinien umgeben, blieb ihm allein die Richtung nach dem gleichgesinnten Nassau und die dahin führende Wasserstraße offen. Unter diesen Umständen blühte das auf der andern Seite des Mains liegende hessische Städtchen Offenbach immer ersichtlicher empor. Was es im Laufe von dreißig Jahren geworden, hat es einzig und allein dem Zollverein zu verdanken. Hier zeigten sich so recht augenscheinlich die wohlthätigen Folgen des neuen Handels- und Zollbündnisses. Je mehr die hessische Mainstadt, welche dem Zollverein schon seit 1828 angehörte, emporkam, je mehr daselbst die Freiheit des Zuzugs und der Gewerbthätigkeit nach Möglichkeit gefördert wurde, desto einseitiger mühte sich Frankfurt ab, beide von sich entfernt zu halten! Frankfurts Zwischenhandel und Meßverkehr litt in wenigen Jahren unsäglich! Buden und Meßstraßen standen leer, während von Frankfurter Kaufleuten in Offenbach selbst Kellerräumlichkeiten und Spelunken zum Behuf des Meßbezugs und Unterbringung der Meßwaaren gemiethet wurden.

Was nützte damals und nachmals dem engherzigen Senat die angestrebte Bürgschaft Englands „in Bezug auf die politische Selbständigkeit des souveränen Staates Frankfurt"? Im Oktober 1834 verlangte eine von tausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift den beschleunigten Beitritt Frankfurts zum Zollverein — man sah sich in seinen eigenen Schlingen gefangen, und hätte das britische Ministerium die biederen Frankfurter nicht ebenso großmüthig als bereitwillig von der Respektirung des eingegangenen Vertrages entbunden, so würde der Verfall Frankfurts binnen wenigen Jahren besiegelt gewesen sein. Am 2. Januar 1836 fand jedoch auch der Anschluß der alten Kaiserkrönungsstadt an den Zollverein statt, freilich unter verhältnißmäßig ungünstigeren Bedingungen, als den Staaten auferlegt wurden, welche 1833 und früher beigetreten waren. Doch erhielt sie immer noch wegen ihres größeren Handels und Verbrauchs einen bedeutenderen Antheil an den Revenüen des Vereines, als ihr der Kopfzahl nach zugekommen wäre. Heute, 33 Jahre später, schüttelt gewiß der preußenfeindlichste Stockfrankfurter über die damals befolgte Krämerpolitik der wohlweisen Staatsoberhäupter das gewichtige Haupt. Wie sehr die freundliche Mainstadt in jeglicher Beziehung in den letzten drei Dezennien an Wohlstand und Ansehen gewonnen, bis zu dem Augenblick, wo es der alten Feindseligkeit wiederum Gehör gab und sich im Jahre 1866 statt dem nachbarlichen Preußen dem im fernsten Osten Deutschlands gelegenen Oesterreich anschloß: dies ist uns Allen noch frisch im Gedächtniß. Wir haben jedoch dieses Beispiels deswegen so weitläufig gedacht, weil es nothwendig ist, dem gegenwärtigen Geschlechte die Thorheiten und Abgeschmacktheiten einer früheren Generation im Spiegel jener Zeiten vorzuhalten, damit man des Fluches gedenke, der in dem alten Ausspruch liegt: „daß die Götter den mit Blindheit schlügen, welchen sie verderben möchten".

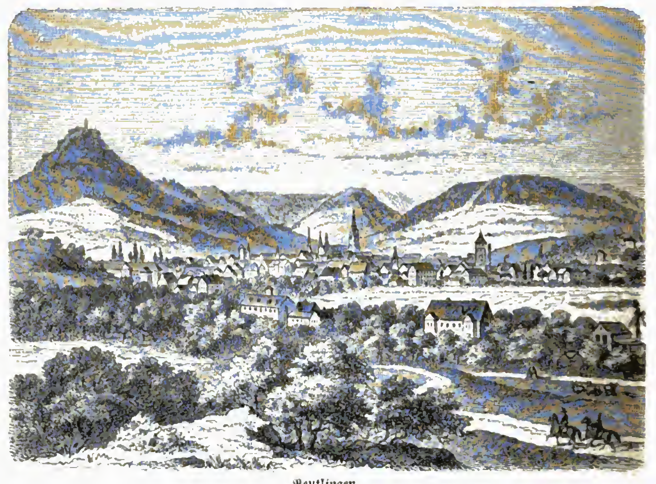
Da giebt es im Süden heute noch beschränkte Köpfe genug, welche sich, wie wir beim Abschlusse des französischen Handelsvertrages erlebt haben, mit keinem Fortschritte befreunden können, sobald die Vortheile von dem verhaßten Preußen geboten werden. Wie sehr sich jedoch in noch nicht 20 Jahren die Verhältnisse von Handel und Wandel unter Führung jener Zollvereins-Vormacht gehoben, erhellt aus einigen Zahlen, welche wir den unversöhnlichen Gegnern Preußens ins Gedächtniß zurückrufen. Während sich in den Zollvereinsstaaten im Jahr 1834 die Einfuhr auf 105,940,000 Thlr. oder 4,5 Thlr. pro Kopf belief, dagegen die Ausfuhr 143,620,000 Thlr. oder 6,1 Thlr. pro Kopf bezifferte, betrug 30 Jahr später im Jahr 1864 die Einfuhr 360,380,000 Thlr. oder 10,4 pro Kopf, dagegen die Ausfuhr 377,050,000 Thlr. oder 10,9 pro Kopf. Um wieviel, Dank der Alle begünstigenden freien Bewegung, während der letzten Jahrzehnte Deutschlands Wohlstand zugenommen, geht aus den S. 651 u. 652 mitgetheilten Ziffern hervor, lehrt ein Blick auf unser Eisenbahnnetz, das zum größeren Theile den Ersparungen der Nation seine weite Ausdehnung zu danken hat. Aber was heute die Schwarzseher aus Haß und Uebelwollen nicht bemerken wollen, das ward vor fünfzig Jahren nicht erkannt aus Beschränktheit und Unkenntniß der Verhältnisse.

2.

Zu den Männern, welche die Unhaltbarkeit der alten Zustände einsahen und unablässig auf ihre Verbesserung bedacht waren, gehört in erster Reihe der große Volkswirthschaftslehrer Friedrich List, dem an Einsicht, Rührigkeit, Ausdauer und Vaterlandsliebe wenige seiner Zeitgenossen gleichkamen, der aber fast Alle an Uneigennützigkeit und praktischer Tüchtigkeit hinter sich ließ. Leider sollte an ihm jedoch sich Lamartine's Ausspruch erfüllen, daß derjenige, welcher seiner Zeit vorauseilt, von ihr verkannt und zerschmettert wird. List ist ein Opfer seiner Zeit und seiner Vaterlandsliebe geworden, er hat sich aufgerieben im Kampfe mit den Vorurtheilen deutscher Philister und den Erbärmlichkeiten unserer Zustände. Die herben Lebenserfahrungen überwogen die Befriedigung, welche ein rüstiges Wirken gewährt, — und so trieb ihn die Verzweiflung in den Tod.

Friedrich List wurde am 6. August 1789 in der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen geboren, wo sein Vater Weißgerberei betrieb. Seine Eltern gehörten zu den Honoratioren des Städtchens. Der alte List bekleidete mehrmals das Amt eines Vizebürgermeisters. Die Reutlinger konnten bis in die dreißiger Jahre ihre ehemalige reichsstädtische Selbständigkeit nicht völlig vergessen und daher mag die Abneigung gegen das plötzlich dort eingezogene „Schreiberwesen" lange wach geblieben sein. Auch der Tod von Friedrich List's Mutter, zu ihren Lebzeiten eine vortreffliche, allgemein geachtete Frau, erfolgte als Nachwirkung einer Beamtenroheit, während einer ihrer Söhne ein Opfer von Beamtenchikane wurde. Kein Wunder also, daß unser List von Hause aus große Abneigung gegen das Beamtenthum und Schreiberwesen empfand. Und doch mußte er selbst sich dieser Laufbahn widmen, selbst ein Schreiber werden. Denn zum Studiren fehlte ihm die Vorliebe für die alten Sprachen, und das väterliche Schab-

brett gefiel ihm eben so wenig wie die lateinische Grammatik. Deshalb bestimmte man ihn zum Schreiber, d. h. zum Beamten. Beim Beginne seiner Schreiberlaufbahn war List in Blaubeuren thätig, dann in Ulm; später im Jahr 1813 fand er in Tübingen, wo er seine ganze freie Zeit zum Besuche der Vorlesungen an der dortigen Hochschule benutzte, Gelegenheit, sich weiter auszubilden, sodaß er mit Erfolg eine höhere Prüfung im Regiminalfach bestehen konnte. Da er sich als tüchtig bewährte, wurde er bald zum Sekretär im Ministerium und endlich zum Oberrevisor, mit dem Titel Rechnungsrath, befördert. Als Beamter lernte List alle Uebelstände des Schreiberwesens und der Regierungs-Bevormundung gründlich kennen.

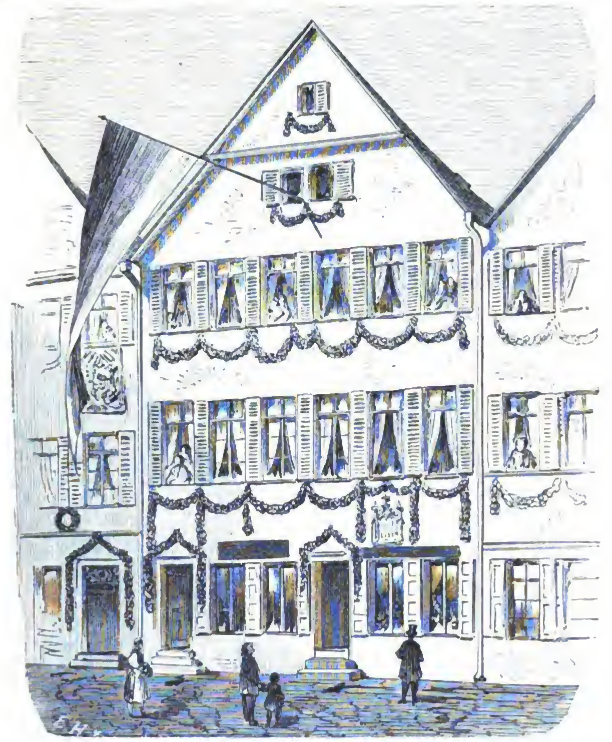


Reutlingen.

Seine erste literarische Arbeit spricht das Verdammungsurtheil über die Bureaukratie in der Forderung aus, daß Dorf und Stadt unter der Aufsicht der Regenten lernen sollen, sich selbst zu regieren.

In Tübingen war es, wo List die Bekanntschaft des trefflichen von Wangenheim gemacht, eines redlichen deutschen Staatsmannes, wohlmeinend, thätig, intelligent. An ihn konnte sich ein Mann wie List schon anschließen. Beschwerden über die „Schreiberwirthschaft“ liefen damals aus allen Theilen des Landes ein. Der Minister entschloß sich zu einer Untersuchung des Sachverhalts durch eine Kommission, welcher Rechnungsrath List als Aktuar beigesellt wurde. Da dieser jedoch bei der Berichterstattung etwas selbständig verfuhr, so erregte dies gar bald das Uebelwollen Derjenigen, deren Pflicht es gewesen wäre, Hand in Hand mit ihrem Genossen zu gehen. Gleichen Verdruß erntete List im nächsten Jahre, als ihm der Auftrag ward, festzustellen, weshalb gegen

700 jüngere Leute aus der untern Neckargegend nach Amerika auswandern wollten. Sie erklärten, um der unerträglich gewordenen Polizeiwillkür sich zu entziehen, wollten sie lieber in Amerika Sklaven sein, als in Württemberg Bürger bleiben. Als Regierungskommissar verlieh List auch bei dieser Veranlassung der allgemeinen Mißstimmung pflichtgemäßen Ausdruck. Er schilderte die Zustände im Lande, die Beschaffenheit einer Rechtspflege, die nirgends vom Flecke kam, den



List's Geburtshaus am Tage der Enthüllung seines Standbildes zu Reutlingen.

Druck der hohen Lasten und Abgaben, wie Accise und Wegegelder, die rohe Behandlung der Unterthanen seitens brutaler Beamten und forderte schnellste Abhülfe. Das Ergebniß eines solchen Berichtes ließ sich voraussehen; nicht die Amtsschreiber wurden beseitigt, sondern der Regierungskommissarius. Um denselben los zu werden, ward für ihn eine Professur der Staatswissenschaften an der Universität zu Tübingen gegründet. Damit erklärte List sich jedoch nicht einverstanden;

er wies vielmehr darauf hin, daß er für eine solche Stellung wissenschaftlich nicht hinlänglich vorbereitet sei. Aber was half's? List selbst hatte im Auftrage des Ministers ein Gutachten über die Nothwendigkeit eines Lehrstuhls der Staatswissenschaft ausgearbeitet und daran die vom Minister getheilte Hoffnung geknüpft, daß durch Errichtung einer solchen Fakultät ein tüchtigerer, dem Schlendrian abgeneigter Beamtenstand herangebildet werde. — List blieb also in Tübingen und suchte sich hier nach besten Kräften mit den Erfordernissen seines neuen Amtes abzufinden. Nebenbei fehlte es ihm nicht an Zeit, in weiteren Kreisen belehrend zu wirken und die träge Menge aufzurütteln. Er war der erste, der im Süden Deutschlands die Nothwendigkeit des Selfgovernments hervorhob, als Grundlage alles öffentlichen Lebens im konstitutionellen Staate. Um seiner Zusprache mehr Rückhalt zu verleihen und den politischen Geist im Volke zu wecken, gab er den „Volksfreund für Schwaben" heraus, durch welchen er sich bestrebte, seinen Lesern richtige Begriffe vom eigentlichen Wesen einer konstitutionellen Monarchie beizubringen. Doch die Feudalen oder „Altrechtler", die immer mehr zur Geltung kamen, sahen noch scheeler drein; sie schworen ihm sowie seinem Blatte den Untergang, und in der That unterlag List im Kampfe mit dem Schreiberthum und der Gewalt, nachdem es den Rückschrittsmännern gelungen war, Wangenheim's Stellung zu untergraben und dessen Rücktritt durchzusetzen.

Nach Wangenheim's Sturze gelangten die Männer der Reaktion, die Verehrer der Vielschreiberei und der Geistesniederhaltung in Württemberg zu Rang und hohen Würden. Entschiedene, unbeugsame Gesinnung wurde für Staatsverbrechen angesehen; da man aber dergleichen nicht geradezu aussprechen wollte, so machte man es List zum Vorwurf, daß er sich an der Stiftung des „Frankfurter Handels- und Gewerbevereines" so rege betheiligt und für denselben jene Eingabe an den Bundestag gemacht hatte, die wir sogleich näher besprechen werden.

Wir haben in der Einleitung dargelegt, in welche traurige Lage Industrie und Handel Deutschlands nach Napoleon's Sturz durch die vielen Zollbarrieren im Innern Deutschlands gerathen waren. Ganz natürliche Folge hiervon war der Wunsch, daß wenigstens auf dem Gebiete des Verkehrs die engherzigen Anschauungen überwunden und der Weg zu einer größeren Verkehrseinheit gebahnt werden möge. Auch List hatte sich ernstlicher mit dem Nothstande der Handel- und Gewerbetreibenden beschäftigt; seine Ideen flossen in dem einen Gedanken zusammen, daß ein einziges deutsches Handels- (später vielleicht auch Post-) Gebiet mit gemeinsamen Märkten und Absatzkanälen geschaffen und weiterhin mit der Zeit ein gemeinsames Steuersystem ins Leben gerufen werde. Es ist natürlich, daß die drückende Lage, in der sich Handel und Wandel befand, ähnliche Wünsche und Hoffnungen in gar manchem Herzen wach werden ließ; natürlich beschäftigten sich damit die zunächst Betheiligten am lebhaftesten. Doch blieb es dabei nicht. Auch andere Patrioten, Leute, die nicht den geschäftstreibenden Kreisen angehörten, ließen ihre Stimme laut werden. Unter Andern sah sich der ausgezeichnete Staatsmann und Patriot Friedrich **Nebenius** veranlaßt, ein berühmt gewordenes Gutachten über diesen Gegenstand auszuarbeiten, welches der badische Minister Berstett dem Karlsbader Kongreß vorlegte, um dessen Aufmerksamkeit auf die drängende Frage zu lenken. Vorher schon hatte E. Weber

im Jahre 1816 auf der Leipziger Messe eine Versammlung deutscher Kaufleute und Fabrikanten angeregt, durch einen Ausschuß eine Denkschrift entwerfen und solche der Bundesversammlung überreichen zu lassen, um diese zu bestimmen, Maßregeln zu Gunsten der deutschen Industrie zu ergreifen und dem Untergange derselben vorzubeugen. Ebenso wurden damals in der Tagespresse und in Flugschriften die Folgen des englischen Uebergewichts und die Nothwendigkeit der Wegräumung der inneren Zollschranken überaus lebhaft erörtert. Alle diese wohlgemeinten Bestrebungen Einzelner blieben jedoch ohne irgend eine praktische Folge, und unsere Industrie wäre längst zu Grunde gerichtet gewesen, ehe es von Seiten der Regierungen und des Bundestages zu einem rettenden Beschlusse gekommen, wenn nicht ein thätiger, schöpferischer Geist die Sache mit aufgegriffen und sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hätte, die große Angelegenheit aus den kleinen Kreisen von Privatwünschen und Aeußerungen auf die Höhe des allgemeinen nationalen Interesses empor zu heben. Ganz richtig bemerkt Ludwig Häusser, der Herausgeber von Friedr. List's gesammelten Schriften:

„Zu dieser Aufgabe bedurfte es eines Mannes, dessen politische Tragweite über die Interessen einer Fabrikantengesellschaft hinausging, der die Sache als ein mächtiges Moment der nationalen Erhebung zu benutzen verstand, der den alten Sauerteig in neue Gährung brachte, der schreibend, redend, herausfordernd und agitirend die großen materiellen Angelegenheiten des Volkes aus einem Vorrechte der Schule in ein Interesse Aller umzugestalten wußte.

Dieser Mann war List. In diesem Sinne faßte er 1819 die Schöpfung des Handelsvereins ins Auge, in diesem Sinne wirkte er jahrelang unermüdlich. List hatte den Gedanken zu einer solchen handelspolitischen Einigung schon geraume Zeit mit sich herumgetragen, mit Cotta in Stuttgart und andern gleichgesinnten Männern auch darüber Briefe gewechselt. „Kaum brauche ich zu sagen," schrieb er später, „daß mein erster Gedanke bei der Stiftung des bekannten Frankfurter Handels- und Gewerbevereins ein politischer war. Da die Preußen damals soviel von geschichtlich gewachsenen Konstitutionen sprachen und die Jugend so viel dummes Zeug machte, so wollte ich die Probe machen, ob nicht ein Kern zu pflanzen wäre, aus dem ihnen eine herauswüchse."

Mit diesem Gedanken kam er während einer Ferienreise im Frühjahr 1819 nach Frankfurt am Main, wo die Ostermesse eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten und Fabrikanten versammelt hatte. Natürlich stand unter diesen die Zollangelegenheit als die brennende Frage auf der Tagesordnung. Ein Großhändler, Elch aus Kaufbeuern, hatte eine Petition an den Bundestag, um Erleichterung der innern Handelsbeschränkungen, entworfen und sammelte dafür Unterschriften. In diesem Augenblick trat List mit ähnlichen Gedanken hervor und fand bei dem Kaufmann Schnell aus Nürnberg, an Bauerreis, Weber aus Gera, Arnoldi aus Gotha u. A. bereitwilliges Gehör. Er setzte sich mit Elch wegen der Petition ins Vernehmen, ließ sich von diesem das gesammelte Material geben und schrieb dann jenen beredten und eindringlichen Entwurf, welcher der Bundesversammlung übergeben ward (14. April).

Dabei blieb jedoch List keineswegs stehen, wiewol er recht wohl wußte, was zu erwarten war. Die Petition, bemerkte er sehr richtig, wird von sich reden

machen, aber liegen wird sie bleiben, wie hundert andere Petitionen an den Bundestag. Um etwas zu erreichen, müßte man die Mehrzahl der deutschen Fabrikanten und Kaufleute zu dem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, die deutschen Regierungen und Behörden zu gewinnen, die Höfe, die Ständeversammlungen, die Kongresse durch Abgeordnete beschicken, ein Organ in der Presse gründen und unermüdlich für die Sache fortagitiren." Der Gedankengang war richtig und fand auch Anklang, da die Zweckmäßigkeit desselben einleuchtete.

Wir haben die Veranlassung, wie Fr. List zu dieser neuen Thätigkeit kam, nach Häusser mitgetheilt und können uns nun kürzer fassen. Am 14. April 1819, als die erwähnte Petition abgefaßt wurde, unterschrieben tausend Handeltreibende dieselbe und am 18. April stifteten die auf der Messe in Frankfurt anwesenden Kaufleute, zum Zwecke der Beförderung des deutschen Handels und Gewerbes einen Verein, dessen Angelegenheiten von einem Ausschuß aus Mitgliedern des Handelsstandes der verschiedenen deutschen Länder besorgt und dessen Geschäftsführung dem Professor List übertragen werden sollte. So ward List Konsulent des Deutschen Handels- und Gewerbevereins. Die rege Förderung desselben durch List ward indessen Seitens der Reaktionsminister in Stuttgart dem Tübinger Professor nicht zu dessen Gunsten in Anrechnung gebracht.

List hatte ganz richtig vorhergesehen, daß die Wirkung der Petition auf den Bundestag eine große nicht sein würde. Dieselbe kam in der Bundestagssitzung vom 19. Mai zur Berathung. Der hannöversche Gesandte von Martens berichtete darüber und beschied die Kaufleute schließlich dahin, sich wegen dieses Gegenstandes an ihre heimischen Regierungen zu wenden. Von dem Bundestage hatte der Verein demnach nichts zu erwarten. Infolge dessen veranstaltete derselbe am 12. Juni 1819 eine Versammlung in Nürnberg, in welcher man beschloß, „ungesäumt alle Höfe Deutschlands mit einer Deputation des Handelsstandes zu beschicken, durch dieselbe die gefährliche Lage des deutschen Gewerbstandes darstellen und die Bitte begründen zu lassen, durch eine Separatübereinkunft der Fürsten Deutschland vor drohender Verarmung zu bewahren."

Schnell, List und Weber wurden zu dieser Sendung auserkoren. Dieselben richteten ihre Reise zunächst nach den süddeutschen Hauptstädten. Im Juli erschien bereits die erste Nummer der Zeitschrift des Vereins: „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand", das sich einen tüchtigen Namen erkämpft und bewahrt hat. List besorgte nicht blos die Redaktion, sondern ihm verdankt das Blatt auch eine Reihe werthvoller Aufsätze.

Die Reise an die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe versprach günstigen Erfolg, denn die Unterhändler fanden dort freundliche Aufnahme. Im Oktober wurde wiederum eine Besprechung in Nürnberg anberaumt, und es traten die Bevollmächtigten nunmehr ihre Reisen nach Berlin und Wien an. Schnell, Streiber und Weber begaben sich nach Berlin und sollten Ende des Jahres mit List in Wien zusammentreffen.

In Berlin fanden die Bevollmächtigten bei Eichhorn, W. v. Humboldt, v. Bülow, entgegenkommende Aufnahme, und ebensowol der damalige Generalsteuerdirektor und spätere Finanzminister Maaßen, wie der Staatskanzler von Hardenberg gaben ihnen freundliche Zusagen.

Ende Dezember reiste List nach Wien, so schmerzlich es ihm auch war, die junge Gattin, mit der er sich erst im Jahre vorher vermählt hatte, zu verlassen. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß das neue Lebensverhältniß, in das er hierdurch eingetreten war, fast das einzige ist, welches gegenüber so vielen Enttäuschungen, Leiden und Verfolgungen ungetrübt blieb. Die später so vielfach geprüfte Frau, eine Tochter des Professors Seybold, erwies sich als treue Gefährtin bei allen Erschütterungen des Lebens und die liebenswürdigen, reichbegabten Kinder, die aus dieser Ehe entsprossen, entwickelten sich hoffnungsreich zur Freude ihres Vaters. Die überaus große Liebe für solch eine Familie erzeugte aber auch in List jenes drückende Gefühl, das aus dem Mangel unzureichenden Vermögens entspringt, jene Sorge, die sich zur Angst steigerte, als seine Arbeitskraft gebrochen war, und die zuletzt in dem furchtbaren Augenblicke ihren Abschluß fand, als der verzweifelnde Mensch die Hand an sein Leben legte.

List traf am 5. Januar 1820 in Wien ein, wo er Schnell und Weber bereits anwesend fand. Nun begann ein angestrengtes Arbeiten, um nicht blos die kaiserliche Regierung, sondern auch einflußreiche Männer und den österreichischen Handelsstand für ihre Sache zu gewinnen. Daß die Abgesandten auf viele Schwierigkeiten stoßen würden, war vorauszusehen. Wenn sie heute glaubten, einen Schritt vorwärts gethan zu haben, so überzeugten sie sich Tags darauf, daß sie sich getäuscht.

Müde dieser Sisyphusplagen reisten Schnell und Weber am 13. Februar nach Nürnberg zurück. List verblieb in Wien, um, wenn möglich, die Sache doch noch zur Reife zu bringen. Am 6. März wurde ihm endlich die so lange verzögerte Audienz beim Kaiser Franz bewilligt, dem er seine Vorstellung überreichte. Bemerkenswerth ist es, daß List damals schon in seiner Unterredung mit dem österreichischen Monarchen einem Gedanken Ausdruck verlieh, welcher den Kaiser zu interessiren schien. Er erörterte nämlich die Bedeutung der Industrieausstellungen, deren Ausführung freilich in einer spätern Zeit England vorbehalten blieb.

In einer besondern Denkschrift hob List hervor, es komme zunächst nur darauf an, die Grundsätze des österreichischen Schutzzollsystems auf ganz Deutschland auszudehnen, gleichzeitig jedoch im Innern alle Zollschranken zu beseitigen. Die deutschen Regierungen verriethen indessen wenig Geneigtheit, auf die ihnen nahegebrachten Vorschläge einzugehen; nur der badische Minister Berstett zeigte größeren Eifer dafür; auch in Berlin erklärte man, „mit Freuden sich an ein gemeinsames deutsches Handelssystem anschließen zu wollen".

Am 20. Mai kam die Angelegenheit während des Kongresses in Wien zur Sprache. Die Konferenz erklärte — unglaublich, aber wahr: — „die Eingabe des „eigenmächtig konstituirten sogenannten deutschen Handels- und Gewerbevereins in keiner Weise berücksichtigen zu können".

Den braven Männern, welche so unverdrossen die Sache betrieben, blieb nur der leidige Trost übrig, den ersten Anstoß gegeben zu haben, die Deutschen aus ihrer Apathie zu wecken und die Theilnahme für die eigenen Interessen in ihnen zu beleben. List ließ sich jedoch durch den schlechten Erfolg nicht abschrecken, die einmal angeregte wichtige Angelegenheit im Gange zu erhalten. Auf seiner Rückkehr in seine Heimat berührte er München, besprach sich hier mit einflußreichen Persönlichkeiten, und als Ergebniß dieser gegebenen und empfangenen

Anregungen darf eine andere Denkschrift angesehen werden, welche dem König von Bayern, dessen Ministern, sowie den Kammern übermittelt ward.

List und seine Freunde fuhren fort, die Nothwendigkeit einer deutschen Handelseinheit anzuregen; eine Ausstellung von Industriegegenständen ward in Vorschlag gebracht, eine Ausfuhr-Compagnie gebildet, List selbst überredete den badischen Staatsrath Nebenius, eine vertrauliche Besprechung von Regierungsabgeordneten zu veranlassen, um Handelsverträge zwischen einzelnen deutschen Staaten anzubahnen. Eine solche von der Mehrzahl der süd- und westdeutschen Regierungen beschickte Konferenz trat im September 1820 in Darmstadt zusammen. In ihr wurde ein weiterer Grundstein zum nachmaligen Zollvereinsbau gelegt.

Jetzt, wo dafür gesorgt zu sein schien, daß die Sache nicht so leicht wieder einschlafen konnte, mußte List die traurige Erfahrung machen, daß die Männer, mit denen er die Angelegenheit betrieben, dieselbe nur vom kaufmännischen Gesichtspunkte betrachteten, ja er mußte es zuletzt schmerzlich empfinden, daß er trotz seiner Vielseitigkeit den Handelsherren um so unbequemer wurde, je mehr seine Richtung auf das große Ganze ihnen gefährlich erschien. Von einer gleichzeitig zu erstrebenden Reform der politischen Zustände Deutschlands, davon wollten die Kurzsichtigen nichts wissen. Natürlich nahm der Verein die Gelegenheit wahr, auf dem Kongreß zu Darmstadt seine Interessen vertreten zu lassen; aber anstatt List dazu abzuordnen, was geradezu eine Pflicht gewesen wäre, ließ man durch den Kaufmann Franz Miller aus Immenstadt in einer neuen Schrift die Ansichten des Vereines erörtern und gab List zu verstehen, daß man seiner jetzt entbehren könne. List war mit den bis dahin erreichten Erfolgen zufrieden, denn die Bahn war gebrochen. Von jetzt an handelte es sich hauptsächlich darum, mit Hülfe der Tagespresse und der Kammern auf dem betretenen Wege weiter zu gelangen. Zunächst gedachte er hierfür in Württemberg thätig zu sein, was ihm aber, leider! durch die Reaktion unmöglich gemacht wurde, die sich ihn zum Opfer auserkoren hatte und der er endlich nach vierjährigem Kampfe weichen mußte.

Das Jahr 1821 bildete einen wichtigen Wendepunkt in List's Leben, da in demselben der Staatsökonom in den Hintergrund tritt und das politische Martyrium beginnt. Wir bemerken hier über dasselbe in aller Kürze Folgendes. List war in seiner Vaterstadt Reutlingen zu deren Vertreter erwählt worden und trat am 7. Dez. 1820 in die zweite württembergische Kammer ein, deren Sitzungen aber bereits am 20. Dez. vertagt wurden. Nun entwarf List für seine Wähler in Reutlingen eine Bittschrift an die Kammer, worin er die wünschenswerthen Reformen aufzählt, die in Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung des Landes nothwendig erschienen. Diese Bittschrift wurde ihm von dem gesammten Beamtenstande zum Verbrechen angerechnet, und nunmehr begann jene Reihe von Verfolgungen, deren man nicht, ohne den tiefsten Unwillen zu empfinden, gedenken kann. Die ersten Feindseligkeiten Seitens der „Altrechtler" hatten schon früher, im Jahre 1819, nachdem List seiner Professur entsagt, begonnen. Schon damals von seiner Vaterstadt Reutlingen zur Ständeversammlung deputirt, war seine Wahl von der Regierung beanstandet worden, weil er sich über das erforderliche Alter nicht ausgewiesen habe! Im nächsten Jahre von seinen Mitbürgern abermals in die zweite Kammer gesendet, gerieth er wiederum

in Händel mit seinen Gegnern bei der Regierung wegen einer von ihm verfaßten und in lithographischen Abschriften verbreiteten Beschwerdeschrift der Reutlinger an die Kammer. Seinen Grundsätzen getreu sprach er sich in jener Petition für eine auf Selbstverwaltung basirte Gemeindeordnung, für Trennung der Justiz von der Verwaltung, für öffentliche Rechtspflege und Schwurgerichte, für Beschränkung der Staatsausgaben, Einführung von Grund- und Einkommensteuern, für ein jährlich den Kammern vorzulegendes Budget u. s. w. aus. In Inhalt und Form dieser Eingabe, noch mehr in der Verbreitung der Eingabe erblickten die Feudalen einen Akt von Hochverrath. Sie beantragten die Ausweisung List's aus der Kammer und setzten dies trotz des Widerspruchs von Uhland und vielen andern gleichgesinnten Männern wirklich durch. Damit begnügte man sich jedoch nicht, wie sehr sich auch die öffentliche Meinung allerwärts gegen solche Willkürlichkeiten aussprach. Die Regierung verlangte Genugthuung im Hinblick auf „eine Injurie gegen die gesammte Staatsdienerschaft" und ließ den „Unruhestifter" in Folge dessen zu zehnmonatlicher Festungsstrafe verurtheilen (1822). List entzog sich jedoch der Verhaftung durch die Flucht nach Straßburg. Als er hier seine Auslieferung befürchten mußte, begab er sich ins Badische und später in die Schweiz. Länger als zwei Jahre irrte List im Ausland umher; endlich litt es ihn nicht länger draußen in der Fremde. Zärtlich um die zurückgelassene Familie besorgt, kehrte er aus der Selbstverbannung in die Heimat zurück, in der Hoffnung, die Regierung werde ihn unbehelligt lassen. Doch daran dachten die regierenden Herren keineswegs. List mußte seine Strafe auf dem Hohenasperg absitzen uud schließlich froh sein, daß man ihm die Erlaubniß gab, mit seiner Familie nach Nordamerika auswandern zu dürfen. Rundweg erklärten die regierenden Herren auf die Vorstellungen seitens der Gattin List's: ihren Mann mundtodt zu machen sei nöthig, damit er verhindert werde, fernerhin durch sein Thun und Treiben den Staat innerlich wie äußerlich zu schädigen.—Der gefährliche Mann wurde mittels Zwangspasses über die Grenze geschafft. Wieder war es Straßburg, wohin sich List wandte. Eine Zeit lang dachte er ernstlich daran, sich dort dauernd niederzulassen; die württembergische Regierung wußte ihm jedoch den Aufenthalt daselbst so gründlich zu verleiden, daß er, müde der bisherigen Schikanen, sich endlich im April 1825 entschloß, mit seiner Familie Europa zu verlassen.

Die Geschichte von List's Verfolgungen 1819 bis 1825 bildet eines der demüthigendsten Bruchstücke aus der Geschichte Deutschlands während der Periode der Verfolgung der Besten, sobald diese den Herren am grünen Tisch unbequem erschienen. Dreißig Jahre nationaler Arbeiten, Anstrengungen und Erfolge haben die großen Ideen jenes deutschen Agitators gerechtfertigt. Nachstehende Ziffern legen Zeugniß für die Segnungen ab, welche Deutschland aus der Errichtung des Zollvereins erwachsen sind. Während die aus der Kaffee-Einfuhr gewonnenen Einnahmen im Jahre 1841 bei $6^2/_3$ Thlr. Eingangszoll pro Ctnr. 20% des gesammten Zollaufkommens betrugen, beliefen sich dieselben im Jahre 1864 auf 30% bei dem auf 5 Thlr. ermäßigten Zollsatze. Der Kaffeeverbrauch, welcher 1842 pro Kopf $2{,}_{59}$ Pfd. betrug, war im Jahre 1864 auf $4{,}_{03}$ pro Kopf gestiegen. Der Verbrauch des Thees, wiewol gegen den Kaffee bei Weitem zurückstehend,

hatte sich in dieser Zeit vervierfacht, ebenso der Verbrauch von Südfrüchten sich beinahe verdoppelt; der des Tabaks, welcher sich im Jahre 1842 etwa $2^{3}/_{4}$ Pfd. pro Kopf belief, hatte sich im Jahre 1864 auf $3^{1}/_{5}$ Pfd. gestellt, ein Verbrauch, wie er in nur wenig andern Staaten der Welt stattfinden dürfte. Auch der Fleischkonsum ist innerhalb der Zeit von 25 Jahren um etwa 10% gestiegen. In Preußen, wo im Jahr 1854 hinsichtlich des Bierverbrauchs 9,18 Quart pro Kopf entfielen, betrug im Jahr 1864 der Konsum 14,03 Quart, innerhalb dieser Zeit hat sich der Verbrauch von Branntwein fast verdoppelt, der des Salzes hat um mehr als $^{1}/_{3}$ zugenommen. Um wie viel besser lebt also unser Volk heute gegen jene Zeit, wo List seiner Heimat den Rücken kehrte!

3.

Am 26. April 1825 segelte List mit seiner Familie von Havre ab und am 10. Juni lag das Schiff bereits in der New-Yorker Bucht vor Anker. Von New-York eilte List sofort nach Philadelphia, wo er den ihm wohlgewogenen Marquis Lafayette zu treffen hoffte, der damals von den Vereinigten Staaten zu einem Besuch eingeladen war. Dieser langjährige Kämpfer für Recht und Freiheit der Völker nahm sich des verkannten Deutschen mit väterlicher Freundlichkeit an und lud den ehemaligen Professor ein, ihn auf seinem Triumphzuge durch die Vereinigten Staaten zu begleiten, ein Anerbieten, so freundlich gestellt, daß List mit Dank sich dem General anschloß, zumal ihm eine bessere Einführung in sein neues Vaterland kaum geboten werden konnte. Durch Lafayette wurde List an Henry Clay, von diesem wieder an Harrison empfohlen, und so machte er rasch die Bekanntschaft der ersten Staatsmänner der Union. Für ihn handelte es sich vor Allem darum, im Lande selbst festen Fuß zu fassen. Doch ging es ihm dabei wie den meisten Einwanderern, die ihr Fortkommen überm Meer mit theurem Lehrgeld zahlen. List kaufte sich in der Nähe von Harrisburg für 920 Thlr. eine sehr schön gelegene Besitzung am Susquehannah, die er im folgenden Jahre, weil sie sich höchst ungesund zeigte, wieder verlassen mußte, ohne einen Käufer dafür finden zu können. Im Jahre 1826 nahm List seinen Wohnsitz in Reading und besorgte hier die Redaktion eines deutsch-amerikanischen Blattes „der Adler". — Aus dieser Periode seiner literarischen Thätigkeit sind besonders die von ihm herausgegebenen Grundzüge einer amerikanischen Staatsökonomie (Outlines of American political Economy) bemerkenswerth, worin er die von Adam Smith und Say aufgestellten Grundsätze des Freihandels bekämpfte und darauf hinwies, daß die verschiedenen Verhältnisse der Nationen auch in dieser Beziehung verschiedene Auffassungen in Bezug auf Gesetzgebungen u. s. w. nothwendig machen. Smith hat, nach ihm, nur die wirthschaftliche Stellung der Individuen und der Menschheit in ihrem Verhältniß behandelt, ohne auf das wichtigste Mittelglied, die Oekonomie der Nationen, die nöthige Rücksicht zu nehmen und ohne zu bedenken, wie verschieden Macht, Staatsverfassung, Bedürfnisse und Kultur bei den verschiedenen Nationen sind. Seine Theorie vom Freihandel bringt nicht in Anschlag, daß die Welt keine Union, etwa nach dem Muster der amerikanischen, ist. Krieg ist nichts Anderes, als ein Zweikampf zwischen Nationen, und Beschränkungen des Freihandels sind

nichts als ein Krieg der industriellen Macht verschiedener Nationen. Es läßt sich nach seiner Meinung sehr darüber streiten, ob der Freihandel wirklich als eine Wohlthat für die ganze Menschheit gelten könne, und es ist mindestens ebenso fraglich, ob ein freier und ununterbrochener Verkehr unter einem gemeinsamen Gesetz die Entwicklung der produktiven Kräfte in demselben Grade fördern wird, wie der fortbestehende Kampf entgegengesetzter Anschauungen und Handelssysteme. So lange in der Welt verschiedene Nationen mit verschiedenen Bedürfnissen vorhanden sind, muß zwischen kosmopolitischen Grundsätzen und den Geboten einer politischen Oekonomie genau gesondert werden. Statt der kosmopolitischen will List daher eine politische und nationale Oekonomie. Englische Staatsmänner und Parlamentsredner, meint List, führten freilich die A. Smith'schen Lehren fortwährend im Munde, ihre eigene Praxis aber bewege sich in einer ganz entgegengesetzten Richtung, und die gerühmte Freiheit des Handels ginge schließlich nur darauf hinaus, andern Nationen Sand in die Augen zu streuen und sie von der englischen Manufakturthätigkeit abhängig zu machen. — List's Ansichten fanden in Amerika vielseitige Anerkennung und brachten ihn in lebhafte Beziehungen zu den bedeutendsten Politikern der Freistaaten. Die Popularität, welche er sich dadurch erwarb, erleichterte ihm die Zusammenbringung eines Kapitals von 700,000 Dollars, dessen er bedurfte, um die von ihm während einer Exkursion in den „Blauen Bergen" aufgefundenen Kohlenlager auszubeuten. Durch diese glückliche Fügung der Umstände trat in List's materieller Lage eine sehr erfreuliche Veränderung ein, und wir müssen hierbei um deswillen etwas verweilen, weil sich auf jene Periode die Kenntnisse unseres Landsmannes in Bezug auf das Eisenbahnwesen zurückführen lassen. Ihn beschäftigte hauptsächlich der Gedanke, den Werth der Produkte durch Belebung und Erweiterung der Verkehrsmittel in ihrem Werthe zu steigern. Zu diesem Zwecke wußte er die Kapitalisten, welche die oben erwähnte Betriebssumme zusammenschossen, zu bestimmen, die reichhaltigen Minen zu Temagua vermittelst einer Eisenbahn mit Port Clinton in Verbindung zu bringen, um dergestalt die Kohlen nach dem Schuylkillkanal gelangen zu lassen, was deren Absatz außerordentlich erleichterte. Vor List gab es kein Temagua. Dieser Ort, sowie der genannte Hafenplatz verdanken ihre Existenz der Rührigkeit des begabten Reutlingers. Schon nach wenigen Jahren erhoben sich an Stelle der Hütten, welche man Anfangs für die Arbeiter errichtet, einige hundert Häuser; und als List mit seiner Familie vor seiner Abreise aus Amerika jene Gegenden besuchte, befanden sich auf der früher unangebauten Landstrecke vier kleine Städte mit Kirchen, Schulhäusern, Gasthöfen — alles Neuschöpfungen, welche durch die Wirkungen des neuen Transportmittels dem Boden entwachsen waren.

Kurz, List's Unternehmung fand gedeihlichen Fortgang. Ganz natürlich hatte sich der Entdecker der Kohlengruben einen ansehnlichen Theil des Gewinnes gesichert. So sah sich derselbe in die erfreuliche Lage versetzt, seine Thätigkeit, ohne drückende Sorge um die Existenz, noch anderen Spekulationen zuwenden zu können.

Nichts beweist den Patriotismus dieses braven deutschen Mannes besser, als daß er inmitten solcher lohnender Beschäftigung, worin er sich fortwährend seitens der Amerikaner unterstützt sah, des fernen Geburtslandes gedachte. So

vielseitig ihn auch sein großes Unternehmen in Anspruch nahm, die Sehnsucht nach seiner Heimat war in seinem Herzen doch keinen Augenblick erloschen, und das Heimweh äußerte sich bei dem sonst so praktischen und thatkräftigen Manne zuweilen so stark, daß er sich zu jeglicher Anstrengung untüchtig fühlte.

So schreibt er am 5. Okt. 1828: „Ich war inzwischen in Philadelphia auf Besuch und habe dort Hamburger Zeitungen gelesen. Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich fühlte. Gleich bei meiner Zurückkunft habe ich die Handelsverein-Korrespondenz, die ich über See gebracht und die seit drei Jahren in einem Winkel liegt, vorgenommen und durchstöbert. Welche Erinnerungen? Das waren noch die goldenen Tage der Hoffnung. Nun habe ich wieder das Heimweh für sechs Wochen und bin so lange zu amerikanischem Geschäft fast nicht zu brauchen. Mir geht's mit meinem Vaterlande wie den Müttern mit ihren krüppelhaften Kindern, sie lieben sie um so stärker, je krüppelhafter sie sind. Im Hintergrunde aller meiner Pläne liegt Deutschland, die Rückkehr nach Deutschland; es ist wahr, ich würde mich dort viel ärgern über die Kleinstädterei und Kleinstaaterei."

Unablässig beschäftigte ihn damals der Gedanke die Zukunft von Handel und Verkehr beruhe darauf, daß die Eisenbahnen einem großen, nationalen Transportsystem zur Grundlage dienten. Später schrieb er darüber:

„Mitten in den Wildnissen der Blauen Berge träumte mir von einem deutschen Eisenbahnsystem; es war mir klar, daß nur durch ein solches die Handelseinigung in volle Wirksamkeit treten könne. Diese Ideen machten mich mitten im Glücke unglücklich. Nothwendig mußte die finanzielle und nationalökonomische Wirksamkeit in Deutschland um so größer sein, je unvollkommener vorher die Transportmittel im Verhältniß zu der Kultur, Größe und Industrie der Nation waren. — Früher hatte ich die Wichtigkeit der Transportmittel nur gekannt, wie sie von der Werththeorie gelehrt wird; ich hatte nur den Effekt der Transportanstalten im Einzelnen beobachtet, nur mit Rücksicht auf Erweiterung des Marktes und Verminderung des Preises der materiellen Güter. Jetzt erst fing ich an, sie aus dem Gesichtspunkte der Theorie der produktiven Kräfte und in ihrer Gesammtwirkung als National-Transportsystem, folglich nach ihrem Einflusse auf das ganze geistige und politische Leben, den geselligen Verkehr, die Produktivkraft und die Macht der Nationen zu betrachten. Jetzt erst erkannte ich, welche Wechselwirkung zwischen der Manufakturkraft und dem National-Transportsystem bestehe, und daß die eine ohne das andere nirgends zu hoher Vollkommenheit gedeihen könne. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, diese Materie — ich darf es wohl behaupten — umfassender abzuhandeln, als irgend ein Nationalökonom vor mir, und namentlich die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ganzer Nationaleisenbahnsysteme in ein klares Licht zu stellen, ehe noch irgend ein Nationalökonom in England, Frankreich oder Nordamerika daran gedacht hatte, die Frage aus diesem höhern Gesichtspunkte zu betrachten."

Wie sehr die Interessen Deutschlands unsern List in Amerika beschäftigten, ergiebt sich unter Anderm auch daraus, daß er im Jahre 1829 mit Josef von Baader schriftlich über eine Eisenbahnverbindung zwischen Rhein und Weser verhandelte, um in dieser Weise Mitteldeutschland und Bayern mit der Nord-

bahn zu verbinden. Beide waren Gegner des damals auftauchenden und von König Ludwig I. sehr hochgeschätzten Kanalsystems, ja List schrieb sogar eine Denkschrift über seine Erfahrungen in Bezug auf Kanäle und Eisenbahnen, welche er dem König von Bayern übersandte, um ihn zu bestimmen, auf die Idee des Donau-Mainkanals zu verzichten. Da dieser jedoch zu den Lieblingsideen des Königs gehörte, so gelangte derselbe dennoch zur Ausführung, kostete Bayern große Geldsummen und nützte im Grunde seinem Handel blutwenig.

Bedarf es heute eines Hinweises auf die unübersehbaren Vortheile, welche Deutschland seinem Eisenbahnnetze verdankt? Giebt es doch keine Erfindung, von der man sagen kann, daß sie einen größeren, einen rascheren, einen segensreicheren Umschwung in allen Lebensverhältnissen hervorgerufen! Danken Handel und Verkehr Deutschlands dem Zollverein ein fröhliches und steigendes Gedeihen, so ist in viel direkt ersichtlicherer Weise das Eisenbahnwesen allen Staatsangehörigen zu Gute gekommen, ja seine Segnungen kommen gewissermaßen der ganzen Welt zu Gute. Seitdem ist der englische Wahlspruch „time is money“ zur Lebensregel aller weiterstrebenden Nationen geworden.

Demselben Manne, welcher eine Zeit lang die Seele der deutschen Handelseinigung gewesen ist, ihm gebührt auch der Ruhm, die ökonomische und soziale Bedeutung der Revolution, welche durch die Schienenstraßen ins Leben gerufen wurde, erkannt zu haben, zu einer Periode, als das Eisenbahnwesen noch unbekannt war und, wo es weiter gediehen, gar unbehülflich sich in den Kinderschuhen fortzubewegen suchte. Vergingen sogar in England noch einige Jahre, ehe George Stephenson's geniale Erfindung die ihr gebührende Anerkennung fand. List's Briefe an Baader sind reich an wahrhaft prophetischen Blicken in die Zukunft. Zuerst setzt er darin die Wichtigkeit der neuen Erfindung der Dampfmaschinen, die damals noch auf großen Widerspruch stieß, dann das unermeßliche Uebergewicht des Transports auf Eisenbahnen über den Kanaltransport auseinander, zeichnet in allgemeinen Zügen die Umwälzung, welche unzweifelhaft hervorgerufen würde, sowol in Bezug auf den Verkehr, sowie in Rücksicht auf die Produktionskräfte der Kulturvölker; er sieht im Geist vor sich die durchgreifende Wandlung, welche sich beziehentlich des Handels, Wohlstandes und Charakters der Nationen vollziehen wird. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er dem deutschen Handel, dem Verkehr mit Italien und der Levante, der Herstellung der alten Handelswege, welche dadurch ermöglicht werden würde. Venedig und Hamburg würden durch dergleichen Eisenschienenstraßen einander genähert, ja die Post von Kalkutta nach London müsse zuletzt den Weg über Deutschland nehmen, da mit der Dampffahrt über das europäische Festland der Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung unmöglich mehr konkurriren könne. So richtig erfaßte List's Scharfblick schon 1830 die Bedeutung des Eisenbahnwesens, während dieses noch viele Jahre nachher, ja noch zur Zeit des Baues der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, von der Zeitungsweisheit als Nürnberger Spielzeug verlacht wurde. Daß in England bei der Wahl der neuen Ueberlandroute von London nach Kalkutta Marseille den Sieg schließlich über Triest davon tragen werde, konnte List damals bei der zwischen England und Frankreich herrschenden politischen Antipathie nicht ahnen.

Doch so glücklich sich auch List's Verhältnisse in Amerika gestaltet hatten, wo es ihm im Verlauf weniger Jahre gelungen war, sich Ansehen und Achtung zu erwerben, sein Vermögen gut anzulegen und zu vermehren, und wo er nichts von den Quälereien zu dulden hatte, die ihm vormals in Deutschland das Leben verbittert hatten, mit aller Macht zog es ihn doch dahin zurück. Häusser sagt ganz richtig: „List hing zu fest und innig am Vaterlande, als daß er je zum Amerikaner hätte werden können. Auch war die schöpferische Unruhe in ihm viel zu mächtig, als daß er es je über sich vermocht hätte, geduldig die Früchte abzuwarten und zu ernten, nachdem er den Boden urbar gemacht und die Aussaat bestellt hatte. Einen Gedanken fassen, ihn ausführen — dazu besaß er eine merkwürdige Ausdauer und Spannkraft; ihn zu nützen oder auszubeuten, dazu fehlte ihm Individualität und Neigung. Die Schöpfung genügte ihm: aber er hatte weder den Sinn noch die Geduld dazu, aus der Schöpfung für sich Nutzen zu ziehen. Wie Vieles hat er nachher in der Heimat angeregt und schaffen helfen, seine Werke auszunützen, war ihm nie gegeben. Mehr aber als dies Alles zog ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht über den Ozean zurück und der unbesiegbare Wunsch, seine Erfahrungen und Ideen auch dem Heimatlande dienstbar zu machen. „Im Hintergrunde aller meiner Pläne liegt Deutschland", dies Selbstbekenntniß, das er in seinem Tagebuch niedergelegt, war allerdings der leitende Gedanke und das Ziel aller seiner Bemühungen.

List's schöpferische Thätigkeit sowie seine unermüdliche Arbeitskraft hatten der Regierung zu Washington es nahe gelegt, ihn im Interesse der amerikanischen Handelspolitik zu beschäftigen und infolge dessen wurden zwischen ihm und dem Präsidenten Jackson Unterhandlungen gepflogen, in welcher Art ein entsprechender Wirkungskreis für List zu finden sei. Zunächst wollte die Regierung ihm eine diplomatische Mission nach Frankreich übertragen. List stimmte dem bei und sprach sich in einem Briefe vom 21. Okt. 1830 an den Präsidenten über die für seine Wirksamkeit in Europa maßgebenden Gesichtspunkte aus.

Im Allgemeinen wollte er seine literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der politischen Oekonomie und seinen Kampf gegen das drohende englische Monopol fortsetzen, außerdem alle technischen Verbesserungen und Erfindungen in Bezug auf die neuen Verkehrs- und Transportmittel ins Auge fassen und ihre Verpflanzung nach Amerika vermitteln, den Verkehr zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten nach Kräften fördern, auch auf die französische Regierung und die öffentliche Meinung wirken, daß ein Schienenweg von Havre nach Straßburg gebaut, in Deutschland aber, daß eine Eisenbahn von Bayern bis an die Weser hergestellt werde. Endlich wollte er eine bessere Organisation der Auswanderung aus Deutschland nach Nordamerika ins Leben zu führen suchen.

In diesen bedeutsamen Ideen und Plänen zeigt sich List's ganzes Wesen, das immer aufs Große und Allgemeine gerichtet blieb. Infolge dieser Ideenrichtung warf er fortwährend Gedanken und Entwürfe in die Welt hinein, die man geneigt war, nicht selten für schwindelhafte Ausgeburten einer übermäßig lebendigen Phantasie zu betrachten, welche sich aber später dennoch als lebenskräftige Gedanken erwiesen. Während dann oft Andern der Vortheil zufiel, wurde List kaum noch die Ehre der Urheberschaft zuerkannt.

4.

Nach dem Willen der nordamerikanischen Regierung sollte List sich zuerst für die angedeuteten Zwecke nach Paris begeben und, sobald seine Mission dort erfüllt sei, in Hamburg die Stelle als Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika übernehmen. Am 8. Nov. 1830 wurde das betreffende Patent, welches dem Verbannten eine ehrenvolle Rückkehr in sein Vaterland bereiten sollte, von dem Präsidenten Jackson und seinem Staatssekretär van Buren unterzeichnet. Von dieser Hoffnung war auch List beseelt, als er sich gleich nach seiner Ernennung zum Konsul nach Europa einschiffte und am 20. Dezember in Havre landete. Doch nur zu schnell sollte er sich davon überzeugen, daß die Zustände in Deutschland mittlerweile sich nicht zu seinen Gunsten geändert hatten. Daß der Senat in Hamburg, aufgestachelt von „maßgebender Stelle" (von Stuttgart, sowie „höheren Ortes" von Frankfurt aus), sich weigerte, den „Demagogen" List als nordamerikanischen Konsul aufzunehmen, schmerzte ihn wenig, weil er schon mit sich im Reinen war, auf diesen Posten zu verzichten, um nicht den bisherigen Konsul Cuthbert zu vertreiben. Denn erst jetzt war zu seiner Kenntniß gelangt, daß Letzterer von seinem Gehalte lebe und überdies arme Verwandte zu unterstützen habe. Dies mag auch wol den Senat zu Washington veranlaßt haben, die von dem Präsidenten beschlossene Ernennung List's nicht zu genehmigen.

Weit schmerzlicher empfand er es dagegen, daß ihm auf seine Anfrage in Stuttgart, ob er seine Heimat ohne Hindernisse besuchen dürfe, die Antwort zu Theil wurde, er solle sich hüten, das württembergische Gebiet zu betreten. Der alte Haß der Schreiber und Schwarzseher war demnach noch nicht erloschen, und je mehr man sich des List zugefügten Unrechts bewußt war, desto mehr gefiel man sich darin, die systematische Verfolgung des Mißhandelten gutzuheißen, ja fortzusetzen. Kein Wunder, daß List unter solchen Umständen seiner Familie, die er in Amerika zurückgelassen, schreibt: „Im Ganzen steht es schlecht; wäre es nicht wegen des Klima, ich würde nicht mehr wünschen, in Europa zu leben. Man wird von allem Heimweh kurirt, wenn man dahin zurückkommt!"

Das Einzige, was ihm in der „Alten Welt" Befriedigung gewährte, das waren seine Studien, vornehmlich seine nationalökonomischen Arbeiten; er hielt fest daran „die Eisenbahnen auf dem europäischen Kontinente einzuführen." Zunächst behielt er die Belebung des Verkehrs zwischen Nordamerika und Frankreich im Auge, wobei er aber die Interessen Deutschlands nicht vernachlässigte; seine Lieblingsidee aber, die später auch zur Ausführung gelangte, war die „Verbindung Antwerpens mit dem Rhein vermittelst einer Eisenbahn, die Belgien in eine enge Verbindung mit Deutschland bringen und beiden Ländern neue Quellen des Wohlstandes eröffnen müsse".

Auch in Frankreich trat List als Apostel des Eisenbahnwesens auf, und es erschienen in der Revue encyclopédique mehrere Aufsätze von ihm. In seinen „Idées sur les réformes économiques, commerciales et politiques, applicables à la France" wies er zunächst die allgemeine Wichtigkeit der Eisenbahnen und ihren Einfluß auf das ökonomische und sittliche Leben der Völker nach, lieferte durch statistische Angaben den Beweis der ungeheuren Umgestaltung im Verkehr

der Personen- und der Waarenbewegung und schloß mit Betrachtungen des wohlthätigen Einflusses, welchen das Eisenbahnwesen in Bezug auf die friedliche, wie die waffentüchtige Entwicklung der Kulturnationen äußern werde. Dabei machte er ganz besonders auf die durch Eisenstraßen zu bewirkende Wohlfeilheit des Transports und deren unübersehbar wohlthätige Folgen aufmerksam. Bei der Anstelligkeit der Franzosen und dem guten Geschmacke, welcher der französischen Industrie eigen, verkündete er, daß Frankreichs Einfluß in ökonomischer Beziehung seinen politischen dereinst bei Weitem noch überwiegen werde, sobald es durch ein großes Eisenbahnnetz seine Häfen zu Ausgangspunkten des europäischen Verkehrs mache. In dieser Art könne Frankreich das einzige und richtige Kontinentalsystem einführen, durch welches es seinen moralischen, politischen und kommerziellen Einfluß auf die Nationen Europa's steigern und befestigen könne, ohne den Widerstand des zur See übermächtigen England hervorzurufen, ohne die Eifersucht anderer Völker befürchten zu müssen.

Um die Annahme und Ausführung seiner Idee zu fördern, setzte List sich mit König Louis Philipp und den einflußreichsten Männern des damaligen Frankreich in persönliche Berührung, doch die Zustände, wie sie sich nach der Julirevolution in Frankreich gestalteten, die bald nachher jedes andere Interesse überwiegenden parlamentarischen Kämpfe machten einen Erfolg seiner Bemühungen unmöglich. Hätte Louis Philipp nach List's Rath damals weitgreifende nationalökonomische Umwandlungen ins Leben gerufen, so lag in ihnen allein schon die Bürgschaft gesicherterer Zustände, — dem Bürgerkönig wäre vielleicht das Martyrium des Exils erspart geblieben. Doch wie sehr damals List tauben Ohren predigte, er hatte dennoch Samenkörner ausgestreut, die nicht verloren gegangen sind. Ihm ward weiterhin wenigstens die Genugthuung, daß die ihm aus dem Kabinet zu Washington an die französische Regierung gewordenen besonderen Aufträge bald und befriedigend erledigt wurden. Sobald dies erreicht war, trat List Ende Oktober 1831 seine Rückreise nach Nordamerika an, doch keineswegs, um nun dauernd dort zu bleiben. Vielmehr beeilte er sich, daselbst seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und kehrte dann mit seiner Familie für immer nach Europa zurück. — Diese Uebersiedelung fällt ins Jahr 1832.

Es war ihm das Konsulat in Leipzig zugesagt worden, womit allerdings keine Gehaltsbezüge verbunden waren, dagegen bot es ihm den Vortheil, als Vertreter amerikanischer Interessen in einer der geachtetsten Handelsmetropolen ungestört leben und vom Mittelpunkte Deutschlands aus eine größere Wirksamkeit entfalten zu können. Darauf hin war auch damals sein Hauptaugenmerk gerichtet, und er konnte dies um so leichter, als das glücklich in Gang gebrachte Unternehmen der Kohlengruben ihm die Mittel lieferte, unabhängig zu leben, sodaß er glaubte, den Wechselfällen der Zukunft ruhig entgegensehen zu können. Zunächst mußte er jedoch viel länger, als er anfänglich beabsichtigte, in Hamburg zubringen. Seine Gattin langte krank daselbst an, und so sah sich List veranlaßt, in der Hansastadt fast ein ganzes Jahr, bis in den Sommer 1833, zu verweilen. Diese Zeit ward dazu benutzt, zum Zwecke mehrerer literarischer und geschäftlicher Unternehmungen, mit denen sein Geist sich damals herumtrug, geeignete Verbindungen anzuknüpfen.

List trat gewissermaßen als ein neuer Mensch in die ihm fremd gewordene alte Welt von Mitteleuropa ein. Menschen und Verhältnisse hatten sich vielfach geändert. Viel besser war Weniges geworden. In Handel und Wandel machte sich in Deutschland die alte Abhängigkeit von England und Holland noch überall bemerkbar. Der Zollverein hatte im Verkehrsleben Deutschlands seine wohlthätigen Wirkungen noch nicht äußern können. Kirchthurms-Perspektiven walteten im Süden Deutschlands vor, und ein guter Theil Norddeutschlands, wo damals die Industrie kaum noch ihre Schwingen versucht, ja selbst Hamburg war ein schlechter Boden für eine Agitation, welche nicht Geringeres beabsichtigte, als die Einführung des Eisenbahnwesens in Deutschland und zwar gleich im großen Stile. Darf man sich wundern, daß List auch in der deutschen Welthandelsstadt an der Elbe nichts erreichte, wenn man selbst noch viele Jahre nachher in dem industriell so rührigen Frankreich die Ansicht und zwar von den ausgezeichnetsten Männern aussprechen hörte: die Eisenbahnen möchten wol für das Inselreich England und für Amerika's endlose Fernen unter Umständen sich als nützlich erweisen, in Frankreich jedoch, wo es nicht an Kanälen und Chausseen mangle, noch weniger an Transportmitteln und Messagerien, könnten sie höchstens dazu dienen, diese oder jene größere Stadt mit einer benachbarten zu verbinden. Ein Eisenbahnnetz gar! — welch utopische Idee!! — zu dergleichen Ueberspanntheiten sei selbst der bewegliche Franzose zu nüchtern. Und nun gar Hamburg! — — wo sich auf Grund des Ausspruches eines „gewiegten" Engländers, der die Ausführung eines Eisenbahnsystems in Deutschland für unmöglich erklärte, die Ansicht eingewurzelt hatte, höchstens dürfe an eine Eisenbahn zwischen Hamburg und Hannover zu denken sein. Doch wie es dabei mit der Verzinsung des Kapitalaufwandes stehe, könne Niemand sagen, daher sei selbst ein Unternehmen dieser Art eben nur mit Hülfe englischer Kapitalien ausführbar. List ward hier für einen Projektmacher, für einen Held aus Utopien angesehen. Der solide Handelsherr der Börse wies mit Indignation jegliche Art luftiger Chimären von der Hand, die ja einen gesetzten, ruhig denkenden Mann unmöglich ernstlich beschäftigen könnten.

Was ihm in Hamburg nicht gelingen wollte, die Umwälzung des kommerziellen Verkehrs, welche der Welt durch das Eisenbahnwesen bevorstand, dies suchte nun List von Sachsen aus ins Werk zu setzen. Er schlug 1833 daselbst seinen Wohnsitz auf in der Hoffnung, hier rascher zum Ziele zu gelangen. Der Sachse Mitteldeutschlands ist zwar nicht empfänglicher für das ungewohnte Neue, aber List hielt ihn weniger in Voreingenommenheit befangen. Unter allen Umständen durfte Leipzig als derjenige Ort angesehen werden, wo sich kommerzielle und zugleich literarische Beziehungen leichter anknüpfen ließen, als ein Mittelpunkt, von wo aus sich manche großartige Pläne, mit denen List's Geist sich herumtrug, zur Ausführung bringen ließen.

Einer dieser Pläne, womit der rührige Mann sich schon 1830 und 1831 in Paris beschäftigt, ward nun ernstlich betrieben. Es war die Herausgabe des „Staatslexikons", welches List gemeinsam mit seinen Gesinnungsgenossen, Rotteck und Welcker, unter großen Opfern an Zeit und Geld zu Leipzig in Scene setzte. Indessen schien die Sache beider werth, auch hatte List die thätige

Hammerich'sche Buchhandlung in Altona zur Verlagsübernahme gewonnen. Er selbst lieferte für das neue Werk eine Anzahl werthvoller Artikel, besorgte die Drucküberwachung und unterzog sich einer oft lästigen, stets anstrengenden Korrespondenz. Leider blieben jedoch die erhofften pekuniären Erfolge hinter selbst mäßigen Erwartungen weit zurück, wozu der Umstand beitrug, daß jenes Werk gleich bei seinem Erscheinen in Preußen verboten und dadurch der Absatz desselben außerordentlich eingeschränkt wurde. Angesichts der begonnenen Verfolgungen ward keiner der bei dem Werke Betheiligten so recht seines Lebens froh. Je größer die Mühwaltung wurde, die sich an die Redaktionsführung des „Staatslexikon" knüpfte, um so drückender erschien infolge dessen die damit übernommene Last. So gestaltete sich auch dieses bedeutsame literarische Unternehmen für List zu einer Quelle von Verdrießlichkeiten aller Art. Bis ins Jahr 1837 zogen sich dieselben hin und berührten um so peinlicher, als List's Vermögen und damit die Unabhängigkeit seiner Stellung von Neuem in Frage gestellt war.

Handel und Wandel der Vereinigten Staaten erschütterte damals eine andauernde finanzielle Krisis, der wir bereits an einer anderen Stelle gedachten und von welcher auch List's Unternehmung in Amerika betroffen wurde. Es stellte sich allerdings später heraus, daß nicht sein ganzes Vermögen verloren war, zu der Zeit, aus welcher wir erzählen, mußte man indessen auf das Schlimmste gefaßt sein. Jeden Augenblick konnte die gefürchtete Katastrophe eintreten. Die Sorge darüber rieb den starken Mann fast völlig auf, und natürlich mußte es ihm doppelt drückend erscheinen, daß auch das neue literarische Unternehmen, in dem er einen Theil seines heimgebrachten Vermögens angelegt hatte, ihm weit mehr Verdruß als Freude und Vortheil eintrug. (Nachmals gestalteten sich die Verhältnisse des Staatslexikon allerdings günstiger und List wandte demselben auch später wieder eine thätigere Mitwirkung zu.)

Die unerquicklichen Erfahrungen auf dem literarischen Gebiete blieben nicht die einzigen Enttäuschungen. Auch List's Bemühungen um Beförderung des Eisenbahnwesens in Sachsen sollten weder die verdiente volle Anerkennung, noch einen entsprechenden Lohn finden. Die von ihm bald nach seiner Ankunft in Leipzig ausgesprochene große Idee der Herstellung eines deutschen Eisenbahnnetzes wurde Anfangs eben so geringschätzend aufgenommen und belächelt, wie dies in Hamburg der Fall gewesen war. Doch veränderte sich die Stimmung bald zu seinen Gunsten, als List nach und nach einen Kreis, besonders jüngerer Kaufleute, Banliers und Gelehrte um sich vereinigte und diese mit seinen Plänen befreundete. Nun trat er mit bestimmten Vorschlägen in der vortrefflich geschriebenen Flugschrift: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems, und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" öffentlich vor das Publikum. In dieser Broschüre bekämpfte List die damals in Deutschland allgemein verbreiteten Vorurtheile gegen das Eisenbahnwesen; er setzte mit klaren Worten die daraus entstehenden Vortheile ins Licht, und um zu zeigen, daß die Leipzig-Dresdener Eisenbahn der rechte Mittelpunkt, wenn auch vorerst nur der Anfang sei, aus dem sich ein deutsches Eisenbahnnetz entwickeln lasse, hatte er seiner Flugschrift

ein Kärtchen beigegeben, auf welchem die künftig zu erwartenden Linien verzeichnet waren. Auf demselben finden sich die Linien von Basel nach Frankfurt, von Frankfurt nach Kassel, Hannover und Bremen, sowie nach Gotha, Leipzig und Berlin, das einerseits über Magdeburg, Braunschweig und Hannover mit Minden und Köln in Verbindung gesetzt ist, andererseits seine Eisenbahnarme nach Pommern, Westpreußen und Schlesien aussendet. Leipzig selbst steht auf diesem Kärtchen mit Dresden und Prag, mit Berlin, Halle, Magdeburg und durch eine große, von Thüringen über Bamberg, Nürnberg, Augsburg, München nach Lindau führende Bahn mit dem südlichen Deutschland in Verbindung.

Im Jahr 1833 sah freilich Jedermann in diesen großartigen Gedanken nur Luftschlösser eines eitlen Projektmachers — — wie ganz anders dagegen fünfzehn Jahr später, als diese Ideen zum Theil verwirklicht waren! Wie laut und hoch pries man noch später den Geist des Mannes, der dies Alles so richtig vorhergeschaut hatte! Doch der Mann war leider todt: — ihm hatte der Undank seiner Zeitgenossen das Herz gebrochen.

List vertheilte 500 Exemplare seiner Schrift an die Regierungsbehörden und Kammern, an den Stadtrath, die Stadtverordneten sowie angesehene Bürger Leipzigs. Seine Darlegung machte in Leipzig nachhaltigen Eindruck. Von der sächsischen Regierung sowie den beiden Kammern erhielt List Danksagungsschreiben, die Stadtverordneten dankten ihm schriftlich im Namen der Stadt, und mancher angesehene Kaufmann näherte sich dem geistvollen Manne. Also ermuthigt, wirkte List nunmehr mit der ganzen Energie seines Feuergeistes auf Ausführung seines Plans hin. Zunächst galt es, vermittelst der Tagespresse die öffentliche Meinung mehr und mehr für die von ihm angeregte Sache zu gewinnen. Und in der That, ein Mann wie List that noth, die der deutschen Nation eigne Schwerfälligkeit zu bekämpfen und das mühsam erweckte Interesse wach zu halten. List's unermüdliche Thätigkeit war diesmal nicht verschwendet. Geachtete Leipziger Bürger, Männer wie Dufour-Feronce, Lange, Harkort, Seiffert, sowie der königliche Regierungskommissär v. Langenn, wandten dem Zustandekommen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn besonderes Interesse zu und traten in nähere Beziehungen zu List. Man beschloß nach dessen Vorschlag ein Comité zu bilden behufs Leitung der hochwichtigen Angelegenheit. Doch erst nach mancherlei kleinlichen Bedenken und Nergeleien sah man von dem Umstande ab, daß List ein Fremder und daher unwählbar sei, und hieß List als „zugewähltes" Mitglied des Comité willkommen. Auf den Wunsch der oben erwähnten Notabilitäten schrieb List nun im Mai 1834 einen Aufruf „an unsere Mitbürger in Sachsen, die Anlage einer Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden betreffend," der unentgeltlich vertheilt wurde und dessen Erfolg sich nicht weniger bedeutend, als jener der ersten Flugschrift erwies. Auf dem Raume eines Druckbogens wußte List das Nöthigste faßlich und übersichtlich zusammenzudrängen, alle Einwürfe gegen das Unternehmen zu entkräften, alle Hindernisse zu beleuchten und zur Bekehrung sowie Belehrung der Zweifler und Kleinmüthigen die ungeheuern Erfolge der Eisenbahnen in England und Nordamerika nachzuweisen. Wie sehr man damals mit dem hervorgerufenen Erfolg befriedigt war, sprach sich in jener Anerkennung aus, zu welcher die angesehensten Männer sich vereinigten, um List zu ehren,

indem sie demselben einen prächtigen silbernen Pokal darbrachten, welcher die Inschrift trug: „Dem Verfasser des Aufrufs an unsere Mitbürger von Harkort, Dufour-Feronce, Seiffert, Lange". Diese Ehrengabe war eine wohlverdiente, denn auf List's Schultern ruhte die Hauptarbeit. Gleich in der ersten Sitzung des Ausschusses reichte derselbe einen Plan über die Arbeiten, denen das Comité sich zu unterziehen hatte, sowie die Bezeichnung des Inhalts und die Reihenfolge der dem Publikum vorzulegenden Berichte ein. Diese Berichte, größtentheils aus List's Hand, sind von bleibendem Werth. Der große Gesichtspunkt, unter welchem List das Eisenbahnwesen auffaßte, war darin überall festgehalten, nicht minder der Einfluß hervorgehoben, den ein durchdachtes Eisenbahnsystem auf Produktion und Wohlstand einer Nation ausüben würde. List war der Erste, welcher mit Klarheit sich über die außerordentliche Tragweite der neuen Verkehrseinrichtung aussprach und auf den Einfluß der Eisenbahnen auf Ackerbau, Bergbau, Industrie, Güterbewegung und die Hebung des Wohlstandes mit prophetischem Geiste hinwies. Wir haben deswegen etwas ausführlicher diese Periode der schöpferischen Thätigkeit List's besprochen, um nachzuweisen, was schmählich genug nachmals nicht anerkannt ward, daß nämlich Friedrich List der Urheber der Leipzig-Dresdener Eisenbahnverbindung ist, welche wiederum die Veranlassung dazu gab, daß Deutschland sich jetzt eines großen, sich von Jahr zu Jahr erweiternden Eisenbahnnetzes erfreut.

Da jeder fleißige Arbeiter seines Lohnes werth ist, so kann man es List wahrlich nicht verargen, wenn er auf eine entsprechende Vergütung seiner Mühewaltungen rechnete. Gegenüber den heute üblichen „Gründervortheilen" wird Niemand die Ansprüche des Ehrenmannes übertrieben finden. List verlangte: „Ersatz des von ihm gemachten Aufwandes bis zur Konstituirung der Gesellschaft, dann als Entschädigung mindestens 2% der zu begebenden Aktien nach Vollendung der Bahn noch al pari zeichnen zu dürfen, endlich eine seiner Befähigung angemessene Anstellung bei der Direktion der Gesellschaft". Diese Bedingungen erschienen aus dem Grunde schon nicht unbillig, als List wahrscheinlich Jahre lang arbeiten und einen guten Theil seines Vermögens zusetzen mußte, ehe die Bahn vollendet sein konnte, ja, wenn die Sache scheitern sollte, seine Zeit, Mühe und sein Vermögen ganz umsonst aufgewandt haben würde. Oeffentlich mochte List mit seinen Ansprüchen nicht auftreten, doch einzelne einflußreiche Männer Leipzigs, denen er seine Forderung mittheilte, erklärten ihm Ende 1833, sie fänden dieselben ganz den Verhältnissen gemäß. Ja es ward gegen ihn von mehreren Seiten die ausdrückliche Versicherung ausgesprochen, es könne den Betheiligten, meist Handelsherren, denen es an Zeit fehle, sich mit anderen Geschäften abzugeben, nur erwünscht sein, wenn List sich ausschließlich der in Gang gebrachten Sache widme, zumal man seine Erfahrung in Eisenbahnsachen gar nicht entbehren könne. Solchen Worten schenkte List Glauben. Doch schon als man die auf ihn gefallene Wahl als Comitémitglied als unvereinbar mit seiner Eigenschaft als Ausländer erklärte, tauchte in ihm die Besorgniß auf, man möge ihn, wenn man seiner nicht länger bedürfe, bei Seite schieben, und als er nachher doch von dem Comité als Mitglied herangezogen ward, nahm er die

damit verbundenen Lasten unter ausdrücklichen Bedingungen auf sich. Hierauf entgegnete ihm ein angesehener Mann: „Die Leipziger werden als Ehrenmänner handeln, nicht als Yankees". Auf diesen energischen Ausspruch hin beruhigte sich List und widmete einen guten Theil seiner Zeit und Thätigkeit der Gesellschaft der Leipzig-Dresdener Eisenbahn in der festen Zuversicht, daß hierdurch seine eigne Zukunft sicher gestellt sei. Wie sehr täuschte er sich darin!

Bald zeigte es sich, daß die Leipziger Herren keineswegs die Absicht hegten, sich der Führung List's anzuvertrauen. Sie suchten ihn vielmehr immer mehr bei Seite zu schieben; in dem Comité wurde ihm wie einer untergeordneten Persönlichkeit begegnet, ja da er von maßgebender Seite geflissentlich ignorirt wurde, durfte ein Ausschußmitglied es wagen, ihm bei einer längeren Auseinandersetzung mit den Worten in die Rede zu fallen: „Ich glaube nicht, daß Sie die Sache verstehen." „Man fand es unerträglich," schreibt List, „daß ein Schwabe, der ohne allen Beruf ins Land gekommen und offenbar nur oberflächliche Kenntnisse über die Sache besitze, sich selbst mehr zutraue, als den Koryphäen des Leipziger Handelsstandes." Und nachdem er zwei Jahre lang unausgesetzt für das Unternehmen thätig gewesen war, mußte er in der ersten Generalversammlung der Aktionäre, am 5. Juni 1835, die Kränkung erleben, durch das Pochen der Versammlung in seiner Rede unterbrochen und zum Schweigen gebracht zu werden. Schließlich sollte er mit einem „Ehrengeschenk von 2000 Thalern" abgefunden werden, er aber verlangte nicht nur Ersatz der aufgewendeten Kosten, sondern er bestand auf einer Belohnung und Stellung, die mit der Rentabilität und Bedeutung des Unternehmens in Einklang stehe. Mit der Versicherung, „daß man die von ihm erwiesenen Dienste, als persönlich erwiesene, in treuem, dankbarem Gedächtniß bewahren werde", konnte er seine Familie weder versorgt, noch sich selbst nur irgendwie befriedigt ansehen. Vergeblich waren indessen seine gemessenen und ausführlichen Auseinandersetzungen. Das Resultat aller hierüber geführten unerquicklichen Korrespondenz bestand darin, daß der „Plänemacher" froh sein durfte, durch eine Entschädigung von zweimal 2000 Thalern für Mühe und Zeitaufwand einigermaßen sich abgelohnt zu sehen. Seinen dargebrachten Ideenreichthum wußte Niemand zu schätzen.

So war der treffliche Mann wiederum um eine bittere Täuschung reicher geworden. Solchen Erfahrungen gegenüber gereicht es diesem Wackern zum höchsten Ruhme, daß er trotz aller Widerwärtigkeiten während der letzten vier Jahre seinem Vaterlande doch nicht den Rücken wandte. Allerdings dachte er eine Zeit lang ernstlich daran, Deutschland für immer Lebewohl zu sagen, um jenseits des Atlantischen Ozeans zu arbeiten und zu wirken — und als reicher und angesehener Mann zu sterben. Seine ausdauernde Vaterlandsliebe und der heiße Wunsch, seine Kenntnisse und Erfahrungen der Wohlfahrt des Vaterlandes zu weihen, hielten ihn ab, Deutschland zu verlassen. Schmählich genug hat man erst nach seinem Tode eingesehen, wie viel seinem unermüdlichen Schaffensdrang zu danken war.

Allerdings erfreute sich List noch des großen Triumphs, das schlummernde Interesse für die Eisenbahnen erwachen und diese seine Herzenssache überall mit Eifer und Erfolg aufgegriffen zu sehen. Wohl zögerten die bedächtigen Regierungen noch, die hochwichtige Angelegenheit zu der ihrigen zu machen, um so mehr

rührten sich jedoch die Staatsbürger. In Elberfeld, Köln, Aachen, Magdeburg, Hannover, Hamburg, Bremen, Frankfurt, in Baden, Württemberg und Bayern begann man mit Vorbereitungen zum Eisenbahnbau, und so kam List's großartige Idee eines deutschen Eisenbahnsystems, die man als Chimäre verlacht hatte, ihrer Verwirklichung immer näher.

Der betrübende Ausgang seiner Betheiligung an der Gründung der Leipzig-Dresdener Schienenstraße hielt unsern List keineswegs ab, dem Eisenbahnwesen, das er für eine nationale Sache erklärte, seine Aufmerksamkeit auch fernerhin zuzuwenden. Schon Ende 1835 hatte er das „Eisenbahnjournal oder Nationalmagazin für neue Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte in Handel und Gewerbe, in der Land- und Hauswirthschaft, in öffentlichen Unternehmungen und Anstalten, sowie für Statistik, Nationalökonomie und Finanzwesen" gegründet. Er plädirte in dieser nützlichen Zeitschrift, die auch vom Publikum sehr günstig aufgenommen ward, sowie vermittelst anderer Mittel der Publizistik dafür, daß sorgfältige Erhebungen über Preise und Beschaffung von Holz, Eisen, Steinen und sonstigem zum Eisenbahnbau gehörigen Material, sodann von Dampfmaschinen und Waggons, wie überhaupt in Rücksicht auf neue Erfindungen und Betriebsweisen angestellt werden möchten, vornehmlich aber betonte er mehrfach die Nothwendigkeit einer Expropriations-Gesetzgebung. Doch auch bei diesem Unternehmen verfolgte ihn sein Unstern. In dem Augenblick, wo ihm die Aussicht winkte, die dafür gebrachten Opfer in Bälde reichlich wieder eingebracht zu sehen, gefiel es der Staatskanzlei zu Wien, das „National-Magazin" im Jahr 1837 im ganzen österreichischen Staate, wo es die meisten Abonnenten zählte, zu verbieten. Damit war das Todesurtheil über das Blatt gesprochen, was List um so schmerzlicher empfand, weil er zu dem Glauben Grund hatte, daß die österreichische Regierung in diesem Falle nichts weiter als das Werkzeug seiner persönlichen Feinde im Königreiche Württemberg gewesen sei. Dieselben unversöhnlichen Widersacher hatten auch so lange in Dresden geschürt, bis die sächsische Regierung zu der unerwarteten Erklärung gelangte, sie vermöge Fr. List nicht als nordamerikanischen Konsul anzuerkennen, was ihn tief verletzte, wiewol ein Gehalt mit dieser Stellung nicht verbunden war.

Erfolglos erwies sich ein von List persönlich in Stuttgart gemachter Versuch, sich in seinem engeren Vaterlande zu rehabilitiren. Allerdings sah er sich, als er im Jahre 1836 die schwäbische Königsstadt besuchte, von vielen Seiten in ausgezeichneter Weise, ja von den Ministern und höhern Beamten selbst durchaus freundlich aufgenommen; am Hofe jedoch, vornehmlich beim König Wilhelm, waltete fort und fort die alte Unversöhnlichkeit, was sich recht deutlich in der Antwort der Stadtdirektion in Stuttgart auf seine Bitte um bürgerliche Rehabilitirung kundgab, denn dieselbe lautete: Seinem Ansuchen könne nicht entsprochen werden, weil der König verfügt habe, „List solle als Ausländer behandelt werden, dem der Aufenthalt im Königreich nur auf Wohlverhalten zu gestatten sei."

List konnte unter den geschilderten Umständen nicht wünschen, seinen dauernden Aufenthalt in seinem Geburtslande zu nehmen, ebenso wenig mochte er aber in Leipzig, wo ihm so viel Kränkungen zu Theil geworden, auf die Dauer verweilen.

5.

Nachdem List seine Arbeiten in Betreff einer Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig, Magdeburg, Berlin und Hamburg zum Abschluß gebracht, reiste er Ende 1837 über Brüssel nach Paris, wo er innerlich zu genesen hoffte. In Brüssel sah er sich von König Leopold ehrenvoll empfangen. Der durchdringende Verstand dieses trefflichen Fürsten erkannte den Werth eines Mannes wie List und gab ein lebhaftes Interesse und Verständniß für dessen schöpferische Ideen kund. Er versprach ihm Zutritt bei König Louis Philipp zu verschaffen, was er auch wirklich that. Infolge der von Brüssel mitgebrachten Empfehlungen erfreute sich List zu Paris der entgegenkommendsten Aufnahme von Seiten des Königs und dessen Ministern. Auch in der französischen Hauptstadt arbeitete List an der großen Aufgabe seines Lebens, indem er, von verschiedenen einflußreichen Staatsmännern dazu aufgefordert, einen Entwurf zur Ausführung eines Eisenbahnsystems für Frankreich ausarbeitete. Doch auch hier wollte ihm nach dieser Richtung hin sein Weizen nicht erblühen. Alles tiefere Interesse für eine Organisation des Verkehrswesens ging zuletzt im wirren Spiel parlamentarischer Kämpfe und Intriguen unter, und die Sorge um Fundamentirung der neuen Dynastie ließ am Hofe alles Uebrige in den Hintergrund treten. Doch fand sich Gelegenheit zu anderweitiger Thätigkeit. Zuvörderst beschäftigte List die Beantwortung zweier von der Akademie gestellten nationalökonomischen Preisfragen. In weniger als sechs Wochen hatte er, obwol fast alles Materials entblößt, zwei stattliche Bände fertig gebracht. Um 2 Uhr des Morgens befand er sich schon in voller Thätigkeit, und in derselben ließ er sich oft bis 6 oder 7 Uhr des Abends nicht unterbrechen, in der Zwischenzeit kaum etwas Nahrung zu sich nehmend. Seiner Arbeit wurde allerdings der ausgesetzte Preis nicht zuerkannt, was gar nicht zu erwarten stand, da die Preisrichter seine nationalökonomischen Ansichten nicht theilten, wohl aber ward ihr die Ehre zu Theil, daß sie unter den dreien hervorgehoben ward, die aus der Reihe der eingegangenen 27 Beantwortungen als ouvrages remarquables bezeichnet wurden. Der Hauptgewinn für List bestand jedoch darin, daß er durch diese Beschäftigung wieder zu seinen wissenschaftlichen, vornehmlich seinen nationalökonomischen Studien hingeleitet wurde, die von Ende 1837 bis in den Sommer 1840 seine Hauptbeschäftigung bildeten. Während dieser Periode sandte er der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg, deren langjähriger Mitarbeiter er war, politische Korrespondenzen und kürzere Berichte, darunter im März 1839 mehrere wichtige Artikel, wie u. A. „die englische Kornbill und das deutsche Schutzsystem“, worin er die Gründe aufzählte, welche in England für eine Aufhebung der Korngesetze sprächen, sowie die Folgerungen zog, die sich daraus für ein deutsches Schutzsystem ergaben. Er suchte darin den Beweis zu führen, daß Englands Industrie die Aufhebung der Kornzölle gebieterisch verlange, während Deutschlands Industrie sich nur unter dem Einfluß der Schutzzölle entwickeln könne.

Anfangs hatte List nur seine Tochter Emilie mit nach Paris genommen, später ließ er auch seine Gattin mit den anderen Kindern nachkommen, in deren Mitte er ein beglückendes Familienleben führte, das indessen urplötzlich durch ein tragisches Ereigniß gestört wurde. Unter List's vier Kindern befand sich

nur ein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mann, dessen sehnlichster Wunsch dahin ging, sich dem Militärstande widmen zu dürfen. Der Vater, vielfach bestürmt, gab zuletzt dem Drängen nach. Der junge List trat bei einem Regimente der Fremdenlegion in Algerien in Dienst und gefiel sich dort ausnehmend. Mit einem Male blieben die Briefe von ihm aus — statt derselben langte die amtliche Nachricht an, der junge Kriegsmann sei dem Typhusfieber erlegen. List hat sich von dem furchtbaren Schlage, den dieser Verlust ihm versetzte, nie wieder völlig erholt. Dieser Todesfall trug dazu bei, der Familie den Aufenthalt in Frankreich zu verleiden, und so kehrte List infolge dessen nach Deutschland zurück. Thiers hatte ihm noch 1840 eine Anstellung im französischen Staatsdienste angeboten. Unser deutscher Patriot schlug jedoch die Offerte aus, weil er befürchtete, man möchte sich seiner gegen sein eignes Vaterland bedienen. Es war zur Zeit, als man sang und jubelte:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.

und es gab damals Augenblicke, wo der Krieg näher stand, als der Frieden.

Zunächst begab sich List wieder nach Leipzig, um seine Beziehungen zum „Staatslexikon" definitiv zu ordnen. Unterwegs erfuhr er von den Besorgnissen der thüringischen Fürstenthümer wegen der Richtung der Eisenbahn, die von Leipzig über Halle und Kassel nach Frankfurt erbaut werden sollte, während doch die bisherige Handelsstraße zwischen Frankfurt und Leipzig durch die thüringischen Fürstenthümer führte. List entschloß sich sofort, der für die mitteldeutschen Herzogthümer so verderblichen Richtung entgegen zu arbeiten, was er im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" in einer Reihe klar und lichtvoll geschriebener Aufsätze that, die er mit dem vormals so klangvollen Namen „Justus Möser" unterzeichnete. In denselben hob er die kommerziellen, technischen, finanziellen und strategischen Gründe hervor, welche gegen die Verlegung der bisherigen Handelsstraße sprachen. Im August und September erörterte List in einer anderen Reihe von Artikeln, die er ebenfalls „Justus Möser" unterzeichnete, denselben Gegenstand in der „Allgemeinen Zeitung", wobei er nicht unterließ, die Verbindung der bayerischen mit der thüringisch-sächsischen Linie zu erörtern. Es gelang ihm und Gleichgesinnten, die öffentliche Meinung zu Gunsten jener Anschauungen zu stimmen und das schwierige Werk, die betheiligten kleinen Staaten und deren vielköpfige Regierungen zur Thätigkeit für ein so umfassendes Unternehmen anzuspornen, schritt glücklich voran.

Indessen begnügte er sich keineswegs damit, vermittelst der Tagespresse die öffentliche Meinung für das Unternehmen zu gewinnen, sondern er übernahm auch das schwierige Geschäft, die verschiedenen thüringischen Höfe zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen in der Sache zu bestimmen. List fand hierbei ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der Herzöge von Koburg und Meiningen, nicht minder eine höchst schmeichelhafte Aufnahme in der Familie des Großherzogs von Sachsen-Weimar. Ebenso ward ihm in Gotha, Weimar und Jena durch die Bürgerschaft ein ausgezeichneter Empfang zu Theil, und in Gotha sagte der Herzog zu einer Deputation, die ihm Dank sagte für den kundgegebenen Eifer in der Eisenbahnangelegenheit: „Meine Herren, wenn wir Alle in dieser Sache klar sehen, so haben wir es Einem Manne zu verdanken; das ist

der Herr Konsul List, der früher für sein patriotisches Wirken mit Undank belohnt worden ist, und dadurch gleichwol nicht abgeschreckt, zu uns kam, um uns seine Zeit und Kräfte zu widmen, uns über unsere Interessen aufzuklären."

Die Universität Jena gab List ebenfalls ein glänzendes Anerkenntniß seiner Wirksamkeit. Die juristische Fakultät derselben ertheilte ihm nämlich honoris causa im Novbr. 1840 „wegen seiner Verdienste um die Sache des deutschen Handelsvereins und des deutschen Eisenbahnsystems" die juristische Doktorwürde.

Kann man sich unter solchen Verhältnissen wohl wundern, wenn List eine Zeit lang die Hoffnung hegte, hier einer den geleisteten Diensten entsprechenden Stellung entgegensehen zu dürfen, wenn er sich gern für immer an Weimar gefesselt gesehen hätte, wo sich seine Angehörigen kurz zuvor wieder mit ihm zusammengefunden? Doch sah er sich auch hier in seinen Erwartungen ebenso grausam getäuscht wie vormals in Leipzig. Obwol man ihm wiederholt versicherte, er habe die drei Herzogthümer Meiningen, Weimar und Gotha „aus einer tödtlichen Gefahr gerettet", so glaubte man ihn in echt kleinstaatlicher Auffassung für seine vielfachen Anstrengungen durch ein Geldgeschenk hinlänglich belohnt, über welches List sich später scherzend dahin äußerte: jedes der „geretteten drei Herzogthümer" habe dadurch zu erkennen gegeben, daß seine Errettung 33⅓ Louisdor werth gewesen sei."

Trotz alledem ermüdete List nicht, für die zweite Lebensaufgabe — ein großes deutsches Eisenbahnnetz ins Leben zu rufen — rüstig fortzuarbeiten. Um dies um so besser zu vermögen, nahm er seinen Wohnsitz in Augsburg, wo die „Allgemeine Zeitung", deren Redakteur Kolb sein Freund war, ihm zur Verfügung stand, in der er fortwährend auf denselben Gegenstand in trefflichen Artikeln — Justus Möser unterzeichnet — zurückkam und die Nothwendigkeit eines raschen Ausbaues dieses Netzes nachwies. List hat in dieser Beziehung Großes für Deutschland geleistet. Man darf kühnlich behaupten: das Eisenbahnnetz, dessen sich unser Vaterland erfreut, ist wesentlich sein Werk.

In Augsburg vollendete er auch ein epochemachendes Buch, das von ihm bereits in Paris begonnene „Nationale System der politischen Oekonomie", sein literarisches Hauptwerk, dessen erster Band im Mai 1841 im Buchhandel erschien. Die erste Auflage desselben war nach vier Monaten bereits vergriffen, so nachhaltig zeigte sich in matter Zeit die Sensation, welche das Buch erregte. Er hatte demselben das Motto vorangestellt: „et la patrie et l'humanité", und darin die Quintessenz der Gründe zu seiner vieljährigen Bekämpfung der Hauptlehren von Adam Smith sowie der Freihandelsschule zusammengefaßt. Man findet darin in systematischer Anordnung den Ideengang, der ihm bei seiner Thätigkeit für den Handelsverein, seinem Wirken in Amerika und seit den letzten zehn Jahren bei seinen nationalökonomischen Arbeiten in Deutschland zur Richtschnur gedient hatte. Mit stolzem Selbstgefühl rühmt der Verfasser von sich, daß er populär geschrieben habe. „Sollen in Deutschland," sagt er, „die Nationalinteressen durch die Theorie der politischen Oekonomie gefördert werden, so muß diese aus den Studirstuben der Gelehrten, von den Kathedern der Professoren, aus den Kabinetten der hohen Staatsbeamten in die Comptoire der Fabrikanten, der Großhändler, der Schiffsrheder, der Kapitalisten und Bankiers, in die Bureaus

aller öffentlichen Beamten und Sachwalter, in die Wohnungen der Gutsbesitzer, vorzugsweise aber in die Kammern der Landstände herabsteigen, mit einem Worte, sie muß zum Gemeingute aller Gebildeten in der Nation werden."

Adam Smith und seine Schule stellen, nach List's Ansicht, nur eine Theorie der Tauschwerthe auf, während er eine Theorie der produktiven Kräfte zu entwickeln suche. List, welcher Adam Smith nicht immer so feindlich gegenüber gestanden, ging in seinem Eifer gegen den großen englischen Volkswirthschaftslehrer soweit, zu erklären, daß, insofern nicht jede Vermehrung der Handelsthätigkeit und beziehentlich des Austausches mit einer andern Nation, den Reichthum und die Hülfsmittel beider vermehre, Adam Smith nur die Idee des Weltverkehrs und der Handelsfreiheit erfunden habe, um die Engländer auf Kosten der übrigen Nationen zu bereichern. Zu dieser Schwarzseherei trieb ihn die Besorgniß, daß die kaum aufgeblühten Fabriken des Zollverbandes dem Andrang der englischen Konkurrenz bei Ermäßigung des Eingangszolles sich nicht gewachsen zeigen möchten. In diesem Sinne verlangt List in seinem Buche „Schutz, nichts als Schutz, für die Arbeit gegen die Konkurrenz des weiter vorgeschrittenen Auslandes". Indem er solchermaßen für das Schutzsystem und gegen den Freihandel entschieden Partei ergriff, erklärte er jedoch, daß ihm die Beschränkung nur Mittel sei, die Freiheit aber als endliches Ziel vorschwebe. Er meinte, der Freihandel fasse zu ausschließlich die Forderungen der Zukunft, ja der entferntesten Zukunft ins Auge, er ignorire das Prinzip der Erziehung der Nation zur Selbständigkeit. Er dagegen betrachtet die nationalökonomischen Lehren zunächst vom Standpunkt der Erhaltung, Ausbildung und Vervollkommnung der Nationalität. Deshalb bezeichnet er die Theorien Adam Smith's als kosmopolitische Oekonomie, während er sein eignes System als Lehre von der politischen Oekonomie bezeichnet. — List's Hauptverdienst faßt Hildebrand in folgenden Worten zusammen: „List war," sagte er, „der erste deutsche Nationalökonom, welcher die Wissenschaft zur Sache des Volkes machte, dem tiefbegründeten Drange der Zeit nach nationaler Unabhängigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete Ausdruck verlieh, nationalökonomische Volksinteressen und Volksparteien schuf und der gesammten Industrie Deutschlands ein gemeinsames Streben für einen großen Nationalzweck einflößte."

Kurz nachher bot sich ihm eine neue Gelegenheit, für die deutsche Industrie in die Schranken zu treten und deren Interessen in der Tagespresse zu verfechten. Das englische Ministerium hatte den ausgezeichneten Nationalökonom Dr. Bowring nach Deutschland gesandt, um die Verhältnisse innerhalb des Zollvereingebietes zu erforschen und natürlich bei der Gelegenheit für das englische Handelsinteresse zu wirken. List erkannte ganz richtig, daß Dr. Bowring's Mission dahinging, die deutschen Regierungen und ihre Betheiligten durch die in Aussicht gestellten Zugeständnisse in Betreff der Zulassung von Getreide und Holz zu bestimmen, die deutschen Märkte den englischen Manufakturen zugängiger zu machen. Da er damals die deutsche Industrie noch nicht in dem Grade vorangeschritten hielt, um ohne Schutzzoll die englische Konkurrenz ertragen zu können, so warnte List vor der drohenden Gefahr. „Die englische Freihandelslehre", meinte er bitter, „sei ein Artikel, der nur zur Ausfuhr, nicht zur innern Konsumtion bestimmt sei," Worte, deren Wahrheit sich damals noch aus dem englischen Zolltarife nachweisen ließ.

In Augsburg hatte List der Hoffnung Raum gegeben, bei einer der in Bayern zu erbauenden Eisenbahnen eine feste Anstellung zu erhalten, doch auch sie ging gleich den früheren Erwartungen nicht in Erfüllung. Nun dachte List ernstlicher daran, sein „System der politischen Oekonomie“ wirksam ins Leben überzuleiten und zu diesem Behufe eine besondere Zeitschrift für die Politik des Zollschutzes herauszugeben. Auf der Reise nach Stuttgart, wohin er sich begeben, um mit Joh. Georg von Cotta diesen Plan zu besprechen, begegnete ihm in Kannstadt das Unglück, ein Bein zu brechen und er mußte nun behufs Vollendung der Kur Wildbad besuchen. Hier drang ihm das unwahre Gerücht zu Ohren, daß er zum Ritter des bayerischen Kronenordens ernannt sei. „Kein Unglück“, rief er aus, „kommt allein; im Mai habe ich erst den Fuß gebrochen, und jetzt werde ich gar zum bayerischen Ritter geschlagen.“ In Stuttgart wurde List mit Ehren überhäuft; ja selbst der König ertheilte ihm mehrere Audienzen, er unterhielt sich mit ihm über den Bau der Landeseisenbahnen, und eine Zeit lang schien selbst an ein Zurücktreten List's in den württembergischen Staatsdienst denkbar. Auch erhielt er vom Kriminalamte die Eröffnung, daß infolge der bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum erlassenen Amnestie auch seine bürgerliche Ehre wieder hergestellt sei. Am Rande des Dekrets machte List die Bemerkung: „Für Wiederherstellung meiner bürgerlichen Ehre am 8. Oktober 1841 zwei Kreuzer an das königliche Kriminalamt bezahlt.“ — Sein Wunsch, im württembergschen Staatsdienst eine Verwendung finden zu können, verwirklichte sich nicht, die sehnlichst erhoffte Genugthuung blieb demnach aus. Dagegen wurde ihm von Köln aus eine Stellung als Hauptredakteur der „Rheinischen Zeitung“ angeboten. Er lehnte jedoch ab, weil er seine ganze Kraft dem eignen literarischen Unternehmen zu widmen gedachte. Am 1. Januar 1843 erschien die erste Nummer von seinem „Zollvereinsblatt“. Damit begann List eine neue Wirksamkeit im Interesse der deutschen Industrie und der Erweiterung des Zollvereins durch Eintritt von Hannover und Oldenburg, sowie der Hansastädte. In den ersten Nummern vertheidigte er energisch die am Schlusse seines „Nationalen Systems“ aufgestellten Forderungen der Bildung einer deutschen Marine, die Annahme einer deutschen Flagge und die Kreirung deutscher Handelskonsulate, Einrichtungen, deren wir uns gegenwärtig nach fünfundzwanzigjährigen Kämpfen erfreuen. Damals jedoch erklärte man dergleichen Forderungen für nicht zeitgemäß, für verfrüht, ja sie wurden wol gar als Phantome verlacht. Vergebens wies List nach, wie eng die nationale und ökonomische Blüte Deutschlands mit dem Aufschwung der seefahrenden Kräfte verknüpft sei. „In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder,“ schrieb List, „erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrath vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist. Das Salzwasser ist für die Nationen eine längst erprobte Panacee; es vertreibt in ihnen die Titellust, die Blähungen aller den gesunden Menschenverstand verzehrenden Stubenphilosophie, die Lähmungen der Papierwirthschaft, die Verstopfungen der gelehrten Pedanterie und heilt Stubenversessenheit und Grillenfängerei aus dem Grunde.“

So durchdrang List jede Frage, welche die Interessen Deutschlands berührte, mit der Lauge seines Geistes, und er entwickelte in der Vertretung der deutschen Interessen eine Thätigkeit und Energie, wie sie wenigen Menschen gegeben sind. Damals ward List als eine Autorität angesehen, an die man sich von allen Seiten wandte, wenn es die Ausführung eines großen vaterländischen Unternehmens galt. So baten ihn die Bewohner der Pfalz, sich der Ludwigshafen-Berbacher Eisenbahn energisch anzunehmen; aus Mittelfranken ward ihm ein Plan behufs besserer Leitung des Auswanderungswesens vorgelegt und die Fürsprache nach dieser Richtung erbeten. Daß es einem solchen Manne nicht an erbitterten Feinden fehlte, die selbst zur Verleumdung griffen, um ihn zu Grunde zu richten, darf nicht Wunder nehmen; dergleichen haben zu allen Zeiten die bedeutendsten Menschen über sich ergehen lassen müssen. List's Leben wurde nur zu oft dadurch verbittert, daß er sich genöthigt sah, gegen grundlose Verdächtigungen sich zu schützen. Doch dies Alles hielt ihn nicht ab, seine Wirksamkeit für die Interessen der vaterländischen Industrie fortzusetzen. Noch im Jahre 1844 bot sich ihm Gelegenheit, dem Zollverein einen großen Dienst zu leisten. Als Preußen gerade im Begriff war, mit Belgien über den Abschluß eines Handelsvertrags zu unterhandeln, dessen Nothwendigkeit und Nutzen List in seinem Zollvereinsblatte wiederholt dargethan hatte, kam List auf einer Reise durch Belgien in dem Augenblicke in Brüssel an, als der Notenwechsel zwischen den betheiligten Ministern in einen sehr verbitterten Ton umgeschlagen war. List begab sich sofort zu dem belgischen Minister Nothomb und legte demselben den Entwurf eines Handelsvertrags vor, der just auf denselben Grundlagen beruhte, welche bald nachher durch den Septembervertrag sanktionirt worden sind. Nothomb ging bereitwillig auf List's Gedanken ein, auch auf Seite der preußischen Unterhändler zeigte sich dasselbe Entgegenkommen, und so wurde der Vertrag vom 1. September 1844 abgeschlossen, der sich gleich günstig für den Zollverein wie für Belgien herausstellte. Dieses Zustandekommen verursachte List große Freude, denn er durfte sich das Zeugniß ausstellen, daß ihm ein sehr wesentlicher Antheil an dem Abschluß jenes Vertrags zugesprochen werden müsse. Die Genugthuung, welche er darüber empfand, reichte aber nicht aus, sein Mißtrauen gegen die preußische Bureaukratie zu überwinden. „Es ist ein Unglück in Preußen," sagte er, „daß sie, wenn sie etwas Gutes machen, immer vor den Folgen zurückscheuen und sich vor ihrer eigenen Macht am meisten fürchten."

List sah in dem Zollverein nur die Uebergangsform zur politischen Einheit Deutschlands. Darum suchte er so nachdrücklich darauf hinzuwirken, daß auch schon diese Uebergangsform die parlamentarisch-repräsentative Gestalt erhalte, welche er für ganz Deutschland wünschte; darum schrieb er nach jedem vergeblichen Zollkongreß das Scheitern aller Hoffnungen auf Rechnung der ganzen Einrichtung der Vereinsverwaltung.

Im Herbst desselben Jahres befand sich der unermüdliche Patriot zu einer Zeit in München, als eben daselbst eine Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe stattfand. In vielen Köpfen spuckte damals die aus England importirte Idee, daß sich die Interessen des Ackerbaues und jene der Industrie feindlich gegenüber ständen. List benutzte diese Gelegenheit, in jener Versammlung über

diesen Gegenstand sich auszusprechen. In seiner Rede wies er nach, wie sehr der Ackerbau durch eine blühende Industrie gewinne und diese wiederum durch Hebung der Landwirthschaft. Um diese Wahrheit noch allgemeiner zu verbreiten, schrieb er eine Reihe gediegener Artikel für die „Allg. Zeitung" unter der Ueberschrift: „Ueber die Beziehungen der Landwirthschaft zur Industrie und zum Handel".

In demselben Jahre sehen wir den unermüdlichen Agitator seine handelspolitischen Anschauungen in Wien und Pest persönlich vertreten. Es galt vornehmlich auch hier, dem Eisenbahnwesen Bahn zu brechen und beziehentlich dafür zu wirken, daß dasselbe von einem höhern Gesichtspunkt aus betrachtet würde, namentlich für Herstellung der hochwichtigen Linie zwischen der Donau und dem Oberrhein zu wirken. Dem damals auf der Höhe seines Rufes stehenden Manne ward von allen Seiten eine Aufnahme zu Theil, von welcher er nur mit Befriedigung sprechen konnte. In Pest, wo List in den ersten Novembertagen ankam, öffnete er den verschiedenen Meinungen und Interessen das Ohr und ward solchermaßen der gemeinschaftliche Rathgeber aller Parteien. List verweilte bis in den Sommer 1845 in Oesterreich. Was er geschaut und erfahren, das legte er in einer Denkschrift nieder, welche er dem Staatskanzler Fürsten Metternich überreichte. In derselben legte er besonderes Gewicht auf die volkswirthschaftlichen Reformen, welche er für Ungarn und Oesterreich als im höchsten Grade wünschenswerth erachtete.

So bildete List trotz mancherlei Mißerfolge über ein Jahrzehnt den Mittelpunkt aller nationalökonomischen Bewegungen Deutschlands, und vertrauensvoll bediente man sich seiner langjährigen Erfahrungen hinsichtlich derjenigen Fragen, welche in Bezug auf Industrie, Eisenbahn- und Transportwesen von ihm gewissermaßen zuerst auf die Tagesordnung gebracht worden waren. Trotz aller Achtung und Anerkennung, die ihm so vielfach entgegengebracht wurden, vermißte List jedoch schmerzlich die allgemeinere Zustimmung für seine Wirksamkeit, sowie den sicheren Rückhalt, welchen eine Anstellung im Staatsdienste oder eine Verwendung im Eisenbahnwesen gewährt hätte. Auch ward er immer empfindlicher gegen die Angriffe meist im Geheimen agitirender Widersacher. Erst im Juli 1845 übernahm er die Redaktion des „Zollvereinsblattes" wieder, die während seiner Abwesenheit durch Tögel geführt worden war. In diesem Jahre drängte sich wiederum manches Erfreuliche, aber auch viel Unerfreuliches zusammen. Der böhmische Spinnverein sandte List als Anerkennung für seine Wirksamkeit in Bezug auf die Interessen der Industrie eine Dankadresse und ein Probestück böhmischen Kunstfleißes als Ehrengeschenk. Auf dem Kongresse deutscher Gewerbtreibender, der zur Michaelismesse in Leipzig gehalten wurde, beantragte am Schlusse der Vorsitzende, von der Pflicht der Dankbarkeit bedrängt, man möge dem Dr. Friedrich List, welcher sich seit Jahren mit solcher Aufopferung der Förderung der Interessen der vaterländischen Industrie hingegeben und durch keinerlei Anfechtung und Verfolgung in solchem Streben habe beirren lassen, einen öffentlichen Dank aussprechen und den Ausschuß beauftragen, eine Adresse an denselben zu entwerfen, die ihm später mit einem Ehrengeschenke übergeben werden solle. — Ein rheinischer Industrieller (Lossen auf der Concordiahütte bei Koblenz) regte bei den Eisenwerkbesitzern am Rhein den

Gedanken an, durch ein Ehrengeschenk von wenigstens 1000 Thlr. den Mann zu ehren, dessen kräftiger Einwirkung man die fortschreitende Umgestaltung der öffentlichen Meinung über den hohen Werth der vaterländischen Industrie verdanke. Im Oktober 1845 empfing List dies Ehrengeschenk.

Das waren Lichtpunkte in dem Leben des verdienten Mannes. Aber das Gefühl der Befriedigung hielt nicht lange vor. List's körperliche und geistige Gesundheit war im Schwinden. Peinigende, unheimliche Sorgen beschlichen den sonst so kräftigen Mann, wenn er seine Schaffenslust von damals mit der früheren verglich, und wie ein Alp lagerte der Gedanke auf Geist und Seele, daß seine Arbeitskraft immer mehr versieche und damit die Mittel zu einer unabhängigen Existenz aufhören könnten.

6.

Im Jahre 1845 suchte List seine wankende Gesundheit durch eine Badereise nach Rippoldsau zu kräftigen. Aber Luftveränderung und Bäder können den nicht heilen, dem es an der frischen Luft des geistigen Gedeihens gebricht, der sich nach dem stärkenden Bade der Anerkennung für sein Wirken sehnt. Die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit und die Angriffe seiner Gegner kränkten ihn ungemein und verbitterten sein ganzes Dasein. Nicht die Dankadresse des Kongresses deutscher Gewerbtreibender in Leipzig, noch die Ehrengabe seitens der rheinischen Eisenwerkbesitzer vermochten dem so vielfach Geprüften die freie und ungetrübte Gemüthsstimmung wiederzugeben oder seine Sorge um die Zukunft zu verscheuchen. „Als ich im Jahre 1818," schrieb er an die rheinischen Eisenwerkbesitzer, „an die Spitze des damaligen Handelsvereins trat, aus welchem nachmals der Zollverein erwuchs, war ich ein Mann von schönem Vermögen, war außerdem im Besitze eines Staatsamtes, das mir nicht nur ein reichliches Einkommen, sondern auch eine bedeutende Carrière im Staatsdienste sicherte. Mein Bestreben für die deutsche Industrie hatte nicht nur den Verlust eines großen Theiles meines Vermögens, sondern auch den meines Amtes und meiner Carrière, ja zuletzt den meines Vaterlandes zur Folge. — Als ich im Jahr 1831 aus Amerika zurückkam, hatte ich mir wieder ein unabhängiges Vermögen erworben. Durch mein Bestreben, den Eisenbahnbau und eine nationale Handelspolitik emporzubringen, glaubte ich mich um mein Vaterland verdient zu machen und mich wenigstens bei meinem Vermögen erhalten zu können. Mein Lohn aber war Verfolgung und der Verlust eines großen Theiles meines Vermögens. — Jetzt den Sechzigen nahe und von körperlichen Uebeln heimgesucht, sehe ich nur mit Besorgniß in die Zukunft, ja ich traue mir nicht einmal mehr die Kraft zu, zum zweiten Male nach Nordamerika auszuwandern, wohin mich meine dortigen Freunde rufen und wo ich leicht in einigen Jahren mich wieder erholen könnte."

In solcher Stimmung und geistigen Gebrochenheit befand sich List, als in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" eine Reihe von Aufsätzen erschien, worin List's Antheil an der deutschen Handelseinigung theils ignorirt, theils herabgesetzt wurde. Er sollte nichts als das alte Merkantilsystem vorgebracht haben und sein nationales Schutzsystem erfuhr daher die heftigste Bekämpfung. Kaum waren diese Aufsätze erschienen, als ein literarischer Gevatter des Schreibers die Bedeutung

derselben ausposaunte und frech behauptete, daß List darin verdientermaßen gezüchtigt werde, denn sein literarisches Auftreten sei ein interessanter Beweis dafür, wie sehr Charlatanerie eine Zeit lang der großen Menge imponire. Schließlich wurde auf das Buch eines Gießener Professors, des Dr. Schmitthenner, hingewiesen, worin das „Nationale System", welches List für sein geistiges Eigenthum ausgegeben habe, längst entwickelt worden sei. „Diesen Anspruch auf Entdeckung", schloß der Schmähartikel, ... „kann man solchen mit der Geschichte der Wissenschaft unbekannten Leuten gönnen." So mußte unser schwer geprüfter Landsmann, dem heute eine preußische Zeitung vorwarf, er arbeite mit österreichischem Gelde, morgen ein Leipziger Blatt nachsagte, er stehe im Dienste der Ultramontanen, sich schließlich auch noch als literarischen Dieb brandmarken lassen. Und während List in banger Sorge um seine nächste Zukunft sich abhärmte, erklärten gar die alten Gegner unverblümt: Lists Agitation sei lediglich eine Sache persönlichen Interesses und veranlaßt von einigen Fabrikanten, in deren Dienst der Anwalt der deutschen Industrie stehe!

„Von allen Seiten Angriffe", rief der Tiefverletzte aus, „und nirgends eine Vertheidigung, und wenn ich dann selbst mich und meine Ehre vertheidige, so heißt es: der eingebildete Thor kann nur von sich selbst reden, er bringt nichts als Persönlichkeiten vor."

Diese ungerechten Beschuldigungen erschütterten den Geist des braven Mannes bis in seine Tiefen. Und weil dieselbe Schmähsucht und Verkennung viele Jahrzehnte hindurch nicht nachließ, sind sie endlich zum Nagel an List's Sarge geworden. Gegenüber solchen bitteren Erlebnissen ist's wahrlich kein Wunder, wenn sich List's von Natur ungestümes Wesen oft bis zur Schroffheit steigerte. Wiewol immer anregend, frisch und von eigenthümlicher Beweglichkeit, trat im Laufe der Jahre doch bei ihm nicht selten eine gewisse Art von Einseitigkeit hervor, von der sich diejenigen am wenigsten entfernt zu halten vermögen, welche am bittersten den Undank der Welt empfinden.

So begann das Jahr 1846. Seiner niedergedrückten Gemüthsverfassung wurde List durch ein Ereigniß von außerordentlicher Tragweite entrissen. Sir Robert Peel hatte im englischen Unterhause die Beseitigung der Kornzölle beantragt. Nach List's Ueberzeugung datirte sich vom Tage der Annahme dieses Gesetzes eine neue Aera in der Geschichte der praktischen Nationalökonomie des Inselreichs. Bei solch einem Umschwung, meinte er, sei keine Nation so nahe berührt, wie die deutsche, da kaum eine andere so wenig darauf vorbereitet sei, die ihr drohende Gefahr abzuwenden. Englands Arbeitern billiges Brot verschaffen, heiße soviel, als die englische Industrie zur Gebieterin des Weltverkehrs erheben. Die Sache schien ihm so wichtig, daß er beschloß, selbst nach England zu reisen, um an Ort und Stelle sich über die Folgen jener Maßregel zu vergewissern. Er kam gerade noch zu rechter Zeit, um am 26. Juni der Sitzung des Oberhauses, in welcher das Todesurtheil über die Korngesetze ausgesprochen, und ein paar Stunden später der Sitzung des Unterhauses beizuwohnen, in welcher die irische Zwangsbill verworfen und damit dem Ministerium Peel der Todesstoß versetzt wurde. Dr. Bowring, M' Gregor und Richard Cobden, deren Anschauungen List so entschieden bekämpft hatte, kamen ihm auf das freundlichste entgegen.

Das vielbewegte Leben in der englischen Metropole, die üppig blühende britische Industrie und der daraus hervorgegangene riesige Verkehr auf den zahlreichen Wasser- und Landstraßen, der ersichtliche Segen, der dem Lande aus den Eisenbahnen erwachsen war: Alles dies machte einen tiefen Eindruck auf List. Darüber vergaß er jedoch keineswegs die Interessen seines Vaterlandes, und ihn beschäftigte aufs lebhafteste der Gedanke einer Allianz zwischen Deutschland und Großbritannien, welche auf die freie und ungestörte Entwicklung der Kräfte beider Nationen zu gründen sei. List erkannte, daß England und Deutschland durch das Gewicht bestimmender Verhältnisse auf ein Bündniß unter sich hingewiesen seien; aber er ging dabei von der Voraussetzung aus, England werde sein wirkliches Interesse erkennen und zur ökonomischen und politischen Hebung Deutschlands nach Kräften beisteuern. So lange England gegen die Zolleinigung, gegen das gewerbliche, kommerzielle und maritime Aufkommen Deutschlands intriguire, opfere es untergeordneten Interessen, deren Beseitigung nicht einmal in seiner Macht liege, die höchsten politischen Zwecke, und sicher werde der Tag kommen, an dem es eine solche kurzsichtige Krämerpolitik bereue.

Der preußische Gesandte, Bunsen, dessen Bekanntschaft List in London gemacht, bestärkte ihn in dergleichen Gedankengängen und erachtete deren öffentliche Darlegung von praktischem Werth. Dies bestimmte List, eine Denkschrift niederzuschreiben, welche den Titel führte: „Ueber den Werth und die Bedeutung einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland.“ Diese Schrift machte List's politischer Einsicht und patriotischer Gesinnung gleich viel Ehre, doch sie fand weder in London, noch in Berlin Anklang. Ganz natürlich, denn List setzte Unmöglichkeiten voraus. Er forderte von England eine liberalere Handelspolitik gegen Deutschland, von Preußen dagegen die Initiative zur Erweckung des nationalen Geistes, sowie zur Begründung freier und volksthümlicher Institutionen. Diese Denkschrift ist List's letzte literarische That, gewissermaßen sein Vermächtniß, in welchem er die Summe seiner Anschauungen hinsichtlich der künftigen Gestaltung Deutschlands niederlegte.

Im Herbst kehrte List aus England zu den Seinigen nach Augsburg zurück, aber sehr verändert. Von jetzt an ließen ihn die Sorgen um seine und seiner Familie Zukunft keine ruhige Stunde mehr genießen; geistige Anstrengungen verschlimmerten diesen Zustand. Seine Freunde nahmen an ihm wahr, daß trübe Todesahnungen seine Seele erfüllten und wie das beängstigende Gefühl abnehmender Körperkraft gleich einen Bleigewicht auf seinem Geiste lastete. Das Mißlingen der Reise nach England, auf die er so große Hoffnungen gesetzt, hatte ihn aufs Neue und noch tiefer denn je niedergebeugt. Eine Reihe von Enttäuschungen, vielfach mißlungene Unternehmungen ließen ihn an dem Emporkommen seines „Zollvereinsblattes“, das ganz in seinen Besitz übergegangen war, verzweifeln. Seine furchtbaren Kopfleiden verließen ihn nicht mehr, die Spannkraft seines Willens, seine Freudigkeit und Laune waren dahin. Im Schlaf fand er keine Erquickung mehr; er durchwachte die Nächte und fand sich am Morgen abgespannt und müde. Er sah mit den Augen eines Geisteskranken der Zukunft entgegen, während er doch um die nächste Zeit ganz außer Sorgen sein konnte, da eine Anzahl Industrieller ihm die Summe von 6000 Gulden zur Verfügung gestellt hatten.

Doch die Gelder blieben bei dem Banquier unberührt liegen und wurden erst nach List's Tod seiner Familie als Eigenthum übergeben.

Da Reisen und Luftveränderung unter solchen Umständen oft einen günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, entschloß er sich im November zu einem Ausfluge nach München. Von Tegernsee schrieb er seiner Familie die letzten Zeilen, worin er meldete, er gehe nach Meran, die dortige milde Luft werde ihm wohlthun. Einige Tage später lief die erschütternde Nachricht seines Todes ein. Er hatte von Tegernsee den Weg nach Tirol eingeschlagen, war bis Schwaz gekommen, doch das schlechte Wetter der Jahreszeit hatte ihn bestimmt, nach Kufstein zurückzukehren. Hier hütete er mehrere Tage unter furchtbaren Qualen das Bett; am Morgen des 30. November verließ er das Gasthaus; es wurde Abend und Nacht, ohne daß er zurückgekommen. Der Wirth begab sich hierauf in das Zimmer seines Gastes, wo ihm sogleich ein auf dem Tische liegender Brief an List's Freund, den Dr. Kolb, Redakteur der „Allgem. Ztg." in Augsburg, in die Augen fiel. Aus diesem Schreiben ging zweifellos hervor, daß List, von Körper- und Seelenleiden gefoltert, den Tod gesucht habe. Sofort wurden Vorkehrungen getroffen, um den Vermißten aufzufinden; ein Dutzend Menschen wurden zu diesem Zwecke aufgeboten, und es gelang nach längerem Suchen, den Leichnam List's ganz in der Nähe der Stadt, wo er unter frisch gefallenem Schnee lag, zu ermitteln. Friedrich List hatte seinem Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende gesetzt. Die Sektion ergab, woraus die Verstimmung in seinen letzten Lebenstagen entsprungen war. In seinem Körper hatten sich große Fettmassen angesammelt, deren Druck die Verdauungsthätigkeit theilweise völlig unterbrochen hatte. Der Arzt in Kufstein versicherte, in dem tief zerrütteten Körper die stärksten Symptome jener Störung gefunden zu haben, der zuletzt die Freiheit eines starken Geistes und das heitere Gemüth eines ganzen Mannes erliegen mußte.

Der Ruf List's war den Bewohnern dieses einsamen Tiroler Städtchens nicht fremd geblieben, und unter ihnen sprach sich das herzlichste Mitgefühl über sein tragisches Ende aus. Der katholische Geistliche, die Beamten und Offiziere der Stadt, sowie eine große Volksmenge begleiteten die irdischen Ueberreste dieses deutschen Weltbürgers zu seiner letzten Ruhestätte; — er hat die Ruhe, welche seinem Leben fehlte, in der geweihten Erde des katholischen Gottesackers nach rastlosem Wirken und großen Enttäuschungen gefunden.

List's Tod, im Alter von 57 Jahren, die Frucht einer Reihe von Verfolgungen und Verkennungen, von Mißachtung und Undankbarkeit, welche sein patriotisches und gemeinnütziges Streben im Vaterlande fanden, mahnt daran, sich der Art und Weise zu erinnern, wie die Engländer den Tribut der Dankbarkeit ihrem großen nationalen Führer, Richard Cobden, darbrachten. Was wollen dem gegenüber die paar Tausende von Thalern bedeuten, welche einige wohlgesinnte Deutsche Fr. List spendeten und wodurch gerade Diejenigen, welche ihr Geld in der Tasche behielten, denselben bestens abgefunden glaubten? Was wollen 10,000 Thaler überhaupt der halben Million gegenüber heißen, womit man in England Richard Cobden's Verdienste um den Sieg der Freihandelssache anerkannte?

Fürwahr, wer diese Thatsachen erwägt, der lernt begreifen, daß ein deutscher Dichter seinem Helden die entsetzlichen Worte in den Mund legen konnte:

„Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönige
Gehört die Welt." ...

Erst nach seinem Tode ist das deutsche Volk völlig zur Erkenntniß über die Bedeutung gelangt, welche List für seine Zeit hatte, und wieviel er zum Gedeihen des Vaterlandes beigetragen. Macht, Einheit und Größe desselben waren seine Ideale, das einzige Ziel seiner vielfach verkannten Wirksamkeit. List hat als Einzelner energischer für Hebung und Entwicklung des Wohlstandes des großen Ganzen gewirkt, als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen. Und wenn er bei diesem Streben, des Werthes der eignen Kraft und seiner Tüchtigkeit sich bewußt, eine gerechtere Würdigung seiner Leistungen erwarten mochte, darf man ihm hieraus einen Vorwurf machen? Gewiß so wenig als wegen der tödtlichen Verbitterung, die seiner ganzen Seele sich bemächtigen mußte, als er statt gehoffter Anerkennung überall nur neue Enttäuschungen erfahren sollte. Mit hellem Blicke, seinen kurzsichtigen Zeitgenossen weit voraus in die Zukunft schauend, lebte und wirkte Friedrich List freilich noch zu einer Zeit, in welcher (wie sein Biograph, Professor Ludwig Häusser, treffend sagt) „die Kleinlichkeit der Beurtheilung, spärlicher Dank und die Unfähigkeit Großes zu würdigen, leider charakteristische Züge des öffentlichen Lebens in Deutschland waren." Diese betrübende Erscheinung hat sich, Dank den großen Erfolgen, die wir im politischen wie wirthschaftlichen Leben während der letzten Jahrzehnte errungen haben, glücklicher Weise sehr gemildert. Aber wer die Menschen mit ihren oft kleinlichen Sonderinteressen kennt, den wird es auch nicht Wunder nehmen, wenn wir selbst heute noch bei aller Anerkennung, die List's Wirken im Großen und Ganzen jetzt gefunden, hier und da Stimmen vernehmen, die unter dem Schirm objektiver Würdigung der Thatsachen das dem Verstorbenen gegenüber beobachtete Verfahren zu beschönigen, ja zu rechtfertigen suchen. Es ist hier nicht der Ort, auf dergleichen Versuche, wie sie selbst in neuerer Zeit vorgekommen, näher einzugehen, und wenn wir zum Schluß doch eine Beschönigung jener Art kurz berühren, so geschieht es hauptsächlich, weil wir als Bürger der mitteldeutschen Handelsmetropole, welche sich dank List's schöpferischer Thätigkeit so ganz außerordentlich gehoben, natürlich uns doppelt verpflichtet fühlten, die Thatsachen, worauf es hier ankommt aufs Gewissenhafteste zu prüfen. — In einer vor fünf Jahren, zur 25jährigen Jubelfeier der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, von Seiten des Direktoriums herausgegebenen Denkschrift wird List's Biograph, Professor Ludwig Häusser, einer einseitigen Auffassung und subjektiven Beurtheilung des Verhältnisses beschuldigt, welches zwischen Friedrich List und den Unternehmern der ersten sächsischen Eisenbahn bestanden habe. Trotz aller zu diesem Behufe beigebrachten Anführungen konnten wir nach Kenntnißnahme der einschlagenden Umstände doch den Anschauungen des genannten Historikers nur beipflichten, zumal derselbe das Verfahren der Betheiligten gegen List aus der damals herrschend gewesenen allgemeinen Anschauungsweise, wie sie weiter oben charakterisirt wurde, zu erklären

sucht und mit Rücksicht darauf sogar entschuldigt. Denn ob List in Wirklichkeit mit einer Summe von 2000 Thalern oder mit dem doppelten Betrage abgefunden ward, oder ob er auf ein Ehrengeschenk, dessen wirklicher Werth sich später auf 2700 Thaler gestellt hätte, für einen baaren Betrag von 2000 Thalern verzichtete, das bleibt sich gegenüber der Art und Weise der Ablohnung List's, gegenüber den großen Verdiensten des Mannes völlig gleich. Wir können vielmehr, wenn überhaupt von entsprechender Anerkennung oder angemessener Honorirung die Rede sein soll, hier nur auf unsere schon oben aufgeworfenen Fragen zurückweisen, als wir das Verfahren der deutschen Zeitgenossen List's mit dem Entgegenkommen der Engländer in Vergleich stellten, als es galt, deren großem Führer, Richard Cobden, den Tribut der nationalen Dankbarkeit zu zollen. Andererseits wollen wir nicht verkennen, daß verschiedene thatsächliche Umstände obgewaltet haben, die dazu beitrugen, das Verhalten der sächsischen Eisenbahn-Unternehmer gegen List hervorzurufen. Die genannte Denkschrift rechnet dahin z. B. die anfänglichen Besorgnisse wegen Rentabilität der Eisenbahn, die hierdurch bedingte Zusammenhaltung der Mittel wie die geringe Besoldung der Direktoren, ferner die vom Leipziger Stadtrath beschränkte Wahlfähigkeit zum Comitémitgliede, wodurch List als „Ausländer" von vornherein ausgeschlossen war, endlich die weitausschauenden, für die große Mehrzahl völlig unverständlichen Pläne List's, welche das Vertrauen der Bahnunternehmer zu seiner Tüchtigkeit für die nächstliegende Aufgabe bedeutend geschwächt hatten. Indessen angenommen, ja selbst zugegeben, daß dieser Umstand, sowie das gesteigerte Selbstgefühl des „Schwaben" den Leipziger Herren als eine gefährliche Ueberhebung und ein zum Theil unbegründetes Besserwissenwollen erscheinen mochte, und daß daher in den maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung immer fester wurzelte, mit einem solchen eigenwilligen Genossen sei auf die Dauer ein Zusammengehen geradezu unmöglich: — eines ist gewiß, daß nämlich List in Wirklichkeit vom Eisenbahnwesen genauere Kenntniß besaß, als irgend ein Anderer unter den Mitgliedern des Gründungscomité. Doch wie sehr das Angeführte und andere damit zusammenfallende Umstände das gegen List beobachtete Verfahren erklärlich machen, so entkräften sie keineswegs den eigentlichen Vorwurf, dessen Kernpunkt in den damaligen Zeitverhältnissen und den herrschenden kleinlichen Anschauungen liegt, welche eben die Rücksicht auf thatsächliche Umstände, gleich den obengenannten, nicht einmal bei einem Manne von so außerordentlichem Verdienste in den Hintergrund zu drängen vermochten, nicht einmal in solchem Falle wenigstens eine Ausnahme von der Regel zuließen. Die in Rede stehende Denkschrift entzieht wohl eine Menge Namen, welche für die Geschichte des deutschen Verkehrswesens von nur untergeordneter Bedeutung sind, der Vergessenheit; der Beziehungen zu List gedenkt sie jedoch in überaus kühler Weise. Ihre Darlegungsweise hat uns daher in unserem Urtheile über das Verhältniß der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Gesellschaft zu Fr. List weder irre machen, noch eines Besseren belehren können.

Zum Schluß erlaube man uns noch ein Wort über die Erfolge List's in volkswirthschaftlicher Beziehung. Es konnte sich in dieser Skizze keineswegs darum handeln, die Bedeutung jenes agitatorischen Geistes und dessen Stellung

in der Reihe der nationalwirthschaftlichen Größen unseres Jahrhunderts genauer zu kennzeichnen. „Fr. Lists gesammelte Werke", welche, eingeführt von dem deutschen Historiker L. Häusser, in drei Bänden während der Jahre 1850 und 1851 zu Stuttgart erschienen, sind um deswillen nicht von geringerem Werthe für uns geworden, weil heutzutage eine andere Anschauung, die Freihandelsrichtung, während der letzten Jahrzehnte in England zum entscheidenden Siege und unterdessen auch in Deutschland zur Geltung gelangt ist. Ergiebt es sich doch aus List's Schriften unzweifelhaft, wie schon oben betont ist, daß der Kern seiner Lehren und Forderungen nicht in der Verewigung des Schutzzolls, sondern in dem Verlangen einer nationalen Wirthschaftsführung gipfelte, daß ferner nach der allgemeinen politischen Seite hin dieser Kerndeutsche niemals das Heil unserer Nation in einseitigen Tendenzen erblickt, sondern mit offenem Auge für die Zukunft schon vor länger als zwanzig Jahren erkannt hat, wie nur durch Preußen Deutschland zur Wiedergeburt gelangen könne, und daß es daher Preußens Sache und Pflicht sei, in der Erweckung des Nationalgeistes, in der Begründung freier, volksthümlicher Institutionen die Initiative zu ergreifen. Die Erfüllung seiner heiligsten Wünsche zwanzig Jahre später hat List leider nicht mehr erlebt.

Die Hälfte der Anerkennung, welche dem todten deutschen Manne zu Theil geworden, hätte hingereicht, dem selbstbewußten Lebenden das Dasein noch als werthvoll erscheinen zu lassen, List am Leben zu erhalten. In Anerkennung seines Wirkens und seiner Verdienste um das große Ganze haben ihm seine Mitbürger, unterstützt von den Beiträgen vaterländischer Herzen aus allen Theilen des Vaterlandes, in seiner Vaterstadt Reutlingen ein Denkmal errichtet, das am 6. August 1863 in jener gewerbfleißigen Stadt Schwabens enthüllt worden ist. Der feste, kräftige Wille des dadurch Geehrten prägt sich in dem Erze in kaum geringerem Grade aus, als jene Eigenschaft dem Lebenden zu eigen war; auch das offene, geistreiche, wohlwollende Wesen des biedern Schwaben spiegelt sich in dem gewählten Stoffe wieder. Derselbe läßt nicht minder treu die kernhafte, untersetzte Erscheinung des echt deutschen Mannes hervortreten, just so wie der Vorkämpfer für Deutschlands wirthschaftliche Hebung in der Erinnerung seiner Zeitgenossen, die ihn gekannt haben, fortlebt.



Richard Cobden,

ein Apostel des Freihandels und des Friedens.

Die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit blieb dem Alterthum fremd. Daß sie im Mittelalter einzelnen erleuchteten Köpfen vorschwebte, scheint aus der Verfassung hervorzugehen, welche Kaiser Friedrich II. 1231 seinen Erblanden verlieh. Doch dem 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung und Revolutionen, blieb es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß die freie Entwicklung und Bewegung aller Menschenkräfte eine unumgänglich nothwendige Bedingung für das allgemeine Wohlbefinden ist. In demselben Jahre, in welchem die Amerikaner das Glaubensbekenntniß des politischen Liberalismus durch ihre „Declaration of Rights" aufstellten (1776), veröffentlichte Professor Adam Smith in Glasgow die Grundsätze des nationalökonomischen Liberalismus in seinem «Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations.»

So großen Anklang aber auch Smith's Theorien fanden, sie blieben dennoch ohne nachhaltigen praktischen Einfluß auf die öffentlichen Zustände, bis in den letzten Jahrzehnten ein anderer Engländer, **Richard Cobden**, ihnen durch Einführung derselben ins Leben erfolgreich Bahn brach. Adam Smith ist der Prophet, Richard Cobden der Apostel des Freihandels.

Cobden war einer von den Männern, wie sie der fruchtbare Boden Großbritanniens hervorbringt, so oft es gilt, eine große That zu thun. Er war aber noch etwas mehr. Er gehört zu jenen seltenen Charakteren, welche gleichsam aus angeborenem Triebe ihre Dienste der Menschheit widmen, ohne in engherzigen National-, Partei- und Standesinteressen befangen zu sein. Obwol durch Talent und Zeitumstände zum Führer des englischen Volkes berufen, behielt er doch stets das gemeinsame Interesse der Menschheit im Auge, indem er den Frieden förderte, den Krieg verfehmte und die Handelsfreiheit energisch verfocht. „Wir können in diesem Kampfe nicht siegen," sagte er 1842, mitten im Sturmlauf gegen die Korngesetze, „ohne daß unser Sieg der ganzen Menschheit zu Gute kommt. Die Durchführung unserer Lehren wird nicht blos die fabrizirenden und handeltreibenden Klassen dieser Nation berühren, sondern die moralischen und materiellen Interessen auf dem weiten Erdball fördern .... Handelsfreiheit schaffen, heißt dauernd den Frieden sichern, alle Länder der Welt durch den Kitt gegenseitigen Austausches ihrer Bedürfnisse beglückend einen und den Krieg zwischen zwei Nationen so unmöglich machen, wie er zwischen zwei Grafschaften Englands unmöglich ist."

Richard Cobden wurde am 3. Juni 1804 auf dem Meierhofe Dunford in der Grafschaft Sussex geboren. Sein Vater gehörte zu der Zahl kleiner, immer mehr verschwindender Landeigenthümer, welche ihre Höfe selbst bebauen. Denn immer mehr sucht der große Grundbesitz unter dem Reste der früheren kleinen Insassen aufzuräumen, und auch Cobden's Vater gehörte zu den Opfern dieser unabänderlichen Wandlungen. Er hinterließ seine neun Kinder in äußerster Dürftigkeit. Wie so mancher später vom Geschick und Verdienst gehobene Mann, so mußte auch der junge Richard in der Schule der Noth zu Gaste gehen und in der Nähe der Besitzungen des Herzogs von Richmond die Schafe hüten. Den nothdürftigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielt der Knabe in dem benachbarten Wahlflecken Midhurst, wo Verwandte von ihm wohnten. Ob er lange die dortige lateinische Schule besucht, steht dahin, denn noch als Knabe soll er nach Chichester gekommen sein, wo, nach dem Tode seines Vaters, ein Freund der Familie für die Vollendung seiner Erziehung Sorge trug, bis ein Oheim in London den vierzehn- oder fünfzehnjährigen Jüngling unter seine Obhut nahm, um ihn in die Geheimnisse des Handels einzuführen. Doch zweifelte der Onkel, ob sein Herr Neffe, der sich viel zu gern mit Lesen beschäftigte, jemals ein ordentlicher Kaufmann werde, solange er jene leidige Angewohnheit nicht aufgäbe. Unser Cobden blieb aber den Büchern getreu und reifte dennoch zu einem tüchtigen Geschäftsmann heran, während sein alter Lehrherr, der ohne Zweifel nicht durch Lesen Nachtheil gelitten, später fallirte und sein Leben von einem Jahrgehalte (von 50 £) fristete, welches der Freund des Lesens ihm bereitwillig aussetzte.

Die Stellung bei seinem Oheim vertauschte Cobden, als es mit den Geschäften desselben nicht so recht vorwärts gehen wollte, nach einiger Zeit mit einer ähnlichen bei einer anderen Firma, welche sich gleichfalls dem Kattundruck widmete. Hier wurde er bald, als gerade der Reisende erkrankt war, vom Bureaugehülfen zum Handelsreisenden befördert. Sein freundliches, einnehmendes, offenes Wesen erwarb ihm überall Zutrauen. Er sandte so reichliche Aufträge heim, daß er rasch der Liebling seiner Prinzipale wurde, und als diese sich später aus dem Geschäfte zurückziehen wollten, erboten sie sich, Cobden und zwei andern Gehülfen, Sheriff und Foster, das Geschäft gegen eine Abfindungssumme von £ 1500 (10,000 Thlr.) zu überlassen; ja sie gingen sogar darauf ein, dies gegen eine Abschlagszahlung von £ 500 zu thun, welche Cobden von einem Londoner Kaufherrn vorgestreckt erhielt, während seine Genossen ihren Antheil nicht hatten aufbringen können.

Die jungen Leute eröffneten gegen Ende der zwanziger Jahre drei Etablissements. In Sabden, nahe bei Clitheroe, befand sich die Kattundruckerei, in London und Manchester waren die Verkaufsstätten. Das Haus in Manchester führte den Namen „Richard Cobden und Comp.“ Damals stand Cobden im 26sten Lebensjahre. Sein Auftreten fällt in jene günstige Periode, wo die britische Baumwolleinindustrie bereits erstarkt und derselben nach Aufhören der napoleonischen Handelssperre der Weltmarkt zugefallen war. Damals verfertigte man jedoch noch sämmtliche Kattune erster Qualität, wie wir in früheren Mittheilungen bereits bemerkt haben, in der Umgegend von London. Die geringeren, am meisten gesuchten Sorten wurden dagegen in Manchester und Umgegend zu wesentlich billigeren Preisen hergestellt. Cobden gerieth auf den naheliegenden Gedanken, sich nach Manchester zu begeben und es dort mit der Fabrikation theurer Artikel zu versuchen. Weshalb sollte ein derartiges Vorgehen nicht auch Aussicht auf Erfolg haben? Die vereinigten Firmen durften sich bald flotter Geschäfte rühmen, denn sie wußten durch geschmackvolle Auswahl der Muster und gewandte Vertriebsweise ihrer Waaren es den Kalikodruckern Londons gleichzuthun. Die 500 £ waren bald zurückgezahlt und nach wenigen Jahren zog sich erst der Eine und etwas später der Andere der beiden Theilnehmer mit einem hübschen Vermögen zurück, und Richard Cobden war nunmehr alleiniger Besitzer der Firma. Der thätige Mann unternahm weite Reisen in der Alten und Neuen Welt, um neue Absatzquellen für seine Fabrikate zu ermitteln; vornehmlich ist ihm sein öfterer Aufenthalt in Frankreich, Belgien und der Schweiz zu Gute gekommen. Das Geschäft gedieh zu einem der geachtetsten der Umgegend von Manchester und der Erfolg war ein so befriedigender, daß Cobden's Jahreseinkommen auf £ 9000 (60,000 Thlr.) stieg. Doch auch geistig kam er vorwärts. In seinen Mußestunden strebte er unausgesetzt dahin, den etwas knappen Vorrath seiner Kenntnisse zu vermehren; gleichzeitig nahm er lebhaften Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Stadt, sowie am Wohl ihrer Bewohner. Er sah mit tiefem Bedauern, wie die Kinder der arbeitenden Klassen ohne allen Schulunterricht aufwuchsen. Sein Streben ging daher dahin, diesem Uebel für die Folge abzuhelfen, und seine Stimme, seine Feder und seine Börse waren gleichzeitig der Ermuthigung der Freischulen

in Manchester gewidmet. Seine Reisen gewährten dem rührigen Manne nicht nur großen materiellen Nutzen, sie halfen auch seinen geistigen Horizont stetig erweitern und förderten in ihm jene politische Reife, die schon aus seinen Erstlingsarbeiten für die „Manchester Times" ersichtlich ist. Denn in seinen ersten politischen Kontroversen geißelte er schon mit der Gewandtheit eines Publizisten von Fach die Prätensionen der alten Diplomatie, indem er deren alten Lehrsatz vom „Gleichgewicht der Macht" in seiner ganzen Nichtigkeit hinstellt. Er erkannte England die hohe Mission zu, durch Pflege von Handel und Wandel zu einem wohlberechtigten hohen Einfluß in allen Theilen der Welt zu gelangen, aber ohne bei jeder Gelegenheit die kleinen und großen Widersacher in die offenen Lücken seiner schwer bewaffneten Kriegsfahrzeuge sehen zu lassen. Der Beifall, welchen seine ersten literarischen Versuche fanden, veranlaßte die Herausgeber des vorhin genannten Blattes, die persönliche Bekanntschaft ihres gewandten Mitbürgers zu suchen und ihn in die politischen Kreise Manchesters einzuführen, welche ihn, wennschon er mit seiner Jungfernrede vollständig Fiasko machte, dennoch bald schätzen lernten.

Die Tagesfrage in Manchester bildete damals die sogenannte Incorporation. Manchester, an Industrie und Reichthum der dritte Ort im Königreiche, war nämlich noch ohne städtische Gerechtsame und stand unter dem «Lord of the Manor», dem Grundherrn der Umgegend, welcher durch einen Burgvogt und seine Konstabler die Gerichtsbarkeit übte, Steuern ausschrieb, Zölle erhob und Patente verlieh. Mehr als irgend eine andere Persönlichkeit wirkte Cobden dazu mit, seinen Wohnort von diesem Vasallenthum des Lehnswesens zu befreien. Nachdem es gelungen war, einen Gemeinderath an die Stelle jener alterthümlichen Grundherrlichkeit zu setzen, wurde auch Cobden zu einem der ersten Mitglieder des neuen Kollegiums erwählt. Von nun an befestigte er sich von Jahr zu Jahr in der Achtung seiner Mitbürger und Standesgenossen, welche ihn später zum Präsidenten der Handelskammer auserkoren. Aus dem lebhaften Verlangen, die Fortbildung der jungen Kaufleute und Angestellten in den Fabriketablissements zu fördern, entstand, Dank dem Einflusse und Ansehen, welches Cobden genoß, eines der schönsten und wohlsituirtesten Institute der Stadt. Die Gründung des „Athenäums" in Manchester ist Cobden's Werk. Dies großartige Bildungsinstitut besitzt gegenwärtig eine Büchersammlung von mehr als 20,000 Bänden aus allen Fächern der Literatur und versieht, anderer Hülfsmittel nicht zu gedenken, seine Mitglieder mit etwa hundert einheimischen und ausländischen Zeitschriften. Cobden hatte bei der Einweihung des stattlichen Gebäudes die Eröffnungsrede zu halten (1837). Obgleich er sich allmälig daran gewöhnt hatte, öffentlich zu sprechen, gestand er doch, daß ihm während der Einweihungsrede Hören und Sehen vergangen sei und er erst aus den Zeitungsblättern den Wortlaut seiner Rede erfahren habe.

Es ging Cobden allerdings jegliches Talent zum Schönreden oder Schwatzen ab, und da er seine Reden weder mühsam ausarbeitete, noch sorgsam niederschrieb, sondern nur den Inhalt zu wiederholten Malen überdachte, so läßt sich leicht denken, daß er nicht selten während des Sprechens mit dem Ausdruck zu ringen hatte. Wie sehr er indessen bereits der Sprache Meister war, be-

weisen seine schwungvoll geschriebenen Schriften, in denen er 1835 und 1836 die Ergebnisse seiner Reisen niederlegte. Sie erschienen unter den Titeln: «England, Ireland and American» und «Russia. By a Manchester Manufacturer.» Die Veranlassung und die Ideen zu dieser Schrift hatte ihm eine in den Monaten Juni und Juli 1835 nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's unternommene Reise geboten, bei welcher Gelegenheit er die angesehensten Städte und Häfen an der östlichen Seeküste des nordamerikanischen Unionsgebietes, sowie der angrenzenden Theile von Canada besucht hatte. Indem er im Verfolge seiner Reiseeindrücke Rückblicke auf die politischen Zustände der bereisten Länder wirft und die Politik der Nichtintervention in die politischen Angelegenheiten vertritt, stützt er sich hierbei weit mehr auf industrielle und kommerzielle als auf politische Gründe. Schon Staatsmänner wie Fox und Lord Grey hatten sich dem bewaffneten Einschreiten bei Streitigkeiten auf dem Kontinent widersetzt, sobald es sich um eine Intervention aus dynastischen oder antidemokratischen Gründen handelte. Canning hatte jede Einmischung in die Angelegenheiten Italiens und Spaniens aus Zweckmäßigkeitsgründen verweigert. Das Nichteinschreiten wurde aber von diesen Staatsmännern nicht aus Prinzip, sondern nur aus besonderen Gründen verweigert, also keineswegs als allgemeine Regel aufgestellt. Wie wenig alle diese Politiker sich geneigt zeigten, Englands Kräfte zu Gunsten dieser oder jener Kraftäußerungen nach auswärts aufzuwenden, so stimmten sie doch sämmtlich den Grundsätzen bei, welche seit der ersten französischen Revolution von den englischen Staatslenkern befolgt worden waren, und sie erachteten es als eine Pflicht und im Interesse Englands, das Gleichgewicht der Macht in Europa mit aufrecht erhalten zu helfen. Cobden bekämpfte kühn die Richtigkeit dieser Ueberlieferungen. Seiner Ansicht nach bildete die ganze Geschichte der großen Allianzen und der Kriege auf dem Kontinent, auf die sich England von den Tagen Marlborough's bis zu Wellington eingelassen und in denen es so viel Blut und Geld aufgeopfert hatte, nichts weiter als eine Reihe verhängnißvoller Täuschungen und nutzloser Anstrengungen. Nach seiner Ueberzeugung würde England viel stärker und freier dastehen und weit mehr im Stande sein, als Führer der Nationen auf dem Wege zur Freiheit der ganzen Welt die schätzbarsten Dienste zu leisten, wenn es sich energischer mit seinen eignen Angelegenheiten befaßt hätte, anstatt sich in fremde Händel einzumischen, mit andern Worten, wenn es darin seine Ehre gesucht hätte, durch sein eignes Beispiel den anderen Nationen einen besseren Weg, den Weg zum Frieden und Wohlstand zu zeigen.

Cobden pflegte eine große Wahrheit auf einmal in allen ihren Beziehungen aufzufassen. Es spricht sich deshalb schon in jenen Erstlingsarbeiten die Sicherheit des gereiften Politikers aus, der allem Schwanken und Irrlichteriren zeitlebens fern blieb. So tritt er bereits in der zuerstgenannten Schrift ebenso nachdrucksvoll für den freien Verkehr und gegen kriegerische Gelüste in die Schranken, wie er später im Parlamente sein gewichtiges Wort für Freihandel und Frieden in die Wagschale legte. „Seit Nelson 1805 die Ueberbleibsel der französischen Flotte bei Trafalgar zerstörte", schreibt Cobden, „waren unsere Inseln gegen jede fremde Invasion ebenso sicher, als wenn sie im Monde gelegen hätten, und dennoch führten wir von jener Zeit bis 1815 unausgesetzt Krieg und gelangten

zu einer Schuldenmasse von 400 Mill. Pfund Sterling. Die hundert Tage Napoleons allein kosteten uns 40 Millionen, deren Zinsen zu 5% zwei Millionen betragen, während unsere Ausfuhr nach ganz Europa etwa 18 Mill. jährlich beträgt, wovon der Gewinn, auf 10% berechnet, noch nicht einmal zwei Millionen ausmacht. Demnach ist der volle Gewinn aus unserm ganzen europäischen Handel nicht genügend, um die Kosten unseres letzten Krieges auf dem Kontinent zu decken, während alle übrigen Millionen als vollständig verloren anzusehen sind." So dachte Cobden 1835, und dieselben Grundsätze verfocht er noch 1865. „Alle", heißt es in seiner Schrift über „Rußland", die gegen Urquhart's viel gelesene Flugschrift gerichtet war, „alle Diejenigen, welche nach einem Blick auf die Karte von Rußland bei der Ausdehnung seiner undurchdringlichen Wälder, seiner ewigen Schneewüsten, seiner schrecklichen Einöden, seiner wilden Gebirge und seiner abgelegenen Flüsse schaudern, oder die erstaunt sind über die riesige Ausdehnung seiner fruchtbaren, aber unbebauten Steppen, über seine Millionen von Leibeigenen und zahlreichen Städte, die Stätten der Armuth und des Schmuzes sind, — alle diese kennen den wahren Ursprung nationaler Macht und Größe nicht. Dies möge erklärt und erläutert werden durch die Gegenüberstellung zweier Helden russischer Invasionen und Gewaltthaten und zweier Vorkämpfer menschlicher Vervollkommnung in England. Zur selben Zeit nämlich, als Potemkin und Suwarow in der Krim und in Polen die Welt mit dem nichtigen Glanze blutigen Ruhmes erfüllten und ein gut Theil von Europa mit zerstörender Kriegsflamme verödeten, errangen zwei wenig bekannte und von ihren Zeitgenossen kaum beachtete Männer, ein Optiker und ein Barbier, in der ruhigsten Weise immer größere, immer dauerndere Siege auf dem Gebiete des Könnens, wodurch sie ihrem Vaterlande eine viel reichere Ernte des Wohlstandes und der Macht hinterlassen haben, als Rußland troß aller Kriege während der letzten zwei Jahrhunderte hat erreichen können. Diese erlauchten Führer menschlichen Fortschritts und menschlicher Vervollkommnung, Watt und Arkwright, ... haben England eine Macht und eine Bedeutung verliehen, die völlig unabhängig von irgend einer Ländervergrößerung geblieben sind und mit denen verglichen Alles, was England den rasch verschwindenden Erfolgen seiner Krieger verdankt, sofort in Unbedeutendheit und Nichtigkeit versinkt ..... England verdankt den friedlichen Bestrebungen von Watt und Arkwright, und nicht den Kriegsthaten Nelsons und Wellingtons, seinen sich auf jeden Winkel der Erde erstreckenden Welthandel, der durch die Größe und Ausdehnung seines Betriebes die verhältnißmäßig kleinlichen und meist auf einen Binnensee beschränkten Handelsunternehmungen von Tyrus, Karthago und Venedig vollständig in den Hintergrund drängt."

Der „Fabrikant aus Manchester" wurde begreiflicherweise wegen seiner Ansichten tüchtig angegriffen und zurechtgewiesen, aber er schrieb zündende Entgegnungen, welche die Fabrikbevölkerung der nördlichen Grafschaften mit seiner Handelspolitik immer mehr befreundeten und auf die Agitation gegen die Korngesetze wirksam vorbereiteten, deren Aufhebung Cobden mit dem Auge eines Sehers vorhersah und in seinen segensreichen Folgen mit staunenswerther Genauigkeit schilderte.

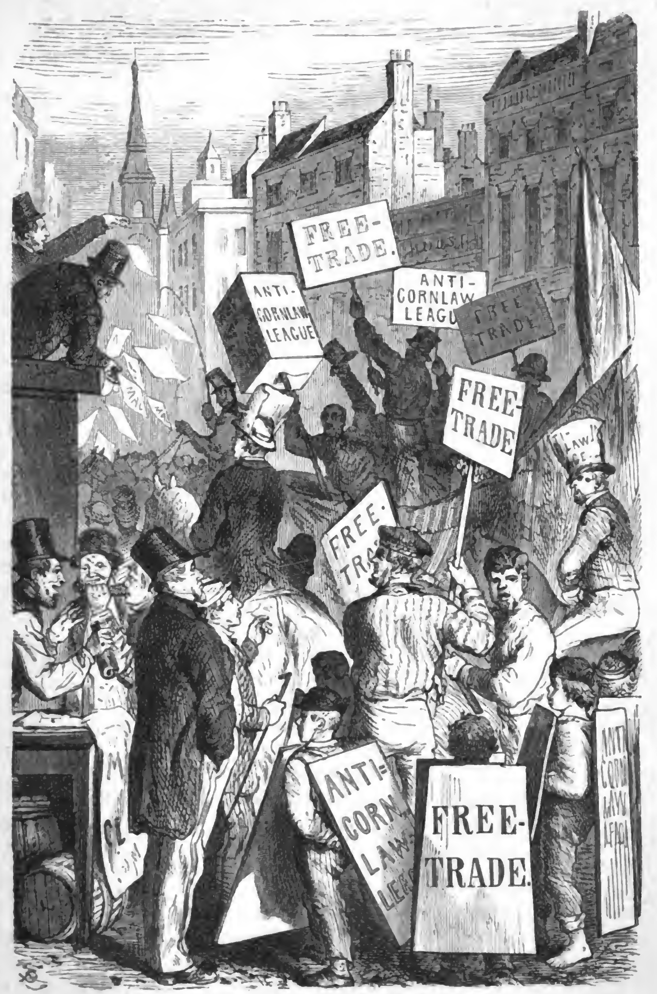
Den Winter 1836 bis 1837 verlebte Cobden in Aegypten, Syrien und Griechenland. Da er nur geringe klassische Kenntnisse besaß, so erregten auch die Alterthümer jener ehemaligen Kulturländer in ihm keine übermäßige Bewunderung, und die Wanderungen durch Ruinen von Denkmälern längst vergangener Jahrhunderte boten ihm nicht den Genuß, welchen der Kundige, klassisch Gebildete empfindet. Trotzdem waren für ihn die Ueberbleibsel einer geschwundenen Civilisation, der erloschene Handel, die erstorbene Kunst, eine Welt, die eine Fülle von Anregungen zum Nachdenken bot. Er wußte recht wohl, welche Bedeutung der Handel Phöniziens und Griechenlands zur Zeit ihrer schönsten Blüte gehabt; — auf dem Hintergrunde der Welt des Alterthums erhoben sich die Schatten der Eroberer und Staatenzertrümmerer, welche eine Kultur, so groß wie alt und ehrwürdig, in Trümmer legten. Er kehrte nach England zurück, in ihm war das Bild der geschauten Zerstörung und Oede haften geblieben. Seitdem haßte er die Barbarei des Türkenthums mit seinen Sklavenmärkten, die orientalische Beschaulichkeit, die Schmach der Zwangsarbeit, die Monopole und Kräftevergeudung, und er haßte dies Alles viel eifriger als bisher, wo er die Verkommenheit des Orients nur aus Büchern kannte. Tausende von frischen Thatsachen und neuen Ideen die Menge brachte er als Ergebniß seiner Orientfahrt mit heim.

Wir stehen jetzt vor der wichtigsten Periode in Cobden's Leben, in welcher sich die Augen von ganz Europa auf den Mann richteten, der als Führer und Vorkämpfer in einem langjährigen erbitterten Streite immer mehr in den Vordergrund trat. Auf der einen Seite stand der Manchester Kaufmann mit den erklärten Freunden einer freieren Handelsbewegung und der sich darauf gründenden Volkswohlfahrt, — auf der andern eine übermächtige, reiche Aristokratie mit den Grundbesitzern des Landes. Oft wurde der Kampf geführt mit Waffen, die man nicht verschmäht, wenn es sich um einen Kampf auf Leben und Tod handelt, oft wurden die Besten irre an sich und ihrer Sache — endlich siegte unter Führung mehrerer wahrhaft bedeutender Volksmänner die begonnene nationale Bewegung. Es handelte sich nämlich um Beseitigung der in England seit längerer Zeit giltigen Korngesetze, denen zufolge fremdes Getreide nur gegen einen hohen Zoll in England eingeführt werden durfte, wodurch das Brot in England vertheuert wurde. Da theures Brot hohe Arbeitslöhne zur Folge hat, so übten die Kornzölle auf die britische Industrie einen überaus nachtheiligen Einfluß aus. Die großen Uebelstände, welche aus jeglichem Monopol hervorgehen, hatte man in England längst erkannt und zu verschiedenen Zeiten auf Beseitigung derselben hinzuwirken gesucht. Schon Adam Smith hatte in seinem im Jahre 1770 veröffentlichten Werke «Nature and causes of the wealth of nations» die Freiheit der Industrie und den ungehemmten Handelsaustausch aller Natur- und Industrie-Erzeugnisse des Erdkreises als das Grundprinzip des Nationalreichthums empfohlen und das englische Volk über die Nachtheile der Monopole gegenüber den großen Vortheilen des freien Verkehrs gründlich zu belehren getrachtet. Gelehrte, auch Staatsmänner wie Huskisson, strengten ihre besten Kräfte an, jene Ansichten zur herrschenden zu machen, ohne daß es ihnen gelang, die eingewurzelten Vorurtheile zu verscheuchen. Auch der von dem General Perronet Thompson geschriebene „Katechismus der Korngesetze", wiewol derselbe dem

Volke die aus den Korngesetzen hervorgehenden ungeheuren Nachtheile deutlich genug vor Augen führte, fand keinen Eingang in die Massen. Nicht minder vergeblich waren die im Unterhause von Zeit zu Zeit auf Abänderung dieser Korngesetze gestellten Anträge. Die übermächtige Aristokratie des Landes, im Verein mit großen Grundbesitzern, wollte sich nicht ein Monopol entreißen lassen, von dessen Fortbestand man irrthümlicherweise allein eine hohe Bodenrente erwartete.

Bereits im Jahre 1836 hatte London einen „Verein zur Abschaffung der Korngesetze", dessen Einfluß und Erfolge aber höchst bescheidener Natur blieben. Im folgenden Jahre begann die Agitation der Chartisten, und als infolge einer jener, gleich einem Fieber von Zeit zu Zeit wiederkehrenden großen Handelskrisen viele Häuser in London, Liverpool und Manchester zahlungsunfähig gemacht wurden, drohten Tausende von brotlosen Arbeitern in Lancashire offen und laut mit Empörung. Diese Thatsachen dienten dazu, dem Volke zu der Einsicht zu verhelfen, daß die Korngesetze und Kornzölle eine Hauptursache des theuren Brots und infolge dessen seines Elends seien. Ursprünglich dazu bestimmt, den Grundbesitzer gegen fremde Einfuhr zu schützen, verhinderten sie in der That aber nur die britischen Fabrikanten, ihre Waaren gegen den Ueberschuß an Feldfrüchten im Auslande auszutauschen, und sie nützten im Grunde auch dem Farmer nichts. Denn wenn dieser reichliche Ernten hatte, mußte er wohlfeil verkaufen, während bei geringer Ernte das Volk hohe Preise drückten. Villiers hatte diese Mißstände im Parlamente in den letzten Jahren immer energischer zur Sprache gebracht, aber die Zeit war noch nicht reif dafür, man schenkte seinen Worten kaum Gehör; doch konnte die Regierung die steigende Bedeutung der im Gange befindlichen Bewegung nicht länger ignoriren, und so gab einer der Räthe der Königin, Lord Melbourne, im Laufe der Unterhaus-Debatten die bedeutsame Erklärung ab, daß die Regierung in Betreff der angeregten Frage keine Entscheidung treffen wolle, bis es ihr gewiß erscheine, die Mehrheit des Volkes dabei auf ihrer Seite zu haben. Doch hätte selbst diese indirekte Aufforderung zu allgemeiner Aussprache kaum eine nachhaltigere Agitation gegen die Korngesetze zur Folge gehabt. Jedoch die Theurung des Jahres 1838 und ihre Folgen beschleunigten den Umschwung der öffentlichen Meinung, und von nun an riß die Bewegung die Massen mit sich fort.

Im September desselben Jahres sollte der berühmte und volksthümliche Nationalökonom, Dr. Bowring, Manchester passiren, und Archibald Prentice, der Herausgeber der „Manchester Times", benutzte diese Gelegenheit, den freihändlerisch gesinnten Doktor zu einer Besprechung der Korngesetzfrage mit Manchester Freihändlern zu veranlassen. Infolge dessen versammelten sich am 10. September 1838 gegen 60 Männer, die in übereifrigen Ausdrücken das Monopol angriffen. Als die Begeisterung ihren Höhepunkt erreicht hatte, schlug ein gewisser Howie unter großem Beifall vor, die Versammlung möge zu einer „Antikorngesetzliga" zusammentreten, und 14 Tage später trat ein provisorischer Ausschuß zusammen. Auf der ersten Liste der Ausschußmitglieder fehlt Cobden's Name, auf der zweiten ist er verzeichnet. Um den Bestrebungen der Liga Nachdruck zu verleihen, wurde ein Kapital von £ 11,000 (73,333 ⅓ Thlr.) zusammengebracht.



Umzüge der Anti-Cornlaw-League.

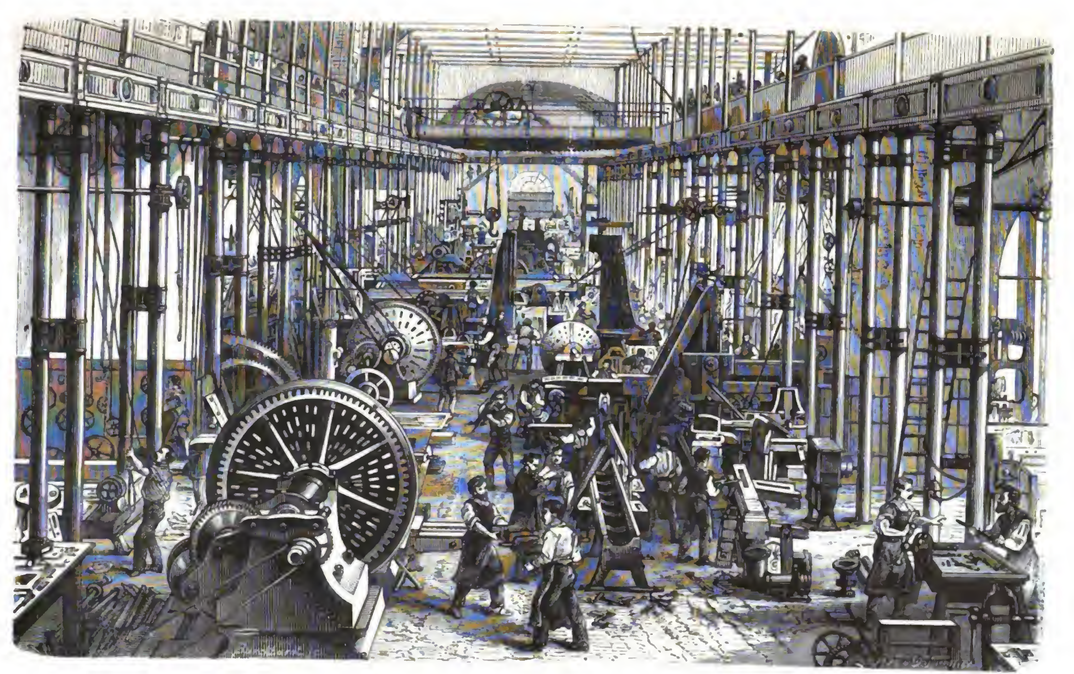
Man engagirte ferner einen sehr talentvollen und redegewandten jungen Mann, den Studiosus der Medizin Paulton, der überall, wo man ihm Gehör schenken wolle, Vorträge für die Interessen des Freihandels und gegen die Korngesetze halten sollte.

Cobden befand sich damals auf einer Reise nach Deutschland. Erst im Oktober 1838 von dorther zurückgekehrt, vernahm er, wie die Handelskammer zu Manchester im Begriffe stehe, eine Petition wegen Herabsetzung der Kornzölle ans Unterhaus abgehen zu lassen. Alsobald stellte er den Antrag, die Bitte auf gänzliche Beseitigung derselben zu richten, und nach einer lebhaften Debatte stimmte die Mehrheit der Mitglieder ihm bei. Die betreffende Eingabe ward am 13. Dezbr. dem Parlament überreicht und wurde das Signal zu ähnlichem Vorgehen in den übrigen Hauptindustriebezirken des Landes.

Antikorngesetzvereine entstanden bald in allen bedeutenden Städten. Aber erst durch die Annahme von Cobden's Vorschlag, in Manchester einen permanenten Centralverein zu organisiren, der alle kleineren Vereine umfassen und die Bewegung leiten sollte, ward die Anti-Cornlaw-League eine nationale Macht. Ihr kam außerdem das eben eingeführte Pennyportosystem in außerordentlich begünstigender Weise zu Hülfe. Hierdurch ward die rasche und billige Verbreitung der Flug- und Zeitschriften ungemein erleichtert, was für die Agitation der Liga von größtem Werth sein mußte.

Epochemachend für den Kampf um Aufhebung der Korngesetze sollte aber der Augenblick werden, in welchem John Bright mit Richard Cobden in freundschaftlichen Verkehr trat, denn Cobden's praktischer Sinn und John Bright's zündende Reden verschafften der Liga den Sieg. Beider Männer Freundschaft, die sich zuletzt zu einem brüderlichen Verhältnisse steigerte, dauerte bis zum letzten Athemzuge Richard Cobden's, an dessen Sterbebette John Bright wachte. So wuchs die Ligue zu einer Macht heran. Niemals hat es in England eine so einflußreiche politische Vereinigung gegeben, und was sie vermochte, das zeigte sich in jener Riesenpetition mit ihren 2,000,000 Unterschriften, welche sie aus allen Theilen des Landes zusammengebracht hatte. Als dieselbe von 200 Delegirten im Frühjahr 1839 dem Hauptvertreter der Freihandelsbewegung eingehändigt wurde, mußten sich die beharrlichen Führer sagen, daß die ausgestreute Saat zur vollen Frucht heranreife, so sehr sich auch noch das Unterhaus der Bewegung abgeneigt zeigte.

Seltsam erscheint es, daß sowol Cobden als Bright zu Zeiten daran dachten, sich der Korngesetzagitation zu entziehen. Beide hatten jahrelang eifrig gerungen, und doch schien der Erfolg zweifelhaft. Bright hatte seine erste Frau verloren und war niedergedrückt von Kummer. Als er Cobden erklärte, daß er sich von der gemeinsamen Sache zurückziehen wolle, erinnerte ihn dieser an die Tausende von unglücklichen Wittwen und Waisen, die nach Brot hungerten, und rief ihm zu: „Schließe Dich mir fester an, und wir wollen nicht eher ruhen, bis die Korngesetze abgeschafft sind!“ Bright widmete von nun an seine ganze Kraft der Liga. Später mußte Cobden freilich die unerquickliche Wahrnehmung machen, daß sein Geschäft dem Verfall entgegengehe, weil er im Eifer für die Interessen der Bewegung dasselbe immer mehr vernachlässigt hatte.



Maschinensaal im Etablissement von Richard Hartmann in Chemnitz.

Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Deshalb entschloß er sich in einem Augenblicke der Verstimmung und Verlegenheit, sich mehr und mehr von politischen Bestrebungen fern zu halten. Er theilte dies Bright mit, der damals in Schottland reiste und sofort seine Reise unterbrach, zurückeilte und seinen Freund aufsuchte. Es gelang ihm, Cobden von einem Schritte zurückzuhalten, welcher für die Liga verderblich werden mußte. Cobden sorgte für sein Geschäft, so gut er konnte, entschlossen, wenn es eben nicht anders sein sollte, sein Vermögen für das Wohl des Vaterlandes einzubüßen. Von dieser Zeit an waren die beiden Apostel des Freihandels bis zum Fall der Korngesetze unausgesetzt für die Sache ihres Herzens thätig.

So große Thätigkeit auch die Liga entfaltete, schien sie doch lange Zeit hindurch etwas Wesentliches nicht zu erreichen, weil die gesammte Torypresse sowie fast das ganze Unterhaus gegen sie standen und die großen Grundbesitzer gegen die Bewegung ihre ganze Macht aufboten. Alle diese Schwierigkeiten wurden aber durch die unermüdliche Ausdauer der Freihandelsmänner aus dem Felde geschlagen. Die Vereinsthätigkeit ließ nicht ab, das Volk durch Vorlesungen, Zeitschriften und Cirkulare zu belehren, durch Bankette Aufsehen zu erregen und neue Theilnehmer heranzuziehen, in Bazaren reiche Geldmittel aufzubringen, ja in Theegesellschaften sogar die Mitwirkung gebildeter Damen heranzuziehen. In einem Zeitraume von zwei Jahren ließ die Liga, nach dem 1845 veröffentlichten Rechenschaftsbericht, nicht weniger als 200 Versammlungen abhalten, sie setzte 15,000 Expl. ihrer Zeitschrift ab und vertheilte über zwei Millionen kleinerer Abhandlungen. In einem Jahre empfing sie 30,000 und verschickte 300,000 Briefe; den größten Theil des Jahres waren 300 Personen mit dem Verpacken und 500 mit dem Austheilen ihrer Druckschriften beschäftigt.

Bei den Neuwahlen zum Parlament im Jahre 1841 gelang es der Liga, einige Freihändler mehr in das Unterhaus zu bringen. Cobden, der schon im Jahre 1837 als Parlamentskandidat aufgetreten, aber durchgefallen war, wurde nun in Stockport gewählt. Die Monopolisten erklärten, daß Cobden im Parlamente bald seines Gleichen finden und zur Unbedeutendheit zusammenschrumpfen werde. Einige spotteten, er sei ja doch nur ein bloßer Kläffer, Andere nannten ihn einen Abenteurer, der in der Noth von Lancashire emporgekommen sei; feine Herren äußerten wegwerfend, es sei nicht der Mühe werth, von einem Kattundrucker so viel Wesens zu machen, während plumpe Witzlinge ihn als Götzen der Liga hinstellten, dem es gar bald gehen werde wie den Stieren und Kälbern des Alten Bundes. Niemals gab es einen komischeren Irrthum. Cobden nahm gar bald eine hervorragende Stellung im Unterhause ein, weil er als reifer und schlagfertiger Politiker sich bald Geltung zu verschaffen wußte. Wenn man ihn durch Lachen unterbrach, wartete er ruhig, bis die ehrenwerthen Herren sich ausgeschüttet hatten, und fragte dann, ob des Volkes Elend, welches er zu schildern versuche, etwa dies Lachen errege, eine Frage, welche sofort die laute Ausgelassenheit verstummen machte. In seiner ersten Rede vor dem Parlament (Aug. 1841) nahm er die Gelegenheit wahr, das Haus auf die Lage des Landes hinzuweisen, und er that dies in einer Weise, welche die Zuhörer in Erstaunen setzte. Er bewies die Ungerechtigkeit der Korngesetze, welche dem Arbeiter mit 10 Schilling Wochenlohn eine Brottaxe abpreßten, die 20% seines Einkommens

ausmache, während die Millionäre mit 200,000 £ Jahreseinkommen von je 100 £ nur einen Halfpenny Einkommensteuer zahlten. Diese Bemerkung rief nur lauten Spott und Hohn hervor. Cobden hielt inne und sagte mit einer Einfachheit und Mannhaftigkeit, die ihre Wirkung nicht verfehlten: „Ich bin im Zweifel, ob dieser Gefühlsausdruck der abscheulichen Ungerechtigkeit der Sache oder der unbedeutenden Persönlichkeit des Berichterstatters gelte." Der Vorkämpfer der Liga hatte noch nicht lange im Unterhause gesessen, als schon die Lacher und Spötter sich gezwungen sahen, ihm aufmerksam zuzuhören. Er sprach in schlichter, schmuckloser Weise, die ehrenwerthen Herren merkten aber bald, daß sie es mit einem durchaus ernsten und gewissenhaften Manne zu thun hatten, der in der Logik der Thatsachen gar wohl zu Hause war. „Die ehrenwerthen Herren", heißt es in einer Rede Cobdens vom März 1843, „beanspruchen das Recht, unser Brot zu besteuern, weil sie die Wegegelder und Zehnten entrichten müssen, aber diese Last hat der Grundbesitz schon getragen, bevor man noch an die Korngesetze dachte .... Während einer Zeit von 150 Jahren nach der Eroberung Englands durch die Normannen wurde die ganze Staatseinnahme vom ländlichen Grundbesitz erhoben. Während der nächsten 150 Jahre betrug die vom ländlichen Grundbesitz erhobene Steuer neunzehn Zwanzigstel der gesammten Staatseinnahmen. Im nächsten Jahrhundert bis hinab zur Regierung Richards III. betrug sie neun Zehntel. Während der folgenden 70 Jahre bis zur Zeit Maria's fiel sie auf ungefähr drei Viertel. Von da an bis zum Ende der Republik scheint der ländliche Grundbesitz die Hälfte der Einnahme aufgebracht zu haben. Bis zur Regierung der Königin Anna brachte er ein Viertel, während der Regierung Georgs I. ein Fünftel und unter der Regierung Georgs II. nur ein Sechstel auf. Während der ersten 30 Jahre der Regierung Georgs III. steuerte der ländliche Grundbesitz ein Siebentel der gesammten Staatseinnahmen bei, von 1793 bis 1816 ein Neuntel, seit dieser Zeit bis auf die Gegenwart aber nur ein Fünfundzwanzigstel ...., ungeachtet des ungeheuren Wachsthums des Werthes der Bodenrente. Das eigentliche Volk hat sich deshalb unter den despotischen Monarchen entschieden besser befunden als unter der Landoligarchie, die sich von Besteuerung frei zu machen und das ganze Volk durch ein Korngesetz zu bedrücken sucht."

Wie innerhalb des Parlaments wußte Cobden auch außerhalb desselben die Sache der Liga erfolgreich zu vertreten. So unternahm er 1843 mit Bright eine Reise durch die Ackerbaudistrikte des Südens von England, wobei es ihren eindringlichen Vorträgen gelang, die meisten Städte für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Sie hielten ihre Ansprachen auf den Marktplätzen und begegneten jedem Einwande auf der Stelle. Anfangs versuchten die Monopolisten mit eignen Redemitteln die Freihändler zu bekämpfen, aber bald zogen sie den Kürzern. Die gesunde Vernunft und schlagfertige Beredsamkeit, welche Cobden und Bright in den Kampf führten, brachten die meisten Landbewohner zur Erkenntniß der Wahrheit. Gewöhnlich eröffnete Cobden die Versammlung, seine Gegner erwiderten, und dann packte Bright sie mit seinen volltönenden Perioden und kräftigen Ausdrücken, worauf Cobden zuletzt durch einige humoristische Bemerkungen die Gemüther zu besänftigen und zu gewinnen wußte.

Wieder ein Mal hatte Cobden im Parlament die Leiden und Entbehrungen des britischen Volkes im Norden von England geschildert und sich dabei im Februar 1843 so weit hinreißen lassen, daß er geradezu den Premierminister Sir Robert Peel für die steigende Noth im Lande verantwortlich machte, da er als Hauptstütze der verhaßten Korngesetze anzusehen sei.

Während die Erregung im Lande zunahm, wurde Sir Robert Peel's Privatsekretär von einem Verrückten, der ihn für Sir Robert hielt, auf offener Straße erschossen. Dies veranlaßte Sir Robert, sofort im Unterhause Cobden indirekt anzuklagen, daß er durch seine Agitation gewissermaßen zum Meuchelmord anstachele. Dieser Vorfall im englischen Parlamente verdient eine nähere Darlegung, weil er einen schlagenden Beweis dafür liefert, daß selbst die Weisheit der Gesetzgeber nur eine dünne Maske ist, aus welcher bei Gelegenheit die niedern Leidenschaften der menschlichen Natur in ihrer ganzen Blöße hervortoben. Am 17. Februar, Nachts 2 Uhr, begann Sir Robert: „Der ehrenwerthe Herr (Cobden) hat, was er bereits mehrmals in den Sitzungen der Antikorngesetzler hervorhob, hier mit großem Unglück erklärt, daß er mich persönlich verantwortlich für die Leiden des Landes halte, allein mögen die Folgen dieser Andeutungen auch sein welche sie wollen, so will ich doch niemals durch Drohungen, weder in diesem Hause noch außerhalb desselben, in der Weise beeinflußt sein, daß ich einen Weg einschlage, welchen ich als verderblich" ... Der Schluß war vor Lärm und Toben, in allen Theilen des Hauses unverständlich. Arglos und unschuldig, wie Cobden es war, hatte er anfangs die Insinuation des Premierministers nicht verstanden, als aber seine Freunde ihn aufmerksam machten, erhob er sich und sprach: „Ich habe nicht gesagt, daß ich den sehr ehrenwerthen Herrn für verantwortlich halte. (Rufe: „Ja, ja!" Sir Robert: „Sie sagten es.") „Ich habe gesagt, ich halte ihn für verantwortlich in Folge seines Amtes (Rufe: „Nein, nein!"), wie der ganze Zusammenhang meiner Rede genügend erklärt." Sir Robert wiederholte, Cobden habe zweimal erklärt, er halte ihn persönlich für verantwortlich. Umsonst versuchte Cobden sich zu rechtfertigen, Lärm und Geschrei übertönte seine Rede. Aber die Gerechtigkeit, welche ihm das Parlament verweigerte, erwies ihm bereitwillig das Land. Als die Art und Weise bekannt wurde, wie man dem Ehrenmanne im Rathe der Nation begegnet hatte, da ertönte ein Schrei des Unwillens durch den Norden von England, da drängte ein Meeting zu Ehren des Verkannten das andere, und vor diesen glänzenden Manifestationen verstummte gar bald der Neid und die Scheelsucht der Gegner. — Sir Robert Peel selbst hatte sich nach und nach zu Cobdens Ansichten bekehrt; doch dauerte es immerhin noch drei Jahre, bis die Zeit kam, wo Peel seine Uebereilung wieder gut machte, indem er im Unterhause sein Bedauern über das Vorgefallene aussprach. Von diesem Augenblicke an wurden die beiden großen Männer aufrichtige Freunde. Und als endlich die Abschaffung der Korngesetze, im Februar 1846, durch eine Parlamentsakte beschlossen war, erkannte der treffliche Peel Cobden's Verdienste um diese Maßregel ausdrücklich an. „Der Name", sagte er, „der immer mit dem Erfolge dieser wichtigen Gesetze aufs innigste verknüpft sein sollte und es unbezweifelt auch sein wird, ist der eines Mannes, welcher stets, nach meiner Ansicht, in der

reinsten und uneigennützigsten Absicht, mit unermüdlicher Thatkraft für sie gewirkt hat, indem er sich unausgesetzt an unsere Vernunft wendete und uns mit seiner außerordentlichen Beredsamkeit, die wegen ihrer Ungekünsteltheit und Schmucklosigkeit um so größeres Lob verdient, überzeugte: der Name, welcher mit dem Erfolge dieser Maßregel für immer aufs innigste verknüpft sein muß, dieser Name ist Richard Cobden!" Zu dieser Ehrenrede sprach das ganze Land sein Amen und die «Daily News» konnte dem Volksmann Cobden keine schönere Nachrede halten, als dadurch, daß sie das englische Volk ermahnte, es nie zu vergessen, wem es zu danken habe, wenn es seine fast schon erschöpfte Kraft durch reichliche und unversteuerte Nahrung wieder habe herstellen können.

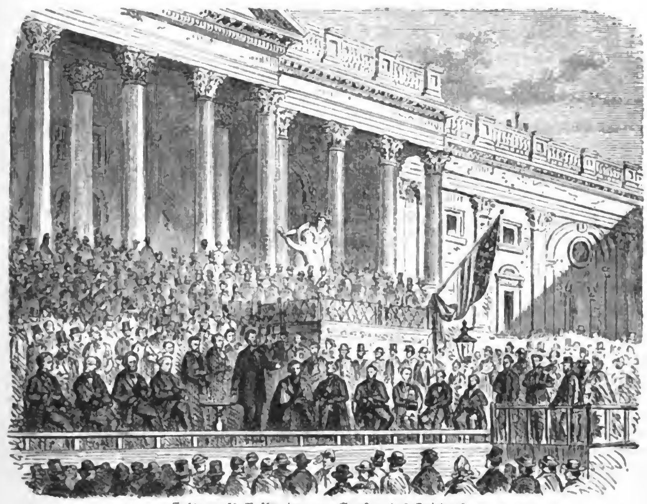
Ganz England sollte bald Gelegenheit geboten werden, sich zu überzeugen, wie sehr man Ursache habe, sich zu der durchgeführten Verbesserung Glück zu wünschen, denn die bisherige Unzufriedenheit im Volke hörte auf, die Industrie entfaltete sich immer großartiger, die Kartoffelfäule in Irland im Jahre 1847 ward überstanden, ohne daß es zu dem befürchteten Aufstand gekommen wäre. England hatte es ganz besonders jener noch rechtzeitig getroffenen Maßregel zu verdanken, daß die Revolution vom Jahre 1848 mit ihren Erschütterungen spurlos an ihm vorüberzog, während sie in so vielen andern Ländern Europa's lang anhaltende Stürme hervorrief. Am meisten hatten die Industriellen gewonnen, wie ja der ganze Kampf hauptsächlich sich um die Interessen der Industrie dem Ackerbau gegenüber drehte, die seitdem brüderlich vereint Hand in Hand auf den Bahnen der Vervollkommnung fortgewandelt sind.

Cobden pflegte das Verdienst jener großen Umwälzung immer bescheiden abzulehnen und bis zum letzten Augenblicke den tüchtigen Villiers als den eigentlichen Urheber hinzustellen. Anders dachten seine Mitkämpfer. Denn als die Liga, auf Antrag Cobden's, ihre Auflösung aussprach, beschloß der Rath derselben, ihrem großen Führer nicht nur den innigsten Dank für seine Dienste auszudrücken, sondern ihn auch für die großen Opfer, welche er durch Vernachlässigung seines Geschäftes gebracht hatte, ausreichend zu entschädigen. Durch eine Subskription wurden bald gegen 80,000 Pfund Sterling (533,333⅓ Thlr.) zusammengebracht und Cobden überreicht. Dieser gab infolge dessen seine Kattundruckerei ganz auf, um sich fortan ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten widmen zu können. Und als Cobden später (1861) in der amerikanischen Geldkrisis einen Theil jener Ehrengabe wieder verlor, brachten seine Freunde abermals 20,000 Pfund Sterling für ihn zusammen. Da aber der bescheidene Mann dies Geschenk ablehnte, wurde eine gleiche Summe später seiner Familie gesichert.

Cobden hing mit solcher Liebe an seiner ländlichen Heimat in Sussex, daß er sich dort ein kleines Besitzthum erwarb, wo er später die glücklichsten Tage seiner letzten Jahre verbrachte. Dort war es, wo er sagte: „Wer mich hier sieht, der hält mich gewiß für den, der ich bin, für den besten Freund der Pächter." Hierher flüchtete er, wenn er sich von des Tages Mühen erschöpft fühlte. Sein Körper war durch Ueberanstrengung so geschwächt, daß er sogar in den Sitzungen des Unterhauses, deren Ergebniß sein Werk krönte, nicht immer hatte zugegen sein können.

An die Stelle der Liga war die Financial-Reform-Association getreten,

die sich später mit der Wahlreform-Assoziation vereinigte, und Cobden's Streben richtete sich nunmehr darauf, den Staatshaushalt an weise Sparsamkeit zu gewöhnen und Palmerston's Einmischungsliebhabereien entgegenzuarbeiten. Doch zeigte sich seine Gesundheit erschütterter, als er sich selbst zugestehen mochte. Zur Erholung unternahm er deshalb eine Reise nach Deutschland, Rußland und Schweden. Er dachte, daß sich ihm während dieser Rundfahrt Gelegenheit genug bieten würde, Propaganda für die von ihm vertretenen Freihandelslehren zu machen, und es hat ihm wahrlich nicht daran gefehlt. Wohin er kam, wurde er, so sehr dies auch dem einfachen Manne widerstrebte, mit fürstlichen Ehren empfangen und als ein Wohlthäter der Menschheit gepriesen. Von Königen, Fürsten und den angesehensten Persönlichkeiten, sogar von dem Papste in Rom, erhielt er Beweise der Anerkennung für seine uneigennützigen Bestrebungen.



Cobden als Volksredner zu Gunsten des Friedens.

Als einer der Vertreter von Yorkshire durch 38,000 Stimmen von Neuem ins Parlament berufen, gewann er als Abgeordneter eines so reichen und wichtigen Bezirkes einen fast noch größeren Einfluß auf die Geschicke seines Landes und Gelegenheit, eine Reihe nützlicher Verbesserungen durch die eignen hochherzigen Ideen zu fördern. Dem Falle der Korngesetze mußte die Abschaffung der Navigationsgesetze folgen. Da nun, wenn das vorgeschlagene Gesetz durchging, die gesammte auswärtige Schiffahrt sich in Stand gesetzt sah, mit den seit 200 Jahren durch ein Monopol geschützten englischen Rhedern in Mitbewerb zu treten, so fand natürlicherweise jene freisinnige Maßregel unter den Schiffsherren des Landes einen ganz energischen Widerstand. Doch auch dieser ward besiegt, und

seitdem ist England von Jahr zu Jahr entschiedener auf den Bahnen der Freihandelsrichtung fortgeschritten. Mit allen großen Ergebnissen auf einem so wichtigen Gebiete der nationalen Wohlfahrt erscheint während zwanzig Jahren der Name Cobden aufs engste verknüpft.

Von der Abschaffung der Korngesetze an bis zum russischen Kriege hat Cobden unermüdlich für Erhaltung des Friedens, Beschränkung der Staatsausgaben und Verbesserung der Gesetze plädirt. Er glaubte, daß die Staatsausgaben alljährlich um 10 Millionen Pfund Sterling vermindert werden könnten: für die arbeitenden Klassen forderte er einen ausgedehnteren und direkteren Antheil an der Gesetzgebung und als einer der „Freunde des ewigen Friedens", eines Vereines, welcher später den Namen „Manchester-Partei" erhielt, verlangte er, daß in alle internationalen Verträge die Bestimmung über ein Schiedsgericht aufgenommen werde, welchem vorkommende Differenzen vorzulegen seien.

Als Cobden's Bemühungen, den Krimkrieg zu verhüten, fruchtlos geblieben waren, that er wenigstens, was in seinen Kräften stand, die blutigen Metzeleien zu beenden, indem er 1856 in seiner Flugschrift: „Was nächstens und hernach?" das Volk beschwor, wohl zu erwägen, wohin es sich steuern lasse, und ob die Erreichung des Zieles jene Millionen an Geld und Tausende von Menschenleben, die man für ein Phantom opfere, nur im entferntesten aufwiegen könne. Seine Ermahnungen zum Frieden und die lauten Stimmen der Manchestermänner sind insofern nicht ganz in den Wind gesprochene Worte gewesen, als sie, wenn auch nur indirekt, vielleicht doch Einiges dazu mit beigetragen haben mögen, wenn auf dem Pariser Kongresse im Jahre 1856, der dem Krimkriege ein Ende machte, beschlossen wurde, in der Zukunft bei internationalen Differenzen zuerst den Versuch zu machen, dieselben womöglich durch die schiedsrichterliche Vermittlung einer anderen Macht zu lösen, bevor man zur Entscheidung nach den Waffen griffe.

Im Frühjahr 1856 wurde die Familie Cobden von einem herben Schlage getroffen. Der einzige Sohn, ein höchst talentvoller Knabe, an dem der Vater mit größter Liebe hing und welcher der Stolz des Hauses war, wurde plötzlich in Weinheim in der Bergstraße, wo er sich in Pension befand, ernstlich unwohl. Derselbe Brief, welcher den Eltern die erste Nachricht von der Erkrankung ihres Lieblings brachte, meldete zugleich den Tod ihres Kindes. Es dauerte lange, ehe Richard Cobden sich von dieser schweren Heimsuchung erholte.

Bei Gelegenheit der Debatte über das Bombardement von Kanton im Parlamente wurde das Ministerium Palmerston auf Veranlassung Cobden's durch ein Tadelsvotum des Unterhauses gestürzt. Infolge dessen thaten die Gegner alles Mögliche, um die Wiederwahl Cobden's zu verhindern, und in der That verlor er seinen Sitz im Unterhause. Zwei Jahre lebte Cobden nunmehr verstimmt und vielfach leidend in ländlicher Abgeschiedenheit auf seinem Meierhofe Dunford. Um sich zu zerstreuen, unternahm er im Jahre 1859 eine neue Reise nach Nordamerika, dem er seine Vorliebe stets bewahrt hat und die auch wol der Grund sein mochte, daß er die ihm verehrten 80,000 £ in amerikanischen Eisenbahnaktien anlegte, eine Spekulation, die sich, wie wir wissen, als eine höchst verderbliche herausstellte. Nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten

Staaten erfuhr er, daß er, diesmal durch Rochdale, wiederum ins Parlament gewählt worden sei. Das Bündniß, welches Palmerston während Cobden's Abwesenheit mit den Liberalen geschlossen hatte, veranlaßte den Sturz des bisherigen Ministeriums Derby. In das neue Kabinet sollte auch Cobden, als Präsident des Handelsamtes, eintreten. Er lehnte aber ab, und man erzählt sich, daß Lord Palmerston ihn darauf dringend gebeten habe, die Sache nochmals zu erwägen, worauf Cobden ihm geradezu erwidert hätte, er habe den edlen Lord stets für einen Minister gehalten, dessen Politik für England unheilbringend und gefährlich sei; deshalb widerstrebe es seinem Gefühle, im engsten Einverständnisse mit ihm handeln zu müssen.

Trotz dieser entschiedenen Ablehnung eines Ministerpostens nahm Cobden doch keinen Anstand, seinem Vaterlande bei einer andern Gelegenheit in hervorragender Weise als sein Bevollmächtigter zu nützen. Bright, Cobden's Freund, hatte in einer öffentlichen Rede die Ansicht ausgesprochen, der erste Schritt zu einer Verminderung des Militäraufwandes und zur Herstellung engerer Beziehungen zwischen England und Frankreich würde wahrscheinlich in dem Abschluß eines Handelsvertrages zwischen den beiden Ländern gefunden werden. Infolge dessen schrieb Michel Chevalier an Cobden, seinen Freund, die kaiserliche Regierung sei dem Abschluß eines Handelsvertrags gar nicht abgeneigt, und ermuthigte ihn, bei der englischen Regierung darauf zu bringen, einen solchen Versuch zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Cobden, Lord Palmerston und Mr. Gladstone mit seinen Ansichten bekannt zu machen. Die beiden Minister gingen auf seine Vorschläge ein und ermächtigten ihn, in Paris zu versuchen, was dort zu machen sei. Von seiner Familie begleitet, nahm Cobden nun für den Winter 1859 auf 1860 seinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt. Anfangs machte die Angelegenheit geringe Fortschritte, denn die Vorurtheile zu Gunsten der Prohibition waren zu tief eingewurzelt. Doch mit Ruhe und Geduld gelang es dem Vermittler, alle Einwände zu widerlegen und die Gegner zum Schweigen zu bringen. Cobden's klar-verständiger Beweisführung ist das Zustandekommen jenes wichtigen Vertrages in erster Linie zu danken gewesen. Damit war den Herren Diplomaten von Fach klar dargethan, daß auch ein einfacher Mann in einfachem Rocke, ohne Titel, Sold und Gefolge, ein ebenso tüchtiger und angenehmer Unterhändler sein kann, wie ein Herzog oder Graf, der von allem Glanze und Flitterwerk vornehmer Geburt umgeben ist. Kaiser Napoleon, sonst so schweigsam, hartnäckig und unergründlich, unterhielt sich gern mit Cobden, hörte dessen Gründe, und als die eigenen widerlegt waren, fügte er sich der redlichen Weise und einschneidenden Logik des ausdauernden Manchestermannes. Die Hauptbestimmungen des englisch-französischen Handelsvertrags, der von Oktober 1861 an auf zehn Jahre gelten sollte, waren folgende: Frankreich verpflichtete sich, die Zölle und Abgaben auf englische Waaren so weit herabzusetzen, daß der höchste Zoll in den ersten drei Jahren nie mehr als 30% vom Werthe betrage, während er nach Verlauf von drei Jahren auf 25% herabgesetzt werde. England dagegen sollte unverzüglich alle Zölle auf französische Fabrikate gänzlich abschaffen und den Zoll für Cognac von 15 Schilling per Gallone auf 8 Schilling 2 Pence (von 5 Thlr. auf 2 Thlr. 21½ Sgr.)

herabsetzen, während der Zoll für französische Weine, statt 5 Schilling fortan nur 3 Schilling betragen sollte.

Obwol dieser Vertrag Anfangs in beiden Ländern nur geringen Anklang fand, erlebte Cobden doch noch die Zeit, wo manche der entschiedensten Gegner desselben offenherzig ihren früheren Irrthum bekannten. Im Unterhause wußte Gladstone die großen Verdienste Cobden's gebührend zu würdigen, und Earl Russell hob ausdrücklich hervor, daß Cobden sich geweigert habe, für seine Bemühungen mehr als seine bloßen Auslagen anzunehmen. Lord Palmerston bot im Namen der Königin Cobden die Baronetwürde und einen Sitz im „geheimen Rathe" der Königin an. Aber diese Ehren wurden abgelehnt, und auch der Versuch Palmerston's, Cobden durch eine Anstellung mit einer Jahreseinnahme von 2000 Pfund Sterling zu belohnen, scheiterte an der uneigennützigen Eigenart dieses seltenen Mannes. Oder giebt es etwa unter den Staatsmännern viele Gesinnungsgenossen Cobden's, die ein Leben voller Mühe und Arbeit dem Vaterlande zum Opfer bringen und dabei Aemter, Würden und Staatsbelohnungen abermals und abermals ausschlagen?

Nach Vollendung seiner Arbeiten in Paris eilte Cobden nach Algier, um seine Gesundheit zu stärken. Hier blieb er Winter und Frühling und kehrte erst im Mai 1861 zurück. In London erhielt er bei seiner Ankunft das Ehrenbürgerrecht. Als am 3. Juni 1861 im Unterhause eine Resolution eingebracht wurde, welche die Ansicht aufstellte, daß die Ausgaben des britischen Volkes herabgesetzt werden könnten, ohne die Sicherheit und den Einfluß des Landes zu gefährden, trat Cobden in einer meisterhaften Rede gegen die permanenten Rüstungen auf und erwies aus der Geschichte der neuesten Zeit, daß nur die mit Einsicht und Ueberlegung aufgesparten Kräfte eines Landes und nicht umfassende, die wahren Lebenskräfte verzehrende und im Aufkeimen zerstörende Bewaffnungen im Falle eines Kampfes den Ausschlag geben! „Seht nur," rief er aus, „nach dem, was sich auf der andern Seite des Atlantischen Ozeans begiebt. Jedermann hat sich über Amerika's anmaßende Haltung in der äußern Politik beklagt. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß Amerika niemals bewaffnet und gerüstet war, nie mehr als 15,000 Soldaten und eigentlich so gut wie keine Flotte besaß, da es während der letzten zehn Jahre nicht einmal ein Linienschiff, oder jedenfalls nicht mehr als eins, vollständig ausgerüstet hielt. Wenn Amerika also ohne Bewaffnung den Eisenfresser spielen konnte, worauf stützte es sich, wenn es der Welt seinen Willen vorschreiben will? Auf die bedeutenden, nicht durch fortwährende Bewaffnung vergeudeten Hülfsquellen, die es hinter sich hat. Und was ist nun die Folge des gegenwärtigen, so bedauernswürdigen Krieges gewesen? Eine Machtentwicklung, wie sie wol keine Nation von gleicher Größe je in so kurzer Zeit hätte aufbringen können. Kein Land in Europa, das 20 Millionen Einwohner besitzt, vermöchte eine Stärke zu entwickeln, wie die „Vereinigten Staaten" während der letzten zwölf Monate, indem sie eine Million Menschen in Waffen erhielten, welche im Ganzen ebenso trefflich ausgerüstet und ernährt worden sind, wie dies bei kaum einer andern Armee jemals der Fall war. Wie konnte das möglich gemacht werden? Lediglich dadurch, daß die Amerikaner sich nicht schon zuvor durch eine hohe Besteuerung

erschöpft hatten. Sie waren ein in jeder Hinsicht fortschreitendes und gedeihendes Volk, ihre Arbeitslöhne und Gewinne waren hoch, weil sie niedrig besteuert waren, und da sie zweimal soviel verdienten wie die andern Völker Europa's um die Zeit, wo der Krieg ausbrach, so hatten sie sich für längere Zeit nur auf die eine Hälfte ihrer gewöhnlichen Genüsse zu beschränken, um die genügenden Mittel zur Kriegsführung zu finden. Das, meine ich, ist ein Verfahren, welches bei uns ebenso wohl durchführbar ist als bei den Amerikanern, und deshalb leugne ich die Lehre, daß ein Volk dadurch seine Macht vermehrt und auf die Führung eines Krieges besser vorbereitet ist, wenn es in Friedenszeiten beständig große Kriegseinrichtungen unterhält."

Während des langjährigen Bürgerkrieges, der die Union in zwei große Lager spaltete, befand Cobden sich auf Seite der Nordstaaten und drang darauf, daß Großbritannien in keiner Weise, dem internationalen Rechte zuwiderhandelnd, Partei ergreife, schon weil es unmöglich sei, ein solches Heer über den Atlantischen Ozean zu transportiren, das im Stande wäre, den Norden zu zwingen, in die Trennung vom Süden einzuwilligen. Cobden hielt dafür, daß diejenigen, welche auf ihrem eignen Grund und Boden kämpften, weit mehr das Recht auf ihrer Seite hätten, als jene, welche aus weiter Ferne herbeikämen, um sich ein Schlachtfeld zu neuem Streite zu suchen. Der Gang der Ereignisse in Nordamerika hat Cobdens Ansichten bestätigt, wenn er selbst auch nicht das Ende des dortigen Bürgerkrieges erlebt hat. — Unter den von Cobden im Interesse des Friedens veröffentlichten Flugschriften verdient besonders seine letzte: The tree Panics (1862), genannt zu werden. Er verspottet in derselben als lächerlich die damalige Angst der Engländer vor einer französischen Invasion und die deshalb in Scene gesetzten großen Rüstungen.

Am 23. November 1864 gab Cobden bei keineswegs befriedigender Gesundheit seinen Wählern in Rochdale den herkömmlichen Jahresbericht über die Parlamentsverhandlungen und entwickelte ihnen seine Ansichten über die Tagesfragen. Dies war die letzte öffentliche Rede, welche der große „Apostel des Friedens und Freihandels" hielt. Sie wurde gleichsam der Nagel zu seinem Sarge. Denn auf dem Heimwege erkältete er sich so sehr, daß er auf den Rath seines Arztes mehrere Monate das Haus hüten sollte. Als aber die Trentaffaire England in Alarm brachte und in einen Krieg mit Amerika zu verwickeln drohte, vermochte Cobden nicht länger der Ruhe zu pflegen. Er verließ Dunford, um sein Wort zu Gunsten des Friedens in die Wagschale zu werfen. Aber auf der Reise, während eines der kältesten Tage im unfreundlichen, rauhen Monat März, brach sein altes Leiden, die Luftröhrenentzündung, wieder aus, sodaß er bei seiner Ankunft in London sich außer Stande sah, im Unterhause zu erscheinen. Anfangs hielten die Aerzte seine Krankheit keineswegs für lebensgefährlich und infolge dessen empfing Frau Cobden mit ihren fünf Töchtern erst in der Nacht vor seinem Tode, der am 2. April 1865 erfolgte, die Nachricht von der Gefahr, in welcher das Leben ihres Gatten schwebe. Zwölf Stunden später drückte sein langjähriger Freund John Bright dem Manne die Augen zu, der sich um Englands Wohlergehen so große Verdienste erworben hatte. Glücklich, wer nach einem in politischen Kämpfen verbrachten Leben, gleich Cobden, noch so hoch über

den Qualm und Staub der Schlacht sich erhoben, daß nach Vollendung des irdischen Daseins die Leidenschaften sich zerstreut haben und Thun wie Charakter mit einem bessern Maßstabe bemessen werden, als demjenigen der Partei.

Gleich am ersten Tage nach Cobden's Ableben wurden seinem Andenken selbst von seinen entschiedensten Gegnern im Parlamente Huldigungen dargebracht, wie sie nur wenigen Sterblichen zu Theil wurden. Bevor das Unterhaus am 3. April zur Tagesordnung überging, erhob sich Lord Palmerston, der Premierminister, und begann unter lautloser Stille im Hause: „Es ist unmöglich, den vorliegenden Antrag (eine Finanzmaßregel betreffend) in Erwägung zu ziehen, ohne daß jedes Mitglied sich unwillkürlich des großen Verlustes erinnert, den dies Haus und das ganze Land durch das gestern Morgen eingetretene Ereigniß erlitten hat. Der Mann, dessen Verlust wir beklagen, bekleidete eine hervorragende Stellung in diesem Hause wie im britischen Volke. Es kann mir nicht einfallen, in den wenigen Worten, die ich darüber sagen kann, die Thatsache zu verhüllen oder zu verleugnen, daß es manche Dinge gegeben hat, worüber Viele, zu denen auch ich gehöre, andere Ansichten hegten als Cobden, aber diejenigen, welche andere Ansichten hatten, konnten doch nie über die Ehrlichkeit seiner Absichten oder die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zweifelhaft sein .... Cobden war es vorbehalten, durch seinen unermüdlichen Fleiß, durch seine außerordentliche Regsamkeit, durch seine kein Hemmniß kennende Geisteskraft, sowie durch seine unwiderstehliche, ich möchte fast sagen demosthenische Beredsamkeit, ... durch ganz unvergleichliche Anstrengungen im praktischen Leben jene abstrakten wissenschaftlichen Grundsätze anzuwenden, von deren Wahrheit er so tief überzeugt war, und die zuletzt die Anerkennung aller vernünftigen Leute unseres Vaterlandes erlangten, dem Cobden eine unschätzbare und dauernde Wohlthat durch das Ergebniß seiner Anstrengungen zuwandte. Allein so groß auch die Talente Cobdens waren, so groß auch sein Fleiß und so hervorragend auch sein Erfolg gewesen ist, seine vollkommene Uneigennützigkeit übertraf Alles ... Die beiden großen Thaten Cobdens waren unbezweifelt — zuvörderst die Beseitigung der Korngesetze, wodurch der Industrie unseres Landes ein ungemeiner Aufschwung gesichert ist, und dann der Handelsvertrag mit Frankreich, welcher den Handelsverhältnissen dieses Landes so außerordentlich zu Gute gekommen ist ... Wir haben einen Mann verloren, welcher gleichsam als die Verkörperung unserer Konstitution betrachtet werden muß, weil er sich in diesem Hause zu außerordentlicher Höhe aufschwang und dabei einen großen Einfluß auf den Volksgeist und sämmtliche öffentliche Angelegenheiten errang, nicht durch Familienverbindungen, sondern lediglich durch die Kraft und Energie seines regen Geistes, die stets für Zwecke verwendet wurden, welche seinem Vaterlande augenscheinlichen Nutzen brachten." ... — Nach Lord Palmerston feierte Disraeli das Andenken Cobden's, den er den größten Staatsmann nannte, welchen die Mittelklassen Großbritanniens hervorgebracht hätten. Dann trat John Bright auf und erklärte mit vor Rührung zitternder Stimme, daß er bei dieser Gelegenheit es tief bedaure, nicht im Stande zu sein, vor dem Hause zu reden. Während Bright diese Worte sprach, überwältigte ihn die Rührung so sehr, daß er erst nach einer Pause der Erholung fortfahren konnte: „Auch ist

die Zeit, welche verflossen ist, seitdem der männlichste und liebevollste Geist welcher je in menschlicher Gestalt erschien, aus diesem Leben schied, so kurz, daß ich selbst nicht wagen möchte, den mich bedrückenden Gefühlen Worte zu leihen."



Enthüllung von Cobdens Statue am 27. Juni 1868.

Hier stockte Bright abermals, sein großes und männliches Herz wurde so von Wehmuth erfüllt, daß seine hehre Gestalt wankte, bis ein Thränenstrom ihm Luft verschaffte.

Wie in seinem Vaterlande, so erregte Cobden's Hingang auch im Auslande die lebhafteste Theilnahme. Napoleon III. befahl, die Büste von Richard Cobden in der Nationalgallerie von Versailles aufzustellen, eine Ehre, die außer Alexander

von Humboldt unter dem zweiten Kaiserreiche keinem andern Ausländer zu Theil ward, und der französische Minister des Auswärtigen huldigte dem Andenken Cobden's in offizieller Weise durch eine Depesche an den französischen Gesandten in London, welche derselbe dem englischen Ministerium mittheilen sollte. „Der unermüdliche Förderer der Freiheit auf dem Gebiete des Handels und der Industrie", heißt es in dieser Schrift, „war nicht nur der lebende Beweis desjenigen, was Einsicht, Ausdauer und Arbeit vollbringen können, sondern eines der hervorragendsten Beispiele derjenigen Männer, welche, aus den bescheidensten Schichten der Gesellschaft entsprungen, sich selbst durch eignen Werth und persönliche Leistungen zu den höchsten Stufen der menschlichen Achtung emporschwingen, kurzum, eines der seltensten Beispiele der gediegenen, dem englischen Charakter eigenthümlichen Eigenschaften. Vor allen Dingen aber ist er in unsern Augen der Vertreter derjenigen kosmopolitischen Gefühle und Grundsätze, vor denen alle nationalen Widersprüche und Eifersüchteleien gänzlich verschwinden. Während er wesentlich seinem Vaterlande angehörte, war er doch noch vielmehr der Mann seiner Zeit, denn er begriff, was in unsern Tagen gegenseitige Uebereinkünfte für die Wohlfahrt der Völker bedeuten. Cobden war deshalb, möge mir der Ausdruck erlaubt sein, durchaus ein internationaler Mann."

Dieser Ausdruck des französischen Ministers ist bezeichnend und erklärt die allgemeine Trauer, welche Cobden's Tod allüberall erregte. Und in der That, Cobden war ein Weltbürger. Er kannte die Befangenheit in nationalen Vorurtheilen nicht, sein freier Weitblick sah über die Grenzen politischer Zusammengehörigkeit hinaus und schaute alle Menschen als Brüder. Darum hat man mit Recht sein Leben und Wirken als ein Beispiel praktischen Christenthums bezeichnet. Cobden war ein Christ, wie er sein muß. Er hielt viel auf Religion, denn er pflegte zu sagen: „Ein Mann ohne Religion bietet gar keinen Anhaltspunkt." Aber er war kein Sektirer, kein Gebetplärrer und Händefalter; man konnte wochen- und monatelang mit ihm verkehren, ohne zu erfahren oder im Stande zu sein, auch nur zu muthmaßen, welchem religiösen Bekenntnisse er angehöre. — Jenes Weltbürgerthum, welches nicht selten von Leuten, die aus den Vorurtheilen gar nicht herauszukommen vermögen, als Demagogie verschrieen wird, verwirrt gar oft das Urtheil der Besten; auch Cobden entging dem Schicksal nicht, den Demagogen beigezählt zu werden. Zu den unverbesserlichen Weltverbesserern gehörte dieser Mann nicht. Wenn auch mit scharfkritischem Talente ausgerüstet, war er doch weder in Worten und Thaten, im Fühlen und Handeln, weder im Großen noch im Kleinen ein Knicker. Allerdings drang er unablässig auf Ersparungen im Staatshaushalt, auch genügte ihm ein erlangter Vortheil nicht immer, denn er wünschte, daß die Segnungen guter Gesetze Allen zu Gute kämen. Daher drang er auch auf Erweiterung des Stimmrechts; jene große Reform, die nach seinem Tode zum Gesetz erhoben ward, fand an ihm einen energischen Fürsprech.

Cobden's Herzensgüte machte ihn Allen lieb und werth, die mit ihm verkehrten. „Er besaß", sagt Godwin Smith, „mehr als andere Menschen einen Talisman, welcher die Herzen gewinnt. Wer sich auch nur fünf Minuten mit Cobden unterhielt, fühlte, daß er ein guter Mann sei." „Seine natürliche

Freundlichkeit", sagt der Bischof von Oxford, „seine liebevolle Zärtlichkeit für seine Familie und Freunde, seine Offenherzigkeit und außerordentliche Bescheidenheit, seine unvergleichliche Wahrheitsliebe, sowie sein williges und hülfreiches Mitgefühl umgaben ihn in meinen Augen mit einem unwiderstehlichen Zauber."

Als Redner im Unterhause glänzte Cobden nicht durch klassische Citate, denn er glaubte und äußerte, daß eine einzige Seite der „Times" mehr Belehrendes enthalte als der ganze Thucydides; er langweilte auch nicht durch großen Wortschwall, noch imponirte er durch Redeschnörkel und Stilgymnastik, sondern er suchte nur Thatsachen und Beweise herbeizubringen. Dabei waren seine äußeren Mittel keineswegs solche, womit es großen Volksrednern gelingt, die Menge mit fortzureißen. Seine Stimme hatte weder eine große Biegsamkeit noch besondere Stärke, und sein Auftreten bot der Menge durchaus nichts Imponirendes. Was ihm aber in dieser Beziehung abging, das ersetzte der Inhalt seiner Reden im reichen Maße. Nach dem Ausspruch der Times gab es während Cobden's Wirksamkeit in England keinen Redner, der es gleich ihm verstanden, die Thatsachen so darzustellen, die Beweise für seine Behauptungen so herbeizuschaffen und die gewünschten Eindrücke nicht nur hervorzurufen, sondern auch festzuhalten. Nach Disraeli's Urtheil kamen ihm als Redner und Debatter nur wenige Zeitgenossen gleich. Dieser Staatsmann versicherte, sein politischer Gegner habe eine solche lebhafte Darstellungsgabe besessen, daß er stets der Sympathien derer gewiß sein durfte, an welche er zunächst seine Reden gerichtet hielt, und da er überdies vermieden habe, seine Beweise bis zum Aeußersten zu treiben, so sei er immer ein praktischer und überzeugender Redner gewesen. Wenn ihm etwas zum Vorwurf gemacht werden konnte, so war es eine gewisse Einseitigkeit, die aus dem Umstande entsprang, daß er als Industrieller alle Verhältnisse meist nur vom Standpunkte des Kaufmanns, also vielleicht oft etwas zu praktisch, seine Gegner sagten philisterhaft, auffaßte. Auch liebte er es, künftige Ereignisse vorherzusagen, und da seine Gesichte selten zutrafen, so schadete er dadurch seinem Rufe durch seine Standreden zu Gunsten des Friedens um jeden Preis*), that er gleichfalls seiner wohlerworbenen Popularität be-

*) Wenn wir freilich einen Blick werfen auf das in den Kriegen der letzten Jahrzehnte hingegebene Gut und Blut, so erscheint uns der Friedensapostel Cobden in ganz anderem Lichte, gegenüber seinen Gegnern von damals. Entsetzlich wirken Ziffern, wie 1,736,401 Opfer an Menschenleben und 12,000 Mill. Thaler an Kriegskosten, welche allein die Kriege der letzten 15 Jahre verschlungen haben. Im Krimkriege bluteten 748,901 Menschen, in Italien 44,000, in Schleswig-Holstein 3,500, in Nordamerika 281,000, in Südamerika 519,000, in Deutschland im Jahre 1866 45,000, in Asien und Afrika 95,000, in Summa 1,736,401 Menschen. — Kosten verursachten: der Krimkrieg 8,600,000,000 Francs, der italienische Krieg 1,500,000,000, Krieg in Schleswig-Holstein 180,000,000, Krieg in Nordamerika 25,500,000,000, Krieg in Südamerika 11,500,000,000, Krieg im Jahre 1866 1,650,000,000, Asien und Afrika 1,000,000,000. Summa 47 Milliarden 830 Millionen Francs. — Zum ersten Posten sind noch hinzuzurechnen die zahllosen Krüppel und Diejenigen, welche Einbuße an ihrer Gesundheit erlitten haben. Der zweite Posten enthält nur die unmittelbaren Kriegskosten; die mittelbaren Verluste an Störung des Handels, der Industrie 2c. sind gar nicht zu berechnen.

trächtlichen Abbruch. Eine gewisse Einseitigkeit der Bildung brachte es mit sich, daß manchmal arge Uebereilungen, ja bedenkliche Schnitzer in seinen Reden unterliefen und seinen Gegnern willkommene Angriffspunkte darboten.

Um so sorgfältiger wog er sein Wort ab, wenn er über Gegenstände seines Wissens sprach; doch wurden seine Reden keineswegs mühsam ausgeklügelt, sondern er besann sich nur darüber, wie er selbst versichert, auf welche beste Art er seine Sache wol vorzubringen vermöchte. Er rechnete darauf, daß am rechten Ort sich das rechte Wort schon fände.

Einfach, wie in seiner Redeweise, war Cobden in seinem Auftreten. Gründlich verhaßt waren ihm leere Formen und bloße Aeußerlichkeiten; er hatte keinen Sinn für eitles Gepränge, und eben so wenig flößten ihm Livreen und Ordenssterne, Adelsdiplome und Magistertitel besondern Respekt ein. Bevor er sich in London ein Hauswesen einrichtete, pflegte er in einfachen Gasthäusern zu speisen, niemals aber die strahlenden Hotels ersten Ranges aufzusuchen. Ebenso wenig behagten ihm öffentliche Festessen und offizielle Einladungen. In den 24 Jahren seiner parlamentarischen Thätigkeit hat er auch nicht ein einziges Mal an dem Mittagsschmause oder den Abendgesellschaften Theil genommen, welche der Präsident des Unterhauses in herkömmlicher Weise zu veranstalten pflegt. Mehrmals wurde er in Paris vom Kaiser zu Tische geladen und aufgefordert, in Compiègne sein Gast zu sein, aber Hoffeierlichkeiten und Hofleben waren so wenig nach seinem Geschmack, daß er gern solchen Ehrenbezeigungen aus dem Wege ging.

Cobden vermied persönliche Konflikte soviel als möglich. Er hatte weniger Bitterkeit in seinem Charakter als irgend ein Parteimann; persönlichen Groll konnte sein Busen nicht beherbergen. Aber eine öffentliche Ungerechtigkeit empörte ihn und weckte die schlummernde Heftigkeit, welche sonst nichts zu erregen vermochte. Als die Anmaßung der englischen Grundbesitzer soweit ging, die Auswanderung derjenigen Arbeiter zu fordern, welche billiges Brot wollten, geißelte Cobden den verderblichen Eigennutz in zornsprühender Rede. „Was bedeutet der Schutzzoll auf Brot?“ rief er aus. „Eine künstlich erzeugte Hungersnoth. Ihr wollt nicht zugeben, daß die Gesetzgebung dieses Landes die unerträglichste Hungersnoth herbeizuführen vermochte. Und doch ist dem so. Tretet an die Schranken des Ober- und Unterhauses, und ihr werdet hören, daß der Grundton aller Reden ist: „„Unsere Zinsen und Bodenrente! hohe Bodenrente! Rente! Rente!““ — Was soll denn dies heißen? Seht da die Prachtexemplare der großen Grundherren! Würdige Herren allerdings und stattlich anzuschauen auf den bequemen Sesseln des Herrenhauses, aber wenig hervorragend über die Fläche des gewöhnlichsten Verstandes und, soweit ich sehen kann, ebenso wenig über die Mittelmäßigkeit in Charakter und Kenntnissen. Aber sie sitzen nun einmal da. Wer sind sie denn? Geadelte Getreide- und Fleischhändler, die zu theuren Preisen verkaufen wollen.“ Solche Heftigkeiten bilden in Cobden's Reden jedoch nur Ausnahmen. Selbst im erbittertsten Kampfe achtete er den Ruf seiner Gegner wie seinen eigenen. Eine gewisse Reizbarkeit gegenüber der Meinung Anderer, was früher ihm nicht zu eigen war, machte sich erst während der letzten Jahre bemerkbar. Diese Unduldsamkeit ist zum guten Theil auf Rechnung seiner Kränklichkeit zu setzen und wir erwähnen ihrer nur, um sein Lebensbild zu vervollständigen.

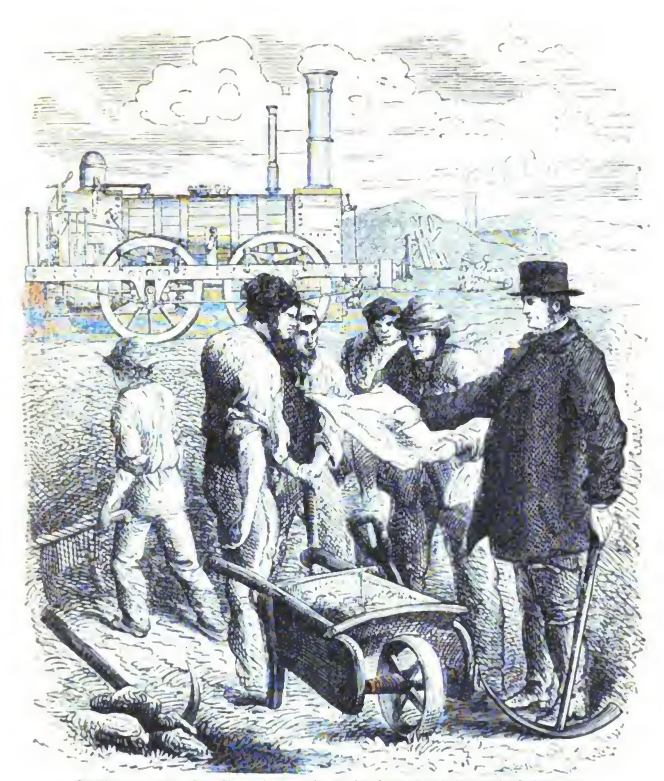
Cobden's geistige Gewandtheit und Rührigkeit grenzten ans Wunderbare. Wenn er in das Versammlungszimmer der Liga trat, lagen gewöhnlich hohe Stöße von Briefen für ihn da. Rasch setzte er sich nieder, las die Korrespondenz und ertheilte mit wunderbarer Raschheit die Anweisungen zur Antwort darauf. „Er schrieb", wie ein alter Freund von ihm sagte, „mit Eisenbahneile und konnte dies ganze Stunden hindurch so fortsetzen." Doch schrieb er niemals einen Brief ohne etwas Beherzigenswerthes darin zu äußern. Zum Belege theilen wir den Schluß einer Zuschrift mit, die Cobden am 5. Februar 1865 an den amerikanischen Ministerresidenten in Kopenhagen richtete. „Sie werden", heißt es darin, „nun die große Aufgabe haben, mit Anwendung aller Kräfte die finanziellen Verhältnisse Ihres Landes zu ordnen. Dazu ist in Ihrer Regierung ein entsetzlicher Mangel an Einsicht und Kenntnissen in allen volkswirthschaftlichen Fragen vorhanden, und mir scheint, daß man bei Ihnen sich jetzt gerade in demselben Zustande der Unwissenheit befindet, aus welchem wir in England uns vor vierzig Jahren loszumachen begannen .... Verlassen Sie sich darauf, daß, wie es keinen Königsweg zur Wissenschaft giebt, es auch keinen besonderen republikanischen Weg zum Wohlstande giebt, man muß den allgemeinen Pfad der Erfahrung betreten. Schulden sind Schulden, sowol diesseit wie jenseit des Atlantischen Ozeans; sie können nur durch Klugheit, Sparsamkeit und weise Vertheilung der Lasten getilgt werden."

Bei dem Banket, welches zehn Monate nach Cobden's Tode in Verviers abgehalten wurde, als die Handelskammer daselbst beschlossen, die Büste des großen Agitators in ihrem Sitzungssaale aufzustellen, gab Prince-Smith aus Berlin, einer der anwesenden persönlichen Freunde Cobden's, das Nachfolgende zum Besten, und wir erzählen dies auch nur, um zu beweisen, wie die Sache des Freihandels Cobden's Geist unaufhörlich beschäftigte. Cobden wohnte nämlich als Gast der Hochzeitfeier von Prince-Smith bei und bei dem Festmahle sprach er: „Ich kenne keine bessere Illustration der Vortheile des Freihandels, als eine gastfreundschaftliche und wohlbesetzte Tafel, wo die Flasche und die ausgesuchtesten Gerichte von Hand zu Hand gehen und freundliche Worte dabei gewechselt werden, während das Schutzsystem andererseits einer Tafel gleicht, wo jeder Gast einsam und abgeschlossen für sich sitzt und wo der Eine alles Salz bekommt, während der Andere die Suppe für sich allein verspeisen darf."

Obgleich sich von Cobden sagen läßt, was Ben Jonson von Shakespeare behauptet, daß er wenig Griechisch und noch weniger Latein verstanden habe, so war er doch klassisch in der Klarheit und lichtvollen Anordnung seiner Gedanken, wie in seinen logischen Schlußfolgerungen. Ihn hatte nicht die Schule, sondern das Leben gebildet. Welt und Menschen spiegelten sich aber bei ihm in einem empfänglichen Geiste, der einem klaren, tiefen See glich, dessen krystallhelle Fluten vom Sonnenglanze erleuchtet werden. Neben der Anschauung der Außenwelt mag auch der großartige Gegenstand, mit dem Cobden sich beschäftigte, zur harmonischen Entwicklung seiner Geisteskräfte viel beigetragen haben. Er selbst hielt wenigstens das Studium der Nationalökonomie für die allerbeste Uebungsschule des menschlichen Geistes.

So begabt und geschult konnte der Bauernjunge sich von den Stoppelfeldern zu Dunford zum tonangebenden Mitgliede des Unterhauses emporarbeiten, dessen Rath die Gewaltigen dieser Erde nicht verschmähten, dessen Andenken aber in der Erinnerung des Volkes leben wird, so lange die Dankbarkeit nicht aufgehört hat, eine Tugend zu sein. Cobden gehört nicht zu den Unglücklichen und Getäuschten, denen die Mitwelt den Tribut der Anerkennung und der Würdigung ihres Verdienstes vorenthalten hat. Seine Mitbürger wußten, was sie dem Manne schuldeten, und sie zeigten, daß sie es wußten. Nach seinem Tode ehrten sie sein Andenken dadurch, daß sie sich seiner Familie erinnerten, die heute in solchen Verhältnissen lebt, daß Frau Cobden im Geiste ihres edlen Gatten selbst den Jahresgehalt von £ 1500 ablehnen konnte, welchen die Regierung ihr aussetzen wollte.

Büsten von Richard Cobden sind in allen Handelskammern von England aufgestellt, und am 27. Juni 1868 ist zu Ehren des großen Todten in der High-Street, Camden Town zu London dessen Standbild enthüllt worden. Dasselbe, ein Werk der Bildhauer W. J. und T. Wills, ist aus sizilischem Marmor gemeißelt und acht Fuß hoch. Es stellt Cobden in gewöhnlich bürgerlicher Kleidung und mit einer Geberde dar, als sei er im Begriff, eine Rede zu halten. Die rechte Hand mit erhobenem Zeigefinger ist ausgestreckt, während die linke eine Papierrolle hält. Die Statue selbst erhebt sich auf einem fünfzehn Fuß hohen Sockel von Portlandstein, dessen Seiten mit Reliefdarstellungen von Früchten und Korngarben geziert sind, die symbolisch anzeigen sollen, welche Fülle von Wohlthaten durch den Freihandel sich über das Volk von England ergoß. Frau Cobden und ihre Töchter wohnten der Enthüllungsfeierlichkeit bei und hörten die salbungsvolle Rede an, mit welcher Mr. Roß die Statue den Behörden des Kirchspiels St. Pankratius übergab, in welchem sie sich befindet. Wir aber erinnern uns der Worte John Bright's: „Jener Marmor", sagte er, indem er auf Cobdens Büste hinwies, „zeigt uns ein Abbild der äußern Erscheinung unseres Wohlthäters, ... aber der Marmor selbst hat nur eine vergängliche Dauer im Vergleich zur Unvergänglichkeit jenes Ruhmes, den Verdienste um das Vaterland erwerben."



Stephenson, den ersten Eisenbahnbau leitend, im Hintergrund seine erste Lokomotive.

Der Maschinenbau und deutsche Meister desselben
mit besonderer Rücksicht auf das Eisenbahnwesen.
Dargestellt in den Lebensskizzen
zweier Koryphäen der heutigen Maschinentechnik.

Einleitung.

Jeder große Gedanke, jede neue bedeutsame Periode hat ihre Bahnbrecher, bedarf des Vorganges und der Anregung energischer Männer von weit ausschauendem Geiste, deren Tagewerk meist vollbracht werden muß im Ringen mit den Vorurtheilen und der Unempfänglichkeit ihrer Zeitgenossen, die ja so oft nichts von dem frischen Geisteshauch verspüren, welcher am eigenen Gesichts-

kreis vorbeizieht. Jenen Pionieren höherer Kultur erwächst freilich für sie selbst oft kaum ein Segen aus ihren preiswürdigen Anstrengungen. Sie säen nur — Andere ernten; sie arbeiten für die gesammte Menschheit, für ihr Volk, für ihre nächste Umgebung, die so selten im Stande ist, ein auf das Große und Ganze gerichtetes Streben zu würdigen. Freilich lehrt ein Blick auf die uns umgebende Natur, daß die Gegenwart immer nur von dem lebt, was in der Vergangenheit gepflanzt worden. Die süße Frucht, deren Genuß uns labt, stammt vielleicht von einem Baume, dessen Samenkorn vor langen Jahren dem Schoße der Erde von einem Greise anvertraut wurde, dem recht gut bekannt war, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, das Obst von dem daraus emporkeimenden Baume zu ernten, der aber dennoch — bewußt oder unbewußt — seinen Dank für das der Nachwelt abtrug, was frühere Erdbewohner für ihn gesäet hatten. Das Haus, welches wir bewohnen, der Ort oder die Stadt, welche den Schauplatz unserer Thätigkeit bilden, der Staat, dem wir durch Geburt oder Wahl angehören, verdanken ihr Dasein einer mehr oder weniger fernen Zeit. Ganz dasselbe findet im geistigen Leben der Völker statt, denn Künste und Wissenschaften beruhen auf dem in früheren Zeitaltern Erdachten und Errungenen. Daraus ergiebt sich als nothwendiges Gesetz, daß die Gegenwart für die Zukunft zu arbeiten hat, wenn das große Ganze gedeihen und fortbestehen soll.

Am öftersten bleibt der Lohn für die muthigen Bahnbrecher neuer Ideen aus, für solche, deren Bestrebungen dahin gerichtet sind, eingewurzelte Mißbräuche auszurotten oder die Zeitgenossen zu bestimmen, neue Bahnen, die zu größerem Wohlstand oder zu erhöhter Freiheit führen, einzuschlagen. Es ist eine traurige Erfahrung, daß dem seiner Zeit vorausgeeilten Wohlthäter von Generationen meist statt Anerkennung nur Undank zu Theil wird. Erst die Nachwelt flicht dem Verdienste ihre Kränze und legt solche zu Füßen errichteter Denkmale nieder. Ein solches Schicksal widerfuhr dem unermüdlichen Patrioten, dessen Thun und Wirken uns in einem vorhergehenden Abschnitte beschäftigte. Die Skizze der Entwicklung des Eisenbahnwesens in Deutschland, die wir dort in dem Lebensumriß von Friedrich List begannen, ergänzen wir nun nach mehreren Seiten hin, durch das nachfolgende Lichtbild eines der geachtetsten Vertreters einer Industriebranche, welche ihre Entstehung und außerordentliche Blüte der großartigen Thätigkeit des Reutlinger Bürgersohnes mit verdankt. Was dieser dachte und säte, die neue große Verkehrsstraße, die derselbe brechen half — andere Männer eigener Kraft sorgten bei uns dafür, daß sie befahren und belebt ward. Einen derselben, Borsig, haben wir bereits in der ersten Sammlung dieses Werkes unseren Lesern vorgeführt, ein Anderer bildet den Gegenstand dieses Abschnittes.

Nicht absichtslos reihen wir das Lebensbild dieses hoch angesehenen Vertreters auf dem Gebiete der Eisenindustrie den Biographien von Bruck und List an. Die Bedeutung des großen Agitators auf dem Gebiete des Verkehrswesens ist uns noch frisch im Gedächtniß. Er hat die Früchte seines Werkes nicht genossen, der Regenerator der wirthschaftlichen Zustände der österreichisch-ungarischen Monarchie hat durch seinen Lebensabschluß an das Wahrwort erinnert, daß man keinen Menschen vor seinem Ende glücklich preisen, noch weniger zur Wolkenhöhe empor erheben soll. Was jedoch beide Männer in Rücksicht auf

Handel und Wandel gewollt, was Bruck für Hebung von Schiffahrt und Seeverkehr, was Beide für Vermehrung der Kommunikationsmittel gethan, das ist der Gewerbthätigkeit und der Industrie von ganz Mitteleuropa zu Gute gekommen, daraus haben die thatkräftigen und schöpferischen Männer auf dem Gebiete der Technik, vornehmlich in vorliegendem Falle die Meister der Maschinentechnik, frischen Lebensodem gezogen. Ueberbrückt ihr Ströme, legt ihr Schienenstraßen durch weithin sich ziehende Ebenen oder Pußten oder über die Riesenwälle der starren Alpenwelt an, verbindet ihr Meere mit Meeren, — jegliche Verkehrserleichterung wird das Heranklimmen zu einer höhern Bildungsstufe Allen erleichtern, nicht nur dem landeseigenthümlichen Gewerbfleiß, zugute kommen, sondern auch demjenigen der Nachbarn. Denn die Gemeinschaftlichkeit der Interessen äußert ihre Allgewalt in keinem Falle überzeugender, als auf dem Gebiete des Verkehrswesens, und Rückschritt oder längerer Stillstand eines Theiles der Völkerfamilien auf den Bahnen, denen die Kulturnationen folgen, ist für Alle von Nachtheil.

Fortschritt heißt die große Losung, und Fortschritt bedeutet heutzutage Verschönerung des Lebens und Vermehrung der materiellen Güter und deren idealer Werthe desselben. Kaum hat jedoch irgend eine der großen Erfindungen in der Neuzeit zum Fortschreiten mehr angeeifert, als die der Lokomotive, gleichsam die Verkörperung, was den Verkehrsstraßen unserer Zeit eigenthümlich ist. Galt zu allen Zeiten für die Handelsbewegung der Kulturstaaten als Gradmesser die Menge und Beschaffenheit der Verkehrswege, waren Handel und Wandel naturgemäß zu jeder Zeit auf Pflege dieser großen Verkehrspulsadern, auf Erweiterung der Chausseen hingewiesen, so sind gegenwärtig die Eisenbahnen an deren Stelle getreten; sie bilden die gewichtigen Faktoren, von denen das Steigen unseres Wohlstandes, ein guter Theil höherer Bildung abhängig ist.

---

1. Eisenbahn und Lokomotive.

Fahrgeleise herzustellen, welche, völlig eben, den Rädern die möglichst geringen oder gar keine Hindernisse entgegenstellen, ist eine uralte Erfindung. Schon den Völkern des Alterthums, wie den Aegyptern, Indern und Persern waren solche Geleise bekannt, und wir können es nur dem lange andauernden Zeitalter der Barbarei zuschreiben, welches zwischen der Blüte jener damals schon hochgebildeten Völker und der neueren Zeit liegt, wenn, mit vielleicht mancher andern, auch diese Erfindung im Strome der Vergessenheit begraben wurde. Die Inder und Aegypter legten, um die ungeheuern Steinmassen, deren sie zu ihren gewaltigen Bauten beburften, aus den Steinbrüchen zur Baustelle zu schaffen, große behauene Quadersteine dicht aneinander und bildeten so eine Steinbahn, in welche die Räder der Blockwagen nach und nach die Geleise selbst einschnitten. In den Ruinen von Baalbek und Palmyra finden sich noch die Spuren dieser Steinbahnen, die, den alten Schriftstellern zufolge, selbst durch die Wüste fortgeführt wurden. Auch die Römer benutzten ähnliche Steinbahnen bei ihren Hauptstraßen. Da es sich indessen zeigte, daß durch die unmittelbare Einwirkung der Wagen auf den Stein endlich auch sogar die

Granitquadern, aus denen man diese Bahnen zusammensetzte, zerbrachen, so kamen solche Wege nicht weiter in Aufnahme, und selbst die also gebauten Römerstraßen verfielen mit dem Falle des Römerreiches. Dem deutschen Bergbau war es indessen vorbehalten, ein neues Straßenbausystem zu begründen. Der Transport der Erze und Steine in den Bergwerken des Harzes wurde nämlich auf Holzbahnen bewirkt, welche aus zwei auf hölzernen Unterlagen gestreckten Balkenreihen bestanden, die genau gleichlaufend und mit Rücksicht auf einen regelmäßigen Fall gelegt, den Wagen eine ebene Bahn gaben und dadurch einem Pferde gestatten, eine vierfach größere Last zu bewältigen. In England ließ die Königin Elisabeth, vor etwa 300 Jahren deutsche Bergleute aus dem Harze in ihr Land kommen, um dort die Stein- und Eisengruben, namentlich aber die daselbst immer mehr und mehr in Aufnahme kommenden Steinkohlenwerke zu bearbeiten, und mit diesen Leuten gelangten auch die Holzbahnen nach England, wo wir sie schon im Jahre 1676 in Newcastle in vollem Gebrauche finden. Der größte Fortschritt fand jedoch im Jahre 1767 statt. Es waren vorher schon mehrfach an Stelle der Holzbahnen die Steinbahnen getreten; doch erwiesen sich dieselben nicht besonders vortheilhaft. Sie zeigten sich zu rauh, infolge der größeren Reibung verringerte sich ihr Nutzeffekt, und endlich war ihre Dauer auch keine größere, als jene der Holzgeleise. Um die eben genannte Zeit stand nun das Eisen in England so niedrig im Preis, daß seine Förderung nicht die darauf verwendeten Kosten lohnte, sodaß man an den Hauptgewinnungsorten sogar damit umging, die Hohöfen, wo dasselbe verarbeitet ward, eingehen zu lassen.

So in Colebrookedale in Shropshire. Dies zu verhüten, faßte Reynolds, einer der Theilnehmer an den dortigen Gruben, den Entschluß, eine gußeiserne Brücke über den Fluß zu bauen, der an seinen Werken vorüber fließt, um solchergestalt seinen Eisenüberfluß in nutzbringender Weise zur Verwendung zu bringen. Seitdem sind sowol in England als auf dem Kontinente eine Menge Brücken von Guß- und Schmiedeisen entstanden. Eine weitere Anwendung des Gußeisens erdachte Reynolds, indem er die Eisenbarren etwas länger als gewöhnlich gießen und dieselben dann auf die Langschwellen der Holzbahnen legen ließ, sodaß dieselben das Geleise bildeten. Später, meinte er, wenn die Eisenpreise sich heben würden, könne man diese Geleise wieder aufnehmen und verwerthen, da die Abnutzung keineswegs bedeutend sein würde. So entstanden in und um Colebrookdale Schienenwege; sie zeigten sich höchst vortheilhaft und wurden daher bald nachher auch an andern Orten zur Anwendung gebracht.

Bald bemühte man sich, diese neuen Schienenwege noch zu vervollkommnen, und zwar dadurch, daß man die Geleise in denselben vertiefte, eine Einrichtung, welche aber nach einigen Jahren durch die in den Steinkohlenwerken bei Sheffield angewendeten Randschienen verdrängt wurde. Die Schienen dieser Art, ziemlich dünn, waren flach und hatten an der äußeren Seite einen aufrechtstehenden Rand, um das Ausweichen der Räder vom Geleise zu verhindern. Bald aber fand man es für besser, die Schienen ganz flach zu machen und statt des Randes den innern Kanten der Räder einen Vorsprung zu geben, mit dem sie sich in vorkommenden Fällen gegen die Schienen legen konnten, um stets das Geleise zu halten. Aus den Flachschienen wurden nach und nach die

Hochschienen, wie wir sie jetzt auf allen unsern Eisenbahnen sehen und welche den Erfolg hatten, daß ein Pferd bequem die Last ziehen konnte, zu deren Fortschaffung man sonst auf gewöhnlichen Wegen wol bis zehn Pferde gebraucht hatte, und daß dennoch die Bewegung selbst schneller von statten ging. In der Folge verließ man das Gußeisen, weil die Schienen oft sprangen und, wenn einmal die äußere harte Oberfläche abgenutzt war und der innere weiche Kern des Gußeisens frei lag, schnell unbrauchbar wurden; man verwendete in Folge dessen nur Schmiedeeisen. So weit waren die Eisenbahnen gediehen, aber sie befanden sich ausschließlich nur im Gebrauch der Bergwerke und allenfalls gewisser Fabriketablissements. Es war zwar durch ihre Anwendung an Zugkraft bedeutend erspart, aber an Schnelligkeit verhältnißmäßig wenig gewonnen worden. Dies konnte nicht anders sein, so lange man noch an die Pferdekraft zur Bewegung der Wagen auf den Eisenbahnen gebunden war, ebenso wenig konnte man daran denken, die Eisenbahnen zur Beförderung von Reisenden anzuwenden. Vielmehr zeigt uns die Geschichte des Eisenbahnwesens die merkwürdige Erscheinung, daß Eisenbahn und Dampfwagen, die uns jetzt in so enger Zusammgehörigkeit entgegentreten, anfänglich gewissermaßen zwei getrennte Wesen bildeten; denn während es in den Kohlenbergen Eisenbahnen gab ohne Lokomotiven, versuchten die ersten Dampfwagen ihren ersten unsichern Lauf auf gewöhnlichen Landstraßen.

Mittlerweile hatte die Idee eines Dampffahrzeuges allmälig Platz gegriffen; bot doch die Watt'sche Dampfmaschine den Beleg dafür, was mit Dampf überhaupt zu leisten war. Die ersten Unternehmer, welche an die Ausführung gingen, waren in Amerika Evans, in England Trevithik und Vivian. Sie brachten Maschinen zu Stande, mit denen sich mehr oder weniger gut auf Straßen, wenn auch mit unbedeutender Geschwindigkeit, fahren ließ; aber sie, wie alle ihre Nachfolger, kamen nie über die ersten Versuche hinaus, und alle solche Maschinen mußten wieder bei Seite geschoben werden, denn es ist unmöglich, einen Dampfwagen zu bauen, der auf den Unebenheiten gewöhnlicher Straßen nicht in kurzer Zeit zur Ruine würde.

Manches Jahr verging noch, bevor die erste Eisenbahn in unserem Sinne ins Leben trat; doch schon reifte im Verborgenen der Meister heran, der sie ins Dasein einzuführen bestimmt war. George Stephenson, ein leuchtendes Beispiel, wie weit Talent, mit eiserner Beharrlichkeit gepaart, es zu bringen vermag, wurde der Urheber der Lokomotive, wenige Jahrzehnte nachdem durch Watt die Dampfmaschine konstruirt worden war. In ärmlichen Verhältnissen, als Kind eines Machinenheizers, wurde George 1781 in dem Kohlenarbeiterdörfchen Wylam bei Newcastle geboren. Seine Kinderjahre verlebte der aufgeweckte Junge, wie es solche Umstände mit sich brachten, mehr nothleidend, als vom Glücke überschüttet. Kleine Wasserräder, Windmühlen u. dgl. zu schnitzen und die Maschinen, die er in Bergwerken sah, in Lehm zu modelliren, darin bestand eine der Lieblingsbeschäftigungen des geistig regsamen Knaben. Dabei war er beständig darauf bedacht, etwas zu verdienen, und fungirte der Reihe nach als Hirtenjunge, Feldarbeiter und Hülfsbursche in den Kohlenwerken. So war er in seinem 17. Jahre bis zum Wärter einer Dampfmaschine avancirt und fühlte sich nun als solcher leidlich glücklich in seinem Berufe, denn von jeher war sein Wunsch dahin gegangen, sich dem

Maschinenwesen widmen zu können. Unablässig studirte er die Maschine, welche er bediente, zerlegte, reinigte sie und setzte sie wieder zusammen, so oft es sich thun ließ. In seinem Streben nach Weiterbildung fühlte er immer drückender, wie hemmend es war, daß er weder lesen, noch schreiben und rechnen konnte, und so ging er als neunzehnjähriger Bursche getrost dreimal wöchentlich zu einem Abendschulhalter, wo er bei eisernem Fleiß trotz der Mangelhaftigkeit des Unterrichts die raschesten Fortschritte machte. Jede freie Stunde und viele Nachtstunden verwendte er so auf seine Fortbildung und nicht minder auf unmittelbar lohnende Arbeiten. Er war neben seinem Amte Schuhmacher, Leistenschneider und in Kurzem auch ein gesuchter Uhrendoktor. Im Jahre 1802 hatte er so viel zusammengespart, daß er sich häuslich einrichten und heirathen konnte. Da saß er denn die Abende an der Seite seiner jungen Frau, baute Modelle, machte Schuhe, reparirte Uhren und mühte sich gleich den meisten sich selbst bildenden Mechanikern mit der Erfindung eines Perpetuum mobile ab. Schon nach drei Jahren verlor er sein geliebtes Weib, aber es blieb ihm sein Söhnchen Robert, und dessen Heranziehung trieb zum ferneren rastlosen Schaffen, Versuchen und Sparen an. Sein Sohn sollte etwas Rechtes werden und von Jugend auf den nöthigen Unterricht erhalten, dessen Entbehrung er selbst so drückend fühlte.

Ein Wendepunkt in Stephenson's bescheidenem Lebenslaufe trat ein, als es ihm gelungen war, auf einem Kohlenwerke eine ungangbare große Wasserhebungsmaschine wieder in Bewegung zu setzen; er wurde nun vielfach als Ingenieur und Maschinenmeister gesucht und bekam bald alle Hände voll mit der Reparatur baufälliger Bergwerksmaschinen zu thun. Immer mehr und mehr bethätigte er sich als erfindungsreicher, strebsamer Mann. Sein Häuschen barg ein wahres Museum von allerlei Modellen und Apparaten. Den Sohn schickte der Vater frühzeitig auf die Akademie von Newcastle und fühlte sich glücklich, wenn derselbe ihn Sonntags besuchte und Bücher sowie Zeitschriften heimbrachte, aus denen sich etwas Neues lernen ließ. Da wurde eifrig diskutirt, gezeichnet und modellirt; es war ein förmlicher wechselseitiger Unterricht. Stephenson erwartete von seinem Sohne viel und hat sich nicht getäuscht: Robert Stephenson wurde der berühmteste Ingenieur seiner Zeit, der auch zur weiteren Ausbildung der Lokomotive Erkleckliches beitrug. Für jetzt aber war diese noch ungeboren; allein die Idee dazu war vorhanden, wie einige mißglückte Versuche bekundeten. Stephenson verschaffte sich Kenntniß von der Lage der Dinge und es wurde ihm klar, daß sich etwas Besseres herstellen lasse. Die größte Lebensaufgabe war damit an ihn herangetreten, — er ließ nun nicht mehr ab, bis er sie vollständig gelöst hatte. Mit den ungenügenden Mitteln, wie sie die damaligen Maschinenwerkstätten boten, hatte er schon im Sommer 1814 den ersten Dampfwagen für eine Kohlenbahn fertig und bald darauf ein zweites verbessertes Exemplar, das zum regelmäßigen Fahrdienste sich brauchbar erwies. Aber erst einige Jahre später fand die Sache so viel Anklang, daß Stephenson mit der Anlage einer größeren Kohlenbahn, zwischen Stockton und Darlington, betraut wurde, für welche er fünf seiner Maschinen stellte, denn er hatte nun im Verein mit einem Gesellschafter zu Newcastle eine Maschinenfabrik angelegt.

Mit der Stockton-Darlingtonbahn schließt die erste Periode des Eisenbahn-

wesens, denn so sehr die neue Fahrweise und das Genie Stephenson's gepriesen wurde, so stand die Sache doch noch zu sehr in den Kinderschuhen; die Maschinen gingen kaum rascher als ein Gaul im Zuge, so daß sich ein großer Vortheil gegen die Pferdekraft gar nicht herausstellte. Um die wünschenswerthe größere Schnelligkeit zu erreichen, mußte mehr Dampf entwickelt werden und hierzu der Kessel eine andere Einrichtung erhalten: Stephenson wählte den jetzt gebräuchlichen vielröhrigen Kessel und dazu die Einrichtung, daß der ausströmende Dampf durch den Schornstein hinausfährt, wodurch der Zug in einer Weise gefördert wird, wie es sich kaum einfacher denken läßt. Durch beide Einrichtungen erhielt erst der Dampfwagen den wahren Lebensodem, und es entstand die heutige Lokomotive.



George Stephenson.

Stephenson erkannte die ganze Wichtigkeit des neuen Transportmittels, noch ehe es fertig aus seinen Händen hervorging, denn er sagte einmal: „Ich sage euch, ihr erlebt sicher den Tag, obschon ich nicht so lange athmen werde, wo die Eisenbahnen alle andern Wege ersetzen werden, wo die Eisenbahn der Hauptverkehrsweg für Alle sein wird. Auch wird die Zeit kommen, wo man billiger mit den Dampfwagen als zu Fuß reisen kann. Ich weiß es recht wohl, daß man fast unüber steiglichen Hindernissen begegnen wird, doch was ich gesagt habe, das geschieht, so wahr wir leben. Ich wünschte nur, auch ich erblickte jenen Tag, ob ich es gleich nicht hoffen darf; denn ich weiß, wie langsam menschliche Fortschritte vorsich gehen und mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt habe, ehe ich es dahin brachte, meine Lokomotiven verwendet zu sehen!“ — Verursachte schon dieses ganz außer-

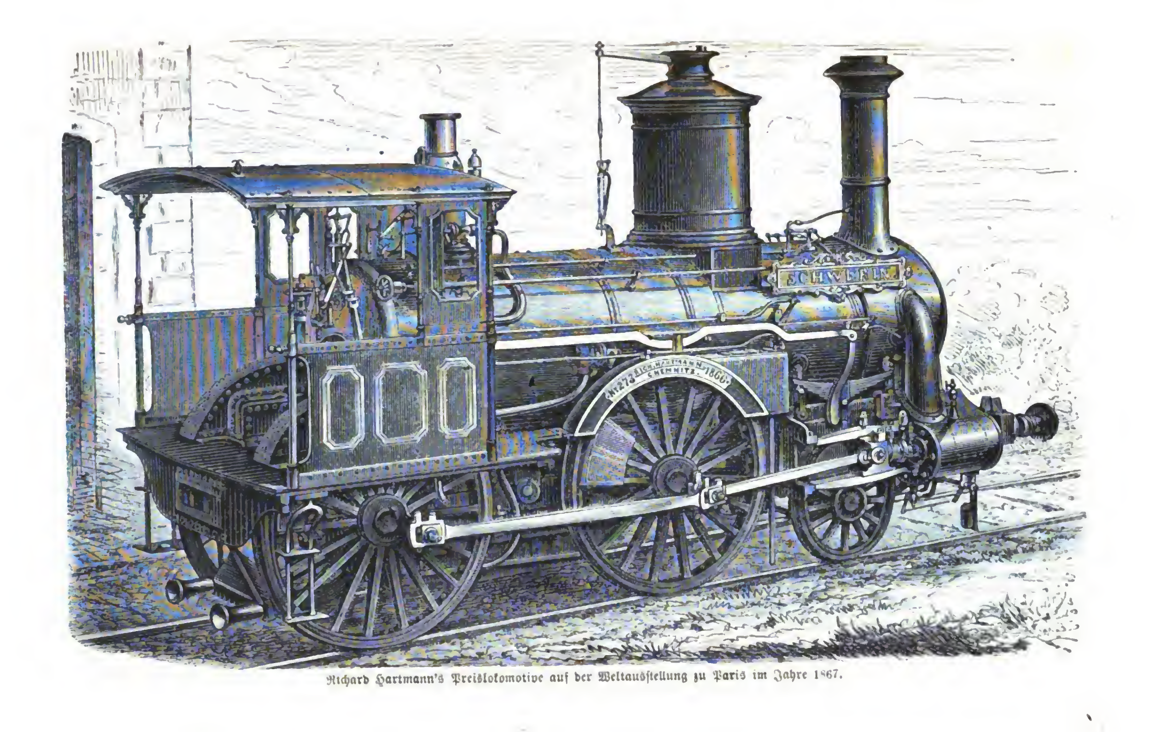
ordentliche Mühe, um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, so galt es, erst recht auszuharren und die Widersacher aus dem Felde zu schlagen, als es sich um Erbauung und Befahrung der ersten Eisenbahn handelte. Heute freilich sind wir geneigt über die Dinge zu lächeln, wegen denen man sich damals stritt; aber Stephenson machte es wenig Freude, immer von Neuem wieder die Einwände geduldig zu widerlegen, womit man den Fortschritt damals wie zu allen Zeiten bekämpfte. Als Stephenson von der Schnelligkeit seiner Maschine redete, zweifelte man an seinem gesunden Verstande und meinte, wenn ein Wagen nur doppelt so schnell fahren wollte, als eine Kutsche, so würde schon darunter die Gesundheit der Reisenden schwer leiden. Weiterhin befürchtete man, daß Pferde und Kühe sich vor der der Lokomotive scheuen würden; Stephenson aber antwortete: „Die Pferde gewöhnen sich an den Anblick des Dampfwagens, die Kühe weiden ruhig in der Nähe fort und die Landleute werden sich nicht über Vortheile beklagen, über deren Wichtigkeit und Tragweite sie rasch ins Klare kommen werden."

Wir wissen, daß der Erfolg Stephenson Recht gab. Die Ausbreitung des Eisenbahnwesens über die halbe Welt übertraf seine kühnsten Hoffnungen; schon nach wenigen Jahren sah er die Lokomotive allgemein als Transportmittel auf allen Schienenwegen in Bewegung.

Die Liverpool-Manchester-Eisenbahn, die erste Schule aller späteren Anlagen, wurde nur in Absicht auf Güterbeförderung angelegt, da alle anderen Transportmittel bei dem riesig wachsenden Verkehr zwischen der Hafen- und der Fabrikstadt sich unzureichend erwiesen. Stephenson ward mit der Leitung des Baues beauftragt und zeigte dabei ebenso viel Umsicht als Kühnheit und Beharrlichkeit. Oft verloren die Unternehmer den Muth, aber Stephenson mahnte auszuharren. Es fanden sich aber auch der Schwierigkeiten gar manche, die dadurch noch vergrößert wurden, daß man mit der ganzen Arbeit noch nicht vertraut genug war und etwas ganz Neues geschaffen werden sollte, an dessen möglicher Vollbringung alle Welt zweifelte. Um eine meilenlange Strecke tiefen Moors gangbar zu machen, mußten Reisigbündel in ungeheuerer Zahl in den Morast versenkt und durch fortwährendes Auffahren von Erdreich nach und nach eine Art schwimmendes Fundament mit sehr breiter Grundlage gebildet und immer höher aufgebaut werden, je tiefer dasselbe, seine weiche Unterlage theils zusammendrückend, theils zur Seite drängend, einsank. Endlich gelang es über den zitternden Sumpf einen festen, heute noch nicht wankenden Bahndamm zu schaffen.

Schon aber war der Bahnbau ziemlich beendet und noch hatte man keinen Entschluß gefaßt über die anzuwendende Zugkraft; man hatte die Wahl zwischen Pferden, stehenden Dampfmaschinen mit Seilzug und Lokomotiven. Stephenson empfahl natürlich letztere, stand aber mit seiner Ansicht sehr vereinzelt da. Damals ließ der Vorsitzende des dafür eingesetzten Parlaments-Ausschusses George Stephenson vor das Haus bescheiden und nahm, diesem gegenüber wie man zu sagen pflegt, den Mund gehörig voll, indem er ihm schließlich die Frage vorlegte, ob er eine Lokomotive bauen könne, die eine deutsche Meile in der Stunde durchliefe. Der Ingenieur bejahte.

Nun faßte der Parlamentsmann sich ein Herz und that die verwegene Frage, ob man es wol vielleicht bis zu zwei Meilen per Stunde bringen könne.



Richard Hartmann's Preislokomotive auf der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1867.

Stephenson bejahte abermals, aber in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt. Jedoch schienen damals acht englische Meilen in der Stunde das Höchste — jetzt fährt man mit den Schnellzügen zwei englische Meilen in drei Minuten. Die Direktion entschloß sich endlich, eine Preisbewerbung für Lokomotiven auszuschreiben und eine Prämie von 3500 Thlrn. für die beste derartige Maschine zu bestimmen, wenn sie eine gewisse Schnelligkeit bei einer gewissen Belastung entwickele. Am 6. Oktober 1829 begann der Wettkampf zwischen der von Stephenson und Sohn gestellten Lokomotive „Rakete" und mehreren durch andere Techniker gelieferten, zum Theil sehr mangelhaften Bewegungsmaschinen. Die „Rakete" bestand die Probe so glänzend, daß sie dreimal mehr leistete als verlangt worden war. Von dem Tage des Sieges der Lokomotive Stephenson's an hatte die Eisenbahn festen Fuß gefaßt und zeigte bald ihre ungeheure Entwicklungsfähigkeit. Freilich gehörte damals der prophetische Blick eines List dazu, um den großartigen Personen- und den noch riesigeren Güterverkehr unserer Tage vorherzusehen!

Ein Haupteinwurf gegen die Lokomotive erwies sich, nachdem sie zur Ausführung gekommen war, als ein verzeihliches Vorurtheil. Die Gelehrten glaubten nämlich, daß es allerdings nicht schwer sei, durch eine Dampfmaschine die Räder eines Wagens zu bewegen, waren aber im Voraus überzeugt, daß diese Räder sich dann stets auf der Stelle drehen und den Wagen auf den Schienen nicht vorwärts bringen würden, oder daß doch, im Falle dies wirklich gelänge, die geringste Steigung der Bahn diese Bewegung sogleich aufheben müsse. Stephenson ließ sich durch solche Einwürfe nicht irre machen, sei es nun, daß er sich durch eigene oder fremde Versuche schon von ihrem Ungrunde überzeugt hatte, oder daß ein mehr instinktmäßiges Gefühl ihn leitete. Er setzte seine erste Lokomotive mit glatten Rädern auf glatte Schienen und sie lief ausgezeichnet. Allerdings blieb aber Stephenson bei seinen Eisenbahnanlagen stets ein unbeugsamer Anhänger der gleichen Ebene. Er zog es vor, lieber Umwege als Kletterversuche zu machen. Die kühnen Steigungen, welche die nachfolgende Ingenieurschule zu bewältigen unternahm, waren und blieben ihm Berge des Anstoßes, und gleichwol mußte auch in dieser Richtung weiter gegangen werden, wenn man auch bergige Gegenden der Wohlthat der Eisenbahnen theilhaftig machen wollte. Gegenwärtig übersteigen unsere Lokomotiven die Alpenpässe, ja bereits durchbrechen tausend geschäftige Hände das Innere des riesigen Mont-Cenis. Seitdem Stephenson's unvollkommene erste Lokomotive schwerfällig ihren Wettlauf begann, hat die Zucht und Veredelung des Dampfrosses ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Noch sind seit jenem Tage keine fünfzig Jahre verflossen! Wenn wir aber die Lokomotive von damals mit dem Prachtwerke vergleichen, welches die Firma Richard Hartmann in Chemitz im Jahre 1867 so glänzend auf der Weltausstellung zu Paris repräsentirte, so däucht uns fast, daß mehr als ein Jahrhundert zwischen der Lokomotive von 1829 (vergl. unsere Abbildung zu Anfang dieses Abschnitts) und jener des Jahres 1867 liege.

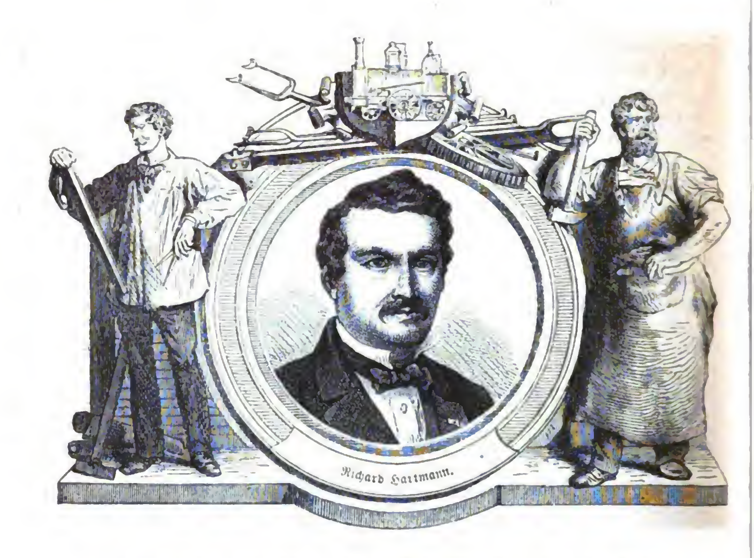
Der Bedeutung von Stephenson's großer Erfindung waren die vorhergehenden Blätter gewidmet. (Vergl. S. 711.) Der Segen, welcher aus ihr der ganzen Welt erwuchs, ist überall erkennbar. Zum größten Danke ist jedoch vor Allem Deutschland dem Erfinder des Dampfrosses verpflichtet. Als die von

uns mehrfach geschilderten Schwierigkeiten erst überstanden waren, welche sich der Einführung des Eisenbahnwesens in Deutschland gegenüber stellten, da entwickelte sich mit Macht auch bei uns der Bau von Lokomotiven und Waggons aller Art, Dank den Männern, welche, auf der Warte der Zeit stehend, ihren klaren Blick der Zukunft zukehrten. Die deutsche Industrie hat sich in den letzten Jahrzehnten mit Energie und Ausdauer der neuen Industriebranche zugewendet, und so steht gegenwärtig Deutschland unter den Ländern, welche jener Fabrikation obliegen, mit oben an. Bereits befuhren im Jahre 1867 über 5000 deutsche Lokomotiven die Schienenstraßen von Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich und Rußland, und es ist zu erwarten, daß fortan die großen Etablissements zu Berlin, Chemnitz, München, Eßlingen, Lindau, Wien alljährlich kaum weniger als tausend dieser Transportmaschinen dem Verkehr übergeben werden.

Doch wir haben der Einführung der Lokomotive noch viel Größeres zu verdanken. Sie hat nicht nur einen neuen besonderen Fabrikationszweig hervorgerufen, sondern auch unsere gesammte Eisenindustrie in einer nie geahnten Weise gefördert, ja zum Theil erst möglich gemacht. Aus der Zeit, zu welcher die Lokomotive begonnen hat, die deutschen Eisenstraßen zu befahren, aus derselben Zeit datirt die steigende Blüte des deutschen Maschinenbaues, der heute seinem Höhepunkte zustrebt, datiren die immer bedeutsameren Leistungen eines Borsig, Richard Hartmann, Maffei, Keßler, Egestorff, Sigl, Cramer-Klett u. v. A. Der bewundernswürdigen Thätigkeit des Erstgenannten sowie der mit durch ihn hervorgerufenen Industriethätigkeit haben wir bereits in der ersten Sammlung (S. 581 u. ff.) dieses Werkes gedacht. Betrachten wir nun die Leistungen des großen Chemnitzer Maschinenbauers, gleich dem Berliner Koryphäen ein ganzer Mann.



Tunnel durch die Schäferwand bei Bodenbach.



2. Richard Hartmann, der große Chemnitzer Maschinenbauer.

Lassen wir die Koryphäen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie an uns vorüberziehen und fragen wir, wie es gekommen, daß gerade der oder jener so hervorragend Tüchtiges zu schaffen vermochte, so sind gar Viele mit der Antwort bei der Hand: „ja, der Mann hat Glück gehabt gehabt!" Glück gehört freilich zu allen Unternehmungen, und der Mann der That, der die Augen offen hält, findet es gar oft auf der Straße, während der Kurzsichtige darüber hinweg stolpert. Doch nicht ein guter Gedanke, ein glücklicher Zufall allein fördert denjenigen, der emsig bemüht ist, sein Glück zu machen. Soll ein glücklicher Griff, ein guter Fund zum Segen gereichen, so gehört vor Allem auch dazu die Geschicklichkeit, energisch und klug die Umstände und Verhältnisse auszunutzen, um das, was man erworben, so recht eigentlich auch zu besitzen. Welche Wahrheit auch in dem Spruche enthalten, daß ein Jeder das Glück in seiner Hand halte, noch wahrer ist eine andere Redeweise, daß nämlich: „Das Glück vor Allem, dem die Hand biete, der es zu benutzen versteht."

Einen solchen Mann der That sehen wir im Jahre 1829 als Zeugschmiedegesellen durch Süddeutschland seines Weges ziehen. Ein frisches Antlitz zeigt von Gesundheit und Lebensmuth, aus den lebendigen scharfen Augen spricht Intelligenz, leichtfüßig athmet der lustige Bursche das Leben in vollen Zügen ein, voll Selbstvertrauen weiß sein aufgeweckter Sinn, immer neuen Rath zu schaffen sich und Anderen zum Nutzen, mochte es sich um den Ernst des Lebens oder um eine harmlose Lebensfreude handeln. Der fidele Handwerks-

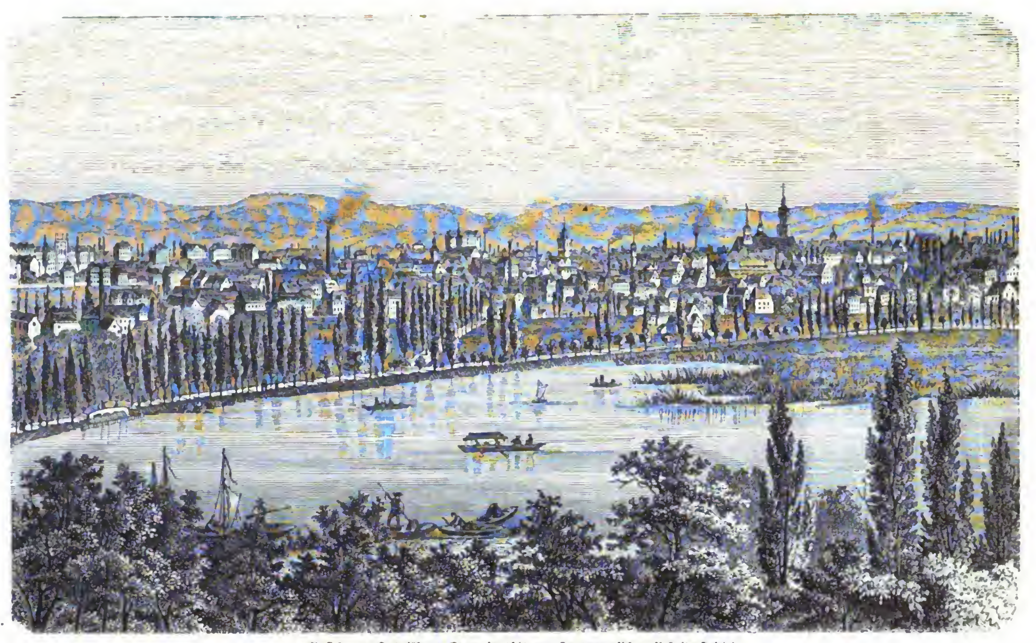
bursch hat freilich noch keine Ahnung davon, daß die rauhen Wege, die er wandern muß, nach jenen Pfaden führten, welche sich nicht für Jedermann öffnen. Sie erschließen sich nur denen, die das Zauberwort finden, aussprechen und in frische That verwandeln.

Der Mann der That, dem wir uns jetzt zuwenden, wurde am 8. November 1809 zu Barr im Elsaß geboren, als mittleres von fünf Geschwistern, zwei älteren Brüdern und zwei jüngeren Schwestern. Der Vater, Johannes Hartmann, ein wackerer Weißgerber, hatte in demselben Orte 1774 das Licht der Welt erblickt, die Mutter, Magdalena Schwartz, stammte aus Burgheim in der Nähe des Ortes. Beide sind daselbst erst in den funfziger Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen, haben sich also noch der bedeutenden Erfolge ihres genialen dritten Sohnes erfreuen können. Richard war, nach dem einstimmigen Urtheile mehrerer seiner Bekannten und Gespielen, frühzeitig schon ungewöhnlich lebhaften Sinnes, der ihm freilich weniger in der Schule, als im Haus- und Familienleben Vorschub leistete, und da Jedermann dem aufgeweckten Knaben gewogen war, so ließ sich dieser auf Rechnung seiner Beliebtheit natürlich auch zu manchem übermüthigem Streiche verleiten. So widerfuhr dem kleinen Richard eines Abends auf dem Nachhausewege der Verdruß, sich an einem in der Straße stehenden Karren zu beschmutzen. Das brachte ihn so sehr in Harnisch, daß er eiligst mit einer herbeigeholten Säge sich ans Werk machte, eine der hölzernen Achsen des Gefährtes zu durchsägen, weil, wie er meinte, der Fuhrmann eine Strafe dafür verdiene, daß er keine Warnungslaterne an seinem Karren angebracht habe. Doch dieser war anderer Meinung und schließlich verursachte der energische Racheakt des Sohnes dem braven Vater Kosten und Verdruß, dem kleinen Unbesonnenen dagegen trug es wohlverdiente Strafe ein. Ein ander Mal gewahrte er bei seinen Streifzügen außerhalb der Stadt einen mit mehreren Pferden bespannten Wagen, dessen Besitzer sich für einige Augenblicke entfernt hatte. Diese Gelegenheit benutzte Richard, eines der Pferde auszuspannen, sich ohne Weiteres darauf zu schwingen und wolhgemuth einen Ritt durch die Fluren zu versuchen. Nachdem er sein Gelüste befriedigt, überließ er sorglos das Pferd seinem Schicksal und suchte selbst das Weite. Doch schlief auch hier der Verräther nicht, indem die Folgen der ersten Reitlektion sich in einem „Wölfchen" kundgaben und dem scharfen Mutterauge nicht verborgen blieben.

Eine andere Schnurre hört sich nicht weniger amüsant an. Als der Rebbauer „Fritschen-Hans", ein Spaßvogel par excellence, den eben buchstabirenden A-B-C-Schützen Richard fragte: „Was wol keinen Anfang und kein Ende habe?" riß dieser, ohne sich lange zu besinnen, das erste und das letzte Blatt aus seiner Fibel und antwortete dann keck und zuversichtlich „Dieses Buch." Aehnliche Streiche wären so manche noch zu verzeichnen. Es ist darum leicht begreiflich, daß dem geängstigten Mutterherzen um die Zukunft des kleinen Sausewindes oft recht bange wurde. Denn die Zeit rückte heran, zu welcher es galt, für Richard einen Lebensberuf zu erwählen. Er trat bei dem Zeugschmied Meister Georg Dietz zu Barr in die Lehre, einem strengen, ernsten Mann, der dem jungen Leichtfuß die Schwingen zeitweilig etwas stutzte. Nach Beendigung der Lehrzeit trat der Schmiedegesell Richard Hartmann im Jahre 1828 die Wanderschaft an und

richtete den Cours nach Deutschland. Hier finden wir den flotten Wanderburschen an verschiedenen Orten, so namentlich in Mannheim, Neustadt a. d. H. und Jena fleißig darauf loshämmernd, mitunter auch leeren Magens und leeren Beutels, stets jedoch fröhlich und guten Muthes, seine Arbeitsgenossen unterhaltend und aufmunternd. Sein Glücksstern war's, den ihn auf den Weg nach Sachsen geleitete. Es war im Monat Februar 1832, als er in Chemnitz mit 2 Thlrn. in der Tasche, dem Erlöß für die verkaufte silberne Uhr, anlangte, das Ränzlein auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand und in der Herberge „Zum Bär" ein Nachtquartier suchte. Wenn wir, wie „dunnemals" das Feenvolk, uns in frühere Zeiten zu versetzen und in ein Mäuslein zu verwandeln vermocht hätten, so würden wir bemerkt haben können, mit welchem gesunden Appetit und mit welcher Sorglosigkeit unser Held seine Brotsuppe aufzehrte, wobei seine intelligenten Augen die Stube und durch deren Fenster die Straße musterten. Vermochte der arme frische Handwerksbursch von damals wol zu ahnen, daß sich ihm in dem zu dieser Zeit keineswegs schon hoch angesehenen Chemnitz seine zweite Heimat aufthun werde, und daß er berufen sei, als mächtiger Förderer am ungewöhnlich raschen Emporblühen dieser Stadt mitzuwirken? Wir können darüber nicht berichten, denn wir wissen nicht, welche Gedanken und Gefühle den jungen Eingewanderten beschlichen haben, als er in der düsteren Herberge „Zum Bär" seinen Einzug gehalten, und es führt auch zu nichts, darüber Betrachtungen anzustellen.

Soviel ist jedoch sicher, daß er Arbeit fand in der Maschinenbauanstalt von C. G. Haubold sen., dem Gründer des Chemnitzer Maschinenbaues. Unter Richard Hartmann, mit dem Maschinenbau noch wenig vertraut, arbeitete sich schnell und mit Geschick in dieses schwierige Fach ein, sodaß mit jedem Tag das Interesse für dasselbe wuchs. Er begnügte sich, wie die Mehrzahl seiner Mitarbeiter, nicht damit, eine gute Arbeit zu Stande zu bringen, sondern er studirte, wo sich nur eine Gelegenheit hierzu bot mit Eifer den Mechanismus der Maschinen, zunächst der Krempelei, und sann insbesondere emsig darüber nach, wie sich dies und jenes mit Vortheil wol verbessern lasse. So konnte es nicht fehlen, daß Meister Haubold bald das aufkeimende Talent in unserm Hartmann erkannte, und daß dieser trotz seines jugendlichen Alters zum Akkordmeister für den Krempelbau avancirte. Der Elsässer hatte nun schon manchen älteren und wohlerfahrenen Mitarbeiter unter sich und arbeitete fort und fort rüstig seiner Selbständigkeit entgegen, welche zu erreichen es freilich galt, eine Strecke rauhen Weges zurückzulegen. Vor Allem gehörte hierzu einiges Vermögen, und dies fehlte dem jungen Akkordmeister durchaus. Es hieß daher fleißig sparen, doch auch dies harte Geschäft mußte erlernt werden. Dafür sorgte schon Richard's Schatz, die besonnene Bertha, welche jeden Lohntag dem lebens- lebenslustigen Seelenfreunde zwei Dukaten abverlangte, um solche in der hölzernen Schatzkammer wohl aufzubewahren! Freilich gab es hin und wieder Momente, wo der alte üppige Lebensmuth zum Uebermuth umschlug, und dann verschwand mancher der schönen Dukaten, die Bertha eingeschlossen hielt. Jedoch Zeit lehrt beten und — auch sparen läßt sich lernen. Nach mehreren sauern Jahren hatte die Schatzmeisterin Hartmann's die ansehnliche Summe von 150 Dukaten in Verwahrung.



Ansicht der Fabrikstadt Chemnitz (bis zur Hartmann'schen Arbeiterstadt.)

Nun dauerte es nicht mehr lange und der Weg der Selbständigkeit konnte betreten und die getreue Bertha heimgeführt werden. Zwar begann nun erst recht das Sorgen; allein aller Plage zum Trotz ließ unser Held das Lämpchen des Frohsinns nicht verlöschen. Hatte derselbe doch niemals aufgehört, sich zu räuspern und durch manchen losen Streich, theils bei Mutter Winkler in der Garküche, theils anderwärts, die harte Zeit des Sparens sich in seiner Weise zu verkürzen. So lohnte Hartmann den ehrsamen zünftigen Schneidergesellen, welche im Jahre 1834 die Artigkeit gehabt, ihn zu ihrem Balle einzuladen, damit, daß er mit Hülfe einiger Genossen, als die Schneider soeben im lustigsten Reigen sich tummelten, einen in lebhaften Farben angeputzten Bock durch's Fenster in den Tanzsaal eskamotirte, wodurch sich die heitere Laune und die fromme Denkart der Verschönerungskünstler in dräuend Schlangengift bittersten Ingrimms verwandelte! Solches Abirren vom Wege gesetzter Ehrbarkeit gefielen nun freilich weder der trefflichen Bertha, noch dem Herrn Schwiegervater in spe, dem braven Papa Oppelt, einem redlichen Bürger und Schankwirth, welcher wol manchmal nicht ohne Besorgniß der Zukunft der jungen Leute entgegen geschaut haben mag. Allein unser Hartmann blieb immerdar ein Schalk: sein Frohsinn, die Würze seines Lebens, gleichsam das Oel für eine immense Thatkraft, die ihn darum auch nicht aufrieb, vielmehr zu größerer Tüchtigkeit kräftigte. Und als er am 15. Mai 1837 sich ums Bürgerrecht bewarb und in der Garküche den Gesellenabschiedstrunk nahm, da war er just ebenso ausgelassen und leichtbeschwingt, als an dem Tage, an welchem er vor nun mehr als fünf Jahren hier eingezogen war. Bald umdüsterten indessen ernstere Sorgen den Horizont der lebensfrischen Hoffnungen unseres Helden, allein auch sie wurden mit einer Leichtigkeit überwunden, deren das nordische schwere Blut nicht, vielleicht nur die eigenthümliche Elastizität des rheinischen Temparaments fähig ist.

Es war zu Anfang des Jahres 1837, als Richard Hartmann mit drei Arbeitern in einer kleinen Werkstätte des sogenannten Ihle'schen Hauses auf der Annaberger Straße sein Geschäft begann; am 11. Oktober desselben Jahres führte er seine Bertha heim, die bis zum heutigen Tage getreulich Freud und Leid mit dem Manne ihres Herzens getragen hat. Und wahrlich, es war kein Rosenweg, den die jungen Leute anfänglich zu wandeln hatten! Eine Stube und Kammer im ebengenannten Hause bildete ihre Erstlingsquartier; die Sorge kehrte öfters zu ihnen ein und gar manches Jährchen ließ der Ueberfluß auf sich warten. „Woher morgen das Geld zur Löhnung und den steigenden Bedürfnissen nehmen?" so lautete nur zu oft die bange Frage am Freitag Abend. Da mußte nun freilich irgend Einer aushelfen, bald der brave Schwiegervater, bald Schwager Preußer, oder sonst ein guter Freund, deren Hartmann so manchen zählte, da er als tüchtiger Arbeiter und heiterer Gesellschafter überall gern gesehen und wohl gelitten war. Aus dem Lebensgang Hansemann's aber wissen wir bereits, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit gemeinlich aufzuhören pflegt, und man wird es uns daher unbeschworen glauben, daß Herr Rich. Hartmann manche recht ungemüthliche Nächte schlaflos im Bette zubrachte und daß ihm die Beschaffung der nöthigen Mittel zum Betrieb seiner überaus sich erweiternden Unternehmungen noch gar oft Kopfzerbrechen bereitete. Ward doch jahraus jahrein aller Gewinn

immer wieder durch die belangreichen Kosten in Anspruch genommen, welche durch die stetig nothwendig gewordene Vergrößerung des Hartmann'schen Etablissements erwuchsen. Während der ersten Jahre beschäftigte dasselbe vorzugsweise die Beschaffung von Baumwollspinnmaschinen, wofür nach und nach die fleißigen Hände von circa 30 Arbeitern in Thätigkeit gesetzt wurden. Indeß schon mit dem Jahre 1840 begann für das kleine Etablissement eine neue Epoche steigender Bedeutung. Das neue Stadium datirt von der Erfindung und Ausführung der Kontinue (Vorspinnvorrichtung für Streichgarnkrempel), welche das frühere Lockensystem gänzlich über den Haufen warf, indem die Verbesserung so schnellen Eingang in allen Spinnereien fand, daß Richard Hartmann die Aufträge von Seiten der Spinner zuströmten.

Unser Held hatte sich bereits nach einer zweiten Arbeitslokalität umsehen müssen und solche auch in der sogenannten Gablenz gefunden. Als jedoch die Arbeiterzahl auf 76 stieg, genügten auch die bisherigen Räumlichkeiten nicht mehr, weshalb sämmtliche Werkstätten nach der Klostermühle übergesiedelt wurden, was in der Zeit vom 5. bis 10. Juli 1841 erfolgte. Während der Blütezeit des Kontinuebaues herrschte ein gar wunderlich reges Leben in den Hartmann'schen Arbeitssälen. Oftmals harrten mehrere auf einmal eingetroffene Geschirre auf Vollendung der Maschinen, und es mußte daher Tag und Nacht gearbeitet werden. Dann fand auch die sorgsame Hausfrau ihre nächtliche Ruhe nicht, denn ihr lag es am Herzen, das Ihre beizutragen, um durch duftenden Mokka und sonstige Aufmunterungsmittel den guten Willen und die Ausdauer der Arbeiter aufrecht zu halten. So lange die Aufträge zuströmten, hielt dies auch so schwer nicht, fanden doch thätige Leute reichlichen Verdienst, und daher ging's, auch wenn ja einmal eine Pause eintrat, nicht selten himmelhoch her. Richard Hartmann hatten die glücklichen Tage nicht den Kopf verrückt, er war der Alte geblieben und fand daher größere Freude an der heiteren Lust seiner Angehörigen, als an Kopfhängerei. Auch die Gabe, als Dasjenige zu erscheinen, was man wirklich ist, hatte unser Richard Hartmann in sich bald entdeckt. Er wußte eben so sicher als Meister der Werkstätte aufzutreten, als er von jeher Meister der Geselligkeit war.

Zweimal hatte Richard Hartmann die Unterstützung eines Associé herangezogen, zuerst arbeitete er mit Karl Illing, dann seit 1839 mit August Goetze, nachherigem Gründer der Firma Goetze & Comp., jetzigem Direktor der Chemnitzer Aktienspinnerei. Beide Verbindungen lösten sich jedoch sehr bald wieder, letztere im Jahre 1841. Der Aufschwung des Hartmann'schen Etablissements datirt vom 12. Juli 1841, vom Umzug nach der Klostermühle. Von nun an nahm es von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an. Doch auch der Hausstand der jungen Eheleute erweiterte sich; die Geburt eines Söhnleins einigte noch inniger zwei wackere Menschen, welche die Liebe zusammengeführt hatte. Doch mit dem frommen Glauben an die Allmacht des bisherigen Wochengeldes war's nun bald vorbei. Frau Bertha sah sich zu der Erklärung genöthigt, mit den bewilligten vier Thalern wöchentlich trotz aller Sparsamkeit nicht mehr auslangen zu können. Auch mußte man sich zum Umzug nach Schwager Preußer's Haus in der Klosterstraße bequemen, wo der Hausstand wenigstens einigermaßen behaglich erweitert werden konnte.

Seit der Bau der Kontinue immer mehr in den Vordergrund trat, ward auch der Herstellung von Streichgarn-Spinnmaschinen ein Hauptaugenmerk zugewendet, vornehmlich durch Richard Hartmann selbst, der diesem Fache fortwährend selbst die ernstesten Studien und alle Erfahrungen zuwandte, die einem so praktischen Geiste zuflossen. Daher ist nach dieser Richtung hin sein Etablissement stets das tonangebende, mit allen Neuerungen und Verbesserungen vorangehende, bis auf den heutigen Tag geblieben. Durch eine Reihe der bedeutsamsten Erfindungen, von der ursprünglichen Kontinue-Vorrichtung an, welche die gesammte Streichgarnspinnerei in ein neues Stadium überleitete, bis zu den die Vollendung eines vorzüglichen Mechanismus darstellenden Selfaktors mit dreifacher Geschwindigkeit, ist der Name Richard Hartmann mit den zahlreichen Fortschritten verknüpft, vermittelst deren die Streichgarnspinnerei den heutigen hohen Standpunkt ihrer Vervollkommnung erreicht hat. Dem raschen Erfassen allen Fortschritts in der Mechanik, wie solcher namentlich in England und Amerika sich kundgab, einem gleichmäßig regen Eifer und dem richtigen Erkennen förderſamer Umstände, gepaart mit persönlicher Geschicklichkeit, sowie Fleiß und Ausdauer, konnten auf so glücklich gewähltem Terrain die großen Erfolge nicht fehlen. In dieser Periode zunehmenden Renommés innerhalb der Räume der Klostermühle bis zum 8. September 1845, wo das Etablissement mit schon 350 Arbeitern nach den eigens gebauten Lokalitäten auf der Leipziger Straße übersiedelte, fällt der Erwerb des ersteren größeren Vermögens, welches einem seltenen Unternehmungsgeist die Mittel an die Hand gab, weit auszugreifen in das gewaltige Triebrad der Weltindustrie.

Im Jahre 1844 beschäftigte Hartmann schon einige 30 Mann in der Leipziger Straße mit Erbauung von Dampfmaschinen, deren erste bereits im Jahre 1841 abgeliefert werden konnte. Infolge ihrer sorgsamen Ausführung und soliden Bauart gingen weitere Bestellungen ein, und die Zahl der Arbeiter mußte auch in dieser Branche fortwährend vermehrt werden. Immer ersichtlicher entwickelten sich die angeborenen großen Eigenschaften des Meisters auf dem Gebiete des Maschinenbaues. Sein eminenter Scharfblick schärfte sich mit jedem neuen Erfolge und sein Talent, die tüchtigsten Kräfte aufzufinden und sich nutzbar zu machen, sicherten seinem Etablissement eine ganze Folge erfreulicher Resultate. Dabei fehlte es ihm nicht an Menschenkenntniß, er durchschaute Jeden, kannte durch und durch seine Leute, ihre Fehler wie ihre guten Seiten. Bei allen seinen Unternehmungen und Schöpfungen hörte er gern auf die Rathschläge seiner oberen Angestellten und ergänzte damit das eigene Urtheil. Eben so oft folgte er jedoch eigenen Eingebungen, die, wenn sie auch von denen seiner Angestellten entschieden abwichen, jedoch meist das Rechte trafen. Vergegenwärtigen wir uns dazu, um das Bild dieses Mannes eigener Kraft zu vervollständigen, dessen ungewöhnliche Energie, die sich, wo es nöthig, selbst bis zu scheinbarer Härte steigern konnte, und wiederum andererseits eine wunderbare Elastizität und Geschmeidigkeit, vereinigt mit gewinnender, persönlicher Liebenswürdigkeit, so begreifen wir, daß bei solchen geistigen Mitteln der Besitzer derselben in jedem neuen Jahre dem begründeten Bau geschäftlicher Größe ein wichtiges neues Werk nach dem andern hinzufügen konnte.

Nachdem die Folgen eines am 29. August 1845 in der Klostermühle ausgebrochenen Schadenfeuers überwunden und der schon berührte Umzug nach der Leipziger Straße vollzogen war, faßte Hartmann die Idee, sich nun auch auf den Bau von Lokomotiven zu verlegen. Dem glücklichen Gedanken folgte mit gewohnter Entschlossenheit die rasche That. Er suchte und fand für seine Absichten die Unterstützung der königlichen Regierung, und so konnte die erste gelungene Lokomotive „Glück auf" am 7. Februar 1848 an die sächsisch-bayerische Staatsbahn zur Ablieferung gelangen und sofort in Betrieb genommen werden. Um für seine sämmtlichen Branchen, namentlich aber für den Lokomotivenbau, die geeignetsten Werkzeugmaschinen zu beschaffen, reiste Hartmann 1848 in Begleitung einiger seiner Ingenieure nach England, während sich die finstern Wolken des unheilvoll begonnenen Frühjahrs zu Gewittern zusammenballten und in einer Reihe von Stürmen entluden, deren Folgen wir an einer anderen Stelle dieses Buches bereits ausführlicher gedachten. (Vergl. die Biogr. von Bruck.) Zur Zeit, als Hartmann in England sich befand, nahmen daheim die politischen Wirren eine immer drohendere Gestalt an und führten schließlich bekanntermaßen zu einer großen geschäftlichen Krisis mit ihren Folgen trostloser Geschäftsstockung und Arbeitslosigkeit. Auch das Hartmann'sche Etablissement blieb hiervon keineswegs verschont. Doch ein hell blickender Geist findet auch in der Dunkelheit den richtigen Ausgang, findet Rath und Hülfe in sich selbst. Sofort verlegte sich Hartmann auf die Fabrikation von Schußwaffen und beschäftigte damit einen großen Theil seiner Arbeiter. Auch die Regierung erkannte die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung eines Etablissements von der Bedeutung des Hartmann'schen und ging demselben mit Vorschüssen zur Hand. Denn die Gewehrfabrikation konnte nur als Nothbehelf gelten. Um dabei zu prosperiren, hätte Hartmann seine Fabrik zum größten Theil wesentlich umgestalten müssen. Es gelang ihm jedoch durch sein entschlossenes Handeln, das, worauf es ihm zunächst ankam: nämlich den besseren Theil des Stammes seiner Arbeiter während einer trostlosen Zeit festzuhalten. In das unruhige Jahr 1848 fällt auch die Wiederbelebung des Spinnmaschinenbaues, welcher seit der Erfindung der Vorspinn vorrichtung etwas hintangesetzt, von nun an jedoch unter Verwendung neugewonnener tüchtiger Kräfte mit glücklichem Erfolge weiter betrieben ward. Nachdem sich die Gewitter verzogen, stand beim Eintreten eines lebhafteren Geschäftsganges das Hartmann'sche Etablissement auf wohl erhaltenem Fundamente da, ausgerüstet mit den besten und neuesten Hülfsmaschinen. Die bisherige flaue Zeit war dazu benutzt worden, Alles so herzurichten, daß die Fabrik an Leistungsfähigkeit um ein Ansehnliches gewonnen hatte und nun in die Reihe der ersten Etablissements ihrer Richtung eintreten konnte. Von nun an begann eine Thätigkeit in großartigem Maßstabe; im Jahre 1850 betrug die Zahl der Arbeiter circa 800 und belangreiche Summen wurden umgesetzt.

Im Jahre 1854 setzte Hartmann seine eigenen Gießereiwerkstätten zunächst mit zwei Kupolöfen in Betrieb, im Frühjahre 1855 begann der Bau von Turbinen, Tangentialrädern und Mühleneinrichtungen, bald darauf die Herstellung größerer Bergwerksmaschinen, Kunstgezeuge und Bohrapparate u. s. w., im Jahre 1857 endlich der Werkzeugmaschinenbau als besondere Branche. Eine

solche stetige Erweiterung des Fabrikations-Bereiches bedingte selbstredend einen Neubau nach dem andern, sowie die fortgesetzte Anschaffung neuer Betriebs- und Hülfsmaschinen, so daß schon im letztgenannten Jahre die Komplexe zu beiden Seiten der Leipziger Straße fast bis zur heutigen Ausdehnung heranwuchsen, während die Anzahl der vorhandenen Hülfsmaschinen auf 540 und die Arbeiterzahl auf 1500 Mann stieg. Auf einem Flächenraume von circa 160,000 Quadratellen breiteten sich die Gebäude des großartigen Etablissements aus, mit einem Gesammtflächeninhalt von nahezu 80,000 Quadratellen. Sechs Dampfmaschinen repräsentirten damals schon eine Betriebskraft von circa 150 Pferdekräften, die Schmiedewerkstätten zählten bereits 80 gangbare Schmiedefeuer. Doch der unermüdlichen Schaffenslust Hartmann's genügten diese Erfolge noch immer nicht. Wiederholt begab er sich mit etlichen seiner Ingenieure nach England und Frankreich, um sich mit den Fortschritten dieser Industriestaaten vertraut zu machen und seinen Anstalten die neuesten englischen und französischen Hülfsmaschinen zuzuführen. Schon im Jahre 1858 konnten die Nieten auf der Maschine gefertigt, die Kessel auf dem Maschinenwege genietet, die Räder der Transmissionen und Maschinen auf der Räderschneidemaschine getheilt und geschnitten werden, kurz alle Einrichtungen näherten sich der erreichbaren Vollkommenheit. Hartmann's Ideal von einer Fabrikanlage schien erreicht, als in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli 1860 das fürchterliche Schadenfeuer ausbrach, welches drei Flügel des nördlich von der Straße gelegenen Häuserquarré's, den bei Weitem ansehnlichsten Theil der Hartmann'schen Werkstätten, vernichtete. In dieser schlimmen Zeit zeigten sich die wahrhaft bewundernswerthen Eigenschaften eines Mannes, der groß geworden und erstarkt war im Kampf mit den Schwierigkeiten seiner Situation. Die rauchenden Ruinen in einer Ausdehnung von circa 850 Fuß boten ein schauerlich imposantes Bild irdischen Wechsels dar; gegen 800 Arbeiter feierten, ihnen fehlten die Arbeitslokalitäten, Werkzeuge und Maschinen. Aber wie erschütternd auch der Anblick eines solchen Trümmerfeldes wirken mag, das bald darauf an Stelle der Zerstörung tretende anmuthige Bild der Wiederaufrichtung und Neuherstellung des zu Grunde Gegangenen verscheuchte den peinlichen Eindruck der verhängnißvollen Katastrophe vom 17. und 18. Juli. Hartmann brachte das unmöglich Scheinende fertig. Keiner seiner Arbeiter wurde entlassen. Dieselben wurden mit dem Aufräumen der Trümmer, dann bei dem Bau des auf dem jenseitigen Grundstück schleunigst errichteten, circa 200 Ellen langen hölzernen Interimsgebäudes beschäftigt, wo schon nach vier Wochen mit Hülfe der geretteten wenigen Maschinen die Thätigkeit von Neuem begann. Unter ungeheuren Anstrengungen wurde in den unversehrt gebliebenen Werkstätten an der Herstellung der beschädigten und bereits in Arbeit befindlichen Hülfsmaschinen gearbeitet, außer den zum Glück zur Verfügung stehenden fertigen Maschinen wurden unter großen Opfern dergleichen angekauft, wo sich passende nur auffinden ließen, und so konnten bereits sieben Wochen nach dem Unglückstage wieder die ersten Maschinenlieferungen seitens der abgebrannten Branchen stattfinden. Auch der Lokomotivenbau befand sich schon nach drei Wochen in den Räumen der Kesselschmiede interimistisch wieder eingerichtet und bald nachher in flottem Betriebe. Auf der Brandstätte wurde inzwischen nicht minder

energisch aufgeräumt und wiederaufgebaut. Wo es sich machen ließ, brachte man während der Restauration wieder die regelmäßigen Arbeiten in Gang, und so herrschte nach Ablauf eines halben Jahres in den neuen Gebäuden wieder die frühere Thätigkeit. Bedeutend ansehnlicher und stolzer, räumlich viel zweckentsprechender stand die Fabrik da, ihren Flächeninhalt mit Arbeiterstätten von über 100,000 Quadrat-Ellen bedeckend. Seitdem ist jedoch das Etablissement wiederum wesentlich erweitert und vielfach vervollkommnet worden, und vornehmlich im Jahre 1864 durch den Neubau des eben so schön als in kolossalen Dimensionen angelegten Werkstättengebäudes, 1865 durch Erweiterung der Gießereianlagen und Erhöhung der Dampfkesselschmiede, „Werkstätten unter Zuführung von Oberlicht", und endlich im Jahre 1868 durch Einrichtung einer besonderen Abtheilung für Modelltischlerei und Kistenfabrikation u. s. w., wo auf neu acquirirtem Grundstücke eine große Anzahl der neuesten und besten Holzbearbeitungsmaschinen aufgestellt sind, sowie endlich durch Anbau einer neuen, geräumig und zweckmäßig angelegten Montirwerkstatt für Lokomotiven, der Krone aller bis dahin aufgeführten Bauwerke. So ausgerüstet behauptet nun nach etwas mehr als dreißig Jahren das von Hartmann im Jahre 1837 gegründete Etablissement einen ehrenvollen Rang unter den größeren Etablissements von Deutschland, ja es steht unter denselben in Bezug auf Vielseitigkeit unerreicht da, geleitet von dem nunmehr nahezu 60 Jahre alten, jedoch immer noch in voller Rüstigkeit dastehenden Begründer, dem kürzlich zum Geheimen Kommerzienrath ernannten Richard Hartmann, und seinen beiden Söhnen, Richard und Gustav, sowie seinem Schwiegersohne, Eduard Keller, als Associés. Nach einer ehrenvollen Vergangenheit ist noch viel Bedeutsames für die Zukunft aus den Hartmann'schen Werkstätten zu erwarten. Jedenfalls klingt es solchen Erfolgen von Rührigkeit und Tüchtigkeit gegenüber lächerlich, wenn man heute noch von den Gesellschaftsbeglückern modernsten Zuschnittes behaupten hört, daß das Handwerk und die Zukunft des Arbeiters von der Fabriksthätigkeit und dem Kapital erdrückt werde. Mit zwei Thalern betrat der Held dieser Darstellung den Schauplatz seiner mit Recht gepriesenen Thätigkeit, und heute sind seine Fabrikgebäude sammt Vorräthen und Werkzeugsmaschinen allein mit $1^1/_4$ Million Thalern versichert! Wolle der freundliche Leser es sich nicht verdrießen lassen, einen Rundgang durch das Etablissement mit uns zu machen, und darauf achten, auf welche sinnreiche Weise der Schöpfer dieses großen Etablissements schier zu allen Verrichtungen in seinen Werkstätten die Beihülfe der Maschinen heranzuziehen gewußt hat. Wir geleiten denselben zunächst in die mit etwa 25 bis 30 Beamten besetzten, geräumigen und freundlichen Comptoire, wo wir Gelegenheit finden, unter einem gläsernen Behälter eine überaus exakt ausgeführte kleine Lokomotive, $^1/_5$ natürlicher Größe, zu bewundern. Von hier aus begeben wir uns durch das Packlokal nach der Werkstatt für den Bau von Flachsspinnerei- und Appreturmaschinen, worin uns, außer der in gewaltigen Dimensionen aufgebauten Wergspinnerei sowie den Kammgarnkrempeln, namentlich die hier in Montage befindlichen patentirten Garntrockenmaschinen ins Auge fallen, welche bei ihrem Bekanntwerden als eine besonders zweckmäßige Neuerung Sensation erregten. Weiterhin gelangen wir zur Schleiferei mit acht großen

Schleifsteinen und anstoßend in die Polirwerkstätten mit einer Anzahl Bürsten- und Smirgelscheiben, von wo aus wir nun den Weg nach den Werkstätten des Dampfmaschinen-, Turbinen- und Mühlenbaues einschlagen, an deren rechtem Flügel eine vertikale Woolf'sche Dampfmaschine von 45 Pferdekräften nebst 2 Dampfkesseln (System Henschel und Fairbairn), von zusammen 2000 Quadratfuß Feuerfläche, im Betriebe ist. Wir finden hier die mannichfaltigsten Erzeugnisse, so u. A. Wasserhaltungs- und Fördermaschinen, Schiffsdampfmaschinen, Pumpengestänge, hydrauliche Pressen, Krahne, Schiebebühnen und alle Systeme von Turbinen und Wasserrädern nebst Mühlenstuhlungen, Holzschleif- und Sortirapparate in Arbeit. Vor Allem interessirt uns eine gerade in Arbeit befindliche große Walzenzugmaschine für 80 Pferdekraft, sowie die Wäge-Apparate (System Ehrhardt), mittels deren das Gewicht aller Eisenbahnfahrzeuge auf jeder beliebigen Stelle eines horizontalen Gleises leicht und sicher ermittelt werden kann, und endlich ein neuer patentirter Ventilator, sowie eine gleichfalls patentirte Holzzerkleinerungsmaschine, welche letztere pro Tag circa 20 Klaftern Holz, bis zur Feuerung verwendbar, schneidet und spaltet. Die Werkstätten sind getheilt; die eine Hälfte mit einem Laufkrahn, die andere mit fünf mächtigen vertikalen und drehbaren Krahnen versehen: an den Seiten derselben laufen Gallerien hin, garnirt mit einer Anzahl Hülfsmaschinen. Zu rechter Hand dieser Werkstätten treten wir in die besonders schöne, geräumige, mit Oberlicht versehene Lokomotiv-Montirwerkstatt, 233¾ Ellen lang und 60 Ellen tief. Das Dach dieses Anbaues, ein Meisterwerk der modernen Architektur, ruht auf 68 gußeisernen Säulen (deren jede ein Gewicht von circa 50 Ctr. hat), und überdeckt zwei gegenüber liegende Abtheilungen, zwischen denen eine Schiebebühne behufs der Zuführung der Kesselkörper und Fortbringung der Lokomotiven angebracht ist, während jede Abtheilung wiederum zwei selbstthätige Laufkrahne besitzt, um in der Werkstatt selbst die Kessel und Maschinen dirigiren zu können. Die Montirwerkstatt ist für Herstellung von 18 Lokomotiven nebst Tendern eingerichtet, welche gleichzeitig hier montirt werden können. Die zwei Reihen von Dampfrossen, welche man hier erstehen sehen kann, gewähren das erhebendste Bild unter den mannichfachsten Thätigkeitsformen, die sich uns hier darbieten. Beginnen wir in unserer nächsten Umgebung mit einer etwas genaueren Rundschau, so bemerken wir, wie an jeder der hier in Arbeit befindlichen Maschine etwa zehn Mann thätig sind, welche emsig darauf loshämmern und bohren, während ringsum an den Seiten der Werkstätten, wie auf den Gallerien, die einzelnen Lokomotiventheile, als Bielle, Excenter u. s. w., massenhaft fertig gemacht werden. Wir finden eine Anzahl Anstreicher im Lackirraum damit beschäftigt, die Toilette von zwei prächtigen Maschinen in Ordnung zu bringen, dieselben mit dem Farbenkleid auszustaffiren, wie die Sitte es verlangt, während eine bereits fertig lackirte Lokomotive soeben auf den Transportwagen gebracht wird. Diese Lokomotivenbauanstalt ist eingerichtet zur Lieferung von 80 Stück alljährlich.

Wenn wir diese großen Werkstätten durchschritten haben, gelangen wir nach der sogenannten „großen Dreherei", woselbst uns zunächst eine im Betrieb befindliche 25pferdige, horizontale Hochdruckdampfmaschine ins Auge fällt, während ein unübersehbarer Park gewaltiger, im Betrieb befindlicher Werk-

zeugmaschinen uns für den ersten Augenblick wirklich betroffen macht. In der Dreherei werden zumeist umfangreichere Gegenstände auf entsprechend großen und in Bezug auf Anschaffung meist sehr kostspieligen Drehbänken, Bohr- und Stoßmaschinen bearbeitet, so beispielsweise Cylinder bis zu 100 Zoll Durchmesser und 12 Fuß Höhe gebohrt, verzahnte Schwungräder bis zu 18 Fuß Durchmesser und 400 Ctr. Schwere, Schwungrad- und Transmissionswellen bis 30 Fuß Länge abgedreht, fast ebenso lange Gewinde für Geschütz-Bearbeitungsmaschinen geschnitten u. s. f. Jeder Besucher wird gleich uns staunen über die Mannichfaltigkeit der hier sowie in den anstoßenden Räumen thätigen Hülfsmaschinen, unter denen namentlich die doppelte Langlochbohrmaschine erwähnenswerth ist, welche Löcher bis zu 14 Zoll Länge selbstthätig und so schnell bohrt, sodaß man hierdurch gegen früher, wo dergleichen Löcher (Langlöcher, Schlitzen) erst durch den Bohrer angebohrt und nachher ausgestoßen werden mußten, außerordentlich an Zeit und Geld spart.

In einen durch Oberlicht erhellten, seitwärts gelegenen Anbau eintretend, gelangen wir zum Anblick eines überaus freundlichen Arbeitsraumes, noch zur großen Dreherei gehörig und besetzt mit einer Menge von Drehbänken, mehreren Bohr- und Hobelmaschinen, sowie einer sechszehnpferdigen Wanddampfmaschine als Reserve, während wir, weiter wandernd und nunmehr im Frontgebäude an der Leipziger Straße anlangend, die Werkstatt der Hobelei sammt ihren Hobel- und Feilmaschinen von allen Dimensionen vor uns sehen. Es können hier Gegenstände von 15—20 Ellen Länge, 5 Ellen breit und 6 Ellen hoch gehobelt werden; besonderes Interesse gewährt eine Einrichtung, infolge welcher sich die Stähle zum Hobeln selbstthätig herumdrehen, sodaß die zu bearbeitenden Gegenstände sowol beim Vor- als auch beim Rückwärtsgange des Tisches resp. Supports gehobelt werden. Auch hier finden wir Bohr- und Stoßmaschinen zahlreich vertreten, und es ist namentlich die Bearbeitung der Krempeltamboure erwähnenswerth, welche abgedreht und mittels einer neunfachen Bohrmaschine gebohrt werden; weiterhin eine Fräßmaschine, worauf die Endflächen langer Gegenstände bearbeitet werden, nicht minder eine doppelte Conusdrehbank, worauf man Gegenstände von abnormer Gestalt dreht, indem die oberen Theile der Supports zu diesem Zwecke in besonders angebrachten Führungen (Schablonen) gehen.

Seitwärts von dieser Räumlichkeit befindet sich ein Anbau, wo die Bearbeitungsmaschinen für die bereits mit Gußstahlreifen (Bandagen, Tyres) bezogenen Lokomotivenräder aufgestellt sind. Diese werden hier mittels hydraulischer Presse auf ihre Achse gezogen, worauf man beide Räder auf der Achse gleichzeitig abdrehen kann. Hier erbittet sich der Besucher, welcher ein Andenken an diese interessanten Stätten des Gewerbfleißes mitnehmen will, wol einen der derben Drehspäne, deren unglaubliche Stärke von der Kraft und Wirkung der Maschinenarbeit Zeugniß ablegt. Noch werfen wir einen Blick auf die Maschinen, worauf die Keilnuthen in die Achsen gefräßt werden, und betreten die Räderschneiderei, wo Räder die Menge schon auf der Theilscheibe getheilt und bis 9 Fuß Durchmesser geschnitten, die Wellen mit Maschinen gefräßt und gekuppelt werden. Massen von Wellen der stärksten Dimensionen finden wir hier angehäuft, Stirn- und Diagonalräder mit Holzkämmen und eisernen Zähnen bis zu den bedeutendsten Größen.

Nachdem wir noch ein in der Nähe befindliches Kessel- und Maschinenhaus mit einem Dampfkessel, System Henschel, und einem sogenannten Röhrenkessel, von zusammen 2350□Fuß Feuerfläche, nebst einer fünfundvierzigpferdekräftigen vertikalen Woolf'schen Dampfmaschine in Augenschein genommen, wenden wir uns zu den oberen Lokalitäten und gelangen zunächst nach der über der Hobelei befindlichen Werkstatt für Webstuhlbau. Hier erregt namentlich der neue Webstuhl amerikanischen Systems unser Interesse, der, vielfach verbessert, vornehmlich zur Herstellung mehr- und vielschäftiger schwerer Waare mit Schützenwechsel dient. Daneben, über der großen Dreherei, befindet sich die sogenannte „kleine Dreherei", mit über hundert kleineren Drehbänken und Bohrmaschinen, meist für den Bedarf der Spinnereibranchen arbeitend; über dem Webstuhlbau der Arbeitssaal, wo die Flachsspinnereimaschinen, welche man früher ausschließlich vom Auslande bezog, hergestellt werden; anstoßend, über der kleinen Dreherei und über dem Dampfmaschinenbau, zwei Werksäle für Baumwoll- und Kammgarnspinnerei-Maschinenbau, und in den Sälen des vierten Stockes beschäftigt der Bau der Selfaktoren für Baumwolle, Kammgarn- und Streichgarnspinnerei Menschen und Maschinen. Diese Branche nimmt bedeutende Räume in Anspruch, aber sie prosperirt auch in einer Weise, daß durchschnittlich wöchentlich 4 bis 5 Maschinen zur Ablieferung gelangen. Ueber der ersten Werkstatt des Dampfmaschinenbaues werden die Tuchtrockenrahmen und Wolltrockenmaschinen fabrizirt. Erstere namentlich gelangen hier in sehr vervollkommneter Konstruktion zur Ausführung und sind darum sehr gesucht; weiterhin baut man daselbst den neukonstruirten Klettenreinigungswolf, mittels dessen das Problem gelöst ist, jede Wolle ohne übermäßigen Abgang vollständig klettenrein zu machen und namentlich die Kolonialwollen von den sogenannten Ringelkletten zu befreien, die eben so schwierig daraus zu entfernen, als sie der Spinnerei unbequem und gefährlich sind. Aus diesen Lokalitäten gelangen wir zu dem Bau der Streichgarnspinnmaschinen (sogenannten Mule-Jenny), und von hier zu dem unter diesem befindlichen Bau der Streichgarnkrempeln, von denen zeitweise wöchentlich zwei Satz, also sechs Stück, geliefert worden sind. Durch die sehr geräumigen Zeichnersäle, worin über 30 Techniker beschäftigt sind, nach dem Comptoir zurückgelangt, wenden wir uns nochmals nach dem Fabrikhofe, um die inmitten des Häuserquarrés stehenden Gebäude, die Materialien-Niederlage, die Werkstatt für Werkzeugreparatur, Schraubenschneiderei und Stachelwalzenfabrikation (letztere für Kammgarnspinnerei), zu besichtigen. Namentlich gewährt die Schraubenschneiderei Interesse, wo mittels eines Systems der Fabrik zum Theil patentirter Maschinen, Schrauben und Muttern von kleinster bis zu größter Dimension gedreht, geschnitten und gestoßen werden. Nicht geringere Aufmerksamkeit verdient die Stachelwalzenfabrikation, wo mittels kleiner Bohrmaschinen, durch Knaben bedient, in die Walzen täglich 2500 Löcher pro Maschine gebohrt und durch einen Knaben eben so viel Nadeln pro Tag eingesetzt werden.

Die große Dreherei nochmals durchschneidend, kommen wir nach der ganz für sich bestehenden Abtheilung für Holzbearbeitung, die Arbeitsräume der Modelltischler, Zimmerleute und Kistenmacher. Daselbst sind sämmtliche, neuerdings sehr vermehrten Holzbearbeitungsmaschinen neuester und bester Konstruktion aufgestellt.

Interessiren wir uns für Leimkocherei, so sehen wir solche hier ohne Anwendung des Feuers vor sich gehen, vermittelst Dampf. Zwei zwölfpferdekräftige Dampfmaschinen (System Meyer) mit einem Dampfkessel von 700 □Fuß Feuerfläche liefern die nothwendige Betriebskraft.

Damit ist der Besuch der diesseitigen Gebäudereihen beendet; indem wir uns nach dem jenseitigen Komplexe wenden und die beide Abtheilungen trennende Leipziger Straße passiren, lassen wir an uns nochmals die Quintessenz dessen vorüberziehen, was wir gesehen. Welche Regsamkeit in allen diesen Werkstätten! Nicht allein die Hunderte von Menschenhänden, welche sich hier in Thätigkeit befinden, sondern auch die Bewegungen des sogenannten „gangbaren Zeuges" (Transmission), sowie der durch dieselbe betriebenen Hülfsmaschinen geben den Werkstätten ein eigenthümlich lebensvolles Ansehen. Alles dreht und bewegt sich; überall summt und saust und stöhnt es unter der unwiderstehlichen Gewalt der elementarischen Kräfte.

Jenseits der Straße betreten wir zunächst das sogenannte Rechnungs-Bureau. Wir durchschreiten dasselbe, um in die Schmiedewerkstätten zu kommen, woselbst 102 Schmiedefeuer zu beiden Seiten glimmen und Hunderte kräftiger Arme das glühende Metall bearbeiten, unterstützt von 7 Dampfhämmern von 10 bis 60 Ctr. Fallgewicht, deren Auf- und Niedergang Gebäude und Fundament dröhnend erschüttert und vermittelst deren mächtige rothwarme Eisenklötze unter wuchtigen Schlägen verdichtet werden. Außerdem sind hier drei Schmiedemaschinen in Thätigkeit, welche mit Gesenken in verschiedenartigsten Formen und Dimensionen in 500 Schlägen pro Minute Gegenstände in vollkommenster Weise fertig schmieden, fernerhin eine Cirkularsäge zum Schneiden warmen Eisens. Ein wahres Funkenmeer sprüht von allen Seiten und würde die Passage ganz unmöglich machen, wenn die rußigen Gesellen nicht so artig wären, ihre Arbeit einen Augenblick ruhen zu lassen, wenn der Besucher vorübergeht. Inmitten beider Schmieden arbeitet eine dreißigpferdekräftige Wanddampfmaschine, welche die Kraft zum Betriebe der Schmiede-Ventilation sowie der in den Schmieden befindlichen gesammten Arbeitsmaschinen liefert.

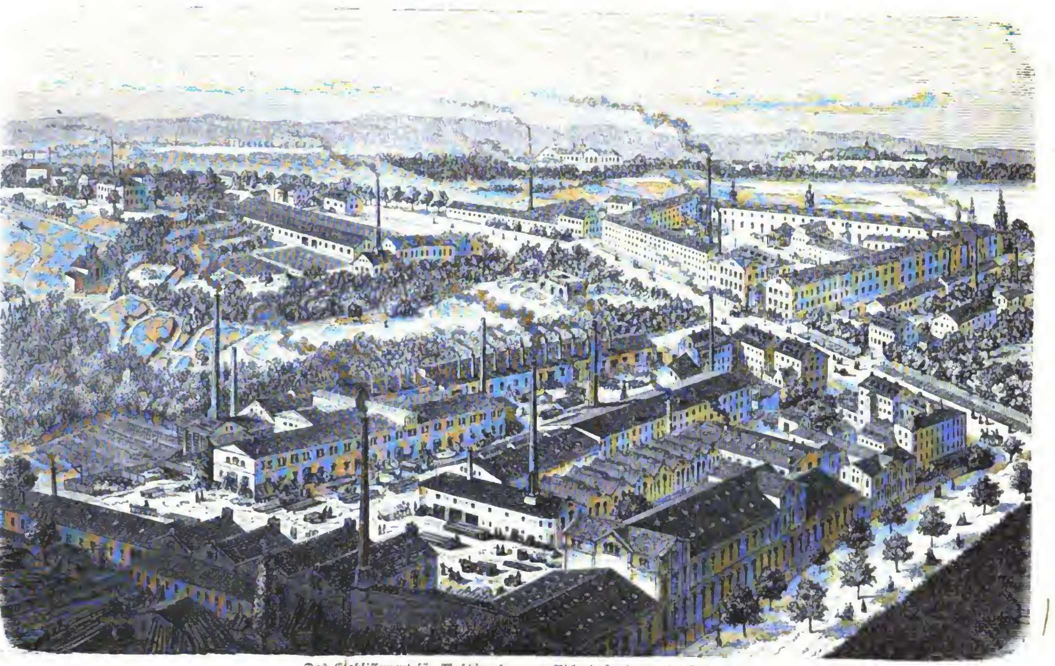
Vorüber an den am Ende der Schmieden befindlichen Schweißöfen langen wir bei den Kesselschmieden an, empfangen von dem wirklich betäubenden Dröhnen der Hunderte von Schlägen, mit welchen die Hämmer der Kesselschmiede in nerviger Faust auf die Nieten geführt werden, welche die bis 1 Zoll starken Eisenplatten der Kessel verbinden. Wir finden hier drei Laufkrahnen von je 300 Ctr. Tragkraft, mittels welcher die schweren Kessel leicht und schnell transportirt werden.

Eine hier befindliche dreißigpferdekräftige Wanddampfmaschine giebt ihre Kraft den Hülfsmaschinen ab, deren Trefflichkeit im Verein mit der sonstigen, höchst zweckmäßigen Einrichtung der Kesselschmiedewerkstätten dieselben zu den anerkanntermaßen besten und vorzüglichsten erhebt, die man kennt. Wir finden hier Blechscheren, Lochmaschinen, Blechbiegemaschinen und Nietmaschinen, auf welchen die Nieten gefertigt, und Kesselnietmaschinen mit eignem Dampfcylinder, mittels welcher die Kessel genietet werden, sowie eine Anzahl Bohrmaschinen, welche nöthig geworden sind, weil die meisten Kessel jetzt gebohrt, statt, wie früher, gelocht werden.

Hinter diesen Kesselschmieden befindet sich ein Kesselhaus mit zwei Kesseln (System Henschel), ein Röhren- und zwei stehende Kessel mit einer Gesammtfeuerfläche von 3300 □ Fuß und bestimmt, den in den Schmieden und Kesselschmieden befindlichen Dampfmaschinen, den Dampfhämmern, den Dampfniet- und Dampflochmaschinen die nöthigen Dämpfe zuzuführen. Quervor sind die trefflich eingerichteten Kupferschmiede- und Klempnerei-Werkstätten, neben welchen sich die Pferdeställe hinziehen.

Gegenüber der Kesselschmiede liegt die wesentlich vergrößerte Gießerei, mit 5 Kupolöfen nebst großen Trockenkammern, worin die Lehm- und Massenformen getrocknet werden. Man gießt hier sowol in Sand- als in Lehm- und Massenformen, je nachdem die Beschaffenheit der Gegenstände dies erheischt, und es werden gegenwärtig täglich 500 Ctr. gegossen. Hat der Besucher, wie wir, das Glück, das Etablissement des Nachmittags zu besuchen, so kann derselbe dem höchst interessanten Prozeß des Gießens beiwohnen. Zwei Dampfmaschinen, eine horizontale von 10 Pferdekraft, eine andere (Wandsystem) von 16 Pferdekraft nebst zwei cylindrischen Dampfkesseln von zusammen 600 □ Fuß Feuerfläche, dienen zum Betrieb der Gebläse. — Wir besuchen noch die anstoßende Messinggießerei, sowie die immensen Räume der Modellniederlagen, wo wir uns auf Grund der aufgehängten Tabellen über die in leicht zugänglichen Realen befindlichen, übersichtlich geordneten zahlreichen Modelle leicht zu orientiren vermögen. Obschon man die Spinnereimaschinenmodelle sämmtlich auf den Böden der anderseitigen Gebäulichkeiten aufgestapelt hat, so reichte doch dieser Raum nicht aus, vielmehr mußte zur Errichtung einer besondern Modellniederlage auf dem an der Leipziger Straße gelegenen Grundstücke geschritten werden, weil die Anzahl der aufzubewahrenden Stücke zu groß ist. Um eine richtige Vorstellung von diesen Vorräthen zu erlangen, sei nur erwähnt, daß zum Zwecke des Dampfmaschinen-, Turbinen- und Mühlenanlagen-, sowie des Werkzeugmaschinenbaues allein über 2000 Radmodelle vorhanden sind.

Schließlich kommen wir nun zu einer der Hauptmerkwürdigkeiten des ganzen Etablissements: dem sowol in Rücksicht aufs Aeußere wie aufs Innere so zweckmäßig wie gediegen ausgeführten neuen Werkstattgebäude für den Werkzeugmaschinenbau, eines der ansehnlichsten wol, welche zu ähnlichen Zwecken jemals gebaut worden sind. Es hat eine Gesammtlänge von 210 Ellen und eine Tiefe von 45 Ellen sächsisch, während der zweistöckige Mittelbau 110 Ellen, jeder der beiden Flügel 50 Ellen lang mißt. Das Ganze wird von zwei Reihen eiserner, doppelter Säulen getragen und umzogen durch eine breite Gallerie. Von deren Tiefseite aus betrachtet, macht der kolossale Bau einen imposanten Eindruck; 6 ¼ Ellen hohe, 2 ¾ Ellen breite Bogenfenster, sowie in den Flügeln vorgesehenes Oberlicht, gewähren eine prächtige Beleuchtung. Zwei Laufkrahnen, durch Transmission betrieben, dienen zum Heben und Transportiren schwerer Gegenstände, die Kommunikation der Gallerien mit dem Parterre wird durch die fünf Treppen (theils Wendeltreppen), sowie durch Fahrstühle hergestellt, und der Betrieb erfolgt durch eine, am Ende des Gebäudes angelegte, 50pferdige horizontale Woolf'sche Dampfmaschine mit drei Kesseln. Zur Aushülfe ist weiterhin innerhalb des Gebäudes eine zehnpferdige Wandmaschine angebracht.



Das Etablissement für Maschinenbau von Richard Hartmann in Chemnitz.

Unter den Arbeitsmaschinen des Werkzeugmaschinenbaues sind namentlich erwähnenswerth eine kolossale Drehbank, auf welcher man 50 Fuß engl. lange Wellen drehen und ebenso lange Schrauben schneiden kann; eine Hobelmaschine, welche 14½ Meter lang, 4 Meter hoch und 4 Meter breit hobelt, wol eine der größten unter allen derartigen Maschinen; eine große Plandrehbank und verschiedene andere Maschinen für spezielle Arbeiten 2c. Wir haben zu unsrer Freude bemerkt, daß die meisten der im Etablissement befindlichen Hülfsmaschinen die im Guß markirte Firma „Rich. Hartmann" tragen, daher in der Fabrik selbst gebaut sind. Von den zur Zeit unseres Besuchs in Arbeit befindlichen Maschinen schien uns besonders die Geschützbearbeitungsmaschine bemerkenswerth, bestimmt, bei Herstellung gußstählerner Geschütze bis zu elfzölligem Kaliber und 500 Ctr. Feingewicht mitzuwirken. Es sind von denselben bis jetzt bedeutende Lieferungen an in- und ausländische Arsenale bewerkstelligt worden.

Endlich ist noch einer Schmiede mit 4 Schmiedefeuern Erwähnung zu thun, aus welcher nur Arbeitsstähle für die Hülfsmaschinen der Fabrik hervorgehen.

Die Fabrik umfaßt auf einem Gesammtflächenraume von 271,690 Quadratellen circa 50 Gebäude mit einem Arbeitsflächenraum von 119,770 Quadrat-Ellen, überragt von 10 Dampfschornsteinen und versehen mit 12 Dampfmaschinen von zusammen über 300 Pferdekraft, 15 Dampfkesseln von über 12,000 Quadratfuß Feuerfläche, mit 120 Schmiedefeuern, 7 Dampfhämmern, einer Dampfkesselnietmaschine und circa 700 verschiedenen anderen Arbeitsmaschinen, darunter 360 Drehbänke, 114 Hobel-, 51 Stoß-, 123 Bohr-, 20 Fräß- und 18 Schraubenschneidmaschinen, meist neuester Konstruktion. Die Erwärmung der Räume erfolgt durchgängig mittels Dampfheizung, die Beleuchtung durch Gas; die Transmissionen sind so eingerichtet, daß dieselben in jeder einzelnen Werkstätte ein- und ausgerückt und je nach Erforderniß nur durch eine Betriebsdampfmaschine in Bewegung gesetzt werden können (was besonders bei Nachtarbeit erforderlich), oder auch durch mehrere oder alle Dampfmaschinen zugleich. Gegen Feuersgefahr schützt hauptsächlich die außerordentlich solide Bauart des ganzen Komplexes; sämmtliche Treppen sind von Stein, die Schiebeverbindungsthüren von Eisen, die Holzbearbeitung ist in eine für sich bestehende Abtheilung verlegt, auch befinden sich auf jedem Saale Handspritzen und Wasserbehälter. Eine große und kostspielige, circa 10,000 Fuß lange Wasserleitung versorgt nicht sowol das Etablissement mit dem nöthigen Wasser, sondern ist auch mit ihren vielfachen Leitungen vermöge ihres natürlichen Druckes zur Löschung bei Feuersgefahr leicht zu verwenden, sowie endlich eine aus eigenen Mitteln equipirte Feuerwehr von 120 Mann, welche aus den Beamten und Arbeitern des Etablissements organisirt und mit den nöthigen Requisiten, namentlich einer großen Feuerspritze und einer Dampfspritze, ausgestattet ist, um bei etwaiger Feuersgefahr einzutreten. Diese Feuerwehr ist aufs Beste eingeschult und hat sich schon mehrfach bei Feuerausbrüchen in der Stadt als vorzüglich bewährt; insbesondere hat hier wiederholt schon die Dampfspritze nachdrücklichst und mit überraschendem Erfolge eingreifen können. Es arbeiten in dem Etablissement unter der Leitung von circa 170 Beamten gegenwärtig gegen 2700 Arbeiter, und es werden im Jahre circa 120,000 Ctr. Guß- und 60,000 Ctr. Schmiedeeisen verarbeitet.

Von dem Etablissement sind seit der Auflösung der Assoziation Hartmann's mit Götze bis jetzt circa 360 Lokomotiven, sowie circa 500 Dampfmaschinen von 2 bis 250 Pferdekraft, 4000 Krempeln, 2300 Spinnmaschinen, 250 Zwirnmaschinen, 600 Selfaktors, 800 Walken und 2000 Webstühle geliefert worden. Die Fabrik befaßt sich gegenwärtig vornehmlich mit der Herstellung von Lokomotiven, Dampfmaschinen, Dampfkesseln, Kühlschiffen u. s. w., Turbinen, Wasserrädern, Transmissionen, Maschinen für Berg- und Hüttenwerke, Mahl- und Schneidemühlen, Brauerei- und Färbereianlagen, für Streichgarn-, Kammgarn-, Baumwoll-, Flachs- und Wergspinnereien, Weberei- und Appreturmaschinen, von hydraulischen und anderen Pressen, Kontrol-Wägeapparaten für Eisenbahn-Fahrzeuge, Maschinen für Holzschleiferei und Papierfabrikation, Werkzeugmaschinen, sämmtlichen zur Kanonenfabrikation bis zum größten Kaliber erforderlichen Hülfsmaschinen, Holzzerkleinerungsmaschinen, Krahnen, überhaupt allen in das Maschinenbaufach einschlagenden Maschinen und Gegenständen.

Die vorzügliche Leistungsfähigkeit der Fabrik ist anerkannt worden, vornehmlich durch die Industrie-Ausstellungen von 1843 (zu Dresden), 1845 (zu Leipzig) — durch die große goldene Medaille; 1844 (zu Berlin) durch die große goldene Medaille; 1854 (zu München), 1855 (zu Paris) durch die erste Preismedaille, 1862 auf der internationalen Weltausstellung zu London für die daselbst vertreten gewesenen vier Branchen, Streichgarn-, Werkzeug-, Dampfmaschinen- und Lokomotivbau durch vier Preismedaillen und endlich 1867 auf der Weltausstellung zu Paris durch die goldene und zwei silberne Medaillen. Kommerzienrath Richard Hartmann selbst ist Ritter des sächsischen Verdienst-Ordens seit 1850, des bayerischen St.-Michaelisordens seit 1854, des preußischen Kronenordens III. Klasse seit 1863 sowie des fürstlich Reuß'schen Civilehrenkreuzes I. Klasse seit 1868. Daß einem Manne, welcher aus den Reihen der Arbeiter hervorgegangen, das Wohlbefinden seiner zahlreichen Untergebenen am Herzen liegt, ist natürlich; vor Allem hält er die Mitglieder seines älteren Arbeiterstammes, vorzüglich die tüchtigeren derselben, in Ehren. Unter diesen befindet sich eine ganze Anzahl, welche ihr 25jähriges Arbeitsjubiläum hinter sich haben. Hartmann ist, wo es gilt, Freund und Rathgeber seiner „alten Garde". Am 9. April des Jahres 1858 feierte die Fabrik die Vollendung der hundertsten Lokomotive durch einen gelungenen Aufzug und sonstige Festlichkeiten. Die ganze Stadt nahm Theil an der festlichen Begehung des Ehrentages ihres allseitig verehrten Mitbürgers; sämmtliche Minister, Herr von Beust an der Spitze, erschienen aus Dresden und wohnten dem solennen Festmahle bei, welches den bewegten Tag abschloß. Die größte Freude verursachte dem würdigen Fabrikherrn die Haltung und kundgegebene innige Verehrung seiner großen Fabrikfamilie für ihn, den Urheber einer so großartigen Geschäftsthätigkeit. Bei dieser Gelegenheit wurden dem geliebten Chef seitens seiner Beamten und Arbeiter durch eine Deputation eine silberne Votivtafel überreicht, deren Inschrift an den festlichen Tag erinnert; nicht minder erinnerungsreich ist für den Chef und seine Angestellten die am 22. Juni 1862 stattgefundene Feier des 25jährigen Geschäftsjubiläums geworden. Auch diesmal fehlte es nicht an festlichen Aufzügen, Ansprachen, an Festjubel unter Becherklang, an heiterem Scherz und Tanz.

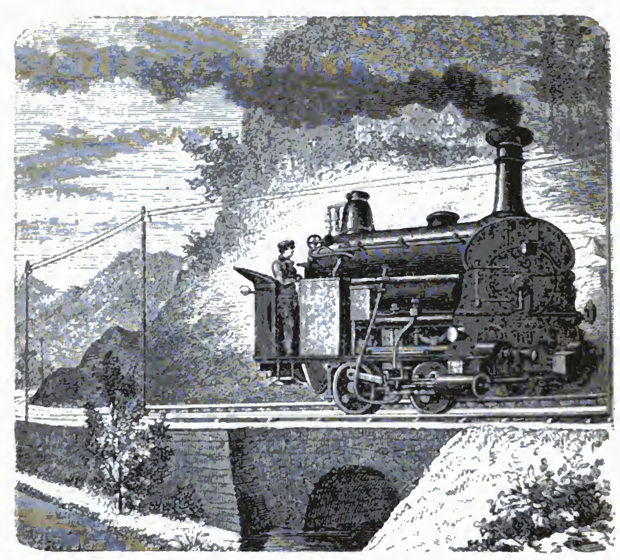
Besonders freudig sah sich der würdige Fabrikherr von Seiten der Arbeiter und Beamten durch Ueberreichung eines prächtigen Albums überrascht, welches die wichtigeren Stadien des Lebensganges von Richard Hartmann, sowie seines Geschäftes in photographischer Darstellung vereinigte, gehoben durch mancherlei poetische Verherrlichungen, sowie durch die photographischen Bildnisse seiner sämmtlichen Angestellten von damals und früher. Richard Hartmann ist ein glücklicher Mann, hochbeglückt durch seltene Erfolge, sowie durch den Besitz von Charaktereigenschaften, welche außerordentlich viel zum menschlichen Wohlbefinden beitragen. Er hat nicht nur gearbeitet, streng wie irgend einer seiner Leute, sein Fleiß hat wahrhaft Großartiges zu Stande gebracht, er selbst hat aber auch reiche Freude an seinen Schöpfungen genossen, die nicht zu den alltäglichen zählen. Immer rastlos weiter strebend, mit offenem Auge für jeden Fortschritt auf dem weiten Gebiete, zu dessen glänzenden Repräsentanten er mit gehört, hat er nach mehr als einer Richtung hin seiner Firma einen Weltruf erworben. Dabei bietet Hartmann's Leben auch so vielfache gemüthliche Seiten, welche laut redendes Zeugniß ablegen von der Reinheit, Dankbarkeit und Empfänglichkeit seines Herzens. Sein langjähriger Freund, Kommissionsrath Kohl, erzählte während der gelegentlich des Geschäftsjubiläums arrangirten Abendtafel ein Stückchen aus seinem Leben ungefähr wie folgt:

„Herr Hartmann hat soeben das Versprechen abgegeben, er werde nach seiner Rundreise wieder zu uns zurückkehren. Daß aber Herr Hartmann, wenn er zurückzukehren verspricht, auch Wort hält, dafür möge Ihnen ein lustiges Handwerksburschenstücklein aus seinem Leben als Beweis dienen. Herr Hartmann, als junger hübscher Handwerksbursche von zwanzig Jahren, wanderte einst an einem heißen Tage in der Rheinpfalz fürbaß seines Weges. Da begegnete ihm ein Gespann und Herr Hartmann sagte zu dem Führer desselben: «Lieber Mann, es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt; ich bin müde, nimm mich ein Stücklein des Weges mit.» Der Fuhrmann hieß ihn aufsitzen. Und als er in sein Dorf kam, hielt er nicht an vor seinem Gehöfte und hieß ihn aussteigen, nein! er hieß ihn hineinkommen in sein Haus und sich setzen, essen, trinken und fröhlich sein. Und unser Hartmann setzte sich, aß und trank, und war fröhlich. Da ward manch Krüglein leer gemacht. Die Hausfrau, welche, wie alle Frauen, nicht jeden Besuch gleich willkommen hieß, machte erst ein saueres Gesicht; als sie aber dem jungen Mann in das freundliche, treue Auge geschaut hatte und ihn so fröhlich sah, da wurde auch sie fröhlich und aß und trank mit. Des Morgens in der Frühe rüstete der Bursche sich wieder zum Weiterwandern, und als er mit herzlichem Händedrucke Abschied nahm von seinem Wirth, da versprach er vorzusprechen, wenn er wieder in das Dorf komme. Geehrte Anwesende! Das war vor 30 Jahren! Vor fünf oder sechs Jahren kommt der ehemalige Handwerksbursche als der große Industrielle Hartmann wieder in das Dorf — sein Erstes ist gewesen, zu fragen, ob der Mann noch lebe, und der Mann lebte noch, und Hartmann hielt Wort, besuchte denselben und freute sich mit ihm, wie wir uns heute freuen. — Nun, ich meine, wer dergleichen nicht vergißt, der kann nicht blos ein großer Industrieller, der muß auch ein guter Mensch sein!“

Für das brave Herz unseres Richard Hartmann spricht auch, daß er den Mann, der für ihn zum Soldaten eingestanden, für's ganze Leben unterstützt hat und, nachdem derselbe gestorben, auch dessen Witwe fortunterstützt; daß er überhaupt der Hülfsbedürftigen immer reichlich gedenkt, und zwar nicht nur in seiner neuen, sondern auch in seiner alten Heimat, wo Arm und Reich gern und mit Stolz auf den hochgeehrten Landsmann zu Chemnitz blicken.

Aemter und Ehrenstellen jeder Art hat Hartmann Jahrzehnte hindurch stets ausschlagen müssen, da das eigene Geschäft seine Thätigkeit voll und ausschließlich in Anspruch nahm. Erst nachdem er in seinen Söhnen und in seinem Schwiegersohne thatkräftige Unterstützung gefunden, hat er in neuerer Zeit die Stellung eines Mitglieds des Verwaltungsrathes der Sächsischen Bank zu Dresden, sowie der Disconto-Commandite-Gesellschaft zu Berlin u. s. w., angenommen.

Es gereicht uns zur Freude, daß der Mann, dessen großartige Thätigkeit wir in vorstehenden Blättern zu schildern versuchten, sich heute noch im Vollgefühl seiner Kraft befindet. Nichts in seinem Aeußeren verräth, daß er an der Schwelle der sechziger Jahre steht. Ebenso hat es uns Genugthuung gewährt, gestützt auf zuverlässige Mittheilungen, den Namen und die Leistungen eines solchen „Mannes eigener Kraft" unserm Werke einverleibt zu sehen, das nur wahrhaft bedeutende Merkmale in der Entwicklung von Handel und Industrie registirt hat. Und fürwahr, wenn Einem, so gebührt Richard Hartmann die Achtung, welche der rastlos Thätige allseitig genießt. Denn er hat nicht sowol der Welt ein erhebendes und lehrreiches Beispiel gegeben, was fester Wille, Fleiß und Thätigkeit zu schaffen vermögen, sondern seine bewunderungswürdigen Schöpfungen sind deswegen von so hohem Werthe, weil sie auch dauernde sein werden. Was Richard Hartmann zu Stande gebracht, ist einer aufstrebenden Stadt, ist Sachsen, ja dem ganzen Vaterlande zu Nutz und Segen gereicht. Ein Blick auf die großartigen Fabrikanlagen, die er gegründet, zeigt, daß es nicht Werke von heute auf morgen sind, welche seine Willenskraft entstehen ließ. Mit Recht zählt daher die gesammte industrielle Welt Richard Hartmann zu den Koryphäen der Gewerbthätigkeit dieses Jahrhunderts. Seine Theilnahme an der steigenden Entwicklung des Verkehrswesens unserer Epoche sichert seinem Namen ein ehrenvolles Gedächtniß auf lange hin.



Berglokomotive von Fell.

3. Ein Blick auf den heutigen Verkehr und Transport.

Wenn wir die Kulturgeschichte der Völker während der zuletzt verflossenen Jahrhunderte ins Auge fassen, so drängt sich uns die Thatsache auf, daß die Fortschritte vormals weit langsamer erfolgten, als in unserem jetzigen Zeitalter. Die Ursachen liegen nahe und beruhen in den durch die gegen sonst weit besseren Lehranstalten allgemeiner verbreiteten Kenntnisse im Bereiche der Wissenschaften und die daraus hervorgehende wirksamere Beherrschung der Naturkräfte. Wenn früher mehr als ein halbes Lebensalter erforderlich schien, sich umfassende Kentnisse zu erwerben, und der Unbemittelte darauf fast ganz verzichten mußte, so ist jetzt einem Jeden, der Drang und Beruf dazu in sich fühlt, mannichfaltige Gelegenheit geboten, innerhalb weniger Jahre in einer höheren technischen Anstalt der Akademie einen reichen Schatz von geistigem Kapital anzusammeln. Wenn früher Jahrhunderte vergingen, bevor eine bedeutsame Erfindung oder Entdeckung gemacht wurde, so vergehen kaum ebenso viel Jahrzehnte. Ganz besonders sind es die Gebiete der Chemie und Mechanik, auf denen die bemerkbarsten Fortschritte stattgefunden haben, und es ist sowol auf der östlichen Erdhälfte als auch auf der westlichen hierdurch ein riesiger Aufschwung des Wohlstandes, eine außerordentliche Mannichfaltigkeit des Handels und der denselben fördernden Verkehrsmittel herbeigeführt worden. Vor hundert Jahren hatte man noch keine Ahnung von einem amerikanischen Zukunftslande. Dank der

Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Blick auf Krupp's Etablissement in Essen.

unermüdlichen Schaffenslust der Bewohner der Union durchzogen im Jahre 1867 bereits nahe an 8100 deutsche Meilen Eisenbahnstraßen alle Theile der großen transatlantischen Republik neben 59,000 deutschen Meilen Poststraßen, deren Verkehr zu ordnen 28,000 Postämtern oblag, während zu Anfang dieses Jahrhunderts deren Geschäfte hauptsächlich in der Beförderung etlicher 30,000 Reisenden und etwa 2 Millionen Briefe bestanden. Im Jahre 1866 galt es allein die ungeheuere Menge von 466 Millionen Briefschaften zu bewältigen und an die Adressen zu übermitteln. Dieses Beispiel kennzeichnet die kolossalle Zunahme des Verkehrs dort, wo die Wichtigkeit der Verkehrsstraßen begriffen wird. Dem entlehnten Beispiele entspricht nicht minder die Steigerung von Handel und Wandel auf dem Erdtheile der östlichen Welthälfte, welcher Europa heißt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts fürchtete man die Abschätzung der täglich zu befördernden Menge von Briefen zu übertreiben, wenn man von 100,000 sprach; heute darf die täglich zu bewältigende Masse auf mehrere Millionen veranschlagt werden. Erstaunenswerther erscheinen noch die Ziffern, wenn wir das durch die Eisenbahnen beschäftigte Material und die hierin angelegten Kapitalien ins Auge fassen.

Dem offiziellen Berichte der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 zufolge erreichten die Eisenbahnen der Alten und Neuen Welt Anfang des Jahres 1865 eine Länge von etwa 22,000 geogr. Meilen und sie wurden von über 40,000 Lokomotiven und 1,200,000 Wagen befahren. Sämmtliche Bahnen, nur als einspurig angenommen, würden genügen, um die Erde am Aequator nahezu mit vier Parallelbahnen zu umgürten. Täglich werden auf jenen Eisenschienen 27,000,000 Centner Güter und Verbrauchsgegenstände sowie 3,000,000 Reisende befördert. In runder Zahl fuhren nach Raph. Brandon's Berechnung im Jahre 1865 allein in England 252 Mill. Passagiere vermittelst 3½ Mill. Personenzügen über 71 Mill. engl. Meilen (1 engl. Meile = ½ Stunde) und erlegten hierfür ein Fahrgeld von circa 14¾ Mill. Pfd. £ = 100 Mill. Thaler. Die Baukosten, welche das Eisenbahnnetz der Erde verursachte, sind ganz enorm. Man rechnet für den Kilometer im Durchschnitt 378,500 Frcs. oder etwa 100,000 Thaler Herstellungskosten; dieses zu Grunde gelegt, repräsentirte das benöthigte Anlagekapital zu Anfang 1865 schon die ungeheuere Summe von über 13,000 Mill. Dagegen vereinnahmen die Eisenbahnen der Welt an jedem Tage circa 5 Mill. Thaler und setzen ein Personal von 1 Mill. Menschen in Thätigkeit. Im Jahre 1865 waren schon die hauptsächlichsten Handels- und Verkehrsgebiete Europa's von circa 9000 geogr. Meilen oder 66,000 Kilometer Schienenstraßen durchschnitten, neben mehr als 100,000 Meilen Post- oder Landstraßen. Ebenso ziehen sich rings um die Erde die Linien der Dampfschiffahrts-Verbindungen, während die Telegraphendrähte auch bereits einen großen Theil unseres Planeten umspannt haben. Diese Drähte, welche im Jahre 1868 zu einer Länge von 140,000 geographischen Meilen anwuchsen, beschäftigen bereits mehr als hunderttausend Bedienstete und befördern täglich 60,000 Depeschen, während alle Drähte aneinander gereiht lang genug sind, um eine doppelte Verbindung der Erde mit dem Monde herzustellen, wobei noch ein Stück Draht übrig bliebe, lang genug, um nahezu dreimal die Erde zu umspannen.

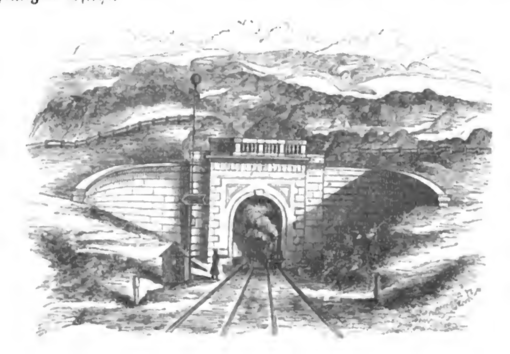
Wie hier die Größe des Ganzen sich in staunenerregenden Ziffern ausspricht, so überrascht der Eisenbahnverkehr Londons durch das fast geometrische Verhältniß seines Wachsthums.

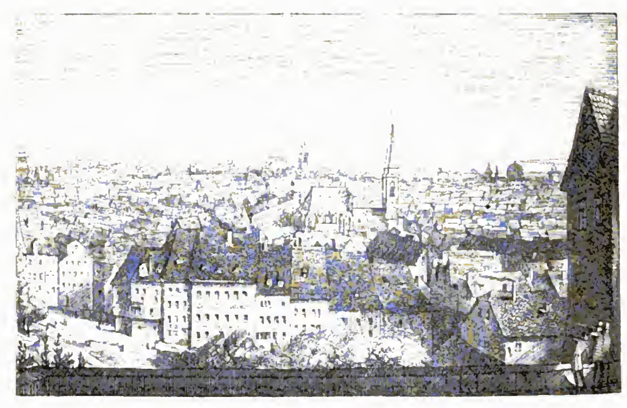
Einer Zusammenstellung der einschlagenden Zahlen für das Jahr 1866 mögen folgende Angaben entlehnt werden. Die Zahl der im Jahre 1866 auf den englischen Eisenbahnen verkauften Billets betrug 274,293,668, und wenn man dazu 39,405,600 als wahrscheinliche Anzahl der Fahrten hinzurechnet, welche von 110,227 Abonnenten in demselben Jahre gemacht sind, so erhält man im Ganzen 313,699,268 Passagiere, oder durchschnittlich 10 Fahrten jährlich für jeden Einwohner Großbritanniens, Männer, Frauen und Kinder. Zum Transport dieser Passagiere wurden 19,228 Wagen benutzt, welche 73,383,356 engl. Meilen in 2,741,086 Zügen zurücklegten. London war stets das Hauptcentrum für den Personenverkehr des ganzen Landes. Im Jahre 1866 beförderte allein die Metropolitan-Bahn 25 Mill. Passagiere, natürlich meistens auf sehr geringe Entfernungen. Die Bahnen südlich der Themse beförderten mehr als 50 Mill., meistens auf größere Entfernungen. Anfangs glaubte man, daß infolge der Anlage der Eisenbahnen die Bevölkerung Londons abnehmen würde; anstatt dessen hat sie seit jener Zeit in rascher Weise zugenommen, und gleichzeitig ist die Umgegend Londons auf viele Meilen in der Runde weit und breit mit Wohnhäusern überdeckt. Die Eisenbahngesellschaften fanden natürlich, daß sie großen Vortheil davon zögen, wenn ihre Nachbarschaft angebaut werde; sie gewährten daher sehr billige Abonnementsbillets, und in einigen Fällen sogar Freibillets für diejenigen, welche Häuser von einem bestimmten Werth in der Nähe ihrer Station erbauten. In Folge dessen wurden enorme Kapitalien von Bauunternehmern dazu verwendet, an den von London ausgehenden Eisenbahnen, namentlich längs der südlichen Linien, passende Wohnhäuser für die hauptstädtische Bevölkerung zu erbauen. Neue Städte entstanden dort wie durch Zauber, und jetzt ist fast jede Eisenbahnstation in der Nähe Londons der Mittelpunkt einer großen Bevölkerung geworden, deren Familienväter täglich Morgens in die Stadt fahren zu ihren Geschäften und Abends zu ihren Familien zurückkehren. Auf diese Weise haben die Eisenbahnen London befähigt, sich in das offene Land hinein nach allen Seiten auszudehnen, sodaß im Jahre 1867 innerhalb des unter der hauptstädtischen Polizei stehenden und mit einem Radius von 15 engl. Meilen beschriebenen Kreises, dessen Mittelpunkt in Charing Croß liegt, nicht weniger als 3,463,771 Menschen wohnten. Die Zahl der Eisenbahn-Passagiere welche in London ankommen und abfahren, beträgt täglich etwa 300,000. Allein auf der Metropolitan-Bahn gehen täglich fast 700 Züge, 530 Züge laufen täglich in der Cannon-Street-Station ein und aus. Die Gesammtzahl der Londoner Lokalzüge beträgt per Tag 3600, und 340 Züge kommen täglich von fremden Stationen oder gehen dahin ab. Während der frequentesten Stunden, Morgens und Abends, halten die Züge stündlich etwa 2000mal in London an, um Passagiere abzusetzen oder aufzunehmen, wobei die Gesammtlänge der unterwegs befindlichen Züge etwa 2 englische Meilen beträgt. Um diesen enormen Eisenbahnverkehr zu bewältigen, ist eine ganze Armee von Angestellten und Arbeitern erforderlich. Das zahlreichste Corps sind die Arbeiter,

welche bei der Unterhaltung des Oberbaues beschäftigt sind. Es sind dazu auf den englischen Bahnen im Ganzen etwa 81,000 Arbeiter, 5 auf je 2 englische Meilen Doppelbahn gerechnet, erforderlich. Außer diesen Arbeitern sind noch 13,000 Schienenleger mit dem Auswechseln der Schienen, 40,000 Maschinenarbeiter, Tischler, Sattler ꝛc. mit dem Bau und der Reparatur der Betriebsmittel, ferner 26,000 Signalwärter, Weichenwärter und Gepäckträger, 6000 Schaffner und Bremser und 11,000 Lokomotivenführer und Feuerleute auf den englischen Eisenbahnen beschäftigt.

Seit Entstehung von List's Werk, der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, hat sich das Straßennetz Deutschlands in unwiderstehlicher Weise zu Gunsten von Handel und Gewerbe, Bildung und Kultur mit jeglichem Jahre erweitert und seine Maschen von den Alpen zum Meere gespannt. Jeder Tag fügt neue Maschen zu, und kräftigere Fäden unterflechten die fertigen Theile jener zahllosen Verbindungsetappen, welche die Völker des Erdballes miteinander in Berührung bringen. Braucht man heute zur Reise per Dampf um die Welt über Australien und Panama nur noch 109 Tage, so kann mit Benutzung der großen nordamerikanischen Eisenbahn die Reise um die Erde in 86 Tagen vollendet werden. Nicht eine Meile weit brauchen wir uns dabei heutzutage von Pferden oder von Segeln fortschaffen zu lassen, denn überall hat der Dampf die Oberherrschaft erlangt.

Auf dem riesigen Panorama, als welches nach dieser Einleitung der Weltverkehr unserer Tage sich uns darstellt, nimmt die treibende Lokomotive sammt dem Riesenkörper von Transportwagen eine überaus wichtige Stelle ein, und es erscheint somit von hohem Interesse, einem Etablissement unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, dessen vornehmste Eigenthümlichkeit in der Herstellung von dergleichen Transportwagen sowie anderer Dampfmaschinen und verwandter Einrichtungen besteht.





Nürnberg, von der Freiung aus.

Theodor von Cramer-Klett, zu Nürnberg,

Besitzer der Maschinenfabrik und Eisengießerei von Klett & Comp.

(Porträt vergl. Titelbild.)

Die Skizzirung des zu Anfang dieser Darstellung begonnenen Bildes der Entwicklung desjenigen Theiles des Landtransportwesens der Neuzeit, als dessen Flechsen und Sehnen die heutigen Eisenbahnen und als dessen Seelen die Lokomotiven erscheinen, würde nur eine höchst unvollkommene bleiben, wenn wir an dieser Stelle nicht einige Worte einem süddeutschen Industriellen widmen wollten, dessen Bedeutung hinter derjenigen von Richard Hartmann keineswegs zurücksteht: wir meinen Theodor von Cramer-Klett. War es bei R. Hartmann das technische Genie, welches großartige Erfolge errang, so stehen wir hier vor einem geborenen Kaufmann, einem Fabrikherrn par excellence. Technische Gewandtheit und Routine hatten nicht zu Stande zu bringen vermocht, was einer ungewöhnlichen kaufmännischen Begabung gelang. Der riesige Aufschwung der Maschinenfabrik von Klett & Comp. ist das Werk eines kaufmännisch kalkulirenden Geistes, jener Art von Genialität, welche nicht mit den Stoffen, sondern mit den Ziffern ringt und vermittelst einer Reihe wohl angewandter Schlüsse die Materie bewältigt.

Ueber die Entwicklung und Heranbildung von Theodor Cramer ist nur Weniges in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir wissen blos, daß derselbe Sohn eines Nürnberger Bankiers ist, welcher durch Unglück sein Vermögen einbüßte und seiner Familie Glücksgüter nicht hinterlassen konnte. Der junge Theodor war also in dem Falle, seinen Lebenspfad sich selbst ebnen zu müssen. Zu diesem Zwecke versuchte er sich und seine Kräfte nach verschiedenen Richtungen; soviel wir wissen, debutirte er auch eine Zeit lang auf der Arena des Buchhandels. Uns wenigstens ist die Firma Th. Cramer in Nürnberg, als Verleger des viel angefeindeten Philosophen Feuerbach, im Gedächtniß geblieben. Vielleicht ist die

Vermuthung gestattet, daß die Erfahrungen auf dem Gebiete der Büchererzeugung dem künftigen Fabrikherrn eben so wenig zum Schaden gereicht haben, als sein Verkehr mit geistreichen Männern, von der Bedeutung der Mitarbeiter an den „Deutschen Jahrbüchern" sowie der Wigand'schen „Vierteljahrschrift". Mag dem nun sein, wie ihm wolle, die buchhändlerische Firma verschwand Mitte der vierziger Jahre wieder aus dem Schulz'schen Adreßbuch des Buchhandels. Mittlerweile hatten sich dem ehemaligen Verleger bessere Aussichten eröffnet als die bisherigen, und nach seiner Verlobung mit Emilie Klett, der Tochter eines wohlhabenden Nürnberger Fabrikbesitzers, ward der Buchhandel gänzlich in die Rumpelkammer verlorener Jahre verwiesen. Bald nach seiner Vermählung mit der genannten Dame zeigte es sich, wie sehr Theodor Cramer Recht hatte, wenn er dem Büchergeschäfte den Rücken kehrte. Der alte Klett besaß eine mechanische Werkstätte, welche, gleich ihrem Inhaber, sich eines guten Rufes erfreute. Unserm Cramer öffnete sich nun mit dem Eintritt in die Arbeitssäle seines Schwiegervaters ein neuer Gesichtskreis, dessen Peripherie er damals freilich selbst noch nicht zu übersehen vermochte. Bald sollte jedoch die Zeit kommen, wo sich die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Mannes entfalten konnten. Erfüllt von Arbeitslust und voll schöpferischer Ideen, brachte er binnen kurzer Zeit schon in das Etablissement von Klett & Comp., dem er nunmehr als Associé angehörte, Leben und Bewegung, und eine kaum geahnte Blütezeit begann für dasselbe. Herr Klett sen. brauchte nicht zu befürchten, daß sich unter so gewandten Händen und so gedankenreichem Schalten und Walten das Vermögen seines einzigen Kindes verringern könne, während aus jedem neuen Erfolge der kühne Unternehmungsgeist des jungen Fabrikherrn, eines Kaufmanns wie er sein soll, frische Nahrung zog zu erhöhter geschäftlicher Thätigkeit.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters ward Cramer alleiniger Inhaber der Klett'schen Fabrik. Eine für Anstalten dieser Art überaus günstige Zeit, die Periode des Eisenbahnbaues, begünstigte den Fortgang der Unternehmungen Cramer's. Mit scharfem Blicke erkannte er die Bedürfnisse der neuen Verkehrsrichtung und war entschlossen, die Gelegenheit energisch auszunutzen.

Daß er, um zu diesem Ziele zu gelangen, den richtigen Weg einschlug, lehrt ein Blick auf den jetzigen Umfang seines Geschäftsbetriebes und der Fabriklokalitäten. Gleich dem zuletzt aufgeführten Koryphäen auf dem Gebiete des Maschinenbaues, dem thatkräftigen Richard Hartmann, besitzt auch Cramer, der wol die merkantilische Laufbahn, nicht aber die Schule der Technik und Mechanik durchwandert hatte und demnach zur Leitung der verschiedenen Abtheilungen seines Geschäftsbetriebes zuverlässiger technischer Beamten bedurfte, das Talent, bei der Auswahl derselben den rechten Mann herauszufinden. Wie treffend und glücklich seine Wahl nach dieser Richtung hin gewesen ist, geht daraus hervor, daß einige der früheren Leiter der einzelnen Abtheilungen des Geschäftes später als Associés in dasselbe aufgenommen worden sind.

Da Cramer auf dem Gebiete des Lokomotivenbaues bereits rüstig schaffende Konkurrenten, wie Borsig, Hartmann, Keßler, Maffei und Egestorff, vorfand, so zog er es vor, nicht diesem Zweige des Maschinenbaues seine Thätigkeit, sondern dem Bau von Eisenbahnwagen, sowol zum Passagier- als auch zum Güter-

transport, sowie auch der Herstellung aller übrigen für den Eisenbahnbetrieb nothwendigen Gegenstände, wie Drehscheiben, Grubenwagen, Wasserkrahnen u. dergl., zuzuwenden. Die Herstellung dieser Gegenstände bildet einen der Hauptzweige des Geschäfts, das sich außerdem noch durch den Bau eiserner Brücken ein großes Renommé erworben hat und zu diesem Zwecke vorzüglich eingerichtete Werkstätten unterhält. Dem Maschinenbau, der Herstellung von Schrauben, Muttern, dienen weiterhin ausgedehnte Arbeitsräume sammt der Eisengießerei.

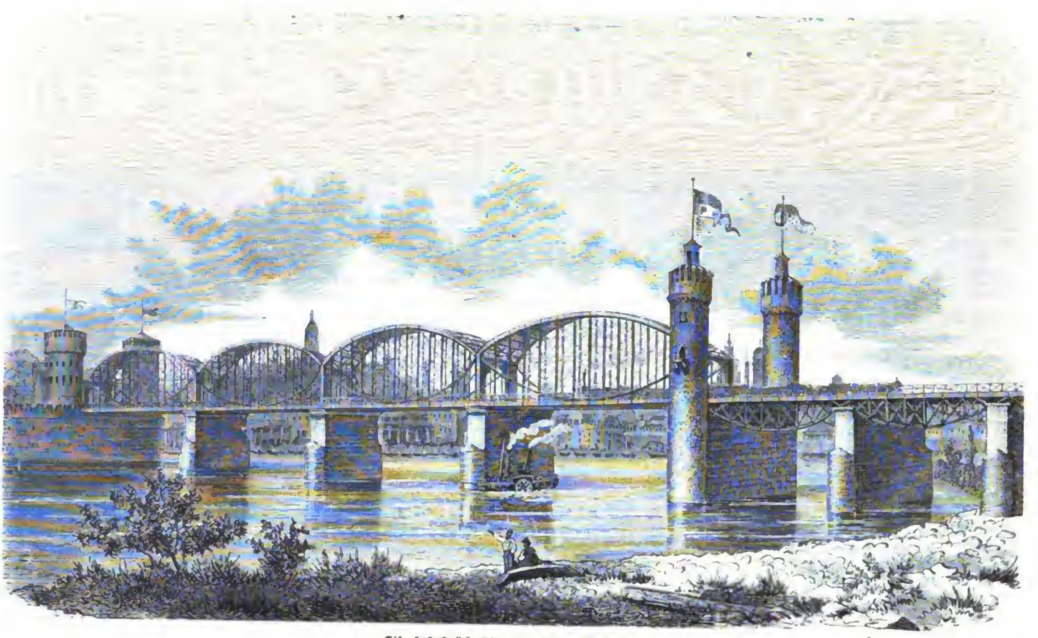
Die Branchen des Eisenbahnwagenbaues, der Herstellung der Maschinen und Kessel sind unter Leitung des Herrn Werder, dessen erfinderischer Geist eine Menge der zweckdienlichsten und Arbeit fördernden Werkzeugmaschinen ausgesonnen, zu den außerordentlichsten Leistungen befähigt worden, die besonders bei der Anstalt für Eisenbahnwagenbau wahrhaft bewundernswerth erscheinen. Bis zu welchem Grade die Leistungen der Fabrik in der Abtheilung für Brückenbau unter der Leitung des Ingenieurs Herrn Gerber sich erhoben, dafür spricht in erster Reihe die Herstellung der vielbewunderten Rheinbrücke bei Mainz.

Mit seltener Umsicht und Geschäftskenntniß hat Cramer die verschiedenen Abtheilungen seines umfangreichen Geschäfts organisirt. Trotz der Selbständigkeit ihres Betriebes greifen die einzelnen Abtheilungen in einander, Alles geht ohne Zersplitterung von Zeit und Kraft vor sich, jede Störung oder Verzögerung des Betriebes wird durch zweckmäßige Einrichtungen vermieden.

Allein nicht blos in Bezug auf Organisation und oberste Leitung des Geschäftes sowie auf zweckdienliche Einrichtung der Lokalitäten hat Cramer eine stets das Rechte treffende Auffassung bewiesen, auch die zu einem solchen umfangreichen Geschäftsbetriebe erforderliche Ordnung in der Fabrik, die sinnreiche Kontrole der Arbeiter, deren Zahl meist über 2000 beträgt, die jeden Irrthum fast unmöglich machende Einrichtung der Lohnzahlung zeugen von dem scharfen Blick des Fabrikherrn. Um die Anwesenheit eines Arbeiters in der Fabrik oder dessen Abwesenheit zu kontroliren, ist beispielsweise folgende zweckmäßige Einrichtung getroffen.

Jeder Arbeiter hat einen bestimmten Eingang zu dem Fabriklokale, in welchem er beschäftigt ist, und ebenso giebt es einen gewissen Ausgang. Ein Jeder trägt nun eine Nummer bei sich, die er beim Betreten des Lokals empfängt und beim Herausgehen wieder abgiebt, wodurch seine Abwesenheit in der Fabrik konstatirt wird. — Um einen Irrthum in der Berechnung und Auszahlung des Lohnes zu vermeiden, hat ein jeder Arbeiter ein Blechbüchschen mit der Nummer, die er führt; auf der innern Seite des Deckels dieses Büchschens ist ein Pergamentblättchen angebracht, auf welchem durch das Kassenbureau auf Grund der An- oder Abwesenheitskontrole der Betrag des Wochenlohnes des Arbeiters berechnet und vermerkt, während der Geldbetrag in das Büchschen selbst eingelegt wird. Da der Wochenlohn stets eine Woche später ausgezahlt wird, so kann dessen Berechnung mit größerer Sicherheit und mit Vermeidung jedes Irrthums aufgestellt werden, und der Arbeiter braucht dann später nur seine Nummer anzugeben und vorzuzeigen, um sein Büchschen in Empfang zu nehmen.

So wie Cramer in der Wahl seiner Beamten und Geschäftsleiter stets die tüchtigsten herauszufinden wußte, so bemüht er sich auch stets, einen Stamm tüchtiger Arbeiter in seiner Fabrik heranzubilden und sich für die Dauer zu erhalten.



Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Mainz.

Der geschickte und fleißige Arbeiter kann hier auf einen Lohn rechnen, den er im gewöhnlichen Geschäftsverkehr kaum irgendwo höher findet. Schlosser- und Schmiedegesellen, die bei einem gewöhnlichen Meister wöchentlich drei bis vier Thaler verdienen würden, bringen es in der Fabrik zu einem Wochenlohne von sechs bis zehn Thalern, ein Taglöhner erhält täglich 12 bis 13 Groschen, ein auf eine bestimmte Verrichtung bereits eingeübter Taglöhner 15 bis 16 Groschen.

Daß bei solchem Lohn und einer entsprechenden Höhe des Gehaltes der Aufseher, Werkführer, Gehülfen, Ingenieure und Beamten stets ein großer Andrang von Beschäftigung Suchenden zu diesem Etablissement stattfindet, ist wol ebenso natürlich, als daß es bei der allgemein erkannten Vortrefflichkeit der Leitung desselben zur Empfehlung gereicht, in der Fabrik von Klett & Comp. beschäftigt gewesen zu sein. Eine bedeutende Zahl der aus den polytechnischen Schulen Deutschlands hervorgegangenen Techniker hat bei Cramer ein weites Feld für eine fortschreitend sich immer mehr und mehr entfaltende Wirksamkeit gefunden und so wie es für jeden Deutschen eine sehr erfreuliche Wahrnehmung sein muß, die Konkurrenz Englands auf dem Gebiete der Stahlindustrie durch Krupp, im Lokomotivenbau durch Borsig und Hartmann bereits aus dem Felde geschlagen zu sehen, so gewährt auch die Ueberzeugung, daß dasselbe auf dem Gebiete der Herstellung aller für den Eisenbahnbedarf nothwendigen Gegenstände außer den Lokomotiven, im Brückenbau und in der Fabrikation der Nagelstifte durch Cramer ebenfalls geschehen ist, eine gleich wohlthuende Genugthuung. — Bei dem Unternehmungsgeist Cramer's mußte selbstredend der Betrieb seines Etablissements fortwährend steigen und dessen Leistungsfähigkeit stetig gewinnen. Daher haben die früheren, noch vom alten Klett herrührenden Fabriklokalitäten längst nicht mehr ausgereicht und es wurden nach und nach die jetzigen Fabrikgebäude aufgeführt. Dieselben umfassen:

1. eine langes Gebäude für die technischen und merkantilischen Bureaus; 2. einen Gebäudekomplex für Eisengießerei; 3. einen Komplex für die Schmiedewerkstätten; 4. ein Magazingebäude für die Eisenvorräthe; 5. einen Komplex für die Maschinen- und Wagenwerkstätten; 6. einen Komplex für Maschinenbau; 7. ein Gebäude für Modelltischlerei; 8. ein Gebäude für Brücken- und Mühlenbau; 9. eine Gasfabrik; 10. einen Komplex für Wagenbauschlosserei; 11. einen Komplex für Drahtstiftfabrikation; 12. einen Komplex für Wagenschreinerei; 13. einen Komplex für Lackirerei und Sattlerei; 14. einen Komplex von Wagenremisen; 15. ein Stiftmagazingebäude; 16. einen Komplex von Holzremisen und 17. ein Gebäude für die Holzsägemaschinen.

Der allgewaltige Motor unseres Jahrhunderts, der Dampf, setzt mit den Kräften von mehr als dreihundert Pferden an dreihundert Betriebsmaschinen in Bewegung, deren Leistungen in der Bearbeitung von Holz und Metall in Hinsicht auf Genauigkeit und Schnelligkeit der Arbeit gar oft schon Staunen erregten.

Die Anstalt für Eisenbahnwagenbau erbaut alljährlich zweitausend Wagen, deren sämmtliche Bestandtheile sammt und sonders in der Fabrik gefertigt werden. Frisch geschlagenes Holz wird sofort durch die Sägemaschinen zerschnitten, bearbeitet und, um es sogleich verwenden zu können, in einen Trockenapparat gebracht, wo es in der kurzen Zeit von wenigen Tagen einen Grad von Trockenheit

erlangt, den es an der Luft und in der Sonne erst in Jahren erreichen könnte; Durch die Hobelmaschinen schöner geglättet, als es die menschliche Hand vermag, kommt es in die Wagenbauschreinerei, wo die Wagen zusammengesetzt werden, und von da in die Sattlerei und Lackirerei, aus welcher täglich sieben bis acht Stück zum künftigen Gebrauch fertig in die Remisen geschafft werden. Cramer's Wagenbauanstalt hat die Konkurrenz aller übrigen Länder besiegt und wird an Größe und Leistungsfähigkeit von keiner anderen übertroffen.

Ebenso trefflich sind die Leistungen der Abtheilung für Schrauben und Schraubenmuttern, in welcher diese beiden Gegenstände in unglaublich kurzer Zeit mit den reinsten Gewinden in allen Größen vollendet hergestellt werden. Auch die Abtheilung für Anfertigung der Drahtstifte ist mit so arbeitfördernden Maschinen ausgerüstet, daß mit ihrem ausgezeichneten und billigen Fabrikate ein ausgedehntes Exportgeschäft, und zwar selbst nach England, gemacht werden kann.

Die Abtheilung für den Bau der Maschinen aller Art liefert diese in so trefflicher Beschaffenheit, daß man in den industriellen Etablissements Deutschlands, besonders in den Woll-, Flachs- und Baumwollspinnereien, gegenwärtig in der Mehrzahl Cramer'sche Maschinen im Betriebe findet. Sehr dauerhaft gebaut, arbeiten sie alle mit der größten Genauigkeit, Schnelligkeit und Sauberkeit.

Die riesigen Dimensionen des Kupolofens der Eisengießerei, einer der größten in Deutschland, befähigen denselben, in einem Jahre ungefähr 60,000 Centner Guß zu liefern, und die Güte und Vortrefflichkeit des gelieferten Materials ist so allgemein anerkannt, daß es Cramer gelang, bei dem Bau der Eisenbahneinsteighalle zu Zürich die Konkurrenz Frankreichs und Englands zu überwinden.

Einen imposanten Anblick bietet das Innere der riesigen Hallen der Schmiedewerkstätten, wo circa achthundert kräftige Arme in einem Meere von sprühenden Funken zu dröhnenden Schlägen die wuchtigen Hämmer schwingen und die hundert Centner schweren Dampfhämmer den Rhythmus zu diesem Getöse angeben.

Vielleicht ist es für unsere freundlichen Leser nicht ohne Interesse, das Gutachten des bayerischen Kommissars bei der Weltausstellung von 1862 zu London, des Doktor Beeg, über das Cramer'sche Etablissement zu vernehmen.

„Das größte Etablissement für Maschinenproduktion in Nürnberg liegt östlich zwischen Nürnberg und der Vorstadt Wöhrd und bildet für sich eine kleine Stadt, deren successive Entstehung aus der Art ihrer Anlage sich noch erkennen läßt. Es befinden sich in diesen fünf Hauptabtheilungen der Fabrik etwa 300 Betriebsmaschinen in Thätigkeit, welche durch eine Anzahl von mehr als 300 Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden und infolge ihrer sinnreichen Konstruktion die Bearbeitung von Metall und Holz in Schmieden, Hobeln, Fräßen, Bohren, Stangen so rasch und genau vornehmen, daß die Menschenhand allein nie im Stande wäre, auch nur Annäherndes zu leisten. Die Zahl der Arbeiter, welche in der Regel über 2000 beträgt, ist zu Zeiten schon bis auf 2600 gestiegen. Von den großartigen Werken, welche aus dieser riesigen Anstalt hervorgegangen sind, nennen wir nur den in 100 Tagen aufgestellten Glaspalast für die Zollvereinsausstellung zu München von 1854, die große Schrannenhalle und den königlichen Wintergarten, beide zu München, Eisenbauten auf dem Schlosse Kallenberg bei Koburg, zahlreiche eiserne Brücken, worunter als die größten

die nach Pauli'schem (Fischbauch-) System konstruirte, in der Filialanstalt zu Gustavsburg gefertigte Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Mainz, die Eisenbahnbrücke über die Isar bei Großhesselohe, die letztvollendete Bahnbrücke bei Emskirchen, dann endlich die Tausende von Eisenbahnwagen, womit die bayerische Staatsbahn, die Ostbahn, verschiedene zollvereinliche, österreichische und außerdeutsche Bahnen versehen wurden. Bringt man nun in Erwägung, daß jährlich fünf Mill. Pfund Gußeisen, sechs Mill. Pfund Schmiedeisen, 600,000 Pfund Stahl, drei Mill. Pfund Draht, sechs Mill. Pfund Rädermaterial, 950,000 Kubikfuß Holz verarbeitet, zwölf Mill. Pfund Kohlen verbraucht, 700,000 bis 900,000 Gulden Arbeitslohn ausgegeben werden und überhaupt fünf bis sechs Mill. Gulden in Umsatz kommen, so giebt dies wol einen Begriff von der Größe dieser Fabrik und von ihrer Bedeutsamkeit für Stadt und Land."

Wenn nun Cramer auch nicht seine Schöpfung aus Nichts hervorgehen ließ, sondern bereits ein bebautes Feld vorfand, so müssen seine Verdienste um Entwicklung so vieler wichtiger Industriebranchen Deutschlands, und besonders Bayerns, doch ungetheilt anerkannt werden. Deswegen erfreut er sich auch der größten Hochachtung, und an Beweisen hierfür hat es ihm nicht gefehlt. Der Gewerbe und Industrie fördernde König Max von Bayern bezeugte Cramer seine Anerkennung durch Verleihung des Ordens der bayerischen Krone.

Ehe wir von dieser unter den Koryphäen der Gewerbthätigkeit Deutschlands hervorragenden Persönlichkeit uns trennen, können wir nicht unterlassen, eines Vorgangs zu gedenken, welcher den Beweis liefert, daß in demselben Grade, wie von Cramer selbst, auch von Seiten seiner trefflichen Gattin die Wichtigkeit der Ausbildung der Jugend zu technischen Zwecken erkannt worden ist. Bei ihrem vor einiger Zeit erfolgten Tode hat die treffliche Frau ihrer Vaterstadt Nürnberg ein Legat von 100,000 Gulden zur Errichtung einer polytechnischen Schule und außerdem noch 15,000 Gulden vermacht, deren Zinsen zu dem Zwecke verwendet werden sollen, talentvolle Söhne von Arbeitern der Cramer'schen Fabrik zum Eintritt in jene polytechnische Schule vorzubilden. — Theodor von Cramer-Klett selbst gab ein Kapital her, aus dessen Ertrag Söhne seiner Arbeiter unterstützt werden, welche die Gewerbeschule besuchen, und erst kürzlich hat er in seiner Fabrik eine Schule gegründet, in welcher die aus der Volksschule entlassenen Kinder seiner Arbeiter zu dem Besuche der Gewerbeschule u. s. w. vorgebildet werden sollen.

Und so scheiden wir denn mit Achtung von dem zweiten, einem süddeutschen, Schauplatz industrieller Thätigkeit. Wer ein offenes Auge für eine hervorragende Wirksamkeit mitbringt, erkennt, daß der Mann, welcher an der Spitze des geschilderten Etablissements steht, ein ebenso nachahmungswerthes als lehrreiches Beispiel giebt, daß zur Erreichung eines hohen, des von ihm erstrebten Zieles, nicht immer mechanische Geschicklichkeit und technische Arbeitsfähigkeit vorauszusetzende Eigenschaften sind, sondern daß dasselbe Ziel sich auch durch Willenskraft, Geschäftsgewandtheit und Thätigkeit gleichfalls erreichen läßt.



Friedrich Perthes in seinen jüngeren Jahren.

Friedrich Perthes,

Buchhändler und deutscher Patriot.

Der deutsche Buchhandel bietet hinsichts der Organisation seines Geschäftsverkehrs eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar, die weder in einem anderen Lande, noch auf einem anderen kommerziellen Gebiete ihresgleichen findet. Ein Irrthum wäre es, diese eigenthümliche Gestaltung des deutschen Buchhandels dem Zufall oder der Willkür zuzuschreiben; sie ist mit Nothwendigkeit aus der politischen Verfassung Deutschlands hervorgegangen.

Frankreich und England waren schon im 15. Jahrhundert, als nach Erfindung des Buchdrucks der Handel mit gedruckten Büchern begann, festgefügte Einheitsstaaten; es gab und giebt dort nur eine Hauptstadt, einen Brennpunkt, der alle Strahlen des nationalen Geistes in sich aufnimmt und von dem aus die Provinzen, wie von einer Sonne, ihr geistiges Licht empfangen; in Paris und in London schlägt das Herz, denkt der Kopf des ganzen Volkes; der Werthstempel, welcher hier einem Kunst- oder Literaturerzeugniß aufgeprägt wird, hat gleiche Giltigkeit in jedem Theile des Landes. Alle Schriften von irgend allgemeiner Bedeutung werden in der Hauptstadt verfaßt, durch die großen hauptstädtischen Firmen gedruckt und verlegt; und leicht kann bei so konzentrirten Verhältnissen der französische oder englische Buchhändler beurtheilen, wie viel Exemplare eines Werkes er in seinem Wirkungskreise abzusetzen im Stande sei.

Nicht so in Deutschland. Das Deutsche Reich Karl's des Großen zerfiel unter seinen Nachfolgern mehr und mehr in eine Menge selbständiger Staatswesen, deren jedes sein eigenes Kulturleben entwickelte. Daraus ist eine unendliche Vielfaltigkeit der Anschauungen und Interessen erwachsen, noch vermehrt durch die Gruppirung der verschiedenen Religionsbekenntnisse. In den größeren Staaten machen sich andere Bedürfnisse geltend, als in den kleineren, in Preußen andere als in Oesterreich, dort wieder andere als in den Mainländern; der protestantische Nordosten erstrebt zum Theil andere Bildungsziele und verlangt mithin andere Bildungsmittel als der katholische Südwesten. All die bunte Mannichfaltigkeit der geistigen Bewegung spiegelt sich nun in der Literatur der Deutschen wider, sie ist es, welche die Einrichtungen des deutschen Buchhandels bedingt.

Weil fast nie, eben der so mannichfach sich kreuzenden Geschmacksrichtungen wegen, mit einiger Sicherheit vorauszusehen ist, ob und welchen Anklang die an einem Punkte Deutschlands erschienene Schrift an den übrigen Orten finden werde, muß der Verleger, der Produzent, die von ihm verlegten Werke den Sortimentshändlern, Detaillisten, welche die Bücher in einzelnen Exemplaren an das Publikum zu verkaufen suchen, à condition, d. h. unter der Bedingung überlassen, daß sie ihm die nicht abgesetzten Exemplare als Remittenden (Krebse) zurücksenden dürfen und nur für die abgesetzten Exemplare Zahlung zu leisten haben. Weil ferner nicht eine gemeinschaftliche große Residenz besteht, die alle hervorragenden Vertreter der deutschen Bildung und Gelehrsamkeit in ihren Mauern versammelt, ist die Bücherproduktion sowol wie der Büchervertrieb nicht an einen oder wenige Hauptsitze gebunden, sondern über viele Hunderte von Städten ausgebreitet. Der Jahrgang 1869 des „Allgemeinen Adreßbuchs für den deutschen Buchhandel" enthält 3580 Firmen, welche sich auf 894 Städte vertheilen.

Da nun das à condition-Geschäft seiner Natur nach keinen Zwischen- oder Großhandel zuläßt, vielmehr darauf beruht, daß jede Sortimentshandlung mit jeder Verlagshandlung in direktem Rechnungsverhältniß steht; da aber andererseits ein kaum erschwinglicher Aufwand von Zeit und Kosten verursacht würde, müßten die einzelnen Bücher von den vielen einzelnen, weit auseinander liegenden Verlagsorten verschrieben und überschickt werden: so ergiebt sich selbstredend das Erforderniß eines allgemeinen Stapelplatzes, wohin alle Verleger ihre Verlagsartikel senden und von wo die Sortimenter ihren Bedarf an Werken des verschiedenen Verlags, zusammengepackt in wöchentlichen oder öfteren Sendungen, erhalten können. Für den zur Bildung eines solchen Stapelplatzes geeignetesten Ort entschied natürlich die geographische Lage im Mittelpunkte des Verkehrs. Solange die Mehrzahl der Bücher in lateinischer Sprache geschrieben wurde, im 16. und 17. Jahrhundert, fand ein gegenseitiger Austausch der in den verschiedenen Kulturländern Europa's erscheinenden Werke statt, an dem sich nächst Deutschland besonders die Schweiz, Italien, Frankreich und die Niederlande lebhaft betheiligten. Der geeignetste Ort zur Vermittelung dieses internationalen Verkehrs war die alte Reichs- und Meßstadt Frankfurt a. M. Als jedoch die Beschäftigung mit den Wissenschaften die Schranken der Gelehrtenzunft durch-

brach, als eine deutsche Nationalliteratur erblühte, die dem Buchhandel im Inlande den Boden für seine Thätigkeit schuf, da hatte Frankfurt die ihm zugefallene Vermittlerrolle ausgespielt. Seit hundert Jahren ist Leipzig, im Herzen Deutschlands gelegen, der alleinige Stapelplatz des gesammten deutschen Buchhandels, der Punkt, in welchem alle Fäden des weitgespannten Verkehrsnetzes sich kreuzen. In Leipzig hat jede Handlung, gleichviel ob sie Verlag oder Sortiment oder beide Branchen zugleich betreibt, ihren Kommissionär. Durch die Hände der Leipziger Kommissionäre gehen die Bestellungen der Sortimenter an die Verleger, die Sendungen der letzteren an jene und ebenso wieder die Remittenden, ferner die Korrespondenzen, die Rechnungspapiere und schließlich auch die Zahlungen. Gegenwärtig sind 100 Leipziger Firmen, von denen einzelne gegen 200 Kommittenten haben, mit Besorgung der Kommissionen für auswärtige Handlungen beschäftigt; das Gewicht der durch sie expedirten Bücherballen beträgt jährlich etwa 130,000 Centner; die Summe der zur Auszahlung kommenden Gelder beläuft sich auf 7,000,000 Thlr. im Jahre; von der zur Beschleunigung des Verkehrs dienenden Leipziger Bestellanstalt werden täglich 60—65,000 Eingänge sortirt und an die Adressen vertheilt.

Noch eine Eigenthümlichkeit, die den deutschen Buchhandel charakterisirt, sei hervorgehoben: das kollegialische Band, welches die Geschäftsgenossen umschlingt. Es hat ebenfalls seinen Ursprung und seine Begründung in der Vielstaaterei Deutschlands. Denn die Preßgesetze, namentlich die in den buchhändlerischen Betrieb so tief eingreifenden Gesetze über den Nachdruck, stimmten kaum in zwei deutschen Staaten miteinander überein. Dadurch war den Buchhändlern der Gedanke nahe gelegt, unter sich eine Vereinigung zu bilden, um gemeinsame Normen festzustellen, den wechselseitigen Verkehr nach bestimmten Grundsätzen zu regeln und den Regierungen gegenüber die allgemeinen Interessen des Buchhandels als Korporation zu vertreten. Nach verschiedenen minder glücklichen Anläufen kam 1825 der „Börsenverein der deutschen Buchhändler" zu Stande, der gegenwärtig über 1000 Firmen zu Mitgliedern zählt und seine Wirksamkeit auch den übrigen, nicht inkorporirten Handlungen zu Gute kommen läßt. Er erbaute aus seinen Mitteln die im Jahre 1836 vollendete Buchhändlerbörse zu Leipzig.

In der Geschichte des deutschen Buchhandels seit dem Anfang dieses Jahrhunderts füllt der Name Friedrich Perthes eines der rühmlichsten Blätter. Perthes ward der Gründer einer Sortiments- und einer Verlagsbuchhandlung, die beide durch seine Intelligenz, Geschäftstüchtigkeit, Arbeits- und Thatkraft zu dauernder Blüte gelangten. Die Aufgaben seines Berufs im höchsten Sinne erfassend, strebte er während eines langen Lebens mit Eifer und Erfolg, sowol im eigenen Geschäft das ihm vorschwebende Ideal zu erreichen, als auch auf die Genossen in weiten Kreisen fördernd und veredelnd einzuwirken. Kein Makel haftet an seinem Privat- wie an seinem öffentlichen Leben. Mit Recht gilt er als vollkommener Repräsentant aller guten und ehrenwerthen Seiten des deutschen Buchhändlerstandes.



Rudolstadt.

Friedrich Christoph Perthes war am 21. April 1772 in dem freundlichen Städtchen Rudolstadt in Thüringen geboren. Sein Vater, fürstlich schwarzburg-rudolstädter Justizbeamter, starb bald nach der Geburt des Sohnes, die Familie völlig mittellos hinterlassend. Verwandte nahmen sich des verwaisten Knaben an; besonders ein Oheim mütterlicherseits, Friedrich Heubel, Stallmeister am Hofe zu Schwarzburg, sorgte treulich für seine körperliche Ausbildung und verschaffte ihm die Theilnahme am Privat- und Schulunterricht. Früh schon äußerte der junge Perthes einen unersättlichen Trieb zum Lesen, den er durch die Lektüre zahlreicher geschichtlicher Werke und Reisebeschreibungen aus der fürstlichen Bibliothek nach Herzenslust befriedigen konnte.

Seine Leidenschaft für Bücher sowie der Umstand, daß der jüngste Bruder seines Vaters, Justus Perthes, eine Verlagsbuchhandlung in Gotha besaß (diese Firma zählt jetzt bekanntlich zu den ersten und angesehensten auf dem Gebiete des Landkartenverlags und der geographischen Literatur), gaben ihm den Wunsch ein, Buchhändler zu werden. Fünfzehn Jahre alt, ward er in die Buchhandlung von Adam Friedrich Böhme zu Leipzig als „Lehrbursche" aufgenommen.

Nachstehend der Wortlaut des zwischen seinem Oheim Heubel und dem künftigen Prinzipal abgeschlossenen Lehrkontraktes:

„Im Namen Gottes!

„Zu wissen sei hiermit denen es von Nöthen, daß zwischen Herrn Heubel an einem und Herrn Adam Friedrich Böhme, Bürger und Buchhändler in Leipzig, an anderm Theil nachstehender Contrat verabredet und geschlossen worden.

„Es hat genannter Herr Heubel seinen Neffen Christoph Friedrich Perthes, welcher Lust hat die Buchhandlung zu erlernen, Eingangs erwähntem Herrn Böhme zu einem Lehrburschen übergeben und zwar dergestalt, daß Herr Böhme

diesem jungen Menschen die Buchhandlung ohne Entrichtung einigen Lehrgeldes in sechs Jahren, welche Zeit von Michaelis 1787 angefangen und Michaelis 1793 ihre Endschaft erreichen soll, zu lehren versprochen und ihn nicht allein in solcher Handlung möglichst unterrichten, sondern auch zu aller Gottesfurcht und wohlanständigen Tugenden anhalten und vermahnen, nicht weniger mit Essen und Trinken gewöhnlicher Maßen versehen, auch ihm nach ausgestandenen Lehrjahren erforderlichen Falles einen Lehrbrief ertheilen und, daferno er sein Glück weiter suchen will, mit Recommandation an die Hand gehen und überhaupt sich wie einem christlichen Lehrherrn geziemt verhalten will.

„Dagegen verspricht Herr Heubel seinem Neffen ein Federbette nebst darzu nöthigen Ueberzügen mitzugeben und solches nach Verlauf von sechs Jahren Herrn Böhme als Eigenthum zurückzulassen. Daferno aber Herr Böhme nach Gotteswillen vor Beendigung der sechs Jahre versterben sollte, bedingt sich mehr gedachter Herr Heubel ausdrücklich aus, seinen Neffen nach Beschaffenheit der Umstände einem andern Lehrherrn zu übergeben, um die rückständigen Lehrjahre vollends erlernen zu lassen, auch das mitgegebene Federbett wiederum zurückzufordern ihm freistehen soll.

„Ferner will erwähnter Herr Heubel seinen Neffen die ganze Lehrzeit mit nothdürftiger Wäsche und Kleidern versehen, darneben ernstlich ermahnen, daß er in diesen seinen Lehrjahren seines Lehrherrn Bestes eifrig beobachten, jeder Zeit treu, fromm, fleißig, gehorsam und unverdrossen sich bezeigen, des Sonntags fleißig in die Kirche und außerdem weder bei Tage noch bei Nacht ohne Erlaubniß aus dem Hause gehen, alle böse Gesellschaft meiden und alles Andere, was einem frommen und getreuen Lehrburschen geziemt, gehorsamst verrichten solle. Im Falle auch Herrn Böhme wider Verhoffen, und welches Gott in Gnaden verhüten wolle, durch erwähnten Christoph Friedrich Perthes wegen erwiesener Untreue in der Handlung und in seinen Verrichtungen, so ihm als Lehrburschen obliegen, einiger erweislicher Schaden verursacht werden sollte, so verspricht mehr gedachter Herr Heubel als Selbstschuldner dafür zu haften und Herrn Böhme diesfalls schadlos zu halten.

„Wie nun beiderseits Contrahenten mit vorstehenden Punkten in Allem einig und zufrieden, also haben sie sich allen diesem Lehrkontrakte zuwider laufenden Ausflüchten, sie haben Namen wie sie wollen, wohlbedächtig reciprocirlich begeben. Geschehen.

Leipziger Michaelis-Messe 1787.

Friedrich Ernst Heinrich Heubel.
Adam Friedrich Böhme."

Das Böhme'sche Geschäft erwies sich als eine vortreffliche Schule für den Novizen. Zu jener Organisation, wie wir sie im Eingang dieses Aufsatzes zu schildern versuchten, hat sich der buchhändlerische Verkehr erst seit Anfang unsers Jahrhunderts allmälig herangebildet; in der Zeit, als Perthes in den Buchhandel eintrat, hielten die Verleger noch keine stehenden Lager ihrer Verlagsartikel in Leipzig, um von hier aus die bestellten Exemplare ihres Verlags für ihre Rechnung an die Sortimenter ausliefern zu lassen. Gleichwol wandten sich letzere mit ihren Bestellungen nach dem Centralpunkte Leipzig; hierdurch veranlaßt, errichteten

mehrere dortige Firmen umfassende Bücherlager, die stets mit allen gangbaren, in Deutschland erschienenen älteren und neueren Werken möglichst vollständig versehen waren, und aus denen sie die verlangten Exemplare gegen einen Zuschlag auf die von den Verlegern berechneten Preise auf ihre eigene Rechnung ihren Kommittenten lieferten. Sie trieben demnach einen wirklichen Zwischenhandel im kaufmännischen Sinne, während die jetzigen Kommissionäre nur den direkten Verkehr zwischen Sortimenter und Verleger äußerlich vermitteln. Böhme unterhielt eins der bedeutendsten Bücherlager dieser Art, und indem dasselbe immer übersichtlich geordnet, das Verlangte aufgesucht, das Fehlende ergänzt werden mußte, hatte unser Lehrling reiche Gelegenheit, die Titel, Verlagsorte und Preise der Bücher seinem Gedächtniß einzuprägen, sowie die nöthigen Kenntnisse von der Literatur der einzelnen Wissensfächer sich anzueignen. Zugleich gewährte ihm die aufmerksame Vergleichung der aus dem Norden und Süden, dem Osten und Westen Deutschlands eingehenden Bestellungen eine nützliche Einsicht in den durchschnittlichen literarischen Bedarf der verschiedenen Gegenden und Städte. Doch nicht blos die Bekanntschaft mit dem Aeußern der Bücher ließ er sich angelegen sein: er las auch, so wenig Muße die von Morgens 7 bis Abends 9 Uhr währende Geschäftszeit ihm vergönnte, was von neuen epochemachenden Werken, namentlich im philosophischen und ästhetischen Fache, erschien, suchte sich ein Urtheil darüber zu bilden und schilderte in häufigen Briefen an den Oheim die daraus empfangenen Eindrücke.

Perthes hatte durch seine Leistungen die volle Zufriedenheit des gestrengen Lehrherrn erworben. Ostern 1793, ein halbes Jahr vor dem festgesetzten Termin, erfolgte seine Lossprechung in der damals gebräuchlichen ceremoniellen Form. Bei einem feierlichen Mittagsmahl hieß Böhme ihn aufstehen, gab ihm einen leichten Backenstreich, überreichte ihm einen Degen und redete ihn, statt bis dahin mit Du, zum ersten Male mit Sie an. Der neue Gehülfe wurde von dem zur Messe anwesenden Buchhändler Hoffmann aus Hamburg für dessen Geschäft engagirt und reiste mit diesem nach dem Ort seiner Bestimmung ab.

Aus den engen und gedrückten Verhältnissen, in denen er seine Lehrzeit zugebracht, sah sich der junge Mann jetzt auf einen Schauplatz der lebendigsten, großartigsten Bewegung versetzt. Hamburg, mit seinem überseeischen Welthandel und dem Gewühl von Fremden aller Nationen, verfehlte nicht, ihn mächtig anzuregen. Hier ward er inne, daß nur der Umgang mit bedeutenden Menschen den Charakter zur Reife bringe und für's Leben tüchtig mache. Es gelang ihm, Zutritt in einflußreiche Familien zu erhalten; sein offenes, mittheilendes Wesen gefiel, der Kreis von Freunden und Bekannten erweiterte sich, und bald fesselten ihn starke Bande an den Ort, wo man ihm mit so viel Güte und Vertrauen entgegenkam. Was Wunder, wenn der von Haus aus vorgezeichnete Lebensplan, dereinst in die Gothaer Handlung seines Oheims Justus Perthes einzutreten, den frühern Reiz für ihn verlor! Er fühlte Kraft und Muth in sich, ein Geschäft nach eigenen Ideen zu gründen: die Etablirung einer Sortimentsbuchhandlung in Hamburg war das Ziel, dem er fortan zustrebte.

Nach dreijähriger Arbeit in dem Hoffmann'schen Hause glaubte sich Perthes im Besitz hinreichender Erfahrung und Geschäftskenntniß, um zur Ausführung

seines Vorhabens schreiten zu können. Reiflich hatte er Alles erwogen, was für und wider das Unternehmen sprach. Nur drei Buchhandlungen versorgten damals ganz Hamburg, eine reiche Stadt von 120,000 Einwohnern, mit dem steigenden Bedarf an Literatur; einem neuen Geschäft blieb sonach Spielraum genug, Kundschaft und Absatzwege zu suchen. Daß ihm dabei die ausgebreiteten und werthvollen persönlichen Verbindungen, deren er sich erfreute, wesentlich zu Statten kommen würden, durfte er zuversichtlich hoffen. Diesen Vortheilen standen allerdings seine Jugend — er hatte eben das vierundzwanzigste Jahr erreicht — und seine gänzliche Vermögenslosigkeit gegenüber. Indeß, die Jugend ist kühn, sie schreckt vor Schwierigkeiten nicht zurück; und um das erforderliche Anlagekapital zu beschaffen, nahm er seinen Kollegen Nessig und den Sohn eines Hamburger Kaufmanns, die zusammen 5000 Thlr. einschossen, zu Handlungsgesellschaftern an. Ihm selbst lieh einer seiner Leipziger Freunde 2000 Thlr., sodaß der Fond, womit das Geschäft begründet wurde, 7000 Thlr. betrug. In einer belebten Gegend der Stadt, „hinter dem breiten Giebel", wurde ein Laden gemiethet und eingerichtet, und im Juli 1796 konnte Perthes die Eröffnung des Geschäfts, das unter seinem alleinigen Namen ging, durch folgende Annonce im Hamburger Korrespondenten dem Publikum anzeigen:

„Ich mache hierdurch bekannt, daß ich hier eine neue Buchhandlung errichtet und nunmehr eröffnet habe. Auf meinem Lager befinden sich die besten ältern und neuern in Deutschland herausgekommenen Bücher, und ich darf versprechen, jedes Buch, das überhaupt noch irgendwo zu bekommen ist, verschaffen zu können. Einen Theil meines Sortiments habe ich einbinden lassen, um so den Wünschen des lesenden Publikums noch geschwinder zu entsprechen, die Kenntniß von dem, was man kauft, zu erleichtern und den Bedürfnissen der hier durchreisenden Ausländer mehr entgegenzukommen.

„Durch diese neue Einrichtung glaube ich etwas Nützliches gethan zu haben; die Unvollständigkeit und die Mängel, die sich in der Ausführung finden möchten, werde ich zu verbessern suchen, sowie die Wünsche des Publikums mir bekannter werden. Um den Aufenthalt in meinem Laden angenehm zu machen und überhaupt die Bekanntwerdung unserer neuen Literatur an meinem Theil zu befördern, werde ich dafür sorgen, daß von jedem deutschen Journal, jeder Neuigkeit des Tages und jeder allgemein interessanten Schrift immer ein Exemplar in meinem Laden zur Durchsicht bleibe. Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit und Gefälligkeit gegen das mich besuchende Publikum mache ich mir in jeder Hinsicht zur Pflicht."

Obwol die Handlung gerade in den gebildetsten Kreisen der Stadt schnell in Aufnahme kam, auch gute auswärtige Verbindungen, in Holstein, Mecklenburg, Hannover und Westfalen, anknüpfte, genügten doch im Anfang die Erträgnisse nicht, um drei Inhabern die Mittel zur anständigen Existenz zu bieten. Während der ersten dritthalb Jahre, bis Ende 1798, belief sich der gesammte Umsatz auf etwa 40,000 Thlr., der Reingewinn auf noch nicht 4000 Thlr. Unbefriedigt von diesem Resultat, schieden daher die beiden Theilnehmer aus. Ein Gewinn von 5000 Thlrn., der Perthes um diese Zeit zufiel, setzte ihn in den Stand, ihnen die eingelegten Kapitalien zurückzuzahlen. Er hatte nämlich

das Jahr vorher ein Haus am Jungfernstieg um 30,000 Thlr. erstanden, wozu ihm auf Bürgschaft eines vermögenden Freundes mehrere Kapitalisten im Münsterlande die zur Anzahlung erforderliche Summe von 10,000 Thlrn. vorstreckten, und jetzt eine sich darbietende Gelegenheit ergriffen, es um 35,000 Thlr. wieder zu veräußern. Ja, jenes Darlehn aus Münster wurde ihm sogar auf weitere zehn Jahre prolongirt, und für eine gleiche Summe genoß er Kredit bei einem Hamburger Großhandlungshause. So fest war sein Vertrauen in den glücklichen Fortgang des Geschäfts, daß er schon im Jahre 1797 sich verheirathete. In Karoline Claudius, der Tochter des Volksschriftstellers Matthias Claudius, bekannt unter dem Namen des „Wandsbecker Boten", fand er die Gattin, die, seinem Herzen und Geiste ebenbürtig, in Freud und Leid ihm theilnehmende und stützende Genossin ward.

Einen härtern Stoß als durch den Austritt der beiden Associés hatte das aufstrebende Etablissement unmittelbar nachher zu bestehen, als die furchtbare Handelskrisis von 1799 über Hamburg hereinbrach und wie ein gewaltiger Sturm viele der stolzesten Firmen entwurzelte. Aber mit besonnener und kräftiger Hand steuerte Perthes sein Schifflein an den gefährlichen Klippen vorbei, und von nun an hemmte nichts mehr das Emporblühen des Geschäfts zu einer die kühnsten Erwartungen seines Begründers übertreffenden Größe und Ausdehnung.

Das Gedeihen einer Sortimentsbuchhandlung beruht zumeist auf der guten Meinung des Publikums von der Literaturkenntniß, dem Geschmack, und besonders von dem richtigen Blick ihres Leiters für die verschiedenen literarischen Neigungen und Bedürfnisse der Kunden, da diese in der Regel, durch Beruf und sonstige Lebensstellung in Anspruch genommen, dem Entwickelungsgange der Literatur nicht mit Aufmerksamkeit zu folgen vermögen. Diese gute Meinung des Publikums wußte Perthes in hohem Grade und in immer weiteren Kreisen zu gewinnen und zum Vortheil seines Geschäfts zu benutzen. Von Jahr zu Jahr stieg die Zahl der Kunden, die sich von ihm, bis auf 30—40 Meilen Entfernung, sogar bis nach Dänemark, Schweden, Rußland und England, ihren Bücherbedarf wählen oder die für sie geeigneten neu herauskommenden Werke zur Ansicht und Auswahl zusenden ließen. Am Orte selbst wurde eine sehr beträchtliche Vermehrung des Umsatzes dadurch herbeigeführt, daß Perthes das Geschäftslokal in die vornehmste Gegend der Stadt, in das von Axen'sche Haus am Jungfernstieg, verlegte, den Laden aufs eleganteste einrichtete und ein möglichst reichhaltiges, mit besonderer Rücksicht auf den Fremdenverkehr assortirtes Lager der gangbaren Bücher in Vorrath hielt. Endlich stellte er dem Geschäft noch eine andere großartige Aufgabe. Es sollte die Literaturen aller europäischen Völker umfassen, dem einen Lande zugänglich machen, was in dem anderen an Geisteswerken erzeugt wurde, indem es den deutschen Buchhandlungen die im Auslande erschienenen Schriften, den ausländischen die Erzeugnisse der deutschen Literatur lieferte. Auch letzterer Plan wurde erfolgreich ins Werk gesetzt. Im Jahre 1806 bereits galt die vor zehn Jahren von Perthes errichtete Sortimentsbuchhandlung für eine der größten im Norden Deutschlands, und scherzend, doch nicht ohne Wahrheit, konnte ihn der Geschichtschreiber Niebuhr den Buchhändlersouverän von der Ems bis an die Ostsee nennen.

Kräftige Hülfe bei dem vielverzweigten Getriebe leistete ihm sein Schwager Johann Heinrich Besser, den er sich seit 1799 als Theilhaber der Handlung zugesellt hatte. Eine liebenswürdige, wohlwollende Natur, stets ruhig heiteren Gemüths, dabei verlässig und kenntnißreich, ergänzte Besser in manchen wichtigen Stücken das oft allzu feurige Wesen des Freundes. Dem Geschäft ward er, vor Allem wegen seiner Vertrautheit mit fremden Sprachen, unentbehrlich.

Auf die Jahre der Blüte und des gedeihlichsten Fortschrittes folgte von 1806—1814 eine Zeit, in der die Handlung theils unter dem allgemeinen Druck der Fremdherrschaft, die auf Deutschland lastete, theils im Zusammenhang mit Perthes' persönlichen Schicksalen schwere Prüfungen erlitt, ja zeitweise ihre Thätigkeit gänzlich einzustellen gezwungen war. Am 19. November 1806 rückten die Franzosen unter Mortier in Hamburg ein. Sofort wurde den dortigen Kaufleuten nicht nur der Handelsverkehr mit England bei Todesstrafe verboten, sondern sie mußten auch die in ihrem Besitz befindlichen englischen, für ihr gutes Geld gekauften Waaren ohne Entschädigung an die französischen Behörden abliefern. Der Schlag traf mit niederschmetternder Gewalt den überseeischen Handel der deutschen Küstenländer und verfehlte nicht, auf alle anderen Geschäfte die verderblichste Rückwirkung zu äußern. Kredit und Vertrauen hörten plötzlich auf; Niemand bezahlte mehr, und Perthes gerieth durch den Nichteingang seiner Außenstände in namhafte Verluste, die in Mecklenburg allein die Summe von 20,000 Mark erreichten. Doch er war nicht der Mann, im Unglück zu verzagen; kaum war der erste Schreck überwunden, so erhob er wieder muthig sein Haupt. Während die Aengstlichen und Kleinmüthigen die Dinge abwarten wollten und ihre Geschäfte beschränkten, schickte er sich rasch in die veränderten Umstände und suchte ihnen die beste Seite abzugewinnen. Sein entschlossenes Handeln wurde glänzend belohnt; denn schon im folgenden Jahre heißt es in einem seiner Briefe: „Niemand in Hamburg hat jetzt Geschäfte, die meinigen aber sind größer als je."

Zu keiner Zeit betrachtete übrigens Perthes den Buchhandel blos als Geschäft und als Mittel zum Erwerb, er erkannte ihm eine höhere Mission zu, eine Bedeutung für das gesammte geistige Leben des Volkes und eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht. In der Hand des Buchhändlers liegt es, ob er sittliche oder unsittliche, aufklärende oder verdummende, Freiheit oder Unterwürfigkeit lehrende Bücher in seinem Wirkungskreise verbreiten will; und wenn es wahr ist, daß der deutschen Wissenschaft eine einigende Kraft innewohnt, daß in ihr die vielen staatlich getrennten Stämme sich eins fühlen, so hat der Buchhandel, der Vermittler zwischen Wissenschaft und Volk, in Deutschland einen vorzugsweise nationalen Beruf. Solche Gesichtspunkte leiteten Perthes bei der Führung seines Geschäfts. Als er durch den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809, durch den Napoleon's Herrschaft über Deutschland neue und, wie es schien, unbegrenzte Dauer erhielt, jeden politischen Zusammenhang des deutschen Volks zerrissen sah, da rief er aus: „Jetzt ist der deutsche Buchhandel das einzige noch vorhandene nationale Band, das die ganze Nation umfaßt; er allein kann der deutschen Gelehrtenrepublik eine Freistatt bieten, damit die Stimme der Wahrheit von Basel bis Königsberg, von Schleswig bis Preßburg erschalle: das sei meine Aufgabe für dieses Leben!" Und augenblicks schritt er denn auch zur That.

Er versandte Ende November den Plan einer Zeitschrift, welche, in kurzen Zwischenräumen erscheinend, die lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Mänern der Wissenschaft unter einander und mit dem Volke aufrecht erhalten sollte. Gewinn, das wußte er, war von dem Unternehmen, angesichts der damaligen Verhältnisse, nicht zu erwarten, im Gegentheil, es erheischte außer großem Aufwand an Mühe und Zeit ein sehr ansehnliches pekuniäres Opfer, ein Opfer, das er freudig auf dem Altar des Vaterlandes darbrachte. Der Name Perthes hatte in der Gelehrtenwelt längst einen guten Klang; auf seinen Ruf scharten sich die hervorragendsten Schriftsteller in Oesterreich, Preußen, der Schweiz, in den Rheinbundsstaaten wie in den mit Frankreich vereinigten deutschen Gebietstheilen um das von ihm aufgepflanzte gemeinsame Banner: Jean Paul, die Grafen Stolberg, Claudius, Fouqué, Friedrich Schlegel, Görres, Arndt lieferten Beiträge in die Zeitschrift, die unter dem Titel „Deutsches Museum" erschien; und nicht minder allgemein war die Theilnahme seitens des Publikums. Leider erlebte das „Museum" nur einen Jahrgang, denn noch vor Ablauf des Jahres 1810 wurden die drei Hansastädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, dem französischen Reiche einverleibt, in einer französischen Stadt aber konnte eine Zeitschrift von so ausgesprochen deutscher Tendenz unmöglich weiter herausgegeben werden.

Ueberhaupt brachte die Einverleibung des nordwestlichen Deutschlands in das Kaiserreich ungemeine Erschwerungen des buchhändlerischen Betriebes mit sich. Napoleon war, wie jeder Despot, ein Verächter des Geistes; er empfand gegen die freie Wissenschaft, mithin auch gegen den Buchhandel als Verbreiter derselben, eine instinktive Abneigung, die sich zunächst in brutalen Gewaltakten, wie in der auf seinen Befehl vollzogenen Erschießung des Nürnberger Buchhändlers Palm, Luft gemacht hatte. Jetzt erfand er eigens eine komplizirte Maschinerie zur Beschränkung und Hemmung des Literaturverkehrs. Durch Dekret vom 5. Februar 1810 ward eine aus zahlreichen Beamten gebildete Generaldirektion der Buchdruckereien und des Buchhandels in Paris eingesetzt; unter ihr stand in jedem Departement ein Inspekteur und ein Stempelkommissar (commissaire vérificateur à l'estampille). An die Generaldirektion mußte der Buchhändler, wenn er außerhalb des Kaiserreichs gedruckte Werke beziehen wollte, ein Verzeichniß derselben einschicken mit spezifizirter Angabe der Titel in der Originalsprache und in französischer Uebersetzung, der Verfasser oder Herausgeber, des Formats, des Druckortes und des Erscheinungsjahres. Fand die Liste in Paris keinen Anstand, so erhielt das betreffende Zollamt Ordre, den Ballen die Grenze passiren zu lassen; es sendete ihn an den Präfekten des Departements, in welchem der Adressat wohnte; der Präfekt übergab ihn dem Inspekteur, dieser, nachdem er ein Protokoll darüber aufgenommen, dem Stempelkommissar. Der Kommissar öffnete im Beisein des Empfängers den Ballen, verglich den Inhalt mit dem von der Generaldirektion genehmigten Verzeichniß, konfiszirte die nicht darin stehenden Bücher, erhob von den andern eine Eingangssteuer von 75 Centimes per Kilogramm, stempelte jedes einzelne, und nun erst durfte der Buchhändler die Sendung an sich nehmen. Nicht weniger als sechzehn Mal mußte bei diesem Verfahren der Titel eines Buches geschrieben werden, das aus Deutschland nach einem französischen Orte eingeführt werden sollte.

Perthes vermuthete richtig, daß man nicht säumen werde, diese schönen Einrichtungen auch auf die neu annektirte Provinz zu übertragen. Schleunigst erbat er sich daher, um für's Erste gedeckt zu sein, von den deutschen Verlegern die für sein Lager brauchbaren Werke in vielfacher Anzahl à condition; Alles wurde ihm bereitwillig gewährt und langte vor Thorschluß in Hamburg an. Kurz darauf trat wirklich der oben beschriebene Napoleonische Unterdrückungsapparat für die französisch gewordenen deutschen Gebietstheile in Kraft. Es schien, als ob dem deutschen Buchhandel damit die Axt an die Wurzel gelegt und sein Fall unvermeidlich sei; denn wer mochte wagen, den tausend Fallstricken, den tausend Chikanen, die ein solches Gewebe von Formalitäten in sich barg, sein Vermögen und die Sicherheit seiner Person anzuvertrauen? Perthes aber, getreu seinem Wahlspruch: „Furcht vor Gott und Muth gegen Menschen", war einer der wenigen Buchhändler, die den Kampf mit den gegebenen Verhältnissen aufnahmen, entschlossen, der despotischen Gewalt List und Klugheit entgegenzustellen. Leicht verständigte er sich mit den kaiserlichen Lokalbeamten, dem Inspekteur, dem Stempelkommissar und deren Gehülfen; sie selbst streckten ihm die Hände hin, die gespickt sein wollten, damit sie bei Untersuchung der eingehenden Ballen nicht ein, sondern beide Augen zudrückten. Desgleichen ergab die Praxis, daß auch bei der Generaldirektion in Paris die Suppe nicht so heiß gegessen wurde, als sie aufgetischt war. Das Personal der Angestellten bestand zumeist aus unwissenden, leichtsinnigen jungen Leuten; von ihnen sollten die langen Verzeichnisse der Büchertitel geprüft, das Verfängliche von dem Unverfänglichen gesondert und das Verbot oder die Erlaubniß zur Einführung ertheilt werden. Was thaten sie, um sich der lästigen Arbeit schnellstens und ohne Weitläufigkeit zu entledigen? Sie strichen von jeder Liste auf gut Glück eine Anzahl Artikel, gleichviel welches Inhalts die gestrichenen und die stehen gebliebenen waren, sodaß unter jenen sich oft Bücher über Kartoffelbau, Viehzucht, Waaren- und Gewerbskunde u. s. w., unter diesen die verpöntesten deutsch-patriotischen Schriften befanden. Die gestrichenen Titel setzte dann Perthes wieder auf die nächste Liste, auf der sie ebenso zufällig dem Rothstift der Pariser Revisoren entgingen. Oder er gab sich gar nicht die Mühe, die Titel einzeln zu verzeichnen, sondern schrieb: 20 Exemplare Oeuvres complètes, 25 Exemplare Tragédies, Poésies, Oeuvres diverses, Discours, und erlangte unter diesen allgemeinen Rubriken die Einfuhrgenehmigung für alle möglichen Werke. In so gewandter und rühriger Weise die Umstände benutzend, bewirkte er, weil fast ohne Konkurrenz, zu einer Zeit, wo Handel und Wandel ohnmächtig daniederlagen, den ausgedehntesten Umsatz in seinem Geschäft, namentlich nach Holland, dem nordwestlichen Deutschland, England und Skandinavien.

Um so verhängnißvoller ward der Perthes'schen Handlung das Jahr 1813 mit seinen politischen Wechselfällen. Die gewaltigen Heere, welche Napoleon 1812 nach Rußland geführt, hatten zwar in den nordischen Schnee- und Eisgefilden ihr Grab gefunden, aber noch war seine Macht in Deutschland ungebrochen, und mehr als jede andere deutsche Stadt litt Hamburg in den Krallen des tyrannischen Eroberers und dessen beutegieriger Schergen. Mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte daher Hamburgs Bürgerschaft am 13. März 1813, nach-

dem wenige Tage vorher die französische Besatzung abgezogen war, den Einmarsch der mit Preußen verbündeten Russen unter dem Kosackenobersten von Tettenborn. Freilich nahmen die Franzosen kaum eine Meile entfernt feste Stellung und drohten, jeden Augenblick sich der Stadt wieder zu bemächtigen. Die Hamburger hofften auf Entsatz durch dänische, schwedische, russische oder preußische Truppen, thaten aber inzwischen, was in ihren Kräften stand, um im Nothfall selber dem andringenden Feinde Widerstand zu leisten. Eine Bürgergarde, etwa 6000 Mann stark, wurde errichtet und aus den jüngeren Leuten ein Freiwilligencorps, das den Namen Hanseatische Legion annahm, gebildet. Doch der Heldenmuth und die vaterländische Gesinnung der Bürger vermochte nicht die Folgen der auf dem Kriegsschauplatze eingetretenen Ereignisse abzuwenden. Nach den von Napoleon gewonnenen Schlachten bei Lützen und Bautzen ergriffen am 30. Mai die Marschälle Vandamme und Davoust im Namen des Kaisers aufs Neue von Hamburg Besitz.

Perthes, durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Major und Adjutanten der Bürgergarde erwählt, gehörte zu den thätigsten Leitern des gegen die Franzosen organisirten Widerstandes. Fiel er den Siegern in die Hände, so war Gefangenschaft und wahrscheinlich der Tod durch Henkershand sein Loos. Glücklich entkam er in der letzten Stunde aus der Stadt. Er fand zunächst ein heimliches Asyl in Aschau, einem an der Ostsee auf dänischem Boden gelegenen Gartenhause des Grafen Reventlow. Hier ging er mit Hülfe der geretteten Handlungsbücher an die Ordnung seiner Geschäftsangelegenheiten. Sie waren der traurigsten Art. In Hamburg hatte Davoust das Bücherlager des flüchtigen Rebellen versiegeln lassen und alles sonstige bewegliche und unbewegliche Vermögen mit Beschlag belegt; baares Geld besaß er nicht; wol hätten zwei Drittel der ausstehenden Forderungen zur Deckung seiner Verbindlichkeiten hingereicht, aber die gegenwärtige Lage machte es unmöglich, nur einen Thaler einzutreiben; das Bewußtsein mußte ihn trösten, daß seine Gläubiger für die Zukunft sichergestellt seien. In Aschau war seines Bleibens nur kurze Zeit. Sein Name glänzte unter den der zehn Hamburger Patrioten, welche von dem kaiserlichen Generalpardon ausgeschlossen waren, und die dänische Regierung erklärte, ihn nicht schützen zu können, wenn Frankreich seine Auslieferung verlange. Von Weib und Kindern schmerzlichen Abschied nehmend, floh er nach Mecklenburg, wo das Wallmoden'sche Corps der vom Kronprinzen von Schweden befehligten Nordarmee der Verbündeten dem Feinde gegenüberstand. Was der Geächtete während der nun folgenden zehn Monate als Helfer seiner vertriebenen Landsleute und als diplomatischer Unterhändler, im Kampfe mit den größten Gefahren und Strapazen, geleistet hat, das gehört der Geschichte an; wir müssen auf eine Schilderung dieses Theiles seiner Wirksamkeit verzichten, da uns hier nur die Aufgabe gestellt ist, ein Charakterbild des Geschäftsmannes zu entwerfen.

Die Räumung Hamburgs von den Franzosen geschah erst am 31. Mai 1814. An demselben Tage, gerade ein Jahr nach seiner Flucht, kehrte Perthes mit seiner Familie inmitten der einziehenden Russen und der Bürgergarde in die Stadt zurück. Es galt jetzt, das zerstörte und ein Jahr lang brach gelegene Geschäft von Grund aus wieder aufzubauen. Davoust's Befehl hatte ursprünglich dahin

gelautet, daß die für Bibliotheken, Schulen und Behörden brauchbaren Werke des konfiszirten Bücherlagers an diese vertheilt und die übrigbleibenden versteigert werden sollten; doch kam der Befehl nicht, wenigstens nicht in erheblichem Umfange, zur Ausführung. Gegen die begonnene Vertheilung legten die Gläubiger der Handlung Protest ein, indem sie verlangten, aus dem Erlöse der Bücher für ihre Forderungen befriedigt zu werden; die Versteigerung aber zögerte sich von einem Monat zum andern hin, weil die mit Anfertigung des Katalogs beauftragten Beamten die Arbeit nicht zu Stande brachten, die allerdings um so zeitraubender war, als man bei dem Transport des Lagers in ein anderes Haus sämmtliche 30,000 Bände pêle-mêle durcheinander geworfen hatte. Genug, mit Ausnahme der Landkarten und einzelner werthvoller Werke, die sich französische Offiziere angeeignet, fand Perthes dieses Eigenthumsobjekt wider den Willen des Feindes noch wohlerhalten vor, ein willkommenes Fundament für den Neubau der Handlung. Im April machte er den Buchhandlungen von der Wiedereröffnung des Geschäfts Anzeige. Das betreffende Cirkular legt rühmliches Zeugniß ab, wie ihm kaufmännische Ehrenhaftigkeit in jeder Lage als des Geschäftsmanns heilige und unverbrüchliche Pflicht erschien; es heißt darin:

„Mir würde wohl Niemand zumuthen wollen, meine Verpflichtungen ganz zu erfüllen, und ich weiß, daß ein großer Theil meiner Collegen dem Anerbieten eines Accords entgegensieht. Da mir aber durch die Stellung des Vaterlandes gestattet wird, mein Haus wieder aufzurichten, so habe ich die Hoffnung zu Gott, daß er mir die Kräfte schenken werde, enden zu können, wie ich begonnen habe, und Jedem gerecht zu werden. Kann ich auch jetzt nicht mit so jugendlichem Muthe wie vor achtzehn Jahren beginnen, habe ich auch jetzt ein zahlreiches Haus zu ernähren, so besitze ich doch Erfahrungen, die manches Lehrgeld ersparen, besitze die Gunst meiner Mitbürger, einen großen Kreis von Gönnern und Freunden und bedeutende Verbindungen im Auslande. Getrost und mit guter Hoffnung und im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Collegen will ich also wieder anfangen und erkläre, daß ich entschlossen bin, alles Schuldige zu bezahlen und Niemand etwas verlieren zu lassen; das Wie oder Wann der Zahlung muß ich bitten mir zu überlassen, doch soll innerhalb dreier Jahre Alles berichtigt sein."

Sämmtliche Buchhandlungen, die von ihm zu fordern hatten, willigten in die erbetene dreijährige Frist; allein lange vor Ablauf derselben war er im Stande, seine Schulden bei Heller und Pfennig zu tilgen, denn mit unverhoffter Schnelligkeit gelangte das Geschäft zu dem früheren und seitdem durch keine Unglücksfälle mehr erschütterten Flor.

Neben dem eigenen Geschäft widmete Perthes auch wieder den allgemeinen Interessen des Buchhandels seine eifrige Sorge. Der Krebsschaden, der am deutschen Buchhandel fraß und eine gesunde Entwicklung seines Wachsthums verhinderte, war der Nachdruck: ein Werk, welches in einem der 38 deutschen Staaten erschien, durfte in den andern 37 ohne Vergütung an den Autor oder den rechtmäßigen Verleger durch den Druck vervielfältigt und in den Handel gebracht werden; gemeinsame Verordnungen zum Schutze des literarischen Eigenthums existirten nicht, wie überhaupt das Gefühl der Zusammengehörigkeit den Deutschen

fast ganz verloren gegangen war. Es bedurfte der herben Leidensschule durch die Napoleonischen Kriege, um dieses Gefühl wieder in ihnen zu erwecken. Wir Heutigen haben kaum eine Vorstellung davon, wie man im Nachdruck etwas Anderes erblicken kann als offenbaren Raub an fremdem Eigenthum. Und doch galt damals der Nachdruck für ein erlaubtes Gewerbe, das in manchen Staaten, in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen u. s. w., sogar von der Regierung gepflegt und begünstigt wurde. So erklärt sich's, daß, obgleich die deutsche Bundesakte vom Jahre 1814 den Artikel enthielt: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen", — daß trotzdem noch 23 Jahre vergingen, ehe die verheißene Verfügung endlich im Jahre 1837, immerhin noch unvollkommen genug, durch Beschluß des Bundestags erfolgte. In der Zwischenzeit war Perthes unablässig bemüht, durch Wort und Schrift richtigeren Begriffen über das Wesen des Nachdrucks Eingang zu verschaffen, die beiden hartnäckigsten Vertheidiger desselben, Schlendrian und bornirten Eigennutz, in ihren verschanzten Stellungen anzugreifen und die Agitation für Erlaß eines das ganze deutsche Bundesgebiet umfassenden Gesetzes zum Schutze des literarischen Eigenthums in Fluß zu erhalten. Im Jahre 1816 verfaßte er eine Schrift: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur", welche das Verderbliche des Nachdrucks klar und einleuchtend erörterte; und um persönlich bei Staatsmännern, Gelehrten und Geschäftsfreunden für die gute Sache Propaganda zu machen, unternahm er eine mehrmonatliche Reise an den Rhein, durch ganz Süddeutschland und bis Wien. In Frankfurt brachten der Freiherr vom Stein und Wilhelm von Humboldt seinen Ansichten lebhafte Zustimmung entgegen; in Wien aber gestand man ihm offen, die österreichischen Buchhändler machten zu gute Geschäfte mit Nachdrucken der draußen im Reich erscheinenden Bücher, als daß sie auf Verbot des Nachdrucks antragen möchten, und von selbst werde die Regierung nicht die Initiative ergreifen.

Den bedeutsamsten Wendepunkt in Perthes' Geschäftsleben bezeichnet das Jahr 1822. Lange schon trug er sich mit dem Plane, die Hamburger Sortimentshandlung seinem Schwager Besser allein zu überlassen und für seine Person ausschließlich den Verlagshandel zu betreiben. Der Tod seiner geliebten Gattin reifte den Entschluß. Er setzte sich mit Besser auseinander und siedelte nach Gotha über, wo ihm zwei glücklich verheirathete Töchter lebten. Die von ihm gegründete Hamburger Handlung, nun Besser's alleiniger Besitz, hat sich in des Letzteren Familie fortvererbt; sie firmirte seit 1814 Perthes & Besser, nahm, als Besser's Schwiegersohn, Mauke, eintrat, die Firma Perthes-Besser & Mauke an und hat diese 1865 in W. Mauke Söhne geändert.

Verlagshandel und Sortimentshandel sind zwei gänzlich verschiedenartige Geschäfte. Der Sortimenter läßt die bei ihm bestellten Bücher, wenn er sie nicht vorräthig hat, kommen und nimmt diejenigen auf Lager, von denen er sich Absatz in seinem Kundenkreise verspricht; die nicht abgesetzten Exemplare schickt er an die Verlagshandlungen zurück; sein Geschäft ist zwar oft sehr mühsam, aber doch wenig riskant und erfordert ein verhältnißmäßig nur geringes Betriebskapital.

Die Unternehmungen des Verlegers fallen mehr in das Gebiet der Spekulation; er kauft dem Schriftsteller ein Manuskript ab und druckt es auf seine Kosten in Tausenden von Exemplaren, in der Meinung, das Werk werde gefallen und eine hinreichende Anzahl Käufer finden; hat er sich hierin geirrt, was bei aller Vorsicht und Intelligenz häufig genug geschieht, so bleibt ihm die oft mit sehr bedeutendem Kostenaufwand hergestellte Auflage als werthloses Makulatur in Händen. Auch im günstigen Falle vergehen gewöhnlich einige Jahre, ehe das angelegte Kapital nebst Zinsen sich aus dem Erlöse wieder ersetzt. Hieraus folgt, daß der Verleger über größere Geldmittel verfügen, und daß ihm die Fähigkeit eigen sein muß, die geistigen Bedürfnisse der Zeit in ihren vorherrschenden Richtungen zu erkennen, damit sein Urtheil betreffs der Chancen, welche ein Verlagsunternehmen darbietet, wenigstens im Großen und Ganzen nicht fehlgreife.

Perthes hatte bei der Auseinandersetzung mit seinem bisherigen Mitarbeiter ein nicht unbeträchtliches baares Vermögen realisirt; sein Verständniß für die Strömungen des Zeitgeistes war durch langjährige Beschäftigung mit der Literatur, durch ausgebreiteten mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den tonangebenden Zeitgenossen, und vorzüglich durch die eigene thätige Theilnahme am politischen Leben in hohem Grade geschärft worden; er besaß sonach ebensowol die äußern Bedingungen wie auch den innern Beruf zur Gründung und Erfolg verheißenden Führung eines Verlagsgeschäfts.

Aus seinen Beobachtungen von Welt und Menschen schöpfte er die Wahrnehmung, daß die ereignißvollen Jahre, welche das deutsche Volk seit Beginn des Jahrhunderts durchlebt, einen regen Sinn für Geschichte hervorgerufen, den die vorhandenen Geschichtswerke nicht zu befriedigen vermochten. Darauf baute er den Plan, eine Reihe von historischen Darstellungen unter dem gemeinsamen Titel „Geschichte der europäischen Staaten“ in seinem Verlage herauszugeben. Das Unternehmen war von der umfassendsten Tragweite und nahm den größten Theil seiner Berufsthätigkeit für das ganze noch übrige Leben in Anspruch. Mit welcher beharrlichen Ausdauer er den einmal gefaßten Plan verfolgte, möge man daraus entnehmen, daß erst nach 6 Jahren fortgesetzter, angestrengter Bemühungen, im Jahre 1829, der erste Band der Staatengeschichte erscheinen konnte. Unzählige Briefe mußten von ihm geschrieben werden, um den einseitigen Ansichten der Gelehrten gegenüber seine praktischen Anschauungen durchzusetzen, die rechten Männer zur Bearbeitung der einzelnen Theile geneigt zu machen und dann später das Interesse der Sortimentsbuchhändler für den lebhaften Vertrieb des Werkes anzuregen. Bis 1868 sind 70 Bände, meist von ansehnlichem Umfange, erschienen; ein vollständiges Exemplar derselben kostet im Ladenpreise 153½ Thlr. Als Redakteure wurden der Göttinger Professor Gustav Heeren und der Bibliothekar F. A. Ukert in Gotha gewonnen, Perthes aber war und blieb die Seele des Unternehmens. Von berühmten Historikern, welche Werke in seinem Verlag veröffentlichten, seien die Namen Aschbach, Dahlmann, Droysen, Lappenberg, Leo, Graf Mailáth, Niebuhr und Ranke genannt.

Außer in der Geschichtsliteratur, zu der auch zahlreiche biographische Werke zu rechnen sind, erhob sich der Perthes'sche Verlag besonders auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie zu großer Bedeutung. Durch den Umgang mit

F. H. Jakobi, Claudius, dem Grafen Leopold und der Gräfin Luise von Stolberg, der Fürstin Gallitzin und ihrem Kreise hatte sich in Perthes eine stark hervortretende Neigung zu innerlichen Betrachtungen über das Verhältniß des Christen zur Gottheit entwickelt, eine Neigung, der er bis an sein Lebensende mit Vorliebe nachhing und auch in der Richtung seines Verlags entschiedenen Ausdruck gab. Er begründete im Jahre 1828 die noch jetzt bestehende theologische Zeitschrift „Studien und Kritiken" und nahm die in der christlichen Wissenschaft epochemachenden Werke von Neander, Rudelbach, Tholuck, Twesten, Ullmann u. A. in Verlag. Nicht Alles, was er verlegte, erfreute sich eines günstigen Erfolges, auch nicht Alles erwies sich als eine Bereicherung der Wissenschaft; aber die Genugthuung durfte er mit ins Grab nehmen, kein schlechtes und ganz werthloses Buch trage die Verlagsfirma Friedrich Perthes an der Stirn.

Voll patriotischen Eifers fuhr er auch in dem stillen, abgelegenen Gotha fort, den politischen Zuständen Deutschlands seine aufmerksame Theilnahme zuzuwenden. Immer setzte er in den preußischen Staat das feste Vertrauen, daß derselbe trotz aller Mängel der Verwaltung, gegen die er seine Blicke keineswegs verschloß, zum Schützer des Gesammtvaterlandes vor äußeren und inneren Feinden und zum Eckstein für die künftige Einheit Deutschlands berufen sei. Es schmerzte ihn deshalb tief, nach der Julirevolution von 1830 Preußen in den französischen und englischen sowie in einigen süddeutschen Blättern zum Zielpunkt der lügenhaftesten Schmähungen und Verleumdungen gemacht zu sehen, ohne daß die preußische Regierung, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, irgendwo das Wort zu ihrer Vertheidigung ergriff. In einem Schreiben an den Grafen Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, mit dem er früher in mannichfache freundliche Berührungen gekommen war, sprach er sich über die Nothwendigkeit eines Organs aus, welches die Absichten der Staatsleitung im wahren Lichte darstelle und die Thatsachen stets mit Offenheit und Freimuth berichte. Dem Schreiben lag der Entwurf zu einer in diesem Sinne gehaltenen populären und wohlfeilen politischen Zeitschrift bei. Im August 1831, nachdem inzwischen die polnische Revolution die Erbitterung gegen Preußen aufs Höchste gesteigert hatte, wurde Perthes durch den General Rühle von Lilienstern ersucht, nach Berlin zu kommen, um den maßgebenden Persönlichkeiten seinen Plan in mündlichem Vortrage zu entwickeln. Graf Bernstorff bezeigte seine volle Zustimmung. Desto unbeugsamer war der Widerstand, welchen die übrigen Minister, Fürst Wittgenstein, Ancillon und der Kultusminister von Altenstein, einer vermehrten Oeffentlichkeit der Staatsangelegenheiten entgegensetzten; an ihrem beschränkten Standpunkt und bureaukratischen Dünkel scheiterte der Perthes'sche Entwurf. Statt dessen ließ man auf Kosten der Regierung, damit doch Etwas geschehe, die gelehrte, nur für vornehme Kreise geschriebene „Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von Leopold Ranke" ins Leben treten, die ohne Einfluß auf die Volksstimmung blieb und bald wieder einging.

Das Verlagsgeschäft, welches Perthes seit 1822 als Lebensberuf trieb, hatte, dem Umfange und dem Inhalte nach, schnell eine großartige Bedeutung gewonnen. Mit sicherer Hand war es umgrenzt und auf Theologie wie auf Geschichte beschränkt. Außerhalb dieses Kreises fühlte Perthes sich fremd, und nur

besondere Neigung zu Person oder Sache konnten ausnahmsweise ihn zu anderweitigen Unternehmungen bewegen. In den letzten Jahren seines Lebens, als sich die Anerbietungen von wissenschaftlichen Werken häuften, die nicht theologischen oder historischen Inhalts waren, bildete er aus denselben einen besonderen Zweig seines Geschäfts, welchen er unter der Firma „Friedrich und Andreas Perthes" seinem Sohne Andreas übertrug; eigentlich zu Hause aber fühlte er sich bis an sein Lebensende nur auf dem theologischen und dem historischen Gebiete. Den Kern seines theologischen Verlags bildeten, wie schon oben erwähnt, die „Studien und Kritiken", welche, in vier Bänden jährlich erscheinend, wol ohne Ausnahme alle hervorragenden Theologen Deutschlands, soweit sie der entsprechenden Richtung angehören, zu Mitarbeitern zählten. An dieses Unternehmen schlossen sich eine Anzahl kirchenhistorischer Werke an, wie „Das Leben Jesu" und die „Geschichte der christlichen Religion und Kirche" von Neander, ferner eine Reihe von Kommentaren zur heiligen Schrift, systematische Darstellungen, Lehrbücher u. s. w. Für den historischen Verlag hatte die schon erwähnte „Geschichte der europäischen Staaten" den Ausgangspunkt gebildet, ein Unternehmen, das Perthes mit der größten Ausdauer und mit einem seine Erwartungen weit übertreffenden Erfolge durchgeführt hat. Neben der Beschäftigung mit diesem großen Werke war Perthes allen Bestrebungen gern förderlich, welche der Bearbeitung der deutschen Geschichte galten. Oftmals suchte er bedeutende Männer anzuregen zu schriftlichen Aufzeichnungen aus ihrem eigenen Leben; zuweilen fand er bereitwilliges Entgegenkommen, zuweilen auch wol verdrossene Ablehnung. Auch läßt sich mit Bestimmtheit aus seiner geschäftlichen Korrespondenz ersehen, daß ohne seinen Einfluß manche vielleicht schädlich wirkende Schrift erschienen und manches in die Zeit glücklich eingreifende Werk vielleicht nicht erschienen sein würde.

So hatte sich Perthes in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein bedeutendes Verlagsgeschäft geschaffen. Perthes allein hatte dasselbe in's Leben gerufen, Jahre hindurch arbeitete er sogar ohne Gehülfen, und das Betriebskapital, womit er begann, war ein beschränktes. Aber schnell hob sich sein Verlag und gehörte bald an Umfang und mehr noch an Gediegenheit zu den ersten in Deutschland, sodaß Perthes sowol im Verlags- als im Sortimentsgeschäft, obgleich in beiden von vorn anfangend und weder durch Erbschaft noch durch Kauf gefördert, eine der ersten Stellungen sich errungen hat. Dafür gab er sich auch mit voller Freudigkeit seinem Berufe hin, in welchem er bis zu seinem Tode seinen eigentlichen, ihm angemessenen und bestimmten Lebenszweck erkannte. Zu seinen Autoren stand er meist in nahen Freundschaftsverhältnissen; die Berufsgenossen im deutschen Buchhandel betrachtete er alle als Angehörige einer einzigen großen Gemeinde. Er war es auch hauptsächlich, der dafür mitwirkte, daß dem deutschen Buchhandel ein gemeinsamer Mittelpunkt gewahrt blieb, und daß in Leipzig die deutschen Buchhändler im Jahre 1825 zu einer Korporation unter dem Namen des „Börsenvereins" zusammentraten, in dessen jährlichen Hauptversammlungen Perthes oftmals, für Wahrung der Ehre und des moralischen Ansehens der Berufsgenossen seine Stimme erhob. Weiterhin wußte er die Versammlung auch für den Bau eines eigenen Hauses in Leipzig zu interessiren, welches als Börse des deutschen Buchhandels i. J. 1836 eingeweiht ward.

Bis ins späte Alter bewahrte Perthes die Frische des Geistes und Körpers, welche ihm für sein Geschäft, für die buchhändlerischen Interessen, für seine zahlreiche Familie und für seine Freunde mit erstaunlicher, vielseitigster Thätigkeit zu wirken gestattete. Als einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Sache des geistigen Eigenthums gegen die Schmarotzerpflanze des Nachdrucks, als einer der Mitbegründer des deutschen Börsenvereins, dessen Mitglieder sich gegenwärtig über ganz Deutschland, die Niederlande, Schweiz sowie über alle Länder verbreiten, wohin deutsche Sprache und Literatur gedrungen ist, als Hauptbetheiligter an der Errichtung der Buchhändlerbörse zu Leipzig, als ein vielbegehrter Rathsmann, dessen gewichtige Stimme in allen Angelegenheiten der Presse gehört und geachtet ward, genoß Friedrich Perthes bis ans Ende seiner Tage hohes Ansehen unter seinen Zeitgenossen. Sein Andenken wird fort und fort in Ehren erhalten werden. Er starb am 18. Mai 1843 nach vollendetem 71. Lebensjahre. Sein Bildniß war das erste, womit die Wände des großen Buchhändler-Börsensaals zu Leipzig geschmückt wurden. — Möge das jüngere Geschlecht auf diesen Ehrenmann mit derselben Verehrung schauen, wie die Alten, wenn es zu den achtungswerthen Vorbildern der Buchhändlerwelt emporblickt.

Die Verlagshandlung in Gotha wird von dem jüngsten Sohne Andreas unter der Firma „Friedrich Andreas Perthes" fortgeführt. Der zweite Sohn, Clemens Theodor, gest. den 25 November 1867 als Professor der Rechte an der Universität Bonn, hat die ausführliche Biographie des Vaters nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen geschrieben: „Friedrich Perthes' Leben" (drei Bände. Gotha, 1848—1855), jenes verdienstvolle in fünf Auflagen weit verbreitete Werk, dem wir das Material zu unserer Lebensskizze verdanken.

B. Schuhmann.



Deutsche Buchhändlerbörse zu Leipzig.



Joh. Friedr. von Cotta und sein Sohn Georg.

Die Buchhändler Johann Friedrich von Cotta,

geb. 24. Apr. 1764, gest. 29. Dez. 1832,

und dessen Sohn

Johann Georg von Cotta,

geb. 19. Juli 1796, gest. 1. Febr. 1863.

Die bahnbrechenden Geister im Reiche des menschlichen Gewerbfleißes können nicht alle in markirten äußeren Schöpfungen ihre Spuren hinterlassen. Stephenson und die Lokomotive, Watt und die Dampfmaschine, Morse oder Steinheil und der Telegraph fließen in Jedermanns Vorstellung zusammen; der Kaufmann in materieller und in geistiger Nahrung, der Waarengroßhändler und der Buchhändler, auch wenn er menschlichem Fortschritt neue große Wege geöffnet hat, kann nicht immer durch ein einziges Emblem in den Augen der Nachwelt hervorgehoben werden.

Auch Johann Friedrich und Johann Georg von Cotta haben auf ihrem Felde Vorbildliches geleistet, wenn gleich jetzt ihren Schöpfungen die bedeutendsten Rivalen erwachsen sind. Ihr Verdienst aber und Dasjenige, was sie für

das „Buch berühmter Kaufleute" denkwürdig macht, läßt sich nicht durch den Namen eines einzigen Werkes, sondern nur durch die Schilderung ihres ganzen Wirkens anschaulich machen. Unser Beitrag über die beiden Cotta muß deshalb wesentlich „Charakterbild und Schilderung interessanter Lebensgänge" werden. Wir verwenden dazu die mit Benutzung der Familienpapiere geschriebenen Nekrologe beider Männer.

Eines freilich hatten die Cotta mit allen großen Geschäftsmännern gemein: sie arbeiteten — der Sohn, indem er das vom Vater schließlich zu groß Angelegte auf das rechte Maß zurückführte, nicht weniger als der Vater — sich selbst empor, waren im besten Sinne des amerikanischen Ausdruckes self made men. Und was sie auf dem eigenthümlichen Felde der Unternehmungen, welches von ihnen bebaut worden ist, zu so großen Erfolgen geführt hat, ist in dem Umstande zu suchen, welcher in allem Geschäftsleben, in jedem auf besondere Weise, den imposanten Erfolg begründet; sie verbanden mit den allgemeinen Tugenden des Geschäftsmannes: mit Berechnungsgabe, Ordnungssinn, Betriebsamkeit, mit Sparsamkeit in den kleinen täglichen Aufwendungen und mit großem Sinn in Hauptsachen — die für ihre Geschäftsart erforderlichen besonderen Eigenschaften, feinen Takt, Sinn für die geistigen Pulse des Nationallebens, umfassende geistige Bildung und jenen weiten Horizont der Welt- und Menschenkenntniß, welchem nach einem alten Wort „nichts Menschliches fremd war."

Die Cotta entstammen einem im X. und XI. Jahrhundert blühenden lombardischen Geschlecht. Einer aus diesem Geschlecht, Bonaventura Cotta, ließ sich im Anfang des XV. Jahrhundert in Sachsen nieder. Kaiser Sigismund bestätigte die altrömische Abkunft und das Wappen dieses Zweiges der Familie. Schon zur Zeit der Reformation aber, als Ursula Cotta, eine geborene von Wosungen, Luther durch ihre Almosen unterstützte, war die Familie nicht mehr im Wohlstand. Als sie später in ihrem Besitzstande weiter herabgekommen war, gelangte 1640 ein Glied derselben nach Schwaben und erwarb durch Heirath die früher Brunn'sche, nun nach ihm benannte J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Tübingen, die mit dem Postmeisteramt bis auf den Vater Johann Friedrich sich vererbte. Der Großoheim des Letztern war der in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Johann Friedrich Cotta, Kanzler und Probst zu St. Georgen. Der Vater aber des ersten der zwei großen Buchhändler hatte als Kavallerieoffizier in dem österreichischen Heere unter Laudon gedient und den Feldzug von 1740 mitgemacht. Der Kanzler suchte den Enkelsohn sich nachzubilden und bestimmte ihn zum Theologen, weshalb dieser am Stuttgarter Gymnasium auch orientalische Sprachen erlernte; aber des Vaters Erzählungen von dem bewegten Leben des Krieges weckte in dem Jüngling das Verlangen, sich dem Militärstand zu widmen. Der Vater ließ ihn gewähren. Geschichte und Mathematik waren von nun an des jungen Mannes vorzügliches Augenmerk. In der letzteren hatte er schon große Fortschritte gemacht, als im Jahre 1782 der seiner Zeit berühmte Mathematiker Pfleiderer nach Tübingen berufen wurde. Cotta begab sich dahin. Bei Pfleiderer gewann er eine andere Lebensanschauung, gab den zuerst gehegten Plan einer militärischen Laufbahn auf und verband mit dem Studium der Mathematik das Studium der Rechte in einer äußerst gewissenhaft benutzten

dreijährigen akademischen Studienzeit. Er gewann hierdurch die volle wissenschaftliche Befähigung, ein Mann der literarischen und politischen Geschäfte zu werden. Die Mathematik ging ihm nicht verloren; sein ganzes Leben wurde ein großes Rechenexempel.

J. F. Cotta war durch Vermittlung Pfleiderer's als Erzieher des jungen Fürsten Lubomirski nach Warschau engagirt worden. Bevor er diese Stelle anzutreten hatte, reiste er nach Beendigung der Universitätsstudien mit dem rühmlichst bekannten Kupferstecher J. G. Müller nach Paris, wo er sich in Mathematik und Naturwissenschaften vervollkommte und bedeutende Bekanntschaften anknüpfte. Der Vater rief ihn nach Tübingen zurück, wo Johann Friedrich, indem er auf die Warschauer Stelle verzichtete, Advokat beim Hofgericht wurde. In Wirklichkeit widmete er alle Zeit den Naturwissenschaften. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen war damals mehr als je in Verfall gekommen; seit geraumer Zeit durch Geschäftsführer vertreten, schwankte das Geschäft zwischen Sein und Nichtsein, als der Vater in den jungen Rechtsgelehrten drang, das Geschäft zu übernehmen. Obwol für die Geschäfte des Buchhandels weder bestimmt noch eingeübt, trat Cotta, dem väterlichen Willen folgend, den 1. Dezember 1787 in den Besitz des Geschäfts.

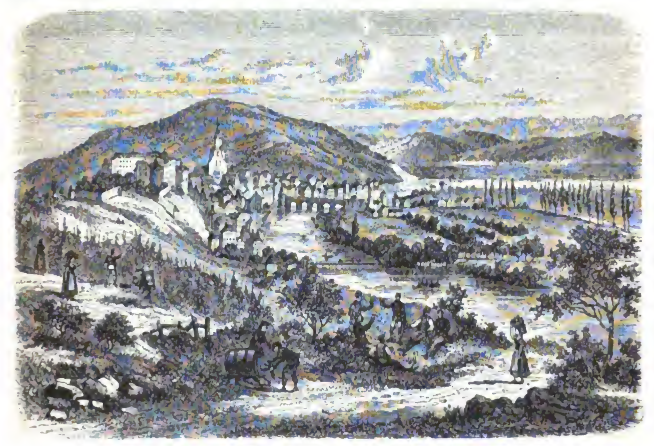
Der Anfang war ein schwerer. Sobald Cotta eine klare Ansicht von dem Geschäfte gewonnen hatte, sah er bald ein, wie zufällig es sei, wolle man es darauf ankommen lassen, daß dieser oder jener Gelehrte seine Werke anbiete, und beschloß, seine Unternehmungen von sich selbst ausgehen zu lassen. Damit erhob er den Betrieb des Verlagsbuchhandels zum selbständigen Mittlerberufe zwischen der geistigen Produktion und der geistigen Konsumtion der Nation, zur Würde der selbstbewußten Unternehmung. Sein erster Verlagsartikel war ein medizinisches Werk des verdienten alten Hopfengärtner, seine ersten Buchhändlerverbindungen hatte er mit dem alten Hartknoch und Göschen, welche den mit dürftiger Ausstattung 1788 zum ersten Male auf die Ostermesse pilgernden Anfänger freundlich zurechtwiesen, nicht ahnend, daß dieser, von der günstigen Flut fortgetragen, aber durch 16monatliche Nachtwachen schon völlig eingeweihte Neuling sie bereits nach zehn Jahren weit überflügelt und in noch spätern Zeiten Goethe's, Schiller's und Herder's Werke durch Ausgaben jeder Form zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht haben werde. Cotta erhielt während derselben Ostermesse (1788) in Leipzig die Nachricht, daß ihm die Fürstin Lubomirska 300 Dukaten zur Entschädigung des nachtheiligen Einflusses habe auszahlen lassen, den sein längeres Harren auf die erwähnte Erzieherstelle für seine Laufbahn gehabt haben konnte; diese Summe war damals eine wichtige Aushülfe für den sorgenbelasteten Mann, der, oft von Schulden gedrückt, für seine häuslichen Bedürfnisse kaum die nöthigen Baarschaften besaß. Kapitalzuwachs erhielt er 1789 durch die Assoziation mit Dr. Zahn (nachmaligem Vizepräsidenten der zweiten württembrg. Kammer), welcher jedoch am Buchhandel wenig Geschmack fand und sich von Cotta eben trennte, als die Geschäfte in Schwung kamen.

Cotta hatte bei seiner mehrmaligen Anwesenheit in Paris, vor und nach der Revolution, wohl begriffen, was für ein kräftiger Hebel in sturmbewegter Zeit eine planvoll geschriebene, tüchtig redigirte Nationalzeitung sei. Deutschland

hatte außer dem „Hamburger Korrespondenten" fast nur Provinzialzeitungen, welche entweder die Hoflivree trugen oder etwas spießbürgerlich einherschritten. Schlaberndorf, Georg Forster, Oelsner wiesen Cotta in Paris auf die einschlagenden Verhältnisse hin. Bei einem Besuche, welchen Schiller 1793 seiner Heimat abstattete, begeisterten sich Schiller und Cotta wechselseitig durch Besprechung eines Planes zu einem täglich erscheinenden, europäisch-deutschen Zeitungsblatte. Schiller wollte mit redigiren, Cotta nach Jena ziehen, Karl August's freisinnige Regierung gewährte einem solchen Unternehmen Schutz. Allein Goethe gab dem Plan eine literarische Wendung, da die Abneigung gegen die ihm in der Champagne bitter gewordene Politik überwog. Die „Horen" entstanden und Cotta wurde von nun an der Freund und einzige Verleger des großen weimarischen Zwillingsgestirnes. Das Zeitungsunternehmen wurde jedoch nicht aufgegeben. Der badische Hofrath Posselt verband sich mit Cotta zur Herausgabe der „Allgemeinen Weltkunde", welche 1793 in Tübingen erschien und schon im zweiten Jahrgang den noch jetzt bestehenden Titel „Allgemeine Zeitung" annahm. Da Tübingen damals nur zweimalige Postverbindung wöchentlich hatte, wurde eine eigene Post nach Kannstadt eingerichtet. Posselt schrieb nur wenige Nummern des neuen Blattes, Cotta und sein früherer Associé Dr. Zahn traten in die Lücke, bis Huber die Leitung der Zeitung übernahm, welche 1798 nach Stuttgart, 1803 nach Ulm und später nach Augsburg übersiedelte. Das Blatt gelangte schnell zum Weltruf. Es war nicht blos das Werk der mitarbeitenden literarischen Kräfte, sondern vor Allem auch des welterfahrenen, kein Opfer scheuenden Cotta; dem Letzteren galt es als höchster Ehrenpunkt, sein Lieblingskind freigebig auszustatten; der reine Ertrag der „Allgemeinen Zeitung" hat an dem Reichthum der Cotta's keinen Antheil.

Wie der Umgang mit den Ersten und Besten unsere Sitten unvermerkt verfeinert, so wird auch unser Geist in steter und vielseitiger Berührung mit den Geistreichen gehoben und veredelt. Inwiefern die Häupter deutscher Dichter und Schriftsteller seit den neunziger Jahren, welche sämmtlich Cotta's Freunde waren, auf ihn eingewirkt haben, ist keinem Zweifel unterworfen. Was ihm in seinem vielbewegten Leben in geistiger und kommerzieller Hinsicht vorzüglich zu Statten kam, war unstreitig seine schon frühzeitig mit den ersten Geistern angeknüpfte Vereinigung, die seine auf soliden Studien begründete Bildung immer mehr erhöhte und seinen Spekulationen eine klassische Grundlage verlieh. Es war ein Festtag in Weimar, als es noch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts alle seine Notabilitäten umschloß, wenn Cotta auf seiner Rückreise von Leipzig die Bewirthung von Goethe und Schiller mit den reellsten Beweisen seiner Dankbarkeit erwiederte. Da wurden neben den „Horen" und „Musenalmanachen" die Winckelmann, Cellini's, die Propyläen und die Farbenlehre, die ersten Ausgaben von „Faust" und von Schiller's Tragödien besprochen. Der herrliche Briefwechsel Goethe's und Schiller's zeigt unseren Cotta nicht blos als mechanischen Diener, sondern auch als anregendes Element im Leben der zwei großen Dichter. Cotta's Verlag wurde bald der Heroldruf für alles Ausgezeichnete, das er, der Erste in der klingenden Anerkennung, mit zuvorkommender Freundlichkeit und goldenen Gaben hervorzulocken verstand. So wurden

nach und nach die Gefeiertsten, Jean Paul, Voß, Schelling, Fichte, Therese Huber, die Brüder Humboldt, Joh. v. Müller, Spittler, Mailath, Uhland, Schwab, Platen, Zedlitz, seine Autoren und, was nur selten getrennt war, seine Freunde. Kein gemeinnütziges, kein geniales Erzeugniß in irgend einem Fache, keine mathematische und naturhistorische Schritt, keine Encyklopädie bis auf Prechtl herab, kein grammatisches oder literar-historisches Werk von Bedeutung entging ihm, und stets war er Neues und Besseres zu geben bereit, ohne den Ausverkauf des Aelteren ängstlich zu berechnen. Man hat ihn oft im Scherz den Napoleon unter den Buchhändlern genannt; aber seine Autoren wenigstens litten Nichts von seinen Gewaltthaten. Stets war er eifersüchtig auf die Würde und Unbescholtenheit des Handels, welcher die geistigen Güter der Menschheit verbreitet, und zweideutige Schriften mied der J. G. Cotta'sche Verlag. Darum bevollmächtigte ihn auch später eine Zahl der geachtetsten Buchhandlungen, besonders in Norddeutschland, die Sache des deutschen Buchhandels gegen Nachdruck auf dem Wiener Kongresse zu vertreten.



Tübingen, die Wiege der Cotta'schen Verlagsthätigkeit.

Nebenbei widmete er auch dem Journal-, Almanach- und Volkskalenderwesen seine Aufmerksamkeit und regte viele derartige Unternehmungen an. Seine Kunst- und Literaturblätter, das 1806 gegründete „Morgenblatt", das „Ausland", seine politisch-statistischen Publikationen, die „politischen Annalen", die „württembergischen Jahrbücher", Dingler's „Polytechnisches Journal" sowie andere Unternehmungen legen Zeugniß dafür ab, daß Cotta's echt encyklopädischer Blick Alles umfaßte und alles Bedeutende zu umspannen suchte. Die Musenalmanache, die unterhaltenden Taschenbücher für Damen, selbst sinnreiche Spiele, gingen in vielen Jahrgängen derselben, von ihm selbst berathen und geordnet, hervor.

Cotta wurde auch hervorragender Förderer des artistischen Verlags, der künstlerischen Produktion. Früh der Mathematik zugewandt, hatte er ein durch Geometrie geschärftes Auge und in späterer Zeit einen sichern Takt für Korrektheit der Zeichnung, aber auch für geniales Auffassen malerischer Gegenstände. Er war nicht vergeblich mit seinem später so berühmt gewordenen Landsmann, dem Kupferstecher J. G. Müller, nach Paris gereist, als dieser dort seinen berühmten Kupferstich Ludwigs XVI. in Lebensgröße vollendete, und hatte mit ihm die wichtigsten Sammlungen und Kunstwerkstätten der französischen Hauptstadt besucht. Wenn Cotta in der Folge Kunstforschung und Darstellungen aus der alten und neuen Zeit mit bedeutendem Aufwand unterstützte, so konnte dies bei seinem geschäftsmännischen Kennerblick nicht als gewöhnliche kunsthändlerische Spekulation beurtheilt werden. Beispielsweise verschaffte ihm das Prachtwerk über den Dom von Köln, wobei er seinem Freunde Sulpice Boisserée eine Zeit lang mit seinem ganzen Kredit beistand, klingenden Vortheil keineswegs. Eine uneigennützige Schöpfung war auch die literarisch-artistische Anstalt, die er dem ihm freundschaftlich zugethanen König Ludwig zu Gefallen in der bayerischen Hauptstadt errichtete, ein großartiges Institut für Kupferstecherei und Lithographie, Kunst- und Landkartenhandel, in dessen Räumen das regste Kunstleben herrschte.

Es war im Jahre 1818, als er mit seiner Familie und dem damals kränklichen Sohne Johann Georg nach Rom reiste, in den dortigen Kunstschätzen und Denkmalen sich erging und, von Kunstfreunden und Künstlern aller Art umringt, vieles Neue erwarb und durch Niebuhr die Bekanntschaft aller bedeutenden Kräfte suchte. Eine Menge von Verlagsartikeln wurde von ihm mit freigebiger Hand erworben, welche oft nicht einmal öffentlich erschienen.

So weit angelegt die literarisch-artistische Wirksamkeit des älteren Cotta gewesen ist, ihm genügte sie nicht. Er betrat auch die öffentliche Laufbahn.

Den ersten Antheil an den Angelegenheiten seines Vaterlands nahm er im Jahre 1799 in dem Augenblick, als ganz Württemberg mit banger Sorge das Eindringen der großen französischen Macht erwartete. Er erhielt von den württembergischen Ständen den Auftrag, als ihr Abgeordneter nach Paris zu eilen, um, wenn irgendwie möglich, das drohende Unglück zu beschwören. Er nahm den Auftrag an, was bei den damaligen Verhältnissen Deutschlands und dem allgemeinen sauve qui peut ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Jeder ist aus seiner Zeit heraus zu beurtheilen. Nach einer gefahrvollen Reise durch die feindlichen Heere langte er in Paris an, als eben der achtzehnte Brumaire stattgehabt hatte. Er fand die Machthaber der damaligen Zeit nicht sehr geneigt, ihm Gehör zu geben. Einige günstige persönliche Verhältnisse und die Beherztheit, den passenden Augenblick zu benutzen, führten ihn dennoch zum Ziele; er erhielt den Entwurf eines Vertrags, demzufolge Würtemberg gegen 8 Millionen Kontribution hinlängliche Entschädigung an Land und Leuten erhalten und als im Frieden mit Frankreich begriffen angesehen werden sollte. Diese Bedingungen wollte man selbst noch, als Moreau vor der Festung Hohentwiel stand, gelten lassen. Der Herzog Friedrich II. zog Cotta wegen des Zweckes seiner Reise in Untersuchung, jedoch ohne daß dem redlichen und besonnenen Manne eine üble Folge daraus bereitet werden konnte. Als Ersatz für diese Mühselig-

keit sah er seine Bekanntschaft mit den interessantesten Männern jener Zeit an; die von Moreau und Kosciusko hielt er stets in hohen Ehren. Auch für seine „Allgemeine Zeitung" wußte er den Pariser Aufenthalt wohl zu verwerthen. Cotta kam durch die in der französischen Hauptstadt erworbenen Freunde und durch eine Menge ausgezeichneter Ausgewanderter, welche nach dem 18. Brumaire nach Deutschland und in die Neckargegenden sich zogen, in zahlreiche Verhältnisse, wodurch er Nachrichten aus erster Hand erhielt und die Ereignisse mit den schlagendsten Lichtern zu illustriren in den Stand gesetzt wurde. Im Frühjahr 1801 übernahm er im Auftrage eines benachbarten deutschen Fürsten eine nochmalige Reise nach Paris. Hier auf dem Markte um Völker und Länder warf er einen Blick in den damaligen Welthandel und in die Absichten Napoleon's, mit welchem er 1805 und 1810 persönlich in Berührung kam.

Die stets vermehrte Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, verbunden mit der Leitung der nicht blos so benannten, sondern auch allgemein gelesenen Zeitung, die Verbindung mit den Heroen der deutschen Literatur, gaben Cotta für seine Zeit eine Bedeutsamkeit, welche nur Derjenige zu würdigen versteht, welcher die Gewalt des geschriebenen Wortes auf die öffentliche Meinung und wieder dieser auf die Begebnisse selbst nach ihrem ganzen Umfange einsehen gelernt hat. Regierungen und Staatsmänner haben ihm daher auch ein Ansehen gezollt, wie es, zumal in jener Zeit, den größten Geschäftsmännern selten neidlos von der hohen politischen Zunft gewährt ward! In den Jahren 1814 und 1815 wirkte er auf dem Wiener Kongreß für viele Interessen, namentlich für die Wiederherstellung konstitutioneller Freiheit in seinem engeren Vaterlande. Vom Kongreß nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er zum Landtagsabgeordneten gewählt. Er war mit dem Grafen Waldeck-Limpurg der Erste, der die alten Rechte des Stammlandes reklamirte, welche seit zehn Jahren auf das Geheiß an den „souveränen" Fürsten Friedrich (chassez les bougres! forderte Bonaparte gegenüber den alten Ständen) kassirt gewesen waren. Im Abgeordnetenhause hatte er zuerst auf Seiten der Volkspartei Stellung genommen, später hielt er zu den freisinnigen Verfassungsentwürfen des Königs Wilhelm; denn seinem Blicke entging nicht, daß, wenn auch formell die Rechtskontinuität von der altständischen Partei, und zwar mit Charakter, vertreten wurde, dennoch die vom König Wilhelm gebotene Verfassung dem Geist der neuen Zeit und den Grundsätzen des modernen Konstitutionalismus weit mehr entsprach als die altständische oligarchische Volksvertretung, welche von der andern Partei als „gutes, altes Recht" reklamirt wurde. Gewichtige Freundesstimmen unterstützten ihn in dieser Auffassung, z. B. der Reichsfreiherr vom Stein durch einen Brief, welcher sich in den Familienpapieren befindet. Die Partei stritt über jene für die deutsche Verfassungsgeschichte so denkwürdige Episode des württembergischen Staatslebens, zerriß ihm die liebsten Freundschaftsbande, z. B. mit Dr. Zahn, seinem Associé im Geschäfte, seinem Kollegen in der Vizepräsidentschaft der württembergischen Abgeordnetenkammer. Die Tagebücher Johann Georg's, des Sohnes, geben Zeugniß von dem Wiederklang der konstitutionellen Konflikte des Landes innerhalb der Cotta'schen Familie. Unter dem 6. Oktober 1816 steht in den Tagebüchern des Sohnes: „Mir ist in den ständischen Verhältnissen Alles be-

greiflich, nur das nicht, daß Freunde, wie mein Vater und Zahn waren, dadurch haben Feinde werden können." Die Auffassung der dem Verfassungsabschluß vom September 1819 vorangegangenen Kämpfe, wie sie im Cotta'schen Hause herrschte und heute wol von den meisten unbefangenen Württembergern getheilt wird, ist sehr prägnant in einer Stelle der Tagebücher des jüngeren Cotta ausgesprochen, worin dieser eine in Wien mit Gentz gepflogene Unterredung aufgezeichnet hat. Es heißt da unter dem 25. November 1819: „Ich stellte Gentz vor, wie sehr sich das Ausland über die Verfassungsangelegenheiten Württembergs getäuscht habe. Die altwürttembergische Verfassung sei eine Bürgeraristokratie gewesen, welche jeden Adel ausschloß; ein Adel seien die altwürttembergischen Familien gleichwol gewesen. Das Volk, so wollen die altwürttembergischen Landschaftsfamilien, soll wie früher bevormundet werden, — nur nicht von dem Fürsten, nicht von den Dikasterien und Regierungsbehörden, nein, von ihnen neben dem Fürsten, und wo sie können, wollen sie auch diesem Fesseln anlegen." Die Cotta's, für die konstitutionelle gegen die altlandständische Verfassung Partei ergreifend, bekämpften somit klaren Bewußtseins in der alten Landschaft eine unzeitgemäße Oligarchie des altwürttembergischen Honoratiorenstandes.

In den für Württemberg schauerlichen Hungersjahren von 1816 und 1817 wurde der ältere Cotta, damals Mitglied der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, als königlicher Kommissär in die von der Noth am meisten bedrängten Landesgegenden entsendet. Seine Thätigkeit war praktisch, seine Freigebigkeit auf den eigenen großen Gütern (Herrschaft Plettenberg und Hipfelhof) großartig bis zur Hingabe des eigenen Saatgutes.

Nach Abschluß des Verfassungswerkes, dessen Mitunterzeichneter er im Jahre 1819 wurde, vertrat Johann Friedrich in der Kammer die schwarzwäldische Ritterschaft und fungirte 1824 als Vizepräsident der zweiten Kammer. Der Bedeutung des Mannes entsprach die letzte politische Angelegenheit, als deren Organ er vier Jahre vor seinem Tode aufgetreten ist. Cotta hat an der Durchführung der Zollvereinsidee hervorragenden Antheil genommen. Von gleich bedeutendem Ansehen in Stuttgart und in München, war er der Mann gewesen, um den bayerisch-württembergischen Zollvereinsvertrag vom 18. Januar 1828 zu vermitteln, dem am 14. Februar 1828 der preußisch-hessische Zolleinigungsvertrag folgte. Es galt, diese beiden Körper zu einigen. Cotta begab sich im Auftrag der bayerischen und der württembergischen Regierung in Begleitung seines Sohnes nach Berlin, und wenn später (22. März 1833) die Vereinigung erfolgte und damit der eigentliche Zollverein entstand, so hat man dies in seinem engern Vaterlande zum Theil dem unermüdlichen Eifer von J. F. Cotta mit zu danken. Der Idee der Handelsvereinigung Deutschlands widmete er die letzten Jahre seines Lebens und brachte ihr durch Hintansetzung seiner eigenen Interessen große, von der preußischen, bayerischen und württembergischen Regierung durch Auszeichnungen gewürdigte Opfer.

Als Cotta im Jahre 1810 seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegte, war sein alter Adel vom König von Württemberg unter dem Namen und Titel eines Freiherrn von Cottendorf anerkannt und bestätigt worden. Der Geadelte und sein gleichgesinnter Sohn schämten sich jedoch nie des Geschäftes, dem sie Namen

und Reichthum verdankten; J. F. Cotta und sein Sohn bewegten sich in ihren vier (Tübingen, Stuttgart, Augsburg, München), später drei Etablissements als thätige Buchhändler bis zu ihrem Tode. Als seltener, wohlgeschulter Rechenmeister ging J. Friedrich Cotta in die kleinsten Einzelheiten ein, beharrte mit einem Eigensinn, welcher ihn oft einer schiefen Beurtheilung aussetzte, bei der Gewohnheit, Alles selbst zu machen, und widmete seiner Buchhandlung so unausgesetzt seine Sorgfalt, daß während einer langen Reihe von Jahren auch nicht eine Nota ankam, die nicht von seiner Hand ins Hauptbuch eingetragen worden wäre.

So großartig seine politische und literarisch-artistische Thätigkeit war, so bedeutend er hierdurch auf die Kultur der deutschen Nation einwirkte, — Johann Friedrich von Cotta genügte diese Wirksamkeit noch nicht. Er bewegte sich ebenso energisch und bahnbrechend auf dem Gebiete der Land- und Staatswirthschaft. Auf seiner Herrschaft Plettenberg und seinen vielen Gütern führte er Alles ein, was ihm als zweckmäßiger Fortschritt erschien. In jedem Zweige der Agronomie suchte er Musterwirthschaften herzustellen, seine Schafherden gehörten zu den zahlreichsten und edelsten Süddeutschlands. Er zuerst unter den württembergischen Grundherren hob die Leibeigenschaft auf seinen Besitzungen auf. Derselbe Mann, welcher mit gerechtem Stolze von jener Zeit sprach, da er als einzige Stütze seiner zahlreichen verwaisten Geschwister zu Fuße nach Leipzig zur Buchhändlermesse pilgerte, betrieb unter den Vordersten 1825 die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und Rhein, ließ sich sogar in die Unternehmungen der Rheinisch-westindischen Compagnie und des deutsch-amerikanischen Bergwerksvereins ein und errichtete außerdem durch Anregung und Förderung der Sparkasse und des landwirthschaftlichen Vereins seinem humanen Streben ehrenwerthe Denkmale. — Ein freigebiger Säckelmeister für die literarischen Heroen der Nation, eine stets offene Hand gegenüber der Kunst, von offener Börse für strebsame Fürstensöhne, denen er ausgeholfen, voll Aufopferung, um Talente heranzubilden, großartig in seinen geschäftlichen und politischen Anschauungen und Entwürfen, mit Geld und Zeit gegen öffentliche Interessen nie geizig, — blieb J. Friedrich Cotta für sich selbst stets einfach, frugal, haushälterisch mit der Zeit, wie dies bei den „selbstgemachten" großen Männern und Geschäftsgründern echten Schlages einer der ansprechendsten Charakterzüge zu sein pflegt. Für diese Eigenschaften fand er in einer trefflichen, einfachen Gattin volle Unterstützung.

In Johann Friedrich Cotta steht ein Mann vor uns, von scharfem Unternehmerverstande, kühn in seinen geschäftlichen Plänen, gründlich gebildet von Jugend an, verwoben in den Lebensbund der echten Geister der deutschen Nation, thätig verflochten in alle wirthschaftlichen und politischen Fragen und Unternehmungen seiner Zeit, ein Buchhändlerkönig als Freund der Dichterkönige und der gekrönten Könige.

Allein es gilt nicht blos, großartige Entwürfe auszusinnen, allen großen Gedanken sich zu erschließen, an allem Neuen sich zu betheiligen, mit universellem Streben Verschiedenartiges zu umspannen. Nicht weniger bedeutsam für große Geschäftsmänner ist es, gefundene bedeutende Wege mit Maß einzuhalten und

fahrbar zu machen, im Einzelnen und Hauptsächlichen seine volle Kraft zu suchen und das Vielerlei zu meiden; denn nur den Auserlesensten ist es in gewaltigen Umbildungsepochen möglich, andauernd das Verschiedenartigste zu vereinigen und dennoch, wovon der Unternehmer niemals absehen darf, zu prosperiren.

Der universelle Geist Johann Friedrich's von Cotta hatte schließlich jenen Fehler der „Vielthuerei" nicht vermieden, vor welchem schon Plato das Alterthum gewarnt hat; er hatte zu viel unternommen und in viele erst auszunutzende Werthe fast zu viel Kapital gewagt. Die Betheiligung bei der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und Rhein, der Antheil an überseeischen Unternehmungen, die fast zu mäcenatische Behandlung des artistischen Institutes und Verlages, die Theilhaberschaft an Papierfabriken und Linnenspinnereien hatten dem J. F. Cotta'schen Vermögen eine zu excentrische Richtung gegeben, und als der Vater J. Friedrich starb, war der Geschäftsstand nicht der glänzendste, mindestens nicht der liquideste. In jenen fremdartigen Geschäften, in welche der der Zeit vorauseilende Unternehmungsgeist des älteren Cotta sich geworfen hatte, waren bereits Hunderttausende verloren gegangen. Bei seinem Tode hatten der Sohn und Schwiegersohn, Freiherr von Reischach, bereits bedeutende Bürgschaften übernommen, und den allerdings sehr bedeutenden, aber doch erst auszunutzenden Verlagswerthen stand eine ungedeckte Schuldenmasse von beinahe $1\frac{1}{2}$ Million Gulden gegenüber. Das Geschäft konnte ebenso leicht einem jähen Verhängniß unterliegen, als zu großartigen Resultaten führen, je nach dem Geiste, in welchem der Erbe es fortzuführen unternahm.

Johann Georg von Cotta, an Bildung und Adel der Gesinnung der echte Sohn Johann Friedrich's und wie dieser von offenem Sinn für alle Interessen: für Buchhandel, Journalismus, Landwirthschaft und Staatswirthschaft — gab gerade durch die Mäßigung in den Dingen, wo des Vaters Geist zu weiten Flug genommen hatte, den Unternehmungen schnell die günstigste Wendung. Dem eigentlichen Gründer der großen Firma folgte in Johann Georg ihr Befestiger, den Tugenden der ersten Geschäftsgeneration diejenigen, welche der zweiten nöthiger zu sein pflegen. Johann Georg besaß in vollem Maße die Eigenschaften, welche großen Männern der zweiten Generation weder im staatlichen noch im geschäftlichen Leben nicht fehlen dürfen, — die Eigenschaften, zu erhalten, ins Einzelne auszubilden, die von der vorhergegangenen Generation angehäuften Barren edler Werthe im Einzelnen auszumünzen. Und auch das ist keine kleine, der Väter unwürdige Kunst; denn, wie der Dichter sagt: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen." Cotta's Sohn hatte das Ererbte aufs Neue zu erwerben, um es sicher zu besitzen.

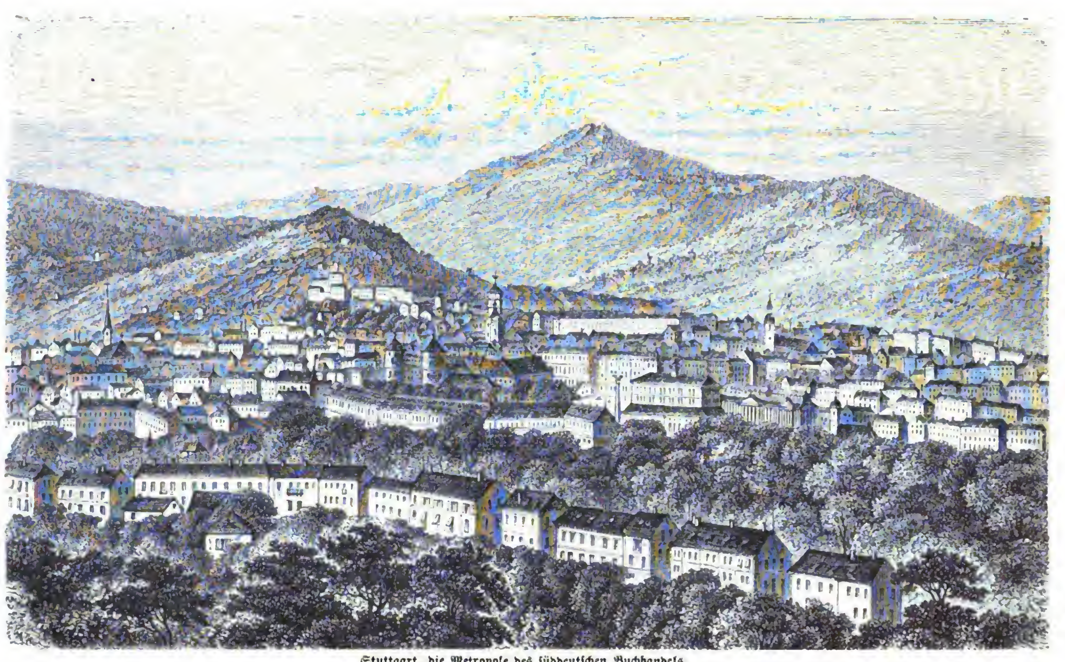
Johann Georg von Cotta war am 19. Juli 1796 zu Tübingen geboren, der einzige Sohn Johann Friedrich's. Seine Jugend verlebte er und seine Bildung erhielt er theils in Tübingen, theils in Stuttgart. Im Herbst 1815 bezog er, aufs Sorgfältigste erzogen, die Universität Göttingen, 1816 Heidelberg und Tübingen. Seine Tagebücher aus der akademischen Zeit zeigen bereits scharfe und feine Beobachtung der Menschen; über einen Professorenabend in Göttingen, bei welchem Planck und Hugo anwesend waren, spricht er sich treffend dahin aus: „Es ist was ganz Eigenes mit der Unterhaltung der Pro-

fessoren, zu hören, wie sie die Welt ansehen, und wie der etwas erhöhte Sitz ihres Katheders, an den sie sich gewöhnt haben, ihnen alles Uebrige so niedrig macht. Wie Orakel tönt es aus vollem Munde; Alles, was sie sagen, muß gehört, gewogen und bewundert werden; will man aber eben anfangen, auch was zu sagen, so drehen sie sich auf eine andere Seite, indem sie einen Dritten anreden. Gelacht wird viel von ihnen, oft aus Mitleiden und immer nach einem dixi. An großen Männern kennen sie genau das Kleine. Was in der politischen Welt Bedeutendes geschieht, ist ihr Wille; dabei geht Alles, wie es gehen muß." Seine Studienzeit führte Johann Georg mit Goethe und Voß zusammen. Leidend begab er sich im Dezember 1817 mit den Eltern nach Rom, wo der Sohn das rege und anregende Leben des Vaters inmitten der Künstler, Gelehrten und Staatsmänner theilte und infolge des milden Klima Wiederherstellung der angegriffenen Gesundheit fand.

Zunächst betrat Johann Georg die diplomatische Laufbahn. Er war 1819 und 1820 zuerst in Frankfurt, dann in Wien als Legationssekretär und Legationsrath in k. württembergischen Diensten thätig. In Frankfurt bildete er sich namentlich im Umgang mit Wangenheim. Die kurze diplomatische Carrière wurde überhaupt eines der werthvollsten Bildungselemente für den Mann, welcher nachmals bei dem großen politischen Zeitungsunternehmen seiner Firma mit das Steuerruder zu führen hatte. In Frankfurt lernte er auch seine 1820 heimgeführte Gattin, eine geb. Adlerflycht, kennen. Nach den angenehmen Verhältnissen des diplomatischen Novizendienstes in Frankfurt trat die diplomatische Berufsthätigkeit ernster an den jungen Mann heran, als er mit dem württembergischen Legationsrath von Trott sich nach Wien zu begeben hatte, wo die Konferenzen für die Wiener Schlußakte, diese schlimme Ergänzung der deutschen Bundesakte von 1815, stattfanden. Trott und Cotta waren als württembergische Abgesandte in diplomatischen Kreisen des Liberalismus verdächtig, auch die „Allgemeine Zeitung", damals in Wien für öffentliche Lokale verboten. In der bewegten hohen Welt beobachtete der junge Diplomat scharf die maßgebenden Persönlichkeiten und studirte unbefangenen Blickes die österreichischen Staatszustände; „die Staatsmaschine dieses Landes", schreibt er, „ist nicht durchsichtig, wie die französische, die hinter Glasscheiben geht." Er lernt den nachmaligen Reichsverweser, Erzherzog Johann, kennen und ist begeistert für dessen Verdienste um Steyermark. Die Demagogenriecherei der Wiener Diplomaten, zum Theil gegen die Personen der württembergischen Regierung selbst gerichtet, widert ihn an, und werth, in ein staatsmännisches Brevier eingetragen zu werden, sind die Gedanken über die Nothwendigkeit fortlaufender reformirender Umbildung des Staates, Gedanken, die sich in den Tagebüchern des jungen Cotta aufgezeichnet finden: „Die Idee läßt sich nie ertödten, und die Erscheinung der Welt und der Gesellschaft insbesondere ist doch nichts als ein Reflex der Wahrheit, sollte er als solcher durch Zeitläufte und menschliche Anmaßung auch zum Zerrbild geworden sein. Der Mensch freilich verdirbt in die Länge Alles und heiligt den Mißbrauch unter dem Namen des verjährten Rechtes. Darum muß von Zeit zu Zeit alles Menschenwerk neu geschaffen werden, d. h. die ihnen zu Grunde liegende Idee oder Wahrheit muß in Angemessenheit der Erfordernisse

der Zeit als Norm der Institutionen neu ergründet und die Institutionen müssen nach ihr neu gestaltet und organisirt werden; freilich nur mit gewissenhafter Scheu vor dem kettenden Weben der Geschichte, mit vernünftiger Zeitgemäßheit, damit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft baugerecht vereinigt werden und das neue Werk so lange dauern möge, als menschliche Einrichtung dauern kann und soll." Diesen idealen Maßstab der Politik wendet er, laut dem Zeugniß seiner Tagebücher, schon damals auf die deutsche Politik an; in diesem Sinne vertheidigt er zu Wien seine Regierung, will er den deutschen Bund nicht als eine lebensunfähige Polizeiform, sondern als befriedigendes nationales Institut. Gentz war deshalb nicht der Mann nach dem Geschmack Cotta's. „Diesen Abend", schreibt er am 25. November 1819 in sein Tagebuch, „war ich eine halbe Stunde mit Gentz, dem berühmten Protokollführer des Kongresses, allein. Ich gestehe, ich habe etwas Anderes erwartet, als ich fand. Einen ruhigen, klaren, tiefblickenden Mann dachte ich mir in ihm; wenn ich die letzteren Eigenschaften bei ihm fand, so mangelte doch die erstere. Sein Urtheil ist zu bestimmt ausgesprochen, als daß es gefallen könnte. In seiner Art fand ich ihn einen Schreier, er tobt und flucht, obwol in feinen und wohlklingenden Ausdrücken. Die Zeitungsschreiber alle, besonders Börne, sind seine verwünschten Feinde, und er fürchtet gewaltig ihr schleichendes Gift. Seine Sprache ist etwas despotisch, seine Miene eisern, sein Blick kurz." Aehnliche Urtheile, welche ein ebenso ehrendes Zeugniß für die Gesinnung wie für den scharfen Blick des diplomatischen Adepten sind, könnten noch manche erwähnt werden. In Wien geschah es auch, daß Cotta erstmals mit Friedrich List zusammentraf. Dieser war nach Wien gekommen, um die Herstellung eines Zollvereins unter den deutschen Staaten durch die Wiener Konferenzbevollmächtigten zu betreiben, und sollte es im Wege einer Aktiengesellschaft geschehen, welche die äußeren Mauthschranken sämmtlicher deutscher Staaten in Pacht nähme, die inneren aufhöbe und die Finanzverwaltungen für die bisherigen Zolleinnahmen entschädigen sollte. Cotta wurde später der Verleger List's und als Journaleigenthümer eine der festesten Stützen der List'schen Schutzzollagitation. Beide Männer standen bis zu des Letzteren tragischem Ende zu Kufstein in freundschaftlichen Verhältnissen zu einander.

So hatte der jüngere Cotta frühe erlangt, was jedem Geschäftsherrn, zumal dem Leiter eines großen, zugleich politischen Verlages, nothwendig ist; er hatte, was der alte Sänger Homer von dem erfahrenen Odysseus sagt, „vieler Menschen Städte gesehen und Sinn erkannt", als ihn der Vater aus der diplomatischen Laufbahn abrief und den einzigen Sohn, den Erben großer Güter und großer buchhändlerischer Unternehmungen, 1821 in das Geschäft einzog. Daß auf diese Weise Johann Georg dem diplomatischen Dienst eines kleinen Staates entzogen und einem großen Geschäftsberufe zugewendet wurde, war für die öffentlichen Interessen nicht viel weniger wünschenswerth, als früher der Abfall des genialen Vaters erst von der theologischen Bestimmung, dann von der Absicht, als Genieoffizier in österreichische Dienste zu treten. Für Georg selbst war das Jahrzehnt bis zum Tode des Vaters eine Zeit mannichfacher Prüfung, aber auch die Schule derjenigen Eigenschaften, welche ihn später befähigten, die von seinem Vater großartig angelegten Unternehmungen zu konsolidiren.



Stuttgart, die Metropole des süddeutschen Buchhandels.

Der Vater übte bis zum Tode den entscheidenden Willen und der Sohn konnte nicht hindern, daß das Vermögen in jene schon erwähnten verlustbringenden Bahnen geleitet wurde. Nach des Vaters Tode jedoch legte er sogleich die Hand am richtigen Punkte an. Er erkannte die Ursache der schwierigen Lage, in welcher er das Geschäft übernahm, in dem Vielerlei der Unternehmungen, er beschränkte den artistischen Verlag, veräußerte die Fabriken und Schiffahrtswerthe und wendete die ganze Kraft der Ausbeutung der vom Vater hinterlassenen klassischen und der noch weiter zu erwerbenden buchhändlerischen Werthe zu. Und er unterzog sich dieser Aufgabe mit eisernem Fleiß und unermüdlicher persönlicher Anstrengung.

Hierbei sah er sich von dem Glücke insofern begünstigt, als er von den vermögensbetheiligten Verwandten und von den buchhändlerischen wie technischen Hülfskräften des Geschäftes vortrefflich unterstützt ward. Er gewann dem Cotta'schen Verlage eine Reihe werthvoller neuer Verlagswerke; bis in seine letzten Jahre wußte er die Anziehungskraft des Cotta'schen Verlages für die bedeutendsten neueren Dichter und Schriftsteller zu erhalten, die klassischen Besitzthümer seines Verlages in neuen Ausgaben, in immer höherer artistischer Form (illustrirte Prachtausgabe von „Faust", „Reinecke Fuchs") u. s. w. zu verwerthen.

Unter den periodischen Verlagsunternehmungen der J. G. Cotta'schen Firma lagen unserm Johann Georg die „Allgemeine Zeitung", sowie die „Deutsche Vierteljahrsschrift" besonders am Herzen. „Die Vierteljahrsschrift", 1838 begonnen, war in Gründung und Weiterführung sein eigenstes Werk. Der Leitung der „A. Z." widmete er viel Zeit und Kraft, und er hatte bei dieser Thätigkeit gleich seinem Vater gar mancherlei Unlust und großen Undank zu erfahren. Die unter den Familienpapieren theilweise aufbewahrten Beschwerde- und Drohbriefe eines Gentz, Metternich und späterer österreichischer Staatslenker an die Eigenthümer der „A. Z." beweisen nicht blos, wie schwer die Steuerung des Schiffes einer großen politischen Zeitung damals war, sondern auch wie kleinlich große Staatsmänner der Presse gegenüber sich erweisen können und wie unabhängig und klug zugleich unser Cotta sich zu benehmen wußte. Johann Georg erhielt sich diese Unabhängigkeit nach verschiedenen Seiten bis in die letzten Tage seines Lebens. Er wich einer vom Kaiser Napoleon 1857 zu Stuttgart gesuchten Unterredung in einer fast demonstrativen Weise aus und ließ sich bei genannter Kaiserzusammenkunft von einem speziellen Absendling des damals mit Rußland zettelnden dritten Napoleon nicht auffinden; er lehnte die Zumuthung österreichischer Minister, daß die „A. Z." die Forderung einer parlamentarischen Verfassung für Oesterreich (als einziges Heilmittel der Schäden des Reichs) unterlasse oder mäßiger vertrete, mit Bestimmtheit ab, antwortete aber auch der Drohung eines preußischen Diplomaten, welcher ihm für den Fall der preußischen Herrschaft in Süddeutschland den Zerfall der Zeitungsinstitute als Folge der „großdeutschen" Politik vor Augen führte, in stolzer Weise mit der Bemerkung, daß er sich dann auf seine Besitzungen der schwäbischen Alp unmittelbar neben dem Hohenzollern (frühere Herrschaft Plettenberg u. s. w.) zurückziehen könne.

Johann Georg ist wegen der föderalistisch-großdeutschen Richtung, die er der „Allg. Zeitung" gab und erhielt und welche den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland von sich wies, von den zeitgenössischen Parteien getadelt worden.

In den Augen Vieler scheinen ihm die Ereignisse von 1866 Unrecht gegeben zu haben. So viel aber kann wahrheitsgemäß aus genauer und langjähriger Beobachtung versichert werden, daß Johann Georg mit Charakter, mit Festigkeit, unter großen Opfern, von keiner Seite bestochen, unter Abweisung vieler berechneter Auszeichnungen — nach wohlgemeinter patriotischer Ueberzeugung seinen Standpunkt einnahm und ihn auch 1859 nach den Schicksalsschlägen von Magenta und Solferino bis zu seinem Tode unerschütterlich festhielt. Die ihn bestimmenden Erwägungen gab er dem Verfasser dieser Skizze oft ausführlich zu erkennen; sie waren von folgenden Ausgangspunkten getragen: Keine der beiden deutschen Großmächte vermag ohne Schaden für das Ganze die andere zu verdrängen. Jeder gegentheilige Versuch wird, wenn selbst die eine geschlagen oder aufgelöst wird, lediglich den Franzosen den Rhein und Po und für den Fall der Auflösung Oesterreichs den Russen Preßburg und Prag verschaffen; Deutschland würde dann, unter Eine Macht centralistisch und militärstaatlich zusammengepreßt, an der Integrität seines Gebietes und seiner Nationalität ebenso, wie am Reichthum seiner inneren Freiheits- und seiner Geistesentwicklung verlieren. Daher zog er die föderalistische Einigung aller Staaten, einschließlich Oesterreichs, oder den sogenannten großdeutschen Standpunkt, der preußischen Hegemonie über ein Deutschland ohne Oesterreich vor.*) Er war deshalb — seine Korrespondenz mit österreichischen Staatsmännern und seine unbestechliche Ablehnung hoher Auszeichnungen von dorther beweist es — kein blinder Anhänger Oesterreichs, dessen Schäden er in seinem späteren Leben ebenso richtig würdigte, wie er sie in früher Jugend als Diplomat erkannt hat; vielmehr war in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens der „Neubau Oesterreichs" sein herrschender Gedanke, zu dessen Verwirklichung mit geistigen Waffen beizutragen er befreundete Schriftsteller unermüdlich aufgefordert hat. Eben so wenig haßte er, wie man fälschlich in der Hitze des politischen Parteikampfes von ihm gesagt hat, den preußischen Staat. Er vindizirte Preußen einen hohen deutschen Beruf, vollkommen ebenbürtig demjenigen Oesterreichs; von ganzem Herzen billigte und ermunterte er die ausführliche Behandlung, in welcher die „Allgemeine Zeitung" zu jeder Zeit die Großthaten der Erhebung des preußischen Volkes dem österreichischen und dem süddeutschen Volke vorgeführt hat; oft wünschte er, daß Oesterreich sich dazu verstehe, am Bunde die präsidentiellen Ehrenvorrechte mit Preußen vollständig zu theilen. Als der Neujahrsgruß von 1859 den Krieg Frankreichs gegen Oesterreich sicher erwarten ließ, konnte er daher, nach seiner Anschauung und in Erinnerung an die trübe Zeit des ersten Napoleon, nur der Meinung sein, daß man „den Rhein am Po vertheidige" und alle deutsche Kraft zusammennehme, um die erst durch die Erhebung von 1813 beseitigte jahrelange Herrschaft des Erbfeindes nicht abermals über Deutschland, Jahrzehnte lange Kriege nicht aufs Neue über den Wohlstand Europa's zerrüttend hereinbrechen zu lassen. So faßte

*) Die Redaktion dieses Buches theilt die nachfolgenden Anschauungen, als den Erfahrungen der Geschichte zuwiderlaufend, nicht. Unter keinen Zeitläuften haben sich zwei gleichberechtigte Machtkonkurrenten friedlich nebeneinander verhalten, stets ist es zwischen solchen zu Streit und Kampf gekommen, und dann hieß es stets: wo die größte Macht ist, da ist auch das größte Recht.

er die Lage, als er im Jahre 1859 in der „A. Z." eine energische „großdeutsche" Kriegspolitik gegen Frankreich vertreten ließ, hiervon durch keine Lockung und Drohung abgeschreckt wurde, und den älteren seiner zwei Söhne für Kriegsdauer in die Kavallerie eintreten ließ, — so dachte er auch, als seine Sache „den Göttern nicht gefiel", er aber catonisch an der „besiegten" festhielt und darauf drang, daß Oesterreich dasjenige, was es 1859 in Italien verloren, durch energische innere Reformen sowie durch Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung dem deutschen Vaterlande wieder zu erringen suchen möchte. Die Reform Oesterreichs und des deutschen Bundes erfüllte fast alles Denken seiner letzten Lebensjahre. Verfasser dieses war von 1858 bis 1860 wol täglich zweimal um ihn, korrespondirte vom Herbst 1860 bis zum Tode Johann Georg's beinahe täglich mit letzterem, — einen unedlen, unpatriotischen, eigennützigen Beweggrund sah er niemals bei dem „großdeutschen" Freunde walten. Daß namentlich norddeutsche Politiker den großdeutschen Verleger verkannten, begreift er wohl, daß aber der Erfolg von Sadowa nicht maßgebend sein kann für die Würdigung des ehrlichen patriotischen Strebens des einflußreichen Mannes, wird von Unbefangenen gewiß zugegeben werden, selbst wenn sie nach 1866 die Ueberzeugung hegen, daß der Weg durch „Blut und Eisen" der einzig mögliche war und gegenüber den noch bevorstehenden Gefahren für Einheit und Freiheit des Gesammtvaterlandes als der richtige sich bewähren und von dem Gericht späterer Geschichtschreibung anerkannt werden sollte. Johann Georg hat nicht nur mit Muth, wie es Solon von jedem guten Bürger verlangte, Partei ergriffen, sondern er ist dabei auch von reinen patriotischen Motiven getragen gewesen und hat bei seinen wohlerwogenen Ueberzeugungen Stand gehalten, als diese auf dem Schlachtfelde Niederlagen erlitten hatten, als der Abfall in verschiedenen Gestalten der Verführung an ihn herantrat, als beredter geistlicher Einfluß aus der protestantischen Kirche, welcher er in positivem Glauben anhing, mit diplomatischen Drohungen im Bunde ihn umzustimmen suchte, als die politischen Schläge von so manchen faulen Stellen des österreichischen Kaiserstaates, die auch seinem Blick entgangen sein mochten, die Tünche losgewettert hatten, als rein buchhändlerischer Kalkül die alte Politik widerrieth. Ihn stimmte die trübe Erfahrung von 1859 nur zum dringlichsten Mahnruf nach Reform. Mögen andere buchhändlerische Strahlenleiter des politischen Geistes in Deutschland niemals weiter vom rechten Ziel abkommen, wenn überhaupt nach einstigem, definitivem Urtheil der Geschichte unser Cotta davon abgekommen sein sollte, mögen aber Alle für ihre Ueberzeugung mit solcher Opferbereitschaft und Standhaftigkeit eintreten, wie er. Deutschland wird dabei nicht schlecht fahren.

Wenn die Förderung der „Allgemeinen Zeitung" und der „Deutschen Vierteljahrsschrift" die Thätigkeit Johann Georg's fortlaufend in Anspruch nahm und er hierbei eine große politische Wirksamkeit im brieflichen und persönlichen Umgang mit Politikern entfaltete, so entzog er sich doch durchaus nicht dem eigentlich buchhändlerischen Verkehr. Auch diesen pflegte der Sohn gleich dem Vater mit den edelsten und bedeutendsten Bestrebungen seines Volkes; auch wo er mit solchen auf dem nichtpolitischen Gebiet in Berührung kam, gingen genaue Beziehungen zu den ersten Autoren seiner Zeit daraus hervor.

Wir wollen dieses inhaltsvolle Gebiet seines reich entfalteten Lebens nur mit den hauptsächlichsten Namen andeuten und nennen in bunter Reihe: Uhland, Rückert, Platen, Pyrker, J. Kerner, Schwab, Geibel, Freiligrath, Kinkel, Lenau, Zedlitz, Karl Mayer, Möricke, Dingelstedt, Roquette, Lingg, Alexander Humboldt, mit welchem er einen umfassenden Briefwechsel unterhalten hatte, Friedrich List, die Mohl für einzelne Werke, später Roscher und Riehl, — die Ranke, Gregorovius, Nees v. Esenbeck, Fallmerayer, Menzel, Simrock. Für Prachtausgaben gewann er, auch hier in den Fußstapfen seines Vaters wandelnd, Kräfte wie Schnorr von Karolsfeld, Wilhelm Kaulbach, Seibertz, Moritz Retzsch, Schwind, Neureuther, Piloty und Andere. Und nicht blos die geistige Arbeit, sondern auch die im Buchhandel ihr verbundene mechanische Arbeit wußte er richtig zu wählen, zu organisiren und zu würdigen. Eine herrliche Ansprache, welche seine sittliche Auffassung des Berufes des Geschäftsherrn kennzeichnet, ist werth hier mitgetheilt zu werden. Im Jahre 1853 hatte die J. G. Cotta'sche Buchdruckerei nach mehr als zweihundertjährigem Bestande bedeutende Erweiterungen erfahren. Der Geschäftsherr gab bei diesem Anlaß seinen Arbeitern ein Fest, wobei er unter Anderm folgende Worte sprach: „Als vor nunmehr zwanzig Jahren mein seliger Vater hinübergegangen, wo wir Alle hinkommen, und als ich mich entschließen wollte, seine Thätigkeit fortzusetzen, da war meine Lage nicht eben eine leichte. Wenn ich die Aufgabe, die mir werden sollte, und meine eigenen Kräfte gegeneinander abwog, so mußte ich letztere für ungenügend halten; denn, meine Herren, Selbstüberschätzung ist kein nachhaltiger Ersatz für mangelnde Kraft, und wahre Bescheidenheit noch keine Feigheit. Den nothwendigen Muth für ernste Dinge muß man anderswoher nehmen! Ich zögerte, ich schwankte. Indessen mein Wille war redlich und voll Feuer, einem unvergeßlichen Vater nachzustreben; ich suchte nicht das Schlaraffenleben der Nichtsthuer; ich war immer ein Freund der Arbeit und werde es bleiben. Und so entschloß ich mich endlich. Was man aber mit Ernst anfaßt und mit voller Selbstentäußerung fortsetzt, gelingt zumeist. So ist es auch mir gegangen. Gott hat mir die Hand gegeben, und die Männer, deren Beihülfe ich mich erfreue, haben treulich geholfen leiten und arbeiten. So war der Fortgang der Geschäfte ein glücklicher....

„Und mit gerechtem Stolz auf Ihre Arbeit wird es Sie erfüllen, wenn ich sage, daß wir Ihre Kräfte nie in Anspruch genommen haben, noch nehmen werden für Dinge, welche dem Christenthum oder der guten Sitte zuwiderlaufen, oder dem bleibend Wahren, Schönen und Guten. Nur diesen Prinzipien sollen Sie und will ich für meinen Theil mit unsern Typen dienen, nach freier Wahl, als freier Mann, als freier Herr meines Thuns. Und wenn Sie in diesem Dienst an Ihren Setzkästen und an Ihren Pressen schwitzen, so glauben Sie ja nicht, daß ich mir zu Hause, die Schlafmütze über die Ohren gezogen, auf dem Sopha es behäbig mache. Da wäre ich kein würdiger Sohn meines Namens, nicht das Kind meines Vaters. Ich theile mit Ihnen in meinem Geschäftstheil, mit Ihnen Schweiß und Mühen. Die Arbeit fliegt Niemand als schon gebratene Taube in den Mund. Sie muß mit Umsicht und Fleiß aufgesucht werden

wenn sie eine würdige sein soll. Möchte es diesem Hause an solch würdiger Arbeit nie fehlen, die Ihnen und mir Ehre und Freude und Brot bringt."

Auch Johann Georg Cotta hat sich um die Landwirthschaft und um staatswirthschaftliche Interessen verdient gemacht. Seine großen Grundbesitzungen hat er als Mustergüter hinterlassen, und den staatsökonomischen Interessen kam er nicht blos durch seine Zeitschriften, sondern auch als Mitglied öffentlicher Kollegien und Vereine zu Hülfe. Im württembergischen Landtage wirkte er zwanzig Jahre lang. Der Entwicklung des Zollvereins, der Ausbildung der Verkehrsanstalten wandte er stets ein besonderes Interesse zu.

So erwarb und bethätigte der jüngere wie der ältere Cotta jene ungemeine Vielseitigkeit der Bildung und der Lebenserfahrung, welche der buchhändlerisch-publizistischen Wirksamkeit stets so großen Vorschub leistet. Für die Welt galt er in erster Linie als der große Buchhändler. Allein schon dies war er in besonderer Weise. Er bot der Hervorbringung der begabtesten Geister der Nation nicht blos den mechanischen Hebel dar, um sie auszubeuten, er regte sie an, sammelte sie, brachte ihrer Heranbildung Opfer, suchte nie durch Buhlerei mit schlechten Sitten Geld zu erwerben, er schwamm den Tagesleidenschaften nicht nach und faßte seinen Beruf, dem deutschen Geistesleben als Organ zu dienen, in höherem, sittlichem und patriotischem Geiste auf, in positiv-christlichem Pflichtbewußtsein, mit einer gewissen edlen Familientradition, nur dem Klassischen dienen zu wollen. In diesem Sinne hat er eine Reihe von Verlagsartikeln übernommen, bei welchen er im Voraus den Schaden voraussah, und von andern sich ferngehalten, deren Rentabilität unzweifelhaft war; im Cotta'schen Verlag erscheinen, blieb daher, wie unter seinem Vater, an sich schon ein Erfolg des Schriftstellers. Vielen Autoren ist er persönlich weit mehr Freund als Verleger gewesen, er empfing nicht blos geistig von ihnen, um materiell zu vergelten, sondern gab häufig geistig wie pekuniär zurück. Allein sein großartiger Einfluß beruhte nicht blos auf der buchhändlerischen Stellung, sondern auf der Universalität seiner Thätigkeit, nicht minder aber auf persönlichen Eigenschaften. Er lernte sein Leben lang, suchte die Mächtigen der Erde nicht, sondern ließ sich, unverführt durch Titel und Ehren, von ihnen suchen, arbeitete mühsam bei großer persönlicher Entbehrungsfähigkeit den Vermögensrohstoff, den der Vater hinterlassen, zu sicherem, geordnetem Bestand heraus; als großer Grundbesitzer und Gewerbeherr in die Interessen der zwei größten Klassen des Volkes verflochten, dem geistigen und dem materiellen Güterleben, gemäß der Natur des buchhändlerischen Berufes, zugleich dienend, gesellig den obersten Klassen ebenbürtig, bürgerlich nach seiner Thätigkeit, selbständig durch Vermögen, human gegen die Arbeiter, durch seine diplomatische Jugendlaufbahn wie durch die Leitung seiner journalistischen Unternehmungen in die staatsmännische Welt eingeführt, als Vertrauensmann und Rathgeber von bedeutenden Politikern gesucht, nahe stehend den vornehmsten Geisteskräften, Freund der besten Schriftsteller, — mußte er der lebendige Mittelpunkt einer großen Verbindung, der Patron einer Genossenschaft werden, in welche auch die bedeutendsten Männer gerne eingingen, der Mittler für eine Menge Gedanken aus dem Bereich der theoretischen Konzeption, um solche sofort in die Sphäre des praktischen Lebens überzuführen.

So erklärt es sich, daß seine Wohn- und Geschäftszimmer, weit entfernt als Staatsgemächer und Salons glänzen und der Eitelkeit dienen zu sollen, besuchter und geistig belebter waren, als das Konferenzzimmer eines Ministers oder der Salon von Personen weit höheren Ranges. Er selbst war nicht blos einer jener Handelsfürsten, jener englischen merchant princes, welche nach den Millionen gewogen werden, sondern selbst von fürstlichem Einfluß in politischen, nationalwirthschaftlichen und bürgerlichen Angelegenheiten.

Die Geschichte deutscher Kultur wird die Namen beider Männer dauernd bewahren. Jeder in seiner Art hat Bedeutendes geleistet, Johann Friedrich glänzte mehr durch die bahnbrechenden Eigenschaften der ersten Geschäftsgeneration, Johann Georg ergänzte ihn, wie nun deutlich geworden sein wird, durch die erhaltende und konsolidirende Thätigkeit, welche großen Unternehmungen in der zweiten Generation vor Allem nothwendig sind. Beide haben den Geistesadel des buchhändlerischen Berufes gewahrt und entwickelt und sind als große Unternehmer und Händler in geistigen Produkten verdienstvolle Rüstzeuge des Geisteslebens der deutschen Nation geworden. Jede Zeit erfordert für jeden Beruf neue Wege; auch der Buchhandel bleibt nicht bei den Leistungen der ersten Cotta's stehen. Mögen die Cotta's nur zu jeder Zeit Nacheiferer finden, welche für die betreffende Zeit leisten und erreichen, was jene für die ihrige gewollt, geleistet und erreicht haben!

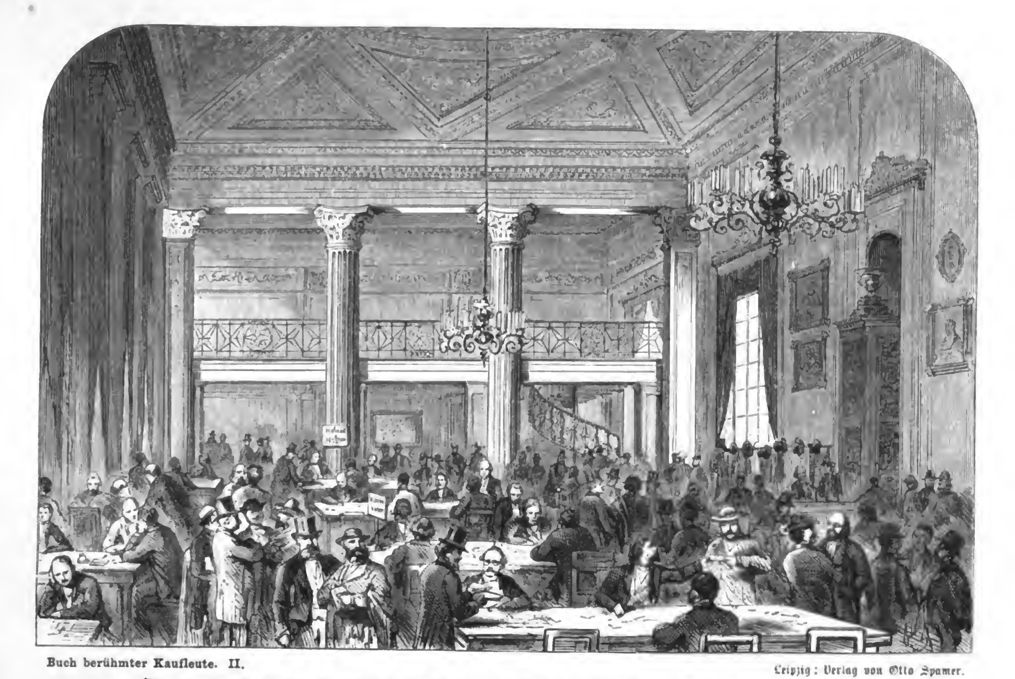
A. E. Fr. Schäffle.

Mit Recht prangen im großen Saale der deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig die Porträts der beiden von uns vorgeführten glänzendsten Repräsentanten des deutschen Buchhandels während der Periode seiner bedeutsamsten Entwickelung. Ernst schauen sie herab auf eine neue, in rascher Umwandlung begriffene Zeit — sie und die andern, die G. Reimer, Th. Enslin, M. Veit, jene Reihe von Koryphäen der deutschen Bücherherstellung. Einem Perthes ebenbürtig schließt das Porträt des ältern Cotta die südwärts gerichtete Wandfläche ab. Der deutsche Buchhandel weiß, was er den beiden Cotta, Vater und Sohn, zu danken hat. Waren sie es doch vorzugsweise mit, welche während der wichtigen Periode der neuesten Literaturentwickelung unseres Vaterlandes dem deutschen Buchhandel im Reiche des Geistes neue Bahnen geöffnet und das unermüdliche Streben eines ganzen Lebens darauf gerichtet haben, die Hauptstadt ihres engeren Vaterlandes zum Centralpunkt des süddeutschen Buchhandels, vornehmlich der Verlagsherstellung, zu erheben.

Während der Zeit ihres Wirkens hat der deutsche Buchhandel eine völlige Umgestaltung erfahren. Vor hundert Jahren seinem Ursprung gemäß nach der kaufmännischen Seite hin kaum viel mehr als ein Tauschgeschäft, beschränkte sich noch zu Zeiten des ersten Cotta die deutsche Verlagsthätigkeit nur auf einige wenige bedeutendere Plätze, den Sortimentsbuchhandel betrieben nur eine geringe Anzahl Firmen in den großen Haupt- und Handelsplätzen, sowie in den Universitätsstädten. Heutzutage dagegen hat sich der letztgenannte, nach mehreren Tausenden von Firmen zählende Geschäftszweig, das Bücherverkaufsgeschäft, nicht nur über alle größeren wie kleineren Städte unseres Vaterlandes, sowie der Niederlande und der Schweiz verbreitet, sondern der Großbuchhandel hat auch, außer an mehreren wichtigen Hauptplätzen, wie Leipzig, Berlin, Stuttgart, Wien, noch an verschiedenen anderen Orten (z. B. Frankfurt, Braunschweig, Hannover und den einzelnen Universitätsstädten) feste Stätten für den Betrieb der Verlagsherstellung gegründet. Weiterhin ist aber noch eine andere große Umwandlung bemerkenswerth, die während des genannten Zeitraumes gleichfalls vor sich gegangen. Es ist nämlich in neuerer Zeit, der, man gestatte es uns zu sagen, fabrikationsmäßige Betrieb bei Herstellung eines großen Theiles der deutschen Geistes-

produkte sowie die mehr kaufmännische Führung der Geschäfte überhaupt, zu immer größerer Ehre gelangt. Und gerade nach dieser praktischen Richtung hin, nach der Seite der modernen Gestaltung des vaterländischen Buchhandel-Betriebes, haben die Cottas eine großartigere Thätigkeit entfaltet, als irgend einer ihrer Zeitgenossen. Sie haben fortwährend die besten Kräfte für große, von ihnen ausgehende Ideen herangezogen, nicht etwa nach Weise des alten Schlendrians gewartet, bis man ihnen die Geistesschätze ins Haus zur Ausmünzung brachte, sondern anregend und selbstschaffend eingegriffen in das Räderwerk der Bewegung der Geister.

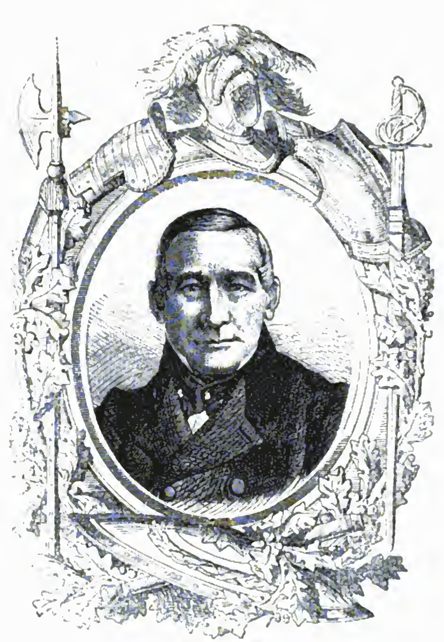
In den vorgeführten zwei Lebensbildern, wie ebenso bei Perthes, ist dieser Hauptzug in unserm heutigen Berufsleben gebührend hervorgehoben worden. Die universelle Richtung, welche das süddeutsche Großhaus verfolgte, die Bedeutung, welche hierdurch Stuttgart selbst erhielt, hat mit der Zeit die Physiognomie des ganzen süddeutschen Buchhandels umgewandelt. Stuttgart ist im Laufe eines halben Jahrhunderts eine der großen Metropolen des Bücherwesens geworden. Die Buchdruckerei hat sich dort zur Kunstindustrie erhoben, alle graphischen Künste blühen in üppiger Entfaltung, die besten Papiersorten werden in den württembergischen Fabriken mit angefertigt, ein zahlreich vertretener Literatenstand hat sich in der freundlichen Verkehrsstadt angesiedelt. Dieser Segen und dieses rasche Aufblühen hat Stuttgart in erster Reihe den Cottas zu verdanken, deren Beispiel und Erfolge eine große Anzahl der tüchtigsten Kräfte bewog, die schwäbische Hauptstadt zum Sitz ihrer Wirksamkeit zu erwählen. In demselben Umfang, als Stuttgart gewann, vergrößerten sich auch die Etablissements der Cotta'schen Verlagsanstalt in Stuttgart, Augsburg und München. In den Cotta'schen Anstalten zu Stuttgart, München und Augsburg finden jahrein jahraus viel Hunderte tüchtiger Mitarbeiter lohnende Beschäftigung. In den Bureaus sind thätig 24 Comptoiristen, in den ausschließlich dem eigenen Verlag dienenden Druckereien 280 bis 300 Arbeiter, Gehülfen u. s. w., in den literarisch-artistischen Anstalten werden außerdem eine Menge der ausgezeichnetsten Künstler für das genannte Haus in fortwährender Thätigkeit gehalten. Der jährliche Papierbedarf allein repräsentirt ein Kapital, welches sich auf eine Summe von jährlich 160,000 bis 180,000 Thlr. veranschlagt, desgleichen betragen die Honorare, die an Autoren und Künstler gezahlt werden, 70,000 bis 80,000 per. Jahr. Der natürliche Einfluß, die Ermuthigung, welche von einem mit so großartigen Mitteln und Kräften arbeitenden Etablissement ausgegangen sind, hat im Laufe der Zeit auch zu wahrhaft überraschenden Erfolgen geführt. Während Stuttgart zu Anfang dieses Jahrhunderts nur fünf Buchhandlungen zählte, bestehen dort heute über sechzig Geschäfte dieser Art. Dieses Verhältniß übersteigt in gewissem Grade fast noch die Entwickelung desselben Geschäftszweiges in der mitteldeutschen Buchhandelsmetropole; denn die Zahl der Leipziger Geschäfte hat sich seit dem Jahre 1740, wo dort nur dreißig Buchhandlungen bestanden, also in 128 Jahren, nur verachtfacht, nämlich bis zum Jahre 1868 bis auf 240 Firmen gehoben; in Stuttgart dagegen in der Hälfte jener Zeit verzwölffacht. Dazu hat der Umstand mit beigetragen, daß, wie Leipzig zum Central-Kommissionsplatz für den gesammten Buchhandel sich emporgehoben, Stuttgart, nach Beseitigung der Plätze Frankfurt, Nürnberg und Augsburg, heute der Hauptkommissionsplatz für Süd- und Westdeutschland, Oesterreich und die Schweiz geworden ist. Weiterhin hat ein anderer Umstand zu raschem Aufschwunge geführt. Gleichwie Leipzig für den gesammten deutschen Buchhandel, so besorgt Stuttgart seit Jahren für seine süddeutschen, österreichischen und Schweizer Kommittenten, während der dort alljährlich im Juni stattfindenden Buchhändlermessen, das Ausgleichungsgeschäft für einen guten Theil der in Gulden und Kreuzern rechnenden Buchhändlerwelt. Diese Messen haben freilich mit der Zeit sehr an Bedeutung verloren. Gegenwärtig bringt der Produzent nur noch einzelne Bücher, beziehentlich Bücher- und Kunstproben zur Ausstellung, während der Meßwoche. Das Austausch- und Kaufsgeschäft in Masse hat längst aufgehört. Und die Messen werden auch immer mehr an Werth und Bedeutung einbüßen, denn sie dienen jetzt hauptsächlich nur noch dem Zwecke gegenseitiger Besprechung und Auseinandersetzung. Die eigentliche persönliche gegenseitige Abrechnung ist mehr oder weniger ganz weggefallen, weil die Hauptgeschäfte in Bezug auf Rechnungsregulirung von Haus aus schriftlich abgethan werden, so daß den Leipziger und Stuttgarter Kommissionären nur das überaus vereinfachte Geschäft der Auszahlung Auftrags ihrer Kommittenten übrig bleibt, was binnen wenigen Tagen zu bewerkstelligen ist.



Buch berühmter Kaufleute. II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der große Saal der Buchhändler-Börse zu Leipzig während der Ostermeß-Abrechnung.



J. N. von Dreyse.

Die Industriellen des Krieges.

Johann Nikolaus Dreyse.

Erfinder des preussischen Zündnadelgewehrs.

Das unerbittliche, in Natur und Völkerleben obwaltende Gesetz heißt Kampf um das Dasein — das heißt immerwährender, ewiger Kampf. Jede höhere Form der Entwicklung im irdischen Leben, in Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, setzt diesen unaufhörlichen Prozeß des Umbildens, des Fort- und Emporringens voraus. Dieses Vorwärtsstreben, das jedem Menschen angeboren ist und sich in dem Bewußtsein ausspricht, seine Lage immer menschenwürdiger gestalten zu können und zu müssen, ist auch die Grundursache der Kriege. Alle großen und kleinen Völkerstreite, Fehden und nationalen Kämpfe, alle Eroberungs- und Raubkriege, die Entdeckungsfahrten und Kreuzzüge, ja selbst die aus erhöhtem geistigen oder religiösen Bedürfnisse hervorgegangenen Kämpfe und blutigen Entscheidungstage, — sie alle lassen sich auf das Verlangen zurück-

führen, das materielle und geistige Wohlbefinden des Einzelnen wie ganzer Staaten zu erhöhen, die Handelsbeziehungen zu erweitern, die Unabhängigkeit der Fortschrittsideen, des Wissens und der religiösen Ueberzeugung zu sichern: kurz, alle großen und weltbewegenden Gedanken sind unter Streit und Kampf geboren. Und so erscheint der Krieg, wie kürzlich ein Gewaltiger aussprach, in der That als ein Hauptförderungsmittel der Entwicklung unseres Geschlechts.

„Blut und Eisen!" heißt, seit die Welt besteht, die ultima ratio, wenn wiederholt geltend gemachte Gründe des Einen den Andern nicht zu überzeugen, nicht zu besserer Einsicht, Nachgiebigkeit, zur Unterwerfung, zum Frieden zu stimmen vermögen. Die Parteien greifen in gegenseitiger Erbitterung zur Keule, zu Pfeil und Bogen, zu Spieß und Schwert, zu Säbel, Gewehr und Geschütz — in unsern Tagen zum Zündnadelgewehr und zur gezogenen Kanone.

Zündnadelgewehr! — Wem tritt nicht bei diesem Worte das grausige Bild der letzten blutig errungenen Entscheidung auf dem Gebiete unserer nationalen Entwicklung lebendig vor Augen? Und wer beim grausigen Bilde des Schlachttages verweilt, wer könnte sich dann des Gedankens an die Tausende von Opfern verschließen, welche jener ultima ratio durch Blut und Eisen zum Opfer fielen! Dann erscheint der Krieg freilich nur als der unerbittliche Dämon, der die blühenden Fluren niedertritt, Handel und Industrie in eherne Fesseln schlägt und Tausenden blutige Thränen entlockt. — Wie aber kommt nun hier Saul unter die Propheten, wie das Zündnadelgewehr unter die materiellen, Segen spendenden Maschinen, unter die Werke des geistigen Schaffens, an den Schluß dieses Buches? Was will der Erfinder der männertödtenden Waffe unter den Repräsentanten der friedliebenden Industrie, des länderverknüpfenden Handels? —

Das Zündnadelgewehr schirmt durch seine erfolgreiche Thätigkeit die Maschinen und Menschenkraft, garantirt die Fortentwicklung der geistigen Wohlfahrt, schützt die Sicherheit unseres nationalen Lebens. Auch wir stimmen aus vollem Herzen mit in den Wunsch nach dauerndem Frieden, auch wir erblicken darin die sicherste Grundlage, auf welcher ein nachhaltiger Volkswohlstand emporwachsen, eine blühende Kultur sich entfalten kann; wir sehnen uns nach einem Zustande, der es möglich macht, die auf die Wehrhaftigkeit von Hunderttausenden verwendeten Millionen produktiver anzulegen, indem die dem Handel, der Fabrikthätigkeit, den Gewerben zeitweise entzogenen Kräfte ihnen zurückgegeben werden. So lange es jedoch diesem oder jenem Nachbar beikommen kann, den Frieden in Frage zu stellen, sich in die Verhältnisse des Nachbarlandes einzumischen, so lange der Wille der Majorität eines friedlichen Volkes vor dem Willen eines Einzelnen oder einer Partei verstummen muß, so lange werden die Völker, welche sich das Recht der eigenartigen Fortentwicklung, das ihrer Selbstbestimmung, erhalten wollen, genöthigt sein, den Frieden durch hinreichende bewaffnete Macht zu schirmen oder, wie man sagt, im Zustande des bewaffneten Friedens zu beharren, schon um auch die Möglichkeit einer Bedrohung zu verhüten. Und dieser Zweck wird um so sicherer erreicht werden, je größer und tüchtiger das vaterländische Heer, je überlegener seine Bewaffnung ist. Die Erfahrung der heißen Kämpfe in den letztvergangenen Jahren hat die Ueberlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs über ähnliche Waffen in glänzender

Weise dargethan. Vergessen wir, daß es zum Theil deutsche Brüder waren, die diese Ueberlegenheit empfunden haben; halten wir fest an dem Glauben, daß die Erfolge der preußischen Waffen die deutsche Nation dem ersehnten Ziele der Einheit wesentlich näher gebracht haben; hoffen wir, daß dieses Ziel auf friedlichem Wege sich bald völlig erreichen lasse. Dann wird noch gewisser als jetzt schon die Größe und Kraft der Nation allein uns vor dem Neid und der Eifersucht schlimmer Nachbarn sichern. Bis dahin beruht unsere Hauptsicherheit jedoch auf unserer Kriegsbereitschaft, unserer Waffentüchtigkeit, in der Trefflichkeit unserer Gewehre. Es ist eine anerkannte Nothwendigkeit, daß, wie nun einmal die Verhältnisse sich gestaltet haben, unsere industrielle, nationale, unsere eigenartige Fortentwicklung noch für lange hinaus unter den Schutz des Zündnadelgewehrs werden gestellt werden müssen. Und von diesm Gesichtspunkt aus gebührt ohne Zweifel dem Erfinder des preußischen Zündnadelgewehrs ein ehrenvoller Platz inmitten der Männer, welche sich um Handel und Industrie verdient gemacht haben.

Johann Nikolaus von Dreyse wurde am 20. November 1787 zu Sömmerda, einem kleinen Städtchen des preußischen Regierungsbezirks Erfurt, geboren. Sein Vater, der Schlossermeister Johann Christian Dreyse, ein für seine Verhältnisse wohlhabender Mann, und dessen Ehefrau Susanne geb. Fleischmann erzogen den muntern und fähigen Knaben nach einfacher und bürgerlicher Weise und ließen ihn, da er Neigung dazu bezeigte, die Profession erlernen, welche der Familie den Lebensunterhalt gewährte. Schon in der väterlichen Werkstatt erlangte Nicolaus eine nicht unbedeutende technische Fertigkeit. Nach überstandener Lehrzeit trieb es den Jüngling, hinauszuwandern in die Welt, um seine Kenntnisse und Anschauungen zu erweitern, seine Geschicklichkeit zu erhöhen, wozu ihm die kleine Landstadt keine Gelegenheit bieten konnte. Auf dieser Wanderschaft kam er am 15. Oktober 1806 in die Gegend von Jena. Auf die Frage, die man in späten Jahren an ihn richtete, ob er je in seinem Leben ein Schlachtfeld unmittelbar nach der Schlacht gesehen habe, erwiederte der Greis:

„Ein einziges, das von Jena — es ist lange, lange her — und auf diesem Schlachtfeld kam mir der erste Gedanke, daß die preußische Schießwaffe verbessert werden müsse, wenn Preußen überhaupt auf seine Militärmacht etwas rechnen wolle. Ich war damals ein reisender Handwerksbursche, — und mit dem Ränzel auf dem Rücken durchreiste ich Deutschland und suchte in der unglücklichen Zeit nach Frankreich zu kommen — dem einzigen Lande, wo man damals in meinem Handwerk etwas lernen konnte! — So kam ich am 15. Oktober 1806 durch Jena und sah die langen Reihen Todter auf den Feldern und die abgeschnittenen Zöpfe daneben! Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen grausigen Eindruck meine Seele empfing. Ich nahm ein Gewehr auf und prüfte es; — hören Sie — ich weiß nicht, ob der Witz «um die Ecke schießen» schon damals existirte, aber er konnte nur auf die preußischen Gewehre von damals sich beziehen! Nein, ich habe wirklich nie mehr so etwas gesehen — es war das Schlechteste, was man sich denken konnte, ebenso wie das französische Feuersteingewehr nach dem Modelle von 1779 die vollendetste Waffe war, die es damals gab."

Nachdem Dreyse längere Zeit in Altenburg und Dresden gearbeitet hatte, gelangte er 1809 nach dem ersehnten Paris. Hier, im Centralpunkt des welt-

gebietenden Reiches, bot sich ihm vollkommene Gelegenheit, durch Besuch öffentlicher Anstalten und privates Entgegenkommen seine Wißbegierde zu befriedigen und seine Kenntnisse zu vermehren, und er benutzte dieselbe mit Eifer und Erfolg, ohne sich von den gebotenen Genüssen und Zerstreuungen der Weltstadt stören zu lassen. Gewiß ist es ihm damals beim Anblick der glänzenden französischen Heerscharen, die unter den Fahnen ihres Imperators von Sieg zu Sieg eilten, nicht in den Sinn gekommen, daß er, der einfache Schlossergesell, berufen sei, durch seinen Erfindungsgeist dereinst das Ansehen und die Macht seines Vaterlandes fast zur Höhe emporzuheben, auf welcher das damalige Frankreich stand.

Die Idee einer Verbesserung der preußischen Schußwaffe, auf dem Schlachtfelde von Jena in dem Kopfe des 19jährigen Handwerksburschen entsprungen, war nicht erloschen. Sie hatte ihn auf seiner Wanderschaft bis Paris begleitet und beschäftigte ihn seitdem unaufhörlich. Freilich war es bis dahin nur eine unklare Vorstellung ohne jeden bestimmten Anhalt, die ihn jedoch antrieb, allerhand kleine Verbesserungsversuche vorzunehmen. Sie mußten jedoch alle scheitern, da er jenes französische Modell von 1779 noch als einzige Grundlage aller Verbesserungen betrachtete. Dreyse hatte in der von Napoleon I. begünstigten Gewehrfabrik des helvetischen Offiziers *Pauli* Beschäftigung und Gelegenheit gefunden, seinem regen Interesse für die Technik der Feuerwaffen zu genügen.

„Einen Riesenschritt nach vorwärts“ — so erzählte *Dreyse* in späteren Jahren — „machte meine Verbesserungsidee, als Pauli, für den ich einige Stücke gearbeitet hatte, deren Anwendung ich nicht begriff, mir vertraute — es war im Jahr 1809 — daß der Kaiser ihn beauftragt hätte, ihm ein Gewehr, welches sich *von hinten lade*, zu konstruiren. Wo hatte Napoleon diese Ideen her? War sie aus seinem Hirn entsprossen, existirte sie schon oder war sie ihm eingegeben? Ich weiß es nicht; aber mir leuchtete sie mit einem Male ein, ich fühlte mehr, als ich es begriff, daß sie die richtige, weil die einfachste war (die Kindergewehre werden ja schon so geladen), und ich war Monate' lang auf den Ausgang der Pauli'schen Konstruktion so gespannt, daß ich vor Aufregung kaum schlafen konnte. — Diese Konstruktion mißlang vollständig, d. h. sie war dermaßen komplizirt, daß die Waffe wol in kundigen Händen eine äußerst gediegene sein konnte, für Soldaten im Felde aber vollständig unbrauchbar war. Dessenungeachtet machte der Kaiser dem Pauli ein Geschenk von 1000 Napoleonsd'or, gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion und ein Patent auf 10 Jahre. Pauli verlor jedoch nach diesem ersten Mißerfolge den Muth und ließ die Hinterladungsidee fahren, bei mir aber schlug sie tiefe Wurzel und gab mir die unumstößliche Ueberzeugung, daß diese Idee der eigentliche Kern der Verbesserung der preußischen Waffen sei.“

Es dürfte von Interesse sein, bei dieser Veranlassung zu bemerken, daß die Idee des Hinterladegewehres schon vor Napoleon existirte und bei Kanonen schon längst zur Ausführung gekommen war. In den „Wöchentlichen Gothaischen Anfragen und Notizen“ findet sich unter dem 31. Januar 1776 folgende Annonce: „Auction auf dem Rathhause: Ein Paar aus dem besten Eisen geschmiedete Kanonen, davon jede an Gewicht 440 Pfund wiegt, in der Länge 22 Kaliber hält und eine Kugel von 3 Pfund Bley schießt, proportionirt und sehr sauber gearbeitet, auch mit einer besondern Invention dergestalt versehen, daß selbige

von hinten, ohne daß ein Mann vor der Mündung zu stehen nöthig hat, geladen, geschwinder als gewöhnlich abgefeuert, und deshalb vorzüglich besser als andere gewöhnliche Kanonen auf Schiffen gebraucht werden können."

Später fand Dreyse auch in mehreren der vorzüglichsten mechanischen und optischen Werkstätten von Paris Beschäftigung und arbeitete unter Anderm mit an dem Staatswagen für den König Josef von Spanien, an dem Kinderwagen des Königs von Rom und an der Einrichtung des Leuchtthurms von Havre de Grace. Freilich sollten ihm auch Noth und Mangel nicht erspart werden. Bei dem Abdrehen der Reflexspiegel für den genannten Leuchtthurm zog er sich eine Augenkrankheit zu, die erst nach mehreren Monaten gehoben wurde, ihn in große Dürftigkeit versetzte und ihm dadurch schwere Entbehrungen auferlegte.

Aus Paris kehrte er im Jahre 1814 nach Sömmerda zurück. Hier beschäftigte er sich zunächst in der Werkstätte seines Vaters mit Konstruktion verschiedener Werkzeugsmaschinen, namentlich zur schnelleren und billigeren Herstellung von Schlosserarbeiten. Im Jahre 1821 verheirathete sich der vielthätige Mann mit Dorothea Ramann aus Sömmerda und errichtete später in Gemeinschaft mit dem Kaufmann Kronbiegel eine Knopf-, Nägel-, Striegel- und Fensterbeschlagfabrik, welche nach dem Tode des Letztgenannten und dem Eintritt des Kaufmanns Collenbusch die Firma Dreyse & Collenbusch annahm. Er war der Erste, welcher jene Artikel in Deutschland auf kaltem Wege mittels Maschinen herstellte.

Um das Jahr 1822 gelangte die Erfindung der Perkussionsgewehre, die zuerst in England um 1815 gemacht worden war, über Frankreich, wo Pidat und Debonbert die Erfindung der Zündhütchen für sich in Anspruch nahmen, nach Deutschland. Die Versuche zur Umwandlung der bisherigen Steinschlösser in Perkussionsschlösser erregten auch Dreyse's Aufmerksamkeit und das Verlangen, die Zündhütchen dazu herzustellen. Mit Hülfe des Apothekers Baudius in Sömmerda gelang es ihm, in dem Knallquecksilber, welches bis dahin wenig in den Handel gekommen war, ein als Zündsatz zu Zündhütchen geeignetes Präparat darzustellen. Infolge dessen errichtete er unter der Firma Dreyse & Collenbusch eine Fabrik für Zündhütchen und erhielt im Jahre 1824 ein Patent auf seine Erfindung. So wurde Dreyse also auch der Erste, der in Deutschland Zündhütchen verfertigte, und sein Fabrikat zeichnete sich von Anfang an vor dem französischen wesentlich durch Unfehlbarkeit der Zündung und durch Beschützung der Zündmasse mittels eines Metallplättchens aus. Noch heute ist die Komposition der Zündpille, ihre Bedeckung durch ein Metallblatt, die nämliche, wie beim Beginn der Fabrikation. Diese Vorzüge verschafften dem Dreyse'schen Fabrikate allmälig einen enormen Absatz und bedingten eine großartige Ausdehnung dieses Geschäftszweigs. Hat doch die Fabrik in Sömmerda nicht blos die deutschen, sondern auch viele andere europäische Armeen mit diesem Material zu versorgen und außerdem noch den Bedarf für ein Heer von Jägern zu liefern.

In derselben Zeit beschäftigte Dreyse die Konstruktion einer Dampfmaschine eigenthümlicher Art, welche ihm viel zu denken gab. Er erstrebte, mittels derselben eine Verringerung des Maschinenraumes und Ersparniß an Brennmaterial herbeizuführen. Zu diesem Behufe ersetzte er den Dampfkessel durch eine vielfach gekrümmte Röhre, einen sogenannten Erzeuger, und das zur Dampferzeugung

bestimmte Wasser durch Spiritus. Die preußische Regierung nahm die Erfindung, für welche sich namentlich der Geheime Ober-Finanzrath Beuth lebhaft interessirte, günstig auf, ertheilte ihm, ebenfalls im Jahre 1824, ein Patent darauf und gab ihm den Auftrag, ein Modell der Maschine im Königlichen Gewerbeinstitute in Berlin aufzustellen und den Bau einer Maschine in größerem Maaßstabe in der Maschinenfabrik von Egells in Berlin zu leiten. Diese Maschine, sowie eine in Amerika gebaute Nagelmaschine, erhielt Dreyse später als Geschenk für seine Verdienste um das Maschinenwesen. Vielleicht hätte der strebsame, intelligente und beharrliche Schlossermeister und Fabrikant mit dieser Dampfmaschine größere Erfolge errungen, hätte ihn nicht die Rückkehr zu seinem Lieblingsfache davon abgehalten, an ihrer Vervollkommnung fort zu arbeiten.

Die längst gehegte Idee, den Zündungsprozeß bei den Schießwaffen von außen nach innen zu verlegen und eine die gesammten zum Schuß erforderlichen Theile in sich enthaltende Patrone herzustellen, trat wieder in den Vordergrund und führte im Jahre 1827 zu der Erfindung des Zündnadelgewehres, welches jedoch seine Ladung von vorn erhielt. Um seine Erfindung zu verwerthen, trat Dreyse in Unterhandlungen mit der preußischen, sowie mit mehreren andern Regierungen. Sachsen-Meiningen erbot sich zur Ertheilung eines Patents, Dänemark zum Ankauf der Erfindung; die preußische Regierung ließ dem Erfinder durch den Kriegsminister mittheilen, daß die vorgelegte Waffe als nicht kriegsbrauchbar befunden worden und daß er über seine Erfindung nach Belieben weiter verfügen möge; die österreichische Regierung schickte ihm das erhaltene Modell mit der Bemerkung zurück: „man könne keinen Gebrauch davon machen, in Wien gäbe es auch noch gescheute Leute." Ironie des Schicksals! Wie anders würde sich die Entwicklung des deutschen Vaterlandes gestaltet haben, wäre der Verkauf der Erfindung an Dänemark zu Stande gekommen, hätte Oesterreich dieselbe nicht in hochmüthiger Weise von sich gewiesen!

Freilich schien es zunächst, als wenn die Erfindung auch im Vaterlande keine Verwendung finden sollte, doch erhielt Dreyse im Jahre 1829 die Aufforderung, nach Weimar zu kommen, um dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem jetzigen König, welcher kurze Zeit am dortigen Hofe verweilte, sein Zündnadelgewehr zur Prüfung vorzulegen. Die bei der Prüfung wahrgenommenen Resultate erregten das Interesse des Prinzen. Dreyse erhielt daher am 2. März 1830 vom Kriegsminister von Hake den Auftrag, ein zu militärischen Zwecken geeignetes Zündnadelgewehr zu weiteren Versuchen an das Kriegsministerium einzuschicken. Inzwischen hatte Kapitän von Priem vom 20. Infanterieregiment, bei einem Durchmarsche seines Bataillons durch Sömmerda, die Dreyse'sche Erfindung kennen gelernt, ihre Wichtigkeit erkannt und sich beeilt, durch seine Mittheilungen das regste Interesse der Generale von Thiele und von Witzleben dafür zu erwecken. Es wurden daher auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. durch Vermittelung des Generals und Ministers von Witzleben im Laufe der Jahre 1830—1833 unter dem Vorsitz des Generals von Thiele und des Obersten von Neumann eine Reihe von Prüfungen mit größeren Partien von Gewehren angeordnet, bei welchen des Erfinders Bruder, späterer königlicher Oberrevisor Rudolf Dreyse, als Vertreter desselben fungirte.

Während dieser Versuche konstruirte Dreyse ein Geschütz mit Zündnadel-Vorrichtung, welches ebenfalls einer offiziellen Prüfung unterworfen ward, demnächst auch Zündnadel-Wallgewehre und Explosionsgeschosse. Außerdem veranlaßten ihn die vielseitigen, sowol bei der Herstellung der Versuchsgewehre als bei deren praktischer Prüfung gemachten Erfahrungen, vielfache Veränderungen in der Konstruktion des Schlosses und des Rohres sowie in der Zusammenstellung der Patronen vorzunehmen. Durch diese Veränderungen entstand das sogenannte Traubengewehr, nach diesem das Cylindergewehr, welche ebenfalls durch besondere Kommissionen eingehend geprüft wurden.

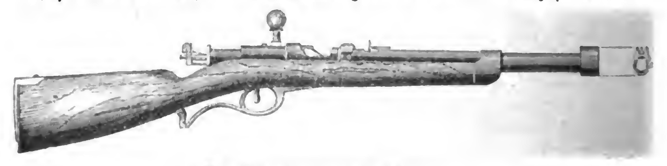
Trotz der bei den Prüfungen erzielten Resultate brachen sich dennoch die Dreyse'schen Gewehrverbesserungen noch nicht Bahn. Eingewurzelte Routine, Widerwille gegen das Neue, Zweifelsucht und Mißgunst trugen über die bessere Einsicht und das Wohlwollen Weniger den Sieg davon. Zwar wurde Dreyse wegen seiner Leistungen und Verdienste im Bereich des Waffenfachs im Jahre 1834 in den Staatsdienst aufgenommen, um ihm eine mehr unabhängige Stellung und dadurch Gelegenheit zu geben, sich ausschließlich der Gewehrverbesserung widmen zu können; allein von Adoption seines Zündnadelgewehrs war nicht die Rede.

Unverdrossen setzte indessen der unermüdliche Mann seine Bemühungen fort. Die reichen Erfahrungen, die klare Erkenntniß in Betreff der an eine Kriegswaffe zu stellenden Anforderungen führten ihn im Jahre 1835 zur Konstruktion des ersten von hinten zu ladenden Zündnadelgewehrs. Rasches Laden, schnelles Feuern, ein weittragender sicherer Schuß waren die Ziele, die er dabei im Auge behielt. Schon in den Jahren 1837 und 1838 baute er nach denselben Prinzipien Wallbüchsen größeren Kalibers. Von Neuem begann der Kampf! Dreyse forderte Prüfung seines neuen Gewehrs; man setzte ihm auseinander, daß seine ganze Gewehrkonstruktion im Widerspruch mit der Braun'schen Theorie, die damals in Preußen wie im übrigen Europa herrschte — ja daß sie Unsinn sei, daß das Gewehr mit der Munition beim zehnten Schuß von selbst losgehen müsse, in Folge der Unmasse von Zunder, welcher sich im hinteren Theile des Laufes anhäufen und entzünden würde. Dreyse, der nicht genug wissenschaftliche Kenntnisse hatte, um die Braun'sche Theorie zu widerlegen, hatte auf Alles, was man ihm vorhielt, nur die eine Antwort: „Man mache Experimente!" Dem unermüdlichen Streben Priem's und Witzleben's gelang es endlich, den König zu bewegen, daß er im Jahre 1840 den Befehl gab, die neue Waffe zu probiren.

Hören wir den alten Dreyse selbst den Erfolg der Prüfung schildern:

„Ich war vollständig ruhig; meine einzige Furcht bestand darin, daß im letzten Augenblicke noch irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall die ersehnte Probe auf weitere Zeit hinausschieben würde. General Witzleben, den ich des Morgens traf, sagte, indem er mich den «Reformator der Gewehre» nannte: «Sie werden heute, wie Luther, ein Worms zu bestehen haben.» — In der Hasenheide sollte das Experiment stattfinden, und Prinz August präsidirte der Prüfungskommission, in welcher sich auch mein berühmter Gegner Braun befand. Ich hatte einhundert Patronen mitgebracht, die mit demselben Gewehre verschossen werden sollten. Die Kommissare lächelten, als sie diese Menge von Munition sahen, denn sie hatten ja vorhergesagt, daß nicht mehr als zehn

Schüsse fallen würden, ehe die Patrone von selbst explodirte. Der Prinz, ein sehr wohlwollender Herr, mochte Mitleid mit mir haben — er sah mich an, als wenn ich ihm leid thäte. — Doch nun begann der dazu erwählte Schütze sein Schießen. Es dauerte lange, ehe die Herren von der Kommission ihre ruhigen Gesichter verloren; als aber Schuß auf Schuß fiel, als die Munition mehr und mehr sich verminderte, und als das Gewehr durchaus nicht explodiren wollte, da wurden die Gesichter länger und länger! Ich war ruhig und freute mich über die aufrichtige Befriedigung, die auf General Witzleben's Gesicht zu lesen war. Prinz August wurde sehr roth im Gesichte — er ritt im kurzen Trabe hin und her und warf ganz erstaunte Blicke auf die Haufen von Patronen, die immer kleiner wurden. Und so ging das wenigstens zehn Minuten hintereinander fort, bis endlich der Schütze erklärte, nicht mehr schießen zu können, da der Lauf ihm die Finger verbrenne! Es waren gerade fünfzig Patronen verschossen! Sie können sich denken, wie diese Herren aussahen, zumal da ich ihnen den Lauf öffnen ließ und jener hintere Theil, wo die Haufen von Zunder liegen sollten, so proper war, wie ein gewöhnliches Gewehr, aus dem man ein paar Schüsse gethan! — Prinz August zeigte eine innere Bewegung, die wirklich erstaunenswerth war. — «Weiter schießen!» befahl er, als der Lauf wieder etwas kalt geworden war . . . und zehn Minuten



Preußisches Zündnadelgewehr (Karabiner).

später war keine Munition mehr vorhanden! In weniger als einer halben Stunde hatte dasselbe Gewehr einhundert Schüsse gethan und keine einzige der Prophezeiungen der Herren Kommissare hatte sich erfüllt!"

Und dennoch war der Kampf noch nicht zu Ende. Man behauptete, ein gemeiner Soldat werde die Handhabung des Gewehrs nie erlernen können u. s. w. und erst nach wiederholten Prüfungen, die alle die günstigsten Resultate ergaben, befahl Friedrich Wilhelm IV. bald nach seinem Regierungsantritt auf Vortrag des Ministeriums die Anfertigung von 60,000 Stück dergleichen Gewehre. Gleichzeitig erhielt Dreyse die Mittel, zur Herstellung dieser Gewehre eine Fabrik in seiner Vaterstadt Sömmerda unter der Firma Nikolaus Dreyse zu errichten. Schon nach einem Jahre, am 15. Oktober 1841, konnte dieselbe in Betrieb gesetzt werden; das nöthige Arbeitspersonal wurde als eine Militär-Arbeits-Compagnie unter dem Kommando des späteren Generalmajors von Schöler zusammengestellt.

Es dürfte hier der Ort sein, die Erzählung der weiteren Lebensschicksale Dreyse's für einen Augenblick zu unterbrechen, um die Haupterfindung desselben, das Zündnadelgewehr der preußischen Infanterie, zu charakterisiren, von dem sich der bei der preußischen Reiterei eingeführte Zündnadelkarabiner nur durch geringere Länge und durch das Fehlen der Bajonnetvorrichtung unterscheidet.

Der Lauf dieser Handfeuerwaffen besteht nicht aus einem einzigen Stücke, sondern hat am Drücker eine Verlängerung, die Hülse, in der ein Cylinder, die Kammer, sitzt. Sobald dieselbe mittels eines etwas vorstehenden Griffs seitwärts gedreht und zurückgeschoben ist, öffnet sich ein Ausschnitt, in welchen die



N. von Dreyse unter seinen Arbeitern.

Patrone gelegt wird. Nachdem dann der Cylinder von seinem Griff wieder vorwärts geschoben und in seine erste Lage zurückgedreht worden, ist der Schütze schußfertig. Er hat nicht einmal das Zündhütchen aufzusetzen, denn die Zündmasse befindet sich in der Patrone. Wir wollen nun die Vorrichtung zum Entzünden derselben betrachten. In einem zweiten Cylinder am Ende der erwähnten Kammer ist an einer vielfach gewundenen Spiralfeder, welche zurückgezogen werden kann, eine Nadel befestigt. Diese Spirale ist der bekannten in den Kinderflinten ähnlich, durch deren Zusammenziehen und Loslassen der Ladestock

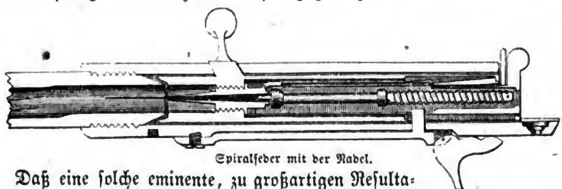
fortgeschleudert wird. Die Spirale, welche vor dem Laden angezogen wird, steht mit dem Abzuge (Drücker) in Verbindung. Beim Abdrücken treibt die Federkraft derselben die Nadel durch das Pulver in die Zündmasse, welche sich durch diese Reibung entzündet. — Das Geschoß ist eiförmig und sitzt zur Hälfte in einer aus Pappe gepreßten Umhüllung, Spiegel genannt, an der sich unten in einer kleinen Höhlung zugleich die Zündpille befindet. Da der Soldat mit der Patrone alles zur Ladung Erforderliche in das Mundstück legt, so kann er per Minute 5 und mehr gezielte Schüsse abfeuern. Kürzlich wurde bei einer Probe in einer Minute sogar 10mal geschossen. Die Tragweite der Kugel beträgt ca. 1000 Schritt.

Der einzige unbekannte Theil des Gewehrs ist der Zündspiegel. Mehrere Male hat sich im Laufe der Jahre das Gerücht verbreitet, das darauf bezügliche Geheimniß sei von ungetreuen Mitwissern an fremde Regierungen verrathen worden, es scheint jedoch dieses Gerücht hinreichend durch die Thatsache widerlegt zu werden, daß man überall fortwährend eifrigst bemüht ist, die verschiedenen Systeme von Schießwaffen zu verbessern, ohne daß es bisher gelungen ist, ein Gewehr herzustellen, welches sich mit dem preußischen Zündnadelgewehre messen könnte. Es wird gestattet sein, die Vorzüge, die dasselbe außer der bereits erwähnten Schnelligkeit des Schießens gewährt, kurz zusammen zu fassen. Es sind im Wesentlichen die folgenden: das Gewehr läßt sich in jeder Körperstellung laden; das Geschäft des Ladens ist sicher und bequem, da die Patronentheile ein einziges Ganze bilden; das Gewehr besitzt eine vorzügliche Trefffähigkeit von 100 bis 1000 Schritt unter Anwendung der einfachsten und sichersten Visirung; dabei ist es infolge der kräftigen Bauart der Schloßtheile außerordentlich dauerhaft und erfordert im Felde keine andere Reparatur, als höchstens das Einschrauben einer neuen Nadel, von denen jeder Soldat zwei Stück mit sich führt; endlich gestattet dasselbe die Verwendung von Explosions-, Brand- und eisernen Geschossen. — Wie wenig namentlich die Kavallerie der mörderischen Wirkung der Zündnadelgewehre zu widerstehen vermag, da sie auf eine Entfernung von 500 Schritt, bis sie zum Handgemenge kommt, mindestens fünf Salven auszuhalten hat, das haben die blutige Schlacht bei Langensalza und die übrigen mörderischen Kämpfe in dem kurzen Feldzuge des Jahres 1866 bewiesen.

Es erschien diese kurze Abschweifung nöthig, um die ungeheure Revolution nachzuweisen, welche Dreyse's Erfindung auf dem Gebiete der Kriegstechnik hervorgerufen, wie sehr dieselbe die Wehrkraft erhöht und damit zukünftige Kriegsgefahr vermindert hat.

Dreyse blieb noch bis zum Jahre 1843 Theilhaber der Zündhütchenfabrik Dreyse und Collenbusch, während in der neugegründeten Gewehrfabrik ein immer regeres Leben sich entfaltete. Erst in diesem Jahre schied er aus dem erstgenannten Geschäftszweig aus und war von nun an in keiner Weise mehr bei derselben betheiligt. Nahm ihn doch die Leitung der Gewehrfabrikation und die Herstellung des dazu gehörigen Schießmaterials genugsam in Anspruch; sann er doch außerdem beständig auf Verbesserung der erprobten Gewehre und auf Erfindung neuer Schießwaffen.

Von der dabei entwickelten Thätigkeit wird man sich einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß die Fabrik, welche im Jahre 1865 nahe an 1500 Arbeiter zählte, bis zum Jahre 1866 für die preußische Armee ungefähr 365,000 Zündnadelgewehre, Büchsen und Karabiner nebst dem gesammten Munitionsbedarf, außerdem aber für die Truppen der meisten norddeutschen Bundesstaaten den gesammten Bedarf an Zündnadelgewehren und Munition lieferte; während von neuen Erfindungen Dreyse's das Langbleigeschoß, das Zündgeschoß mit Sprenghütchen, das Brandgeschoß, das eiserne Geschoß, die Pikeneinrichtung, verschiedene Visirvorrichtungen u. s. w. zur Einführung gelangten.



Spiralfeder mit der Nadel.

Daß eine solche eminente, zu großartigen Resultaten führende Thätigkeit auch äußere ehrende Anerkennung fand, nachdem sie die ihr entgegenstehenden Hindernisse siegreich beseitigt hatte, liegt in der Natur der Sache. Schon im Jahre 1843 empfing Dreyse den Rothen Adlerorden IV. Klasse, im Jahre 1846 den Titel Kommissionsrath; 1854 wurde ihm der Charakter als geheimer Kommissionsrath und der Rothe Adlerorden III. Klasse mit der Schleife, im Jahre 1859 die goldene Medaille mit dem Bildnisse des Prinz-Regenten verliehen. Das Jahr 1864 brachte neue Auszeichnungen. In Anerkennung der Vorzüge, welche das Zündnadelgewehr im Schleswig-Holsteinschen Kriege bewährte, erhielt er im Januar den preußischen Kronenorden III. Klasse und wurde am 22. März mit seiner Familie in den Adelstand erhoben.

Preußisches Geschoß oder Langblei.

a

b

Zündspiegel nach dem Schuß.

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich der thätige Mann, welcher die Schwächen des Alters bis dahin so wenig empfand, auch von der Leitung der Gewehrfabrik zurück. Diese ging in die Hände seines hochgeachteten Sohnes, des Kommissionsrathes von Dreyse, über. Er selbst, geistig noch vollständig frisch, körperlich von so energischem, thatkräftigem Aussehen, daß man sein Alter leicht um zwanzig Jahre unterschätzen konnte, beschäftigte sich ausschließlich mit neuen Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Schußwaffen.

So groß auch die Erfolge der preußischen Waffen im Kriege von 1866 waren, ihn befriedigten sie nicht. „Unsere Verlustlisten sind zu groß", rief er aus; „das Zündnadelgewehr muß doch nicht so gewirkt haben, wie ich es mir vorstellte, besonders bei einer so einsichtsvollen Führung. Wir haben Kämpfe gehabt, in denen die Oesterreicher nicht mehr Todte und Verwundete hatten als

wir; und wenn auch vielfach die Stellungen, welche unsere Gegner einnahmen, dieses bewirkten, so darf sich die Zündnadel doch so etwas nicht nachsagen lassen."

Die Genugthuung, sein Werk nach so langen Kämpfen endlich anerkannt zu sehen, wurde durch diese, ihm nicht hinreichend erscheinenden Erfolge um so tiefer herabgestimmt, als auch sein eigener Schwiegersohn bei Königgrätz an der Spitze seiner Kompagnie durch eine österreichische Kugel seinen Tod gefunden hatte. Desto eifriger widmete er sich und seine Zeit seinen verschiedenen Erfindungen. Jeder Morgen sah ihn schon in der Frühe um 4 Uhr thätig; er arbeitete selbst mehrere Stunden in den verschiedenen Ateliers, zu denen er höchst selten ein Mal Jemand den Zutritt gestattete. Bei schönem Wetter machte er täglich Schießübungen mit seinen Waffen auf den nahen Feldern und war in der Prüfung seiner Erfindungen so gewissenhaft ängstlich, daß oft Monate vergingen, bevor er sich mit den einzelnen Stücken einer Waffe zufrieden erklärte. Nie sprach er selbst mit seinen Vertrauten, ja nicht einmal mit seinem Sohne, von einer Erfindung oder Verbesserung, bis diese ihn selbst befriedigt hatte.

Solch eine Thätigkeit ist nicht ohne Lohn geblieben. Als am 9. Dezember 1867 der Tod den hochbetagten Mann aus seinem rastlosen, an Erfolgen so reichen Leben abrief, hinterließ er dem Vaterlande als Vermächtniß ein neues Gewehr, von ihm selbst bestimmt, an die Stelle des Zündnadelgewehrs zu treten, im Falle es anderen Nationen gelingen sollte, dem Gewehr der preußischen Armee ein ebenbürtiges entgegenzustellen; weiterhin ein Geschütz, bestimmt, in der preußischen Artillerie eine ebenso große Revolution hervorzurufen, wie die Zündnadelgewehre es in der Infanterie gethan haben.

Ein Berliner Blatt widmete dem Heimgegangenen folgenden Nachruf:

„Der alte Dreyse ist gestorben, der Schöpfer des Zündnadelgewehrs. An Ehren und Würden reich, scheidet er und die Saat des Alten steht ringsum in üppiger Blüte. Als Waisen, deren weitere Erziehung der dankbare Staat gern übernehmen wird, hinterläßt er den gezogenen Mörser und die Amüsette, ein Handkanönchen. Drüben in Frankreich weint ihm verstohlen, weil illegitim, der ungerathene Sohn Chassepot nach, in der Schweiz legt Amsler-Milbank den Trauerflor an. Jenseits des Kanals, in Shoeburyneß, aber durchschauert die Panzerplatten eine stille Freude in der Hoffnung, daß sie nun endlich ihr Examen bestehen werden, und an der Donau blitzt das neue Schießpulver in heller Freude auf, welches Oesterreich, um doch auch nach Kräften die Großmachtsmode mitzumachen, von dem Nitroglycerin-Schweden erhandelt hat. Und so wandelt im stolzen Geleite all der «Wunder», die er in ganz Europa geweckt, der Mann von Sömmerda jetzt den dunklen Weg, den seine Kunst so Viele vor ihm wandeln gelehrt — als Prophet und Apostel des 19. Jahrhunderts!"

„Bete und arbeite!" Dieser Wahlspruch, der mit goldenen Lettern auf blauem Grunde am Giebel seines bürgerlichen Hauses prangt, bildete die Richtschnur seines Lebens. Vielen hat er hülfreich zur Seite gestanden, Viele durch Arbeit zu Wohlstand geführt. Geliebt und geachtet von zahlreichen Arbeitern und Beamten, war der weltberühmte Mann der Stolz und die Freude seiner durch ihn emporgehobenen Vaterstadt — für Alle ein leuchtendes Beispiel des Erfolges, den Beharrlichkeit beim Streben nach dem vorgesteckten Ziele zu erreichen vermag.



Alfred Krupp,

der Bemeisterer des Stahls, und die Essener Arbeiterstadt.

Ein Blick auf das Bild des Mannes, dessen Wirksamkeit wir zu schildern im Begriff stehen, wird dem Leser auch ohne Worte sagen, daß wir es hier wiederum mit einem der seltenen Männer zu thun haben, deren Intelligenz, Willensstärke und Beharrlichkeit sie innerhalb der Sphäre ihres Berufes zu den höchsten Zielen emporträgt. Welch klarer Verstand ruht hinter dieser hohen Stirne! Was für Gedankenreihen mögen diesen Geist durchzogen haben, bis sie die von der Nasenwurzel aufsteigenden Furchen als unverlöschliches Zeichen ihrer Existenz in die Stirne gruben! Wie ernst und klar blickt das Auge, Zeugniß gebend für die geistige Ueberlegenheit, die jedem Hinderniß Trotz bietet! Welch unbeugsame Willenskraft, welche Beharrlichkeit prägt sich aus auf den geradlinig geschlossenen Lippen, wie in den Zügen, die von den Nasenflügeln abwärts steigen! Solchem Manne muß Großes gelingen oder gelungen sein!

Daß es ihm aber in der That gelungen ist, das wird ein Blick auf unsere

Darstellung seines riesigen Etablissements beweisen. Das, was du da siehst, geneigter Leser, ist nicht etwa, wie es den Anschein haben könnte, das Bild einer Stadt mit ihren Thürmen, Palästen und Häusern; — alle diese gleich Thürmen emporragenden Schornsteine, all diese Paläste, all diese Häuserreihen, sowie die Eisenbahn, welche im Mittelgrunde vor der Häusergruppe vorüberzieht, gehören diesem Manne, der das Alles gleichsam aus Nichts hervorgerufen hat. Unser Bild giebt einen Maßstab, an welchem man die riesigen Erfolge seiner Thätigkeit, seines Muthes, seiner Beharrlichkeit abmessen kann.

Ein wenig links von der Mitte unseres Bildes erhebt sich ein mächtiger, von zwei viereckigen Thürmen flankirter Bau, der die meisten der übrigen Gebäude überragt. Kleine Thürmchen krönen in mittelalterlicher Weise auf dem Gipfel und an den Ecken die beiden massiven, ungleich hohen Eckthürme. An den kleineren lehnt sich im Vordergrunde ein bescheidenes, mit Hohlziegeln bedecktes Haus, dessen Dach sich kaum bis zu dem ersten Stock des großen Baues erhebt. Dies unscheinbare Haus ist der Mittelpunkt, um welchen sich allmälig die sämmtlichen Theile des großartigen Etablissements gruppirt haben. Hier wurde dem Schlossermeister Friedrich Krupp (geb. 1788 gest. 1827) Alfred Krupp am 12. April des Jahres 1812 geboren; hier war Letzterer Zeuge der fruchtlosen Versuche seines Vaters zur Verbesserung des Stahls für die von ihm fabrizirten Schneidewerkzeuge; hier in der bescheidenen Werkstätte, die dem vierzehnjährigen Knaben der sterbende Vater hinterließ, begann er selbst mit nur zwei Arbeitern seine Laufbahn. Und nun vergleiche man das kleine Haus mit dem mächtigen Etablissement, welches im Jahre 1866 bereits ein Areal von 700 preuß. Morgen bedeckte und ein Heer von über 8000 Arbeitern beschäftigte, während täglich 15,000 Centner Kohlen verbraucht wurden, um in 150 Dampfkesseln 170,000 Kubikfuß Wasser in Dampf zu verwandeln, welcher 75 Dampfmaschinen mit zusammen 4000 Pferdekräften im Gange erhielt.

Fürwahr, mag die Natur auch den großen Industriellen mit Genie und Muth begabt, mag das Glück seine Unternehmungen in mehr als gewöhnlicher Weise begünstigt haben: immerhin verdient die zähe Energie, die unverdrossene Beharrlichkeit, mit welcher er seine Ziele verfolgte, unsere volle Bewunderung. Man erzählt, Krupp habe, nachdem es ihm schon gelungen war, einen großen Dampfhammer in seiner Werkstatt aufzustellen, neben diesem geschlafen, solange seine Gehülfen die zu hämmernde Masse in dem Ofen erhitzten. Die Maschine war theuer; um die Zinsen des angelegten Kapitals auch nicht für eine Minute zu verlieren, durfte sie keinen Augenblick länger ruhen, als unbedingt erforderlich war. Mag die Erzählung erfunden sein, mag sie auf Thatsachen beruhen, sie zeugt in charakteristischer Weise für die sorgsame Benutzung der Zeit, für die unermüdliche Thätigkeit, durch welche Krupp zu seiner hervorragenden Stellung gelangte.

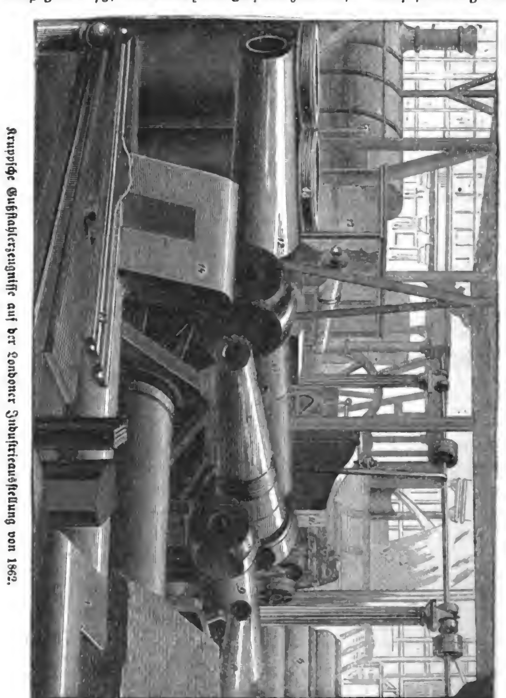
Freilich kann der äußere Anblick des großartigen Etablissements allein, so wenig wie die Aufzählung der darin beschäftigten Arbeiter, Dampfkessel und Dampfmaschinen oder die erwähnte Sage eine vollständige Vorstellung von der bewundernswerthen Thätigkeit Krupp's gewähren; eine solche erlangt man erst, wenn man die mächtigen Vorrichtungen, welche im Innern der Gebäude thätig sind, die geniale Vertheilung der Arbeit, die strenge, dem zu erreichenden Zwecke

genau entsprechende Organisation des Ganzen kennen lernt. Allein nur Wenigen ist es vergönnt, in das Innere einzudringen, bei weitem die Meisten müssen sich mit dem Anblick des Aeußeren der großartigen Schöpfung begnügen. Gelingt es auch, bis zum Sprechzimmer vorzudringen, so ist damit gewöhnlich das äußerste Ziel erreicht. Höflich ersucht Krupp durch Affichen in drei Sprachen die Besucher, ihn nicht um die Erlaubniß zum weiteren Vordringen zu bitten und ihm und sich selbst auf diese Weise das Unangenehme einer Weigerung zu ersparen. Und hierzu hat er Grund genug. Wie gefährlich müßte ein Rundgang durch die weiten Räume zwischen den beständig hin- und herfahrenden Lokomotiven, an den mit entsetzlicher Gewalt stoßweise sich bewegenden Maschinen vorüber, für den Unkundigen sein! Ueberall öffnen sich gähnende Feuerschlünde und die ausgeworfenen glühenden Stahlstangen fliegen durch die Luft, der vom Krahn ihnen vorgeschriebenen Bahn folgend, die sie dem Hammer zuführt. Ueberall in den Höfen decken ähnliche Stahlstangen den Boden, die zwar nicht mehr glühen, oft aber noch heiß genug sind, um dem unvorsichtigen Wanderer die Stiefeln, wo nicht die Füße zu verbrennen. Um aber die durch den Weltruf der Fabrik angelockten Scharen von Besuchern gegen derartige Gefahren zu beschützen, müßte der Besitzer außer dem Heere seiner Arbeiter noch eine zweite Armee von kundigen Führern in seinen Dienst nehmen, was kein Vernünftiger ihm zumuthen wird. Es ist daher nur eine müßige Erfindung, wenn man diese beharrliche Abschließung auf das Bestreben Krupp's zurückführt, seine Fabrikation in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, obwol es andererseits sehr natürlich erscheint, daß ein Fabrikherr die tausend, mit großen Opfern an Geld und Zeit erkauften Details der Fabrikation, von denen das Gedeihen der Fabrik und das Schicksal ihrer Arbeiter abhängt, nicht gern dem Auge eines jeglichen Konkurrenten Preis giebt. Im Großen und Ganzen macht Krupp aus seinem Verfahren kein Geheimniß, und es ist daher möglich, den Leser im Folgenden, wenn auch nur im Geiste, in das Innere seines Etablissements einzuführen.

Zuvor aber werfen wir einen Blick auf die einzelnen Werkstätten, die Fabrikate, die aus denselben hervorgehen, und auf die lawinenartig wachsende Leistungsfähigkeit dieser Industriestadt. Bei unserer Generalansicht der riesigen Werkstätten von Fr. Krupp (S. 809) muß man sich die zwei Hälften des Bildes aneinandergefügt denken.

Krupp allein in der ganzen Welt besitzt das durch vierzigjähriges Studium und fortgesetzte Opfer errungene Geheimniß, fehlerfreien und tadellosen Gußstahl in Blöcken bis zu 800 Ctrn. Gewicht zu fabriziren. Zuerst zog der energische Mann durch einen Block von 45 Ctrn., den er im Jahre 1851 auf die Londoner Ausstellung lieferte, die Aufmerksamkeit auf sich. Er war der Einzige, dem eine Auszeichnung im Gußstahlfache zu Theil wurde. Die englische Fabrik von Sheffield konnte ihm nur einen Block von 20 Ctrn. entgegenstellen. Auf diese Weise geschlagen, machten die englischen Stahlhütten, in ihrem Ehrgeiz gekränkt, bei der zweiten Londoner Ausstellung, im Jahre 1862, abermals den Versuch, mit ihm in die Schranken zu treten. Allein Krupp erschien mit einem Block von 500 Ctr. Gewicht, der kalt in zwei Theile zerschlagen ward, um die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Korns zu zeigen. Seit dieser Zeit gilt

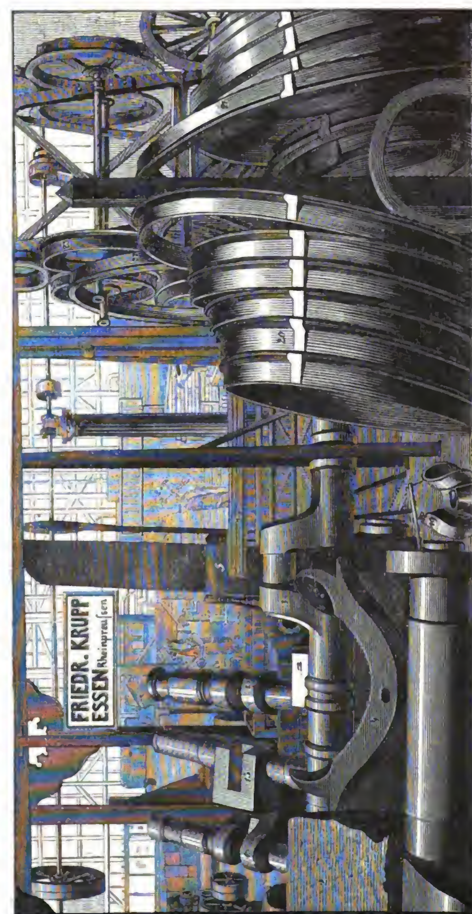
er unbestritten als der Erste seines Fachs, und Engländer wie Franzosen beugen sich vor seiner Superiorität. Auf die allgemeine Ausstellung in Paris lieferte er sogar im J. 1867 einen Block von 800 Ctrn., zu dessen Transport er einen besonderen, auf sechs Achsen ruhenden Eisenbahnwagen in seinem Etablissement erbauen mußte. Die Erzeugung von Gußstahl hat seit 1827 fortwährend zugenommen; von Jahr zu Jahr ist sie mit Ausnahme des Jahres 1848 fast regelmäßig um $1/3$, in den letzten Jahren zum Theil noch stärker gewachsen; die Produktion betrug 1863: 25 Millionen, 1864: 45 Millionen, 1865: 56 Millionen Pfund im Werthe von ungefähr $9\frac{1}{3}$ Millionen Thaler. Zur Erzeugung des Gußstahls dienen 240 Schmelzöfen, welche in der sehr ausgedehnten Schmelzhütte aufgestellt sind.



Kruppsche Gußstahlerzeugnisse auf der Londoner Industrieausstellung von 1862.

Ungefähr zwei Drittel des produzirten Gußstahls verarbeitet das Etablissement zu Essen zum Gebrauch der Eisenbahnen, der Dampfschiffahrt, der Bergwerke u. s. w., ein Drittel zu Kanonen. Die Herstellung von *Eisenbahnradreifen aus einem Stück Gußstahl ohne Schweißung* (seit 1853 in Preußen und England patentirt) bildet eine der wichtigsten Branchen der Fabrik. Bis 1866 lieferte dieselbe ungefähr 50,000 dieser Reifen. In Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz, in Frankreich, England, Spanien, Rußland, Amerika und Ostindien, in allen Klimaten und Temperaturen haben sie sich bewährt.

Ein solcher Lokomotiv-Radreifen hatte am 1. Januar 1866 auf französischen Bahnen eine Strecke von 9331 geogr. Meilen durchlaufen, ohne daß er abgedreht werden mußte; ein zweiter wurde erst abgedreht, nachdem er 9918 geogr. Meilen unter dem gewaltigen Drucke der Lokomotive zurückgelegt hatte. Für England und Amerika wurden im J. 1865 allein 11,396 dergleichen Reifen bestellt. Das Material ist von der Qualität des besten Werkzeugstahls und findet nach Abnutzung der Reifen in der That als solcher allgemeine Verwendung. — Die Fabrik liefert ferner gebogene Lokomotiv-Hinterrad-Achsen aus gleichem Material. Auf der



Krupp'sche Gußstahlerzeugnisse auf der Londoner Industrieausstellung von 1862.

Londoner Ausstellung vom J. 1862 befanden sich zwei derselben, die bereits seit einer Reihe von Jahren auf englischen Eisenbahnen gedient hatten. Ohne ab-

gedreht worden zu sein, hatte die eine 14,386, die andere 15,977 geogr. Meilen durchlaufen. — Auf derselben Ausstellung befand sich eine Doppel-Kurbelachse für ein transatlantisches Schraubenschiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen, von einer Größe, die noch nie von einem Stahlwerk erreicht worden war. Bei einer Länge von 24 Fuß und einem Durchmesser von 15 Zoll hatte dieselbe ein Gewicht von 22,000 Pfd.; — ferner eine Kurbelachse schwerster Gattung für Seeschiffe, die Kurbel noch nicht ausgeschnitten, um die Schmiedearbeit des 1000 Ctr. schweren Dampfhammers zu zeigen. Aus einem Rohguß von ungefähr 50,000 Pfd. geschmiedet, wog dieselbe 31,000 Pfd. — Ferner Schiffsanker und Schiffsschraube, letztere von 8 Ctrn. Gewicht und 9 Fuß Durchmesser, beide zum ersten Mal aus Gußstahl hergestellt. — Ferner eine Pumpenstange von 5 Zoll Durchmesser und 30 Fuß Länge, letztere nur durch den Ausstellungsraum bedingt, da Krupp dergleichen bis zu 60 Fuß Länge herstellt, an einem Ende mit Verkuppelungs-Muff versehen, in welchen das Ende der zweiten Stange paßt. — Von der Mannichfaltigkeit der in London zur Ausstellung gelangten Erzeugnisse der Krupp'schen Fabrik wird man sich annähernd durch den Anblick unserer Illustration eine Vorstellung machen können.

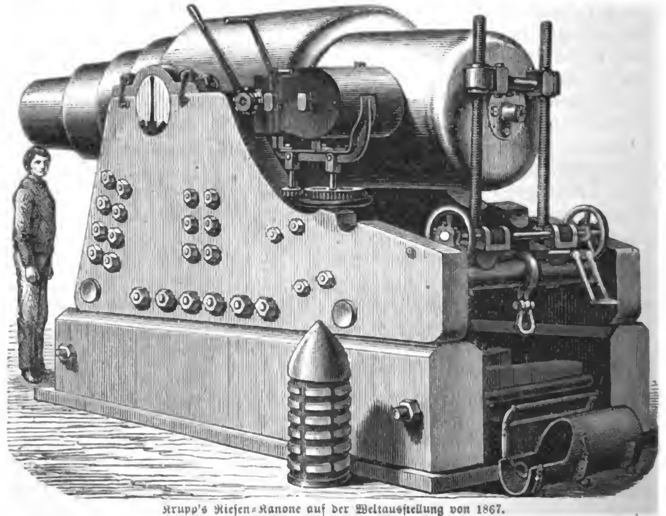
Auf dieser Illustration fällt zugleich ein weiteres Produkt der Fabrik in das Auge, zu welchem das letzte Drittheil der erzeugten Gußstahlmenge verarbeitet wird — die Gußstahl-Kanonen, durch deren Herstellung sich Krupp auch den Ruhm des ersten Technikers auf dem Gebiete des schweren Geschützes erobert hat. Es war im Jahre 1847, als Krupp zuerst mit der Idee hervortrat, Kanonen aus Gußstahl anzufertigen. Nachdem er zur Probe Drei- und Vierpfünder hergestellt hatte, gelang es ihm, zur Londoner Ausstellung 1851 einen Sechspfünder zu liefern, dessen Schildzapfen jedoch nicht mit dem Rohr aus einem Guß bestanden, vielmehr an einem besonderen Mantel saßen. Er erhielt hierfür ehrenvolle Erwähnung. Die deutschen Mächte aber, denen er hierauf die Kanonen anbot, wiesen sie zurück, da ihnen die Sache zu neu und zu kostspielig erschien. Im J. 1854 wurden die ersten offiziellen Versuche mit den Krupp'schen Kanonenrohren angestellt und führten zu ganz außerordentlichen Resultaten. Das Gefüge des Metalls wurde durch die stärksten, wiederholten Gewaltproben nicht in bemerkbarer Weise geändert. Eines der Rohre wurde unter Anderem mit 6 Pfund Pulver, 6 Kugeln und mehreren Pfropfen geladen und dann bis an die Mündung mit Sand gefüllt. So präparirt stellte man es mit dem geschlossenen Theile aufrecht auf eine Erdterrasse und feuerte es ab. Der furchtbare Rückstoß trieb das Rohr seiner ganzen Länge nach in die Erde, man fand es jedoch nach dem Wiederausgraben völlig unversehrt. Solche und ähnliche Versuche führten bald zu der Ueberzeugung, daß die bisherigen Geschütze mit den Krupp'schen keine Konkurrenz aushalten könnten, daß an das Auftreten der letzteren sich eine neue Aera in der Artillerie knüpfte. Im J. 1856 wurden die letzten Schwierigkeiten überwunden, die der Herstellung der Rohre mit den Schildzapfen aus einem Guß entgegengestanden hatten, und von nun an wuchs die Zahl der Bestellungen in immer raschenter Progression. Der Vizekönig von Aegypten war merkwürdiger Weise der Erste, der Krupp'sche Kanonen kaufte, ihm folgten allmälig fast alle Groß-

mächte der civilisirten Welt. Während bis 1858 erst etwa 100 Geschütze von der Fabrik geliefert worden waren, stieg deren Zahl bis 1866 auf ungefähr 2600 (im Gesammtwerthe von etwa 13 Millionen Thalern), worunter ein Drittheil vom schwersten Kaliber. Nach der Zahl der bezogenen Geschütze rangiren die Kunden des Hauses Krupp in diesem Artikel nach folgender Ordnung: Rußland, welches sich zuerst für vollständige Umwandlung seiner Kanonen in stählerne nach Krupp'scher Methode entschied, Preußen, Frankreich, Belgien, Oesterreich, Holland, Japan, Türkei und Aegypten. Die englische Regierung bezog zwar nicht direkt aus der Fabrik; letztere lieferte aber ihre Rohre an die bekannten Fabriken von Armstrong, Withworth und Blakely, von denen im J. 1865 erstere allein 112 Stück bestellte.

Waren schon auf der zweiten Londoner Ausstellung 1862 diese verschiedenen Kaliber durch 6 Exemplare vom Vier- bis zum Hundertpfünder vertreten, so sollten die folgenden Jahre noch stärkere Beweise für die Leistungsfähigkeit der Krupp'schen Anstalt bringen. Sie lieferte für die russische Regierung zwei zur Vertheidigung Kronstadt's bestimmte Ungeheuer, jedes von 540 Ctr. Gewicht, jedes im Werthe von beinahe 14,000 Thalern. Diese Kolosse werfen mit einer Ladung von 50 Pfd. Pulver Kugeln von 540 Pfd. Ein noch riesigeres Ungethüm aber erregte auf der Pariser Ausstellung 1867 das Staunen der ganzen Welt. Dieser gezogene Hinterlader (zur Armirung eines Küstenforts bestimmt) hatte 14 Zoll Seelendurchmesser und wog 100,000 Pfd. Er bestand aus einem inneren Rohre und warm darauf gezogenen Verstärkungsringen, ebenfalls aus Gußstahl. Das innere Rohr allein wog 40,000 Pfd. und war aus einem Gußstahlblock von 85,000 Pfd. mit Hülfe eines Dampfhammers von 1000 Ctrn. Gewicht geschmiedet. Die aufgezogenen Verstärkungsringe waren zusammen 60,000 Pfd. schwer. Das Geschütz war bestimmt, mit einer Pulverladung von 1 Ctr. Geschosse von 1100 Pfd. Gewicht zu schleudern, und repräsentirte einen Werth von 100,000 Thalern. Ein Jahr lang hatte man Tag und Nacht daran gearbeitet. Auf demselben sechsachsigen Wagen, welcher den Gußstahlblock von 800 Ctr. zur Ausstellung befördert hatte, wurde auch das Riesengeschütz und in dritter Fahrt die dazu gehörige Laffete mittels Separatzuges nach Paris gebracht. Letztere, ebenfalls aus Gußstahl und etwa 30,000 Pfd. wiegend, ruhte auf einem drehbaren gußeisernen Rahmen von 50,000 Pfd. Schwere, welcher bestimmt ist, den Rücklauf des Geschützes beim Schießen zu hemmen. Laffete und Rahmen deckten einen Raum von etwa 40 Fuß Länge und 9 Fuß Breite und repräsentirten für sich ebenfalls ein ansehnliches Kapital. Bei dieser enormen Masse waren die Vorrichtungen zum Heben, Senken und Drehen des Geschützes so sinnreich, daß die Kraft von höchstens zwei Mann leicht und rasch alle Bewegungen auszuführen vermochte, welche nöthig sind, um ein in größter Nähe mit größter Geschwindigkeit vorbeieilendes Panzerschiff mit Sicherheit zu verfolgen. Um die Vorstellung von solchem Riesenungeheuer zu erleichtern, dürfte es nicht unzweckmäßig sein zu bemerken, daß dessen Geschoß doppelt so schwer ist, wie eine gewöhnliche gezogene Feldkanone, ein sogenannter Vierpfünder.

Krupp's Verdienste um die Artillerie beschränkten sich übrigens nicht auf die Herstellung der gußstählernen Geschützläufe, er war auch der Erfinder eines

neuen Verschlußsystems für Hinterlader, das sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat. Die meisten aus seiner Fabrik hervorgegangenen Geschütze sind Hinterlader nach diesem Systeme. Die ersten praktischen Proben bestanden die Gußstahlkanonen Krupp's in dem Schleswigschen Feldzuge von 1864. Die gezogenen preußischen Stahlgeschütze aus seiner Fabrik hielten dort über 3000 Schüsse aus, ohne eine merkliche Abnutzung zu zeigen, während gußeiserne und bronzene glatte Rohre meist schon nach 1000 Schüssen vollständig abgenutzt erscheinen.



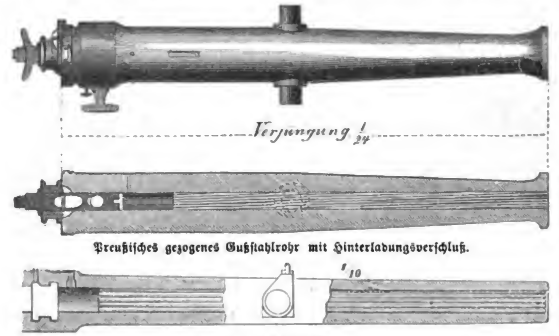
Krupp's Riesen-Kanone auf der Weltausstellung von 1867.

Diese preußischen Geschützrohre sind von hinten nach vorn völlig durchbohrt und der vordere, engere Theil dieses Hohlraums, die sogenannte Seele, ist von 18 Zügen durchfurcht, welche auf eine Länge von 16 Fuß einen ganzen Umgang beschreiben würden.

Der hintere, etwas erweiterte Theil der Seele bildet den Ladungsraum, bestimmt zur Aufnahme des Geschosses, der Pulverladung (Kartusche) und des Verschlußkolbens. Die Wände des Rohres und der Verschlußkolben sind von rechts nach links durchbohrt. Ein in die Durchbohrung passender Bolzen, dessen messingener Handgriff in der oberen Ansicht nach unten gerichtet ist, dient zur Befestigung des Verschlußkolbens. Das Laden erfolgt rasch. Durch Wegnahme des Bolzens und Verschlußkolbens wird das Rohr geöffnet, Geschoß und Kartusche eingelegt, der Verschlußkolben eingeschoben durch den Bolzen befestigt und schließlich die Endschraube angezogen, worauf die Kanone schußfertig ist.

Die große, in dem genannten Feldzuge erprobte Leistungsfähigkeit der Stahlkanonen veranlaßte die preußische Regierung, die Verdienste Krupp's um

das Artilleriewesen durch die Erhebung desselben in den Adelsstand zu belohnen, indem sie gleichzeitig den Erfinder des Zündnadelgewehrs, dessen praktische Vorzüge sich in gleicher Weise bewährt hatten, auf dieselbe Weise auszeichnete. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich derselbe Gegensatz zwischen den beiden, um die Entwicklung des Waffenwesens gleich verdienten Männern, der ebenso nach andern Richtungen hervortritt. Dreyse's Bestrebungen waren wesentlich darauf gerichtet, das Gewicht der Waffen und deren Handhabung zu erleichtern — Krupp setzte von Jahr zu Jahr die Welt durch kolossalere Feuerschlünde und massenhaftere Geschosse in Erstaunen. Dreyse's Erfindungen und Verbesserungen kamen nur dem engeren Vaterlande zu Gute — Krupp liefert seine Waare jedem zahlungsfähigen Liebhaber. Dreyse fühlte sich durch die Erhebung in den Adelsstand hoch geehrt — Krupp dagegen lehnte dieselbe dankend ab.



Preußisches gezogenes Gußstahlrohr mit Hinterladungsverschluß.

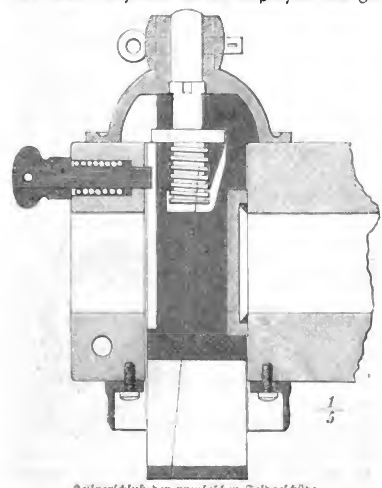
Preußisches Vierpfünderrohr.

Ob ihn hierzu lediglich das Bewußtsein seines bürgerlichen Werths oder auch der Umstand veranlaßte, daß er selbst seine Verdienste um das Geschützwesen geringer anschlägt, als seine übrigen industriellen Leistungen, wissen wir nicht. Erzählt wird allerdings, daß der große Industrielle über eine Bestellung von Kanonen weniger sich freut, als über die Nachricht, daß einer seiner Radreifen mehr als die garantirte Bahn unversehrt durchlaufen hat. So viel aber steht fest, daß seine Ablehnung des Adelsprädikats in den weitesten Kreisen entschiedensten Beifall gefunden hat.

Außer den Geschützen liefert die Fabrik in Essen auch gußstählerne Büchsenläufe in großen Quantitäten, sowie gußstählerne Geschosse, bestimmt, die dicken Platten der Panzerschiffe zu durchbohren. Letztere haben eine cylinderförmige Gestalt mit abgerundetem Ende und werden aus einer besonderen, sehr theuren Stahlsorte hergestellt. Sind sie äußerlich abgedreht und mit tiefen, ringförmigen Einschnitten versehen, so werden diese Einschnitte mit Blei aus egossen. Die innere Höhlung wird mit gewöhnlichem Pulver gefüllt und die Oeffnung am untern Ende mit einer Schraube verschlossen. Die starke Reibung, welche das Geschoß bei der Durchbohrung des Schiffspanzers zu erdulden hat,

erhitzt dasselbe so stark, daß es im Innern des Schiffs explodirt. Die meisten dieser Geschosse wiegen 200 Pfd., erfordern eine Ladung von 24—26 Pfd. Pulver und kosten, wenn man die Abnutzung des Geschützes hinzurechnet, ungefähr 200 Thaler, das Geschoß allein 100 Thaler. Uebrigens werden auch solche Geschosse hergestellt, welche hohl 250 Pfd., gefüllt 300 Pfd. schwer sind.

Seit der zweiten Londoner Ausstellung hat Krupp in seinem Etablissement auch ein Walzwerk für Gußstahlblech eingerichtet, welches mit 2000 Pferdekraft arbeitet. Mit Hülfe von Walzen, deren Bohrlänge 15 Fuß bei einem Durchmesser von 5 Fuß beträgt, stellt er Kesselcylinder aus einem Stück, mit nur einer Reihe von Nieten außerhalb des Feuers her, wodurch an Gewicht und Nietarbeit wesentlich erspart, an Haltbarkeit gewonnen wird. Ebenso liefert er Bleche von jeder Dicke zu Schiffspanzern, Festungswerken, Brücken und zu anderen Zwecken.



Keilverschluß der preußischen Feldgeschütze.

Natürlich fehlen der Fabrik auch nicht die Vorrichtungen zur Eisengießerei, welche die nöthigen Massen von Material, das die Anstalt selbst bedarf, liefert. Der französische Ingenieur Turgan sah in der einfachen, aber geschmackvollen Villa Krupp's eine Eisengußplatte mit den hervorragendsten Baudenkmalen Deutschlands, auf welcher Kirchen, Schlösser, Mausoleen mit bewunderungswürdiger Reinheit und Sauberkeit wiedergegeben waren, eine Pendeluhr mit Fuchsiaguirlande, einen Kronleuchter mit Girandolen von Blattwerk, sämmtlich in der Fabrik aus Eisen der Sayner Gruben gegossen, die ebenfalls zum Besitze Krupp's gehören. Und dieselbe Gießerei, welche diese zarten Werke der Kunst hervorbrachte, lieferte zugleich die kolossalen Eisengußmassen, welche den schweren Dampfhämmern als Grundlage und Amboß dienen. Fundament und Amboß des einen, 1000 Ctr. schweren Hammers allein enthalten 30,000 Ctr. Gußeisen. Jeder der gewaltigen Schmelzöfen, deren eine ganze Reihe vorhanden sind, kann 100,000 Pfd. geschmolzenes Metall liefern.

Bei dieser kolossalen Leistungsfähigkeit der Krupp'schen Fabrik kann es nicht Wunder nehmen, daß dieselbe den Weltmarkt beherrscht, daß ihre Erzeugnisse in allen Ländern der civilisirten Welt Absatz finden, daß die Industriellen vieler Länder, selbst unter dem Schutze hoher Zölle, mit ihr nicht konkur riren können.

Außer dem Genie ihres Gründers haben allerdings manche günstige Umstände die Entwicklung der Fabrik mächtig gefördert. Zunächst gelang es dem Besitzer, ganz in der Nähe Gruben anzukaufen, welche die reinsten, zum metallurgischen Betriebe geeignetsten Steinkohlen Deutschlands liefern, während er zugleich mit den Besitzern anderer, fast innerhalb des Fabrikraums liegender Gruben Verträge abschließen konnte, die ihm die alleinige Benutzung ihrer Ausbeute sichern. Sodann kam er durch den Ankauf der Eisenwerke in Nassau, zu Sayen und Neuwied in den Besitz von Gruben, Hochöfen und Gießereien, die ihm ein zur Umwandlung in Stahl vorzüglich geeignetes Material liefern. Endlich aber und hauptsächlich verdankt die Fabrik ihr rasches Emporblühen auch dem glücklichen Umstande, daß in ihrer Nähe drei Eisenbahnen münden, welche, wie der ziemlich nahe Rhein, den Versandt ihrer schweren, starren Fabrikate wesentlich erleichtern.

Eine eigne Eisenbahn, welche in weitem Bogen das ganze Etablissement rings umgiebt, befördert diesen Verkehr. Von ihr aus führen Seitenstränge nach innen in alle einzelnen Werkstätten des weiten Fabrikraums, während andere, nach außen gerichtete, sie mit den öffentlichen Eisenbahnen verbinden.


Gußstahlgeschoß.

Die Stadt Essen, seit 1815 zu Preußen gehörig, schon längere Zeit durch Tuchfabrikation und Kohlenhandel wohlhabend, hat auf die Entwicklung der Fabrik wenig Einfluß gehabt, wol aber letztere auf das rasche Anwachsen der erstern. Der Mangel an Arbeitern in Essen, sowie in dem ganzen Kohlenbezirk zwischen Düsseldorf und Dortmund, nöthigte Krupp, Emissaire auszusenden, um aus allen Gegenden Deutschlands, namentlich aber aus Hessen, geeignete Arbeiter anzuwerben. Sie kamen zum größten Theil, um hier eine neue Heimat zu finden. Die Stadt, die 1842 erst 6000 Einwohner zählte, wies 1856 bereits 17,000, 1844 aber 44,000 Einwohner auf. Der größte Theil dieses Zuwachses ist durch die Fabrikthätigkeit hierhergezogen worden und lebt hiervon.

Am besten kann man sich des Morgens um 6 Uhr einen Begriff davon machen, wie zahlreich das Personal ist, welches die Fabrik in Bewegung setzt. Durch die Stille des Morgengrauens hört man auf dem Pflaster die Schritte der Arbeitermenge widerhallen, die aus der Stadt nach den Werkstätten wandert. Und dieser Vorbeimarsch dauert länger als 20 Minuten — sind es ja doch heute weit über 8000 Mann, die desselben Wegs ziehen.

Durch sechs Thüren treten die Arbeiter ein — das eine Hauptthor würde nicht genügen. Beim Eintritt steckt jeder Arbeiter ein mit seiner Nummer versehenes Metallzeichen, das er beim Weggehen empfing, in eine verschlossene Büchse. Auf diese Weise wird es möglich, in wenigen Minuten die Anwesenheit des gesammten Arbeiterpersonals zu kontroliren.

Treten wir nunmehr mit den Arbeitern in das Innere der Anstalt ein, um einen Rundgang wenigstens durch die interessantesten Abtheilungen derselben

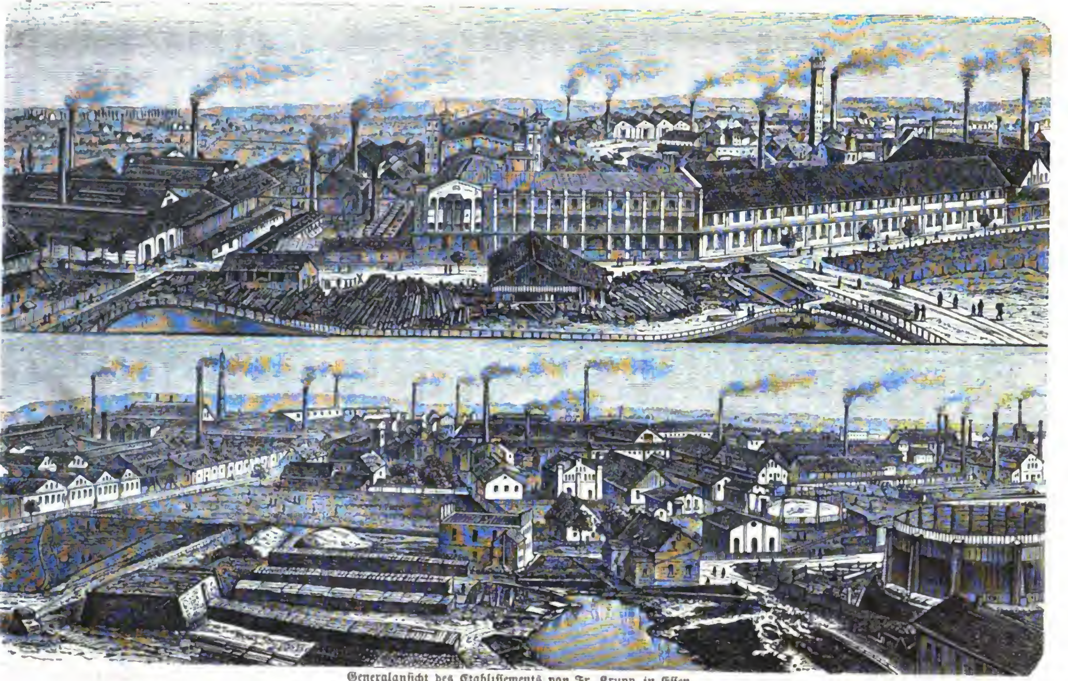
zu machen. Unter der großen Menge theils niedriger, theils hoher Gebäude, deren Architektur zum Theil an den Styl der rheinischen Burgen erinnert, weilt der Blick zunächst verwundert auf dem bescheidenen Häuschen, das wir bereits als die Geburtsstätte und als ersten Schauplatz der Thätigkeit des Besitzers kennen gelernt haben. Jetzt dient es als Bureau der Centraldirektion; hier haben die Vorstände der einzelnen Sektionen, deren Verwaltung durchaus unabhängig von einander ist, Rechenschaft abzulegen. — Nicht weit von diesem Bureau stehen die ältesten Werkstätten der Anstalt, in denen man noch die Dampfhämmer sieht, welche das Glück ihres Besitzers begründet haben. Es sind wirkliche Hämmer, ganz ähnlich geformt wie das gewöhnliche Werkzeug, mit dem man einen Nagel in die Wand schlägt. Nur ist hier der Holzstiel ein durch Eisenringe verstärkter Baumstamm von 3 Fuß Dicke und 24 Fuß Länge, dessen Gewicht zwischen 12,000 und 20,000 Pfd. schwankt. Ungefähr in der Mitte des Stiels befindet sich unterhalb des Stammes ein Dampfcylinder, überragt von seiner Kolbenstange, deren Spiel den Hammer hebt oder auf das auf dem Amboß ruhende, zu schmiedende Stück herabfallen läßt. Der größte dieser Hämmer ist es, neben welchem Krupp geschlafen haben soll. Jetzt werden dieselben nur ausnahmsweise benutzt.

Seitwärts davon liegen die Puddelöfen, in denen die Bestandtheile des Gußstahls zubereitet werden. Das Verfahren ist das gewöhnliche, auch in englischen Werken angewendete. Das aus den Eisenwerken des Besitzers bezogene Gußeisen wird eine Zeit lang der großen Hitze der Reverberiröfen ausgesetzt und sodann im glühenden Zustande gehämmert, wodurch alle Schlacken entfernt und die kleinsten Theilchen des Eisens einander genähert werden.

Das Puddeleisen wird durch Streckwalzen entweder in dicke und runde Barren oder in viereckige lange Stäbe von höchstens 2 Centimeter Dicke verwandelt. Erstere werden heiß, letztere kalt durch guillotinenförmige Schneidapparate in sehr kleine Stücke zerschnitten. Diese werden nunmehr, mit eben so kleinen Stücken Cementstahls vermischt, in die Schmelztiegel gefüllt, in denen sie in Gußstahl umgewandelt werden sollen. Das Eisen, welches für sich so wenig schmelzbar ist, schmilzt in Verbindung mit dem Stahl und verbindet sich mit ihm auf das Innigste.

Die Feuerfestigkeit der Oefen und der Schmelztiegel ist für die Fabrik von der höchsten Wichtigkeit, da das Gelingen der Hauptoperation wesentlich von ihr abhängt. Die Oefen sind aus schottischen Ziegeln erbaut, die trotz ihrer großen Feuerbeständigkeit doch oft in der gewaltigen Hitze des Schmelzfeuers verglasen und unbrauchbar werden. Die Fabrikation der Schmelztiegel aber erfolgt in der Fabrik selbst und ist eine ihrer wichtigsten Branchen. Das Material, aus denen sie geformt werden, ist ein Gemisch aus Scherben alter Schmelztiegel, Ziegelstücke, verschiedenen feuerbeständigen Erdarten und Graphit.

Der Verbrauch an solchen Gefäßen ist in der Krupp'schen Fabrik so groß, daß beständig mindestens 100,000 davon in den Trockenräumen stehen. Keines wird mehr als einmal gebraucht. Beschädigt oder nicht, wird es nach dem ersten Gusse zerbrochen, um als Material zur Herstellung neuer zu dienen. Sie fassen 40 bis 80 Pfd. geschmolzenes Metall.



Generalansicht des Etablissements von Fr. Krupp in Essen.

Bei der außerordentlichen Größe der Stahlmassen, die in der Fabrik gegossen worden sind, ist es leicht erklärlich, daß wunderbare Erzählungen über die Größe der Schmelztiegel und über die sonst verwendeten Hülfsmittel in Umlauf gekommen sind. Indessen man verdankt die erzielten außerordentlichen Erfolge lediglich der umsichtigen Ueberwachung und Leitung der schwierigen Operation und der vollkommenen Schulung sämmtlicher Arbeiter. Vom Chef, welcher die Operation dirigirt, herab bis zu dem geringsten Arbeiter weiß Jeder, was er zu thun hat, und thut dies.

Die Oefen der großen Schmelzhalle fassen an 1200 Schmelztiegel, die, je nach ihrer Größe, zu 4, 8 oder 12 in dieselben vertheilt sind. Mitten durch die Halle läuft ein Graben, in welchem die zur Aufnahme des geschmolzenen Stahls bestimmten Formen sich befinden. Auf jeder Seite des Grabens steht auf Schienen ein beweglicher Krahn bereit, seine Dienste zu verrichten, wo sie erfordert werden.

Langsam und bedächtig setzt Menschenkraft die Kurbel und durch sie das Getriebe in Bewegung, um die schwere Kette auf- oder abzurollen, an welcher mittels Zapfen die immer cylindrische Form hängt, welche den geschmolzenen Stahl aufnehmen soll. Diese Formen aus dickem Gußeisen wechseln in ihrer Größe von 120 bis 74,000 Pfd.

Den Wänden der Halle entlang befinden sich die Schmelzöfen. In ihnen ruhen die Schmelztiegel, von der Kohlenglut umgeben, auf einem eisernen Roste, dessen Querstangen nach Belieben entfernt werden können. Hohe und bequeme Gallerien führen unterhalb von Feuerherd zu Feuerherd, deren beständige Ueberwachung auf diese Weise möglich wird. Mit Hülfe langer Eisenstäbe untersuchen die Führer der einzelnen Arbeiterabtheilungen, ob das Metall in allen Schmelztiegeln den erwünschten Grad der Flüssigkeit erlangt hat. Ist dies der Fall, so beginnt man damit, die um die Schmelztigel angehäuften Kohlen zu entfernen, welches Geschäft durch die zweckmäßige Einrichtung der Gallerien wesentlich erleichtert wird.

Sind die Schmelztiegel frei gestellt und zur Wegnahme bereit, so kommt es nun darauf an, das geschmolzene Metall in ununterbrochenem Strome und heiß genug in die Form zu leiten, damit es darin in durchaus gleichförmiger Weise erstarren kann. Jede Unterbrechung des Stroms, jede Beimischung auch der dünnsten Schicht erstarrten Metalls würde den ganzen Guß werthlos machen. Die Operationen, die hierdurch bedingt werden, sind an sich sehr einfach, erfordern aber zu ihrem Gelingen ein zuverlässiges, durch die Erfahrung vollkommen geschultes Personal. Zunächst hat der Dirigent dafür zu sorgen, daß die Form in die geeignete Lage gebracht wird. Dieselbe muß nicht nur von den zum Schmelzen benutzten Oefen möglichst gleichweit entfernt sein, sondern ihre Mündung muß gleichzeitig in dem gehörigen Abstande unter dem Niveau des Gießraums sich befinden. Auf den Böschungen des Grabens ruhen nämlich Kanäle, welche nach einem kesselförmigen, über der Mündung der Form schwebenden Gefäße zusammenlaufen. Diese, mit einer leichten Eisenplatte bedeckten Kanäle dienen dazu, an ihren äußeren ausgebauchten Enden den flüssigen Stahl aufzunehmen, der durch sie in den Kessel und von da aus in ruhigem, gleichmäßigem Strahle in die Form hinabfließt. Ist Form und Kessel in die geeignete

Lage gebracht, so giebt der Dirigent ein Zeichen, und die Arbeiter, jeder auf seinem Posten, beginnen damit, die Oefen zu öffnen, indem sie die gußeisernen, mit Ziegeln bekleideten Kuppeln derselben auf den dazu bestimmten Schienen seitwärts ziehen.

Einer der Arbeiter erfaßt einen Schmelztiegel mit einer Zange, deren gekrümmtes Ende er sofort über eine Eisenstange hält, welche auf den Schultern zweier andern Arbeiter ruht. Diese setzen das Gefäß ohne Erschütterung im nächsten Augenblicke auf dem vor dem Ofen befindlichen freien Platze nieder. Sofort ergreifen es zwei andere der militärisch zwei Mann hoch aufgestellten Arbeiter mit einer Doppelzange, die den Bauch des Gefäßes ringförmig umschließt, und tragen es langsamen, aber sicheren Schrittes zu dem ihrer Sektion angewiesenen Kanale, in welchen sie den Inhalt desselben ausgießen. Hierbei wird der Deckel des Tiegels nicht abgehoben, das Metall fließt vielmehr durch eine Oeffnung am Rande ab. Der leere Tiegel wird in einen Trichter geworfen, durch welchen er in den Kellerraum unterhalb des Gießhauses hinabfällt. Haben die letztgenannten Arbeiter ihre stark erhitzte Zange und ihre Aermel von starkem Eisenblech, welche ihnen als Handschuhe dienen, in den dazu aufgestellten Wasserbehältern abgekühlt, so schließen sie sich ihrer Sektion wieder an. Inzwischen hat der erste Arbeiter einen zweiten Tiegel aus dem Ofen gehoben, der durch andere Träger an den Ort seiner Bestimmung gebracht wird, während an den übrigen Oefen derselbe Vorgang in gleicher Weise sich wiederholt. Alles geschieht ohne Geräusch, ohne Laut; man hört nur den Ruf der einzelnen Sektionschefs, welcher den Heizern unten in der Gallerie anzeigt, daß es Zeit ist, einen neuen Tiegel frei zu stellen. Auf diese Weise wird in kürzester Frist der Guß beendet, was zu seinem Gelingen durchaus erforderlich ist.

Man sieht leicht, daß bei dieser Organisation ein größerer Guß eine größere Zahl von Arbeitern erheischt. Bei einem Guß von 320 Ctrn. sind beispielsweise ungefähr 400 Arbeiter beschäftigt. Die Arbeit erfordert neben körperlicher Kraft und Geschicklichkeit Ruhe, Besonnenheit und Muth. Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit können leicht nicht allein große pekuniäre Verluste herbeiführen, sondern auch die Gesundheit und das Leben Vieler gefährden. Es ist daher nicht leicht, die nöthigen tüchtigen Arbeitskräfte zu beschaffen; von hundert Arbeiterlehrlingen qualifiziren sich kaum mehr als fünfzig für die Gießerei. Es ist daher natürlich, daß die Gießer einen verhältnißmäßig hohen Lohn beziehen.

Ungefähr zwei Stunden nach dem Guß ist die Masse genügend erstarrt. Mit Hülfe des Krahns hebt man die Form, welche an dem Stahle nicht haftet, ab und bringt sie an ihren Platz zurück. Sodann wird der Block mit Ketten und Haken am Krahn befestigt, auf gleiche Weise gehoben und mit dem Krahn der inneren Eisenbahn der Fabrik zugeführt, wo ihn eine Lokomotive in Empfang nimmt, um ihn entweder zur weitern Bearbeitung nach der hierzu bestimmten Werkstätte oder nach der großen Halle zu bringen, wo er mit andern rohen oder halbbearbeiteten Blöcken in feurigem Kohlenbade liegen bleibt, bis die Reihe an ihn kommt. Man bedeckt ihn mit den glimmenden Abgängen der vielen Kohlenöfen, die durch niedrige Ziegelmauern zusammengehalten werden, und läßt ihn unter der langsamen Glut fortschmoren, wobei er immer noch eine Temperatur von mehreren

hundert Graden beibehält. Der Werth der hier lagernden rohen oder mehr oder weniger bearbeiteten Stahlmassen übersteigt oft bei weitem eine Million Thaler.

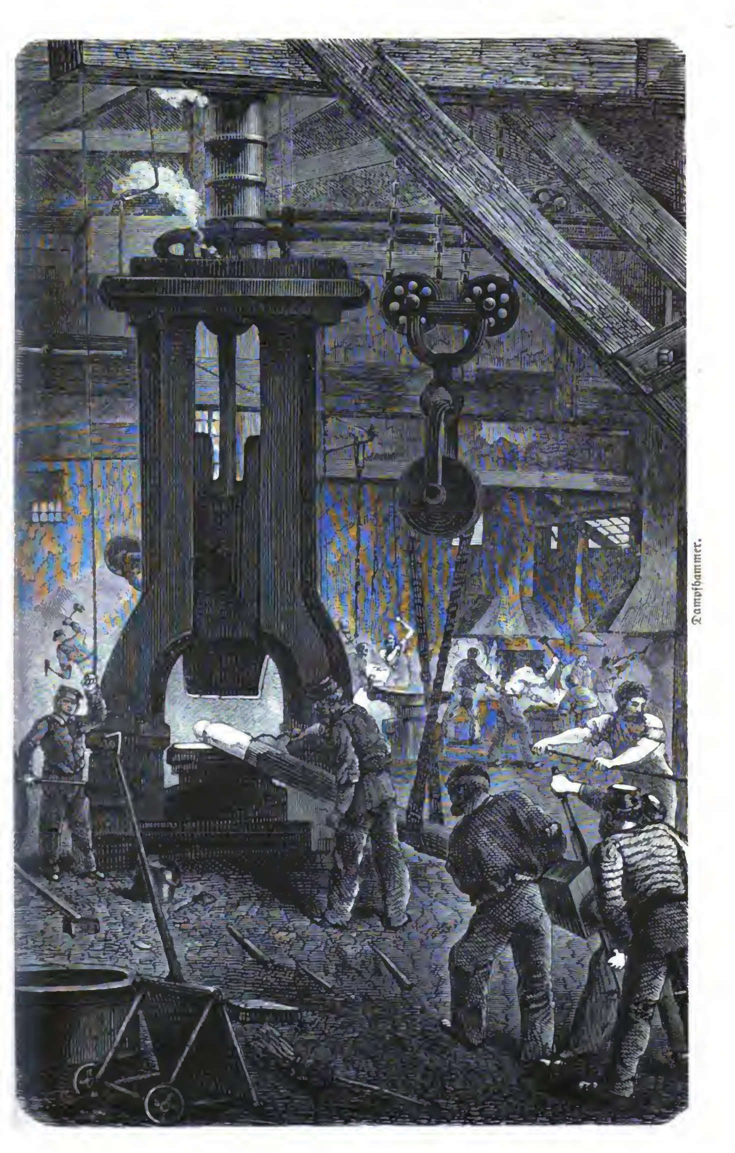
Zum Schmieden der gegossenen Stahlmassen, auf welche gewöhliche Hämmer nur wenig Eindruck machen würden, benutzt die Fabrik 42 starke Dampfhämmer, von denen mehrere 200, andere 400, einer 1000 Ctr. wiegen, während demnächst ein solcher von 2400 Ctrn. in Thätigkeit gelangt. Der Koloß von 1000 Ctrn. war bisher der größte der Welt; Frankreich besitzt nur einen von 300 Ctrn., und die schwersten Hämmer in England übersteigen nicht das Gewicht von 400 Ctrn. Er ist $3^{7}/_{10}$ Meter lang, $1^{1}/_{2}$ Meter breit und $1^{1}/_{4}$ Meter dick, hat mithin einen Körperinhalt von etwa 7 Kubikmeter (220 □ Fuß) und hat über 700,000 Thlr gekostet. Als Krupp im Jahre 1859 den Plan zu diesem Riesenhammer faßte, hielten Alle, die davon hörten, denselben für eine Chimäre; geachtete Gelehrte erklärten, die Herstellung eines solchen Hammers sei unmöglich; sollte aber wirklich die Herstellung gelingen, so werde es unmöglich sein, denselben in Bewegung zu setzen; sollte es aber wider alles Erwarten sogar gelingen, denselben in Bewegung zu setzen, so würde er Amboß, sich und Alles zerschmettern.

Krupp, der erfahrene Praktiker, ließ sich dadurch nicht irre machen und der Erfolg krönte seine Anstrengungen. Zunächst wurde eine sehr tiefe Grundlage aus Mauerwerk aufgeführt; darauf kam eine zweite Grundlage zu liegen, aus den dicksten Eichenstämmen des Teutoburger Waldes zusammengefügt; auf diese eine dritte aus gußeisernen, dauerhaft mit einander verbundenen Cylindern. Dieses dreifache Fundament trägt zunächst die Amboßunterlage, sodann den Amboß selbst.

Auf jeder Seite desselben ist ein freier Raum von etwa drei Meter Breite, auf dem man sich bewegen kann, was sonst bei keinem Dampfhammer stattfindet. Er ist durch den Umstand gewonnen worden, daß die Säulen, welche den Hammer tragen, sieben Meter von einander abstehen und einen Bogen von fast fünf Meter Höhe bilden, so daß die Gewalt der kolossalen Masse noch durch einen Fall von drei Meter verstärkt wird.

Diese Säulen, der Amboß und seine Unterlage ruhen auf demselben dreifachen Fundament, welches wir beschrieben haben. Dasselbe ist von einem System vertikaler Konstruktionen umgeben, welche den Zweck haben, ein zweites Fundament zu isoliren, welches rings um das erste herumläuft. Auf letzterem stehen die gußeisernen Träger der massiven Querbalken, auf denen der Dampfcylinder ruht, dessen Kolbenstange den Hammer zu heben bestimmt ist. Auf diese Weise hat man die Dampfmaschine vor den starken Schwingungen, in welche jeder Schlag des Hammers das innere Fundament versetzt, möglichst geschützt, wodurch das Gelingen des Unternehmens wesentlich gefördert worden ist.

Alles, was den Tausendcentner-Hammer umgiebt, ist gleich ihm gewaltig. Die Balken des Daches, das ihn beschützt, sind ungefähr fünf Mal stärker als die eines gewöhnlichen Daches, die Mauern der Werkstatt stehen dazu in angemessenem Verhältniß. Ohne diese Vorsicht wäre das Gebäude bei dem ersten Hammerschlage eingestürzt. Die Erschütterung jedes Schlages verbreitet sich in weite Entfernungen, und ungeachtet des mannichfachen Lärms der verschiedenen Werkstätten giebt es in der Fabrik kaum einen Punkt, wo man nicht wüßte, ob der große Hammer arbeitet oder ruht.



Dampfhammer.

Es war nicht genug, den Hammer selbst zu konstruiren; man mußte auch dafür Sorge tragen, daß er entsprechende Dienste leiste, und diese Aufgabe hat Krupp in überraschender Weise gelöst. An jeder der vier Ecken des Hammers steht ein Krahn, der mit Leichtigkeit ein Gewicht von 50,000 Pfd. bewegen kann. Um sicher zu sein, daß keiner derselben seine Dienste versagt und die glühende Last, die er zu tragen bestimmt ist, zum Verderben der Arbeiter fallen läßt, hat man sie auf 400,000 Pfd. geprüft und alle haben die Probe bestanden.

Hinter jedem Krahn befindet sich ein Glühofen mit auf Schienen beweglicher Sohle. Letztere besteht aus einem Eisenrahmen, welcher ein Mauerwerk aus Ziegeln und feuerfester Erde trägt und auf starken Achsen mit kleinen, massiven Rädern ruht. Diese Sohle läßt sich aus dem Ofen herausziehen und in denselben zurückschieben. Der Ofen hat die Form einer großen Muffel von 3 Meter Höhe und 2½ Meter Breite. Hat die Lokomotive, die frei in der Werkstatt kreisen kann, die zu schmiedende Stahlmasse herbeigeführt, so wird dieselbe mit Hülfe eines der Krahne von dieser herabgehoben, auf das Mauerwerk der Ofensohle gelegt und mit letzterer in den Ofen geschoben. Nachdem sie den nöthigen Hitzegrad erreicht hat, wird die Thüre des Ofens geöffnet. Kaum scheint es möglich, daß das Dutzend Leute, die diese Arbeit zu verrichten haben, die gewaltige Masse auch nur einen Zoll breit vorwärts bringen können. Die Wärme, die von dieser nach allen Seiten ausstrahlt, ist unerträglich, ihr Licht blendet die Augen. Allein bald ist mit Hülfe einer Kette, die an der beweglichen Sohle befestigt und durch eine Haspel angezogen wird, die glühende Masse auf ihrem Lager halb aus dem Ofen herausgezogen. Nun dreht sich der nächste Krahn um seinen Zapfen, mächtige Ketten rasseln herab, die man vorsichtig mit langen Haken um das nächste Ende des glühenden Ungethüms befestigt, da die Hitze eine Annäherung auf weniger als zwei Meter nicht gestattet. Mit Hülfe der Haspel wird sodann der Wagen mit seiner Last ganz aus dem Ofen hervorgezogen, eine zweite Kette des Krahns um das andere Ende des glühenden Stahlblocks gewunden, und nun führt der Krahn seine Bürde dem Amboß zu, auf welchen er sie in rascher Drehung niederlegt.

Jetzt setzt sich ein ganzes System von Haspeln und Kloben in Bewegung, um dem Hammer diejenige Stelle darzubieten, welche der Meisterschmied treffen will. Das ist ein alter Praktikus, der fast vom Anfang an die Entwicklung der Anstalt mit durchlebt hat. Mit jedem neuen Hammer ist er um einen Grad empor gestiegen und allmälig zum Meister der Maschinen im vollen Sinne des Worts geworden. Alles ist in Ordnung; der Meister giebt ein Zeichen und sanft gleitet der Hammer herab und ruht auf dem Block, als wollte er die Stelle bezeichnen, die er zu treffen hat. Ein neues Zeichen — der Hammer steigt empor und fällt aufs Neue herab mit einer Gewalt, daß Alles ringsum erzittert und der Neuling unwillkürlich zurückweicht. Und nun geht es Schlag auf Schlag, während die geringe Mannschaft scheinbar mit großer Leichtigkeit durch Kurbel und Ketten den Block in jede gewünschte Lage bringt.

Der Moment der ersten Anlassung des Riesenhammers soll erhaben und erschütternd gewesen sein. Fünfhundert Arbeiter standen um Krupp und dem Oberingenieur, der die Errichtung geleitet hatte. Es war unmöglich gewesen,

die erforderliche Dampfmenge genau zu schätzen, man hatte daher der Maschine etwas zu viel Dampf gegeben, und dieser schoß, als der Hammer die Höhe des Hubs erreicht hatte, mit so starkem Brausen unter das Dach der Werkstätte, daß die Arbeiter, aufgeregt wie sie waren, von Furcht ergriffen wurden, daß irgend Etwas in Unordnung sei. Wie auf Kommando stürzten sie zu Boden, fünfhundert Mann hoch. Nur Krupp und der Ingenieur blieben stehen. In demselben Augenblick fiel der Hammer herab und schlug ein 18zölliges Eisen zu 11 Zoll zusammen. Welchen Triumph mag damals Krupp gefeiert haben!

Der gewaltige Hammer arbeitet Tag und Nacht, muß er doch die Zinsen des großen Kapitales verdienen, das er verschlungen hat. In den fünf ersten Jahren hat man ihm nur drei Wochen Ruhe verstattet, die nöthig waren, um den geborstenen ersten Hammerkopf durch einen neuen zu ersetzen. — Wenn man seiner Arbeit länger zusieht, vergißt man die Schwierigkeiten, die seine Konstruktion gemacht hat, und findet es schließlich wol ganz natürlich, daß die steigenden Bedürfnisse der Industrie ihm zum Dasein verholfen haben. Bald will es sogar scheinen, als machten seine gewaltigen Schläge noch zu wenig Eindruck auf die widerspenstige Stahlmasse und man findet es am Ende begreiflich, wenn Krupp zu dem Schlusse gelangte, daß es nothwendig sei, einen Hammer von 2400 Ctr. zu konstruiren, sollte er auch das riesige Kapital von 1⅓ Million Thaler verschlingen.

Mit Hülfe der kleineren Hämmer von 200, 300 und 400 Ctr., von denen der Anstalt eine ganze Reihenfolge zur Verfügung steht, werden in andern Werkstätten die Radreifen bearbeitet. Man beginnt damit, von einem 4—6000 Pfd. schweren Gußstahlbarren ein Stück von 4 — 800 Pfd. abzuschneiden, je nach der Größe des herzustellenden Reifs. Das ist keine ganz leichte Sache, denn es handelt sich darum, eine Stahlmasse von 25 Centimeter Dicke gerade durchzuschneiden. Man erhitzt zu diesem Behufe den Stahl bis zum Rothglühen, legt ihn auf den Amboß und setzt an der zu durchschneidenden Stelle ein Messer senkrecht auf, welches der Dampfhammer mit einem Schlage hindurchtreibt. Das abgeschnittene Stück wird nun mit dem Hammer bearbeitet, bis es die Form eines rechteckigen, an beiden Enden abgerundeten Prisma erhalten hat. Dies Prisma, abermals zum Rothglühen gebracht, wird auf dem Amboß mit Hülfe eines langen, schlanken, keilförmigen Instruments in der Mitte der Länge nach gespalten und der Spalt durch Bewegung des Keils nach seitwärts allmälig bis auf zwei Centimeter Breite erweitert. Nach ein oder zwei Hammerschlägen, die dazu dienen, die seitwärts gebogenen Metalltheile wieder zu befestigen, erweitert man die Oeffnung durch Einsetzung eines zweiten oder dritten Keils, bis das Ganze die Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Rhombus annimmt. Aufrecht unter den Hammer gestellt, verwandelt sich dieser Rhombus schon nach wenig Schlägen in ein Quadrat. Um dieses Quadrat in einen kreisförmigen Ring zu verwandeln, bringt man dasselbe unter einen andern Hammer, dessen Amboß, von oben bis unten gespalten, das Quadrat in sich aufnimmt, während dasselbe durch einen dicken, quer über beiden Hälften des Amboßes ruhenden Cylinder getragen wird. Indem man nun das Quadrat fortwährend dreht, verwandelt es sich unter den Schlägen des Hammers allmälig zwischen Hammer und Cylinder, der als eigentlicher Amboß dient, in einen Ring. Auf einem

dritten vollen Amboß werden sodann durch Hämmerung in horizontaler Lage alle Ecken soweit wie möglich entfernt, worauf der Ring durch ein besonderes, ziemlich komplizirtes Glätt- und Preßwerk mit dem vorspringenden Rande versehen wird, welcher das Rad auf den Schienen festhält.

Die Werkstätte ist, wie alle übrigen, mit ausgezeichneten Maschinen und Apparaten ausgestattet. Die Glühöfen liegen, wie die Schmelzöfen der großen Gießhalle, unter dem Boden und tragen, wie dort, flache Kuppeln, die sich an Handhaben auf Schienen bei Seite ziehen lassen.

Ist der Reif in einem dieser Oefen erhitzt, so legt man ihn horizontal auf eine ebene Platte, aus deren Mitte sich ein aus mehreren Segmenten zusammengesetzter voller Cylinder bis zur Höhe des Reifs erhebt. Die Gewalt einer hydraulischen Presse treibt allmälig die Theile des Cylinders aus einander und weitet so zugleich den Reifen genau bis zu den Dimensionen aus, die er erhalten soll. Während er noch dem Druck der Presse ausgesetzt ist, untersucht man durch Hammerschläge, ob er infolge dieses Druckes etwa Risse oder Spalten erhalten hat, welche seine künftige Dauerhaftigkeit beeinträchtigen können.

Hat er diese Prüfung bestanden und ist erkaltet, so werden durch schwache Hammerschläge die noch der Oberfläche anhaftenden Aschenschuppen entfernt. Das ist ziemlich die einzige Arbeit in der Fabrik zu Essen, bei welcher man Kinder beschäftigt. Die fertigen Radreifen nimmt an dem Thore der Werkstatt der Eisenbahnwagen in Empfang, der sie seiner weiteren Bestimmung zuführt.

Eine besondere Gießhalle dient zur Herstellung voller Eisenbahnräder aus Gußstahl. Krupp hat es verstanden, hier die Schwierigkeiten so vollständig zu besiegen, das schwer zu behandelnde Metall so vollständig in seine Gewalt zu bekommen, daß es nicht einmal nöthig ist, die Räder abzudrehen oder sonst etwas an ihnen zu ändern. So, wie sie aus der Form kommen, sind sie zum Gebrauch fertig und bieten durch das Material sowol wie durch die Herstellungsweise die größte Garantie für ihre Dauerhaftigkeit.

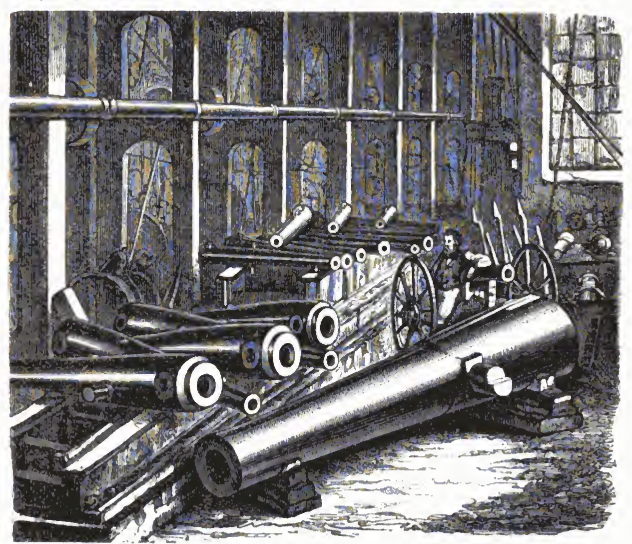
Da inzwischen das System der Vollräder aus Gußstahl noch nicht von allen Eisenbahnen angenommen worden ist, so sorgt Krupp einstweilen auch in einer andern Werkstätte für die Herstellung von Naben, Speichen und Felgen für Eisenbahnräder aus Gußstahl, während wieder andere Werkstätten mit der Anfertigung gerader und geknieeter Achsen für Eisenbahnwagen und Lokomotiven aus Gußstahl, noch andere mit der Herstellung von Federn aus gleichem Material für Wagen und Lokomotiven beschäftigt sind.

Allein nicht blos das rollende Material für Eisenbahnen liefert die Fabrik; in der Nähe des großen Walzwerks für Gußstahlblech, dem würdigen Nachbar des Tausendcentner Hammers, dehnen sich weite Werkstätten aus, reichlich mit allen zur Herstellung von Eisenbahnschienen aus Gußstahl erforderlichen Maschinen ausgestattet. Walzwerke, Streck- und Glättwerke, Maschinen zum Richten, Durchbohren und Schneiden, genügend, um beträchtliche Aufträge in kürzester Frist auszuführen.

An den Werkstätten vorüber, welche der Herstellung der Anker und Schiffsschrauben, der geknieeten Achsen für große Dampfer, der Anfertigung der bis zu 60 Fuß langen Pumpenstangen gewidmet sind, wenden wir uns zu den aus-

gedehnten Arbeitsräumen, in denen die Verarbeitung der Gußstahlblöcke zu Kanonen vor sich geht.

Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Operationen, das Ausschneiden der Blöcke, das Abdrehen, das Bohren, das Glätten u. s. w., durch welche nach und nach aus dem rohen Guß die schlanke Form mit der glatten, Verderben drohenden Seele herausgearbeitet wird, im Detail zu beschreiben. Wir begnügen uns mit folgenden Bemerkungen, um dem Leser wenigstens einen Begriff davon zu geben, in welchem Umfange die Fabriktion dieser Kriegsmaschinen in der Krupp'schen Anstalt betrieben wird.



Glatte Geschützrohre von Krupp.

In dieser Beziehung wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß etwa $^1/_3$, vielleicht $^2/_5$, des fabrizirten Gußstahls zu Kanonen verarbeitet werden. Schon für das Jahr 1865 giebt dies die kolossale Masse von etwa 20 Millionen Pfund, welche seitdem wesentlich gestiegen ist. Hiernach wird man es begreiflich finden, daß oft 150 und mehr Geschütze gleichzeitig in Arbeit sind.

Bevor Krupp sein Geschützsystem zur jetzigen Höhe der Vollendung bringen konnte, hat er viele praktische Erfahrungen sammeln müssen. Vielfach mußte er die Zusammensetzung des Stahls, die Größe und Gestalt des Verschlusses verändern und die neuen Geschütze beständig neuen Proben unterwerfen. Die bis zum Zerreißen geprüften Geschütze, an denen er seine Studien machte, hat er zu einem interessanten Arsenal zusammengestellt, welches in dem Gebäude Platz

gefunden hat, von dem aus die fertigen Kanonen an die Auftraggeber expedirt werden. Beim Austritt aus diesem Museum überschreitet man eine Gallerie, von welcher man in die Halle hinabschaut, in der die schweren Stücke, namentlich die Kanonen, auf die Eisenbahnwagen verladen werden. Ein beweglicher Krahn, der bis zu 160,000 Pfund zu heben vermag, dient zur Erleichterung dieses Geschäfts.

Der Träger des Krahns wird gleich diesem durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, der man ihren Platz im Innern der Mauer angewiesen hat, um jedes mögliche Hinderniß der Bewegung aus der Halle selbst zu entfernen.

Die Halle selbst ist außerordentlich zweckmäßig für alle in ihr vorzunehmenden Geschäfte eingerichtet. In jeder der vier Ecken erhebt sich ein viereckiger Thurm, bewegliche Platformen zum Heben der Lasten einschließend. Ueberall Krahnen und Schienen. Nicht die Hülfsmaschinen allein — die Halle selbst scheint sich automatisch zu bewegen.

Von hier aus könnten wir Essen verlassen, denn die Lokomotive, die mit ihrem schwerbelasteten Wagenzug abfährt, würde uns in Borbeck der Köln-Mindener Eisenbahn zuführen. Bevor wir jedoch von der Anstalt Abschied nehmen, müssen wir noch einen Blick auf die übrigen Einrichtungen werfen, die nicht minderes Interesse erregen dürften als die großartigen Werkstätten mit ihrer musterhaften Organisation.

Beginnen wir mit den Vorrichtungen zur Herbeischaffung des nöthigen Wassers, von welchem die Anstalt in jeder Minute wenigstens 8400 Pfund braucht. Eine von dem Kanal, welcher der Stadt Essen das Wasser der Ruhr zuführt, abzweigende Leitung liefert das Trinkwasser. Das Wasser für den Fabrikgebrauch wird größtentheils aus den Kohlengruben gewonnen. Hier ausgepumpt, fließt es in einem ungefähr $^3/_4$ Meilen langen Kanale dem Etablissement zu, wo es vor dem Gebrauche in großen künstlichen Teichen Zeit findet, sich abzuklären. Diese Leitungen liefern zusammen etwa vier Fünftheile des gesammten Wasserbedarfs. Das letzte Fünftheil wird aus einem 40 Meter tiefen Brunnen, dem es durch einen Stollen von mindestens $^1/_8$ Meile Länge zugeführt wird, mittels einer Reihe von Pumpen auf einen achteckigen Thurm von 60 Meter Höhe gehoben. Das auf der Spitze befindliche Reservoir faßt 150 Tonnen. Von hier aus fließt das Wasser durch Röhren nach allen einzelnen Werkstätten, wo der Bedarf durch Oeffnung eines Hahns entnommen werden kann, während es im Falle eines Unglücks einen kräftigen Strahl zu liefern vermag, der noch über die brennenden Dächer hinausreicht. Eine besondere, an rothen Mützen kenntliche Arbeiterabtheilung hat die Leitung und Vertheilung des Wassers zu überwachen.

Auf den Thurm, welcher das Reservoir trägt, führt eine Treppe von 180 Stufen. Die Besteigung desselben lohnt wol der Mühe. Von der Gallerie, die ihn oben rings umgiebt, übersieht man das ganze Etablissement, die Eisenbahnen, die es umzingeln und durchkreuzen, und fern am Horizont die Rauchwolken der Kohlenwerke, deren Ausbeute in der Fabrik verbraucht wird. Von hier aus erblickt man mitten zwischen den riesigen Schornsteinen, deren größter bei einer lichten Weite von 80 Fuß am untern und 12 Fuß am obern Ende eine Höhe von 240 Fuß hat, mitten zwischen den zahlreichen Werkstätten eine Windmühle

deren Besitzer, gleich dem Müller von Sanssouci, fest an seinem Eigenthum hielt, obgleich ihm Krupp den zwanzigfachen Werth desselben bot. Jetzt ist sie rings von der Fabrik umschlossen, deren Siedekessel in ihrer unmittelbaren Nähe liegen.

Anstatt jeder einzelnen Maschine ihren besondern Dampferzeuger zu geben, hat Krupp es vorgezogen, die Siedekessel für sämmtliche Maschinen in einer einzigen gewaltigen Werkstatt zu vereinigen. Hier liegen Seite an Seite hundert Kessel von 9 Meter Länge, deren Dampf in einem gemeinschaftlichen Rohre von 1 Meter Durchmesser sich vereinigt, um von hier aus durch abzweigende Röhren nach den einzelnen Motoren geführt zu werden. Durch besondere Vorrichtungen läßt sich an bestimmten Punkten die Kraft von 2000 Pferden vereinigen.

Diese Siedekessel sind in einer nahe liegenden, großartigen Werkstätte fabrizirt, die lediglich für den Bedarf der Anstalt arbeitet. Nicht weit von dieser liegt die Halle, in welcher man die Eisenbahnvollräder gießt, dicht an dieser die Werkstatt, wo die Federn für Eisenbahnwagen und Lokomotiven geschmiedet werden. Hier befindet sich ferner das chemische Laboratorium, in welchem beständig drei ausgezeichnete Chemiker beschäftigt sind, Erze und Kohlen, das verwendete Eisen und vor Allem den gegossenen Stahl auf das Sorgfältigste zu prüfen. Neben dem chemischen befindet sich das physikalische Laboratorium, in welchem man mit Hülfe einer Maschine von Greenwood und Battley in Leeds den Widerstand prüft, welchen der fabrizirte Stahl dem Zerreißen, Zerdrücken und Zerdrehen entgegensetzt.

In demselben Bezirk hat ein photographisches Atelier seine Stelle gefunden, dessen Produkte auf der Berliner Ausstellung durch Verleihung der Medaille ausgezeichnet wurden und mit den übrigen Erzeugnissen der Krupp'schen Fabrik an Vollkommenheit wetteifern. Namentlich verdient ein Panorama des ganzen Etablissements volle Bewunderung. Es hat unserer großen Gesammtansicht zur Vorlage gedient. Das Original ist von einem der hohen Schornsteine aus in 14 Sektionen aufgenommen, die bei einer Breite von 40 Centimeter eine Höhe von 50 Centimeter haben und so genau aneinander passen, daß das Ganze wie das Resultat einer einzigen Aufnahme erscheint. Die inneren Eisenbahnen der Anstalt sind mit beladenen Zügen bedeckt; die Lokomotiven pfeifen — bei diesem Zeichen hält jede Bewegung der Maschine und Menschen inne. Wenige Sekunden der Ruhe genügen, um Alles in wunderbarer Treue auf der Platte festzuhalten bis auf den Rauch, dessen Säulen sich weiß von den geschwärzten Dächern abheben. Die Wagen der Eisenbahnzüge tragen die Kanonen, die Wagenachsen, die Radreifen nach außen, die Höfe sind angefüllt mit Gußstahlblöcken in Arbeit, mit Hämmern, Amboßen und Maschinentheilen, und über Alles ragen die Schornsteine und der Wasserthurm empor.

Von der Höhe des letztern herab kann man sich leicht von der Treue des Bildes überzeugen. Wir kehren zu ihm zurück, um unsere Blicke weiter schweifen zu lassen. Dort ein Eishaus für die Arbeiter — hier eine Arbeiterkaserne — und wieder hier eine Gasanstalt, welche für die Unterhaltung von 8000 Flammen zu sorgen und daher stündlich 40,000 Kubikfuß Gas zu liefern hat.

Wir dürfen die Bäckerei nicht vergessen, die Tag für Tag eine Bevölkerung von mindestens 20,000 Seelen mit reinem Roggenbrot versorgt. Denn

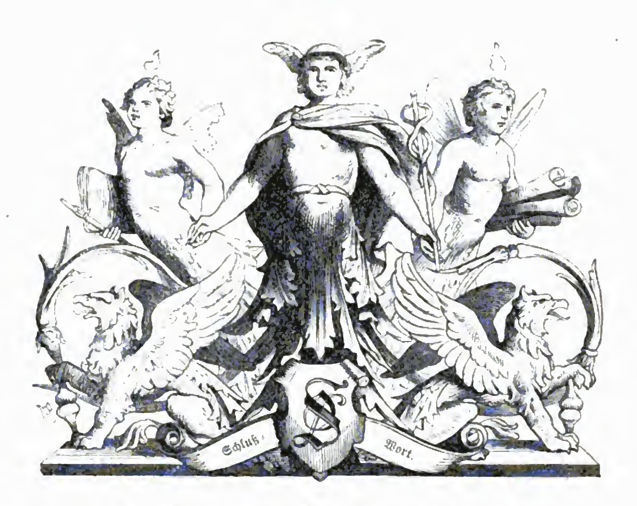
wenn auch die meisten Arbeiter der Fabrik unverheirathet sind, so giebt es unter denselben doch auch eine ziemlich große Zahl von Familienvätern.

Die Arbeiter erhalten das Brot zum Selbstkostenpreis, doch ist dies nicht der einzige Vortheil, den die Fabrik ihnen bietet. Außer ihrem festen Lohne erhalten sie eine mit ihren Leistungen wachsende Remuneration. Außerdem ist für sie durch eine Kranken- und Pensionskasse gesorgt, zu welcher die Anstalt einen der Summe der Beiträge sämmtlicher Theilhaber gleichen Zuschuß leistet. Aus dieser Kasse erhält in Krankheitsfällen der Arzt seine Bezahlung, aus ihr beziehen Witwen und Waisen ihre Pension, die Arbeiter ihren Ruhegehalt. Nach sechzehnjähriger Arbeit in der Fabrik erhält der Arbeiter aus ihr einen regelmäßigen, allmälig steigenden Zuschuß, bis er bei Uebertritt in den Ruhestand mit Ablauf des fünfundzwanzigsten Arbeitsjahres in den Genuß eines Ruhegehalts tritt, dessen Betrag dem Lohne gleichkommt, den er bei fortgesetzter Arbeit erhalten würde.

Ungefähr 1500 Arbeiter wohnen in der Kaserne, in welcher sie zugleich beköstigt werden. Für Wohnung und Kost zahlen sie etwa 1/4 Thaler pro Tag, doch ist darin der Kaffee nicht inbegriffen, von welchem die Arbeiter in Essen, wie ihre übrigen deutschen Kollegen, große Freunde sind. Man hat daher am Fuße des höchsten Schornsteins Hallen zur Bereitung dieses Labetranks eingerichtet, von wo aus man ihnen denselben, während der regelmäßigen Arbeitspausen, in großen Kesseln von Eisenblech rauchend zuträgt.

Ueber die Armee von Gießern, Schmieden, Schlossern, Mechanikern, Töpfern, Artilleristen u. s. w. führen etwa fünfzig Ingenieure das Kommando, unter denen sich Chemiker, Techniker und Artillerie-Offiziere von großem Rufe befinden. Nicht minder zahlreich ist das kaufmännische Personal, welches in der Anstalt beschäftigt wird, abgesehen von den Repräsentanten, welche das Haus Krupp in den wichtigsten Städten Europa's unterhält.

Wir schließen hier unsern Rundgang durch das großartige Etablissement, dessen Gebäude und Maschinen allein einen Werth von mehr als 14 Millionen Thalern repräsentiren. Ist es uns auch nicht gelungen, durch Beschreibung, die stets hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, den Eindruck zu ersetzen, den das wirkliche Anschauen dieser Gebäude, dieser Maschinen, dieses außerordentlichen Organismus auf den denkenden Beschauer hervorbringen muß, so werden doch die Leser mit uns die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alfred Krupp einer der wenigen Auserwählten ist, die, mit scharfem Blicke die Bedürfnisse und Forderungen der Zeit erkennend, mit Muth und Beharrlichkeit die Hindernisse zu besiegen wissen, welche ihrem Streben sich entgegenstellen und welche in der glücklichen Durchführung der wohlberechneten Pläne, im Genusse wohlverdienter Erfolge, sowie in der freudigen Anerkennung der Zeitgenossen, einen reichen Ersatz für die Mühen und Anstrengungen eines arbeitsvollen Lebens finden.



Selbsthülfe und Genossenschaftswesen.

Pflege der Eintracht zwischen Unternehmer und Gehülfen.

Die Rochdaler Pioneers. Victor Aimé Huber. Hermann Schulze-Delitzsch. A. Staub & Co. und die Arbeiterheimstätte in Kuchen. Jean Dollfus und die Société industrielle in Mülhausen.

1. Die sogenannte Arbeiterfrage.

Daß die Versuche zur Lösung der sogenannten Arbeiterfrage so vielfach mißlingen einerseits und daß sie andererseits vielfach so sehr von einander abweichen, hat seinen Grund in dem Mangel an klarer und präziser Feststellung des Problems ebensowol, wie in dem irrthümlichen Bestreben, ganz verschiedenartige Krankheiten, auf deren Heilung es allerdings bei jener Frage abgesehen ist, mit einem einzigen, gleichen, — einem Universalmittel — zu heilen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß jener Mangel ebenso wie dieser Irrthum zum Theil durch die überaus unglückliche Wahl des Ausdruckes „Arbeiterfrage" verschuldet ist.

Jede Lebensäußerung des Menschen, welche Folge einer Entschließung und auf ein „Werk" gerichtet ist, also nicht ihren Zweck in sich selber findet, ist Arbeit. Wer arbeitet — sei es was es sei —, insbesondere wer regelmäßig arbeitet, ist ein Arbeiter. Nur ein sehr geringer Prozentsatz des arbeitsfähigen Theiles der Menschheit gehört zu den ständigen Nichtarbeitern.

Aber die große Masse der Uebrigen zeigt eine unendliche Mannichfaltigkeit hinsichtlich der Art des Werkes, hinsichtlich der Art und des Maßes der Anstrengung, hinsichtlich des Erfolges. Bietet nun diese unendlich verschiedenartige Masse Anlaß zu Betrachtungen von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte aus, sodaß man wirklich mit Beziehung auf sie von einer „Arbeiterfrage" reden könnte? Bedrückt sie etwa ein gemeinsames gleiches Leid, welches im Interesse der Menschheitsentwicklung von ihr genommen werden müßte oder von ihr genommen werden könnte durch eine einzige hülfreiche That? Befindet sie sich in einem gemeinsamen Vorzuge oder Nachtheile gegen die Minderzahl der Nichtarbeiter, den man im Interesse der Gerechtigkeit ausgleichen müßte und durch einen einzigen nivellirenden Akt ausgleichen könnte?

Für eine wirthschaftliche Frage, ja für die wirthschaftliche Kardinalfrage der Zeit erklärt man die sogenannte Arbeiterfrage.

Befindet sich etwa die ganze buntscheckige Masse der Arbeiter unter gleichen ökonomischen Bedingungen, und handelt es sich nun um die Frage, ob diese Bedingungen verändert, verbessert werden müssen, und eventuell wie sie verbessert werden können?

Aber welch ein ökonomischer Abstand zwischen jenen Arbeitern, welche mit ihren Millionen die Börsen der Welt beherrschen, und denen, welche ihre wirthschaftliche Existenz mit kümmerlichem Tagelohn von einem Tage zum andern fristen! Welch ein ökonomischer Abstand zwischen dem Arbeiter auf dem Throne und dem Wildheuer in den Alpen!

Doch — es ist bekannt, daß Diejenigen, welche das Wort „Arbeiterfrage" gern im Munde führen, unter ihren „Arbeitern" keineswegs alle Personen verstehen, die zeitweilig oder regelmäßig arbeiten. Sie weisen darauf hin, daß sich im Laufe der Zeit für eine besondere Klasse von Personen die Bezeichnung „Arbeiterstand" ausgebildet habe; die diesem Stande angehören, nenne man „Arbeiter" vorzugsweise; auf sie beziehe sich die sogenannte Arbeiterfrage ausschließlich.

Nun kann man aber mit der größten Sicherheit voraussagen, daß Alle, die sich so mit dem Hinweise auf einen bestimmten, im Laufe der Zeit entstandenen Begriff aus der Verlegenheit zu helfen suchen, aufs Neue in Verlegenheit gerathen, wenn man eine etwas nähere, eingehendere Definition jenes Begriffes von ihnen fordert, oder auf Grund der von ihnen gegebenen Definition die „Arbeiterfrage" etwas gründlicher mit ihnen zu diskutiren beginnt.

Die Einen werden erklären, die Arbeiter ihrer „Arbeitsfrage" seien alle diejenigen Personen, welche in ihrem Einkommen im Wesentlichen auf Arbeitslohn angewiesen seien. Nichts leichter, als ihnen nachweisen, daß zu dieser Klasse Viele, die zu den Bestsituirten aller Klassen der Bevölkerung gehören, Solche, die es nach Kapitalgewinn gar nicht gelüstet, und andererseits Solche zu rechnen sind, die allerdings fortwährend mit der Noth zu kämpfen haben; daß endlich zwischen diesen beiden Extremen eine große Mannichfaltigkeit wirthschaftlicher Lebensstellungen besteht. Wer nun in der Beschränkung auf Arbeitslohn das gemeinsame Leiden dieser im Uebrigen aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Klasse erblickt, denkt bei der „Arbeiter-

frage" natürlich an die Möglichkeit und Nothwendigkeit, seinen Klienten neben dem Arbeitslohn auch Kapitalgewinn zu verschaffen. Die Einen aber, wie gesagt, gelüstet's gar nicht nach Kapitalgewinn; wenn man aber den Anderen Kapitalgewinn „verschaffen" will, so mag man bedenken, daß man ihnen Kapital verschaffen muß; daß aber Kapital nur erarbeitet oder erspart werden kann; daß ferner, wenn die sogenannten „Arbeiter" sich Kapital nicht erarbeiten oder ersparen können und man ihnen doch Kapital verschaffen will, dies nicht wohl anders angeht, als indem man ihnen Kapital schenkt, welches Andere erarbeitet oder erspart haben; und daß endlich, vorausgesetzt, daß diese Anderen solchen Raub sich gefallen lassen, man entweder sie in die Klasse der sogenannten Arbeiter hinabdrückt oder aber doch keinerlei Garantie dafür zu bieten vermag, daß die durch den Raub Bereicherten nicht den heute erworbenen Reichthum morgen wieder vergeuden. —

Von anderer Seite wird man belehrt werden, die „Arbeiter" der „Arbeiterfrage" seien alle diejenigen Personen, welche nicht einem selbständigen Geschäftsbetriebe vorstehen. Ein Wort wird genügen, um die, welche den Begriff in diesem Sinne fassen, zu einer wesentlichen Einschränkung zu veranlassen. Sie werden nämlich gern zugeben, daß Arbeitsunfähige, von den Geschäften Zurückgezogene, ferner alle Diejenigen, welche nicht eigentlich eine wirthschaftliche Beschäftigung haben, wenn sie auch bei jener Definition eingeschlossen werden, doch den „Arbeitern" der „Arbeiterfrage" nicht beizuzählen seien; daß man eigentlich doch nur an die Gewerbsgehülfen in den verschiedenen Gewerben der Gütererzeugung, des Handels und der persönlichen Dienstleistung denke. Auch in dieser Beschränkung ist der Begriff noch viel zu weit. Denn auch in der Klasse dieser Gewerbsgehülfen sind die verschiedenartigsten — höchst günstige und höchst ungünstige — wirthschaftlichen Situationen vertreten. Angenommen aber, es gelänge, die Definition der unselbständigen Arbeiter so einzuschränken, daß endlich in der That eine einigermaßen gleichartige Masse übrig bliebe. Wenn das Gleichartige an dieser Masse die Unselbständigkeit der ökonomischen Stellung ist, so wird das Problem der Arbeiterfrage darin bestehen, diese „Arbeiter" aus ihrer unselbständigen Lage herauszureißen, sie zu Unternehmern zu machen. Unternehmer zu sein ist aber bekanntlich nicht eines Jeden Sache; es gehören dazu Eigenschaften, die vergleichsweise selten sind. Es ist auch an sich kein besonderes Glück, Unternehmer zu sein. Der Unternehmergewinn stellt sich unter Umständen als eine sehr reichliche Bezahlung der Unternehmerarbeit dar; aber der Unternehmerverlust, den der Gehülfe nie mitzutragen hat, ist gleichbedeutend mit nothgedrungener Verzichtleistung auf jeden Lohn für gethane, vielleicht schwere Arbeit, für ausgestandene, vielleicht sehr drückende Sorgen. Und, wenn selbst eine ganze Bevölkerung mit allen Unternehmergaben und Neigungen geboren würde — hieße es nicht unsere Kultur um Jahrhunderte zurückschrauben, wenn man einen Zustand schüfe, in welchem jeder volljährige Gewerbtreibende selbständiger Unternehmer wäre? Wir mögen es beklagen, daß, einem unabänderlichen Naturgesetze zufolge, z. B. auf manchen Gebieten der Gütererzeugung, der Großbetrieb fortwährend sich ausdehnt auf Kosten des Kleinbetriebes.

Aber unendlich viel mehr beklagenswerth, als die Opfer dieser Entwicklung, wären doch wir Anderen alle und die zunächst Betheiligten mit uns, wenn irgend eine Macht der Erde unsere gesammte gewerbliche Gütererzeugung bis auf das denkbar niedrigste Maß decentralisirte. Bestände die Lösung der Arbeiterfrage in der Selbständigmachung aller unselbständigen Arbeiter in allen Gewerben, und wäre diese Lösung heute gelungen — morgen würde das Naturgesetz der Centralisation seine stille Arbeit von Neuem beginnen, und übermorgen hätten wir wieder — „Herren und Knechte"; hie und da hätten vielleicht nur die Rollen gewechselt. —

Wieder Andere werden uns belehren, die „Arbeiter" der „Arbeiterfrage" seien lediglich solche Personen, deren Arbeit vorzugsweise Handarbeit sei. Auch dies ist bekanntlich keineswegs eine gleichartige, und es ist sogar, da die Grenze, von der ab die geistige Anstrengung bei der Arbeit die körperliche zu überwiegen beginnt, höchstens im einzelnen konkreten Falle zu bestimmen ist, eine sehr schwer definirbare Masse. Angenommen aber, die besonderen Merkmale dieser Arbeiterklasse ließen sich so genau und scharf bezeichnen, daß kein Zweifel mehr darüber bestehen könne, wer ihr beizuzählen sei und wer nicht, so wird diesen Arbeitern gegenüber das Problem der sogenannten Arbeiterfrage natürlich darin zu erkennen sein, es dahin zu bringen, daß künftig in ihrer Arbeit die geistige anstatt der körperlichen Anstrengung überwiege. Nun ist aber auf keine Weise einzusehen, weder warum noch wie das Verhältniß geändert werden soll, daß bei der Arbeit eines großen Theiles der Bevölkerung die körperliche Anstrengung verhältnißmäßig stärker ist als die geistige. Alle Arbeiten, welche auf lokale oder materiale Stoffveränderung hinauslaufen, erheischen nun einmal vorwiegend körperliche Anstrengung. Jene Arbeiten eliminiren, heißt auch auf ihre Resultate verzichten, und die Welt zur Verzichtleistung auf jene Resultate zwingen, heißt unsere Kultur auf den Naturstand zurückführen. Soll aber, da dies doch die Meinung nicht sein kann, die Lösung der sogenannten Arbeiterfrage darauf hinauslaufen, daß den jetzigen Handarbeitern ihre Arbeit abgenommen und Anderen übertragen werde? Das wäre eine Lösung, die, mit welcher Konsequenz und mit welchen Machtmitteln auch immer durchgeführt, einen Wandel der Dinge höchstens für heute schaffen, eine Revolution erzeugen würde, welcher morgen die Reaktion auf dem Fuße folgen müßte. —

Von wieder Anderen endlich werden als die „Arbeiter" der sogenannten Arbeiterfrage Diejenigen bezeichnet, welche den untersten Einkommensklassen angehören, oder bei denen von Einkommen überhaupt nicht die Rede ist. Diese Klasse kann man statistisch fixiren. Ferdinand Lassalle hat es bekanntlich versucht. 96¼ % der preußischen Bevölkerung von 1851 — das waren damals nach ihm in Preußen „die Arbeiter" der „Arbeiterfrage". Muß es nun auch überaus befremdlich erscheinen, daß man so die Bezeichnungen „Arme" und „Arbeiter" identifizirt, daß man ohne alles Bedenken denjenigen Theil von jenen 96¼ %, welcher aus Personen besteht, die notorisch nicht arbeiten wollen oder nicht arbeiten können, also notorische Nichtarbeiter (lucus a non lucendo) als Arbeiter bezeichnet, so kann man doch über diesen Fehlgriff hinwegsehen, und es wird sich nur fragen, welches Problem

die Arbeiterfrage dieser großen Mehrzahl der Bevölkerung gegenüber aufstelle. Sie befinden sich angeblich in einer ungünstigen und ohne Zweifel in einer ungünstigeren ökonomischen Lage, als die Minderheit. Es wird also darauf ankommen, zu ermitteln, ob ihnen nicht und wie ihnen etwa zu einer glücklicheren wirthschaftlichen Lage zu verhelfen sei.

Also in der That ein hochwichtiges Problem! Aber ein Problem, welches nicht seit heute und gestern erst, sondern seit Jahrhunderten zur Lösung drängt, und an dessen Lösung alle nachfolgenden Generationen mit zu arbeiten haben werden. Und ein Problem so komplizirter Art, daß man nicht wähnen soll, es gäbe ein Arcanum, um es jemals mit einem Schlage zu lösen, es gäbe ein einziges Universalmittel für alle die tausenderlei Uebel und Gebrechen, an denen thatsächlich die wirthschaftliche Existenz von Millionen krankt seit Menschengedenken, keineswegs in unserer Zeit zum ersten Male, keineswegs in unserer Zeit heftiger als je zuvor.

An Gebrechen in allen Lebenskreisen ist das menschliche Leben stets reich gewesen und es wird ihm niemals daran fehlen. Sie werden immer der stärkste Sporn für alle Fortschrittsbestrebungen sein. Aber den zeit- und kraftvergeudenden Alchymisten vergleichbar sind Jene, welche meinen, das Ideal des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen lasse sich durch ein einziges Kunststück von Verfassung, das Ideal des Kulturlebens durch ein einziges Meisterstück von Religion oder Schule verwirklichen; den Alchymisten vergleichbar sind auch Jene, welche meinen, das Ideal des Wirthschaftslebens zu verwirklichen, bedürfe es nur eines glücklichen Fundes, einer bestimmten, noch nicht entdeckten Form der Gütervertheilung.

Wer mag der Erscheinung der Massenarmuth, wie sie hie und da ihr gramgefurchtes Antlitz erhebt, sein Auge verschließen? Wer möchte es nicht für eine der menschenwürdigsten Aufgaben halten, dazu mitzuwirken mit allen Kräften, daß das Joch drückender Armuth von Tausenden und aber Tausenden von Mitmenschen hinweggenommen werde?

Aber — man trete nur an diese Aufgabe einmal wirklich ernsthaft, thatkräftig und ohne Illusionen über die thatsächlichen menschlichen Verhältnisse heran — und bald wird man finden, daß die Noth, wie sie den mannichfaltigsten Ursachen entspringt, wie sie in den verschiedenartigsten Gestalten auftritt, auch behandelt sein will und gelindert werden kann nur mit spezifischen Mitteln.

Da ist Armuth, entstanden aus Krankheit, Mißwachs oder unabwendbar hereinbrechenden schweren Schicksalsschlägen!

Da ist Armuth, entstanden aus unsinniger Vergeudung und nachfolgender unüberwindlicher Schlaffheit!

Da ist Armuth, entstanden aus überhandnehmender Verdummung!

Da ist die Noth zurückzuführen auf das massenhafte Ueberhandnehmen der Großindustrie und die Versäumniß rechtzeitiger Vorkehr auf Seiten der jetzt vernichteten, selbständigen Kleinindustrie!

Da besteht die Ursache der Noth der Massen in der Verschwendung und dem Machtmißbrauch der herrschenden Klassen!

Da endlich ist die Armuth zurückzuführen auf die Vielregiererei, auf über-

mäßigen Steuerdruck, auf grundsatzlose Finanzverwaltung, auf Schutzzoll- und Monopolwirthschaft, auf gesetzliche oder administrative Beschränkungen der Freiheit des Erwerbs und der Niederlassung!

Nennt man Arbeiter alle Nothleidenden, versteht man unter „Arbeiterfrage" die Frage, ob und wie die materielle Noth aus der Welt zu schaffen sei, und verlangt man auf diese Frage eine einfache Antwort, ein Schlagwort, die Angabe eines Universalmittels, als da sind: „Produktivgenossenschaften", „Phalansterien", „Allgemeines direktes Wahlrecht", „Handels- und Gewerbefreiheit", „Republikanische Verfassung" u. s. w., u. s. w. — so müssen wir sagen: „Es giebt keine Arbeiterfrage!"

Raisonnirt man aber folgendermaßen: „Zu allen Zeiten und bei allen Nationen hat es Arme gegeben. Jede Epoche der Menschheitsgeschichte hat ihre besondere Kulturaufgabe. In unserer Kulturepoche ist der Blick der denkenden Menschen aller Kulturvölker dem Wirthschaftsleben der Menschen mehr als je zuvor zugewendet. Wir erkennen klarer, als sie je zuvor erkannt wurden, die wirthschaftlichen Gebrechen, an denen Millionen leiden, und die Ursachen, denen diese Gebrechen entstammen. Eine unserer wichtigsten Kulturaufgaben besteht in der Sorge für die Heilung jener Gebrechen, oder mit anderen Worten: „in der Lösung der Arbeiterfrage" — raisonnirt man so, so läßt sich dagegen nichts einwenden, als daß die Kulturaufgabe unserer Zeit zwar sehr richtig definirt, aber mit den Worten „Lösung der Arbeiterfrage" sehr unglücklich bezeichnet ist.

Wirklich ist es unserer Zeit und den heutigen Kulturvölkern vorbehalten, ein Problem zu lösen, welches auch früheren Epochen wol vorschwebte, dessen Lösung aber keine frühere Zeit sich so angelegen sein ließ und sein lassen konnte, als die unsrige, da erst in unserem Jahrhundert die Grundgesetze der wirthschaftlichen Entwicklung und die Grundbedingungen des Wohlstandes klar ins Auge gefaßt wurden.

Das Problem ist ungemein komplizirt. Wir werden uns mit künftigen Generationen in seine Lösung theilen müssen; es haben sich auch bereits frühere Generationen mit uns darein getheilt. Ihnen war es vorbehalten, die letzten Spuren des Merkantilsystems, des vielregierenden Polizeistaates, des Feudalsystems, des Zunftwesens zu vertilgen und wenigstens die Theorie der Handelsfreiheit zu befestigen.

Wir haben als Folge jener Befreiungsarbeit einestheils, und dann als Folge der großartigsten Fortschritte der Technik, einen unerhörten Aufschwung der Industrie sich vollziehen sehen. Dieser Aufschwung, segensreich im Ganzen für die gesammte Kulturentwicklung, segensreich auch für die große Masse der Unbemittelten, hat indessen zahlreiche Existenzen zerstört, zahlreiche Gebrechen des Wirthschaftslebens erst ans Licht gebracht, neue derartige Gebrechen selbst hervorgerufen. In den zahlreichen Massen von Gehülfen der Großindustrie ist ein ganz neuer Berufsstand erwachsen, der sich in seine neue Lage noch nicht zu finden, der sich vor Verkennung und Mißbrauch noch nicht mit den rechten Mitteln zu schützen, der, wo er seine Macht erkennt, sich im Gebrauch derselben häufig nicht zu mäßigen weiß, der häufig genug — infolge des Mangels an Interessenverständniß auf Seiten der Großunternehmer! — in einer unwürdigen und gedrückten Stellung sich befindet.

Geht man auf den Grund, so verstehen Diejenigen, welche heute von der

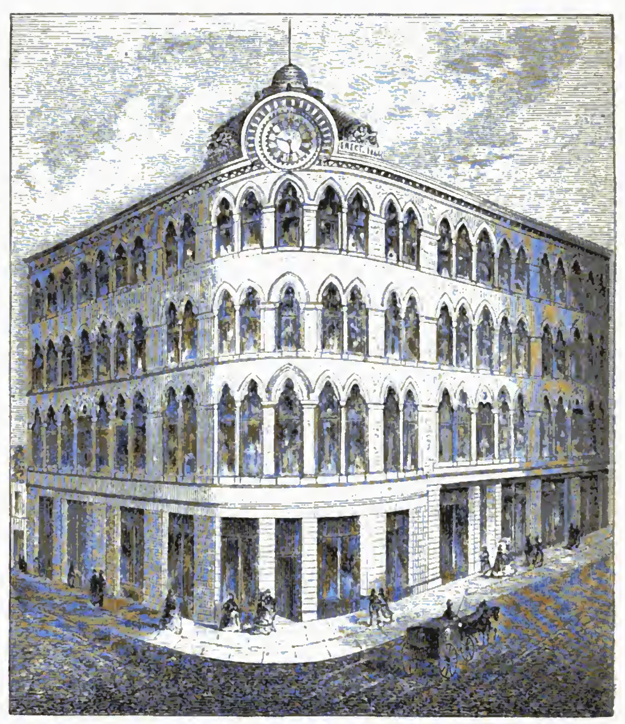
Arbeiterfrage reden, unter Arbeitern doch ausschließlich nur jene Personen, welche materiell unter dem mächtigen Aufschwunge der Großindustrie leiden, sei es nun als unterliegende Konkurrenten, sei es als übel situirte Gehülfen. Indem sie von der Arbeiterfrage reden, fordern sie, daß man sich mit den Mitteln beschäftige, jenen beiden abzuhelfen.

Und das in der That ist ein heutzutage vorzugsweise wichtiges und dringendes wirthschaftliches Problem. So verstanden ist die sogenannte Arbeiterfrage wirklich eine Zeitfrage. — An ihrer Lösung mitzuarbeiten sind — kann man sagen — Viele berufen, aber Wenige auserwählet.

Berufen dazu sind vor Allem im Interesse ihres Standes, in welchem eine völlige Solidarität der Interessen waltet, die intelligentesten unter den Fabrikarbeitern und den unter der Konkurrenz der Großindustrie leidenden Kleinunternehmern. Berufen sind weiter dazu, ebenfalls in ihrem eigenen Interesse, die Großindustriellen, die Unternehmer fabrikativ oder manufakturmäßig betriebener industrieller Geschäfte.

Nehmen jene die Aufgabe über sich, so finden sie heutzutage den Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe vollkommen geebnet; den Unternehmern aber bieten sich die mannichfaltigsten Wege dar, wenn gleichzeitig Interessenverständniß und Wohlwollen sie zu dem Entschlusse bringt, an der Lösung desjenigen Theiles der sogenannten Arbeiterfrage, welcher sie vorzugsweise angeht, sich zu betheiligen. Vor Allem können sie entweder Institute der genossenschaftlichen Selbsthülfe mit Rath und That unterstützen, oder aber auf eigene Faust, mit eigenen Mitteln, einzeln oder zu Interessentenvereinen verbunden, Institute ins Leben rufen, welche, berechnet auf das physische und sittliche Wohl ihrer Gehülfen, diese zugleich aus der Noth emporheben und zu treueren, werthvolleren, wirksameren Mitarbeitern ihrer Unternehmungen machen.

Jene Institute, welche wir heute als Institute der genossenschaftlichen Selbsthülfe bezeichnen, verkörpern gewissermaßen in sich und haben zugleich das Körnlein Wahrheit, welches die Irrlehren des Sozialismus und Kommunismus in sich bargen, zu einem großen und unendlich werthvollen Schatze ausgebildet. Wo diese Irrlehren am frühesten und gründlichsten aufgedeckt, die wenigen schöpferischen Gedanken des Sozialismus und Kommunismus aber am sorgfältigsten herausgelesen und am besten verwerthet wurden — in England und Deutschland — da blühten jene Institute am schönsten auf.



Magazin der Equitable Pioneers in Rochdale.

2. Die Pioneers in Rochdale.

Es mag befremden, wenn in diesem Buche, welches einen wichtigen Theil der Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung der Menschheit um die Lebensbilder einzelner hervorragender Männer gruppirt, einmal eine längere historische Darstellung eines solchen Mittelpunktes entbehrt. Indeß es liegt im Charakter der genossenschaftlichen Selbsthülfe, daß die Institute, welche sie ins Leben ruft, nicht als das Werk Einzelner sich darstellen. Kein Name ragt unter den Tausenden von wackeren Männern, welche sich mit Stolz Pioniere eines neuen schöpferischen Gedankens nannten, dermaßen hervor, daß man lediglich um seine Person die Darstellung der Früchte dieses Gedankens gruppiren könnte. Dieser Gedanke hätte eben so herrliche Früchte nicht zeitigen können, wenn er nicht mit der gleichen Macht Viele gleichzeitig beseelt hätte, wenn Diejenigen, welche ihn besonders klar und fest erfaßt hatten und seiner

Ausführung die meisten und besten Kräfte opferten, sich nicht als Gleiche unter Gleichen gerirt hätten. In dieser neuen Form der Demokratie wollen sein und sind wirklich Alle Aristokraten. Wer heute voranleuchtet, wird morgen in edlem Wetteifer überholt. Führer ist nicht einer, Führer sind nicht mehrere: Alle führen und folgen, Alle herrschen und dienen zugleich. —

Die ersten Anfänge des Genossenschaftswesens im heutigen, für die gegenwärtige Darstellung maßgebenden Sinne des Wortes müssen wir auf englischem Boden suchen.

Dort finden wir schon im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zunächst Wohnungsbau-Genossenschaften — Land and building societies —, deren erste, so viel man weiß, zuerst im Jahre 1815 zu Kirkudbright in Schottland ins Leben gerufen wurde und deren Zahl jetzt über 2000 betragen soll — Genossenschaften, welche darauf berechnet sind, unbemittelten Personen auf dem Wege der Assoziation allmälig zu Grund- und insbesondere zu Hauseigenthum zu verhelfen. Dort finden wir schon frühzeitig genossenschaftliche Sparinstitute anderer Art, und zwar Konsumvereine in verschiedenen Gestalten. Dort endlich hat der genossenschaftliche Geist in der berühmten Gesellschaft der „Rochdale equitable pioneers" seine größten Triumphe gefeiert.

Es wird sich hier noch öfter Gelegenheit bieten, auf das englische Genossenschaftswesen zurückzukommen. Die klarste Vorstellung von dem Charakter der englischen genossenschaftlichen Bewegung erlangt man, wenn man die wunderbare Entwicklung der ebengenannten „Rochdale society" von ihren ersten Anfängen an verfolgt.

Zu Rochdale, einer Stadt von jetzt gegen 40,000 Einwohnern in der Grafschaft Lancashire, waren gegen Ende des Jahres 1843 dem Hauptzweige der dortigen Industrie, der Flanellweberei, die Konjunkturen besonders günstig. Zahlreiche und massenhafte Bestellungen gaben allen Fabriken überreichliche Beschäftigung. Die Arbeiter in diesen Fabriken, welche sich bis dahin mit einem sehr mäßigen Lohne hatten begnügen müssen, glaubten diesen Augenblick benutzen zu sollen, um sich höhere Lohnsätze auszubedingen. Viele entschlossen sich, an ihre Arbeitgeber die Bitte um Lohnerhöhung zu richten. Aber nur die wenigsten Unternehmer gingen auf diese in der bescheidensten Form vorgetragenen Gesuche ein. Die einzelnen Arbeiter hatten diese Gesuche je einzeln gelegentlich angebracht. Da dies so wenig fruchtete, so traten die Unzufriedenen nun zu einer sogenannten „Trade's union" zusammen und ernannten ein Comité, welches über die Mittel und Wege berathen sollte, die sicherer zum Ziele führen würden. Das Comité schlug die Wahl einer Deputation vor, welche im Namen der Vereinigung an alle Arbeitgeber nach einander die Forderung der Lohnerhöhung zu stellen habe; solchen Fabrikanten, welche die geforderte Lohnerhöhung verweigerten, sei die Arbeit Namens ihrer Weber zu kündigen, und diejenigen Arbeiter, welche so zur Kündigung gezwungen wären, seien von ihren noch in Arbeit befindlichen Genossen zu unterstützen. Zu dem Ende sollten sich die Letzteren zur Zahlung von wöchentlich zwei Pence jeder verstehen.

Man ging auf den Vorschlag ein. Die Deputation wurde unter den größten Schwierigkeiten — Alle scheuten sich, ihren Arbeitgebern mit einer

solchen Forderung und Drohung unter die Augen zu treten; das „Striken" war damals noch nicht so an der Tagesordnung wie heute — gewählt und begann ihren Rundgang. Derselbe war von geringem Erfolge; einzelne Fabrikanten bewilligten die geforderte Lohnerhöhung; die Mehrzahl aber erklärte, um keinen Preis auf eine solche Forderung eingehen zu können.

Dieser Widerstand war dem Erfolge des Planes um so gefährlicher, als es den meisten Arbeitern an Besonnenheit und Einsicht fehlte. Sie verließen ohne Weiteres die Arbeit in einer viel größeren Zahl, als die Kameraden, die in Arbeit blieben, zu ernähren fähig oder willig waren. Die Führer predigten umsonst Mäßigung. Es mißlang den Webern für dieses Mal, eine allgemeine Lohnerhöhung durchzusetzen; der „Strike" hatte keinen Erfolg; die Fabrikanten trugen den Sieg davon, vielleicht nicht so sehr durch eigene Kraft und Klugheit, als infolge der Kopflosigkeit ihrer Gegner. Die Tüchtigsten unter den Strikern fanden alsbald, die minder Tüchtigen nach und nach wieder Arbeit — Alle freilich zu den alten, niedrigen Löhnen.

Aber ganz ohne Erfolg sollte diese Bewegung nicht verlaufen — im Gegentheil: sie war bestimmt, einen eigenthümlich großartigen Erfolg zu zeitigen.

In Rochdale gab es damals viele Anhänger des bekannten englischen Sozialisten Robert Owen, der ja damals noch, wenn auch in hohem Alter (Owen war 1771 geboren) eifrig für seine Lehre, für seine „new moral world" wirkte. Gerade in Rochdale waren die Lehren des edlen Schwärmers tief in die Herzen vieler Arbeiter eingedrungen. Die Tüchtigsten unter den an dem Strike von 1843 betheiligt gewesenen Flanellwebern glaubten aus diesen Lehren einen Fingerzeig für ihr künftiges Verhalten entnehmen zu können. Und sie fanden ihn auch. Denn, während alle anderen Sozialisten die Hülfsbedürftigen immer auf fremde Hülfe verwiesen hatten, predigte und pries gerade Owen immer und immer wieder die Macht der Selbsthülfe.

Die aufgeklärtesten Weber fingen daher an, durch wöchentliche Zahlungen von zwei Pence pro Mann einen Fonds anzusammeln, um Rohstoffe auf gemeinschaftliche Kosten anzuschaffen und selbst Unternehmer werden zu können. Das zum Behufe des Strikes gewählte Comité leitete diese Sammlungen. — Aber der Fonds wuchs natürlich nur sehr langsam — und schon wurden Stimmen laut, welche die Rückvertheilung der eingeschossenen Summen empfahlen.

In dieser Noth suchte das Comité Rath in den Sonntagsversammlungen, welche zu Rochdale von dem dort bestehenden Mäßigkeitsvereine und den Chartisten (Anhängern einer für Wahlreform thätigen Partei) gemeinschaftlich abgehalten wurden. Auf sein Ersuchen wurde in einer solchen Versammlung die Frage zur förmlichen Debatte gestellt: „Welche Mittel giebt es, die Lage des Volkes gründlich zu bessern?"

Wie sich von selbst versteht, hatte jeder Redner sein besonderes, unfehlbares Universalmittel in Bereitschaft. Die „Teatotalers" (nichts als Theetrinker, die Mitglieder des Mäßigkeitsvereins) fanden das Heilmittel für die Noth des Volkes hauptsächlich darin, daß man ganz und gar dem Genusse berauschender Getränke entsage und daß die Männer den Ertrag ihrer Arbeit ungeschmälert für den Unterhalt ihrer Familien verwendeten. Die Chartisten plaidirten für

das allgemeine Stimmrecht. Die anwesenden Anhänger Owen's aber, gemäßigte und aufgeklärte, praktische Sozialisten, führten aus, man müsse, anstatt Zeit und Kräfte um unsicherer, vielleicht eingebildeter Vortheile willen in vergeblichen oder doch jedenfalls nur sehr langsam zum Ziele führenden politischen Agitationen zu verschwenden, lieber naheliegende Vortheile durch solche Mittel zu erreichen suchen, die man selbst in Händen habe; man solle seine Geldmittel und seine Fähigkeiten vereinigen, um gemeinschaftlich sich selbst den Profit zuzuwenden, den man jetzt, jeder als ein Konsument für sich, an die Händler zahle; man solle mit einem Worte genossenschaftliche „Store", Konsumvereine, gründen; übrigens könne ja Jeder noch Teatotaler oder Chartist, oder Beides zugleich sein.

Dieser Vorschlag leuchtete dem Webercomité ein. Man entschloß sich, einen „cooperative store" zu gründen, einen Laden zu eröffnen, in welchem von Vereinswegen die nothwendigsten Artikel des täglichen Gebrauches vorräthig sein sollten; es sollte nur gegen baar und mit erheblichem Profit zu festen Preisen verkauft werden; es sollten Mitglieder und Nichtmitglieder kaufen können; der nach Abzug der Betriebskosten, wozu auch 5% Zinsen für die Zeichner des Betriebskapitales gehören sollten, verbleibende Gewinn sollte den Mitgliedern, welche im Vereinsladen gekauft haben, nach Verhältniß der Summen ihrer Einkäufe in jedem Quartale zu Gute gerechnet und nach Schluß des Quartals an dieselben ausgezahlt werden.

Unter Zugrundelegung dieses Planes bildeten einige vierzig arme Weber zu Rochdale eine Gesellschaft, welche laut Parlamentsakte vom 24. Oktober 1844 unter der Firma „Rochdale society of equitable Pioneers" in das Register der Korporationen eingetragen wurde.

Das Kapital des Vereins betrug 28 £. Drei Mitglieder hatten diese Summe in Raten von 2 Pence pro Woche während eines Jahres von den übrigen Mitgliedern eingesammelt.

Die Pioneers mietheten nun das Parterregeschoß eines Speichers in einer der ärmlichsten Straßen der Stadt (in der Toad-Lane oder Krötenstraße), und zwar auf drei Jahre für jährlich 10 £. Die Hälfte des Kapitals ward gleich auf die, wenn auch sehr ärmliche, Ladeneinrichtung verwendet; die andere Hälfte ward im Ankauf von Weizenmehl, Hafermehl, Butter und Zucker angelegt. Das Geschäft sollte am längsten Abend des Jahres 1844 — am 21. Dezember — eröffnet werden, am Abende, als schämten sich die armen Leute ihres ärmlichen Anfanges. William Cooper (noch heute Sekretär des Vereins) hatte das Amt des Vereinskassirers übernommen, Samuel Ashworth den „Titel, Rang und Charakter" eines „Verkäufers" erhalten.

An dem Abende, auf welchen die Ladeneröffnung festgesetzt war, war Toad-Lane belebter als je, gefüllt mit Neugierigen, meist Straßenbuben, die es nicht erwarten konnten, bis die „armen tollen Weber" ihnen die ersehnte Gelegenheit zu einem großen Jux verschaffen würden. — Ein Theil der Gesellschafter hatte sich ohne Aufsehen in den Store begeben, um bei der Eröffnung zugegen zu sein; und nun standen sie in dem armseligen, düsteren Erdgeschoß beisammen, als ob sie Verschwörer wären; Keiner wollte die Fensterladen herunternehmen, womit, wie man sich sagte, dem Mob das Signal zu gewaltigem Hohngelächter gegeben werden würde.

Endlich faßte sich Einer ein Herz; ein ironisches Beifallsgeschrei der versammelten Straßenbuben verkündete die Oeffnung des Weber-Store. Wie mancher jener Lästerer hat sich seitdem mit Hülfe jenes ärmlichen Store genährt und gekleidet, gewärmt und erquickt!

Die Pioneers hatten ihren ersten Anfang glücklich überwunden. Die anfängliche Schüchternheit wich, als das kleine Geschäft leidlich prosperirte. Und nun trugen sich die wackeren Männer gleich mit den stolzesten Plänen. Heißt es doch in den Satzungen, daß das in den Aktien zu 1 £ zusammenzubringende Kapital, außer zur Gründung eines Ladens, verwendet werden soll zur „Erbauung oder zu Ankauf und Einrichtung von Häusern, in welchen diejenigen Mitglieder, welche einander zur Verbesserung ihrer häuslichen und sozialen Lage beistehen wollen, wohnen mögen; zur Erzeugung solcher Artikel, welche der Gesellschaft zweckmäßig erscheinen werden, um dadurch solche Mitglieder zu beschäftigen, die ohne Arbeit sind oder infolge wiederholter Herabsetzung ihres Arbeitslohnes Noth leiden; zum Ankauf oder zur Pachtung von Grundstücken, welche durch arbeitslose oder zu niedrige Löhne verdienende Mitglieder bestellt werden sollen u. s. w., u. s. w.! — Wer hätte am 21. Dezember 1844 als Zeuge jener Eröffnungsscene in Toad-Lane zu Rochdale geglaubt, daß keine zwei Jahrzehnte nöthig sein würden, um diese stolzen Pläne sämmtlich ihrer Erfüllung entgegenzuführen! — Vor der Hand freilich blieben die Pioneers arme Weber, wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich jetzt allmälig zu einem kleinen Kapitale verhalfen — lediglich durch die gemeinschaftliche Beschaffung und die Baarzahlung ihrer Lebensmittel.

Der Laden war anfänglich nur an zwei Abenden in der Woche, des Montags und Sonnabends, geöffnet. Noch konnten die Verkaufsartikel nur in kleinen Quantitäten angeschafft werden. Also konnten beim Verkauf die Preise, die doch auch die Verwaltungskosten decken mußten, nicht sonderlich niedrig sein. Und so kam es, daß Nichtmitglieder fast gar nicht im Store der Pioneers kauften. Aber auch nicht alle Mitglieder kauften darin; denn viele konnten sich noch nicht aus der Verbindung, welche sie mit den Krämern in der Form von Schuldbüchlein angeknüpft hatten, ohne Weiteres befreien. Da man nun gewahrte, daß die Geschäfte nicht den erwünschten Gewinn brachten, stellte das Mitglied James Daly den Antrag, solche Mitglieder, welche den Laden nicht benutzen, seien aus dem Verein zu entlassen. Als aber Charles Howarth, ein anderes Mitglied, hiergegen opponirte und in lebendiger Rede ausführte, wie die Genossenschaft die Freiheit ihrer Mitgenossen gewaltsam nicht beschränken dürfe, ihm gehe die individuelle Freiheit über Alles, und ehe er diese preisgebe, verzichte er lieber auf die Vortheile der Kooperation, zog Daly seinen Antrag zurück.

Die Verwaltung des Vereins lag in den Händen eines Direktoriums von fünf Mitgliedern. Außerdem fungirten noch als Vereinsbeamte ein Schatzmeister, ein Schriftführer und drei Vertrauensmänner. Das ganze Verwaltungspersonal wurde je auf ein halbes Jahr gewählt und erledigte seine Geschäfte in wöchentlichen Sitzungen, die je am Donnerstag Abend im Comitézimmer der Weberzunft abgehalten wurden. Wer unentschuldigt fehlte, mußte einen Sixpence Strafe zahlen. Neue Mitglieder wurden in den Verein nur in der General-

versammlung gewählt. Jedes neu eintretende Mitglied mußte durch Einzahlung alsbald einen Gesellschaftsantheil erwerben.

So war die Mitgliederzahl bis Ende 1845 erst auf achtzig gestiegen. Im ersten Jahre hatten die Mitglieder auf Auszahlung der Zinsen für ihre Antheile verzichtet und auch die Dividenden auf ihre Antheile in der Vereinskasse belassen, sodaß diese ihrem Guthaben zuwuchsen. Das gesammte Vereinsvermögen war auf diese Weise bis Ende 1845 auf 181 £ 21 sh. 3 d. angewachsen. Aber es machte sich das Bedürfniß geltend, in dem Store nun auch andere Artikel, namentlich Thee und Tabak, zu verkaufen, und dies erheischte eine Erhöhung des Kapitals.

Man hatte den Muth, zu beschließen, daß das Kapital allmälig auf 1000 £ gebracht werden solle. Jedes Mitglied sollte sich verpflichten, nach und nach 4 Antheile à 1 £ zu erwerben; diese Summe sollte durch wöchentliche Zahlungen von 3 Pence beschafft, überdies sollten die Zinsen und Dividenden stets auf Antheile gutgeschrieben werden; säumige Zahler sollte eine Geldstrafe treffen.

Diese Anstrengung, welche sich die Mitglieder auferlegten, und das Gefühl, daß das Unternehmen zu prosperiren anfange, hob den Muth der Genossen; sie schlossen sich immer fester zusammen; sie wurden stolz auf ihre bescheidene Schöpfung, die auch schon auf ihren sittlichen Wandel in so augenscheinlicher Weise einwirkte, daß die einst geschmäheten „tollen Weber" mehr und mehr respektirt wurden. Von jetzt an schritt das Unternehmen, mit so vielen Fährlichkeiten es auch noch zu kämpfen hatte, rüstig vorwärts. Nachdem schon im Jahre 1845 Thee und Tabak als neue Artikel in den Laden eingeführt worden waren, begann der Verein im Jahre 1846 auch Fleisch zu verkaufen. Das böse Nothjahr 1847 sowie das darauf folgende allgemeine Revolutionsjahr wurde gut überstanden; die Mitgliederzahl und der Geschäftsfonds wuchsen. Das Erdgeschoß des Hauses in Toad-Lane wurde für die ausgedehnteren Geschäfte zu eng; die Pioneers mietheten das ganze dreistöckige Gebäude. Im folgenden Jahre — 1849 —, als die Mitgliederzahl bereits auf 390, das Kapital auf 1194 £, die durchschnittliche Wocheneinnahme des Store auf 179 £ angewachsen war, faßte man den rühmlichen Beschluß, in dem Versammlungszimmer des Genossenschaftshauses einen Bücher- und Zeitungsverkauf einzurichten, dessen Ertrag zur Anschaffung von immer neuen, in dem Zimmer aufzulegenden Büchern und Journalen verwendet werden solle; so wurde das Versammlungszimmer zugleich Lesezimmer.

Im April 1851 war der Laden zum ersten Male den ganzen Tag über geöffnet. Im Anfange fand der Verkauf nur zwei, dann drei Mal wöchentlich während zweier Abendstunden statt, später öffnete man den Laden vier Mal in der Woche während einer größeren Stundenzahl, und jetzt war es schon nöthig geworden, den Laden stets offen zu halten.

Aber gerade das vorhergehende Jahr war auch ein ganz besonders glückliches gewesen. Religiös intolerante Mitglieder hatten in diesem Jahre in der Mitte des Vereins einen gewaltigen Streit heraufbeschworen. Um diesen Zwist nicht weiter greifen, sondern ihn zwischen den alten Mitgliedern erst ruhig austragen zu lassen, beschloß man, sechs Monate lang gar keine neuen Mitglieder

aufzunehmen. Als diese Frist verstrichen war, meldeten sich mehr Mitglieder als je zuvor; die Zahl der Genossen stieg auf 600; das Kapital betrug 2300 £. Also hatte wirklich im Durchschnitt schon jedes Mitglied beinahe jene 4 Antheile à 1 £ erworben, welche man sich zu erwerben fünf Jahre früher nur zögernd verpflichtet hatte.

Hiermit war der Zeitpunkt gekommen, um nun auch die Verwirklichung der anderen hochfliegenden Pläne zu versuchen, mit denen sich die Gemüther der Gründer gleich vom Anfange an beschäftigten. Dazu fand sich bald Gelegenheit, indem der Verein eine von einzelnen seiner Mitglieder begründete, aber nicht rationell verwaltete Aktien-Mahlmühle, als den Unternehmern im Jahre 1851 der Bankerott drohete, dadurch unterstützte, daß er einen erheblichen Theil des Aktienkapitales übernahm und sich verpflichtete, seinen Mehlbedarf von jener Corn-Mill-Society zu beziehen. Da die Mühle auch jetzt noch nicht gut verwaltet wurde, brachte diese Betheiligung den Pioneers zeitweise ernste Verlegenheiten. Aber sie wußten sich aus den übelsten Lagen mit Fassung und Energie zu retten, und als Personen, welche ihre Ersparnisse bei den Pioneers angelegt hatten, ängstlich zu werden anfingen, zeigten diese durch prompteste Erfüllung ihrer Verpflichtungen, wie ungegründet alle solche Besorgnisse seien. So weit war der Kredit der Genossenschaft schon erstarkt, daß das Bankierhaus, mit welchem sie arbeitete, vor aller Welt erklärte, es habe den Pioneers einen offenen Kredit von 2000 £ eröffnet; derselbe sei aber von ihnen noch nie in Anspruch genommen worden! — Später ging die Corn-Mill-Society, welche sich auf Dampfbetrieb einrichtete, fast ganz in das Eigenthum und ganz in die Verwaltung der Pioneers über. So waren diese in der That schon selbständige Unternehmer, ihre eigenen Arbeitgeber geworden. Schon vorher, im Jahre 1852, hatten sie mit der Erzeugung von Schuhen, dann von Pantoffeln mit Holzsohlen — der gewöhnlichen Werkeltags-Fußbekleidung der unbemittelten Bevölkerung von Rochdale — begonnen; im Jahre 1854 sodann errichtete der Verein eine eigene Niederlage von Tuch- und anderen sogenannten Schnittwaaren. Aber damit nicht genug, betheiligte er sich im Jahre 1855 auch bei einer mit 96 mechanischen Webstühlen arbeitenden Manufactory Society, und zwar mit mehr als der Hälfte des erforderlichen Kapitals. Endlich ward eine eigene große Schlächterei und eine förmliche Kleiderfabrik errichtet.

In allen diesen Unternehmungen, die aus dem Geschäft des kleinen Store's in Toad-Lane hervorgingen und ihre Erzeugnisse nun wieder vermittelst dieses Ladens verwertheten, werden alle Arbeiten von Mitgliedern der Genossenschaft verrichtet. Werden Nichtmitglieder in Arbeit genommen, so müssen sich diese so lange Lohnabzüge gefallen lassen, bis sie 5 Geschäftsantheile der Genossenschaft à 1 £ erworben haben. Die an den verschiedenen Unternehmungen als Lohnarbeiter beschäftigten Pioneers verdienen den üblichen Lohn, erhalten aber am Jahresschlusse noch außer der Dividende des Gesammtgeschäfts einen Antheil am Reinertrage der speziellen Unternehmung, bei welcher sie beschäftigt sind. Dieser Antheil betrug z. B. im Jahre 1856 bei manchen Unternehmungen $7\frac{1}{2}$ % des Lohnes.

Das Verkaufsgeschäft nahm von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an.

Im Jahre 1856 mußte man anfangen, Filialläden in verschiedenen Stadttheilen zu errichten. Schon Ende 1857 bestanden vier solcher „Branch-Stores".

Die furchtbare Handelskrisis des Jahres 1857 ließ die Genossenschaft unberührt. In dem Geschäftsbericht für das erste Quartal 1858 heißt es: „Ihr Direktorium hat die Genugthuung, Ihnen die Mittheilung machen zu können, daß in Anbetracht der von panischem Schrecken begleiteten Handelskrisis, welche über das Land hingegangen ist, die Aussichten der Gesellschaft die allerbesten sind, da wir in keiner unserer Unternehmungen trotz jener Krisis eine ernstliche Störung erlitten haben." Die „armen tollen Weber" hatten also richtiger kalkulirt und gewirthschaftet, als viele erfahrene und altbegründete Handels- und Fabrikhäuser, als viele großartige und glänzende Aktienunternehmungen.

Eine neue große Sorge brachte der amerikanische Krieg mit seiner Baumwollennoth. Denn inzwischen hatten sich die Pioneers auch bei einer großen Baumwollspinnerei betheiligt.

Der „Evening Standard" vom 24. November 1862 theilt einen Bericht über das Verhalten der englischen Genossenschaften während jener Krisis mit. Darin lesen wir Folgendes: „Rochdale und die umliegenden Orte zählen 146 große Fabriken mit einer Arbeiterbevölkerung von etwa 24,300 Köpfen. Zur Zeit des Berichtes arbeiteten nur noch 5 Fabriken volle Zeit und 2 Fabriken auf kurze Zeit; 114 Fabriken mit 19,038 Arbeitern standen gänzlich still. Aber die etwa 50 Genossenschaften in Rochdale und Umgegend halten wacker Stand. Vor allen aber zeichnen sich die Mustergenossenschaft, die Equitable Pioneers, und die von ihnen ausgegangenen anderen Genossenschaften aus. Die Spinnerei der Pioneers arbeitete im November noch immer drei Tage die Woche mit 300 Arbeitern; in Ermangelung der amerikanischen Flocke hatte man zu der viel schwieriger zu behandelnden ostindischen Baumwolle gegriffen. Uebrigens sind nicht alle Mitglieder dieser großen Genossenschaft auch zugleich Arbeiter im genossenschaftlichen Betriebe. Manche Mitglieder haben ihren Verdienst auch nicht in der Baumwoll- oder Wollindustrie, sondern in den Eisen- und Messinggießereien u. s. w. Aber freilich — alle Zweige und Klassen der Arbeit werden von der Baumwollennoth berührt. Die Pioneers haben schon bisher nicht nur für sich gesorgt; sie haben schon bisher jährlich nicht unbedeutende Beiträge zu wohlthätigen Anstalten gegeben. Jetzt, zur Zeit der Noth, tragen sie wöchentlich 23 £ zur Unterstützung der Nothleidenden ihrer Bekanntschaft bei. Jeden Dienstag und Freitag wird an 13—1400 Personen Reis und Gerstenmehl ausgetheilt."

Also die armen Strikers, die im Jahre 1843 ihrer eigenen Noth keinen Rath wußten, als der wenig fein veranstaltete Strike nicht glückte, sind zwanzig Jahre später nicht nur ihre eigenen Arbeitgeber, sie sind nicht nur zum großen Theile wohlsituirte kleine Kapitalisten geworden — in Zeiten der Noth öffnen sie auch gern ihre Hand und spenden Bedrängten von ihrem mühsam ersparten Reichthum!

In der That — auch sittlich hat sich diese Genossenschaftsschule herrlich bewährt. Die Equitable Pioneers zählen jetzt mehrere tausend Mitglieder; die Verwaltung verfügt über ein großes Vermögen; die Vertheilung des Reinertrags erfordert eine sehr verwickelte Rechnung; auch in dieser Genossenschaft

53*

steht der noch unbemittelte Anfänger neben dem schon wohlsituirten vieljährigen Mitgliede — wahrlich Ursache genug zu Streit und Unfrieden, zu Neid und Mißgunst! Aber nichts von Alledem. Die Genossenschafts-Schiedsrichter lassen in jedem neuen Quartalsberichte die stereotype, hocherfreuliche Klage vernehmen, daß auch im verflossenen Quartale von ihren Diensten kein Gebrauch gemacht worden sei. Und an Prozesse gar ist in den nunmehr 24 Jahren des Bestehens der Genossenschaft nicht zu denken gewesen. Davor haben die Pioneers einen gewaltigen Respekt.

Im August 1867 besuchte ein Mitglied des Wiener „Vereins für volkswirthschaftlichen Fortschritt", Dr. Adolph Ehrenfeld, Rochdale und die dortigen Unternehmungen der Pioneers. Der Bericht, welchen er dann im Dezember desselben Jahres über seinen Besuch in einer der Sitzungen jenes Vereins erstattete, ist auszugsweise in dem Vereins-Flugblatt Nr. 1 (Wien 1868) abgedruckt. Wir entnehmen dieser und weiteren neuesten eingehenderen Mittheilungen über jene wunderbare Genossenschaft die nachstehenden Daten:

Der Berichterstatter fand die Unternehmungen der Pioneers in der schönsten Blüte. Sie hatten damals in Rochdale elf Läden für Gewürzwaaren und Viktualien, elf Läden für Fleisch und Mehl, drei Läden für Schuhe, ebenso viele für Pantoffeln und eine Niederlage für Manufakturwaaren. Sämmtliche Häuser, in denen sich die Läden befinden, bis auf dasjenige in der Toad-Lane, welches den ältesten Store enthält, sind Eigenthum der Genossenschaft. In jedem dieser Häuser befindet sich ein Lesezimmer, in einem derselben die aus 7000 Bänden bestehende Vereinsbibliothek. Die Lesezimmer sind auf das Vollständigste und selbst komfortabel eingerichtet. Der Verein hielt im Jahre 1867 12 Tagesblätter, darunter manche in mehreren Exemplaren, 55 Wochenschriften, 21 Monatsschriften und 4 sogenannte Reviews. Der Berichterstatter fand in allen Leselokalen stets lesende Mitglieder. Ein großer Central-Store der Genossenschaft, der mit einem Aufwande von ungefähr 10,000 £ hergestellt worden ist, enthält im ersten und zweiten Stockwerke großartige Magazine, Werkstätten, Verkaufsläden und die Vereinsbureaus. Im dritten Stockwerke befinden sich die Bibliothek und ein großes Lesezimmer; im vierten Stock ein Versammlungssaal, der bequem 1500 Personen fassen kann.

An den mehrgenannten und anderen, neuerdings ins Leben gerufenen industriellen und genossenschaftlichen Unternehmungen — der Kornmühle, der Baumwollenspinnerei und Weberei, einer „Cooperative Land and Building Society", einer Badeanstalt, einem Kohlengeschäft, der „North of England Cooperative Wholesale Society" u. s. w. — ist der Verein der Pioneers zwar auch meist als solcher mit Aktienkapitalien betheiligt, indeß sind dies doch Aktienunternehmungen für sich, nur fast sämmtlich begründet und unterhalten von solchen Mitgliedern, welche in dem eigentlichen und ursprünglichen Geschäft — dem Konsumverein — so viel erspart hatten, daß sie nun an solche Unternehmungen denken konnten.

Die Kornmühle, welche einst den Pioneers so große Noth gemacht hatte, ist jetzt mit 15 Mahlgängen und den zweckmäßigsten Maschinen versehen; sie versorgt 60 Konsumvereine der Umgegend mit Mehl. Im zweiten Quartal

1867 hatte diese Mühle einen Umsatz von 105,000 £ gehabt und waren 4210 £ netto verdient worden.

Die Spinnerei und Weberei beschäftigt bei 50,000 Spindeln und 633 mechanischen Webstühlen 700 Arbeiter. Im Jahre 1866 repräsentirte diese Unternehmung ein Kapital von 110,866 £, sie hatte einen Umsatz von 152,893 £.

Die Baugenossenschaft ist ganz nach den gewöhnlichen Grundsätzen der englischen „Land and Building Societies“ eingerichtet.

Das Kohlenhandelsgeschäft ist darauf berechnet, Steinkohlen en gros zu beziehen und en détail zu verkaufen; im zweiten Quartal 1867 betrug der Umsatz 1689 £, der Nutzen aber 90 £.

Die oben erwähnte „North of England Cooperative Wholesale Society“ ist gewissermaßen ein Konsumverein für Konsumvereine, ein Großhandelsgeschäft zur Versorgung solcher Vereine zu En-gros-Preisen. Im Jahre 1864 errichtet, zählte dieses Geschäft schon 200 englische Konsumvereine als Theilnehmer.

Die Badeanstalt soll allen Klassen der Bevölkerung billige und komfortable Badegelegenheit bieten.

Bei allen diesen großartigen Unternehmungen finden wir neben der Genossenschaft der Pioneers meist auch die nämlichen Mitglieder dieser Genossenschaft als Hauptaktionärs betheiligt. Die Pioneers, welche im Jahre 1844 mit so ärmlichen Mitteln, aber so hochfliegenden Hoffnungen begannen, haben doch schon wenige Jahre später alle ihre Erwartungen übertroffen gesehen und an sich selber die Wunderkraft der genossenschaftlichen Selbsthülfe empfunden. — Ende 1866 zählte die Genossenschaft 6246 Mitglieder. Das Vereinsvermögen bestand in nahe an 100,000 £, der Umsatz jenes Jahres (in den Vereins-Stores) belief sich auf 249,000 £ und der Nettogewinn auf 31,931 £, sodaß also ein Mitglied in diesem Jahre durchschnittlich 5 £ oder circa 50 Fl. ö. W. oder circa 35 Thlr. pr. Ct. verdiente, verdiente lediglich durch Ankauf der Gegenstände des täglichen Bedarfes in den Vereinsmagazinen gegen Baarzahlung!“

„Sind das nicht wunderbare und doch natürliche Resultate!“ — rief der genannte Berichterstatter am Schlusse seiner Mittheilungen aus. — „Wie viel fehlt noch dazu, daß z. B. die Hunderte von Konsumvereinen, resp. der Großhandelsverein, wenn er in demselben Verhältnisse gedeiht, wie der ursprünglich so kleine Rochdaler Konsumverein, endlich dahin gelangt, seinen Bedarf nicht einmal mehr vom Produzenten beziehen zu müssen, sondern sein Getreide 2c. auf eigene Rechnung erzeugen zu lassen? Und wie weit ist es von diesem Stadium zu dem nächsten, wo er auch seinen Kaffee, seinen Zucker und, was das Wichtigste ist, vielleicht auch seine Baumwolle selbst erzeugt?“

In der That! wenn man sich in die Geschichte der Equitable Pioneers vertieft, gewinnt man eine unbegrenzte Achtung vor der Leistungsfähigkeit der genossenschaftlichen Selbsthülfe, und es hält schwer, sich in der Aufzählung der wirthschaftlichen Probleme, welche ihr vernünftiger Weise überwiesen werden können, zu beschränken.

---

3. Das Genossenschaftswesen in England und Frankreich.

Der genossenschaftliche Geist hat in England vorzugsweise Sparinstitute, Unterstützungsvereine, Land- und Baugesellschaften und Konsumvereine ins Leben gerufen, weniger dagegen Produktivgenossenschaften. Es erklärt sich dies wol daraus, daß dort die Gewerbefreiheit frühzeitig wenigstens diejenigen Kleinunternehmer, welche der Natur ihres Geschäfts wegen von keiner Großindustrie etwas zu fürchten hatten, zu Fleiß und intelligentem Betriebe nöthigte, und daß in den anderen Zweigen der Industrie der Kampf zwischen dem Kleinbetrieb und dem Großbetrieb, bei der gewaltigen Konzentrirung des letzteren, minder lange Zeit sich hinzog, also minder ruinirend wirkte.

Die Statistik der über ganz Großbritannien verzweigten Sparbanken, insbesondere der sogenannten Penny-Sparbanken, ist leider sehr dürftig. Aber an einzelnen Beispielen gewahren wir, wie intensiv diese Institute von den unbemittelten Klassen der Bevölkerung benutzt werden. In Bradford waren im Jahre 1859 von 430 Fabrikmädchen 8139 £, von 135 verheiratheten Frauen 3897 £, von 506 Dienstboten 12,756 £ bei ein und derselben Sparkasse deponirt. Die Yorkshire Penny-Sparbank, welche am 13. Mai 1859 ihr Geschäft begann, hatte am 30. September 1860 bereits 105 Zweigbanken; die angelegten Fonds betrugen 18,000 £, und 25,000 Spareinleger hatten ein Guthaben von über 24,000 £.

Auch die Statistik der besonders seit 1852 — dem Geburtsjahre der ersten englischen Reformbill — rasch und massenhaft aufblühenden sogenannten „Friendly Societies", d. h. Unterstützungsvereine, die auf der Grundlage von Wahrscheinlichkeitsrechnungen beruhen, ist äußerst mangelhaft. Wenigstens dem Namen nach bekannt sind seit längerer Zeit auch in Deutschland die „Manchester Unity of Old Fellows" und die „Ancient Order of Foresters". Der erstere Verein umfaßte im Jahre 1866 in 3671 Logen 387,000 Mitglieder und verfügte über einen Reservefond von 2,000,000 £. Im Laufe des Jahres wurden an die Hinterbliebenen von 7808 verstorbenen Mitgliedern 64,433 £ ausgezahlt. Der andere der genannten Vereine zählte im Jahre 1863 224,000 Personen, und ihre jährlichen Krankenbeisteuern betrugen ungefähr 220,000 £. Wie groß die Zahl der in England bestehenden Friendly Societies ist, geht aus der Klage des Mr. Pratt, Registrars von Unterstützungsvereinen, daß mehrmals 15,000 bekannte derartige Vereine keine genügenden Daten über ihren Geschäftsumfang veröffentlichen, deutlich genug hervor. Ein Herr Stephenson berechnete in einem in der „Social Science Association" von 1859 gehaltenen Vortrage die Zahl der Mitglieder aller solcher Vereine auf weit über 3,000,000, die Summe ihrer jährlichen Beisteuern auf nahe an 5 Millionen £ und ihre Reservefonds auf $11\frac{1}{3}$ Millionen £. Mr. Charles Hardwick dagegen gab vor dem internationalen Wohlthätigkeitskongreß von 1862 den Gesammtreservefonds der englischen Friendly Societies auf 20 Mill. £ an.

Großbritannien ist aber vor Allem auch der eigentliche Sitz der Baugenossenschaften, dieser vielleicht gegenwärtig wichtigsten und segensreichsten unter allen Formen der genossenschaftlichen Selbsthülfe. Dort, wo die Sitte

das Bewohnen eines ganzen Hauses durch je eine Familie als einen Ausdruck behaglicher Existenz betrachtet, wo es zu den sehnlichsten Wünschen jedes ordentlichen Mannes gehört, „to have a stake in the country“, ist das Ei des Kolumbus in der Häuserbaugenossenschaft gefunden worden. Es ist ja ein alter und bekannter arithmetischer Satz, daß man mit 5% Zins auf Zins in etwa 14 Jahren jedes beliebige Kapital amortisiren kann. Genossenschaftlicher Ankauf von Grund und Boden und Aufbau von Häusern erheischt Geldkapitalien. Nimmt die Genossenschaft, was dem Einzelnen unmöglich wäre, solche Kapitalien darlehnsweise auf, so bedarf es Seitens der Einzelnen nur einer jährlichen Zahlung von wenig größerem Betrage, als früher für Wohnungsmiethe ausgegeben werden mußte, damit das gemeinschaftlich aufgenommene Darlehen in einer gewissen Jahrenreihe verzinst und amortisirt werden könne. Und wenn die Amortisation vollendet, dann sind eben alle Genossen Hauseigenthümer geworden. Dies ist das Räthsel der Baugenossenschaft. Auf diesem Wege haben in den letzten Jahrzehnten Hunderttausende von englischen Familien der unteren Stände ihren sehnlichsten Wunsch befriedigt. — Auch auf diesem Gebiete fehlt es an genügenden statistischen Angaben. Ein um die Entwicklung der Baugenossenschaften sehr verdienter Mann, Mr. Chambers, berichtete in einer vor einigen Jahren erschienenen Schrift, daß es in England und Wales mindestens 2000 Land- und Bauvereine gebe mit einer Mitgliederzahl von etwa 200,000; von den Genossen seien im Laufe der Zeit etwa 11,000,000 £ in die gemeinschaftlichen Kassen eingezahlt und bereits über 8,000,000 £ in Grundeigenthum angelegt worden. —

Die Zahl der in England bestehenden Konsumvereine nach Art der Rochdale Pioneers, wenn auch meist minder großartig, als dieser Verein, ist bei der Leichtigkeit, solche Vereine ins Leben zu rufen, und bei der gewaltigen Verbreitung, die sie von Monat zu Monat gewinnen, schwer festzustellen. In einem Bericht des Mr. Tidd Pratt für 1865 wird nachgewiesen, daß bis zum Dezember 1864 schon 651 solcher Vereine in England mit Certifikat versehen waren. Nur 417 hatten aber öffentliche Rechenschaftsberichte erstattet. Diese hatten zusammen 761,313 £ Aktienkapital und schuldeten 112,735 £ in Anleihe; sie hatten während des Berichtjahres für 3,063,088 £ Waaren eingekauft und für 3,373,837 £ verkauft; sie besaßen Aktiva im Betrage von 1,105,685 £ und hatten 273,480 £ Handelsschulden. Ihre Gesammtmitgliederzahl wird auf 148,586 angegeben. Es wird angenommen, daß die Zahl der neubegründeten derartigen Vereine jährlich etwa 200 beträgt, und daß dem gesammten cooperative movement in England jährlich nur in neuen Konsumvereinsmitgliedern eine Armee von 40,000 Genossen zuwächst.

Eigentliche sogenannte Produktivgenossenschaften in unserem Sinne haben sich, wie schon oben bemerkt, im Ganzen in Großbritannien noch wenig gebildet, und unter diesen wieder sind viele nur von kurzer Dauer gewesen. Die bestehenden und dauerhaften solcher Unternehmungen sind größtentheils aus Konsumvereinen herausgewachsen und ursprünglich lediglich auf die Ausstattung der Store dieser Vereine berechnet gewesen, ganz so wie die Kornmühle, die Schuh- und Pantoffelfabrik, die Schlächterei u. s. w. der Rochdale Pioneers.

Wir wissen zwar von einer Stuhlmacher- und Vergolder-Assoziation in London, von einer Schneider- und einer Hutmacher-Assoziation in Manchester, von zwei kooperativen Tischlergesellschaften und einer kooperativen Gesellschaft der Färber, Packkistenmacher und Schneider, ebenfalls zu London; es darf angenommen werden, daß in jeder größeren englischen Stadt ähnliche Produktivgenossenschaften bestehen; allein diese Genossenschaftsform spielt jedenfalls in dem cooperative movement keine irgend hervorragende Rolle. Dagegen bildet sich seit der neuen englischen Gesetzgebung über Aktiengesellschaften aus und scheint mit bestem Erfolge ins Leben eingeführt zu werden eine ganz neue genossenschaftliche Form, die der sogenannten „Industrial Partnerships", denen wir weiter unten einige Bemerkungen zu widmen haben. —

Es ist neuerdings in französischen Blättern daran erinnert worden, wie der Staatsstreich vom 2. Dezember ein reich aufblühendes Genossenschaftswesen mit frevelhafter Hand zerstört, und wie seitdem unter der Herrschaft des Kaiserthums das französische Genossenschaftswesen sich nie wieder zu der alten Blüte erhoben habe. Diese gegen das Kaiserthum gerichtete Anklage ist nicht ganz gerechtfertigt. Zwar die sozialistische und kommunistische Bewegung hatte in Frankreich und insbesondere in Paris viele Unternehmungen ins Leben gerufen, in denen bis dahin unselbständige Personen Arbeit fanden und an der Verwaltung sowie am Gewinn nach gewissen Grundsätzen partizipiren konnten, allein die meisten dieser Unternehmungen waren nicht eigentlich Erzeugnisse genossenschaftlicher Selbsthülfe, sondern theils die Ueberbleibsel der Louis Blanc'schen Nationalwerkstätten, theils doch ganz mit fremden, bald von wohlwollenden, bald von furchtsamen Kapitalisten vorgeschossenen Kapitalien arbeitende Genossenschaften, deren viele schon vor dem Staatsstreich an der Unwirthschaftlichkeit ihrer Grundlage nach kurzer scheinbarer Blüte verendet, andere freilich immer wieder entstanden waren. Die bewegten Tage, welche dem Staatsstreich vorhergingen, die großen Umwälzungen, welche ihm folgten, mögen allerdings manche dieser in sich ungesunden Unternehmungen rascher zu Falle gebracht haben, und es soll nicht geleugnet werden, daß die der neuen Ordnung der Dinge entsprechende straffe, hie und da auch ungeschickte Handhabung des Vereinsgesetzes mit denjenigen solcher Quasi-Genossenschaften, welche die Herde der sozialistischen und kommunistischen Agitation waren, auch einige solche gewaltsam beseitigt hat, deren Mitglieder mit Besonnenheit und Geschick lediglich wirthschaftliche Aufgaben verfolgten. Auf wirthschaftlicher Selbsthülfe beruhende Genossenschaften giebt es ohne Zweifel heutzutage in Frankreich eine ungleich größere Zahl, als vor dem Staatsstreich. Paris allein zählt neben mehreren Konsum- und Vorschußvereinen gegen 100 Produktiv-Assoziationen, darunter viele, welche, wie z. B. die der Ouvriers maçons, der Ouvriers ferblantiers et lampistes, die Société de Chapellerie, mehrere Druckereien u. s. w., glänzende Geschäfte machen.

Im Ganzen wird man es als eine, mit dem französischen Nationalcharakter zusammenhängende und nicht eben vortheilhafte Eigenthümlichkeit der französischen Kooperativbewegung betrachten müssen, daß sie ungeduldig auf die Anwendung der schwierigsten Form, der Produktiv-Assoziation, hindrängt, ohne

den als Vorstufen hochwichtigen einfacheren Formen sonderliche Beachtung zu widmen. So treten die Genossen ohne strenge Schulung in genossenschaftlichem Geiste gleich in die schwierigste Stellung, in die Stellung des Arbeitgebers ein, und da auch die Kapitalbetheiligung der Einzelnen von vornherein meist nicht für nöthig gehalten wird, belasten sich diese Genossenschaften gleich mit so großen Krediten, daß ein solider, regelmäßiger Fortschritt nur in ganz glücklichen Ausnahmsfällen möglich ist. Namentlich in den südlichen und südwestlichen Departements giebt es zahlreiche Konsumvereine; aber das gemeinschaftliche Magazin gilt nicht als Sparkasse zur Ersparung von Kapitalien für weitere genossenschaftliche Unternehmungen, nicht als Grundlage für diese, sondern es ist sich selbst Zweck. Die Rochdale Pioneers dachten sich gleich bei ihrem ersten Zusammenfinden als künftige Großindustrielle und Großgrundbesitzer, aber sie fingen ihr Unternehmen mit einem jämmerlichen kleinen Store an und blieben Jahre lang lediglich bei diesem Store. Franzosen, wenn sie einen Begriff von der Macht der Genossenschaft haben, überspringen am liebsten alle Vorstadien genossenschaftlicher Uebung und beginnen gleich mit dem schwersten Stück, oder, wenn sie an ein leichteres Problem herantreten, fassen sie eben nur dieses, und dieses nicht als eine Vorstufe, ins Auge.

---

4. Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.

Victor Aimé Huber und Hermann Schulze-Delitzsch.

Mehr geneigt, wie wir Deutschen sind, von unten aufzubauen, als die Franzosen, unterscheiden wir uns auch in unserer genossenschaftlichen Thätigkeit ganz erheblich von diesen. Der Charakter unserer Kooperativ-Bewegung ähnelt weit mehr dem der englischen. Diese Aehnlichkeit spricht sich jedoch mehr in unserer Auffassung des Genossenschaftswesens, als in den gewählten und vorzugsweise ausgebildeten Formen aus. Ganz unbedeutend sind nämlich bei uns noch die Baugenossenschaften entwickelt. Objektiv genommen, wäre unser Bedürfniß dringend genug, um diese Form energisch auszubilden. Aber theils legen bei uns die betheiligten Kreise weit weniger Werth auf das Hauseigenthum als in England, theils erschweren es uns die noch bestehenden oder kaum überwundenen Zünfte, der schwerfällige Charakter unseres Hypothekenwesens, äußerst hinderliche baupolizeiliche Bestimmungen und der Mangel an geeigneten Technikern für den bescheidenen, kleinen Civilbau, vielleicht auch manche Zölle und Transporthemmnisse, zu so niedrigen Preisen entsprechende Häuser zu bauen, wie dies selbst in englischen Großstädten möglich ist.

Die Form des Konsumvereins ferner ist bei uns vielfach benutzt und die Zahl dieser Vereine nimmt in rascher Progression zu; aber weder haben wir auf diesem Gebiete an Großartigkeit nichts den Rochdale Pioneers an die Seite zu stellen, noch betrachten wir unsere Konsumvereine regelmäßig als eine Vorstufe anderweiter genossenschaftlicher Unternehmungen, noch endlich betheiligen sich daran vorzugsweise jene Klassen der Bevölkerung, welche in England den Hauptstock der Betheiligten an den gleichartigen Instituten ausmachen. Diese letztere Erscheinung wird um so sicherer auf die Decentralisation unserer Indu-

strie zurückzuführen sein, als wir gewahren, daß überall da, wo unsere Industrie verhältnißmäßig am stärksten centralisirt ist, auch unter den Konsumvereins-Genossen die ärmere Klasse der Bevölkerung überwiegt.

Mehr, als in England, ist bei uns die Form der Vorschuß- und Kredit-Vereine, der Rohstoff- und Magazin-Genossenschaften ausgebildet. Diese Erscheinung erklärt sich einmal aus der großen Mangelhaftigkeit in der Organisation unseres Bankwesens, aus dem Mangel namentlich des Depositengeschäfts bei unseren Banken, und dann aus der verhältnißmäßig größeren Zahl selbstständiger Kleinindustrieller, die in dem fortdauernden Kampfe mit der Großindustrie der genossenschaftlichen Stütze bedürfen. In England, wo die Großindustrie früher und energischer sich entwickelte, hatte sie auch bereits größeres Terrain, als bei uns, erobert, als das cooperative movement begann.

Daß wir, gleich den Engländern, und hierin ganz unähnlich den Franzosen, auf dem Gebiete der Produktiv-Genossenschaft noch nur schüchterne Versuche gemacht haben, liegt in dem Mangel an wagehalsiger Initiative in denjenigen Kreisen, welchen solche Genossenschaften vorzugsweise dienen könnten, in der größeren Berechnung und Vorsicht, im besten Falle auch in dem Gefühle, daß, bevor mit dieser schwierigsten Form energische Versuche gemacht werden könnten, erst minder schwierige Vorstufen überwunden sein müssen. Dazu kommt, daß bei uns, eben so wie in England, die der Produktiv-Genossenschaft, wenn auch nicht der auf Selbsthülfe beruhenden, besonders geneigten sozialistischen Bestrebungen keinen so breiten Boden gewonnen haben, wie in Frankreich.

Allein daß auch die Entwicklung unseres Genossenschaftswesens überhaupt zunächst dem Boden des Sozialismus entsprossen, daß es gewissermaßen die Pflanzschule geworden ist für die spärlichen Körnlein Wahrheit, welche die sozialistische Irrlehre in sich barg — das darf man nicht verkennen, so sehr auch unser heutiges Genossenschaftswesen im Widerspruch steht mit den Forderungen der modernen Sozialisten. Ein sozialistischer Arbeiterkongreß, abgehalten im Jahre 1849 zu Berlin, lenkte ohne Zweifel die Blicke denkender Volksfreunde zuerst auf die wahren Bedürfnisse der sogenannten Arbeiterbevölkerung. So phantastisch auch die Beschlüsse jenes Kongresses waren, so weit auch seine Vorschläge im Einzelnen von den Bahnen des Möglichen und Praktischen abirrten, so ward doch auf jenem Kongresse die Nothwendigkeit der Selbsthülfe vor Allem betont. Und an diese Forderung konnten dann praktischere Köpfe ihre nüchterneren Bestrebungen anknüpfen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer genossenschaftlichen Bewegung, daß sie nachweislich unmittelbar auf die Gedankenarbeit und auf die praktischen Schöpfungen zweier Männer zurückzuführen ist, die — sozialistisch gesprochen — dem Nichtarbeiter-Stande angehören, und daß diese beiden Männer bis zum heutigen Tage als geistige Führer im Mittelpunkte der Bewegung geblieben sind, freilich nicht beide in demselben Rang und in der gleichen Funktion, auch keineswegs beide gleichartig angelegt und in allen wesentlichen Stücken übereinstimmend, aber jedenfalls beide mit der gleichen Hingabe an die Sache derselben dienend. Wir meinen die beiden „Genossenschaftsapostel“ Victor Aimé Huber und Hermann Schulze-Delitzsch.

Victor Aimé Huber, geboren zu Stuttgart i. J. 1800, studirte zu Göttingen Medizin und Naturwissenschaften, wandte sich aber dann mit Vorliebe der Politik, Geschichte und Literatur zu, übernahm i. J. 1832 eine Stelle am Gymnasium zu Bremen, 1833 eine solche als ordentlicher Professor der neueren Literaturgeschichte und Philologie an der Universität Rostock und wurde von da 1836 nach Marburg, 1844 aber nach Berlin berufen. Hier widmete er sich der journalistischen Bekämpfung der radikalen und liberalen Opposition und legte bereits damals — seit 1845 — in seiner Zeitschrift „Janus, Jahrbücher deutscher Gesinnung und That" seine Vorschläge zur Verbesserung der ökonomischen Lage der sogen. arbeitenden Klassen dar. Zunächst beschäftigte ihn besonders ein Plan zur Beschaffung billiger und gesunder Arbeiterwohnungen. Im Jahre 1852 schied Huber aus dem preußischen Staatsdienste aus und lebte seitdem in Wernigerode am Harz. Dort war er theils praktisch, durch Leitung mehrerer Genossenschaften, theils literarisch thätig. Kurz vor der Veröffentlichung dieser Zeilen ging dem Verfasser die Trauerkunde von dem am 19. Juli d. J. erfolgten Tode des trefflichen Mannes zu. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, so lange die Namen deutscher Männer, welche sich um das Loos der ärmeren Klassen verdient gemacht haben, genannt werden. — Huber hatte die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Entwicklung des Associationswesens in Frankreich, Belgien, England und Deutschland fortgesetzt mit eigenen Augen sorgfältig beobachtet, das Wesen der Association gründlich erforscht, und hat uns nicht nur die Kenntniß der ökonomischen Zustände und des cooperative movement bei unseren westlichen Nachbarn durch eingehende Darstellungen (vergl. insbesondere seine „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854", Hamburg 1855) lebendig vermittelt, sondern mit unermüdlichem Eifer, großer und lauterer Begeisterung und tiefer Sachkenntniß in Schrift und Wort wirksam Propaganda für die Sache des Genossenschaftswesens gemacht. Aber — und das unterscheidet ihn von Schulze — seine Thätigkeit war nicht eine organisatorische, unmittelbar schöpferische; er war mehr Agitator und Kritiker als selbstthätiger Führer. Dies schmälert sein großes Verdienst nicht; es gereicht Huber zur besonderen Ehre, daß er auf das Feld sich beschränkte, wo er sich Meister fühlte und wirklich Meister war. Und, als er zuerst mit der Erfüllung seiner Mission begann, war es ja in der That auch das Nothwendigste, Verständniß und Interesse für den Gedanken der Assoziation zu erwecken.

Erweckte Huber Verständniß und Interesse für diesen Gedanken durch Schrift und Wort, so that Schulze das Nämliche in mehr drastischer Weise und rascher wirksam: durch das Beispiel.

Hermann Schulze, nach seinem Geburtsorte, dem Städtchen Delitzsch im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, Schulze-Delitzsch genannt, ward am 29. August 1808 geboren, studirte in Leipzig und Halle die Rechte und wurde i. J. 1841 als Kreisrichter zu Delitzsch angestellt. Als er i. J. 1850 in gleicher Eigenschaft nach Wreschen versetzt werden sollte, quittirte er den Staatsdienst, behielt jedoch seinen Wohnsitz, zugleich die erste Stätte seines vielseitigen gemeinnützigen Wirkens, noch einige Jahre bei, und siedelte später nach Potsdam über, wo er zur Zeit noch seinen festen Wohnsitz hat.

In Delitzsch war seit alter Zeit das Schuhmacherhandwerk stark und zahlreich vertreten. Die dortigen Schuhmacher bezogen mit ihrer geschätzten Waare die Märkte der Provinz und des Königreichs Sachsen, wol auch die Leipziger Messe. Als aber auch in diesem Zweige gewerblicher Industrie der Großbetrieb mehr und mehr aufkam, wurde den Delitzscher Meistern, die bis dahin nur mit anderen Kleinunternehmern zu konkurriren hatten, die Konkurrenz immer schwerer. Es fehlte ihnen an den Mitteln zur Anschaffung größerer Partien ihrer Roh- und Hülfsstoffe, sowie besserer Werkzeuge; Darlehen zu diesem Zwecke waren schwer zu bekommen und kosteten neben guten Worten auch fast unerschwingliche Zinsen; überdies involvirte der vereinzelte Kleinbetrieb und Kleinverkauf eine große Kraft- und Zeitverschwendung. Diesen Kalamitäten mußte ein Mann von Schulze's praktischem Scharfblick bald und leicht auf den Grund kommen; seiner Einsicht und seinem Geschick, auf Leute geringeren Bildungsgrades einzuwirken, seiner rastlosen Energie, wo es galt, Gutes in seinem Kreise zu verbreiten, mußte es bald gelingen, den Gedanken der Kooperation, welcher ja überdies nicht mehr neu war, zur geeigneten Abhülfe der beobachteten Gebrechen glücklich zu verwerthen.


Hermann Schulze-Delitzsch.

Fast gleichzeitig, i. J. 1849, ward durch Schulze's Bemühungen in Delitzsch ein Vorschuß- und ein Rohstoffverein ins Leben gerufen. Diese Vereine beseitigten bald so sicher und so glücklich die bis dahin empfundenen schweren Mißstände, daß binnen Kurzem das Beispiel in der näheren und ferneren Nachbarschaft vielfach nachgeahmt wurde und Schulze die Richtigkeit seiner Grundgedanken durch die Erfahrung wieder und wieder bestätigt fand.

Die gemeinschaftliche Grundlage der beiden ersten Unternehmungen — genossenschaftliche Selbsthülfe in rein wirthschaftlicher Form — ließ sich mit geringen Modifikationen zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse verwerthen. Schulze's großes Verdienst besteht darin, diese verschiedenartigsten Bedürfnisse, die empfindlichsten wirthschaftlichen Gebrechen der Zeit, völlig klar erkannt und zur Bekämpfung eines jeden derselben die speziell geeignetste Form

der Genossenschaft aus dem allgemeinen Prinzip heraus entwickelt zu haben. So entstanden überall nach seinem Muster Vorschuß- und Kreditvereine, Konsumvereine, Rohstoffgenossenschaften, Genossenschaften zum Ankauf von Werkzeugen und Maschinen, Genossenschaften für den gemeinschaftlichen Absatz. So klar hatte Schulze erkannt, worin das Uebergewicht der Großindustrie über die Kleinindustrie — eine der wichtigsten Ursachen der wachsenden Noth in den Kreisen des kleinen Handwerks — beruht, daß er für jede Aeußerung jener ruinirenden Konkurrenz ein geeignetes spezifisches Gegenmittel fand. So sicher zeichnete er den Plan jeder einzelnen Art von genossenschaftlichen Instituten, daß kaum eine solche Schöpfung, wenn sie gewissenhaft nach seinen Rathschlägen organisirt ward, fehlschlug, daß nahezu alle die gehoffte und vorausgesagte Wirksamkeit entfalteten. Die meisten dieser Formen waren vorzugsweise auf den Bedarf und die Lage der selbständigen Kleinindustriellen berechnet. Aber Schulze kannte und würdigte auch die häufig dringenderen Bedürfnisse, die häufig noch üblere Lage der in großindustriellen Unternehmungen beschäftigten unselbständigen Gehülfen. Er wußte, daß diesen nur entweder das volle und klare Verständniß der Unternehmer für ihr eigenes Interesse, oder aber die Produktiv-Assoziation helfen könne. Aber er war viel zu innig mit dem Maße der Bildung und der Kräfte unserer Industriearbeiter einerseits und andererseits mit den schweren Anforderungen, welche die Produktivgenossenschaft an ihre Genossen stellt, vertraut, um mit derselben Dringlichkeit die Gründung von solchen Genossenschaften wie die der anderen Formen zu empfehlen. Er wußte zu gut, daß, wenn eine Produktivgenossenschaft wirklich prosperiren soll, die Genossen erst eine lange und gründliche Schule in genossenschaftlichem Geiste durchgemacht haben müssen, eine Schule, zu der für die hier fragliche Bevölkerungsklasse vielleicht der Konsumverein die beste Gelegenheit bietet. Seine Vorsicht in diesem Stücke, welche ihm seine Gegner oft genug als Halbheit ausgelegt haben, ist eine Frucht seiner genauen Menschenkenntniß und seiner reichen, in unermüdlicher praktischer Arbeit gewonnenen Erfahrungen.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der nach Schulze's Grundsätzen organisirten Genossenschaften; mit jedem Jahre wuchs auch die Macht und das Ansehen dieser aus unserem genossenschaftlichen Geiste hervorgegangenen Institute. Seit dem Jahre 1859 sind die meisten und wichtigsten dieser Vereinigungen auch mit einander in eine gewisse, sehr segensreiche Verbindung getreten, zunächst indem sie ein gemeinsames Central-Korrespondenz-Bureau, eine „Anwaltschaft der deutschen Genossenschaften“ gründeten, welche Schulze-Delitzsch selbst leitet. Diese Anwaltschaft hat die Vertretung und weitere Ausbildung der dem Bureau beigetretnen Genossenschaften und des Genossenschaftswesens überhaupt in der Publizistik und der Gesetzgebung gegenüber zu besorgen, bei der Begründung neuer und der Entwicklung älterer Vereine förderlich mit Rath und That mitzuwirken und die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Vereinen zu vermitteln, die im Einzelnen gemachten Erfahrungen zum Frommen aller Vereine zu verwerthen.

Heute bilden die deutschen Genossenschaften eine große, mächtige, naturgemäß gegliederte Organisation. Die ein und derselben Gegend — Gau, Provinz, Kreis — angehörigen Genossenschaften bilden zusammen Unterverbände; die

Verbandsvorstände versammeln sich alljährlich zu Verbandstagen, auf denen die im Laufe der Geschäftsführung aufgetauchten Zweifel und gemachten Erfahrungen besprochen und bez. ausgetauscht, gemeinschaftliche Interessen erörtert werden. Die Unterverbände senden ihre Vertreter nach dem alljährlich unter der Leitung der Anwaltschaft stattfindenden Genossenschaftstag, der für sämmtliche, der Organisation angehörigen Vereine die nämliche Bedeutung hat, wie der Verbandstag für Diejenigen, welche dem Unterverbande angehören.

Ohne eine solche Organisation würde es schwerlich gelungen sein, den deutschen Genossenschaften jene Anerkennung durch die Gesetzgebung zu verschaffen, deren sie als aus dem Bedürfniß herausgewachsene, völlig eigenartige Rechtsinstitute bedurften, und welche diese Gesellschaftsform erst in die Zahl der rechtsfähigen Erwerbsgesellschaften einreihte. Denn in der That zeichnen sich unsere Genossenschaften vor denen anderer Länder auch insofern aus, als sie auf einer ganz neuen, aber einem besonderen wirthschaftlichen Bedürfnisse vollkommen entsprechenden Basis, auf einer besonderen rechtlichen Kombination beruhen. Sie sind Erwerbsgesellschaften mit solidarischer Haftpflicht der der Zahl und den Persönlichkeiten nach wechselnden Genossen. Unser gemeines Recht und unsere Rechts-Kodifikationen kannten eine solche Erwerbsgesellschaftsform bisher nicht. Die Genossenschaften nach den für irgend eine der bestehenden Formen geltenden Rechtsvorschriften zu behandeln, sie künstlich in solche Formen einzuzwängen, oder jene Vorschriften durch eine künstliche Interpretation auf sie anzuwenden — das wäre auf die Dauer nicht angegangen, hätte schließlich zu völliger Rechtsunsicherheit und Rechtslosigkeit geführt, hätte die so gedeihliche Entwicklung unseres Genossenschaftswesens gehemmt und untergraben. Auch dies ward dem erfahrenen Begründer und Anwalt des deutschen Genossenschaftswesens alsbald klar, und er ruhte nicht eher, als bis er seine neue Schöpfung gesetzlich anerkannt sah. Er wollte kein Privilegium für sie, wie es die englischen Genossenschaften sich verschafft haben, sondern nur die ihrem inneren Wesen entsprechende Rechtsfähigkeit. Und dieses Ziel war nicht früher zu erreichen, als bis diese neuen Institute ihre ganze Lebenskraft entfaltet und in einer großen Organisation auch eine äußerlich sichtbare Vertretung ihrer Macht gewonnen hatten. Das norddeutsche Bundesgesetz vom 4. Juli 1868, welches wir lediglich der thatkräftigen Initiative des deutschen Genossenschaftstages und seines sachkundigen Leiters, Schulze-Delitzsch, verdanken, und welches ohne Zweifel demnächst auch von den nicht zum Norddeutschen Bunde gehörigen deutschen Staaten adoptirt werden wird, verleiht den Genossenschaften ihre bestimmte, ihrem wirthschaftlichen Wesen entsprechende rechtliche Stellung neben den übrigen durch das gemeine Recht, die Partikularrechte und das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch anerkannten Erwerbsgesellschaften.

Seit einer Reihe von Jahren empfangen wir aus der Hand der Anwaltschaft alljährlich einen genauen Bericht über die Entwicklung des deutschen Genossenschaftswesens. Der Jahresbericht für 1865 führte 1317, der für 1866 1433 deutsche Genossenschaften namentlich auf; der von 1867 berichtet über 1707 solcher Institute; er zählt nämlich auf:

1195 Vorschuß- und Kreditvereine;

196 Rohstoff-, Magazin- und Produktiv-Genossenschaften in einzelnen Gewerken; 316 Konsumvereine.

Ueber diese Genossenschaften enthält der Bericht mehr oder minder spezielle Angaben in Tabellen und zugehörigen Textbemerkungen. Der Berichterstatter glaubt aber die Zahl sämmtlicher in Deutschland bestehender Genossenschaften auf über 1900 schätzen zu müssen und fährt dann fort: „Ebenso ergeben die speziellen Nachweise der Geschäftsabschlüsse in den angehängten statistischen Tabellen, in Verbindung mit dem in den folgenden Abschnitten Beigebrachten, daß sich die Summe der gemachten Geschäfte dieser sämmtlichen Vereine im Jahre 1867 auf ca. 150—155 Millionen Thaler beläuft, der Kassenumsatz weit über das Doppelte. Das eigene Vermögen derselben an Geschäftsantheilen der Mitglieder wird man über 11 Millionen Thaler, die ihnen auf Kredit anvertrauten Gelder und Waaren auf 35—36 Millionen anschlagen müssen. Die Mitgliederzahl beläuft sich auf mehr als 550,000."

Ueber die der Zahl nach weitaus verbreitetsten Formen deutscher Genossenschaften, die Vorschuß- und Kredit- sowie die Konsumvereine, entnehmen wir dem Berichte noch folgende Angaben:

Die Geschäftsgebahrung derjenigen Vorschuß- und Kreditvereine, welche der Anwaltschaft Rechnungsabschlüsse eingereicht hatten, war in den Jahren 1859 und 1867, welche wir zur Verdeutlichung des Fortschrittes der Entwicklung einander gegenüberstellen wollen, folgende:

	1859:		1867:	
Zahl der Vereine, welche Abschlüsse einreichten	80		570	
Mitgliederzahl	18,676		219,358	
Gesammtsumme der gewährten Vorschüsse und Prolongationen . .	4,131,436	Thlr.	111,252,134	Thlr.
Durchschnittsbetrag für den einzelnen Verein	51,642	„	195,179	„
Geschäftsantheile der Mitglieder . .	246,001	„	6,847,031	„
Reserven	30,846	„	660,054	„
Durchschnittsbetrag d. eigenen Fonds für den einzelnen Verein . . .	3,460	„	13,170	„
Anlehen	501,795	„	13,311,669	„
Spareinlagen	512,350	„	11,378,570	„
Durchschnittsbetrag der auf Kredit entnommenen Gelder für den einzelnen Verein	12,676	„	43,316	„
Durchschn. Prozentsatz des eigenen zum fremden Fonds	27,5%		30,4%	

Die Geschäftsgebahrung der Konsumvereine dagegen, welche der Anwaltschaft Rechnungsabschlüsse eingereicht hatten, war in den Jahren 1864 und 1867 die folgende:

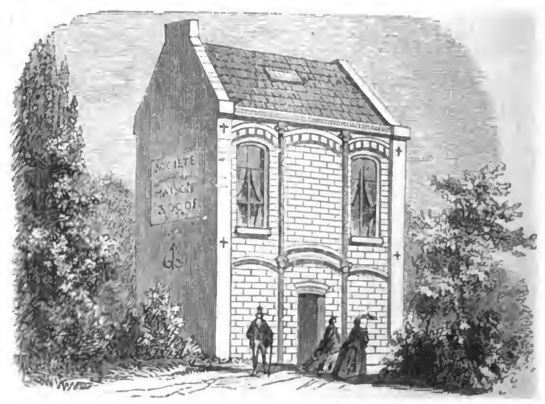
	1864:		1867:	
Zahl der der Anwaltschaft bekannten Vereine	97		316	
Zahl der Vereine, die Abschlüsse einreichten .	38		49	
Mitgliederzahl der letzteren Vereine . . .	7709		18,884	
Summe des Verkaufserlöses im Jahre . .	267,589	Thlr.	967,974	Thlr.

	1864:		1867:	
Guthaben der Mitglieder	21,433	„	72,186	„
Reservefonds	4,912	„	11,170	„
Aufgenommene Anlehen	16,951	„	72,070	„
Schulden für auf Kredit entnommene Waaren	12,636	„	44,070	„
Ausstände für auf Kredit abgelassene Waaren	5,750	„	10,897	„

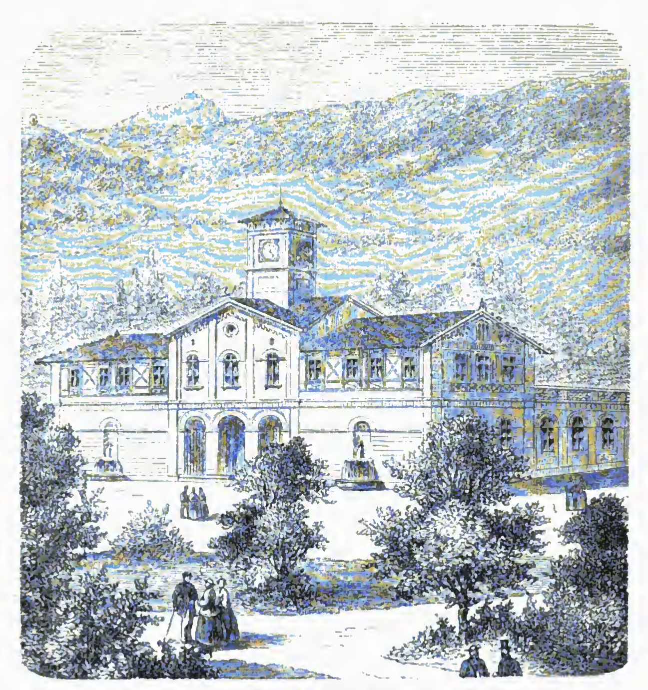
Leider ist diese letztere Statistik in keiner Weise maßgebend für die Beurtheilung des großen Aufschwunges, welchen auch die Konsumvereine im letzten Jahrzehnt bei uns genommen haben. Es darf wol mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, daß heutzutage in Deutschland nur wenige Städte von — wir wollen sagen über 5000 Einwohnern eines Konsumvereins ermangeln, daß aber zahlreiche derartige Vereine auch in kleineren Orten bestehen.

Wenn der Bericht nur über einen sehr kleinen Bruchtheil der wirklich bestehenden Konsumvereine zahlenmäßige Angaben macht, so liegt das nur in dem Umstande, daß die meisten solcher Vereine es versäumen, die Anwaltschaft mit dem nöthigen Materiale zur Berichterstattung zu versehen. Daß dagegen die Zahl der in dem Berichte aufgeführten Produktivgenossenschaften nur so gering ist — es sind deren 43 aufgeführt —, hat seinen Grund nur zum Theil in einer ähnlichen Versäumniß. Thatsächlich ist die Zahl der Produktivgenossenschaften in Deutschland — wie wir schon an anderer Stelle erwähnten — noch gering und wächst nur langsam.

Diese Genossenschaftsform, vorzugsweise berechnet auf das Bedürfniß solcher unselbständiger Gewerbsgehülfen, welche, sich zu Unternehmern machen wollen, dazu aber je für sich der nothwendigsten Mittel ermangeln und diese Mittel nun durch Vereinigung der Kräfte zu gewinnen suchen, leitet uns zu der anderen Form der Abhülfe wirthschaftlicher Gebrechen, welche aus der großartigen und plötzlichen Entwicklung der Großindustrie entstanden sind, über.



Pariser Arbeiterhaus von der Weltausstellung in Paris.



Das Arbeiterbadehaus des Staub'schen Etablissements in Kuchen.

Das rechte Interesse der Großunternehmer.

1. Aufgabe der Großunternehmer bei Lösung der sogenannten Arbeiterfrage.

Haben wir uns in Vorstehendem mit den zur Heilung gewisser wirthschaftlicher Gebrechen bestimmten Mitteln der Selbsthülfe beschäftigt, so erübrigt uns nun, die Rolle ins Auge zu fassen, welche den Großunternehmern selbst in dem großen Kampfe gegen diejenigen Formen wirthschaftlichen Elendes, welche die Entwicklung unserer Zeit geschaffen hat und auch zu bewältigen wissen muß, zufällt. Wir werden sehen, daß das richtige Verständniß für ihre eigenen Interessen sie über diese hochwichtige Rolle vollkommen ins Klare setzen muß. Wir werden gewahren, daß jenes Interessenverständniß auch wirklich in unserer Zeit den betheiligten Kreisen mehr und mehr zum Bewußtsein kommt. Wir werden leuchtende

Beispiele von solchen Großunternehmungen anzuführen haben, welche die Lage ihrer Arbeiter mit allen Kräften und der Aufbietung reicher — freilich lukrativ angelegter — Mittel in jeder Weise gründlich zu verbessern bestrebt sind. Wir werden zeigen, wie oft durch kleine, unscheinbare, aber dem wohlverstandenen Bedürfniß angepaßte Maßregeln große Schäden verhütet oder geheilt werden können.

Ueberaus tröstlich ist es, daß man überzeugt sein darf von der vollkommenen Harmonie, welche zwischen den Interessen der Unternehmer und denen ihrer Gehülfen besteht. Zwar der Zweifel an dieser Wahrheit hat hie und da zwischen beiden eine Kluft geöffnet, welche man sich gewöhnt hat als den natürlichen Abstand zwischen „Arbeit und Kapital" aufzufassen. Aber je mehr die Zahl der Beispiele wächst, in denen man die treue, hingebende Fürsorge des Unternehmers für seine Gehülfen, bei diesen letzteren Treue und Anhänglichkeit an den Unternehmer hervorrufen und bei diesem gegenseitigen glücklichen Verhältniß beide Theile prosperiren sieht, um so mehr wird jener Zweifel, um so mehr wird das Vorurtheil von einer natürlichen Feindschaft zwischen Arbeit und Kapital verschwinden. Oft zwar hält nichts schwerer, als die Menschen von ihren eigenen wahren Interessen zu überzeugen. Aber sicherlich würde man es doch noch viel schwerer dahin bringen, daß die Großunternehmer die ihnen bei der Lösung der sogenannten Arbeiterfrage zukommende Aufgabe erfüllen, wenn man ihnen zu dem Ende Maßnahmen, welche gegen ihr Interesse laufen, anrathen müßte.

Wer uns fragen würde, worin denn jene von uns behauptete Interessen-Einheit, welche eine eifrige Mitwirkung aller Großindustriellen zur Lösung der wirthschaftlichen Zeitfrage für sie selbst vortheilhaft und segenbringend erscheinen lasse, bestehe, worauf sie sich gründe — den müßten wir darauf verweisen, daß zwar das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein rein wirthschaftliches, ein Handelsverhältniß ist, daß aber die Arbeit als Gegenstand dieses Miethhandels von einer Waare, einem Hause, einem Acker, welche ja ebenfalls Gegenstand des Miethhandels sein können, himmelweit verschieden ist. Schon die einzelne Arbeitsleistung ist keineswegs, noch weniger aber ist eine ununterbrochene Kette verschiedenartiger Arbeitsleistungen ein in sich abgeschlossenes, genau definirbares, unveränderliches Etwas, wie eine bestimmte Waare, ein bestimmtes Haus oder Grundstück. Dieselbe Leistung ist doch nicht dieselbe Leistung. Man kann eine und dieselbe Arbeitsaufgabe in sehr verschiedenartiger Weise lösen. Das Ergebniß zweier Leistungen kann ununterscheidbar gleich sein; verschieden sein wird stets die Zeit, in der sie vollbracht wurde, verschieden der Aufwand an Roh- und Hülfsstoffen, an Maschinen, Werkzeugen und Geräthen, den sie kosteten. Verschieden nach der Befähigung, Kraft und Geschicklichkeit — vor allen Dingen aber auch nach dem Willen der Arbeiter. Gutwillige Arbeit ist besser als gleichgiltige Arbeit. Keine Arbeitskontrole kann den guten Willen der Arbeiter ersetzen. Gleichgiltigkeit oder Uebelwollen richten Schäden an, die sich jeder Kontrole entziehen. Daher ist es — wer möchte das leugnen? — wirklich aus rein wirthschaftlichen Gründen, aus Gründen des eigensten Interesses des Unternehmers, geboten, daß er das Kontraktsverhältniß zu seinen Gehülfen nicht blos und lediglich als ein solches auffasse, sondern als ein Verhält-

niß, welches beiden Theilen weitere Rechte gewährt und weitere Pflichten auferlegt, als welche sich in einem Kontrakt in Worte fassen oder welche sich mit Rechtsmitteln erzwingen lassen.

Das Verhältniß des Unternehmers zu den Gewerksgehülfen muß im beiderseitigen materiellen Interesse ein Verhältniß treuer, hingebender persönlicher Fürsorge sein. Aus Gründen des Interesses sagen wir. Aber auch aus sittlichen Gründen. Denn in der That legt dem Unternehmer seine Unternehmung, der andere Menschen in seinem Dienst ihre beste Kraft widmen, sittliche Pflichten eigenthümlicher Art, eine Verantwortung auf, welche wächst mit der Größe der Unternehmung, und oft so groß werden kann, daß sie außerordentliche und seltene Kraft, wahrhafte Seelengröße erfordert.

Oder ist, wer Hunderte und Tausende, Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen, in seinem gewerklichen Unternehmen beschäftigt, etwa nicht für die physischen und sittlichen Schäden verantwortlich, die ihnen aus zu großer Anstrengung, aus dem zu engen Zusammendrängen in ungesunden Räumen, aus dem unbeaufsichtigten fortwährenden Zusammensein jüngerer Leute beiderlei Geschlechter, aus der Zucht- und Sittenlosigkeit des geselligen Treibens dieser Massen, aus dem zügellosen Wandel, aus der blinden Sorglosigkeit und dem „In den Tag Hineinleben“ erwachsen — sofern er diese Schäden und Nachtheile durch Rath und That verhindern oder ihnen steuern konnte? Hat man nicht Recht, die Unternehmer z. B. großer Fabriken anzuklagen, wenn die Tausende ihrer Fabrikarbeiter zu einem physisch und sittlich verkommenen Geschlecht ausarten, lediglich, weil der Fabrikherr ihnen gegenüber nichts weiter that, als seine kontraktliche Schuldigkeit?

Nur Bornirtheit vermöchte diese Fragen zu verneinen.

Fragt man uns aber weiter, auf welche Gegenstände denn die Großunternehmer die Fürsorge für ihre Gehülfen vorzugsweise zu richten haben, wenn sie im richtigen Verständniß ihrer wahren Interessen und ihrer sittlichen Verpflichtungen an ihrem Theile zur Lösung der sogenannten „Arbeiterfrage“, zur thatsächlichen Desavouirung des thörichten Geredes von einem „Kampfe zwischen Arbeit und Kapital“ beitragen wollen, so bedarf es zur Beantwortung dieser Frage nur eines Hinweises auf die Schäden und Gebrechen, an denen die große Klasse der im Dienste der Großindustrie stehenden Gehülfen krankt.

Die Unternehmer werden ihr Augenmerk zu richten haben: 1. auf die Form des Kontraktes, 2. auf die Bemessung des Lohnes, 3. auf die Arbeitszeit, 4. auf die Frauen- und Kinderarbeit, 5. auf die Gesundheit und Sicherheit, 6. auf die Sittlichkeit, 7. auf die Wohnungsverhältnisse, 8. auf die Sparsamkeit ihrer Arbeiter.

1. Form des Kontrakts. Man will es vielfach nicht einsehen, daß die Errichtung eines förmlichen, die beiderseitigen Rechte und Pflichten klar und unzweideutig feststellenden schriftlichen Kontraktes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer irgend Etwas an dem persönlichen Verhältniß zwischen Beiden zu bessern, dem Letzteren irgend Etwas zu nützen vermöge; man scheut die Mühe und Weitläufigkeit dieser angeblich unnützen Formalität. Und doch — wer nur einigermaßen mit den Anschauungen der Lohnarbeiter in der Großindustrie vertraut ist, wird keinen Augenblick verkennen, wie sehr diese „Formalität“ das

Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen, das Würdegefühl dieser Arbeiter hebt, wie leicht die Abneigung des Arbeitgebers gegen die Errichtung förmlicher Arbeitskontrakte auf die Absicht zurückgeführt wird, sich den Gehülfen gegenüber möglichst wenig zu binden, sich für willkürliche Verletzung ihrer Rechte möglichst freien Spielraum zu lassen. Selbst angenommen, daß im einzelnen Falle solches Mißtrauen ungerechtfertigt wäre, würde es nichtsdestoweniger leicht zu einer gefährlichen Macht sich ausbilden, und wer sich von vorneherein davor schützt, wird eben mit einer feindlichen Macht weniger zu kämpfen haben. Ein solcher Arbeitskontrakt muß natürlich Pflichtverletzungen mit gewissen Nachtheilen bedrohen. Die Härte so im Voraus angedrohter Nachtheile erscheint, wenn sie dann wirklich eintreten, minder als Härte und Willkür. Auch der Arbeitgeber kann sich Pflichtverletzungen zu Schulden kommen lassen. Auch diese müssen mit entsprechenden Nachtheilen bedroht werden. Der schriftliche Kontrakt, in dem dies geschieht, giebt dem Gehülfen ein stärkeres Sicherheitsgefühl, als die bloße mündliche Verabredung, und warnt den Arbeitgeber vor der gefährlichen Selbsttäuschung der Unfehlbarkeit. In einem solchen Kontrakt endlich kann zweckmäßig und muß daher Vorkehrung getroffen werden für den Fall, daß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Differenzen entstehen, sei es nun, daß solche Streitigkeiten auf den Weg der schiedsgerichtlichen Entscheidung oder auf den Weg der Entscheidung durch sogenannte Gewerbegerichte — chambres de prud'hommes in den Ländern des französischen Rechts — verwiesen werden. Ein Unternehmer, der seine Stellung und seine Verpflichtungen seinen Gehülfen gegenüber begreift, wird es nie versäumen, schriftliche Kontrakte, wenn auch vielleicht im Wesentlichen nach einem gleichlautenden Formulare, mit ihnen abzuschließen, anstatt sich etwa mit einer Verweisung auf das Herkommen oder eine allgemeine Geschäftsordnung, ein Fabrikreglement und dergl. zu begnügen. Oft genug hat die Mißachtung dieser Klugheitsregel zu Unzufriedenheiten, ja zu Strikes, die für beide Theile unheilvoll waren, geführt. Daß ein förmlicher, schriftlicher Kontrakt bei verwickelten Lohnverhältnissen ganz unerläßlich ist, versteht sich von selbst.

2. Die Miethpreise der Arbeit. Man mag mitunter Anlaß haben, vom Standpunkte des Arbeitgebers oder des Arbeiters es zu beklagen, daß, wie die Kauf- und Miethpreise der Güter, so auch die Miethpreise der Arbeit unter dem Gesetze der Konkurrenz stehen, daß sie abhängig sind von dem Verhältnisse zwischen Nachfrage und Angebot, jenen prägnanten Formen, in denen schließlich eine große Fülle verschiedenartiger Bedürfnisse und Motive ihren Ausdruck findet; aber ändern läßt sich daran nichts. Man kann es im Interesse eines großen Theiles der Bevölkerung beklagen, daß in jenem Kampfe der Konkurrenz die bittere Noth tagtäglich und Jahr aus Jahr ein Millionen zu nothgedrungenen Arbeitsanbietern und Lohnbegehrern macht, denen die Freiheit, ihr einziges Kleinod, ihre Arbeitskraft vom Markte zurückzuhalten oder zurückzuziehen, nichts nützt, da der Gebrauch dieser Freiheit nichts Anderes bedeuten würde, als die Wahl des schnellen Selbstmordes, anstatt des langsamen, der sich in der Preisgabe jenes Kleinodes zu weitaus nicht entsprechenden Bedingungen darstellt. Aber jener, bisweilen grausame, Kampf der Konkurrenz, welcher der Ausdruck eines Naturgesetzes ist, läßt sich

durch künstliche Institutionen, die minder grausam wären als er, nicht ersetzen; tausendfältige Erfahrungen zeigen, daß Eingriffe der bestehenden Gewalt in jenen Kampf der Interessen — mochten sie nun der einen oder der anderen Partei Schutz gewähren wollen — zu den Gefahren, die sie beseitigen wollten, nur neue Gefahren häufen.

Anlangend die Höhe des Arbeitslohnes, so sind die Arbeitgeber und Arbeitnehmer bei völliger Freiheit des Miethhandels mit Arbeit dem Gesetz der Konkurrenz unterworfen. Unter der eben angedeuteten Voraussetzung steigt der Miethpreis der Arbeit, wenn das Angebot nicht ausreicht, die Nachfrage ganz zu befriedigen, und sinkt er, wenn die Nachfrage nicht ausreicht, um das ganze Angebot zu beschäftigen. Es gehen mit der quantitativen und qualitativen Macht des Angebotes und der Nachfrage die Löhne über denjenigen Satz hinaus oder unter denjenigen Satz hinab, welcher den Selbstkosten der Arbeit vollkommen entspricht.

Alles, was in Betreff der Lohnhöhe Großunternehmern anzurathen ist, konzentrirt sich in folgenden Sätzen: Die Bewegungen des Arbeitsmarktes müssen so sorgfältig und genau beobachtet werden, wie die Bewegungen des Bezugsmarktes für die Kapitalien und des Absatzmarktes für die Erzeugnisse. Die Bestimmung der Lohnsätze muß das Ergebniß dieser Beobachtungen und einer sorgfältigen Ermittelung desjenigen Theiles des Rohertrages des Unternehmens sein, welches der Arbeit der Gewerksgehülfen zu danken ist. Der Lohnsatz, den zu bewilligen die Lage des Arbeitsmarktes zwingt, bildet die unterste; der Lohnsatz, der sich aus jener Kalkulation des Antheiles am Rohertrage ergiebt, bildet die oberste Grenze des Spielraums rationeller Lohnbewilligung. Nirgends ist es so verderblich, als im Miethhandel mit Arbeit, sich lediglich von der Gewohnheit oder gedankenloser Nachahmungssucht, statt von verständiger Kalkulation, leiten zu lassen. Die periodisch zu wiederholende Kalkulation wird bald zu niedrigeren, bald zu höheren Lohnsätzen führen. Oefterer Wechsel ist allerdings unbequem. Aber, wenn er den veränderten Ergebnissen der Kalkulation entspricht, so ist er jedenfalls minder gefährlich für beide Theile, als lange Zeit lediglich bei zu hohen und zu niedrigen Lohnsätzen zu beharren.

Aber nicht nur durch eine sorgfältige Bemessung der Lohnhöhe, sondern auch durch eine richtige Wahl der Lohnzahlungsart vermag der Unternehmer seine Sorge für das Wohl seiner Gehülfen entsprechend zu bethätigen. Und auch in diesem Punkte treffen die Interessen beider Theile vollkommen zusammen.

Es ist bekannt, daß die Stücklohnung ihre bestimmten, durch die Natur der Leistung gezogenen Grenzen hat. Aber innerhalb dieser Grenzen die Zeitlohnung statt der Stücklohnung zu wählen, würde den Interessen beider Theile geradeswegs entgegenlaufen. Denn die Zeitlohnung, wo sie nicht durch die Natur der Verrichtungen bedingt ist, demoralisirt sie beide — Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Jene macht sie mißtrauisch und diese macht sie mißmuthig, unzufrieden und träge. Sie nöthigt zu einer Aufsicht, welche neben der Qualität auch die Quantität der Leistung ins Auge fassen muß; sie stellt den Arbeiter unter das Joch der Sklaverei und verleitet den Arbeitgeber zu einer völlig falschen Auffassung seiner Stellung, seinen Gehülfen gegenüber.

Da, wie oben gezeigt, die Berechnung des Theiles des Rohertrages der

Unternehmung, welcher der Arbeit der Gehülfen zu danken ist, ein wichtiges Element für die gerechte Lohnbemessung abgiebt, aber diese Berechnung für jede einzelne Leistung nicht füglich angestellt werden kann, da nicht jede solche einzelne Leistung ein fertiges verkäufliches Produkt darstellt, ist man hin und wieder darauf gekommen, das reine Tantième-System als das beste Lohnsystem zu empfehlen. Leider ist dieses System aber in der Großindustrie nicht anwendbar. Es würde hier zur Folge haben, daß die Arbeiter während der der Berechnung zu Grunde gelegten Periode gänzlich ohne Lohn blieben, und weiter, daß sie, wenn bei schlechten Konjunkturen der Rohertrag der Unternehmung einmal kaum die Auslagen deckt, auch nachmals auf Lohn für die gethane Arbeit ganz verzichten müßten. Dazu kommt, daß für eine gerechte Vertheilung der Tantième jeder sichere Anhalt fehlt, und daß es den Arbeitern schwer halten würde, die vielleicht nur ein- oder zweimal im Jahre bezogenen größeren Lohnsummen wirthschaftlich zu verwenden.

Jene Korrektur des reinen Tantièmesystems, welche unter dem Namen des Kommissionssystems durch das Beispiel des Pariser Stubenmalers Leclaire und der Compagnie du chemin de fer d'Orléans bekannt geworden ist, ist allerdings eine zweckmäßige Verbesserung und sichert dem Prinzip der Antheilslohnung einen größeren Kreis der Anwendbarkeit. Die genannten beiden Unternehmer zahlen ihren Arbeitern im Laufe des Jahres die in ähnlichen Unternehmungen allgemein üblichen Arbeitslöhne, verrechnen diese Löhne unter den Kosten und betheiligen die Arbeiter dann noch überdies mit vertragsmäßig festgesetzten Raten an dem aus der Jahresabrechnung sich ergebenden Reingewinn. Die Vertheilung dieses Reingewinnantheiles erfolgt nach Maßgabe der von den Einzelnen bereits im Laufe des Jahres verdienten ordentlichen Löhne.

Auch dieses System jedoch, so gut es sich auch in den beiden angeführten Beispielen bewährt hat, und so dringend es zu wünschen wäre, daß weitere Versuche damit gemacht würden, leidet an einem erheblichen Mangel. Es korrigirt nämlich die Lohnzahlung des laufenden Geschäftsjahres niemals dann, wenn die bereits gezahlten Löhne schon zu hoch waren, wenn sie mehr betrugen, als was mit der gelohnten Arbeit verdient wurde, sondern nur dann, wenn sie zu niedrig waren. Ja, unter Umständen gewährt es den Arbeitern eine Lohnzulage aus einem Theile des Reinertrages, zu dessen Schaffung oder Steigerung sie gar nichts beitragen konnten. Gesetzt, der Reinertrag hat sich verdoppelt, lediglich in Folge einer Verdoppelung des Preises der Roh- und Hülfsstoffe, also weil der Unternehmer, eine gute Konjunktur glücklich benutzend, sich noch für ein ganzes Jahr mit billigen Roh- und Hülfsstoffen versah und die Erzeugnisse zu einem Termin verkauft wurden, wo ihre Preise durch die Steigerung der Preise der Roh- und Hülfsstoffe um 100% bereits im gleichen Verhältnisse in die Höhe gegangen waren, so wäre die Betheiligung der Arbeiter an diesem Extragewinn durchaus unverdient.

Die eifrige Bemühung, ein Lohnsystem aufzufinden, das auch von den Fehlern des Kommissionssystems sich freihielte, hat in unseren Tagen zu sehr interessanten Versuchen geführt, welche darauf ausgehen, den Gehülfen in großindustriellen Unternehmungen zu einer ganz neuen, eigenartigen Stellung zu verhelfen.

Offenbar führt das Kommissionssystem unter Umständen zu einer Schmälerung des Kapitalgewinnes zu Gunsten der Arbeiter, die doch an diesem Gewinn kein Anrecht haben. Andererseits kann es für jede gewerkliche Unternehmung nur vortheilhaft sein, wenn den Arbeitern neben dem richtig bemessenen Arbeitslohn auch ein gerechter Anspruch auf einen Theil des Kapitalgewinnes verschafft wird. Sie werden dann nicht nur sich mehr anstrengen, sondern sie werden auch, so viel an ihnen ist, an Kapital zu sparen sich bemühen; denn jede solche Ersparung wirkt ja steigernd auf den Gewinn, und an der Gewinnsteigerung haben sie ihren Antheil zu gewärtigen. Aber einen gerechten Anspruch auf Antheil am Kapitalgewinn hat nur Der, welcher am Kapital selbst betheiligt ist. Sollte es nicht möglich sein, den Arbeitern auch einen Antheil am Kapitale einer gewerklichen Unternehmung zu verschaffen? Diese Frage konnte in England bejaht werden von dem Zeitpunkte ab, wo das alte, die Aktiengesellschaften als gewöhnliche Sozietäten betrachtende und die beschränkte Haftbarkeit der Gesellschafter nicht anerkennende Common law durchbrochen und die Möglichkeit gegeben ward, Aktiengesellschaften für beliebige wirthschaftliche Zwecke und mit beliebiger Bemessung der Höhe der Antheile zu gründen. Diese gesetzlichen Reformen datiren aus den Jahren 1856 und 1857. Und nicht ganz zehn Jahre später begannen bereits die Versuche, in großindustriellen Unternehmungen die Arbeiter zu eigentlichen Theilhabern, Aktionären, zu machen. Diese Versuche — eingeführt unter dem Namen «Partnership of Industry» oder «Industrial Partnership» — sind von dem besten Erfolg begleitet gewesen und inzwischen auch in Deutschland genügend bekannt geworden. Die Unternehmer ermittelten den Preis, zu welchem ihnen ihre ganze Unternehmung zu Buche stand, und betrachteten diese Summe als ein Aktienkapital, welches nun in eine entsprechende Anzahl von kleinen Antheilen zerlegt wurde. Sie bestimmten einen geringeren Theil des ganzen Kapitals zur Verwerthung an Arbeiter, Angestellte, feste Kunden ihres Unternehmens, den größeren Theil behielten sie für sich. Ebenso sicherten sie sich den größten Antheil an der Verwaltung, an der aber auch die übrigen Aktionäre entsprechend betheiligt wurden. Den Arbeitern wurde es überlassen, wenn sie Aktien erwerben, also Miteigenthümer des Unternehmens werden wollten, die ersteren allmälig, in kleinen Raten, einzuzahlen. Sie bezogen im Laufe des Jahres den üblichen Lohn und partizipirten am Jahresschluß nach Maßgabe ihres Aktienbesitzes am Gewinn oder Verlust der Unternehmung. In den bis jetzt bekannt gewordenen Fällen sind noch stets, und zwar sehr erhebliche, Gewinne realisirt worden. In der Schrift der Herren J. M. Ludlow und Lloyd Jones über „Die arbeitenden Klassen Englands in sozialer und politischer Beziehung" (deutsch von v. Holtzendorff; Berlin, Julius Springer. 1868) heißt es S. 105: „Dieses System hat jetzt, unter verschiedenen Modifikationen, Anwendung gefunden von den Herren Briggs & Comp. und der South Buckley Company auf Bergwerke, von den Herren Crossley in Halifax auf Teppichfabrikation, von den Herren Fox, Heard & Comp. auf Eisenwerke, von den Herren Greening in Manchester auf einen anderen Zweig der Eisenindustrie, von den Cobden Memorial Mills auf Baumwollspinnerei, von den Herren Blyte und den Herren Lloyd und Sumnerfield

auf Töpferwaaren- und Glasfabrikation, von Mr. Godball in Leeds auf Druckerei u. s. w. Das Prinzip ist, wie wir gesehen haben, von der arbeitenden Klasse bei ihren eigenen Unternehmungen adoptirt worden; so von den Kunsttischlern, den Stuhlmachern und Vergoldern. Das «Industrial Partnership Record» veranschlagt die Anzahl der Personen, welche nach diesem System beschäftigt sind, auf 8 — 10,000. So sind Tausende von Arbeitern im Begriff, in diesen verschiedenen Fabrikzweigen das Eintreten in eine Stellung zu lernen, welche ihnen einen Antheil giebt an dem Gewinne der Arbeitgeberklasse. Der kommerzielle Erfolg dieser Unternehmungen offenbart sich bereits der Welt in den hübschen Dividenden, die schon von den zuerst begründeten an ihre Antheilhaber bezahlt worden sind. Nur ein Beispiel von der Wirksamkeit des Prinzips, das von einer ganz anderen Seite, als der bisher erwähnten, hergekommen ist, soll hier gegeben werden. Der verehrte Chef der «Tonic-Sol-Fa»-Schule schreibt uns: «Wir haben ein Jahr hindurch das Theilhaberschaftssystem in unserer Druckerei zu Plaistow versucht. Vorher gab uns dieselbe entweder $2\frac{1}{2}$% oder gar nichts. Seit der Annahme dieses Prinzips hat sie uns 5% geliefert und verspricht noch Besseres. Aber mehr noch: die Einführung dieses Prinzips bewahrt uns vor Unruhe und Sorge.»"

Alle Zeugnisse sprechen zu Gunsten dieses neuen Systems. Und es kann nicht verkannt werden, daß es vor dem reinen und dem modifizirten Tantièmesystem weitaus den Vorzug verdient. Aber andererseits darf nicht übersehen werden, daß dieses System die Mängel des Gesellschaftsbetriebes an sich trägt (denen höchstens durch die Wahl einer Erwerbsgesellschaftsform, welche mehr, als die Aktiengesellschaft, die Unabhängigkeit und Centralisation der Leitung gewährleistet, einigermaßen abgeholfen werden kann), und dann, daß dieses System nur anwendbar ist auf sehr sicher fundirte Unternehmungen mit großer Gleichmäßigkeit des Betriebes und Absatzes und bei Beschäftigung einer großen Zahl von seßhaften Arbeitern.

Innerhalb dieser Grenzen ist die Partnerschaft offenbar zu großartigen Leistungen berufen, wird sie sich als die beste Lösung des schwierigen Räthsels der gerechten und den Interessen beider Theile am meisten entsprechenden Lohnbemessung bewähren, darf von ihr zugleich eine sehr ersprießliche Mitwirkung zur Lösung der sogenannten Arbeiterfrage erwartet werden.

Es gilt eben, und es gehört zu den ernstesten Pflichten großindustrieller Unternehmer, je unter Berücksichtigung der speziellen Verhältnisse ihres Unternehmens, die angemessenste Lohnart zu wählen und der richtigen Bemessung der Lohnhöhe die gewissenhafteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber erschöpft ist ihre Aufgabe hiermit bei Weitem noch nicht.

3. Beschränkung der Arbeitszeit. Seitdem der britische General-Fabrikinspektor, Mr. Leonard Horner — ein sehr unverdächtiger Zeuge — öffentlich konstatirt hat, daß in mehreren von ihm genau untersuchten Fällen in englischen Fabriken ein absolut größeres Arbeitsergebniß und eine erhebliche Ersparung an Kosten die Folge einer freiwillig versuchten Reduktion der Arbeitszeit gewesen ist; seit sich gezeigt hat, daß in bekannten Industriedistrikten diese Reduktion nicht etwa die Arbeiter leichtsinniger, vergnügungssüchtiger, sondern ge-

sitteter, zugänglicher für Belehrung und nützliche Unterhaltung gemacht hat; seit Männer, welche mit den Bedürfnissen und Einrichtungen großindustrieller Unternehmungen auf das Genaueste vertraut und weit davon entfernt sind, sich Illusionen zu machen, öffentlich als ihre wohlbegründete Ueberzeugung erklärt haben, daß in der Großindustrie eine Beschränkung der täglichen Arbeitszeit auf 8 Stunden weitaus die vortheilhafteste Kombination sein werde; seitdem Herr Jean Dollfus in Mülhausen berichtet hat, daß sein Versuch, die Arbeitszeit in seinen Fabriken von 12 auf 11 Stunden zu reduziren, ein Mehrprodukt von $1^2/_3$ bis $4^1/_2$% und eine Ersparniß von 4000 Fr. an Heizung und Beleuchtung in einem Wintermonat zur Folge gehabt hat — seitdem sollte die Frage der Reduktion der Arbeitszeit auf der Tagesordnung der Besprechungen über industrielle Gegenstände niemals fehlen, sollte man nicht eher ruhen, als bis die Wahrheit des Satzes vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß eine Abkürzung der täglichen Arbeitszeit bis zu einem gewissen Grade bei gleich bleibendem Lohnsatze eine Lohn- und Kostenersparung involvirt.

Diese Wahrheit leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß, was früher die längere Dauer der Arbeitszeit einbrachte, nun durch die größere Frische und Rüstigkeit solcher Arbeiter, welche ihren häuslichen Beschäftigungen, dem erquickenden Familienleben, der geistigen Anregung und Erholung die genügende Zeit widmen können, und dann um so fröhlicher an die Arbeit herantreten, überreich ersetzt werden muß. — Auch ist diese Wahrheit, wie wir eben sahen, durch die Erfahrung schon vielfach bestätigt. Es ist auch bekannt, daß früher eine mindestens 16stündige tägliche Arbeitszeit in Fabriken fast überall in Europa üblich war, und daß die fast allgemeine Beseitigung wenigstens eines so weit getriebenen Mißbrauches der Industrie überall nur zu Statten gekommen ist. Aber die einfachsten und einleuchtendsten Wahrheiten gerade sind es, die oft am längsten Zeit brauchen, bis sie allgemein verwerthet werden, und andererseits bedarf es allerdings noch vielfacher und sorgfältiger Versuche, um das, wahrscheinlich in verschiedenen Industriezweigen verschiedene, Durchschnittsmaß täglicher Arbeitszeit festzustellen, bei welchem sich die größtmöglichen Leistungen und Ersparnisse ergeben.

Einen wichtigeren Beitrag zur Lösung der sogenannten „Arbeiterfrage" können großindustrielle Unternehmer kaum liefern, als indem sie jenes Maß sorgfältig ermitteln und dann gewissenhaft einhalten. Selbstverständlich muß bei Zeitlöhnung der alte Tagelohnsatz auch für die verkürzte Arbeitszeit beibehalten und, wo Stücklohnung eingeführt ist, sorgfältig darauf geachtet werden, daß, selbst bei gleich hohen Stücklohnsätzen, der Tagesverdienst bei kürzerer Arbeitszeit eher steigt als fällt.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß bei unseren jetzigen Lebensgewohnheiten für gewisse gewerkliche Arbeiten die Nachtzeit mit zu Hülfe genommen werden muß, und daß andererseits, wenn gewisse andere gewerkliche Aufgaben auch fernerhin gelöst werden sollen, die Nachtarbeit gar nicht entbehrt werden kann. Ob aber für den einzelnen Unternehmer die Nachtarbeit da, wo sie durch die technische Natur der fraglichen Verrichtungen nicht geboten ist, immer so vortheilhaft und unerläßlich ist, als häufig behauptet wird, scheint uns in hohem Grade zweifelhaft. Zwar überall da, wo sehr große

Massen von sehr theuren stehenden Kapitalien, z. B. Maschinen, angewendet werden müssen und die Nachfrage nach den Erzeugnissen des betreffenden Unternehmens eine kaum beschränkte ist, gewährt jenes Kapital bei ununterbrochener Arbeit eine erheblich höhere Rente, als bei völligem Stillstand während der Nachtzeit. Ja, bei Dampfmaschinen, welche eine Zeit lang, bevor sie in Gang kommen, geheizt werden müssen und bei denen jede Unterbrechung einen Heizmaterialverlust im Gefolge hat, erscheint die ununterbrochene, Tag und Nacht fortgehende Arbeit im Vergleich mit der bloßen Tagarbeit noch in viel höherem Maße rentabel.

Oft genug aber werden diese eminenten Vortheile mehr als ausgeglichen durch die ebenfalls auf der Hand liegenden großen Nachtheile der Tag- und Nachtarbeit. Zuvörderst sind die Nachtarbeitslöhne überall beträchtlich höher, als die Tagarbeitslöhne. Ferner sind in vielen Industriezweigen die Leistungen der Nachtarbeit quantitativ und qualitativ weit geringer, als die der Tagesarbeit. Endlich, da auch bei vollständiger Ablösung die Arbeiter, welche, weil sie die Nachtarbeit durchgemacht, den Tag zur Verfügung haben, am Tage doch nicht gehörig ruhen können — schon weil es ihnen dazu meist an einem entsprechend isolirten Raume gebricht — ist viel rascherer Verbrauch der Arbeitskraft bei allen Arbeitern die unausbleibliche Folge.

Es wird daher mit einiger Sicherheit angenommen werden können, daß überall da, wo die technische Natur der fraglichen Verrichtungen die Zuhülfenahme der Nachtarbeit nicht zu einer traurigen Nothwendigkeit macht (wie z. B. bei Hochofenbetrieb, bei Seebauten 2c.), häufig schon die bloße Kalkulation, ganz abgesehen von allen Humanitätsrücksichten, die Beschränkung auf Tagarbeit rathsam erscheinen läßt. Eine Verdoppelung des Betriebsumfanges bei Beschränkung auf Tagarbeit wird in den meisten Fällen den einzelnen Unternehmer jeder Konkurrenz besser gewachsen machen, als Beibehaltung des alten, minderen stehenden Kapitals und Zuhülfenahme der Nachtarbeit. Die Fabrikgesetze mancher Industriestaaten verbieten bekanntlich die letztere ganz. Wir billigen ein solches Verbot nicht. Aber wir sehen die infolge des Verbotes auf Tagarbeit beschränkten Unternehmungen mit gleichartigen Unternehmungen, welche die Nachtzeit zu Hülfe nehmen dürfen und wirklich zu Hülfe nehmen, trefflich konkurriren. Der Glaube an die Unerläßlichkeit der Nachtarbeit für die Blüte der Industrie ist stark erschüttert. Sie zu beseitigen, wo die technische Natur der Verrichtung sie nicht gebieterisch fordert, liegt im Interesse beider — des Arbeitgebers und der Arbeiter. Großindustrielle, welche ihren Beruf zur Mitarbeit an der Lösung der sogenannten „Arbeiterfrage" begreifen, werden auch diesem Gegenstand ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

4. **Fürsorge für die Arbeiterinnen und die Kinder.** Immer, wenn das wirthschaftliche Elend des Fabrikproletariats geschildert wird, spielen dabei die Gestalten entarteter, ihrem weiblichen Beruf entfremdeter Frauen, hungernder, hohläugiger Kinder eine wirksame Rolle. Und es ist wahr — die fabrikative Großindustrie hat die regelmäßige industrielle Verwerthung der Frauen- und Kinderkräfte erst möglich gemacht; sie schafft hin und wieder durch diese Verwerthung Verdienst und Wohlstand, wo sonst Mangel war; aber in dem frühen Stadium der Entwicklung, in dem sie sich überall bei uns noch befindet,

begegnen wir häufig genug auch noch wahrhaft haarsträubendem Mißbrauche jener Kräfte.

Wenn wir gewahren, daß für Tausende von unverheiratheten Frauen der Eintritt in die Fabrik der Beginn eines Lebens in Schande und Verbrechen ist, wenn uns erzählt wird, daß in einigen Fabriken der Normandie die Peitsche für die jugendlichen Fabrikarbeiter als unerläßliches Werkzeug betrachtet wird, daß man in englischen Fabriken Kinder von 6 Uhr Morgens bis zum anderen Morgen um 10 Uhr unausgesetzt beschäftigt und ihnen Tabak giebt oder den Kopf von Zeit zu Zeit in einen Wasserkübel steckt, um sie wach zu erhalten, so schaudern wir vor der Tyrannei der modernen Industrie zurück und wittern Blut und Sünde an den Früchten ihrer so hochgerühmten Entwicklung.

Da führt uns ein Zufall in die Fabrikräume der Herren Karl Mez u. Söhne in Freiburg i. B. Wir finden da über 100 Arbeiterinnen bei der Seidenspinnerei beschäftigt — alle gesund und fröhlich, sauber angethan, emsig bei der Arbeit. Sie machen nicht den Eindruck von „Schlachtopfern des modernen Götzen." Wir erfahren, daß sie in einem besonderen Gebäude pensionsmäßig zusammenwohnen; wir betreten dieses Haus und finden da einige der Bewohnerinnen mit der Reinigung der großen, wohlventilirten Schlafsäle, andere in der Küche mit der Bereitung des gemeinschaftlichen Mahles beschäftigt. Ueberall stiller, emsiger Fleiß, überall Nettigkeit und Behagen!

Oder wir schauen uns in der berühmten cité ouvrière in Mülhausen um. In jedem Hause Fabrikarbeiter-Familien. Die Frau ist auf Arbeit. Aber eine Umschau in ihrem behaglichen Daheim verräth, daß sie Zeit behält, ihrem Hauswesen ordentlich vorzustehen. Und sie durfte auch unbesorgt ihrer Arbeit nachgehen; denn sie durfte vorher ihre Kleinen da in dieses freundliche Haus dicht nebenan bringen, wo freundliche Pflege und frohe Spiele mit Hunderten ihres Gleichen ihrer warten. Sie kommt früher zurück von der Arbeit, als der Mann. Sie kann die Kleinen erst noch zur Ruhe bringen und die Abendmahlzeit zurichten.

Das sieht nicht aus wie Sklaverei der Frauenarbeit, weder hier noch dort.

Oder wir kehren ein in der „Schoren-Fabrik" des Herrn Richter-Linder bei Basel. Fröhlicher Gesang fröhlicher und emsig arbeitender Kinder begrüßt uns in dem Spinnsale. Wir wenden uns nach dem anstoßenden Gebäude und finden da wieder eine förmliche Pensionseinrichtung wie in Freiburg, nur für Kinder, und deshalb auch mit Schulsälen versehen. Auch hier überall Reinlichkeit und Behaglichkeit. Aus den Küchenräumen duftet uns schon das kräftige Mittagsmahl, welches eben angerichtet werden soll, entgegen. Da läutet eine Glocke. Das Summen der Spinnrahmen verstummt. Die Kinder kommen jubelnd herüber in den Speisesaal. Sehen sie etwa aus wie armselige, seufzende Opfer der Industrie?

Oder weiter: Machen wir einmal des Nachmittags einen Besuch in der Fabrikschule der berühmten Maschinenfabrik der Herren König & Bauer zu Oberzell bei Würzburg. Da sitzen Knaben von 13 bis 16 Jahren. Allerdings geschwärzt von der Arbeit, die sie eben verließen. Aber muntere und geweckte Burschen! Wir haben Mühe, es ihnen im Kopfrechnen gleich zu thun. „Wir zahlen ihnen den Tagelohn auch während der Unterrichtszeit fort" — sagt uns

der wackere Chef, und, als wir uns darüber wundern, fährt er erläuternd fort: „So erziehen wir uns gebildete Gehülfen. Ist das nicht eines Opfers werth“?

Also auch hier keine weißen Sklaven? Also auch hier nicht jene Schreckgestalten, die uns schon bei den Worten „Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken“ vor die Seele treten?

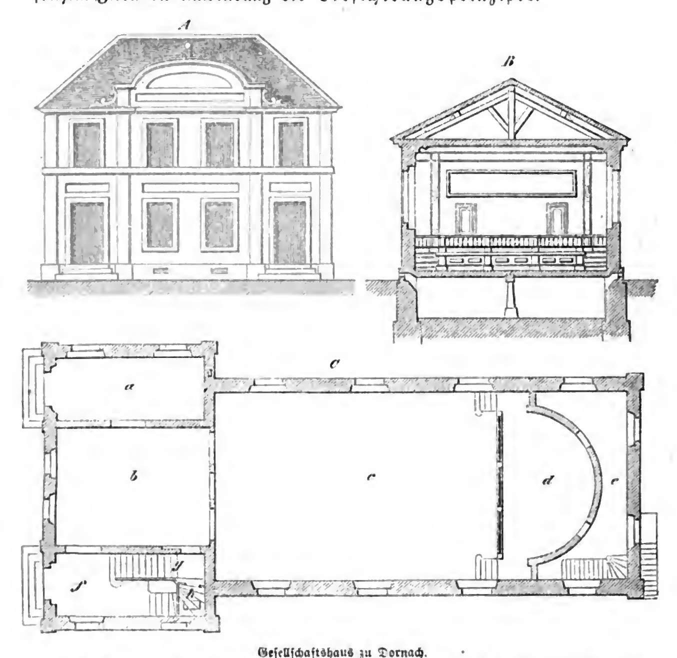
Zum widernatürlichsten Mißbrauch kann die Frauen- und Kinderarbeit in Fabriken getrieben, aber sie kann auch so geregelt werden, daß sie beiden — Arbeitern und Arbeitgebern — zum höchsten Segen gereicht. Diese Regelung erfordert viel Wohlwollen, viel Menschenliebe, aber auch der nüchtern rechnende Verstand gebietet sie ebenso, wie er die Ausbeutung der Frauen- und Kinderkräfte als eine Versündigung nicht nur an der Menschennatur, sondern auch an dem geschäftlichen Interesse brandmarkt.

Dieser nüchterne Geschäftsverstand, zumal wenn er mit Wohlwollen, Menschenliebe und Menschenkenntniß gepaart ist, weiß tausenderlei Mittel ausfindig zu machen, um die Nachtheile der Frauen- und Kinderarbeit zu neutralisiren, um die Verwerthung dieser Kräfte in völlig oder beinahe ungefährlicher Weise zu ermöglichen. Und der Unternehmer, der seinen Verstand und seine Thatkraft dieser Aufgabe zuwendet, hilft auch in diesem Stücke, so viel an ihm ist, ein großes und tiefeinschneidendes wirthschaftliches Gebrechen unserer Zeit beseitigen zum Wohle der Menschheit, aber nicht zum Wenigsten zu seinem eigenen Wohle.

5. Gesundheitspflege. Jede Gewerksarbeit übt bei einem gewissen Grade der Anstrengung ihre besonderen *gesundheitswidrigen* und also *lebensgefährlichen* Einflüsse, und zwar solche Einflüsse, die durch Gegenmittel wol abgeschwächt, aber nie völlig beseitigt werden können. Auf der Verschiedenartigkeit dieser Einflüsse beruht die leider noch nicht in wünschenswerthem Umfange statistisch dargelegte Verschiedenheit der durchschnittlichen Lebensdauer in verschiedenen Gewerken. Man wird die gesundheitswidrigen und lebensgefährlichen Einflüsse der gewerklichen Arbeit bald vorzugsweise auf die *Stoffe*, welche verarbeitet werden, und das technische Verfahren dabei, bald auf das enge *Zusammendrängen* vieler Personen in *geschlossenen Räumen*, bald auf die *einseitige Anstrengung gewisser Organe des Körpers*, bald auf die *Einrichtung der Maschinen und Maschinenräume*, bald endlich auf die *Unsicherheit des Standortes der Arbeiter* während der Arbeit zurückführen können.

Diese Einflüsse lassen sich, wie gesagt, nicht beseitigen; wol aber läßt sich ihnen entgegenarbeiten, und zwar durch die Wahl der unschädlichsten Verarbeitungsmethode gesundheitsgefährlicher Stoffe, durch gehörige Ventilation der Arbeitsräume, durch zweckmäßige Einrichtung der Arbeitstische und Sitze, sowie der Beleuchtungsvorrichtungen, durch strenge Aufrechterhaltung zweckmäßiger, zum Schutz gegen Beschädigung durch Maschinen erlassener Bestimmungen, durch gehörige Verkleidung gefährlicher Maschinentheile und genügend geräumige Anlage der Maschinenräume, durch thunlichst sichere Einrichtung des Standortes der Arbeiter während der Arbeit (z. B. feste Gerüste, Barrièren und Leitern bei Bauunternehmungen). Alles, was in dieser Richtung geschehen kann, darf auch von dem Unternehmer im Namen der Menschlichkeit und im Namen seines eigenen Interesses gefordert werden.

Aber nicht nur solche präservative Maßregeln sind geboten. Geboten ist auch die treueste Fürsorge für Erkrankungs- und Beschädigungsfälle. Größere Unternehmungen mögen eigene Krankenhäuser, Krankenunterstützungskassen, Pensionskassen und Pensionsanstalten errichten. Die schon erwähnte Fabrik der Herren König & Bauer in Oberzell hat auch in dieser Beziehung zweckmäßig gesorgt. Aber für größere wie für kleinere Unternehmungen empfiehlt sich zu solchem Zweck die Anwendung des Versicherungsprinzipes.



Gesellschaftshaus zu Dornach.
A Hauptfaçade. B Querschnitt. C Grundriß des Erdgeschosses. a Vorsaal und Garderobe. b kleiner Saal. c Gesellschaftssaal. d Estrade. e Vorsaal und Garderobe zum Orpheon. f Vorzimmer zur Bibliothek und Entrée zur Küche im Souterrain. g Treppe zu demselben. h Abtritt. Die Bibliothek selbst ist im zweiten Stockwerk.

Wo noch nicht Kranken- und Unfallversicherungs-Anstalten, wie die Pariser »Securité générale« oder die Belgische «La Prudence» bestehen, gebietet es das Interesse der Großindustriellen, solche Anstalten ins Leben zu rufen.

In ausgezeichneter Weise haben die Mülhäuser Fabrikanten für ihre Kranken und Invaliden zu sorgen gewußt. Das «Asyle des vieillards» in Mülhausen ist eine der schönsten derartigen Einrichtungen. Doch davon später!

6. **Sorge um die sittliche Hebung der Arbeiter.** Was hat sich — kann man fragen — der Gewerksunternehmer um das sittliche Leben Derer zu bekümmern, deren Arbeit er für seine Unternehmung miethet und bezahlt? Genügt es nicht, wenn sie ihm die versprochene Arbeit leisten? Ist er nicht am Ende seiner Verpflichtungen, wenn er ihnen gewährt, was ihnen kontraktlich zukommt?

Gewiß nicht. Ueberall da, wo die Gewerksunternehmung selbst — insbesondere vielleicht das Zusammengedrängtsein vieler Menschen auf engem Raume, die gleichzeitige Beschäftigung jüngerer Leute beider Geschlechter in den gleichen Räumen bei Tag und Nacht, die Aufnahme verderbter Elemente in einen sonst unverdorbenen Kreis von Arbeitern, die Abstumpfung, welche eine fast gedankenlose Arbeit erzeugt, die Lockerung des Familienlebens, die dadurch hervorgerufen werden kann, daß Mann und Frau je ihrer besonderen gewerklichen Beschäftigung nachgehen und die Kinder dem Auge der Eltern den größten Theil des Jahres über entzogen sind — sittliche Gefahren hervorruft, ist es die heilige und dringendste Pflicht des Unternehmers, diesen Gefahren mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Wer diese Pflicht versäumt, wird den Schaden selbst zu tragen haben; wer sie getreulich erfüllt, dem wird diese Treue auch im Geschäft, auch materiell reichlich gelohnt werden.

Mannichfaltig sind die Mittel, welche dem wohlwollenden und gebildeten Unternehmer zu diesem Zwecke zu Gebote stehen. Von größter Wichtigkeit bleibt immer das persönliche Beispiel des Unternehmers und seiner Familie. Als zweckmäßig hat es sich erwiesen, solche Arbeiter, über deren sittliche Führung es nicht möglich war, Zuverlässiges zu erfahren, wenn möglich, vorerst nur auf Probe anzunehmen. Unerläßlich ist es, daß auf sittliche Ordnung und anständiges Betragen während der Arbeit aufs Strengste gehalten, unsittliche Elemente aus den Reihen der Arbeiter unnachsichtlich entfernt werden. Gerade in dieser Beziehung ist die Wahl der Aufseher von der allergrößesten Bedeutung. Verständige Unternehmer pflegen im gleichen Lokale nur Personen desselben Geschlechts, und Frauen stets nur unter weiblicher Aufsicht zu beschäftigen. Den unverheiratheten und solchen Arbeiterinnen, welche keinen Rückhalt an einer Familie haben, muß auch außer der Arbeit die eingehendste Sorgfalt zugewendet werden. Oft kann durch scheinbar ganz unbedeutende Maßregeln großen Gefahren vorgebeugt werden. So entlassen z. B. sorgsame Fabrikanten ihre Arbeiterinnen am Abend etwas früher aus der Arbeit, um das gemeinsame Nachhausegehen mit den Arbeitern im Dunkeln zu verhüten. Guter Wille, scharfe Beobachtung, reiche Erfahrung helfen mit ganz unscheinbaren Mitteln Generationen vor der Verwilderung behüten. Eines der wichtigsten Mittel für diesen Zweck ist die Sorge für Veredelung der Vergnügungen. Schweizer Fabrikanten pflegen alljährlich mehrere Male mit ihren Arbeitern Tagesausflüge in die Berge zu unternehmen, sie bei sich zu ungezwungenen geselligen Zusammenkünften einzuladen. Herr Engel-Dollfus, Associé des Hauses Dollfus-Mieg & Comp. in Dornach bei Mülhausen, hat jüngst zu dem letztgenannten Zweck ein Gesellschaftshaus (Salle de réunion de Dornach) gebaut, welches lediglich dazu dienen soll, die Fabrikarbeiter zu anständigen und erhebenden geselligen Vergnügungen zu vereinigen. Unterricht, Erfrischung, sittliche und intellektuelle Bildung — das

sind die Aufgaben, welche der Verein, der dieses Haus benutzen wird, zu lösen sich vornimmt. Das Haus enthält eine Bibliothek, Lesezimmer, Gesellschaftsräume und einen Restaurant. Die Erbauung hat dem Stifter gegen 50,000 Fr. gekostet. Die Jahresbeiträge für die Benutzung betragen nur 3 Fr. pro Person.

7. **Die Wohnungsverhältnisse** aller Klassen der Bevölkerung sind für das leibliche und geistige Wohl derselben unbedingt maßgebend. Schlechte Wohnungen ruiniren die Bewohner auf Generationen hinaus physisch und sittlich; sie entwöhnen sie der Ordnung und Reinlichkeit; sie verleiden ihnen die Häuslichkeit; sie geben vielfach Anlaß zu Unfrieden; sie erziehen die Bewohner zur Zucht- und Schamlosigkeit. Gute Wohnungen dagegen reichen oft an sich schon hin, eingerissenen physischen und sittlichen Gebrechen Einhalt zu thun.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn der Gewerksunternehmer mitverantwortlich ist für das leibliche und geistige Gedeihen seiner Gewerksgehülfen und, wenn Gesundheit und Sittlichkeit dieser jenem ebenso zu Gute kommt, wie er unter ihrer Gebrechlichkeit und Unsittlichkeit zu leiden hat, er verpflichtet ist, den Wohnungsverhältnissen seiner Arbeiter die größeste Aufmerksamkeit zu widmen. Faßt man aber näher ins Auge, was vom Standpunkte des großindustriellen Unternehmers zur Beseitigung der Wohnungsnoth der Gehülfen geschehen kann, so müssen vor allen Dingen zwei Fälle unterschieden werden: der Fall, in dem der Unternehmer für Wohnungen sorgen muß, wenn anders er mit seinem Unternehmen nur überhaupt beginnen will, und der Fall, in dem es an Wohnungen für die Gewerksgehülfen in der Nähe der Unternehmungen überhaupt nicht fehlt, diese aber nach verschiedenen Richtungen hin mangelhaft sind.

Im ersteren Falle kann es sich um die Gründung eines Etablissements in einem schon vorhandenen, aber ursprünglich zu anderen Zwecken bestimmten Gebäudekomplex — z. B. einem säkularisirten Kloster — handeln, und die Einrichtung eines oder einiger der vorhandenen Gebäude zu Arbeiterwohnungen geboten, die Wahl des im Uebrigen nicht empfehlenswerthen „Kasernensystems" also indizirt sein. Dies war der Fall, als das große Kloster zu St. Blasien im Schwarzwald zu einer Baumwollenspinnerei eingerichtet wurde. Es wird dann die Aufgabe sein, die Nachtheile des Kasernensystems thunlichst auszugleichen.

Oder es kann sich um die Gründung eines Etablissements handeln, für welches alle Gebäude und also auch die Arbeiterwohnungen, von Grund aus neu beschafft werden müssen. In diesem Falle sollte, wenn die Mittel des Unternehmers es irgend gestatten, der Bau von Einfamilien-Häusern jedem anderen System vorgezogen werden, wenn auch zunächst von dem Versuche abgesehen werden muß, die Arbeiterhäuser von den Bewohnern zu Eigen erwerben zu lassen. Diesen Weg haben im Wesentlichen die Herren A. Staub & Comp. in Kuchen bei Geislingen eingeschlagen, auf deren Unternehmungen wir weiter unten zu sprechen kommen werden.

In dem anderen der obigen beiden Fälle stellt die Wohnungsfrage den Unternehmern verschiedenartige Aufgaben, je nachdem in den Etablissements der ersteren etwa ausschließlich jugendliche oder doch ledige Arbeiter, beziehentlich Arbeiterinnen, oder ganze Arbeiterfamilien, Gehülfen jedes Alters und beiderlei Geschlechts, ledige und verheirathete, beschäftigt werden.

Eine ausschließliche Beschäftigung jugendlicher oder zur Zeit alleinstehender weiblicher Arbeiter ist bekanntlich in manchen Industriezweigen, wenn nicht geboten, so doch besonders üblich und beliebt. Wir erinnern nur an die Seidenbandweberei, wo die Vorbereitungsarbeit — das Aufspulen — füglich von Kindern besorgt werden kann und die Hauptarbeit — die Bedienung des Webstuhles — sich für Frauenhände vorzugsweise eignet.

Wir begegnen in solchen Unternehmungen einer sehr zweckmäßigen Bethätigung der Wohnungssorge in der Form des Pensionssystems, wo freilich außer der Wohnung auch der ganze sonstige Lebensunterhalt den Arbeiterinnen in der Fabrik gereicht wird. Neben den schon erwähnten Beispielen der Herren Karl Mez & Söhne in Freiburg und des Herrn Richter-Linder zu Basel ist noch das der Seidenzwirnerei zu Wangen im Kanton Zürich anzuführen, welche mit einem Konvikt für 90 Mädchen, die dort Wohnung, Kost, Pflege und Arbeit erhalten, verbunden ist. Gewerksunternehmern, welche Gehülfen jedes Alters, beiderlei Geschlechts, ledige und unverheirathete, beschäftigen, gebietet jedenfalls das eigene Interesse, dann, wenn diese Gehülfen zwar Wohnungen finden, aber nur solche von gesundheits- oder sittengefährdender Beschaffenheit, und nur zu übermäßigen Preisen, auf Mittel zu sinnen, wie solchem Elend abzuhelfen, — selbst dann, wenn die Betheiligten gegen ihre eigene Lage stumpf geworden wären und ein Bedürfniß der Abhülfe nicht empfänden. Diese Bestrebungen mögen sich bald äußern in der Form des Bauens auf eigene Rechnung, bald in der Anregung zu Wohnungsbau-Genossenschaften.

In beiden Fällen sollte, wenn die Verhältnisse dies irgend gestatten, vom Kasernenbau abgesehen und nur auf den Bau von Einfamilienhäusern Bedacht genommen werden, deren Eigenthum der Bewohner sich im Laufe der Zeit zu ersparen vermag.

Die hier fraglichen Voraussetzungen lassen ökonomisch das System der Cité ouvrière ebensowol zu, wie das des Genossenschaftsbaues. So sehr wir von den wirthschaftlichen und sittlichen Vortheilen des letzteren überzeugt sind, so sehr wir es für gerathen halten, daß Gewerksunternehmer, welche auf Beschaffung guter Wohnungen für ihre Gehülfen bedacht sind, vor allen Dingen die Gründung von Baugenossenschaften unter diesen letzteren versuchen und von diesem Versuche sich nicht gleich beim ersten Mißlingen abbringen lassen möchten: so sehr sind wir doch andererseits geneigt, dann, wenn solche Versuche auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollten, die Arbeitgeber für berechtigt und verpflichtet zu halten, mit Erbauung von Häusern für eigene — am besten für gemeinschaftliche Rechnung mehrerer vereinigter Gewerksunternehmer — vorzuschreiten.

Die große Weltausstellung von 1867 gab den Besuchern Gelegenheit, eine größere Zahl von Arbeiterhäusern zu betrachten, die in ihren Dimensionen und in ihrer inneren Einrichtung genau solchen Häusern entsprechen, welche an verschiedenen Orten entweder von Baugenossenschaften, oder auf Rechnung von Großindustriellen oder von Aktiengesellschaften und Privatpersonen aufgeführt waren. Was man an diesen Häusern mit Augen sah, war interessant genug, namentlich interessant und lehrreich für den Bautechniker.

Aber vielseitigeres Interesse weckte natürlich jene Belehrung, die man beim Be-

suche dieser Häuser über die spezifische Bestimmung, über die Entstehung der Originale durch vertheilte Druckschriften und auf Befragen erfuhr. Der 13. Band der neuerdings erschienenen «Rapports du Jury International» ergänzt auf S. 881 bis 950 diese Belehrungen in sehr willkommener Weise.

Wir sahen auf dem Marsfelde außer dem Modellhause der Mülhäuser cité ouvrière, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen, ein Modellhaus, welches genau nach dem Muster derjenigen Häuser ausgeführt ist, welche der Kaiser Louis Napoleon für eine «Réunion d'ouvriers de Paris» an der Avenue Daumesnil durchweg nach den Angaben und Wünschen dieser Arbeiter hat aufführen lassen. (S. die Abbildung auf S. 866.) Das Haus kostet in Paris 20,000 Fr. und ist für sechs Familien eingerichtet, deren jede 3—400 Fr. Miethe zahlen würde. Es ist ein Haus für großstädtische Arbeiter, die nicht in der Vorstadt sondern in der Cité wohnen und wenigstens en miniature die Pracht der Paläste, an denen sie täglich vorübergehen, nachahmen wollen; zierlich, fast elegant bis ins Kleinste, in der Raumeintheilung völlig den Lebensgewohnheiten der Pariser Arbeiterfamilie entsprechend.

Da sahen wir ferner ein Modell jener 40 Häuser, welche Frau Jouffroy Renault in Clichy-la-Garonne, dicht an den Pariser Festungswerken, hat aufführen lassen, und gegen Amortisation der Baukosten — durchschnittlich Alles in Allem 3800 Fr. — an Arbeiterfamilien veräußert. Diese Häuser sind im Wesentlichen einfach, aber sie entbehren doch des Schmuckes nicht; sie sind sämmtlich mit Gärtchen versehen und je nur für eine Familie eingerichtet, bald mit zwei, bald mit vier Zimmern und Keller und Speicher.

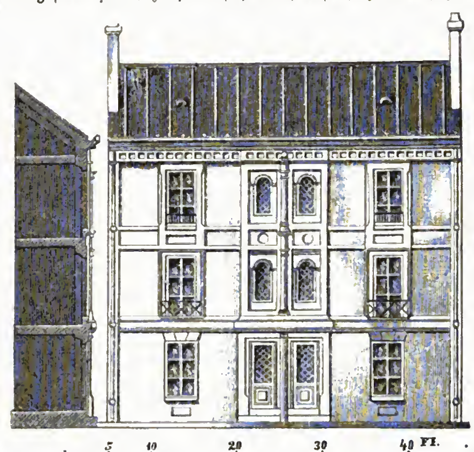
Da war weiter bemerkenswerth das vielfach besprochene Modellhaus «maison à bon marché» der unter Jules Simon's eifriger Mitwirkung i. J. 1866 zu Paris begründeten «Société coopérative immobilière», einer fast ganz auf englischem Fuße eingerichteten Baugenossenschaft. Ein Haus mit Parterre und einer Etage und in Allem drei Wohnräumen für eine Familie, zum Preise von 3000 Fr., gegen Zahlung von jährlich 300 Fr. in 10 Jahren eigenthümlich zu erwerben.

Die „Société des Houillères d'Anzin" hatte ein Arbeiterhaus ausgestellt, genau entsprechend denen, welche sie, bereits 2000 an der Zahl, für ihre Arbeiter errichtet hat. Diese Häuser kommen der Compagnie auf 2000 Fr. zu stehen und werden zu 6 Fr. pr. Monat vermiethet. Verkauft werden sie nur ganz ausnahmsweise. Sie stehen in der Nähe der Gruben in dorfähnlichen Gruppen zusammen; jedes Haus hat, lediglich für eine Familie bestimmt, zwei Zimmer im Parterre und zwei auf der Etage, ist mit einem Gärtchen versehen und äußerlich höchst geschmackvoll ausgestattet.

Im Park der Weltausstellung sah man weiter auch ein Haus der „Société immobilière de Beaucourt", welche von den Herren Japy Frères & Comp. begründet ist. Die Arbeiterhäuser von Beaucourt sind denen der Mülhäuser Cité ähnlich. Sie kosten 2045 bis 2298 Fr. und sollen die Kaufpreise von den Bewohnern in spätestens 11 Jahren getilgt werden.

Auch in der industriereichen belgischen Fabrikstadt Verviers ist das Mülhäuser Beispiel mit Glück nachgeahmt worden. Das Modellhaus, welches die

„Société Verviétoise pour la construction de maisons d'ouvriers" ausgestellt hatte, zeichnete sich durch äußerst zweckmäßige innere Raumvertheilung aus. Was aber bemerkenswerther ist als die zweckmäßige Konstruktion, ist, daß die Gesellschaft, obwol sie grundsätzlich beim Verkauf einen Profit von 8—9 % nimmt, nicht genug solcher kleiner Häuser bauen kann; so schnell finden dieselben Nehmer; die meisten Bewohner beeilen sich nach Kräften mit der Amortisirung des Kaufpreises. — Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, auf die **Wohnungsfrage** noch einmal zurückzukommen.



Seiten- und Vorderansicht des Arbeiterhauses nach einem Modell des Kaisers Napoleon III.

Grundriß des Arbeiterhauses nach einem Modell des Kaisers Napoleon III.

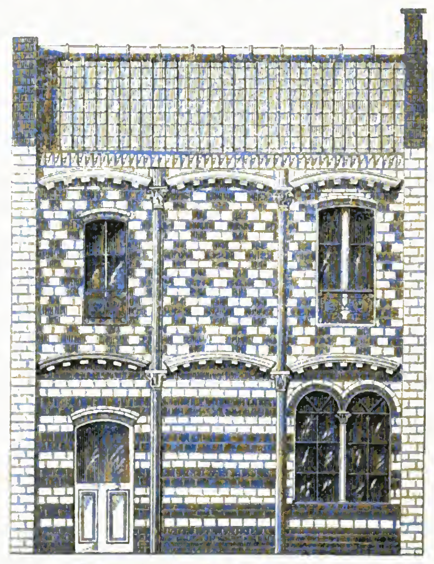
8. Anleitung zur Sparsamkeit. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß **sparsame** Arbeiter ein Segen und verschwenderische ein Fluch für den Unternehmer sind. Und wäre es auch nur deshalb, weil jeder Unternehmer jedem seiner Gehülfen ein großes Kapital in der Form von Gebäuden, Maschinen, Werkzeugen, Geräthen, Roh- und Hülfsstoffen anvertrauen muß, und die Erfahrung lehrt, daß, wer mit seinem eigenen Gut nicht sorgsam umgeht, fremdes Gut vollends nicht zu achten weiß. Welche Mittel nun stehen dem Gewerksunternehmer zu Gebote, um seine Sorge für Sparsamkeit der Arbeiter zu bethätigen?

Vor Allem wichtig ist strengste, peinlichste Sparsamkeit beim Betriebe des Gewerkes selbst. Sie kann der Unternehmer von seinen Arbeitern erzwingen. Wer immer das sorgsamste Zurathehalten der Zeit und der Stoffe vor Augen sieht; wer gezwungen ist, sich solchen Zurathehaltens selbst zu befleißigen, und wer beobachtet, daß es so, aber auch nur so, bei Anderen vorwärts geht: der wird, wenn er derartigen Lehren nur überhaupt zugänglich ist, hieraus auch eine Mahnung für seine eigene Wirthschaft entnehmen.



Arbeiterhaus zu 20,000 Fr. von der Weltausstellung vom Jahre 1867.

Aber dem Unternehmer stehen noch drastischer wirkende Mittel zur Verfügung. Die Herren A. Köchlin & Comp. in Mülhausen haben ihren Fabrikarbeitern binnen 16 Jahren zu einer Gesammtersparniß von 400,000 Fr. verholfen, indem sie ihnen die bei der Bezahlung von Lebensmittel-Lieferungen vereinbarten Abzüge gutschrieben und verzinsten. Gewiß — ein sehr einfaches und unter Umständen sehr erfolgreiches Sparsystem! Aber freilich: zu erheblichen Ergebnissen führt es nur entweder beim Handinhandgehen mehrerer kleiner Gewerks-



Das 3000 Fr.-Haus (Paris). Vordere Seite.

unternehmer, oder, wenn es in ganz großen Unternehmungen eingeführt ist. Denn, wenn ihr Absatz nicht massenhaft, ihre Kundschaft nicht sehr ausgedehnt ist, werden sich Lebensmittelverkäufer, die dann ja des Vortheiles des Engros-Verkaufes gegen baar nicht theilhaftig sind, nicht entschließen, den Käufern die Vortheile des Engros-Einkaufes zu gewähren, oder mit anderen Worten, sich einen Rabatt auf den Kaufpreis abziehen zu lassen. Ueberdies hält es schwer, zu kontroliren, ob die Verkäufer nicht, trotz des Vortheils des sicheren und ausgedehnten Absatzes gegen Baarzahlung, durch vorsichtige Waarenfälschung oder geringe Qualität, oder durch schlechtes Gewicht, ihre Abnehmer beeinträchtigen, die dann zwar sparen, aber auf Kosten ihrer gesunden Ernährung.

Gegen Fabriksparkassen, wie sie in den meisten industriellen Großunternehmungen eingeführt sind, spricht der Umstand, daß sie den Sparern keine genügende Sicherheit für ihre Ersparnisse, meist auch keine genügende Verzinsung gewähren, daß sie dem Unternehmer eine große Verantwortung aufbürden und Handhaben darbieten, den Arbeiter abhängiger zu machen, als dies im beiderseitigen Interesse wünschenswerth ist.

Am sichersten kommt der Unternehmer zum Ziele, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darauf hinwirkt, daß seine Gehülfen Konsum- und Spar- und Vorschußvereine gründen, oder sich an schon bestehenden derartigen Vereinen betheiligen. Die Annahme, daß Vereine der letzteren Art nicht für unselbständige Arbeiter taugen, beruht auf einem Vorurtheil. Diese werden der Vorschüsse nur seltener bedürfen, aber als Spareinleger und Antheile erwerbende Mitglieder werden sie nicht nur jedem Vorschußverein sehr willkommen sein, sondern auch größeren Vortheil von einer solchen Genossenschaft ziehen, als von einer bloßen, wie auch immer verständig eingerichteten Sparkasse.

---

2. Zwei Beispiele von richtigem Verständniß der Aufgabe.

Wer die Anstrengungen, welche in manchen Kreisen der Großindustrie der Mitarbeit an der Lösung der sogenannten „Arbeiterfrage" gewidmet werden, mit der des Gegenstandes würdigen Aufmerksamkeit verfolgt, wird allerdings zu beklagen haben, daß solche Anstrengungen, daß solche Zeugnisse von Verständniß der wirthschaftlichen Zeitaufgaben und der eigensten Interessen doch nur vereinzelt, sporadisch auftreten, daß die große Masse der Großindustriellen überall, entweder von den technischen Aufgaben ihres Berufes oder von dem Streben nach künstlichem Schutz und staatlichen Vergünstigungen ganz hingenommen, sich den großen wirthschaftlichen Zeitfragen gegenüber völlig apathisch verhält. Ihm gerade werden aber Beweise vom Gegentheil in um so hellerem, trostreicherem Lichte erscheinen. Und auch sie sind heutzutage nicht mehr so selten, daß man sonderliche Mühe hätte, darnach zu suchen. Wir beschließen unsere Darstellung mit der Vorführung zweier solcher Beispiele, indem wir die Leser auffordern, mit uns einen Besuch zuerst in den Etablissements der Herren A. Staub & Comp. in Kuchen bei Geislingen, und in der durch ihre Société industrielle, insbesondere durch ihre cité ouvrière, auf eine so hohe Stufe der wirthschaftlichen Bedeutung gehobenen Elsässischen Industriestadt Mülhausen zu machen.



A. Staub in Kuchen.

Das Staub'sche Arbeiterquartier.

Die Herren Staub & Comp. in Kuchen, Schweizer von Geburt, durch den Zollschutz, welchen der Zollverein der Baumwollspinnerei gewährte, und andere mehr lokale Vortheile vor Jahren veranlaßt, sich mit einer Spinnerei und Weberei in Würtemberg niederzulassen, traten im Jahre 1867 mit einer „Description de la cité ouvrière et des institutions, qui s'y rattachent de M. M. Staub & Co. à Kuchen près Geislingen en Würtemberg“ vor die „Jury spécial du nouvel ordre de récompenses“ der großen Pariser Ausstellung. Ihren Verdiensten ward die Krone zu Theil. Sie erhielten den Preis von 10,000 Francs, die Goldmedaille des großen Preises, das Ritterkreuz der Ehrenlegion.

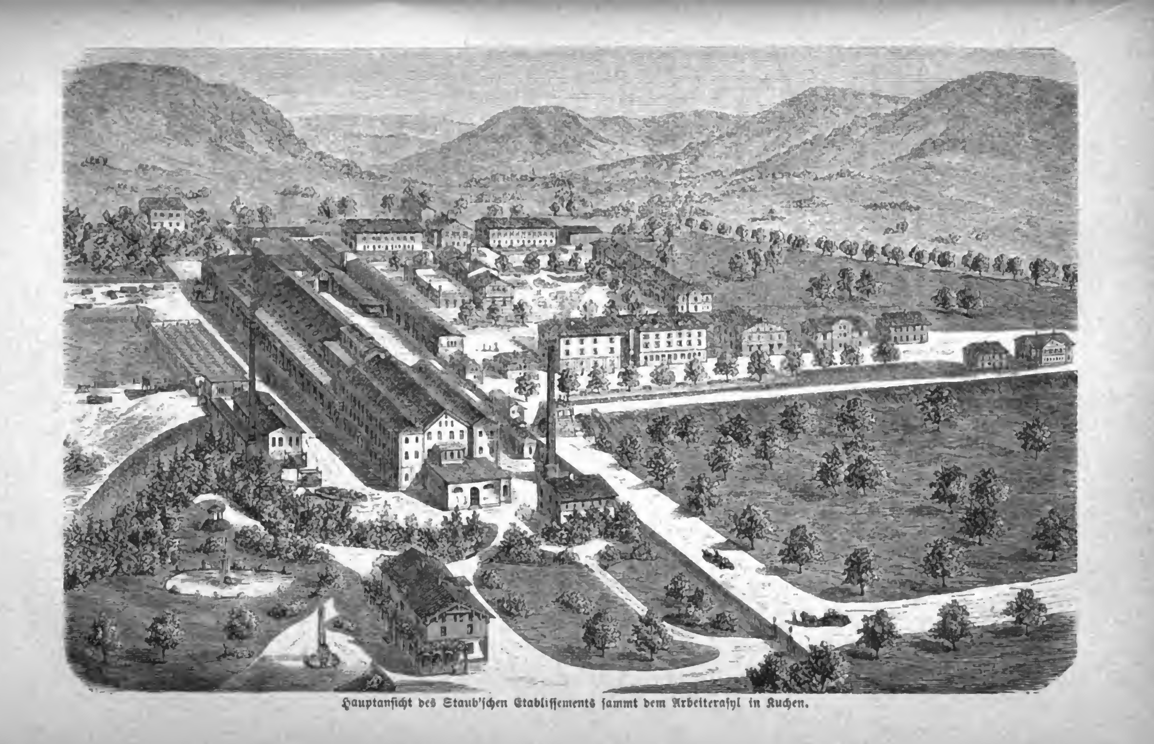
Inzwischen ist jene Beschreibung nebst einem Atlas, 36 Tafeln in Folio enthaltend, im Buchhandel erschienen (Stuttg. 1864). Das Etablissement dieser Herren — eine Baumwollenspinnerei von 28,000 Spindeln nebst Weberei von 550 mechanischen Webstühlen — ist im Jahre 1858 begründet. Es galt zunächst, die in der Nähe wohnenden Arbeiter an die Fabrikarbeit zu gewöhnen, aus der Ferne kommenden aber Wohnungen zu verschaffen, die in den benachbarten Dörfern nicht in genügender Menge und Qualität vorhanden waren. Die Unternehmer schritten deshalb zur Gründung einer cité ouvrière und aller der Anstalten und Einrichtungen, die sich mit einer solchen füglich verbinden

lassen, also einer Bade- und Waschanstalt, einer Restauration, eines Lesezimmers und einer Bibliothek, eines Versammlungszimmers für unverheirathete Arbeiterinnen, einer Schule, einer Kleinkinder-Bewahranstalt. Die Wahl der cité ouvrière statt der Arbeiterkaserne macht den Unternehmern Ehre; sie war unter bewandten Umständen auch richtiger als die Anregung zur Baugenossenschaft, welche bei der isolirten Lage der Fabrik doch keinen Erfolg gehabt haben würde. Selbstbau war nothwendig. Der Verfasser der „Beschreibung" erwähnt, halb entschuldigend, daß von dem Prinzip der cité ouvrière insofern abgewichen worden sei, als man nicht von vornherein und nicht für alle Wohnungen Eigenthumserwerb durch die Bewohner in Aussicht genommen habe. Aber auch das scheint uns bei der Lage des Etablissements ganz selbstverständlich. Ein Arbeiter, der mühsam Hauseigenthümer geworden, könnte kaum aus der Arbeit entlassen werden, noch dieselbe kündigen; im Falle das Etablissement, durch irgend welche Umstände genöthigt, den Betrieb einstellte, würden die Arbeiter zugleich brotlos und des größten Theiles ihres im Hause festgelegten Vermögens beraubt werden. Die fragliche, übrigens auch nicht konsequent durchgeführte, Abweichung vom Prinzip der cité ouvrière ist also gerechtfertigt.

Unabhängig von dem „Arbeiterquartier", aber doch auf das Zusammenwohnen begründet, und in das System der Staub'schen Schöpfungen gehörend, sind: der vorhandene Verein zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse, die bestehende Singgesellschaft, Musikgesellschaft, Krankenkasse, Ersparnißkasse. Alle diese Anstalten sind auf Anregung der Firma Staub & Co. entstanden. Ein Feuerwehrverein, zunächst zum Schutz des Fabriketablissements gegen Feuersgefahr ins Leben gerufen, stellt sich doch in seiner Organisation als ein in verschiedenen Richtungen hin wirksames Erziehungs- und Bildungsmittel dar. Ueber alle diese Unternehmungen wacht ein besonderes Comité.

„Behufs Durchführung guter Ordnung im Quartier, verträglichen Benehmens und ehrenhafter Haltung der Arbeiter, sodann zur Besprechung gemeinsamer Interessen und Angelegenheiten, wie die der verschiedenen Vereine, der Anordnung von Festen u. s. w., und um Ungehorsam, kleinlichen Intriguen u. s. w. unter den Angestellten und Arbeitern vorzubeugen, haben wir ein Comité von achtzehn Mitgliedern aufgestellt, welches nach unserer Wahl aus den Aufsehern und solchen Arbeitern besteht, die sich durch ihre gute Aufführung und ihre Intelligenz auszeichnen. Dieses Comité wird persönlich vom Verfasser dieser Schrift, oder in seiner Abwesenheit vom ersten Angestellten präsidirt" — so heißt es in der Beschreibung.

Man sieht, und wir werden die Bemerkung noch öfter zu machen Anlaß haben: das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern ist ganz auf patriarchalischem Fuße eingerichtet, oder, wie man sich mit einer politischen Redensart ausdrücken würde, es ist das Verhältniß des despotisme éclairé. Reiche Erfahrungen mögen die Unternehmer belehrt haben, daß dies das richtige Verhältniß sei. Wir haben unsere bescheidenen Bedenken gegen die Stichhaltigkeit dieser Annahme und möchten meinen, daß z. B. das Comité eine viel einflußreichere Stellung gewinnen müßte, wenn es wenigstens zum Theil von den Bewohnern des Quartiers selbst gewählt würde.



Hauptansicht des Staub'schen Etablissements sammt dem Arbeiterasyl in Kuchen.

Werfen wir nun zuvörderst einen Blick auf das Quartier.

Dasselbe bietet zunächst abgeschlossene Wohnungen, großentheils Einfamilienhäuser für etliche 40 Familien, ferner Wohnzimmer (14) für ledige Arbeiter; außerdem Gebäude zu gemeinschaftlichen Zwecken: Wasch- und Badehaus, Schul-, Bibliothek- und Spitalgebäude, Restauration, Bäckerei. Das Ganze liegt südwestlich von und dicht bei dem Fabriketablissement. Die Wohnhäuser in zwei mehrfach unterbrochenen, rechtwinkelig auf die Längenfront des Fabrikhauptgebäudes weisenden Linien, die so weit von einander abstehen, daß zwischen ihnen ein geräumiger öffentlicher Garten, das Bade- und Waschhaus, sowie das Schul-, Bibliothek-, Lesezimmer- ꝛc. Gebäude bequem Platz haben. Vor jeder Wohnung befindet sich ein kleiner Garten. Jede besitzt einen guten gewölbten Keller und einen abgesonderten Holzschoppen. Die Abtrittsgruben sind mit schweren Steinplatten gedeckt und die kleine Oeffnung zum Leeren derselben ist mit einem gußeisernen Deckel in der Weise abgeschlossen, daß niemals übler Geruch wahrgenommen werden kann. Die Gebäulichkeiten sind alle im ersten Stock massiv aus Stein gebaut, im zweiten aus Holz mit Backsteinen. Rücksichtlich der Lage der Schlafzimmer und Wohnstuben wurde hauptsächlich darauf gesehen, daß die meisten der Süd- und Ostseite zugekehrt seien, während die Hauseingänge, die Küche, Treppen und Aborte nach Nord und nach West zu liegen. Die Küchen sind alle mit vortrefflichen Feuerherden ausgestattet, die Wohnzimmer bis zur Fensterhöhe getäfelt und, wie sämmtliches Holzwerk der Häuser, mit Oelfarbe angestrichen; in allen, wie auch in einem großen Theile der Schlafzimmer, findet man gute Fayence- oder eiserne Oefen. Sämmtliche Wohnungen sind mit Wandschränken versehen, Wände und Plafonds gegypst; für den Winter sind Vorfenster vorhanden.

Die innere Einrichtung ebenso der Einfamilien- wie derjenigen Häuser, welche für mehrere Familien bestimmt sind, ist durchweg höchst zweckmäßig. Bei den ersteren ist sie zwar in Einzelnheiten verschiedenartig, je nachdem die Häuser für größere oder kleinere Familien bestimmt, auf einfachere oder gesteigertere Wohnungsbedürfnisse berechnet, zu vier und im Geviert unter einem Dache oder blos Giebel an Giebel aneinander gebaut sind. Aber gewisse Grundzüge der Konstruktion finden wir überall beobachtet, z. B. Verwendung des Eintrittsraumes zur Küche, Verlegung der Schlafräume in den oberen Stock. Die sämmtlichen Wohnhäuser zeichnen sich vor denen der Mülhäuser cité ouvrière durch größere Eleganz und Zierlichkeit in der äußeren Ausstattung aus. Leider erfährt man in der „Beschreibung" weder über die Baukosten, noch über die Miethbedingungen das Mindeste. Daß man über diesen Punkt ununterrichtet bleibt, erschwert die Bildung eines Urtheiles über die Wirthschaftlichkeit der Unternehmung.

Die Einrichtung der Bade- und Waschanstalt ist äußerst geschmackvoll und zweckmäßig. Im Erdgeschoß befindet sich ein großes Schwimmbassin, von Ankleidezimmern umgeben; im ersten Stockwerk werden die Wannenbäder verabreicht. Das Wasser des Schwimmbassins wird fortwährend erneuert und kann beliebig erwärmt werden. Es ist ein Dampfbad, es sind Fußbäder für Männer und Frauen vorhanden. Sehr geräumig und zweckentsprechend sind die Wasch-

und Wäschetrocknungs-Einrichtungen. Auch über die Benutzungspreise dieser Anstalten belehrt uns die „Beschreibung" nicht. Die Restauration besteht aus einem Saal für die Arbeiter, aus einem zweiten Saal und einem Billardzimmer für die Bureau-Angestellten und Aufseher. Die Wirthschaft ist verpachtet unter Bedingungen, welche Gewähr geben, daß die Restauration ihren Zweck als Pertinenzstück des „Quartiers" erfüllt.

Die Bibliothek wurde auf Kosten der Fabrikeigenthümer gegründet und ist der freien Benutzung der Arbeiter beiderlei Geschlechts überlassen, während das Lesezimmer blos für Männer zugänglich ist. Dasselbe ist jeden Abend bis 10 Uhr mit Gas beleuchtet und den ganzen Winter über geheizt.

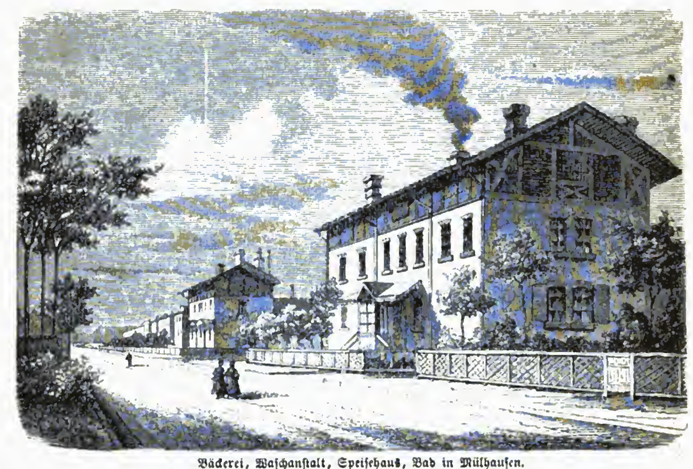
Der Besuch der Quartierschule ist für alle Kinder von 6—14 Jahren unentgeltlich. Gehalt und Wohnung des Lehrers werden von den Chefs der Fabrik bestritten. Die Schule zählt ungefähr 100 Kinder, welche in vier Klassen eingetheilt sind, von denen die beiden ersten, aus den älteren Kindern bestehend, täglich drei Stunden Unterricht erhalten. Vorliegende amtliche Zeugnisse erklären diese Anstalt für eine der besten Primärschulen des Landes. — Auch der Besuch der Kleinkinderschule ist unentgeltlich; ihre Aufgabe ist, die kleinen, noch nicht in der Fabrik beschäftigten Kinder des Arbeiterquartiers zu überwachen, ihnen spielend die Anfangsgründe des Unterrichts beizubringen, ihren Geist zu wecken und sie frühzeitig an Ordnung, Reinlichkeit und gutes Betragen zu gewöhnen.

Sehr zweckmäßig ist die Einrichtung eines Versammlungszimmers, in welchem unverheirathete Arbeiterinnen in ihren Mußestunden sich zusammenfinden und entweder mit weiblichen Arbeiten oder mit Lektüre sich beschäftigen können. Sehr nachahmenswerth ist ferner die Organisation des bestehenden Gesangvereins, des auf Anregung und unter Beihülfe der Fabrikchefs begründeten Instrumental-Musikvereins, der Krankenkasse, der Sparkasse — unter den hier obwaltenden Verhältnissen war ein Spar- und Vorschußverein natürlich nicht angebracht —; endlich die Organisation der Feuerwehr.

In den für die Benutzung der verschiedenen Anstalten des Arbeiterquartiers bestehenden Ordnungsvorschriften finden wir viele Bestimmungen, aus denen die patriarchalische Tendenz der ganzen Unternehmung hervorleuchtet. — Daß diese Tendenz äußerlich so sehr in den Vordergrund tritt, ist das Einzige, was uns an der Staub'schen Schöpfung mißfällt, ja was uns zu der Besorgniß Anlaß giebt, sie möge auf die Dauer doch nicht völlig das leisten, was man von ihr auf den ersten Blick erwartet.

Im Ganzen aber müssen wir unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, daß es sich hier um Unternehmungen handelt, welche für die wohlwollende Gesinnung und das volle Interessenbewußtsein der Begründer das ehrenvollste Zeugniß ablegen und, mit einigen Modifikationen, vielfache Nachahmung verdienen.

Wann endlich werden unter unseren Industriellen auch nur die hervorragenderen sämmtlich zu der Einsicht kommen, daß ein Theil der Lösung der sogenannten „Arbeiterfrage" lediglich in ihren Händen liegt, und daß, wenn sie in dieser Beziehung ihrer Mission ernsthaft nachkommen, ihnen selbst damit der größte Dienst geschieht?



Bäckerei, Waschanstalt, Speisehaus, Bad in Mülhausen.

Jean Dollfus, die Fabrik von Dollfus, Mieg & Comp.

Die Société industrielle zu Mülhausen.

Wenn man sich etwas eingehender mit den Arbeiten und Bestrebungen der Mülhäuser „Société industrielle“ beschäftigt, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß in diesen Kreisen die, wie wir soeben beklagten, anderwärts noch so vielfach mangelnde Einsicht breiteren Boden gewonnen hat, als irgendwo sonst. Wir laden die Leser ein, mit uns noch einen flüchtigen Blick auf diese Kreise und ihre großartigen und glücklichen Leistungen zu werfen.

Vielleicht kaum eine zweite Mittelstadt des heutigen Frankreich hat eine so reiche, wechsel- und ruhmvolle Geschichte aufzuweisen wie Mülhausen. Es hat seine reichsstädtische Freiheit über fünf Jahrhunderte gegen die mannichfachsten und heftigsten Anfechtungen vertheidigt und behauptet; oft haben die wackeren Bürger dieser Stadt einmüthig Alles aufs Spiel gesetzt, um nur die Unabhängigkeit ihres Gemeinwesens zu retten. Als sie, am 23. Januar 1798 bis aufs Blut vexirt und gepeinigt, mehrmals durch förmliche Blockaden ausgehungert, endlich ihre Selbständigkeit preisgeben mußten, gaben sie nicht zugleich ihre Bürgertugend, die von den Vätern ererbte Kraft der eigenen Initiative, nicht zugleich ihre glorreichen Erinnerungen dahin. Mülhausen ist noch heute ein Unikum unter den Städten des Kaiserreiches. Zwar äußerlich in keiner Weise eximirt von der streng centralistischen, mechanisch nivellirenden Ordnung des französischen Staatswesens, haben seine Bürger doch ihren bürgerlichen Gemeingeist sich zu bewahren gewußt. Die Form der städtischen Verwaltung folgt der allgemeinen, gleichen Schablone; der Geist ist der alte freireichsstädtische Geist. Wie ein Wächter dieses Sinnes steht an der Spitze der städtischen Verwaltung, zwar nicht mehr als „Burgemeister“, ja nicht einmal als

„Bourguemestre", sondern im modernen Gewande des Maire, aber doch regierend nach den ehrwürdigen Traditionen seiner Väter, der reichste und angesehenste Patrizier der Stadt Jean Dollfus, der Nachkomme des Begründers der Mülhäuser Großindustrie. Ein Mann, der über viele Millionen gebietet, widmet seine Zeit und seine Kraft den oft gar geringfügigen Geschäften der Verwaltung einer Stadt von 60,000 Einwohnern! Wir sind sicher, daß er's thut, um seine theure, geliebte Vaterstadt vor dem Verfall in Indifferentismus zu behüten, welcher das Loos aller bureaukratisch-centralistisch regierenden Gemeinwesen ist. Einem Jean Dollfus gegenüber überlegt sich auch der herrschsüchtigste Präfekt seine Verfügungen zwei- und dreimal.

Die Mülhauser Großindustrie begann im Jahre 1746. Damals gründeten die Herren Jakob Schmalzer, Samuel Köchlin und Johann Heinrich Dollfus zu Mülhausen die erste Indiennefabrik. Die „Herren Fabrikanten" hatten viel unter der Feindschaft der zünftigen Kleingewerbtreibenden der damals noch vorzugsweise landbautreibenden Stadt zu leiden; dann unter den französischen Prohibitiv- und Zollschutzmaßregeln. Aber je saurer ihnen das Leben gemacht wurde, um so mehr wuchsen ihnen die Kräfte.

Im Jahre 1752 gründeten die Herren Hartmann & Comp. die zweite, 1754 die Herren Anthes, Fehrer & Comp. die dritte Indiennefabrik; 1770 gab es schon 15 und 1785 bereits 20 solcher Fabriken in Mülhausen.

Die Einverleibung in Frankreich, wie hart sie auch den auf ihre ererbten und oft so kühn vertheidigten Freiheiten eifersüchtigen Bürgern dünken mußte, hatte doch für die industrielle Entwicklung der Stadt ohne Zweifel ihr Gutes. Vor Allem verschaffte sie der Stadt und der Umgebung vollständige Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung. Wie lange würden wol in der Republik Mülhausen die Zünfte und Niederlassungshindernisse noch gedauert haben? Die Nacht des 4. August 1789 verlieh Frankreich jene Freiheiten, um die wir noch bis in unsere Tage lange vergeblich haben kämpfen müssen. Die industrielle Grenzstadt ward nun ein Zufluchtsort für alle die, denen in den Nachbarstaaten — in der Schweiz, in Baden, Rheinbaiern, Württemberg — eine engherzige Gesetzgebung die Existenz verkümmerte, für alle die, welche nicht Meister werden konnten, weil sie nicht die Mittel hatten, das Meisterstück zu fertigen oder, weil die Meister ihres Handwerks und ihrer Heimatgemeinde das mit vielem Aufwande hergestellte Meisterstück nicht passiren ließen, um keinen neuen Konkurrenten aufkommen zu sehen, für alle die, welche sich vor der unbarmherzigen Rangstufenleiter des Lehrlings-, Gesellen- und Meisterthums fürchteten, für alle die endlich, welche sich verheirathen wollten, aber in ihrer Heimat aus irgend welchem einfachen Grunde den Konsens dazu nicht erlangen konnten.

Der Verlust der deutsch-freireichsstädtischen Qualität hat Mülhausen um seine politischen Freiheiten gebracht; aber das französische Regiment hat ihm durch Gewährung von wirthschaftlicher Freiheit zu seinem großartigen industriellen Aufschwunge verholfen. Und es sind deutsche Hände, die seit langer Zeit an diesem Aufschwunge helfen. Aber, daß Mülhausen seine Arbeiterscharen immer aus Einwanderern, wenn auch vorzugsweise Deutschen, rekrutiren mußte, verursachte seiner Industrie auch mancherlei Schwierigkeiten. Denn

die zusammengewürfelte, aus verschiedenen Gegenden zusammengewanderte und stets fluktuirende Arbeiterbevölkerung war an sich schwer zu beherrschen; sie war überdies vielfach mit durchaus schlechten, verkommenen Elementen durchsetzt.

Jene Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Die seit Alters an Selbsthülfe gewöhnten, zu thatkräftigem Gemeingeist erzogenen Mülhäuser Bürger erkannten diese Verpflichtung und suchten sie zu erfüllen in der allein richtigen Weise: sie verbanden sich zu Unternehmungen, welche auf die Förderung des leiblichen und geistigem Wohles der Industriearbeiter und darauf gerichtet sind, das Interesse der Letzteren immer inniger an das der Unternehmer zu knüpfen.

Diese Unternehmungen aber, wenn sie auch vollgültiges Zeugniß ablegen, ebenso für das verständige Wohlwollen wie für den thatkräftigen Gemeingeist der Mülhäuser Fabrikanten, datiren doch erst aus einer Zeit, in welcher geradezu der Selbsterhaltungstrieb die Letzteren dazu zwang, sich die traurige Lage ihrer Gehülfen ernstlich zu Herzen zu nehmen.

Im Jahre 1835 wurde der berühmte Statistiker Villermé von der Académie des sciences morales et politiques beauftragt, Erhebungen anzustellen über die Lage der Arbeiter in den Distrikten der französischen Baumwollen-Industrie. Sein bekanntes Werk „Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton etc." enthält die Ergebnisse dieser Erhebungen. Aus diesem Buche ersehen wir, daß die fraglichen Verhältnisse gegen Ausgang der dreißiger Jahre nirgends trauriger waren, als im Elsaß und insbesondere in Mülhausen. Der großartige Aufschwung der dortigen Industrie erzeugte eine fortwährend steigende Nachfrage nach Arbeitskräften; aber das Angebot war — dies erklärt sich aus der Grenzlage Mülhausens — stärker als die Nachfrage. Die Löhne waren — bei 15- bis 16stündiger Arbeit! — äußerst niedrig. Die Bauspekulation sorgte für Wohnungen, aber in weitaus nicht genügendem Maße. Die Fabrikarbeiter hatten nur die Wahl, sich in Mülhausen selbst in die elendesten Miethquartiere, die sie zu 8—9 Francs per Monat bezahlen mußten, einpferchen zu lassen, oder in den umliegenden Dörfern, oft 1—2 Stunden weit von der Fabrik, sich in ebenfalls miserablen Häusern einzumiethen. Die Wohnungs- und Nahrungsnoth stieg unter diesen Tausenden von Jahr zu Jahr; aber die Konkurrenz blieb ihnen ungünstig. Die Sterblichkeit erreichte ein unglaubliches Maß; aber der Auswurf der Nachbarländer füllte die Lücken, welche der Tod riß, augenblicklich wieder aus. Den physischen Zuständen entsprachen die sittlichen. Nirgends mehr Trunksucht und Laster aller Art, als in den elsässischen Baumwollen-Industrie-Distrikten.

Solchen Zuständen gegenüber errichteten die Wohlhabenden zuvörderst Almosenanstalten, welche ohne bestimmten Plan operirten und das Uebel noch vergrößerten, statt es zu verringern, da sie auch bei den zur Selbsthülfe Geneigten allmälig den Gedanken aufkommen ließen, daß es doch bequemer sei, sich von Anderen helfen zu lassen.

Solche Almosenanstalten finden wir — beiläufig bemerkt — auch unter den heutigen „Institutions ouvrières" noch in großer Zahl; aber sie haben

heute einen ganz anderen Sinn, als zur Zeit ihrer Gründung. Sie treten nur ein für den Fall, wo Krankheit oder Alter die Selbsthülfe unmöglich machen; sie sind nur berechnet auf Arbeitsunfähige.

Ueber die Ursachen des eben geschilderten Elends und die Mittel der Abhülfe zur Klarheit zu kommen — war die Hauptaufgabe der im Jahre 1826 von einer kleinen Zahl von einsichtigen Unternehmern gegründeten „Société industrielle de Mulhouse". Von höchst bescheidenen Anfängen hat sich diese Gesellschaft im Laufe der Zeit emporgeschwungen zu einer mächtigen und achtunggebietenden Stellung. Ihre heutige Bedeutung gelangt auch sichtbar zum Ausdruck in dem großen und schönen Palais, welches sie gebaut, wo sie ihre Sitzungen hält und ihre Sammlungen aufgestellt hat.

Die Gesellschaft zählt alle hervorragenderen Industriellen Mülhausens und der Umgegend zu ihren Mitgliedern. Wir finden darin viele weltberühmte Firmen, wie die folgenden: Mathias Dollfus, J. Köchlin-Schlumberger, Johann Zuber, Steinbach Köchlin & Comp., Schwartz & Huguenin, Köchlin Dollfus & Frère, Schwartz Trapp & Comp. u. A. m.; wir finden auf der Liste auch Namen hochverdienter, gemeinsinniger Privatmänner, wie des trefflichen Dr. Penot u. A. Ein edler Wetteifer spornt alle zu gleichen Leistungen an. Aber die eigentliche Seele des Ganzen bildet doch schon seit geraumer Zeit das Haus Dollfus, jetzt die Firma Dollfus-Mieg & Comp. zu Dornach bei Mülhausen, welche im ausgedehntesten Maße die Baumwollenspinnerei, Weberei, Zwirnerei, Bleicherei, Färberei und Indienne-Fabrikation betreibt.

Besucher der Mülhäuser „Institutions ouvrières" werden gut thun, ihre Schritte gleich nach diesem großen Etablissement zu lenken, dessen eigentlicher Chef, Herr Engel-Dollfus, Associé der obigen Firma, wirklich lernbegierigen Besuchern mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit und vollster Detailkunde bei Entwerfung des Operationsplanes behülflich sein wird.

Vom Bahnhof aus hat man, um Dornach zu erreichen, ein ziemliches Stück der alten Stadt zu passiren. Dann gelangt man in die Haupt- (Napoleons-) Straße der Cité ouvrière. Die Cité schließt an der Gemarkungsgrenze von Dornach ab, greift wol hie und da in diese Gemarkung hinüber; Dornach und Mülhausen sind und werden wol demnächst immer mehr werden eine einzige Stadt. Ueber mächtige Baumwipfel sieht man die mächtigeren Schornsteine der behaglich in große Parks hineingelagerten Etablissements des obengenannten weltberühmten Hauses hervorragen. Auf dem ganzen Wege vom Beginn der Cité bis zu der Domaine der großen Dornacher Industriefürsten entzückt den Wanderer der Blick auf die herrliche blaue Kette der hier gerade besonders schön geformten Vogesen.

In dem großen Sammelwerke von Turgan: „Les grandes usines de France" beginnt die Beschreibung der Fabriken der Herren Dollfus-Mieg & Comp. mit folgenden Worten: „Großartige Gebäude, die eine Fläche von mehreren Hektaren bedecken — tausend Pferdekräfte, erzeugt durch die Verbrennung von 12 Millionen Kilogramm Kohlen im Jahre und 30 Motoren, Jahr aus Jahr ein in Bewegung setzend — 2500 Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder; geschickte Ingenieure, welche jene Motoren mit ausgebildetster Sachkenntniß zum

Betriebe der vollkommensten Maschinen benutzen, — erfahrene, hochgebildete Chemiker, stets beschäftigt mit der Entdeckung und Anwendung neuer Verbindungen; — Künstler, welche unablässig neue Muster erfinden, die sofort durch geschickte Graveurs, treffliche Maschinen oder erfahrene Chemiker auf Walzen und Zeuge übertragen werden; — kühne Reisende, die in aller Welt neue Quellen des Rohstoffes aufschließen, — vollendete Geschäftsleute, welche den Verkauf der Erzeugnisse sichern; — ein Umsatz von 13 Millionen; — Alles in Allem eine so großartige und großartig durchdachte Schöpfung, und zu welchem Zweck? Um Frauenkleider herzustellen, mehr oder weniger leicht gewebt, mehr oder weniger bunt, bekannt unter dem Gattungsnamen der „Indiennes" und umfassend die Musseline, Organdins, Jakonets, Perkale und Piqués. Keine Industrie erfordert die Mitwirkung so vieler Wissenschaften, kein Produkt muß durch so viele Hände gehen, so viele chemische Prozesse und so viele Maschinen passiren, ehe es an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Hier in der That kann man studiren und begreifen, welchen Höhepunkt die Civilisation erreicht hat."

Es ist wahr, ein Gang durch diese großartigen Industriewerkstätten erfüllt auch wol solche, die nicht ganz unbewandert sind auf dem Gebiete der Industrie, mit einer Art von andächtigem Staunen.

Aber Indiennes kann man allenfalls auch anderwärts fabriziren sehen. Der Gang durch diese Dornacher Industriestätten gewinnt erst dann eine Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auf diesem Boden ganz etwas Anderes und etwas viel Größeres fertig gebracht wird, als Frauenkleiderstoffe, daß der Schöpfer dieser Unternehmungen seinen großartigen wirthschaftlichen Beruf in unvergleichlich verständiger und wirksamer Weise verwerthet hat zur Veredelung ganzer Generationen und vieler Tausende von Gehülfen, die seiner Hände Werk und die Entschließungen seiner Großherzigkeit segnen; daß auf diesem Boden entstanden ist die wunderbare und mit Worten kaum gebührend zu würdigende Société industrielle von Mülhausen.

Herr Engel-Dollfus eröffnete die Sitzung eines Comité's dieser Gesellschaft am 25. Februar 1867 mit den Worten: „Wenn man die Jahrbücher unserer Gesellschaft durchblättert, so erkennt man, daß sie zu jeder Zeit seit ihrer Begründung von dem Grundgedanken geleitet gewesen ist, daß der Unternehmer seinen Gehülfen mehr schuldet als den Lohn; daß es seine Pflicht ist, seine Aufmerksamkeit ihrem leiblichen und sittlichen Wohle zuzuwenden, und daß diese Verpflichtung, durchaus sittlicher Natur, in keiner Weise zu erfüllen durch irgend eine Lohnbewilligung, stärker sein muß als die Rücksichten auf das Privatinteresse, welche bisweilen mit jenen Gefühlen, von denen Sie, meine Herren! sämmtlich beseelt sind, scheinbar nicht in Einklang zu bringen sind."

Diese höheren Verpflichtungen in der That sind, wenn irgendwo, so in Mülhausen, stets gewissenhaft im Auge behalten, getreulich erfüllt worden, und am lebhaftesten ist von ihnen stets durchdrungen gewesen der Schöpfer dieser Industriepaläste, von denen wir eben zu sprechen hatten und in denen augenscheinlich Tausende ihr Lebelang sich abmühen, um die schönsten und verkäuflichsten Indiennes für den begehrlichen Modemarkt zu liefern.

In den ersten Jahren ihres Bestehens beschäftigte sich die Société indu-

strielle vorzugsweise noch mit — man könnte sagen — theoretischen Erörterungen theils technischer, theils wirthschaftlicher Natur. Fragen, wie die der wahrscheinlichen Wirkungen der Reduktion der Arbeitszeit, der Beseitigung der Nachtarbeit, der Einschränkung der Kinderarbeit, wie die der Durchführbarkeit der Unfallversicherung u. s. w., wurden in den Sitzungen vielfach und gründlich ventilirt; auch die Bedürfnisse des Elementar- und des technischen Fachunterrichtes hörte man in diesen Kreisen vielfach erörtern. In einer späteren Periode versuchte die Gesellschaft zugleich auf die französische Fabrikgesetzgebung in verschiedenen Richtungen reformirend einzuwirken. In der dritten Periode ihres Bestehens aber finden wir sie in einer unmittelbar praktischen Wirksamkeit. Jetzt sehen wir sie stets mitten im Kampf gegen das Elend und die Unwissenheit, angethan mit dem Rüstzeug einer langjährigen Erfahrung, ausgestattet mit einem eigenen, nicht unbeträchtlichen Vermögen, vor Allem aber sicher, daß, was von ihr empfohlen wird, weiterer Fürsprache bei denen nicht bedarf, welchen die Mittel zur Ausführung zu Gebote stehen.

Verhältnißmäßig spät erst hat die Gesellschaft sich mit der dringlichsten der vorliegenden praktischen Fragen, der Wohnungsfrage, beschäftigt. Dafür ist sie aber auch, ohne daß sie durch das Labyrinth verfehlter Versuche sich hätte hindurchtasten müssen, gleich zu der unter den gegebenen Umständen glücklichsten Lösung gediehen; sie ist die eigentliche Schöpferin der Cité ouvrière. — Es ist bekannt, daß der Prinz Albert von England, als Präsident einer Baugesellschaft, in der Londoner Weltausstellung von 1851 nahe beim Krystallpalast ein Musterarbeiterhaus ausgestellt, und daß überhaupt jene Ausstellung solchen Personen mannichfache Anregung gegeben hatte, welche sich für die sogenannte Wohnungsfrage interessirten. Zu diesen Personen gehörte der Chef des Hauses Johann Zuber Söhne zu Mülhausen. Von London zurückgekehrt, beantragte er in der Société industrielle, daß die für wirthschaftliche Fragen bestehende Abtheilung (Le comité d'économie sociale) beauftragt werde, sich fortan mit dem gründlichen Studium der Wohnungsfrage zu befassen und der Gesellschaft das Ergebniß ihrer Studien vorzutragen.

Am 30. Juni 1852 erstattete Dr. Penot, der jetzige Vicepräsident der Gesellschaft, Namens der Abtheilung den erforderten Bericht. Darin ward rühmend anerkannt, was seit 25 Jahren in Mülhausen für die Verbesserung des Wohnwesens der Fabrikarbeiter geschehen sei; aber es ward für nöthig gehalten, Vorsorge zu treffen, daß das alte Uebel bei der stets zunehmenden Zahl der Bevölkerung nicht abermals überwuchere; die Privatspekulation habe sich dieser Aufgabe noch nicht bemächtigt; bewirke man durch ein Vorgehen der Gesellschaft auch nur dies, daß die Spekulation in die rechte Bahn geleitet werde, so sei dies schon ein befriedigender Erfolg. Von der Erbauung sogenannter Arbeiterkasernen müsse man von vornherein absehen; das Beste sei, kleine Familienhäuser, je für eine Familie, nach dem von Herrn Amadée Rieder vorgelegten Plane, zum Preise von etwa 2200 Francs zu bauen und diese zu einem Miethzins von 132 Francs (6 %) zu vermiethen. Der Bericht forderte dazu auf, daß von einigen Mitgliedern der Gesellschaft und auf deren Risiko einige solche Häuser, genau nach dem vorgelegten Plane, errichtet werden

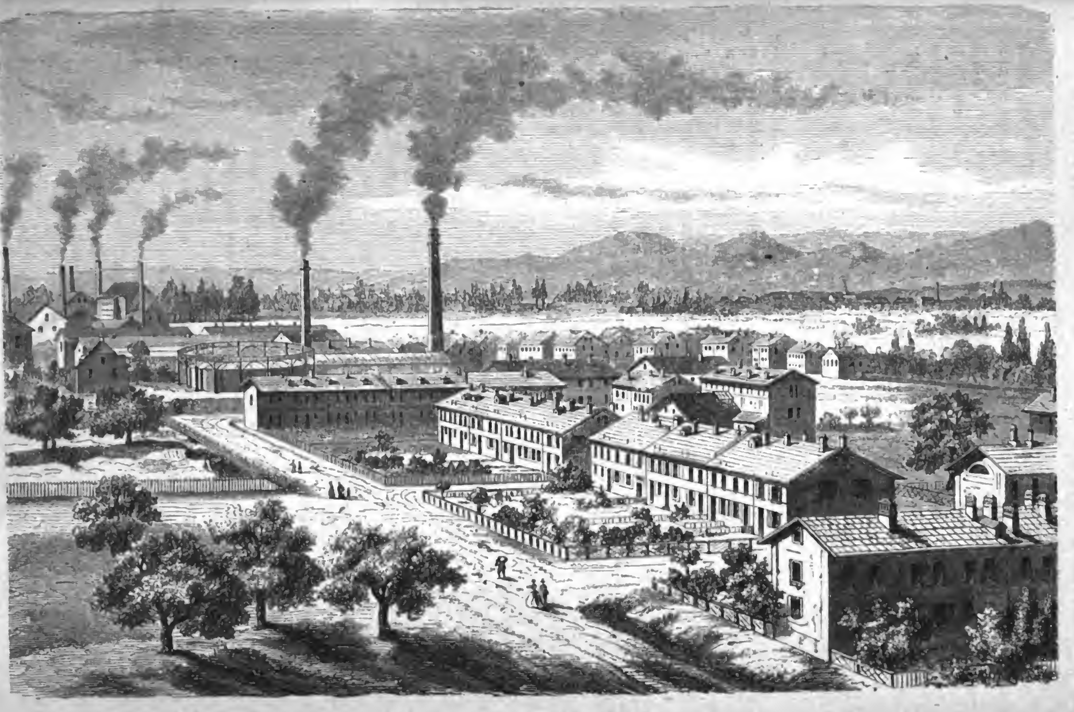
möchten. Man dachte zunächst nur an Vermiethung der Häuser, die so entstehen würden. In der nämlichen Sitzung, in welcher die Abtheilung ihren Bericht erstattete, erklärte sich Jean Dollfus bereit, auf seine Kosten ein Probehaus, aber nach einem anderen, ihm vom Architekten Müller vorgelegten Plane zu bauen.

Dabei ließ es aber Dollfus nicht bewenden. Er baute vier Probehäuser nach dem Müller'schen Plane, und zwar zu Dornach. Da dieselben sich schnell vermietheten und vollkommen bewährten, so gründete Dollfus unter dem Namen „Société mulhousienne des cités ouvrières" eine Gesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, kleine Häuser in Mülhausen zu bauen, so viele, als es das Bedürfniß fordere. Das Gründungskapital wurde auf 300,000 Francs festgestellt; die Regierung gab hierzu noch 150,000 Francs aus ihren Fonds — ein Beitrag, der sich durch weitere Zuwendungen nachmals auf das Doppelte steigerte. Die Gesellschaft bestand aus 12 Mitgliedern, welche zusammen 60 Aktien je zu 5000 Francs, gezeichnet hatten (Jean Dollfus Père allein 35 Stück). Man bearbeitete den Plan der Cité; am 20. Juli 1853 begannen die Arbeiten auf einer von Jean Dollfus gelieferten Baufläche von 8 Hektaren.

Am 1. November 1868 zählte die 15 Jahre vorher erst begonnene Cité bereits 860 Häuser, je zum Preise von 1900 bis 3400 Francs! Von diesen Häusern waren zu jener Zeit bereits 785 Eigenthum der Bewohner; darunter 230 schon vollkommen abgezahlt! Die Eigenthümer hatten sie erworben, indem sie außer einer ersten Anzahlung von 2—300 Francs monatliche Abzahlungen geleistet hatten, die, einschließlich des Miethzinses, nur wenig mehr betrugen, als was für enge, dunkle, schmuzige Miethwohnungen in der Stadt hätte bezahlt werden müssen. Mit so geringen Kosten konnte der Kaufpreis für so wohnliche Häuser nebst Gärten amortisirt und außerdem den Aktionären noch ein entsprechender Zins für ihr Aktienkapital gewährt werden.

Im Frühjahre 1868 besuchte der Verfasser dieser Zeilen mit einigen Freunden die Cité ouvrière. Wir begaben uns zunächst nach dem Bureau, welches sich mit dem Restaurant und der Bäckerei unter einem Dache befindet. Hier waltete der gute Genius dieser Stadt, Herr Bernhard, der Geschäftsführer der Cité, ein würdiger, rüstiger, jugendfrischer Greis. Mit überaus wohlthuendem Eifer setzte uns der treffliche Mann die ganz unberechenbar segensreichen Wirkungen des Hauseigenthumserwerbs, die er täglich zu beobachten Gelegenheit habe, auseinander. Seine Betrachtungen wurden durch handgreifliche Beweise gewürzt; denn das Bureau wurde nicht leer von Miethzins- oder Kaufpreiszahlern. Wir hörten mit Vergnügen die lehrreichen Erzählungen an, welche Herr Bernhard beinahe an jede à Conto-Einzahlung, deren er während unserer Anwesenheit viele zu buchen hatte, zu knüpfen wußte; jede solche Zahlung schien eine neue Erinnerung an die Leiden und Freuden seiner „Kinder" in der Cité zu wecken.

Begleitet von einem uns mitgegebenen Führer, traten wir nun die Wanderung durch die letztere an. Ich brauche den Plan der Stadt so wenig als die Einrichtung der größtentheils zu vier unter einem Dache gebauten, je mit zwei Wänden einander berührenden, mit Gartenraum umgebenen Häuser, von denen die Mehrzahl aus Kellerraum, Parterre und einer Etage besteht zu beschreiben.



Blick auf einen Theil der Arbeiterstadt in Mülhausen.

Ich brauche nicht näher auf die Modifikationen des Eigenthumserwerbs an diesen Häusern einzugehen. Alle diese Dinge sind glücklicherweise heutzutage bekannt genug. Es gehört zum guten Tone, zu wissen, was eine Cité ouvrière ist, und in allen wesentlichen Punkten sind die jetzt bestehenden der Mülhäuser gleich. Erwähnt sei nur, daß die Gesellschaft zum Zwecke des Landankaufes und des Häuserbaues Kapitalien aufnimmt, und daß sie aus den eingehenden Miethgeldern und Kaufgeldraten jene Kapitalien verzinst und allmälig tilgt, die Verwaltungskosten bestreitet und den Aktionären eine — allerdings bescheidene — Rente gewährt. Die Rente darf bescheiden sein; denn die Aktionärs sind Fabrikanten, die an der günstigen Gestaltung der Wohnungsverhältnisse ihrer Arbeiter stark interessirt sind.

Man wird fragen, ob denn durch den Neubau von 8—900 kleinen Einfamilienhäusern der Wohnungsnoth in Mülhausen, wo die sogenannte Arbeiterbevölkerung doch zur Zeit auf 12—15,000 sich beläuft, bereits wirklich abgeholfen sei. Diese Frage muß verneint werden, obwol selbstverständlich das Beispiel der Gesellschaft auch den Eifer der Privatspekulation mächtig angeregt und die fortschreitende Befriedigung des Wohnungsbedarfs die Miethpreise nicht unerheblich herabgedrückt hat. Aber die Société des cités ouvrières ist auch weit entfernt, ihre Aufgabe für erfüllt zu halten; sie baut fort und fort, und die stetig eingehenden Amortisationsraten sowie ihr guter Kredit ermöglichen ihr das. In der Generalversammlung für das Jahr 1867—68 ward beschlossen, im neuen Rechnungsjahre 32 neue Häuser zu bauen.

Es ist wahr: die Cité ouvrière macht einen etwas eintönigen Eindruck. Aber was überall wiederkehrt, ist glücklicherweise Ordnung, Sauberkeit, Wohnlichkeit und Behagen. Und das geübte Auge findet doch bald auch das Mannichfaltige in der gleichartigen Häusergruppenmasse heraus. Man sieht es jedem Hause an, ob es ein Miethhaus ist, oder zu Eigenthum erworben werden soll, oder dem Bewohner schon ganz zu Eigen gehört. Ist Letzteres der Fall, so wird man am Hause oder am Garten, oder an beiden deutliche Spuren der Neigung entdecken, das mühsam Erworbene nun auch zu schmücken außen und innen. Ueberall, wo wir eintraten, fanden wir frohe Gesichter; mit freudigem Stolz wurden wir hier auf den Beginn der „Schmuckperiode" aufmerksam gemacht, wurde uns dort das „Jetzt" gegen das „Ehedem" gepriesen. Eine arme Frau, die noch zur Miethe wohnte, versetzte unser Erscheinen in großen Schrecken, da sie in uns Kaufliebhaber vermuthete, Kauf aber, auch in Frankreich, Miethe bricht. Es sah recht ärmlich in dem Hause aus. Aber welch' eine Sorte von Wohnung mögen die armen Leute früher inne gehabt haben, da sie jetzt der Gedanke einer Exmission mit solchem Schrecken erfüllte? Ebenso in der Anlage der Arbeiterstadt, wie in der Einrichtung der Häuser, gewahrt man das ernste und glückliche Bestreben der Bauunternehmer, für Luft und Licht zu sorgen. Und für Schatten und Blumenduft sorgen die Bewohner gar schnell selbst.

Den Restaurant der Cité fanden wir nur um die Mittagszeit, da aber auch reichlich besucht, und zwar von Kostgängern und Kostgängerinnen, die hier ihr schmackhaftes, kräftiges und beispiellos billiges Mahl einnahmen oder abholten. Am Abend waren die Häuser der Cité fast sämmtlich hell, aber die Säle des

Restaurant kaum nothdürftig erleuchtet. Nur in einem dieser Säle war Leben. Da waltete der **Bibliothekar** der Cité, der vollauf zu thun hatte, um den zahlreichen Lesern Bücher abzunehmen und auszuleihen. Beinahe 86,000 Bände wurden im Rechnungsjahre 1867—68 von der Bibliothek der Cité ausgeliehen.

Bei Tage hatten wir noch die **Bäckerei**, die **Wasch- und Badeanstalt** und den **Kindergarten** der Cité besichtigt. Die Bäckerei liefert jetzt täglich gegen 800 fünfpfündige Laib Brot, den Laib meist 10—15 Cent. unter dem Bäcker preise. Demnächst wird auch ein auf Aktien begründeter Konsumverein mit eigenem Laden für die Cité begründet.

Die Wasch- und Badeanstalt, obwol trefflich eingerichtet, wird noch nicht nach Wunsch benutzt. In den beiden letzten Rechnungsjahren (1866—68) wurden 9051 und bezüglich 10,418 Bäder verabreicht, und 7340 und bezüglich 9895 Wäschen hier gewaschen. Die Stadtgemeinde macht der Cité in diesem Punkte eine, freilich nur sehr wohlthätige, Konkurrenz.

In dem Kindergarten (La salle d'Asile), der im letzten Rechnungsjahre durchschnittlich von 415 Kindern täglich besucht wurde, fanden wir fröhliches Leben. Ist das gesunde Aussehen der Kinder ein Zeugniß für das ökonomische Behagen der Eltern — diese fröhliche Kinderschaar berechtigte uns zu befriedigenden Schlüssen. Wären wir nur — dieser Gedanke kam mir unwillkürlich in diesem Asyl der Fabrikkinder — wären wir nur erst so weit in unserer Industrie, daß diesem munteren Völkchen eine längere Frist gegönnt werden kann, bis es in das Joch der ernsten Arbeit eingespannt wird!

Auch in dem musterhaft eingerichteten Etablissement von Dollfus-Mieg & Comp. sind doch beinahe 250 untersechszehnjährige Kinder beschäftigt. Wir sahen einen Theil derselben nach der Arbeit in der Fabrikschule; ihre Leistungen — es ist wahr — ließen wenig zu wünschen, aber unverkennbar prägte sich in den Mienen der meisten eine gewisse Abspannung und Ermüdung aus, die man nur auf das Conto der Ueberanstrengung so jugendlicher Kräfte bei der Arbeit schreiben kann. Niemand ist mehr, als der Chef der Fabrik, Herr Engel-Dollfus. durchdrungen von dem Bestreben, gerade in diesem Punkte Abhülfe zu schaffen,

Wenn man gesehen, wovon ich soeben berichtet, hat man keineswegs alle Sehenswürdigkeiten der Cité, noch weniger aber alle sichtbaren Schöpfungen der Société industrielle gesehen. Um den letzteren aber nur einigermaßen gerecht zu werden, müßte man ein zweites Buch wie das treffliche Werk von Eugène Véron („Les institutions ouvrières de Mulhouse et des environs") schreiben. Und eine solche Arbeit wäre vergeblich, weil sie eben schon einmal in mustergültiger Form existirt. Man müßte erzählen von dem Mülhäuser Waisenhause, von der Blindenanstalt, von den Krankenhäusern, von den verschiedenen Herbergen, von den Alterspensionshäusern, von den trefflichen Schulen und Volksbibliotheken der Stadt — kurz, von allen den Triumphen, welche die Société im Kampfe gegen das Elend und gegen die Unwissenheit errungen hat. Man müßte auch jener neuesten Schöpfungen erwähnen, die, wie z. B. die „Gesellschaft zur Verhütung der Beschädigung durch Maschinen" („Association pour prévenir les accidents de machines"), obwol nicht in sichtbaren Resultaten vor Augen tretend, nicht minder auf die Lösung hochwichtiger Probleme gerichtet sind.

Ich will mich jedoch darauf beschränken, nur in aller Kürze noch der trefflichen, auf Anregung der Société industrielle begründeten „École théoretique et pratique de tissage mécanique“ zu gedenken, welche in ihren Einrichtungen und Leistungen geradezu unerreicht dasteht. Diese Schule hat den Zweck, jungen Leuten Gelegenheit zum praktischen und theoretischen Studium der Webindustrie zu geben, dergestalt, daß sie in allen Zweigen dieser Industrie vollkommen bewandert werden und den genossenen Unterricht auch alsbald verwerthen können, indem sie sich an den Arbeiten der mit der Schule verbundenen kleinen, aber musterhaft eingerichteten mechanischen Weberei betheiligen. Die Schule ist von einer Aktiengesellschaft begründet und wird von dem in seinem Fache rühmlich bekannten Direktor Emil Fries geleitet.

Man sieht, die Société industrielle hat nicht vergessen, dafür zu sorgen, daß die Mülhäuser Industrie auch in der Technik an der Spitze des Fortschritts marschire. Diese Schule gewährleistet auf einem für Mülhausen so hochwichtigen Gebiete die Heranbildung erfinderischer ebenso wie ausführender Kraft und Fertigkeit. Die Väter wollen auch in diesem Stücke sich übertroffen sehen von ihren Kindern.

Aus dem geschäftigen Lärm der Arbeitssäle dieser Schulfabrik führte uns unser Weg in ein gar stilles, friedliches Haus. Wir besichtigten kurz vor unserer Abreise das „Asyl des vieillards“. Zwanzig Mülhäuser Firmen gründeten dieses Haus vor achtzehn Jahren durch freiwillige Beiträge. Es soll die Veteranen der Handarbeit aufnehmen und am späten Lebensabend ihnen jene Ruhe, jene Bequemlichkeit und jene äußere Behaglichkeit geben, wonach das Alter sich sehnt. Die Einrichtungen sind aufs Aeußerste zweckmäßig und behaglich. Aber die Hausordnung ist streng. Ihr fügen sich nur Diejenigen, denen Alles von der Seite gestorben ist, die ohne dieses Asyl keine Heimat, keine Pflege mehr hätten. Für 45 Greise eingerichtet, ist dieses Haus daher meist nur von 10—15 Pfleglingen bewohnt. Diese, zum Theil hochbetagten Männer machen, so behaglich sie sich auch immer fühlen mögen, einen wehmüthigen Eindruck. „Wo ist das Krankenzimmer?“ frug ich den Oekonomen des Asyls. „Wir haben wol ein Krankenzimmer“ — erwiderte dieser, „aber die alten Herren sind nicht viel und nicht lange krank; ein, zwei Tage — dann lischt das Lebenslicht aus.“

Sie sind Veteranen der Handarbeit — die Pfleglinge dieser Anstalt; sie haben meistens schwerlich das Bedürfniß, noch die Fähigkeit, ihre Memoiren zu schreiben. Könnten sie es und thäten sie es: man würde von ihnen, abgesehen von den Schilderungen der eigenen Leiden und Freuden, Sorgen und Bestrebungen, übereinstimmend vernehmen, daß für Mülhausen eine neue, bessere Zeit angebrochen ist, eine Zeit, in der sich die edelsten Bürger der Armen und Verlassenen annehmen, als wären es ihre Pflegebefohlenen, in der Jeder und auch der Geringste, wenn er nur den guten Willen hat, auf geebneter Bahn vorwärts kommen kann und Keiner verderben muß. Sie würden vielleicht eingestehen, daß es ja nicht blos Menschenliebe, sondern Menschenliebe mit Berechnung ist, was dieses Mülhausen zu einem so ganz besonderen Stück Erde gemacht hat. Sie würden die Werke ihrer Wohlthäter segnen, und in diesen Segenswunsch könnte getrost alle Welt mit einstimmen.

A. Emminghaus.

Register der Abbildungen

im

Buch berühmter Kaufleute.

Erste und zweite Sammlung.

Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die arabischen geben die Seiten an. **A.** bedeutet Abbildung, **P.** Porträt, **T.** Tonbild, **Tb.** Titelbild, **V.** Vignette (meist Schlußvignette).


HDI
HB 0049 9


Digitized by Google